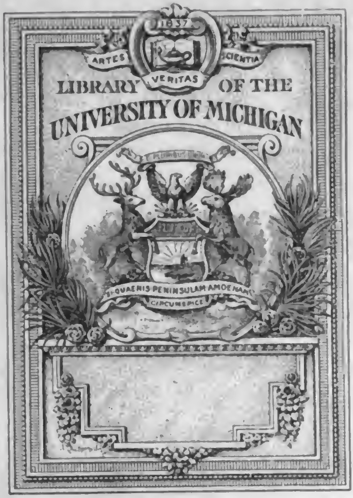
Sokrates

Digitized by Google


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

5735

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LX. JAHRGANG.
DER NEUEN FOLGE VIERZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1906.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASZE 94.

Digitized by Google

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Digitized by Google

INHALT DES LX. JAHRGANGES,

DES VIERZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Seite

J. Baar, Wie soll man Gedichte erklären? 419

O. Baumgarten, Grundgedanken über Reform des Religionsunterrichts auf dem Gymnasium 102

G. Budde, Zur Gestaltung des französischen Unterrichts am Gymnasium 358

K. Endemann, Zur sittlichen Ausbildung unserer Gymnasialschüler . 277

J. Freund, Zu den Versetzungsbestimmungen 217

J. Geffcken, Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie . 1

H. Gillischewski, Die harmonische Verbindung des griechischen Skriptums mit der Klassenlektüre in Obersekunda und Prima . 405

E. Huckert, Die Erdkunde Griechenlands und Italiens im Geschichtsunterricht 221

A. Huther, Über die Aufgaben der pädagogischen Psychologie . . . 341

A. Kullmann, Non scholae, sed vitae 279

H. F. Müller, Grillparzer und das klassische Altertum I. II . 549. 613

G. Sachse, Zur Organisation der Gymnasien 213

F. Schneider, Wie kann den sich aus der verschiedenen Lage des Osterfestes besonders für die Schule ergebenden Unzuträglichkeiten allein befriedigend abgeholfen werden? 677

O. Weißenfels, Welche Förderung kann man sich von Übersetzungen griechischer und römischer Klassiker für die Zielaufgabe des Gymnasiums versprechen? 77

O. Weißenfels, Der pädagogische Wert der Phantasie 741

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

**, Wie studiert man Archäologie? Ein Wegweiser für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen wollen, sowie für angehende Philologen und Kunsthistoriker, angez. von F. Seiler 20

**, Grammatikblätter für die Hand der Schüler, eine Übungsschule zum richtigen Gebrauch der Sprache, 7. Auflage, angez. von R. Jonas 366

160294

Digitized by Google

Seite

* *, Orthographieblätter für die Hand der Schüler, 22. Auflage, angez. von R. Jonas 367
Aelschker, E., s. Schiller.
Althof, H., Walthari poesis. Das Waltharilied Ekkehards von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert, angez. von F. Kuntze 116
Althof, H., Geschichtstafeln für die einzelnen Klassen höherer Lehranstalten, 2. Auflage, angez. von G. Reinhardt 395
Amrhein, H., Die deutsche Schule im Auslande, angez. von A. Lange 457
Avenarius, A., Hausbuch deutscher Lyrik, 5. Auflage, angez. von A. Biese 24
Badke, O., s Ch. M. Mason.
Bahr, H., Biblische Geschichten des Alten und Neuen Testamentes, angez. von A. Bienwald 567
Bangert, W., Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in der Vorschule auf phonetischer Grundlage, 3. Auflage, angez. von P. Wetzel 634
Bauckmann, s. E. Zühlsdorff.
Behme und *Krieger*, Führer durch Tsingtau und Umgebung, 3. Auflage, angez. von A. Kirchhoff 658
Bennegger, M., s. L. Pitcairn.
Benziger, J., s. Frohnmeyer.
Benzmann, H., Moderne deutsche Lyrik, mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen, angez. von A. Biese 24
Beyer, K., Der Katechismusunterricht, Präparationen, angez. von C. Boetticher 296
Bierbaum, O. J., Goethe-Kalender auf das Jahr 1906, angez. von R. Jonas 132
v. Boltenstern, P., s. Cicero.
Brandenburg, E., s. Dahlmann-Waitz.
Brandl und *Keller*, Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 40. Jahrgang, angez. von H. Truelsen 151
Brandt, P., Sappho, angez. von F. Bucherer 728
Bräuninger, J., Grundlagen der deutschen Sprachlehre, angez. von P. Wetzel 784
Breimeier, H., Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche, angez. von G. Budde 515
Breymann, H., Neusprachliche Reform-Literatur, 3. Heft: Bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Steinmüller, angez. von G. Budde 325
Brunner, K., Aus der Jugendzeit berühmter Männer, angez. von A. Funck 483
Buck, C. D., s. W. G. Hale.
Budde, G., Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1812 bis auf die Gegenwart, angez. von E. Erythropel 254
Burckhart, C., s. Künstler-Steinzeichnungen.
Cauer, P., Von deutscher Spracherziehung, angez. von O. Przygode . 704
Cauer, P., Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform, angez. von H. F. Müller 791

Digitized by Google

Seite

Ciceros philosophische Schriften, herausgegeben von P. v. Boltenstern, angez. von J. Loeber 722
Classen, J., s. Thukydides.
Classen, J., Zwölf Vorlesungen über die Natur des Lichtes, angez. von R. Schiel 335
Compayré, G., Charles Démia et les Origines de l'Enseignement primaire, angez. von A. Lange 458
Conrad, H., s. Shakespeare.
Cybulski, St., Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur mit erläuterndem Text von St. Cybulski und M. Fickelscherer, angez. von M. Hodermann 642
Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, herausgegeben von E. Brandenburg, 7. Auflage, angez. von E. Heydenreich 736
Debes, E., Physikalische Schulwandkarte des Deutschen Reichs und seiner Nachbargebiete, 3. Auflage, angez. von A. Kirchhoff . 659
Detlefsen, D., s. Plinius.
Deutsche Bücherei, herausgegeben von A. Reimann, angez. von L. Zürn 240
Diehl, W., Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen, Band III: Das Volksschulwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, angez. von F. Fügner 295
Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, 3. Band, 2. Auflage von P. Groebe, angez. von H. Meusel 520
v. Drygalski, E., Ferdinand Freiherr v. Richthofen, mit einem Anhang: E. Tießen, Die Schriften Ferdinand Freiherr von Richthofens, angez. von R. Jonas 561
Durmayer, J., Grundzüge der Poetik, 3. Auflage, angez. von U. Zernial 717
Echtermeyer, F., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen, 35. Auflage von A. Rausch, angez. von A. Biese 25
Ehrismann, G., s. K. Weinhold.
Eisler, Deutsche Kulturgeschichte, angez. von E. Stutzer 132
Elsäßer, W., Leitfaden der Stereometrie, angez. von M. Nath . . . 608
Endemann, K., Die Weltanschauung der Hohenzollern und der moderne Materialismus, angez. von G. Reinhardt 598
Engelien, A., Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache, neubearbeitet von H. Jantzen, 9. Auflage, angez. von P. Wetzel . 576
Engelien, A., Die deutsche Wortbildung, 2. Auflage von H. Jantzen, angez. von P. Wetzel 790
Engelmann, E., s. A. Przygode.
Engleder, F., Zeichenskizzen zum naturkundlichen Unterricht nach biologischen Grundsätzen, angez. von P. Zühlke 545
Ernst, P., Des Knaben Wunderhorn. Alte Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Cl. Brentano, neu herausgegeben, 2. Auflage, angez. von A. Biese 24
Études sur Schiller, publiées par la Société pour l'étude des langues et des littératures modernes, angez. von J. Schmidt 493
Evers, M., s. H. Liedtke.
Fahrenberg, K., s. J. R. Seeley.

Digitized by Google

Seite

Fallbrecht, F., Platons Euthyphron, eine methodische Präparation, angez. von M. Hoffmann 648
Feitel, J. B., Kommentar zu F. W. Webers Dreizehnlinden, angez. von B. Arnold 500
Fenkner, H., Arithmetische Aufgaben I. Teil, 5. Auflage, angez. von A. Kallius 153
Fischelscherer, M., s. St. Cybulski.
Fritsche, H., s. Shakespeare.
Frobenius, L., Geographische Kulturkunde, Teil II: Ozeanien, Teil III: Amerika, Teil IV: Asien, angez. von O. Genest 32
Frohnmeyer und *J. Benzinger*, Bilderatlas zur Bibelkunde, angez. von A. Bienwald 467
Galle, R., Konrad Bitschins Pädagogik, das 4. Buch des enzyklopädischen Werkes de vita coniugali, angez. von F. Fügner . . . 294
Gautier, L., Epopées françaises, herausgegeben von F. Strohmeyer, angez. von R. Schoeps 144
Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige, angez. von R. Jonas 562
Geyer, P., Der deutsche Aufsatz, angez. von R. Brendel 770
Goldscheider, P., Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht, angez. von H. F. Müller 304
Görlich und *Hinrichs*, Kurzgefaßtes Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache, angez. von K. Beckmann 384
Goethes Werke, herausgegeben von K. Heinemann, angez. von L. Zürn 487
Goethe, Dichtung und Wahrheit, ausgewählt und erläutert von L. Smolle, angez. von B. Arnold 497
Grimmich, V., Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien, angez. von H. Hoffmann 299
Groebe, P., s. W. Drumann.
Grofs, K., Aurea dicta, für Schüler der ersten fünf Klassen zusammengestellt, angez. von F. Harder 136
Gruhn, A., Das Schlachtfeld von Issos, angez. von F. Reuß 522
Grundke, O., und *H. Schmidt*, Die evangelische Religionsfakultas, angez. von A. Bienwald 466
Gürke, G., s. J. Sandeau.
Gurlitt, L., Der Deutsche und seine Schule, angez. von C. Kruse . . 228
Haas, Th., L'Empire 1813—1815. L'Allemagne antinapoléonienne, ausgewählt und mit Anmerkungen herausgegeben, angez. von F. J. Wershoven 381
Hagemann, H., Dispositionen zu ausgewählten Oden des Horaz, angez. von A. Grumme 563
Hale, W. G., and *C. D. Buck*, A Latin Grammar, angez. von H. Lattmann 313
Hamilton, The Practical Englishman, angez. von H. Truelsen . . . 383
Harder, Chr., s. Thukydides.
Hayward, F. H., Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von G. Hilf, angez. von R. Jonas 560

Digitized by Google

Seite

Heinemann, K., s. Goethe.
Hellinghaus, O., s. Schiller.
Helmolt, H., Weltgeschichte, Band V: Südost- und Osteuropa, angez. von E. Stutzer 391
Hemme, A., Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache, angez. von C. Stegmann 318
Hengesbach, J., Conteurs contemporains, neue Erzählungen, ausgewählt und erklärt, angez. von R. Schoeps 652
Hense, J., Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht, angez. von A. Zehme 235
Herders Bilder-Atlas zur Kunstgeschichte, Teil I: Altertum und Mittelalter, angez. von Eins 262
Hettner, A., Das europäische Rußland. Eine Studie zur Geographie des Menschen, angez. von A. Kirchhoff 31
Heyn, E., Herder und die deutsche christliche Gegenwart. Aussprüche aus Herders theologischen Schriften, geordnet und beurteilt, angez. von R. Niemann 17
Heyne, M., Deutsches Wörterbuch, 2. Auflage, angez. von F. Weidling 567
Hief, G., s. F. H. Hayward.
Hinneberg, P., Die Kultur der Gegenwart I 8, angez. von O. Weißenfels 470
Hinrichs, s. Görlich.
Hoffmann, M., Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken, angez. von L. Zürn 262
Höfler, A., Physik mit Zusätzen aus der angewandten Mathematik usw., unter Mitwirkung von E. Maiß und F. Poske herausgegeben, angez. von E. Goldbeck 156
Höfler, A., Hilfsbuch zur Physik, angez. von E. Goldbeck 156
Höfler, A., Naturlehre für die Oberstufe der höheren Lehranstalten, angez. von E. Goldbeck 156
Höfler, A., Repetitorium der Physik, angez. von E. Goldbeck . . . 156
Hortzschansky, A., s. P. Schwenke.
Hüter, L., Präparationen zu Euripides' Hippolytos, angez. von W. Gemoll 250
Jaeger, W., Werner von Siemens, angez. von R. Jonas 561
Jantzen, H., s. A. Engelien.
Jerome, J. K., Fact and Fiction, edited with explanatory notes by K. Schladebach, angez. von H. Knobloch 146
Judeich, W., Topographie von Athen, angez. von O. Weißenfels . . 323
Jullian, C., Verkingetorix, übersetzt von H. Sieglerschmidt, angez. von M. Hodermann 735
Keller, s. Brandl.
Kern, O., Goethe, Böcklin, Mommsen, vier Vorträge über die Antike, angez. von H. F. Müller 481
Kienitz-Gerloff, F., Methodik des botanischen Unterrichts, angez. von B. Landsberg 37
Kinzel, K., Gedichte des 19. Jahrhunderts, 2. Auflage, angez. von P. Wetzel 243

Digitized by Google

Seite

Kirchhoff, A., Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität, angez. von K. Schlemmer 605
Kleinpaul, R., Deutsches Fremdwörterbuch, angez. von F. Kuntze . . 484
v. Kleist, H., Werke, herausgegeben von E. Schmidt, angez. von G. Boetticher 492
Knab, P., Rechenbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, angez. von A. Kallius 542
Knauth, H., Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische, 5. Auflage, angez. von M. Koch 139
Koch, M., Schriften der Brüder Grimm, Auswahl, angez. von K. Berndt 368
Kohl, O., Griechischer Unterricht, Geschichte und Methodik, angez. von G. Sachse 139
Köhler, K., s. Ch. M. Mason.
Köhler, K., English History in Biographies, angez. von H. Truelsen . 383
Kollm, G., Verhandlungen des 15. Deutschen Geographentages, angez. von A. Kirchhoff 602
Körner, Th., Zriny, herausgegeben von H. Schladebach, angez. von B. Arnold 500
v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters (1438—1519), 1. Band, angez. von E. Stutzer 388
Krause, H., Schulbotanik, 6. Auflage, angez. von B. Landsberg . . 42
Kregenow, E., und *W. Samel*, Gerätkunde für Turnlehrer und Turnvereine, angez. von G. Riehm 42
Krieger, s. Behme.
Kroll, W., Das Studium der klassischen Philologie. Ratschläge für angehende Philologen, angez. von F. Seiler 19
Kukula, R. C., s. Plinius.
Künstler-Steinzeichnungen: C. Burckhardt, Fischer am Mittelmeer; S. Schneider, Wettlauf, angez. von E. Samter 541
Kunze, R., Die Germanen in der antiken Literatur, 1. Teil, angez. von Th. Opitz 651
Lange, R., s. D. Müller.
Langer, O., Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, 4. Auflage, angez. von P. Wetzel 632
Lazarus, N., und *A. Leicht*, Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, angez. von H. Peter 625
Lehmann, R., Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten VI und VII, angez. von C. Heinze 501
Leicht, A., s. N. Lazarus.
Lessing, Laokoon, herausgegeben von M. Manlik, angez. von B. Arnold 498
Leuchtenberger, G., Hauptbegriffe der Logik in Beispielen nebst Erläuterungen, angez. von L. Schmidt 690
Liedtke, H., Alte und mittlere Kirchengeschichte, herausgegeben von M. Evers, angez. von A. Jonas 694
Lindner, Th., Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, 4. Band, angez. von E. Stutzer 387
Linnarz, R., s. F. Müller.
Lippert, R., Lehrbuch der deutschen Sprache, angez. von P. Wetzel . 788
Lorentz, P., Hebbelbuch, angez. von W. Bauder 240

Digitized by Google

Seite

Lykurgos, Rede gegen Leokrates, herausgegeben von E. Sofer, angez. von O. Wackermann 581
Lysias, Ausgewählte Reden mit einem Anhang aus Xenophons Hellenika, herausgegeben von A. Weidner, 2. Auflage von P. Vogel, angez. von G. Sachse 513
Maisch, *R.*, Griechische Altertumskunde, neubearbeitet von F. Pohlhammer, angez. von Th. Becker 731
Maiſs, *E.*, s. A. Höfler.
Manlik, *M.*, s. Lessing
Martens, *L.*, Die Platolektüre im Gymnasium, angez. von H. Gillischewski 644
Martens, *W.*, Geschichtswiederholungen, hauptsächlich zur Vorbereitung. auf Geschichtsprüfungen, angez. von R. Lange 151
Mason, *Ch. M.*, The Counties of England, ausgewählt und erklärt von O. Badke, mit einem Wörterbuch von K. Köhler, 2. Auflage, angez. von H. Truelsen . . . . ; 148
Matthias, *Th.*, s. F. Schultz.
Matthias, *Th.*, Aufsätze aus Oberklassen, angez. von R. Jonas . . . 311
Matthias, *Th.*, Jacob Grimms Reden über das Alter und auf Schiller, herausgegeben von Th. M., angez. von R. Berndt 368
Maurer, *H.*, Methodisch geordnete Sammlung geometrischer Aufgaben in bildlicher Darstellung, angez. von M. Nath 664
Mayr, *A.*, s. Schiller.
Mehlhorn, *P.*, Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden, 6. Auflage, angez. von A. Jonas 470
Mehlhorn, *P.*, Kirchengeschichte für höhere Schulen, 7. Auflage, angez. von A. Jonas 693
Menge, *H.*, Troja und die Troas, nach eigener Anschauung geschildert, 2. Auflage, angez. von F. Seiler 21
Meyer, Hand-Atlas, 3. Auflage, angez. von A. Kirchhoff 32. 383
Meyer, *H.*, Die Kriege Friedrichs des Großen, 2. Teil, angez. von R. Brendel 533
Meyer, *J.*, Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter, mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen, angez. von A. Biese 24
Meyer, *R. M.*, Deutsche Stilistik, angez. von A. Baumeister . . . 569
Michaelis, *G.*, s. Chr. Ostermann.
Müller, *D.*, Geschichte des deutschen Volkes, 19. Auflage von R. Lange, angez. von E. Fischer 525
Müller, *F.*, Jubellied zur Silberhochzeit des Kaiserpaares, komponiert von R. Linnarz, angez. von H. J. Müller 44
Müller, *H. J.*, s. Chr. Ostermann.
Müller, *J.*, s. K. F. Nägelsbach.
Münch, *W.*, Geist des Lehramts. Eine Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen, 2. Auflage, angez. von R. Jonas 234
Münch, *W.*, Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart, angez. von A. Jonas 688
Mutzbauer, *C.*, Grundriß für den Unterricht in der deutschen Literatur, angez. von P. Schwarz 637

Digitized by Google

Seite

Mužik, Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den griechischen Schulklassikern, angez. von K. P. Schulze 587
Nägelsbach, K. F., Lateinische Stilistik, 9. Auflage von J. Müller, angez. von C. Stegmann 369
Natorp, P., Allgemeine Pädagogik in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen, angez. von R. Jonas 16
Netoliczka, O., Lehrbuch der Kirchengeschichte, 7. Auflage, angez. von A. Jonas 693
Neuendorff, E., Die Turnlehrer an den höheren Lehranstalten Preußens und der Geist des Turnlehramts, angez. von G. Riehm . . . 336
Oppel, K., Buch der Eltern, 5. Auflage von J. Ziehen, angez. von R. Jonas 455
Oppel, K., Das alte Wunderland der Pyramiden, 5. Auflage, angez. von A. Rohrmann 607
von der Osten, G., Länderkunde von Europa, für den Erdkunde-Unterricht in der Untersekunda des Gymnasiums bearbeitet, angez. von A. Grumme 563
Ostermann, Chr., Lateinisches Übungsbuch II (Quinta), Ausgabe C von H. J. Müller und G. Michaelis, angez. von R. Berndt 795
Pahde, A., Erdkunde für höhere Lehranstalten, Teil V: Oberstufe, angez. von A. Bludau 334
Pahl, F., s. E. Schulze.
Peip, Taschenatlas, angez. von M. Lück 540
Petsch, R., Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen, angez. von J. Schmidt 134. 270
Philippson, A., Europa, eine allgemeine Landeskunde, 2. Auflage, angez. von A. Rohrmann 607
Pitcairn, L., and *M. Bennegger*, Conversational Books about the Pictures of Hoelzel, angez. von H. Knobloch 145
Plinius, Naturalis Historia. Die geographischen Bücher mit vollständigem kritischen Apparat herausgegeben von D. Detlefsen, angez. von K. Rück 140
Plinius' des Jüngeren Briefe, herausgegeben und erklärt von R. C. Kukula, angez. von O. Wackermann 247
Pohlhammer, F., s. R. Maisch.
Prellwitz, W., Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache, 2. Auflage, angez. von H. Ziemer 513
Preufs, S., Index Isocrateus, angez. von B. Keil 319
Proescholdt, L., s. Shakespeare.
Przygode, A., und *E. Engelmann*, Griechischer Anfangsunterricht im Anschluß an Xenophons Anabasis II, angez. von E. Hoffmann 725
Poske, F., s. A. Höfler.
Poske, F., Unterstufe der Naturlehre, Physik nebst Astronomie und Chemie, angez. von E. Goldbeck 156
Prein, O., Aliso bei Oberaden, neue Forschungen und Vermutungen, angez. von H. Eickhoff 267
Rausch, A., s. Th. Echtermeyer.
Rausch, E., Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichts im Abriß dargestellt, 2. Auflage, angez. von R. Jonas 454

Digitized by Google

Seite

Raydt, H., Spielnachmittage, angez. von G. Riehm 42

Rehmke, J., Die Seele des Menschen, 2. Auflage, angez. von R. Jonas 225

Reimann, A., s. Deutsche Bücherei.

Rein, W., Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik I, 2. Auflage, angez. von Th. Ziegler 223

Rein, W., Pädagogik im Umriß, 4. Auflage, angez. von A. Lange . . 364

Reuters Werke, herausgegeben von W. Seelmann, angez. von C. Kruse 301

Richter, J., Die messianische Weissagung und ihre Erfüllung, angez. von R. Niemann 699

Richter, J. W. O., Deutsche Seebücherei 5. Band, angez. von R. Brendel 532

Ricken, W., Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschluß der Untersekunda, 2. Auflage, angez. von O. Wendeburg 373

Roesen, K., Grundzüge der Physik mit einem Anhange: Chemie und Mineralogie, zum Gebrauche für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet, angez. von J. Peveling 269

Rogel, F., Das Rechnen mit Vorteil, angez. von A. Kallius 609

Rosenberg, K., Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen höherer Schulen, angez. von R. Schiel 544

Rösiger, F., Hilfsheft zu Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus dem Phaidon und Symposion, angez. von G. Schneider . 584

Roth, K. L., Römische Geschichte nach den Quellen erzählt, 3. Auflage, angez von G. Reinhardt 653

Sahr, J., Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert, 2. Auflage, angez. von F. Kuntze 303

Sahr, J., Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts, Teil III: Von Brant bis Rollenhagen, angez. von F. Kuntze 484

Samel, W., s. E. Kregenow.

Sandeau, J., Madeleine, herausgegeben von G. Gürke, angez. von R. Schoeps 145

Saure, H., Auswahl französischer Gedichte für Schule und Haus, 3. Auflage, angez. von H. Truelsen 383

Scheel, W., Deutschlands Seegeltung, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis von Deutschlands Flotte und ihrer Bedeutung in Krieg und Frieden, angez. von R. Wessely 535

Schellhorn, O., Planimetrische Beweise mit Anhang: Algebraische Regeln, angez. von M. Nath 663

Schenkl, H., s. K. Schenkl.

Schenkl, K., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, neubearbeitet von H. Schenkl und F. Weigel, 11. Auflage, angez. von G. Sachse 325

Schillers Werke, für Schule und Haus herausgegeben von O. Hellinghaus, angez. von A. Führer 238

Schiller, Gedichte, ausgewählt und erläutert von A. Mayr, angez. von B. Arnold 497

Schiller, Maria Stuart, herausgegeben von E. Aelschker, angez. von B. Arnold 498

Schiller, Wallenstein, herausgegeben von F. Ullsberger, angez. von B. Arnold 498

Digitized by Google

Seite

Schillings, C. G., Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika, 2. Abdruck, angez. von E. Hohmann 399

Schladebach, K., s. J. K. Jerome; Th. Körner.

Schlemmer, K., Geographische Namen. Erklärung der wichtigsten im Schulgebrauche vorkommenden Namen, angez. von A. Rohrmann 606

Schmehl, Chr., Die Elemente der sphärischen Astronomie und der mathematischen Geographie, angez. von M. Nath 35

Schmehl, Chr., Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene, angez. von M. Nath 35

Schmidt, A., s. Shakespeare.

Schmidt, A., Kunst und Gedichtbehandlung im Unterrichte, angez. von R. Jonas 702

Schmidt, E., s. H. v. Kleist.

Schmidt, H., s. O. Grundke.

Schneider, G., Der Idealismus der Hellenen und seine Bedeutung für den gymnasialen Unterricht, angez. von Chr. Muff 643

Schneider, S., s. Künstler-Steinzeichnungen.

v. Scholz, W., Deutsches Balladenbuch, enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts, von Bürger bis Liliencron, mit einer Einleitung, angez. von A. Biese 24

v. Schubert, H., Grundzüge der Kirchengeschichte, angez. von J. Waßner 629

Schulz, F., und *Th. Matthias*, Meditationen in neuer Auflage, angez. von H. F. Müller 242

Schulze, E., und *F. Pahl*, Mathematische Aufgaben, Teil I: für Quarta bis Untersekunda einschließlich, angez. von M. Nath 36

Schütte, W., Die Heimkehr des Odysseus, angez. von E. Naumann . 253

Schwartz, E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur, 2. Auflage, angez. von O. Wackermann 580

v. Schwarz, F., Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan, angez. von M. Hodermann 734

Schwenke, P., und *A. Hortzschansky*, Berliner Bibliothekenführer, angez. von R. Ullrich 763

Seehausen, R., Geschichte der deutschen Literatur nebst einer kurzen Poetik, 2. Auflage, angez. von U. Zernial 713

Seeley, J. R., The Growth of Great Britain, herausgegeben von K. Fahrenberg, angez. von K. Beckmann 518

Seeliger, H., Antike Tragödien im Gewande moderner Musik. Ästhetische und metrische Studien, angez. von H. Guhrauer . . , . . 252

Seelmann, W., s. Reuter.

Segger, F., Rechenbuch für die Vorschule der höheren Lehranstalten. angez. von A. Kallius 154

Seidel, P., Hohenzollern-Jahrbuch 9. Jahrgang, angez. von E. Heydenreich 592

Shakespeare, Merchant of Venice, erklärt von H. Fritsche, 2. Auflage von L. Proescholdt, angez. von H. Truelsen . . . . . . , . . 149

Shakespeare, Julius Caesar, erklärt von A. Schmidt, neue Ausgabe von H. Conrad, angez. von H. Truelsen 150

Digitized by Google

Seite
Shakespeare, Hamlet, erklärt von H. Fritsche, neuherausgegeben von H. Conrad, angez. von H. Truelsen 332
Shakespeare, Dramatische Werke, übersetzt von A W. Schlegel und L. Tieck, revidiert von H. Conrad, angez. von L. Zürn . . . 490
Sieglerschmidt, H., s. C. Jullian.
Smolle, L., s. Goethe.
Sofer, E., s. Lykurgos.
Spieſs, H., Die Lyrik des 19. Jahrhunderts, angez. von B. Arnold . 498
Splettstöſser, W., Deutsche Sprachübungen für die Vorschulen höherer Lehranstalten, angez. von F. Pudel . . . . , ... 506
Steinmüller, s. H. Breymann.
Steinweg, C., Corneille, Kompositionsstudien, angez. von B. Wiese . 516
Stelling, H, Aus Bismarcks Familienbriefen, Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert, angez. von A. Zehme . . . 333
Steuerwald, W., Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten, 3. Auflage, angez. von P. Schwarz 260
Steup, J., s. Thukydides.
Stielers Hand-Atlas, 9. Auflage, angez. von A. Kirchhoff 264
Stier, G., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische, angez. von M. Banner 590
Stöckel, Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, 3. Auflage, angez. von O. Genest 530
Strohmeyer, F., s. L. Gautier.
Teichmann, E., Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung, angez. von O. Ohmann 610
Thukydides, Ausgewählte Abschnitte, bearbeitet von Chr. Harder, 1. Teil, 2. Auflage, angez. von S. Widmann 511
Thukydides' Buch VI, erklärt von J. Classen, 3. Auflage von J. Steup, angez. von S. Widmann 799
Tieſsen, E., s. E. v. Drygalski.
Toreau de Marney, Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen nach neuer Methode zusammengestellt, angez. von K. Beckmann 328
Τσερέπης, Γραμματικὴ τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης, μάλιστα τῆς ἀττικῆς διαλέκτου, angez. von G. Sachse 373
Tumlirz, K., Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, angez. von P. Wetzel 712
Ullsberger, F., s. Schiller.
Ulescher, O., Rechenaufgaben für höhere Schulen, 3. Auflage, angez. von A. Kallius 810
Vaihinger, H., Die Philosophie in der Staatsprüfung, angez. von M. Nath 459
Vesper, W., Die Germania des Tacitus deutsch, angez. von U. Zernial 478
Vogel, P., s. Lysias.
Wagner, E., Schulwandkarte von Palästina zur biblischen Geschichte, bearbeitet auf Grund der Wandkarte von Fischer-Guthe, angez. von A. Kirchhoff 537
Wagner, E., Kurze Landeskunde von Palästina, ein Begleitwort zur Schulwandkarte von Palästina, angez. von A. Kirchhoff . . 537

Digitized by Google

Seite

Walker, L., Grammatisches Übungsbuch für den englischen Unterricht nach der analytischen Methode, angez. von P. Schwarz . . . 258
Wasserzieher, E., Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit, angez. von A. Biese . . . . . . , . 24
Weber, F. M., Dreizehnlinden mit Erläuterungen des Verfassers, angez. von B. Arnold 500
Weber, H., und *J. Wellstein*, Enzyklopädie der Elementar-Mathematik, angez. von M. Nath 660
Weidner, A., s. Lysias.
Weigel, F., s. K. Schenkl.
Weinel, H., Die Gleichnisse Jesu, zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien, 2. Auflage, angez. von R. Niemann 464
Weinhold, K., Kleine mittelhochdeutsche Grammatik, neubearbeitet von G. Ehrismann, angez. von F. Weidling 577
Weiſsenfels, O., Auswahl aus den griechischen Philosophen, Teil I: Auswahl aus Platon, angez. von M. Hoffmann 648
Weiſsenfels, O., Aristoteles' Lehre vom Staat, angez. von Th. Becker 732
Weitzenböck, G., Lehrbuch der französischen Sprache, 2. Teil, 5. Auflage, angez. von M. Banner 589
Wellstein, J., s. H. Weber.
Wendland, P., Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm, angez. von H. Vollmer 15
Wershoven, F. J., Histoire de la révolution française, herausgegeben und erklärt, angez. von E. Meyer . . . . . . , ... 330
Weise, O., Kurzer Abriß der Logik und der Psychologie für höhere Lehranstalten, angez. von E. Wasserzieher. 18
Wesener, Griechisches Elementarbuch, neue Ausgabe, 2. Teil, angez. von G. Sachse 588
v. *Wilamowitz-Moellendorff, U.*, Griechische Tragödien übersetzt, Band VIII—XI, angezeigt von B. Büchsenschütz 508
Wittneben, A., Das perikleische Zeitalter in Aristoteles' Schrift vom Staate der Athener, angez. von A. Grumme 563
Wobbermin, G., Ernst Haeckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung, angez. von A. Jonas 698
Wohlrab, W., Ästhetische Erklärung von Shakespeares Dramen, angez. von L. Zürn 491
Woynar, K., Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien, angez. von M. Hodermann 531
Wrampelmeyer, H., Tischreden Dr. Martin Luthers, zum ersten Male veröffentlicht, angez. von A. Grumme 563
Wunderer W., Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien I, angez. von K. Endemann 506
Wünsche, A., Die Schönheit der Bibel, 1. Band, angez. von A. Jonas 460
Wünsche, A., Die Bildersprache des Alten Testaments, angez. von A. Jonas 696
Zange, F., Das Johannes-Evangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und Weltanschauung auf der Oberstufe höherer Lehranstalten, angez. von R. Niemann 236

Digitized by Google

Seite

Ziegeler, E., Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda, 2. Heft, 4. Auflage, angez. von R. Jonas 365
Ziehen, J., s. K. Oppel.
Ziehen, J., Quellenbuch zur Deutschen Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart, angez. von R. Jahnke 597
Zühlsdorff, E., Die Psychologie als Fundamentalwissenschaft der Pädagogik in ihren Grundzügen dargestellt, mit einem Begleitwort von Bauckmann, angez. von R. Jonas 226

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Seite

Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg, 3.—6. Oktober 1905, von H. Vollmer . . . . 45. 159.
2. Jahresversammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin, von H. Müller 267
Oskar Weißenfels, von E. Weber 665

VIERTE ABTEILUNG.

Eingesandte Bücher 211. 275. 339. 403. 547. 611. 674. 739. 811

JAHRESBERICHTE

DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Seite

Ciceros Reden, von F. Luterbacher 185
Demosthenes, von W. Nitsche 73
Homer (höhere Kritik), von C. Rothe 232
Entstehung der Odyssee, von P. D. Ch. Hennings 260
Herodot, von H. Kallenberg 316
Horatius, von H. Röhl 41
Livius, von H. J. Müller 1
Hannibals Alpenübergang, von R. Oehler 28
Tacitus mit Ausschluß der Germania, von G. Andresen 271

Digitized by Google

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie.

Vortrag, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg.

Wenn ich hier vor Ihnen über das Verhältnis der altchristlichen Glaubensstreiter zur griechischen Philosophie sprechen will, so bin ich mir wohlbewußt, daß mancher unter Ihnen diese Formulierung des Themas zu engbeschränkt finden wird; man wird seine Erweiterung fordern, wird das alte Christentum und die griechische Philosophie überhaupt in ihrer Stellung zueinander gewürdigt sehen wollen. Aber ganz abgesehen davon, daß eine durchdringende und umfassende Behandlung dieses Themas, so oft sie auch schon versucht worden ist, zurzeit aus hier nicht zu erörternden Gründen noch nicht möglich ist, so bildet doch auch die apologetische Litteratur mit ca. 30 selbständigen Büchern und Schriften einen recht bedeutenden Bestandteil des altchristlichen Schrifttums überhaupt, und anderseits ist auch hier der Krieg der Vater aller Dinge: nur im Streite mit den Griechen, die von Anfang an bis zum Ende, bis ins 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. die offenen oder heimlichen Feinde des Christentums blieben, vermochte sich der christliche Glaubenskämpfer seiner Religion in ihrem vollen Werte bewußt zu werden und konnte er Stellung nehmen zu den größten Fragen seiner Zeit wie überhaupt aller Zeiten. Nur in den Stürmen und Wettern gerade dieses Jahrhunderte währenden Streites konnte auf christlichem Boden auch eine Art von Philosophie heranreifen, die dem immer wieder sich einstellenden Bedürfnis des Menschen nach dem Ausgleich der Religion mit dem Denken auf lange Zeit hin Nahrung bot. Und drittens: Gerade die Betrachtung der Apologetik kann uns lehren, welch starke Brüche und Inkonsequenzen auch in dieser Entwicklung menschlichen Wesens liegen und uns zu einer etwas nüchterneren Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem Christentum und der Philosophie von der teleolo-

Digitized by Google

gischen Auffassung jener Enthusiasten zurückführen, die der göttlichen Geheimnisse kundig für alles, was wird und entsteht, den heiligen Kausalnexus herstellen.

Die wackeren Männer, die im 2. und 3. Jahrhundert die Verteidigung des christlichen Glaubens unternahmen, werden im allgemeinen noch mit ziemlich reichlichem Lobe gefeiert. Im allgemeinen; denn es hat ja auch nicht an Stimmen gefehlt, die den Apologeten nachsagten, sie hätten offene Türen eingerannt. Im ganzen ist jedoch die Beurteilung noch ziemlich wirksam, daß wir es hier mit geistesstarken, philosophisch durchgebildeten Denkern, die sich nicht nur den Namen von Philosophen beilegen, sondern diesen auch wirklich betätigen, zu tun haben. Unerschrocken wenden sie sich an den Kaiser und legen ihm die Sache der Christen ans landesväterliche Herz, und „kühn einer Feuerflocke Wahrheit in des Despoten Seele werfend" zeigen sie ihm und seiner ganzen Zeit die Torheit des griechischen Götter- und Götzendienstes, sie geben ihm einen tiefen Einblick in das Leben, den Kult, die Anschauungswelt, die Heilslehre der Christen, sie weisen mahnend auf das Gericht am Ende der Dinge hin: so stehen sie gleich dem Märtyrer, der seiner irdischen Obrigkeit eindringlich ins Gewissen redet, ohne Furcht und Tadel da, die Ritter des Christentums. Gewiß, wir wollen die Stärke dieses Lichtstroms hier nicht unterbrechen, aber eine Verteilung des Glanzes ist doch notwendig.

Es gilt zunächst die Verteidigung des Christentums, die zum besten Teile ein heftiger Angriff auf das Heidentum, d. h. wesentlich auf die Griechen ist, nicht nur aus dem Christentum selbst zu begreifen. Die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte hat uns gelehrt, die moralischen und apokalyptischen Schriften der Christen, so namentlich die Offenbarung Johannis, aus der vorausgehenden wesensgleichen jüdischen Literatur zu verstehen. Nicht anders ist es mit der christlichen Apologetik: ihre Lehrmeisterin war die jüdische Schriftstellerei. Die Zudringlichkeit der jüdischen Missionare stieß das Hellenentum ab und rief mannigfachen Spott über das eingebildete und doch so armselige Judenvolk mit seiner kläglichen äußeren Geschichte, seiner theokratischen, aller Wissenschaft abgeneigten Kultur, seinen fabelhaften biblischen Erzählungen hervor. — Dem gegenüber hatten die jüdischen Literaten, die auf solche Angriffe antworten konnten, keinen leichten Stand. Sie waren durch die ungeheure Ausbreitung des Hellenentums ja selbst fast völlig Griechen geworden. So benutzten sie denn in diesem Kampfe die Waffen der hellenischen Philosophie, die schon lange Zeit zuvor die Schwäche des religiösen Volksglaubens aufgedeckt und auch die Nichtigkeit der Götzen betont hatte; sie polemisieren gegen den Polytheismus und zeigen, wie nur das jüdische Volk mit der Verehrung des einen unerzeugten Gottes im Rechte sei. Aber auch wenn sie diesen Gott charakterisieren, so sprechen sie

Digitized by Google

in den Vorstellungen der gleichzeitigen Philosophie, der sie auch die herkömmlichen Beweise für das Dasein Gottes entlehnen. Da sie sich aber durchaus nicht etwa gegen Gottesleugner und Skeptiker zu verteidigen haben — benutzen sie doch gerade die Argumente der Skeptiker —, sondern lediglich gegen die Feinde ihres nationalen Gottes, so erkennen wir hierin eine besonders tiefe Abhängigkeit von den Griechen und ihrer Philosophie, die auch da verwendet wird, wo sie gar keinen besonderen Verteidigungswert besitzt. Und weiter: Hatten die Griechen derzeit die heiteren Sünden der Homerischen Götter durch allegorische Erklärungen zu retten gesucht, so deuteten nun die jüdischen Apologeten die bedenklichen Erzählungen der Bibel auf ähnliche Weise aus. Da sie nun auch noch ihr ganzes Sittengesetz, das die Hellenen bespötteln, mit der Vernunft in Einklang setzen, so stellen sie durch alles dies, durch eine geradezu scholastische Lehre eine höchst widerspruchsvolle Vereinigung zwischen der geoffenbarten Religion und der hellenischen Philosophie dar. Freilich diese Widersprüche treten auch ihrem Bewußtsein gelegentlich etwas näher. Die jüdischen Hellenisten schätzen die griechischen Philosophen, einen Herakleitos, einen Platon, die Stoa und andere Schulen, denen sie oft ihre Argumente entnehmen, außerordentlich hoch. Da sie sich aber doch immer wieder erinnern, daß die Philosophie niemals ganz das religiöse Bewußtsein ersetzen kann, so finden sie nun den Ausweg, die Griechen hätten irgendwie ihre Weisheit aus der Bibel geschöpft; daher stamme die Übereinstimmung in so mancher Anschauung. Diese Lehre ist auf lange Jahrhunderte hin ein Dogma auch bei der Mehrzahl der Christen geworden, und nur wenige erleuchtete Geister haben sie anzutasten gewagt.

Die jüdisch-griechische Kultur zerstiebt im Brande Jerusalems; an ihre Stelle tritt die christlich-griechische. Aber sie ist noch lange nicht reif genug, nicht volljährig, um gleich die ganze Erbschaft anzutreten. Ein jüdischer Gelehrter um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. unterschied sich oft kaum von einem Griechen; ein Christ, der sich um 150 n. Chr. einen Philosophen nennen läßt, ist eine ganz andere Erscheinung. Die Christen haben als das neue Volk, wie sie sich selbst nennen, die von den Juden zurückgelegte Entwicklung zum großen Teile durchmessen müssen, es hat geraume Zeit bedurft, ehe sie wieder am gleichen Ziele und damit auch vielfach auf demselben Standpunkte wie die hellenistischen Juden standen; soviel sie diese auch zuerst benutzten und ausschrieben, zu einem inneren Besitze wurde ihnen die von diesen vermittelte griechische Philosophie nicht. Als erste Apologie des Christentums tritt uns da die Rede des Paulus an die Athener entgegen. Die Erhabenheit der Situation, deren bestechenden Charakter niemand ableugnen wird, kann uns nicht darüber täuschen, daß wir in den Aphorismen dieser

Digitized by Google

sogenannten Rede den Typus einer Apologie vor uns haben. Die Auslassung gegen die Götterbilder, der Versuch, zwischen der neuen und der alten Religion eine Verbindung zu schaffen, die Charakteristik Gottes, das Zitat aus einem stoischen Dichter, die Behauptung der Einheit aller Erdenvölker, die kurze Vorwegnahme eines öfter gemachten heidnischen Einwurfes, warum denn Gott erst jetzt das Heil bringe, hat wenig Individuelles. Die Fühlung mit der Philosophie des Gegners ist noch ganz unsicher, und dieses Tasten charakterisiert noch die Folgezeit. Der Unfreiheit und Unklarheit der Gedanken entspricht die äußere Form. Die jüdische Apologetik hatte eine Art Schema für die Polemik gegen das Heidentum geliefert; man bekämpfte zuerst den Gottesdienst der Griechen, soweit er sich auf die Homerischen Götter und auf die Elementverehrung, auf die Anbetung der Gestirne bezog, danach den Götzendienst und ging dann zum eigenen Gott über. Die Christen ahmen dies entweder ganz sklavisch und äußerlich nach oder verfallen in den entgegengesetzten Fehler völliger Dispositionslosigkeit. Von wirklich philosophischem Anschauungsvermögen aber ist noch keine Rede bei den ersten Apologeten. Die Ausführungen über die eigene Religion wurzeln noch stark in der jüdisch-philosophischen Vorstellungswelt; die Polemik gegen die toten Götzen, gegen die Verehrung der veränderlichen Elemente und Gestirne, gegen die lasterhaften und schwachen Götter finden alle ihr Analogon in den Sätzen der griechischen Popularphilosophie. Dieses Treiben dauert Jahrhunderte fort, das ungeheure Beharrungsvermögen der schriftstellerischen Formen des Altertums hat diese Argumente, freilich in reicherer und tieferer Begründung, noch bis in späte Zeiten bestehen lassen. Man sträubt sich heute noch vielfach, diesen Mangel an selbständigem philosophischem Denken der Apologeten für die ältere Zeit zuzugeben. Man räumt zwar ein, daß die allgemeine Bildung der christlichen Glaubensstreiter recht lückenhaft und unsicher gewesen sei, schließt davon aber aus einer Art von Gemütsbedürfnis noch immer gern die Philosophie aus, weil man von dem Bilde der später vollzogenen Verschmelzung von Philosophie und Religion sich noch nicht recht losmachen kann, anderseits auch, weil ein Apologet wohl hie und da von seinen vor seine Bekehrung fallenden philosophischen Studien redet. Man hat gerade daraus dann weitere Folgerungen gezogen und in fast strafendem Tone hervorgehoben, wie sehr damals die alte Philosophie schon abgewirtschaft haben mußte, wenn sie ernsteren, tieferen Geistern so wenig genügte. Aber diese tieferen Geister zeigen vorläufig noch eine so tiefe Unkunde der wirklichen griechischen Philosophie, daß wir damit ihr Selbstbekenntnis durchaus nicht vereinigen könnten. Gleichwohl ist es nicht schwer, diese Frage zu lösen. Die Zeit des 2. Jahrhunderts ist eine Epoche großer Verallgemeinerung der Philosophie. Je mehr

Digitized by Google

die Bildung sich verbreitet, desto mehr verflacht sie; neben der auserlesenen Zahl der Denker und ernsten Leser steht die Masse des Bildungspöbels. Wie heute dieser Plebs durch alle möglichen Blumenlesen die eigene Lektüre erspart wird, so dienten auch damals Zitatenbücher dem Bedürfnisse, sich eine philosophische Glasur zu verschaffen. Der giftige Semit Lukian hält sich über die Wanderphilosophen auf, die vor allem Volke miteinander turnierten und einer den andern mit den abgedroschensten Sentenzen zu erlegen suchten. Selbst der vordringende Platonismus, der damals übrigens viele fremde Bestandteile aufgenommen hatte, muß seinen Tribut an diesen Zustand der Dinge entrichten. Auch seine Vertreter nehmen nicht immer Platon selbst zur Hand, sondern greifen gelegentlich zu allerhand Blütenlesen aus des Meisters Schriften. Den Platonikern schließen sich die Christen an, und da sie obendrein zu einem großen Teile noch aus den niederen Volksschichten stammen, so begnügen sie sich auch darum noch mit einer recht allgemeinen, wenig tiefgehenden platonischen Bildung und bringen die alten Kernzitate, ohne die Umgebung, in der diese stehen, zu kennen, immer wieder vor. Für diesen Mangel an Kenntnis Platons will ich hier nur ein charakteristisches Beispiel anführen. Platon hatte einst die Geschichte von dem Philosophen Thales erzählt, der nach den Sternen schauend zum Spott der Menschen in einen Brunnen gefallen sei, und er hatte dann das Schicksal des selbstvergessenen Denkers preisend als Muster hingestellt. Davon wissen die Christen nichts, die ihren Platon noch nicht wirklich lesen, sondern die Geschichte nur aus einer Anekdotensammlung kennen, und sie rufen höhnisch aus: Dir ist recht geschehen, Thales, was hast du nach den Sternen zu gucken!

Dieses unmündige philosophische Wesen der Christen bewegt sich, namentlich im 2. Jahrhundert, wenn auch noch sehr unsicher, in den Bahnen des Zeitgeistes, den es ja gerade bekämpfen wollte. Gleichwie die philosophischen Systeme die vielfachsten Anleihen beieinander gemacht hatten, so suchten auch die Christen bald hier, bald dort ein Waffenstück zu entlehnen. Ebenso wie die Juden s. Z. vorgegangen waren, übernehmen die Apologeten eine große Menge rein hellenischer Anschauungen und Argumente, um die eigene Lehre zu beweisen und zu stärken. Da die Heiden den Christen Gottlosigkeit oder besser Götterlosigkeit vorwarfen, so wiederholen die Christen immer wieder den alten teleologischen und kosmologischen Beweis für das Dasein Gottes. Die Eigenschaften Gottes finden ebenso wie in der jüdischen Schule und in den Formeln des gleichzeitigen Platonikers häufigen Ausdruck; nach stoischem Muster wird die Schöpfung nachdrücklich für den Menschen in Anspruch genommen. — Wir können nun hier nicht alle Sätze, die das Christentum der griechischen Philosophie, d. h. dem, was man damals ziemlich allgemein als Axiom ansah und

Digitized by Google

zum Gemeinplatz ausgetreten hatte, berücksichtigen; es genüge daher, auf einige besonders charakteristische Beispiele hinzuweisen. Wir haben früher bemerkt, daß die Christen entsprechend den jüdischen Hellenisten und der alten Philosophie die Göttermythen und auch den Bilderdienst abgelehnt hatten. Neben den Göttern stehen die Dämonen, von deren Wesen man damals in heidnisch-philosophischen Kreisen viel fabelte und faselte; man schrieb ihrem Einfluß u. a. auch die Weissagungen und die blutigen Opfer zu. Dies übernehmen die Christen und unterscheiden sich nur in sofern von ihren hellenischen Mustern, als sie die Wirkungen der Dämonen noch vermehren und namentlich nur böse Geister statuieren, während die Griechen auch von guten redeten. Unaufhörlich stritten sich ferner damals die Philosophen, freilich oft nur alte Anschauungen fortpflanzend, über die Freiheit des menschlichen Willens und den Einfluß des Geschickes, den namentlich die Stoa behauptete. Gleich treten auch die Christen in diesen Kampf ein, aber ein originales Denken entwickeln auch sie, wenigstens in den ersten Jahrhunderten, nicht; auch hier entlehnen sie fast alles den hellenischen Vorkämpfern des freien Willens. Ja auch die Kernlehre des Christentums, die Auferstehung der Toten, wird durch die Mittel der alten Philosophie bewiesen, indem man nach griechischer Weise auf die unbegreiflichen Anfänge alles Lebens, die rätselhafte Entstehung aus dem Nichts hinweist, denen also auch ein neues unbekanntes Dasein entspräche. Und auch die ganze Richtung auf das Ethische ist Gemeingut der Christen und Hellenen. Affektieren diese, und zwar, je besser sie schreiben, desto stärker, eine Art Widerwillen gegen die Behandlung grammatischer und stilistischer Fragen, lehnen sie ferner auch die Beschäftigung mit der exakten Wissenschaft als unzuträglich für das innere Reifen des Menschen ab, so finden wir auch bei den Christen, die sich die größte Mühe geben, gut zu schreiben, solche Stellen; aber sie irren schwer, wenn sie sich so gebärden, als sei diese Anschauung ihr Monopol.

Suchen wir nun nach einer Bezeichnung für dieses Wesen, so können wir die christlichen Apologeten der älteren Zeit nur zum niedrigen philosophischen Klerus, ja oft nur zum allerniedrigsten rechnen. Die hohe Sittlichkeit, die Beschäftigung der Christen mit Gott und göttlichen Dingen hatte ihnen wohl gelegentlich den Philosophennamen, mit dem die ganze Zeit damals sehr freigebig umging, auch bei den Hellenen eingetragen. Aber im Grunde sind sie dessen noch nicht wert, wie wir eben gesehen. Wohl aber dürfte man einige Apologeten zu den damals sogenannten Sophisten zählen, jenen Rednern, die mit prahlerischem Augenaufschlag philosophische Brocken in ihre rollenden Phrasen mischten; freilich stehen die Christen auch hier nicht auf der Bildungshöhe ihrer heidnischen Kollegen.

Wir haben bisher wesentlich von dem unbewußten philoso-

Digitized by Google

phischen Zuge der Zeit, dem sich auch die Christen unterwarfen, gesprochen. Welche Stellung nehmen nun die Christen der als solcher von ihnen erkannten griechischen Philosophie gegenüber ein? Da erhalten wir ein eigentümlich unsicheres, widerspruchsvolles Bild. In seinem Kampfe gegen das Hellenentum beruft sich der Christ nicht selten auf die Philosophie. Er stellt die eigene Lehre zeitweilig ganz auf das gleiche Niveau mit der Philosophie. Er betrachtet die ungleiche Rechtslage beider; der Philosoph darf alles sagen, sogar Häßliches, Atheistisches, dem Christen ist seine Meinungsäußerung verboten. Der Christ hebt weiter hervor, daß so vieles in seiner Religion sich mit der Lehre der Weisen, mit Pythagoras und Platon, decke und ein Grund zur Verfolgung daher schlechterdings nicht erkennbar sei. Aber da nun immer wieder die Empfindung durchbricht, daß der Ursprung des Christentums doch nicht in die Philosophie ausläuft, so behauptet man, das Christentum sei der hellenischen Weisheit unendlich überlegen und darum die einzige wahre Philosophie. Das Komplement dazu bildet dann die schöne Anschauung des Apologeten Justin, daß die heiligen Menschen Gottes, die vor Christus gelebt, doch mit der ewigen Vernunft, dem Logos, gelebt hätten und somit Christen wären; daher sei ein Sokrates ein Christ gewesen, denn ihm wäre die ewige Vernunft immanent. Aber nun zeigt sich die volle Inkonsequenz der halbgebildeten Christen. Justin stößt seine ganze Darlegung durch die alte, auf jüdische Anschauung zurückgehende Erklärung um, die Ähnlichkeit zwischen dem Christentum und der Philosophie stamme aus der Benutzung der Bibel durch diese. Damit wird die Berufung auf das Walten der ewigen Vernunft wieder wirkungslos. So kann der Christ das Widerstreitende noch nicht vereinigen, sein unausgebildeter Denkapparat vermag die Widersprüche noch nicht auszugleichen. In einem Atem brauchen die Apologeten, um die Wahrheit ihrer Religion zu beweisen, um ihre Lehrsätze zu erhärten, die Denkformen, die Vorstellungswelt, ja die Bildersprache, die ihnen die philosophische Anschauung der Zeit zur Verfügung stellt, um dann doch wieder diese Philosophie abzulehnen oder sie als eine ganz sekundäre Erscheinung zu behandeln. Ein semitischer Apologet, T a t i a n, macht sich trotz seiner von philosophischen Ausdrücken wimmelnden Ausführungen über das Rabenkrächzen der Philosophen lustig, der Afrikaner Tertullian, der ebensowenig die philosophische Terminologie seiner Zeit entbehren kann, ruft: „Was hat ein Philosoph mit einem Christen zu tun, ein Schüler des Griechischen mit einem des Himmels?“ Vollends hält man, natürlich auch hier auf griechischem und jüdischem Gemeinplatz fußend, den Philosophen ihren Sektenstreit vor, ohne immer sich der vielen christlichen Glaubensspaltungen recht bewußt zu werden. Und im letzten Grunde ist es bis auf die spätesten Zeiten die eigent-

Digitized by Google

liche innere Überzeugung der Glaubensstreiter geblieben, daß jedes alte Christenweib die Philosophen auf den Mund schlagen könne.

Diese Widersprüche haben sich dann auch nie ganz verflüchtigt. Lehrreich ist dafür u. a. auch die Erkenntnis der Frage nach dem Verhältnis des alten Christentums zu Sokrates. Ich gehe darauf etwas näher ein, weil darüber noch allerhand falsche Vorstellungen herrschen, die z. T. der Unkenntnis von dem ganzen Urteil der Zeit über Sokrates entstammen; es gilt auch hier, den Christen keine Ausnahmestellung von vornherein anzuweisen. Wenn sie viel von Sokrates reden und in ihren Nöten, ihrer Verfolgung, sich auf seinen Vorgang berufen, so ist auch dies ein Stück griechischen Zeitgeistes, ein Moment allgemeiner Bildung. Denn wo immer ein edler Mensch, ein Philosoph wie z. B. Epiktet, wie Apollonios von Tyana, die Hand der irdischen Machthaber fühlen muß, da erscheint ihm die heiter edle Gestalt des athenischen Weisen und tritt ihm in der Not tröstend zur Seite. Sokrates aber ist nicht nur der Typus der leidenden Gerechtigkeit, sondern man beschäftigt sich auch sonst aufs eingehendste mit seiner Person und seinem Leben. Was sein *δαιμόνιον* gewesen, interessiert die Menschen; unaufhörlich begegnen in der gleichzeitigen Literatur Fragen, warum er im Piräus gebetet, weshalb er vor Gericht geschwiegen, ohne sich zu verteidigen, man gedenkt seiner kläglichen Ankläger, man entschuldigt gewissermaßen die eigene Interesselosigkeit für andere als ethische Fragen mit Sokrates' Vorgang; man deutet seine sonderbaren Schwüre beim Hund und der Platane. Noch immer steht seine Gestalt im Mittelpunkt der edleren menschlichen Interessen, er gehört jeder philosophischen Partei mit wenigen Ausnahmen, die allerhand alten Klatsch über ihn aufwärmen, an. Die einen, die Skeptiker, sehen unter seinem Bilde die ganze Menschheit leiden; ihre Tränen fließen immer wieder über das Ende des besten aller Menschen, das so recht beweise, wie wenig der Gute durch Gott den Lohn seines Strebens finde. Dem gegenüber behauptet der Stoiker, dem das Leiden dieser Zeit geringfügig erscheint: Gerade Sokrates ist uns das schönste Vorbild, immer den Edelsten geht es schlecht; Gott macht uns durch Leiden zu seinen wahren Kindern. Und dann: ist Sokrates überhaupt zu beklagen, da er den Heilstrank der Unsterblichkeit genoß?

So steht der edelste antike Mensch allen nach so viel hundert Jahren noch vor der Seele. Seine eigentliche Gestalt hat sich stark verflüchtigt, nicht zu seinem Schaden; er ist ein Symbol der ringenden und fragenden Menschheit geworden. Nicht minder für die Christen: der unschuldig gerichtete Athener dient auch ihnen in ihren Kämpfen zum Troste. Gleichwohl können sie ihrem Systeme getreu auch ihn nicht ganz billigen. Wir haben gehört, wie Justin über ihn dachte. Doch derselbe fügt hinzu,

Digitized by Google

daß schließlich doch niemand für Sokrates' Lehre gestorben sei. Das bleibt typisch für die Folgezeit, für die ganze Stimmung der Christen über den Philosophen. Den edelsten griechischen Apologeten steht Sokrates außerordentlich hoch; man preist ihn, daß er den Tod kommen sah und ihm nicht auswich, und richtet sich ebenso wie die Heiden der Zeit an dem Worte des gefangenen Atheners auf: Mich mag Anytos und Meletos töten, schaden können sie mir nicht. Aber über jenes Opfer des Hahns, das Sokrates in seiner Sterbestunde anbefahl, kommen dieselben Männer, Griechen und Römer — nicht nur Römer, wie man gemeint hat —, doch nicht hinweg, das können sie nie verzeihen. Spätere, aber wieder nicht nur Römer, sondern auch Griechen, sind dann noch weiter gegangen und haben, freilich wieder aus heidnischer Überlieferung schöpfend, das Bild des Sokrates weiter verzerrt, bis endlich der Römer Augustin noch einmal ernstere Töne angeschlagen hat. Das Christentum fühlte sich eben erwachsen, es bedurfte des sokratischen Vorbildes nicht mehr.

Neben Sokrates steht sein Prophet Platon. Wir haben schon von dem Vordringen des Platonismus gesprochen und gesehen, wie leicht sich das ältere Apologetentum noch mit diesem System abfand: mit wenigen halbverstandenen platonischen Sätzen suchte man auf scholastische Weise den Inhalt der christlichen Glaubenslehre auch als vernünftig zu erweisen, wenn man nicht überhaupt vorzog, die „barbarische Philosophie", d. h. das Christentum, als die einzig mögliche Denk- und Empfindungsrichtung zu erweisen und das Wissen der kleinen Leute hoch über die Reflexionen eines Philosophen zu stellen. Aber nach der Scholastik kommt auch hier die Renaissance. Es ging wirklich auf die Dauer nicht an, daß man Platon nur aus Kompendien kannte, der Hohn der Heiden über diese eingebildeten und doch so ungebildeten christlichen Klugschwätzer klang allzu laut und gellend. Und wie man sich mit Erfolg um eine den gleichzeitigen Stilregeln angemessene Sprache bemüht hatte, so gewann man nähere Fühlung mit der hellenischen Bildung. Man machte in diesem heißen Bemühen noch manche Fehler, noch ist in diesem literarisch-philosophischen Dasein etwas von Treibhausluft zu spüren. Aber der Platonismus drang doch siegreich ins Christentum ein. Der erste, dem wir wirklich ein gründliches Platostudium nachsagen können, ist der Alexandriner Clemens. Er hat auch den alten Gemeinplatz, Plato danke seine Kunde von Gott der Bibel, nicht mehr mit so festem Fuße wie seine Vorgänger betreten und hat mit der Annahme eines anderen höheren Zusammenhangs Nachfolge gefunden. Clemens gliedert denn nun auch die griechische Philosophie viel besser und reifer in den Zusammenhang der Welt ein. Sie ist ihm eine Vorstufe der Erkenntnis, eine Vorschule der wahren Weisheit; durch ihre Hilfe lernt der Christ sophistischen Angriffen begegnen. Aber auch

Digitized by Google

hier entsteht wieder der alte Konflikt, der unlösbare innere Widerspruch. Denn wenn Clemens die Philosophie mit dem von Prometheus gestohlenen Feuer vergleicht und dieses Bild des Diebstahls noch einmal wiederholt, wenn er die Philosophie als eine Gabe der geringen Engel bezeichnet, so kann man diesen Standpunkt nicht einheitlich nennen, und wir dürfen daher unsere Sympathie auch nicht ganz jenen bornierten, aber doch folgerichtigen Gegnern des Clemens versagen, die in der Philosophie überhaupt ein Übel, ein Werk des Teufels sehen wollten.

Der erste große christliche Philosoph ist Origenes, ein Platoniker wie sein heidnischer Gegner Celsus. Auch er ist wie keiner seiner Vorgänger und Nachfolger frei von den Widersprüchen, die wir berührt haben, aber er löst sie wie später Augustin durch eine eigene Philosophie auf. Als Apologet hat der christliche Platoniker gegenüber seinem platonischen Feinde oft einen sehr schweren Stand, weil er ihm nicht selten innerlich recht geben muß. Aber sein Rüstzeug ist unvergleichlich viel besser als das seiner Vorgänger geworden. Nur der wirkliche Kenner der griechischen Philosophie, der diese nicht mehr nur aus Handbüchern studierte, sondern an den Quellen erkannte, vermochte auch ein System zu schaffen: so geht die gelehrte Tätigkeit Hand in Hand mit der Spekulation. Origenes hat das Ziel des christlichen Strebens erreicht; die Bildung im heidnischen Lager ist jetzt nicht größer als im christlichen. Ein dankbarer Schüler des großen Mannes hat uns erzählt, welche Mühe sich Origenes mit seinen z. T. widerstrebenden Schülern gegeben habe, sie in die Philosophie einzuführen, ihr Denken daran zu schärfen und sich nicht damit zu begnügen, über den Streit der Philosophen untereinander geringschätzig zu urteilen, sondern jedes System kennen zu lernen; namentlich verdient er außerordentlich großes Lob, daß er gegen die Sitte der Zeit seine Schüler auch mit den exakten Wissenschaften bekannt machte. So lehrte er denn ganz im Sinne Platons. Der Erfolg kündigt sich unmittelbar an; es sind noch viele recht schlechte Apologien nach Origenes geschrieben worden, aber wer Platon nun zitiert, hat ihn auch gelesen. Und wer ihn liest, bewundert ihn zumeist gleich den Philosophen der eigenen Epoche. Ja das christliche Urteil über Platon nimmt ganz die Formen des gleichzeitigen griechischen an. Die Hellenen wunderten sich, warum Denker, die den Polytheismus verwarfen, warum unter diesen auch Platon nicht wirklich Ernst gemacht, nicht die letzten Konsequenzen gezogen und die elenden Götterkulte verleugnet hätte. Die Antwort erfolgt nicht selten durch den Hinweis auf Sokrates' gefährlichen Vorgang. Die gleiche Erklärung brauchen auch die Christen, dieselben, die doch gerade Sokrates Inkonsequenz vorgeworfen hatten.

Mit dem Platonismus wächst das Apologetentum dem Neu-

Digitized by Google

platonismus entgegen. Sein Denken ist gereift, es fühlt sich stärker durch wachsende Bildung: darum kann es jetzt trotz mancher Anerkennung im einzelnen den Neuplatonismus als Ganzes doch bekämpfen. Durch den steten Gebrauch skeptischer Argumente immer kritischer geworden lehnt das Christentum, das selbst doch so viel mystische Ingredienzien besaß, die philosophische Mystik prinzipiell ab. Aber der gemeinsame Schutzpatron Platon bindet doch christliche und heidnische Anschauung wenigstens in den einzelnen Persönlichkeiten: trotz der Uneinigkeit in den Grundfragen ist das Ergebnis dieses Verhältnisses eine gegenseitige Schätzung der Persönlichkeit im anderen Lager geblieben.

Die Stärke der heidnischen Stellung hatte die Christen veranlaßt, mit aller Macht nach dem Besitze griechischer Bildung zu streben, und das heiße Bemühen hatte Erfolg gehabt. Aber es war ein eigentümlicher Gewinn. Es geht den Christen geradeso wie etwa 200 Jahre früher den Juden: ihre Denkweise nähert sich der hellenischen immer mehr und mehr. Der Kampf der Apologeten mit den Heiden dauert fort, und die Argumente diesseits sind oft fast dieselben wie jenseits; es gibt in solchen Traktaten namentlich der Spätzeit lange Stellen, wesentlich aus der Ethik, die ebenso gut heidnischen Ursprunges sein könnten und im letzten Grunde es ja auch wirklich sind. So vollzieht sich denn auch hier der Übergang der einen Denkweise in die andere wie auf dem Gebiete der Religion der Austausch zwischen Heiligenkult und Götterverehrung. Da nun aber die alten Einwendungen gegen Sokrates und überhaupt die griechische Philosophie durch die Tradition immer weiter mitgeschleppt werden, so wird der innere Widerspruch zwischen dem Wesen des Christentums und der alten, jetzt wieder neuen Bildung natürlich dadurch nicht geringer.

Wir haben bisher zumeist von der griechischen Apologetik geredet, weil ihre Denkformen maßgebend auch für die römische gewesen sind. Gleichwohl sind Romas Söhne im Apologetenlager größer als Hellas' Krieger: ein Tertullian, ein Augustin überragt die Griechen. Natürlich eignen auch den Römern manche Züge des hellenischen Wesens; auch unter ihnen hat es solche gegeben, die ebenso schwankend wie die Hellenen geurteilt haben, die in einem Atem die Christen Philosophen, die Philosophen Christen genannt und doch von heidnischen Plagiaten gesprochen und in Sokrates, freilich nach heidnischem Vorgange, einen Spaßmacher gesehen haben. Aber immer bleibt der Römer der Sohn seines Volkes. Unter den griechisch schreibenden Apologeten hat es Männer gegeben, die die hellenische Kultur und die Philosophie ablehnten und verwarfen. Der Römer hält sich pietätvoll an die Größen seiner geistigen Vergangenheit; ein Cicero und namentlich ein Seneca erhalten hohes Lob und werden gründlich ausgeschrieben; die leicht faßliche römische Weltweisheit feiert

Digitized by Google

ihre Auferstehung bei den römischen Apologeten. Aber eben dieser *common sense* ist der Untergang der wahren, vor den Rätseln des Daseins nicht haltmachenden Philosophie. Dafür ist so recht ein Beispiel der Apologet Laktanz (aus dem Anfange des 4. Jh.). Er schreibt glänzend, er hat eine gründliche römische Bildung erworben, er ist der Verfasser einer schönen praktischen Ethik. Aber er haßt alles Theoretisieren. Die Naturwissenschaft ist ihm eine Utopie, denn das Nötige über den äußeren Weltlauf weiß man ja doch schon; was Gott vor unseren Augen verborgen hat, soll man nicht zu erforschen suchen. Wo Laktanz ein tiefes griechisches Philosophenwort nicht versteht, hilft er sich mit der Ausflucht: Das hat der Mann nur so gesagt. Die Sinnestäuschung des Doppeltsehens findet nach ihm ihre leichte Erklärung in der Zweizahl unseres Sehorgans, und er stellt den unheimlich folgenschweren Satz auf: Der Umsturz der Religion hat den Namen Naturforschung erfunden. Damit wird er zum Apologeten jener antiwissenschaftlichen Richtung der Kirche, die in späteren Zeiten den mittelalterlichen Naturforscher auf den Scheiterhaufen gebracht hat.

Das höchste Genie ist zum Teil zeitlos, ohne rein nationale Prägung. Augustin ist der größte Apologet, dessen Argumente auch für uns noch eine gewisse Überzeugungskraft besitzen. Wir machen bei ihm eine ähnliche Erfahrung wie bei Origenes: der Schöpfer einer neuen philosophischen Weltanschauung ist ein Kenner und ein vorurteilsloser Beurteiler der alten. Die Halbheiten und Torheiten früherer Apologeten lösen sich in seinem großen System auf, bringt er doch die früher schon anklingende Meinung, Platon habe nicht die Bibel benutzt, sondern sei von Gott selbst erleuchtet worden, zu entschiedenerem Ausdruck. Er erkennt rückhaltlos die heidnische Philosophie, ja auch die heftigsten Gegner des Christentums an; er findet die Stellung der Heiden günstiger, weil sie frei reden durften, wo die Christen Rücksichten zu nehmen hätten; er ruft, wenn je Götter verehrt werden dürften, dann müsse Platon einen Altar erhalten. Das ist die Offenheit des Starken, der von dem Feinde nichts mehr fürchtet. Platons Ideen- und Staatslehre, die er nur in Übersetzung kannte, wird in starker Umsetzung zu einem Teile von Augustins Lehre. So leitet er die alte Weltanschauung in die neue über, aber es gelingt nur, weil dahinter eine gewaltige Persönlichkeit von einer Überzeugungskraft ohnegleichen steht und weil der Platonismus im Heidentum wie im Christentum gleich mächtig schon lange lebte.

Und nun am Ende dieser der Würde und dem Ernste dieser Fragen leider nur wenig entsprechenden kurzen Entwicklung lassen Sie mich zum Schlusse kommen. Ich habe z. T. versucht, Ihnen die Dinge im Werden, im Fluß zu zeigen, nicht das Gewordene im teleologischen Sinne nachträglich als geschicht-

Digitized by Google

liche Notwendigkeit hingestellt. Anstatt der großen Worte, der erhabenen Hymnen auf das stets zielbewußte Sinnen und Schaffen des Weltgeistes heißt es erst einmal eine Anzahl historischer Einzelfragen beantworten. Es gilt, nicht den Bund der Philosophie mit dem Christentum in überschwenglichen Worten zu feiern, sondern vielmehr eingehender danach forschen, was das Christentum von der Philosophie, die es gerade traf, verstanden, wie es sich in diese hineingearbeitet hat, mit welchem Erfolge, mit welcher Berechtigung. Indem wir diese Fragen, natürlich nur sehr aphoristisch, beantworteten, fanden wir, daß die Apologetik als ein Teil des litterarischen Lebens der Epoche Inhalt und Form von ihrer ganzen Zeitrichtung gewann; sie ward erfüllt von dem, was man damals Philosophie nannte. Aber die Philosophie blieb doch ein fremder Tropfen im christlichen Blute. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, weil die wenigen großen Geister unter den Apologeten eine festere Verbindung zwischen dem Christentum und der Philosophie mit überlegenen Kräften angestrebt und auf ihre Weise auch erreicht haben. Wir sahen doch, daß die alten historischen Widersprüche ihrem innersten Wesen nach, seitdem die Christen vom Zeitgeiste getrieben Fühlung mit der Philosophie nahmen, stets weiter gelebt haben: die geschichtlichen Anfänge dieser unorganischen Verschmelzung blieben entscheidend für die ganze Entwicklung. Aber es ist nun einmal nicht anders: das Gesetz des Lebens, sagt Edwin Hatch, ist Kompromisse zu schließen. Das größte Kompromiß aber der Geschichte, das wir zu erkennen vermögen, ist in Kult, Leben und Weltanschauung das Christentum. Auch wir stehen heute noch unter dem gleichen Lebensgesetz: wir huldigen Platon und wir opfern dem unbekannten Gotte, auch wir ringen mit dem Problem, das die Menschen schon Jahrtausende beschäftigt, mit der Frage nach dem Zusammenhange der beiden Himmelstöchter, Religion und Philosophie, die sich wohl bis ans Ende der grübelnden Menschheit bald grollend gegenüberstehen, bald schwesterlich die Hände reichen werden.

Hamburg. J. Geffcken.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

P. Wendland, Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 20 S. 8. 0,80 *M*.

Paul Wendland gehört zu den nicht allzu zahlreichen aus dem Oberlehrerstande berufenen Universitätsdozenten, die den allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsfragen ein lebhaftes Interesse gewahrt haben. Das zeigte er als zweiter Präsident der Hamburger Philologenversammlung durch die Tatsache und die Art seiner regen Teilnahme an den Verhandlungen der pädagogischen Sektion, sowie die weitsichtige Überschau und die Verarbeitung der empfangenen Eindrücke, die er in seiner Schlußrede gab; das bezeugt er aufs neue in dem vorliegenden „Zukunftsprogramm" und in der Energie — von Kiel kommt uns die Kunde —, mit der er dort auch praktisch die Realisierung der Grundidee seines Programms, einer innigeren Fühlung zwischen Universität und Schule, betreibt. Den Dünkel des Spezialistentums, der diesen froh zu begrüßenden Bestrebungen auf der einen Seite wohl nicht minder hemmend gegenübersteht als auf der andern immer noch ein in mancher Hinsicht übertrieben ängstliches Festhalten am Herkommen, beurteilt W. vielleicht zu optimistisch. Die Weite des Blickes, die er uns soeben mit pietätvoller Bewunderung in dem schönen „Gedenkblatt" für Hermann Usener (Preuß. Jahrb. 122, 3) gezeigt hat, ist doch wohl noch weit entfernt, Gemeingut der Fachgelehrten zu sein. Aber das hat Wendland in der Schlußrede an der Altertumswissenschaft als dem ihm zunächst liegenden Beispiel unwiderleglich gezeigt, wie die einzelnen Disziplinen bei gründlicher Erfassung gebieterisch über sich selbst hinausweisen und ihren Vertretern die Teilnahme an den letzten Ergebnissen ihnen fremder Forschungsbezirke auferlegen, die freilich durch methodische Schulung in einem Einzelgebiet und durch das an den verschiedensten Stellen hervortretende Streben nach Vereinfachung des Stoffes durch Rückgang auf die in allem Wechsel der Erscheinung beharrenden Gesetze und Prinzipien erleichtert wird. Vielleicht wird Paul Hinnebergs im Erscheinen begriffenes encyklo-

Digitized by Google

pädisches Werk „Die Kultur der Gegenwart" der weiteren Verbreitung des Gedankens von der Zentralisierung aller wissenschaftlichen Arbeit dienlich werden.

Aus dieser Art von Universalität, zu der bei aller scheinbaren Zersplitterung der moderne wissenschaftliche Betrieb immer mehr drängt, schöpfen wir auch mit Wendland die Hoffnung, daß man sich in Universitäts- und Schulkreisen auf die Aufgabe besinnen wird, die neu gewonnenen Erkenntnisse, nicht zum mindesten die von den mannigfachen Wechselbeziehungen der verschiedenen Wissensgebiete, mehr und mehr zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, und das lebhafte Bedürfnis verspüren wird, gemeinsam über die Mittel und Wege dazu zu beraten. Der Erörterung von Schulfragen, wie sie in Hamburg behandelt wurden, die „sich schließlich zu den höchsten Fragen nach den Grundlagen der modernen Kultur, nach der Zukunft unserer geistigen Entwickelung, nach einer Harmonie im Widerstreite der Weltanschauungen erweiterten", brauchten sich auch Universitätsdozenten ganz gewiß nicht zu schämen. Solche großen Fragen des Schulwesens möchte Wendland auf den künftigen Philologenversammlungen im Plenum erörtert sehen und darum — über einen Passus in der unten (im Bericht) mitgeteilten Resolution der mit der indogermanischen vereinigten philologischen Sektion hinausgehend — die jetzige Gestalt der allgemeinen Sitzungen opfern. Hauptsächlich um dieser gemeinsamen pädagogischen Beratungen willen wünscht er die drohende Auflösung der jetzigen Versammlung in Spezialkongresse noch möglichst hinausgeschoben. Am Schlusse seiner Darlegungen bietet W. eine Fülle von Problemen aus dem Gebiete der Altertumswissenschaft, der Mathematik und Naturwissenschaft (von F. Klein in Göttingen) und der Religion sowie allgemeiner Fragen, für die eine Verständigung zwischen Vertretern der Universität und der höheren Lehranstalten zu wünschen ist. Besonders erfreulich scheint mir auch die Hereinziehung des Religionsunterrichts, der einer durchgreifenden Reform wohl eher bedarf als alles andere. Ich möchte bei der Gelegenheit noch auf Paul Natorps jüngst in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik veröffentlichte Leitsätze zum Religions-Unterricht hinweisen. — Alles in allem scheint mir W. mehr gegeben zu haben als „die Grundlage zu einer Debatte über die Zukunft der Philologenversammlung". Im übrigen wird er selbst die vorgeschlagenen gemeinsamen Beratungen nur als ein Mittel unter andern zu dem genannten Zwecke betrachten. Ein anderes, nicht zu unterschätzendes bleibt die persönliche dauernde Fühlung des einzelnen höheren Lehrers mit der Universität durch eigene wissenschaftliche Betätigung, wie sie auch Friedrich Aly in seinem Hamburger Vortrag wieder gefordert hat, für die freilich mehr Zeit geschaffen werden müßte.

Hamburg. Hans Vollmer.

Digitized by Google

P. Natorp, Allgemeine Pädagogik in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen. Marburg 1905, N. S. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. IV und 77 S. 8. 1,50 ℳ.

In erster Linie hat Verf. sein aus akademischen Vorträgen hervorgegangenes Heft zum Gebrauche bei solchen bestimmt. Es liegt jedoch auf der Hand, daß eine so knappe Übersicht über das ganze Gebiet der Pädagogik auch anderen Kreisen willkommen sein wird, vor allem der im praktischen Berufe stehenden Lehrerwelt. Wir haben hier eine kurze Zusammenfassung des pädagogischen Systems vor uns, welches Verf. in seiner „Sozialpädagogik" näher dargelegt hat. Aber während die Entwickelung sich dort auf die Willensausbildung beschränkte, kommen hier auch die intellektuelle und ästhetische Bildung zu ihrem Rechte, so daß alle drei Hauptgebiete der Pädagogik behandelt werden. Den ersten Teil bildet die in 18 Hauptpunkte sich gliedernde Grundlegung, welche nach Erörterung einiger wichtigen allgemeinen Begriffe nachweist, daß die Philosophie die Grundlage der Pädagogik ist und welchen Anteil die reinen Gesetzeswissenschaften, Logik, Ethik und Ästhetik an der Begründung der Pädagogik haben, ebenso auch die Psychologie. Dieser Begründung entspricht die oberste Einteilung der Pädagogik in die Lehre vom Bildungsinhalt und die von der bildenden Tätigkeit. Die folgenden Abschnitte weisen denn nun den Bildungsinhalt auf den verschiedensten in Betracht kommenden Gebieten nach und zeigen dann, wie sich alle bildende Tätigkeit auf dem Boden der Gemeinschaft vollzieht, was zu dem Begriff der Sozialpädagogik führt. Verf. zeigt sodann den Stufengang der bildenden Gemeinschaft, die Grundfunktionen des sozialen Lebens, die Grundklassen der sozialen Tätigkeiten und die sozialpädagogische Idee des Staates sowie die Stufen der Bildungsorganisation: Haus, Schule und freier Verein Erwachsener. Auf der so gewonnenen Grundlage stellt nun der II. Teil eine Beschreibung des Bildungsganges in Hauptzügen dar, zunächst für die Kindheit, dann für die Schule, schließlich betrachtet Verf. die freie Bildung des Erwachsenen, insbesondere Universität und Lehrervorbildung. In dem zweiten Hauptabschnitt kommen die verschiedenen Arten von Schulen mit den in ihnen behandelten Gegenständen zur Geltung. — So durchwandert Verf. in seinen Leitsätzen das gesamte Gebiet der Pädagogik. Seine Darlegungen sind von echt wissenschaftlichem Geiste getragen und dabei leicht lesbar und verständlich. Ein tieferes auf philosophischer Grundlage ruhendes Verständnis der pädagogischen Grundsätze und Hauptpunkte ist für jeden Lehrer und Erzieher unbedingt erforderlich. Hier kann er ein solches in einer Kürze und Übersichtlichkeit gewinnen, welche ihm die Aneignung wesentlich erleichtern. Gewiß wird er ja auch in ausführlicheren Werken über Pädagogik über so manchen Punkt sich Rat erholen und seine Kenntnis vertiefen müssen,

Digitized by Google

aber doch wird ihm diese „Allgemeine Pädagogik in Leitsätzen" sehr gute Dienste leisten, namentlich dem jungen angehenden Pädagogen, der vor der Staatsprüfung steht und sich für dieselbe eine Gesamtübersicht über das Gebiet verschaffen will. — So empfehlen wir das inhaltreiche Heft aufs angelegentlichste.

Köslin. R. Jonas.

Ernst Heyn, Herder und die deutsche christliche Gegenwart. Aussprüche aus Herders theologischen Schriften, geordnet und beurteilt. Leipzig 1905, Ernst Wunderlich. X u. 152 S. gr. 8. 2 ℳ.

Von Herder als Theologen sagt Werner in der Herzogschen Realenzyklopädie, daß er in seiner Zeit einsam auf geistiger Höhe gestanden habe. Im Anfang weder der orthodoxen Schule noch der der Aufklärung zugehörig — für das eine geistig zu frei, für das andere zu tief und vielseitig —, hat er später, indem er den Gedanken ausbildete, daß das Christentum die echte Humanität sei, sich zwar dem Rationalismus, der zu seiner Zeit alle Lehrstühle beherrschte, stark genähert, aber doch immer im Unterschiede von ihm der religiösen Erkenntnis ihr besonderes Gebiet neben dem „gesunden Menschenverstande", das Gemüt, das Gefühl, gewahrt und dadurch der Schleiermacherschen Theorie vorgearbeitet. Seine theologische Selbständigkeit hat es wohl verursacht, daß seine Fachschriften keine weite Verbreitung gefunden haben, nicht häufig aufgelegt worden sind und bald, wie die Dichtungen Klopstocks nach Lessings Epigramm, mehr gelobt als fleißig gelesen wurden. Daraus erklärt sich auch in gewissem Grade das vorliegende Buch. Der durch seine Schriften für den evangelischen Religionsunterricht bekannte Verfasser desselben hat ursprünglich die Absicht gehabt, aus den Schriften Herders eine Auswahl zu treffen für sein Quellenlesebuch zur neueren Kirchengeschichte. Dabei hat ihn in diesen so vieles überrascht und zugleich angezogen, daß die Auswahl über die Schranken jenes Werkes hinaus angewachsen und zum Buch für sich gworden ist, durch welches er nun dem großen Theologen dankbare Verehrer gewinnen möchte, wie er selbst es ihm geworden ist. Er meint, viele werden mit Verwunderung erkennen, wie viel Herder von dem schon gewußt hat, was gemeinhin als Errungenschaften der neusten Theologie betrachtet wird. Die Richtigkeit davon hat Rezensent an sich selbst erfahren und lädt die Leser dieser Zeitschrift ein, sich ebenso zu überzeugen, auch die nicht-theologischen, die doch für Herders allgemeinwissenschaftliche, literargeschichtliche Bedeutung interessiert sind.

Wie der Titel kundgibt, bietet das Buch zunächst Auszüge aus Herders theologischen Schriften; dies geschieht in einer sachlichen Ordnung nach den fünf Hauptgebieten: Das Alte Testament, — das Evangelium, — Apostel- und Kirchengeschichte, — Glaubenslehre, — Religionsunterricht. Die einzelnen Stücke

Digitized by Google

haben gut orientierende Überschriften erhalten. Herders eigene Darstellung ist allerdings stark gekürzt; doch dieses Verfahren rechtfertigt der Verfasser in der Einleitung, und es wird dadurch ein umfassenderer Reichtum an Inhalt erreicht. Vom ersten Satze an („Das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist das Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buches ist menschlich") wie viel goldene Worte, wie viel tiefe Einblicke, welch reicher Geist! Der leichteren Vergleichung der Herderschen mit der gegenwärtigen Theologie ist sodann ein längerer (26 Seiten umfassender) Schlußabschnitt, „Beurteilungen und Erläuterungen", gewidmet.

Herders theologische Gedanken, bemerkt der Verfasser am Schlusse, enthalten so vieles, was uns Heutige fesselt, daß wir wünschen möchten: wären wir nur überall so weit, wie Herder vor 110 Jahren war; er war ein Prophet neuzeitlicher Frömmigkeit, dem auch das Prophetenschicksal beschieden war, von seiner Zeit nicht nach Verdienst gehört zu werden. Das Buch Heyns ist recht geeignet, für Herder zu erwärmen; es führt in des großen Mannes religionswissenschaftliche Gedankenwelt vortrefflich ein und wird gewiß auch manchen Leser zu den Herderschen Originalwerken selbst zurückführen, die gerade auf dem vorliegenden Gebiete, zum mindesten die späteren unter ihnen, leichter lesbar sind als Herders sonstige Schriften; mir wenigstens erscheint Hayms Urteil über ihre Darstellung (H. Leben, II 542) zu ungünstig.

Waren, Mecklenburg-Schwerin. R. Niemann.

O. Weise, Kurzer Abriß der Logik und der Psychologie für höhere Lehranstalten. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 26 S. kl. 8. geb. 0,50 *M*.

Das Büchlein gibt auf sehr engem Raume das Notwendigste aus der Logik und Psychologie, 16 Seiten für jene, 10 Seiten für diese. Die Darstellung ist systematisch und bringt in der Logik der Reihe nach die Lehre von Begriff, Urteil und Schluß; ebenso werden in der Psychologie die drei großen Hauptgebiete: Erkennen, Fühlen, Wollen abgehandelt. Als selbstverständlich wird angenommen, daß der Lehrer von konkreten Beispielen ausgeht, an den Schülern Bekanntes anknüpft und schließlich die Gesetze und Regeln finden läßt. Das Schriftchen von Weise macht das zeitraubende Diktieren des Lehrers gegen Schluß der Stunde überflüssig und dient zur häuslichen Wiederholung. Ein Anhang zur Logik bringt eine Zusammenstellung sinnverwandter Begriffe und Beispiele der Definition; jeder, der weiß, welche Schwierigkeiten beide Gebiete dem Ungeübten bieten, wird dem Verfasser dankbar sein. Man vergleiche beispielsweise die Unterschiede von geistvoll und geistreich, die Definitionen von Bildung, Talent und Genie. Ebenso sind der Logik eine Anzahl Aufgaben

Digitized by Google

als Anhang beigegeben. Bei einer neuen Auflage, die dem trefflichen Werkchen zu wünschen ist, erweitert der Verfasser vielleicht den Abschnitt über Psychologie, die im Verhältnis zur Logik etwas kurz weggekommen ist.

Neuwied a. Rhein. E. Wasserzieher.

---

1) Wilhelm Kroll, Das Studium der klassischen Philologie. Ratschläge für angehende Philologen. Greifswald 1905, J. Abel. 22 S. 8. 0,50 ℳ.

Der Verfasser, Professor an der Universität Greifswald, faßt die wichtigsten Ratschläge, die er dem jungen Philologen zu geben hat, am Schlusse in zwei zusammen: „1. Der klassische Philologe bedarf dringend erfahrenen Rats und findet diesen am besten bei seinen akademischen Lehrern. 2. Die Altertumswissenschaft besteht nicht aus einer begrenzten Summe von Antworten auf typische Examensfragen, sondern sie strebt nach dem Verständnis der geschlossensten und zugleich reichsten Kultur, welche die Weltgeschichte gesehen hat. Wer dieses Ziel fest im Auge behält, wird nie ganz in die Irre gehen". — Das schmeckt etwas nach Phrase — bei der „reichsten Kultur" wird mancher ein Fragezeichen machen, weil er die moderne für reicher hält —, aber es ist auch die einzige Stelle in dem Büchlein, welche diesen Beigeschmack hat. Sonst ist es durchaus sachlich, klar und nüchtern geschrieben und doch zugleich von einer idealen Anschauung getragen. Niemand soll ohne innern Beruf, ohne Begeisterung, niemand ohne Fleiß und Ausdauer klassische Philologie studieren. Der anfängliche Besuch einer kleinen Universität ist dringend zu empfehlen, weil man nur hier in nähere Beziehungen zu den Professoren treten kann. Von ihnen soll sich der junge Student Rats erholen und sie nicht für unnahbare, höhere Wesen halten. Aber auch eine größere Universität soll man später aufsuchen. Zuletzt wird man, um Mitglied des Seminars zu werden, zu dem an größeren Universitäten der Zudrang meist sehr stark ist, häufig wieder zu einer kleineren Hochschule zurückkehren müssen.

Bei der Wahl einer Verbindung soll der Student sehr vorsichtig sein. Am besten ist noch der Eintritt in einen der philologischen Vereine, die es an den meisten Universitäten gibt; doch soll er auch hier weniger nach Statuten und Prinzipien als nach dem Auftreten der einzelnen Mitglieder urteilen. „Wer dagegen in eine recht verbummelte Verbindung hineingerät, z. B. in eine kleine farbentragende Verbindung mit drei bis fünf Mitgliedern, der muß mit einem Verlust von mehreren Semestern rechnen und wird oft ganz den Anschluß verfehlen". Auch soll sich der Philologe hüten, in eine Verbindung einzutreten, in der er der einzige seines Faches ist.

Das Studium selbst soll nicht von vornherein auf die Oberlehrerprüfung und die möglichst schnelle Versorgung berechnet werden,

Digitized by Google

sondern sich zum Ziel setzen, „eine plastische Anschauung vom Altertum“ zu gewinnen. Die Vorlesungen soll der Student nicht ohne verständigen Rat und nicht ohne wenigstens eine Woche hospitiert zu haben, belegen, und jedenfalls nicht zu viel auf einmal. Gegen Ende des Studiums treten dann die sehr wichtigen Seminarübungen mehr in den Vordergrund. Es folgen kurze Bemerkungen über die „Hilfswissenschaften der Philologie“, alte Geschichte, Archäologie, Sprachwissenschaft, Philosophie. Zu kurz und wenig eingehend sind die Bemerkungen über das häusliche Studium, namentlich die Lektüre. Eine Doktordissertation zu schreiben und zu promovieren, rät der Verfasser an, doch warnt er mit Recht davor, zu früh damit zu beginnen. „Denn die allgemeine wissenschaftliche und menschliche Ausbildung wird oft vernachlässigt, wenn man sich zu früh auf ein eng begrenztes Gebiet konzentriert hat“. Daß ein Student der Philologie nie mit Glücksgütern gesegnet ist, weiß Kroll nur zu wohl, er ist daher mit seinen Ratschlägen in bezug auf das Anschaffen von Büchern sehr maßvoll.

In summa, eine nutzbare und förderliche Schrift, wenn sie sich auch ihrem Umfang entsprechend nur im allgemeinen hält. Besonders nützlich werden dem Anfänger die Angaben einiger, nur weniger, aber wirklich wertvoller, neuer und auf der Höhe stehender Bücher sein, deren Durcharbeitung keineswegs über die Kraft eines Studenten geht.

2) Wie studiert man Archäologie? Ein Wegweiser für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen wollen, sowie für angehende Philologen und Kunsthistoriker. Von einem Archäologen. Leipzig 1905, Roſsbergsche Verlagsbuchhandlung. 41 S. 8. 0,80 *M.*

Der Untertitel der Schrift ist viel zu anspruchsvoll und pomphaft für ihren dürftigen Inhalt. Der Philologe und Kunsthistoriker kann gar nichts mit ihr anfangen und der Archäologe nur wenig. Archäologie ist kein Brotstudium mit Prüfungsreglement, sondern ein freies, der Kunst verwandtes Liebhaberstudium. Sie zu studieren kann man nur lernen, indem man sie studiert. Ein Ratgeber für angehende Archäologiestudierende hat also wenig Zweck, falls er nicht ein Kompendium der Archäologie, eine Übersicht über ihre Gebiete, Teile und wissenschaftlichen Hilfsmittel, gibt. Und das tut das kleine Schriftchen nicht. Die Vorschriften über Länge des Studiums, Wahl der Universität, Auswahl der Vorlesungen, Nachschreiben, Hilfswissenschaften, Promotion usw., die es bietet, bleiben viel zu sehr im allgemeinen stecken, als daß sie viel nützen könnten, und können das der Natur der Sache nach nicht anders. Wirklich nutzbringend ist eigentlich nur die am Anfang ausgesprochene Warnung vor diesem Studium für solche, die keine künstlerische Neigung und Anlage besitzen, sowie für solche, denen ihre Mittel nicht erlauben, viele Jahre ohne feste Anstellung zu leben.

Digitized by Google

3) R. Menge, Troja und die Troas, nach eigener Anschauung geschildert. Mit 36 Abbildungen, 2 Tafeln und 1 Karte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Gütersloh 1905, C. Bertelsmann (Gymnasialbibliothek, Heft I). VI u. 98 S. 8. 1,50 ℳ.

Die vor vierzehn Jahren erschienene erste Auflage dieses ersten Heftes der Hoffmannschen Gymnasialbibliothek war durch die neueren Entdeckungen und Forschungen, besonders durch die entscheidenden Grabungen Dörpfelds in den Jahren 1893 und 94 antiquiert und konnte den Primanern nur noch mit starker Einschränkung als geeignete Lektüre empfohlen werden. Darum war eine gründliche Umarbeitung für das Buch schon längst eine unbedingte Notwendigkeit. Eine solche liegt nunmehr vor. Der Hauptunterschied von der ersten Auflage besteht darin, daß in dieser noch die zweite, jetzt die sechste Stadt als das Homerische Troja bezeichnet und geschildert worden ist. Allerdings paßt der Zusatz „aus eigener Anschauung geschildert“, wie der Verfasser selbst anerkennt, gerade auf diese sechste Stadt nicht. Denn von ihr hat Rudolf Menge, als er im Jahre 1890 mit Hiller von Gärtringen zusammen die Ausgrabungsstätte besuchte, nur die Ecken der drei hinter dem Osttor dicht zusammenliegenden Häuser gesehen, welche damals eben herausgekommen waren; Dörpfeld wies schon damals mit geheimnisvollen Worten auf die hervorragende Bedeutung dieser Gebäude als „mykenischer“ Bauten hin. Alles andere, besonders die riesigen Mauern, Türme und Tore, lagen noch unter dem Schutt vergraben. Das ist immerhin schade. Denn wer das Homerische Troja nach eigener Anschauung schildern will, der muß es eben gesehen haben. Trotzdem durfte Rudolf Menge den Zusatz auf dem Titel, wie er in der Vorrede hervorhebt, mit Recht beibehalten, da für den Homerleser nicht die Stadt, sondern die Landschaft die Hauptsache ist; diese schildert Menge nach eigener Anschauung.

Die Umarbeitung besteht nun der Hauptsache nach darin, daß die sechste Stadt nach dem neuen großen Sammelwerke Dörpfelds: „Troja und Ilion“ beschrieben und diese Beschreibung in das im übrigen wenig veränderte Buch eingesetzt worden ist.

Die Schilderung der Bauten der zweiten Stadt, die in der ersten Auflage einen beträchtlichen Raum einnahm, ist dadurch ganz verdrängt worden. Daher erfährt der Leser von der zweiten Stadt jetzt nur das Allerallgemeinste auf S. 18. Das ist zu bedauern. Denn einmal sind die Bauten der zweiten Stadt an sich kulturgeschichtlich von größtem Interesse, sie weisen mit ihrer Verbindung von Luftziegeln und Holzbalken einerseits nach Babylonien, andererseits auf Cäsars gallische Stadtmauern hin, sodann aber eröffnen sie in manchen Punkten erst das richtige Verständnis für die Bauweise der sechsten Stadt. Deren längliche Quadern sind eine Nachbildung der älteren Lehmziegel und daher von Dörpfeld „Steinziegel“ genannt worden. Die zuerst rätsel-

Digitized by Google

haft erscheinende polygonale Form der sechsten Stadtmauer erklärt sich ferner nur daraus, daß sie die Nachahmung und Weiterbildung einer bei der älteren Luftziegelmauer naturgemäß entstandenen Bauweise ist. Denn bei einer Steinmauer hat sie keinen Sinn, wohl aber bei Luftziegelmauern. Da die Mauern nämlich in verschiedenen Stücken oder Abschnitten gebaut wurden, so warfen sich diese Abschnitte verschieden, wenn das Material aus Luftziegeln bestand. Zur Verdeckung der so entstehenden Fugen brachte man die vorspringenden Schmalkanten an (gut zu sehen auf der Abbildung S. 59). Auch ließen sich Verschiedenheiten in den Neigungen der Mauerabschnitte auf diese Weise gut ausgleichen. Wie so oft in Kunst und Technik liegt also auch hier die Übertragung eines Stils von einem älteren Material, dessen Beschaffenheit den Stil erzeugte, auf ein jüngeres vor, das in keiner inneren Beziehung mehr zu jener Kunstweise steht. Der Titel „Troja und die Troas" hätte wohl gestattet, auch den Bauwerken der zweiten Stadt eine größere Aufmerksamkeit zu schenken; denn unter jenen Begriff fallen auch diese. Auch hat sich Menge bei Beschreibung der Fundstücke mit Recht keineswegs auf die sechste Stadt beschränkt, sondern die der zweiten bis fünften ebenfalls beschrieben und abgebildet.

Dagegen war die ausführliche Polemik gegen die Bunarbaschihypothese (S. 48—56), die im Jahre 1890 noch Sinn hatte, jetzt entweder ganz wegzulassen oder weit kürzer zu erledigen. Denn wer glaubt heute noch an diese Hypothese? Auch in einigen Einzelheiten mußte die Umarbeitung noch stärker durchgreifen. Wenn sich z. B. ein jugendlicher Leser durch die Lektüre dazu begeistert fühlte, den Weg, den Menge im Jahre 1890 zu Fuße gemacht hat — von Hissarlik über den In-Tepe nach Kum-Kale, weiter zum Grabhügel des Achilles und über Kumkiöi zurück —, ihm zu Fuß nachzumachen, so würde er arg in die Brüche geraten. Denn von den sämtlichen primitiven Brücken, die Menge noch angetroffen hat, existiert keine mehr. Man muß, statt über Brücken zu gehen, Furten passieren, und das kann der Europäer nur zu Pferde. Die Präsentia „führt", „gebaut ist" usw. waren also Vorsichts halber in Imperfekta zu verwandeln. Sodann war der gelegentliche Hinweis auf Ithaka und die Nymphengrotte (S. 55) zu streichen, weil nach aller Wahrscheinlichkeit nicht das heutige Ithaka, sondern Leukas das Ithaka Homers gewesen ist.[1])

Daß sich auch in der Mauer der sechsten Stadt verschiedene Bauperioden unterscheiden lassen, daß z. B. die Türme die jüngste und vollkommenste Bauart zeigen, daß speziell der große Nordostturm erst in der letzten Bauperiode an die Mauer gefügt worden ist, um den Brunnen in die Befestigung hineinzuziehen (Grund-

[1]) Vergl. Seiler, Griechische Fahrten und Wanderungen (Leipzig 1904) S. 200 ff. Göſsler, Leukas-Ithaka. Stuttgart 1904.

Digitized by Google

riß S. 63), davon erfährt der Leser nichts. Auch würde diesen ein Hinweis darauf interessiert haben, daß die Böschung dieses mächtigen Turmes genau dieselbe leichte Krümmung nach innen zeigt wie der Eiffelturm (auf der Abbildung S. 65 nicht zu sehen), weil auf diese Weise die größtmöglichste Festigkeit erreicht wird.

Im übrigen möchte ich noch folgende Einzelheiten hervorheben. Die trojanische Quelle mit den drei Stollen und den drei Feigenbäumen beschreibt Menge ausführlich und gut. Er hebt hervor, daß diese Quelle an der Stelle liegt, wo Homer eine kalte und eine warme Quelle (XXII 146) des Skamander erwähnt, und setzt hinzu, daß die warme nicht zu finden sei. Zur Erklärung dieser Abweichung des Tatbestandes von der Dichtung würde gedient haben, wenn er darauf aufmerksam gemacht hätte, daß die Troas zum Teil vulkanisch ist, daß sich noch jetzt bei Alexandrea Troas warme Quellen finden, die aber mit der Zeit leicht kalt werden, daß deswegen immerhin in der Nähe der dreistolligen kalten eine warme Quelle gewesen sein kann.

Für das Verständnis der Kampfschilderungen wäre von Bedeutung gewesen, dem Leser zu sagen, daß die Bezeichnungen der beiden Grabhügel als der des „Aias" und des „Achill" keineswegs auf Überlieferung aus der Homerischen Zeit zurückgehn, sondern den beiden Tumuli von den späteren Griechen willkürlich beigelegt worden sind, daß also nichts hindert, die Schiffe des Achill im Osten, die des Aias im Westen anzusetzen.

Daß die Störche in der Troas jetzt so häufig sind, wie etwa bei uns die Amseln, erwähnt Menge mit Recht S. 46. Die auffallende Tatsache nun, daß Homer zwar Schwäne, Gänse, Kraniche, Reiher kennt, aber nicht Störche, erklärt er mit Schliemanns Vermutung, daß der Dichter unter *γέρανοι* auch Störche mit verstehe. Das ist bei einem Dichter, der die Natur so genau kennt und die Tiere in ihrer Eigenart so scharf beobachtet hat, wenig wahrscheinlich. Ich habe in den „Grenzboten" 1904, S. 340 eine andere Vermutung ausgesprochen, daß nämlich die Störche sich erst eingefunden haben, seitdem die troische Ebene infolge Verfalls der Kultur in größerem Umfange versumpft ist.

Die beigegebenen Karten und Abbildungen sind zum Teil dem neuesten Werke Dörpfelds entnommen. Sehr instruktiv ist der Plan von Troja und Umgebung S. 29 und der Durchschnitt durch den Hügel Hisarlik S. 62. Die Tafel II, Ausgrabung von Troja, verwirrt durch die Überfülle der Linien und Striche. Sie mußte wesentlich vereinfacht werden. Ob die Hinzufügung des letzten Kapitels „Dr. Heinrich Schliemann" zweckmäßig war, ist mir zweifelhaft. Die Jugend sollte das wechselvolle Leben dieses Mannes, das wie kaum ein anderes Zeugnis ablegt von der bergeversetzenden Kraft des Glaubens, nicht durch einen kurzen dürftigen Auszug kennen lernen, sondern nur in der Darstellung, die Schliemann selbst von seinen Leiden und Taten ge-

Digitized by Google

geben hat. Jede Vorwegnahme durch Auszüge kann die Wirkung dieser Selbstbiographie nur abschwächen.

Daß der Verfasser sich redlich bemüht hat, durch Einflechtung kleiner persönlicher Erlebnisse, sowie durch gelegentliche kurze Hinweise auf die heutigen Zustände dem jugendlichen Leser den Stoff mundgerecht und die Lektüre anziehend zu machen, ist durchaus anzuerkennen. Aber freilich dem ernsten Gelehrten, dem gewissenhaften Schulmann sind diese feuilletonistischen Seitensprünge ersichtlich sauer geworden, und im ganzen trägt die Schrift doch mehr den Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung als den einer schriftstellerischen Leistung. Um als solche gelten zu können, beschränkt sie sich nicht genug auf das allgemein Interessierende, bringt zuviel belanglose Einzelheiten, Notizenballast, Namen und Maßangaben. Dagegen tritt die persönliche Note nicht stark genug hervor, es fehlt an Stimmung und auch an Humor. Zum Vorlesen eignen sich immer nur einzelne Partien, und in weitere Kreise wird die Schrift schwerlich Eingang finden. Doch vielleicht lege ich damit einen Maßstab an, der dem verdienten und kenntnisreichen Verfasser unrecht tut. Denn ich weiß nicht, ob es der Zweck der Sammlung, welcher das Büchlein angehört, ist, weitere Kreise zu fesseln. Vielleicht soll sie nur engere Kreise, die schon gefesselt sind, belehren. Und diesen Zweck wird das vorliegende Büchlein in der neuen Gestalt sicher erfüllen. Diejenigen Primaner, die es lesen, können und werden nicht wenig daraus lernen.

Luckau. Friedrich Seiler.

---

1) Hans Benzmann, Moderne deutsche Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen. Leipzig ohne Jahr, Reclam. 592 S. 8. geb. 1,50 *M*.

2) Johannes Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen. Leipzig 1905, Dürr. 317 S. 8. 3 *M*.

3) Ernst Wasserzieher, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit. Für den Schulgebrauch ausgewählt. Leipzig ohne Jahr, Max Hesse. 319 S. 8. geb. 1,50 *M*.

4) Wilhelm v. Scholz, Deutsches Balladenbuch, enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts, von Bürger bis Liliencron, mit einer Einleitung. München und Leipzig 1905, Georg Müller. 627 S. 8. 4 *M*.

5) Paul Ernst, Des Knaben Wunderhorn. Alte Lieder gesammelt von L. Achim v. Arnim und Clemens Brentano, neu herausgegeben. Zweite Auflage (3. und 4. Tausend). München und Leipzig 1905, Georg Müller. 599 S. 8. 4 *M*.

6) Ferdinand Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik. Fünfte Auflage. München 1904, Kunstwart-Verlag, Georg D. W. Callwey. 356 S. 8. 3 *M*.

Digitized by Google

7) **Theodor Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen**, 35. Auflage (236.—245. Tausend), herausgegeben von **Alfred Rausch**, Halle a. S. 1905, Waisenhaus. 879 S. 8. 3,60 ℳ.

So verschiedenartig und verschiedenwertig auch alle diese Bücher sind, darin stimmen sie überein, daß sie in Schule oder Haus das Interesse für die Dichtung, insonderheit für die moderne Lyrik zu beleben suchen, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß in der Überfülle der Produktion es auch den Kennern schon sehr schwer fällt, das Korn von der Spreu zu scheiden. Viele Dichter wetteifern daher, auch eine Auswahl des Besten aus ihrem Lyrikbändchen selbst zu treffen (wie Liliencron, Henckell, Dehmel, Renner) oder andere treffen zu lassen wie Greif und Heinrich Vierordt, dessen Auswahl Ludwig Fulda zu des Dichters „silbernen Hochzeit mit der Muse" besorgt hat.

1. **Hans Benzmann**, der selbst ein fruchtbarer Lyriker von Talent ist, will die verdienstvolle Sammlung von Maximilian Bern, die einstmals bei Reclam erschien, ergänzen und in erster Linie die „neuwertige Lyrik" berücksichtigen, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts sich Geltung zu verschaffen suchte und seit den neunziger Jahren die herrschende wurde. Zwei „der ältesten Generation" hat er noch herangezogen: C. Ferd. Meyer, weil er vielfach vorbildlich gewesen und seine „Lyrik bei höchster Subjektivität von vollkommenster suggestiver Prägung (!) ist", und Th. Fontane, weil er am besten den Typus der Altersgenossen repräsentiere. „Weiter zurückgreifen, auf Keller, Storm, Mörike, die Droste wollte ich nicht". Dies Nicht-Wollen ist in der Praxis entscheidend, in der Theorie aber durchaus nicht stichhaltig. Die Droste ist als Impressionistin geradezu bahnbrechend geworden, und Storm, den Benzmann überhaupt nicht zu den starken und originellen Persönlichkeiten rechnet und mit J. G. Fischer in einem Atem nennt, hat die Modernen — ich nenne nur Jensen, Liliencron, Falke, Busse, Renner, Bulcke usw. — weit mehr beeinflußt und ist auch als Lyriker in echtem Sinne weit größer als der architektonisch-kühle, episch-lyrische C. F. Meyer. Die Ästhetik, d. h. die klare Erkenntnis allgemeiner Voraussetzungen des künstlerischen Schaffens ist überhaupt bei B. eine schwache Seite; er wirft mit Begriffen wie Realismus, Persönlichkeitskunst, Ideen- und Weltanschauungskunst, individuelle Stilkunst u. ä. gar gefährlich um sich, als ob das alles synonyme Dinge seien; auch kann man nicht sagen, daß er klare Linien einer historischen Entwicklung zeichne; meistens sind es recht wirre Bündel von Dichtern, die er bei seiner Ährenlese zusammenfaßt. So sollen, bunt durcheinander gewürfelt, Greif, Grisebach, Schönaich, Vierordt, Avenarius, von Reder, von Saar „so recht die Übergangslyrik" verraten. Auch die Modernsten hangen durch feine Fäden mit der Vergangenheit

Digitized by Google

zusammen, und die neuen Stoffe des sozialen Elends machen noch keinen „Neutöner“ von bleibendem Werte. Wie erschreckend wenig wird überhaupt von dem ganzen Bande das nächste halbe Jahrhundert überdauern! Selbst ein Liliencron hat nicht allzuviel, das Dauer verspricht. Benzmann bietet aber eine viel zu große Zahl von Namen und hätte bei der Auswahl mehr das wirklich Charakteristische des einzelnen als das an sich Wertvolle in den Vordergrund rücken sollen. Denn das letztere ist und bleibt doch in diesem Falle nur problematisch. Freilich fehlt es durchaus nicht an Manieriertem, und der Symbolismus in seinem Siege über den „inhaltlichen Naturalismus“ tritt klar zutage. — Das Buch bietet trotz seiner großen Mängel immerhin ein deutliches Bild unserer unklar gärenden. aber doch an Talenten reichen Gegenwart.

2. Kritischer als Benzmann geht Johannes Meyer vor. Er beschränkt sich auf 42 Dichter. So ist es natürlich, daß man manchen vermißt, den man höher schätzt als diesen und jenen der Aufgenommenen. Isolde Kurz und Agnes Miegel möchten doch wohl schwerer wiegen als Alberta von Puttkamer. Greif, Spitteler, Renner, Schaukal u. a. sind doch wohl bedeutender als Lienhard. Die Einleitung bietet nicht gerade neue und überraschende Urteile und besonders fruchtbare Gedanken, hält sich aber in verständigen Geleisen der üblichen Kritik. Wie es moderne Sitte oder Unsitte bei den Dichtern geworden ist, Prosa, dramatische Bruchstücke und Gedichte durcheinander zu mischen, so bietet auch Meyer derartiges in bunter Folge; nur selten aber können solche Fragmente den Eindruck eines einheitlichen Ganzen machen. Jedoch kann man der Sammlung es nicht absprechen, daß sie geeignet ist, für manchen der erwählten Dichter Stimmung zu machen und den Appetit nach mehr zu reizen.

3. Auch das Bändchen von Wasserzieher ist wohl geeignet, manches Knaben- und Mädchenherz anzuregen und für Lyrik empfänglich zu machen. Aber ich muß gestehen, in einem so schmalen Bändchen würde ich nur Auserwähltestes dulden. Was sollen da Spitta, Grün, Julius Mosen, Julius Hammer, Adolf Stöber, Friedr. Wilh. Weber, Schack, Drewes, Müller von Königswinter, Julius Sturm, Beck, Herwegh, Bodenstedt, Träger, Rodenberg, Rittershaus, Julius Wolff, Dahn, Möser, Jakob Schiff, Rehbein, Schäfer, Prutz u. m. a.? Das mag ja alles zahm und bieder und ehrbar oder fromm sein, und ein „Liebchen“ brauchte der Herausgeber allerdings nicht in einen „Onkel“ umzuwandeln, wovor er — laut Vorwort — sich gehütet hat[1]). Aber für die

[1]) Nimmermehr jedoch durfte er die wundervolle Zeile Mörikes (S. 68): „Gelassen stieg die Nacht ans Land“ verballhornen in „Bedächtig stieg die Nacht ins Land“!! Eichendorff (S. 14) Nr. 2, Str. 3 schrieb reimlos: „Und kämst nun müd zurück“, Wasserzieher: „Kämst müd' zurück zu mir“. Wie hart beginnt dann die nächste Strophe: „Wir armen usw.“? — S. IV Z. 5 ist „das“ statt „die“ wohl ein Druckfehler.

Jugend gibt es doch weit Passenderes und Besseres. Ich erinnere nur an die frische, fröhliche Sammlung von Alwin Freudenberg („Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit“, Verlag von Alex. Köhler in Dresden und Leipzig). — Man vermißt bei W. den sicheren, festen Griff in die Fülle hinein, die kecke, furchtlose Entscheidung, man spürt die Scheu des ängstlich Suchenden, was wohl für junge Mädchen unbedenklich sei. Und sodann: Es geht mehr ein Zug der Resignation als der Freudigkeit durch das Buch; es zittert mehr Sehnsucht nach Verlorenem als kraftvolle Erfassung der Gegenwart und mutige Hoffnung auf Zukünftiges hindurch. Es ist bezeichnend, daß das erste Gedicht („Das Schloß Boncourt“) ein Gedicht des schmerzlich zurückblickenden Alters und daß das letzte ein Sterbelied ist. Meiner Auffassung nach müßte eine Auswahl für die Jugend eine Verbindung des für wirklich große Dichter Charakteristischen und des Freudigen, Frischen, Kernigen, Kraftvollen erstreben; es müßte die Jugend den starken Hauch eigenartiger Geister spüren, aber auch zugleich in sich aufnehmen in mannigfachstem Wechsel die fruchtbaren Keime der Naturliebe, die Wald und Meer, Gebirge und Heide umspannt, der Heimat- und Vaterlandsliebe und der Begeisterung für geschichtliche Großtaten, füe Freundschaft und Gottesfurcht. Alles Altersmüde, Kränkliche, Schwächliche müßte zurücktreten. Entscheiden darf bei solcher Auswahl nicht, was dem reifen Manne besonders zu Herzen spricht, sondern was jung ist und jung bleibt und daher die jungen Herzen bezwingt.

4. Eine musterhafte Sammlung ist das Balladenbuch von Scholz; man spürt die Hand des feinsinnigen Dichters, die fest den Stoff faßt und ordnet. Man wird kaum einen Meister vermissen. Bürger, Chamisso, die Droste, Eichendorff, Fontane, Hebbel, Heine, Kopisch, C. F. Meyer, Mörike (Scholz schreibt immer Möricke), Schwab, Strachwitz, Uhland sind vor allem, neben Goethe, reich vertreten; Schiller nur durch den „Handschuh“ und den „Grafen von Habsburg“. Mit Unrecht so spärlich. Bei Storm würde ich noch „Eine Frühlingsnacht“ hinzugefügt haben. Von den sogen. Modernen ist nur Liliencron, ihr größtes Talent, noch berücksichtigt; vielleicht denkt der Herausgeber an eine Fortsetzung; einiges Treffliche auf dem Balladengebiete haben doch Spitteler, Vierordt, Agnes Miegel, Gustav Renner, Alb. Matthäi u. a. geleistet. — Die Einleitung rechne ich zum Besten, was über die Ballade bisher geschrieben wurde; wie sie sich vom Epos und vom Liede abhebt und eine Vorstufe des Dramas bedeutet, ist vortrefflich dargelegt. Eine stilistische Härte enthält der Satz S. IV: „Die höchste Wirkung der, ehe es ein eigentliches Drama gab, vorhandenen Dichtungsformen hat beim Vortrag vor mehreren die Ballade.“ — Auch nicht ganz leicht flüssig, aber wuchtig und tief gedankenvoll schließt die Einleitung:

Digitized by Google

„Sagenhafte zur Sage gewordene mächtige Gestalten, heldenhafte Handlungen, gewaltiges Schicksal und merkwürdige Geschehnisse, deutscher Glaube und Wille leben in der Ballade. Sie ragt zu uns aus einer Zeit, in der mythenbildende Kraft lebendig war. Vielleicht helfen uns die deutschen Balladen dazu, das geschichtliche Wissen von unserer Vergangenheit aufzulösen; durch die Dichtung in seinen höchsten Werten neu gestaltet, nahe heranzurücken, was durch die Geschichte von uns entfernt war; und in einer großen mythischen Anschauung ein mächtigeres Fundament unter unsere Gegenwart zu legen, als es dies zersplitternde, alles auseinanderdrückende geschichtliche Wissen ist“.

5. Paul Ernst hat durch den Neudruck und die Säuberung von fremdartigen Bestandteilen sich ein großes Verdienst um das unvergleichliche Buch, das mit Recht „Wunderhorn“ heißt, erworben. Schon Goethe bat die Herausgeber Arnim und Brentano trotz alles Lobes des ersten Bandes doch, künftig „ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten“, d. h, „sich vor dem Singsang der Minnesänger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersinger, sowie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlichst zu hüten“. So hat der Herausgeber viel Minderwertiges und alles rein Literarische ausgemerzt, im übrigen aber bis auf weniges den Text der ursprünglichen Ausgabe beibehalten. Die rein poetische Wirkung war ihm wesentliches Ziel, nicht ein Ergebnis gelehrter Forschung. In scharfer Gegenüberstellung des damaligen und des neuzeitlichen Menschen hofft der Herausgeber dennoch, daß das Buch geeignet sei, „verwandte Saiten anklingen zu machen auch in der Brust des neuzeitlichsten Menschen und seine Triebe für Bewahrung alter deutscher Art zu stärken“. Hoffen wir dies und wünschen wir, mit Goethe: „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte“.

6. Daß ein so gutes, liebes Buch wie das Hausbuch von Avenarius unter dem mächtigen Einflusse, den heuer der „Kunstwart“ ausübt, in Tausende von Häusern bereits Eingang gefunden hat, ist eine sehr erfreuliche Tatsache. Dieses Buch muß sich jedem für Poesie nur irgend Empfänglichen ins Herz stehlen. Ein echter Dichter hat diese Anthologie — man möchte sagen — geschaffen; denn bei aller Mannigfaltigkeit herrscht doch Einheitlichkeit. Vor allem darin, daß wirklich nur Wurzelechtes Aufnahme gefunden hat. Dem Leben will das Buch dienen, und darum gibt es Lebensbilder im Spiegel unserer Lyrik, wie sie Meister geübt haben, von Walther v. d. Vogelweide bis auf die

Digitized by Google

Jüngsten. Goethe ist am reichsten vertreten; das ist selbstverständlich; nächst ihm Mörike, Storm, Hebbel, Uhland, Schiller, Keller, Groth, Eichendorff, Greif, die Droste, Hölderlin, Lenau, C. F. Meyer, endlich auch Heine und Geibel usw. Prächtige Sachen von Lingg, Liliencron, Ernst, Falke, Schaukal begegnen uns; auch von bisher mir Unbekannten wie von August Wolf, Senf, Marx. — Das Büchlein bietet also im Gegensatze zu den übermäßig zahlreichen Sammlungen, welche literarhistorischen Zwecken dienen und das Charakteristische möglichst vieler Lyriker aneinanderreihen, eine Ordnung nach Stoffen. Ein Begleiter soll dieses Handbuch sein, wie der treffliche Herausgeber bemerkt, durch die Gotteswelt draußen vom Erblühen bis zum Verschneien, aber auch durch die Gotteswelt drinnen vom Reifen der Seele durch Liebesscherz und Liebesernst und Ehe, durch Freude und Trauer und Zweifel und Festigung bis zum Scheiden und bis zu dem Ausblick darüber hin auf das Bleibende. Zu Sammlung und Vertiefung, zu Stärkung und Trost soll dieses Buch den Lebenssegen unserer Lyrik mitgeben. Und dazu ist es vortrefflich geeignet. Es wäre dringend zu wünschen und anzustreben, daß unsere Primaner in diesem Buche mit ihrem Denken und Fühlen lebten und webten. Hier quillt und rauscht ein reiner Born reinen, echten Empfindens.

Übermäßig bescheiden hat der Herausgeber auch nicht ein einziges seiner eigenen Gedichte aufzunehmen sich entschließen mögen, während Benzmann nächst Busse, Liliencron und Dehmel sich selbst am meisten in den Vordergrund rückt. — Der Zeichner, Fritz Phil. Schmidt, ist mit eigenartigen Bildchen dem Stimmungsgehalte gefolgt und erzeugt vielfach eine hochpoetische Wirkung.

7. Der alte „Echtermeyer“, der demnächst seinen 70. Geburtstag in Rüstigkeit begehen wird, ist in der neuesten 35. Auflage, die Alfred Rausch besorgt hat, ein völlig junger und neugeborener geworden. Er wird fortfahren, auch der jetzigen jungen Generation, wie den früheren, eine Quelle des Genusses, der Sammlung und Vertiefung und somit ein wahrer Segen für die Jugend zu werden. Schon bei der 34. Auflage konnte ich rühmen (Deutsche Literatur-Zeitung, 6. Febr. 1904), daß der Herausgeber alte Zweige, die morsch geworden, weggeschnitten und somit Luft und Licht für neue Schösse und Blüten moderner Dichtung geschaffen habe (nämlich 29 Gedichte von 12 Dichtern); ich regte an, noch mehr Mittelgut zu beseitigen und noch mehr Goethe, Mörike, Storm, Keller usw. aufzunehmen und überhaupt mehr dem rein Lyrischen Rechnung zu tragen, dem manches größere poetisch-rhetorische Deklamationsstück oder manche gar zu breite epische Schilderung weichen müsse. Denn das Gefühl ist und bleibt der Nerv des Liedes; das muß die Anschauung durchwärmen und den Gedanken beleben; ein Gedicht ist nicht

Digitized by Google

dazu da, daß es Wissensstoff überliefere oder Moral predige oder Patriotismus züchte, sondern die Kunst hat nur den einen Zweck, ästhetisch zu wirken, d. h. das Herz zu erheben, die Phantasie zu beleben, Bilder vor das äußere und das innere Auge zu stellen; alles andere — Vaterlandsliebe, Gottesandacht, Sittlichkeit usw. — kann und wird ja dann wie die reife Frucht aus den Blüten gesteigerten Lebensgefühls, wie es in echter Lyrik lebt, sich ergeben, aber es darf nicht Selbstzweck, nicht Tendenz sein; innere Herzensheiterkeit soll den Knaben in den deutschen Stunden durchdringen. — Einen echt jugendlichen Geist dem alten Buche zu bewahren bezw. neu einzuflößen, ist das Bestreben des Herausgebers gewesen, und ich freue mich, daß er meinen an verchiedenen Stellen gegebenen Anregungen ein so williges und fein empfängliches Ohr geliehen hat. Ja ich gestehe, ich war freudig überrascht über die völlige Umgestaltung, die bei energischer urd schonungsloser Durchführung des Grundsatzes, das Morsche durch Lebenskräftiges zu ersetzen und an Stelle einer sehr losen Anordnung eine fest umrissene zu setzen, nunmehr das Buch gewonnen hat. Es ist um 6 Bogen schlanker und doch inhaltlich reicher geworden. Ungefähr 150 Gedichte oder Sprüche — wenn ich recht zählte — sind gefallen, ungefähr 90 neu aufgenommen worden. Manche Dichter, wie Bäßler, Bercht, Fouqué, Castelli, Görres, Gruppe, Hölderlin, Mises, Redwitz, Schnezler, Wackernagel, Zimmermann, sind völlig verschwunden; mir tut es nur um Hölderlin leid (bes. Hyperions Schicksalslied!); eine große Zahl anderer sind gründlich nachgeprüft worden, so daß viele Gedichte anderen Platz machten. Den Herausgeber bei dieser Arbeit zu verfolgen, ist für den Kenner sehr reizvoll; in den meisten Fällen konnte ich nur beipflichten. Ganz neu berücksichtigt wurden 15 Dichter, die bisher nicht vertreten waren: Gleim, Lessing, Grillparzer, Freytag, Vischer, Jensen, Lohmeyer, Wolff, Seidel, Falke, Hertz, Sachse, Dehmel, Marie v. Ebner und Isolde Kurz. Die Anordnung ist völlig umgestaltet worden, nämlich nach Stoffen: Natur (Jahres- und Tageszeiten, Flösse, Seen, Meer, Heide, Wald, Gebirge, Pflanzenreich, Tierreich, Sonne, Mond und Sterne — Märchen und Balladen, Fabeln, Gleichnisse und Rätsel, Wandern), Kultur (Jäger- und Hirtenvolk, Ackerbau, Handwerk und Industrie, Soldatenleben, Handel und Verkehr, Seewesen, Familie, Freundschaft, Liebe, Vaterland, Heimat, Sprache, Güter des Lebens, Pflichten und Tugenden, Recht und Unrecht, Glück und Unglück, Gewissen, Tod, Gottes Weltregierung, Gottesverehrung, Gotteserkenntnis, Feiertage, Kirche, Kunst, Kunst des Dichters, Sänger und Dichter, Arten und Formen der Dichtung, Scherzhaftes, Philosophie und Wissenschaften, Menschheit, — Parabeln und Paramythien), Sage und Geschichte (nach den Ländern und Zeiten). Wenn auch, wie sogleich ersichtlich ist, das Einteilungsprinzip nicht überall streng durchgeführt worden ist,

Digitized by Google

sondern hie und da Stoff und Form vertauscht, so kann man doch im wesentlichen die Anordnung eine glückliche und übersichtliche nennen. Inhaltlich läßt sich diese „Weltanschauung im Aufriß“, wie sie das Spiegelbild der Lyrik widergibt, überaus fruchtbar machen im Unterricht; oft bekommt erst ein Gedicht gerade durch die Zusammenstellung mit anderen verwandten sein rechtes Licht und seine Bedeutung. Am Schlusse bietet das erste Register die Übersicht, nach Klassen und für diese wieder nach den allgemeinen Gesichtspunkten geordnet, unter Hervorhebung der zu lernenden Gedichte; das zweite Register gibt die Anfänge der Gedichte; das dritte die Namen der Dichter und die Überschriften ihrer Gedichte mit kurzen biographischen Notizen; hierzu bemerke ich im einzelnen: unter Goethe würde ich die Überschrift „Ein gleiches“ durch „Wanderers Nachtlied“ ersetzen; Hertz ist 1902 gestorben, Presber lebt in Berlin, Storm starb als Amtsgerichtsrat a. D. in Hademarschen (bei Hanerau) in Westholstein.

Fasse ich alles zusammen, so sage ich: der alte und doch junge Echtermeyer ist immer ein wertvolles Buch gewesen, aber jetzt noch wertvoller geworden durch die geschickte und einschneidende Neubearbeitung des kundigen Herausgebers.

Neuwied. Alfred Biese.

---

1) A. Hettner, Das europäische Rußland. Eine Studie zur Geographie des Menschen. Mit 21 Textkarten. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 8. 4 *M*.

Dieses wenig über 200 Seiten fassende handliche Buch kommt gerade zur rechten Zeit, um uns das durch Japan niedergeworfene, aber nach einer Regeneration auf verfassungsmäßiger Grundlage lechzende Rußland in der Eigenart seines derzeitigen Kulturzustandes kennen zu lehren.

Keine Landeskunde gewöhnlichen Schlages liegt hier vor. Nur einleitungsweise wird uns auf wenigen Seiten, doch mit sicherer Hand ein Bild der Landesnatur im Umriß entworfen. Es folgen sofort größere Kapitel über die geschichtliche Entwicklung und deren Ergebnisse, über die Völker und ihre Religionen. Erst auf so gewonnener breiter Grundlage werden wir zur Hauptsache geführt: zur tieferen Erfassung des Wesens von Rußlands Staatseinrichtung, seiner Besiedelung, seinem Land- und Wasserverkehr, seiner Volkswirtschaft, seiner materiellen und geistigen Kultur.

Mit vollem Recht findet der Verf. — und das ist das methodisch Bedeutsame an diesem schönen Werk —, daß nicht der unmittelbare Einfluß der tellurischen Eigenart des Wohnraumes das russische Volkstum und Staatswesen bestimmt hat, sondern vielmehr die vom übrigen Europa so grundverschiedene Kulturatmosphäre, in deren Ausbildung und mächtiger Ausbreitung die geographischen Bedingungen der Ostlage, der weiten Ebene, der großartigen radial gelagerten Stromsysteme, der Scheidung in

Digitized by Google

Tundra, Waldland, Steppe freilich wichtige Leitmotive ausmachen. Mit gründlicher Sachkenntnis und besonnenem, freimütigem Urteil kennzeichnet er uns Rußland als ein Gebiet von unerschöpfter Größe natürlicher Mitgift, sein Volk aber als ein trotz mancher Begabung auf niedriger, byzantinisch-orientalischer Gesittungsstufe noch heute festgebanntes, ohne geistige Hebung durch eine fast heidnische Kirche, mißhandelt von den bestechlichen Beamten des größten Polizeistaates der Erde, verarmt durch entsetzliche Steuerlasten, die dazu dienten, das Reich gewaltig auszudehnen und mit einem doch nur äußerlichen europäischen Kulturfirnis zu überziehen.

2) **Meyers Hand-Atlas.** Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. Ausgabe ohne Namenregister 8,40 ℳ. Ausgabe mit Namenregister 12 ℳ.

Schon bei der Anzeige der Anfangslieferung dieser Neuauflage des Meyerschen Hand-Atlas ist an dieser Stelle auf dessen Eigenart hingewiesen worden. Jetzt, wo das Ganze vorliegt, darf man mit gutem Gewissen behaupten: einen bequemeren Hand-Atlas in gewöhnlichem Oktavformat von gleicher Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit bei so mäßigem Preise gibt es nicht.

Alles, was man zur topischen Orientierung über das weite Erdenrund braucht, hat man hier in sauberen, gut lesbaren Karten zusammen. Die Südpolarkarte ist bereits mit den Ergebnissen der englischen, deutschen und schwedischen Expeditionen der jüngsten Vergangenheit bereichert (nur sollte die Ausdehnung von Grahamsland über den Südpolarkreis nicht als so gesichert dargestellt sein, wie es hier geschehen). Von den älteren Karten ist ein Teil durch Neustiche ersetzt, und auch die übrigen Karten wurden gründlichen Korrekturen unterworfen, die oft Neustichen gleichkommen. Eine neuzugefügte Spezialkarte der Länder um das Gelbe Meer stellt Korea und die Mandschurei erwünschterweise in größerem Maßstab dar. Besonders dankenswert erscheint die Sorgfalt, mit der unsere sämtlichen Schutzgebiete durch besondere Karten bedacht sind, Kiautschou sogar in dem großen Maßstab 1 : 50 000. Der Atlas wird in seiner nunmehrigen Vervollkommnung sicher der Aufgabe gerecht werden, die er sich gestellt hat: „ein Ratgeber für alle praktischen geographischen Bedürfnisse zu sein“.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

Leo Frobenius, Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts. Leipzig 1904, Friedrich Brandstetter. gr. 8. II. Teil: Ozeanien. Mit 4 Tafeln und 8 Kartenskizzen im Text. 214 S. geh. 2,50 ℳ. III. Teil: Amerika. Mit 5 Tafeln und 16 Kartenskizzen im Text. 222 S. geh. 2,50 ℳ. IV. Teil: Asien. Mit 5 Tafeln und 7 Kartenskizzen im Text. 259 S. geh. 2,50 ℳ.

Die Grundsätze, nach welchen diese neuen Hefte von Frobenius'

Digitized by Google

Geographischer Kulturkunde, mit denen das Werk nun abgeschlossen vorliegt, gearbeitet sind, sind dieselben wie für das erste, welches in dieser Zeitschrift (58. Jahrgang, August- und Septemberheft S. 582 ff.) angezeigt worden ist. Ich verweise auf das dort Gesagte und gehe sogleich zur Besprechung des zweiten Teils, welcher Ozeanien zum Gegenstande hat, über.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste die Überschrift trägt: Die Ozeanier, ihre Meere und ihre Inseln. Hier wird zunächst die Ausdehnung Ozeaniens angegeben. Seine Grenzpfeiler sind die Osterinsel im Osten, Madagaskar im Westen, Hawai im Norden. Es ist der einzige Inselerdteil und zerfällt in zwei Becken, welche durch den 130. Längenkreis getrennt werden, das indonesische im Westen und das mikropolynesische im Osten dieser Linie. Bei dieser Scheidung sind Melanesien und Neuholland nicht berücksichtigt; denn sie nehmen eine kulturgeographische Sonderstellung ein, wie sich das besonders auf dem Gebiete der Sprache zeigt. Der Verfasser illustriert dies an einem Vergleich der Zahlensysteme der Neuholländer, der Papua und der Poly-Mikro-Indonesier, in denen deutlich eine Steigerung der Kulturentwicklung sichtbar wird, welche auf die in demselben Verhältnis sich steigernde Fruchtbarkeit der genannten Gebiete zurückzuführen ist. Weiter wird darauf hingewiesen, daß in dem östlichen Teile und der Mitte Ozeaniens drei Schichten der Besiedelung aufeinanderfolgen. Nach Neuholland, also in die äußerste Südspitze Ozeaniens, sind die ältesten und kulturärmsten Stämme geschoben, nach Melanesien kam eine zweite, reichere Schicht, nach Polynesien aber die dritte, welche vor der zweiten den Gebrauch des Segels voraushatte und daher zu weiten Meerfahrten am besten geeignet war. Von einer Besiedlung Melanesiens sahen diese Seefahrer, trotzdem es auf ihrem Wege lag, deshalb ab, weil die vor ihnen dorthin gelangte zweite Schicht, die Papua, keine Fremden in ihrem Gebiete duldeten, sondern alle Ankömmlinge erbarmungslos auffraßen. Die weite Ausdehnung der polynesischen Fahrten führt Frobenius in sehr vielen Fällen auf Verschlagungen zurück, die bei der Natur der Meeres- und Luftströmungen in der Südsee sicher eine sehr große Bedeutung in dieser Beziehung haben. Die Seefertigkeit der Verschlagenen gestattete dann die Rückfahrt nach dem Ausgangspunkte und so eine genauere Erkenntnis der Meerpfade, die dadurch noch bequem gemacht wurden, daß an ihnen eine Unzahl von Inseln lag, die dem Gefährdeten stets eine Zufluchtsstätte boten. So verdient hier das Meer ganz besonders den Namen eines verbindenden Elementes. Daher ist denn auch die Bevölkerung der so ungeheuer weitausgedehnten polynesischen Inselwelt eine durchaus einheitliche, wie das z. B. auch durch ihre Mythen dargetan wird.

Im zweiten Abschnitt mit der Überschrift: Die seefahrenden Inselvölker Poly-Mikronesiens bezeichnet Frobenius als die wich-

Digitized by Google

tigsten Tätigkeiten dieser Völker den Landbau und die Schiffahrt. In dem ersten liegt die schöpferische, in der zweiten die erhaltende Kraft ihrer Kultur, d. h. ohne jenen würden sie die Inseln, welche sie bewohnen, überhaupt nicht haben besiedeln können, ohne diese würden sie auf ihren Eilanden durch Inzucht entarten und zugrunde gehen, wie das Schicksal der Bewohner der Osterinsel zeigt, die infolge der Entlegenheit ihres Wohnsitzes keinen frischen Blutzufluß erhielten. Die Schiffahrt aber bewirkt auch einen ununterbrochenen Austausch der Kulturgüter im polynesischen Gebiet, und das hat zur Folge, daß die Kultur dieser gewaltigen Inselwelt so auffallend gleichartig ist, während die von Melanesien mit seiner weniger seekundigen und vor allem durch den Kannibalismus verkehrsfeindlichen Bevölkerung eine viel größere Mannigfaltigkeit aufweist. Mit einem Überblick über die Boots- und Schiffstypen Ozeaniens, die auch durch Abbildungen veranschaulicht werden, und mit einer kurzen Darstellung der polynesischen Mythologie schließt Frobenius diesen Abschnitt und illustriert dann das Gesagte durch Auszüge aus Reisewerken, welche von den unfreiwilligen Wanderungen im nordwestlichen Polynesien, von der Fischerei und dem Schiffbau der Tahitier, vom Kastenwesen auf den Tongainseln, vom samoanischen Frauenleben, von Sitten und Gebräuchen der neuseeländischen Maori, Kriegssitten der Hawaier und der Kultur der Radacker handeln.

Der dritte Abschnitt bespricht die festsässigen (!) Gartenbauern Melanesiens. Die Melanesier sind echte, in ihren Wohnsitzen unveränderlich festsitzende Gartenbauern. Das beweisen ihr Totenkult, ihre Geheimbünde, die hier eine außerordentliche Bedeutung haben, die Häufung der Feldarbeit auf die Frau, während sich die Männer künstlerischer Tätigkeit, besonders der Holzschnitzerei, widmen, die hier eine nirgends sonst erreichte Ausbildung zeigt, trotzdem die Werkzeuge zu ihrer Ausübung höchst unvollkommen sind oder, wie der Verfasser sehr fein ausführt, vielleicht gerade deshalb. Zur Verdeutlichung des Gesagten dienen wieder Auszüge aus Reisewerken.

Im vierten Abschnitt ist die Rede von den treibenden Jägern Neuhollands. Das Grundgesetz für die einheimischen Kulturformen dieses Erdteiles liegt in seiner Wasserarmut. Die Verteilung der Niederschläge und die Dichtigkeit der Bevölkerung werden durch zwei Kärtchen veranschaulicht, welche deutlich zeigen, wie beide im engsten ursächlichen Verhältnis stehen. Die Natur des Landes lockte natürlich auch Fremde nicht an, so daß die Einwirkung fremder Kulturen auf die einheimische fast völlig fehlt. Diese aber ist so ärmlich wie möglich und zeigt uns den Eingeborenen Neuhollands als den typischen Vertreter des Jägertums. Drei Ausschnitte aus Reisewerken veranschaulichen diese Ausführungen des Verfassers, der dann im fünften Abschnitt die Mischvölker Indonesiens behandelt. Diese Mischvölker sind ein Produkt aus

Digitized by Google

Mongoloiden, die von China über Formosa und die Philippinen, aus Arioiden, die von Vorderindien, und aus Semitoiden, die aus Arabien in das indonesische Gebiet eingedrungen sind. Die ersten haben vornehmlich den Norden und Nordwesten Indonesiens, die zweiten das Innere, d. h. besonders die westlichen Sundainseln, die letzten endlich Madagaskar kulturell derartig beeinflußt, daß die einheimische Kultur fast überall völlig verschwunden ist und sich nur noch im Innern der größten Inseln einigermaßen hat erhalten können. Diesem Gebiete fehlt also im Gegensatz zu den vorher behandelten die kulturelle Selbständigkeit fast ganz. Das zeigen auch sehr anschaulich die beigefügten Ausschnitte aus Reisewerken.

Ich würde den mir zu Gebote stehenden Raum weit überschreiten, wenn ich den dritten und vierten Teil von Frobenius' Schrift, welche sich mit Amerika und Asien beschäftigen, in gleicher Ausdehnung behandeln wollte. Ich kann deshalb nur noch ein mal bemerken, daß sie nach denselben Grundsätzen wie die beiden ersten gearbeitet sind und des Interessanten und Belehrenden viel bieten, auch zur Belebung des geographischen Unterrichtes auf unsern höheren Schulen sehr geeignet sind. Die Ausstattung ist auch in den drei letzten Teilen gut, der Druck im allgemeinen korrekt und der Preis für das Gebotene durchaus mäßig. Ich kann das Werk den Lehrern der Geographie nur dringend zum Studium empfehlen.

Halle a. S. Otto Genest.

---

1) **Christian Schmehl, Die Elemente der sphärischen Astronomie und der mathematischen Geographie.** Nebst einer Sammlung gelöster und ungelöster Aufgaben mit den Resultaten der ungelösten Aufgaben. VIII u. 110 S.

2) **Christian Schmehl, Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene.** VIII u. 111 S.

Gießen 1905, Emil Roth. Je 1,60 *M*, geb. 2 *M*.

Die vorliegenden Bücher stellen sehr brauchbare Hilfsmittel für den Unterricht an höheren Lehranstalten dar, sind aber außerdem wohl geeignet, dem Studierenden oder dem Schüler der sich besonders für das Fach interessirt, Übungsmaterial in weiterer Ausdehnung zur Verfügung zu stellen, als die Schule bei der beschränkten Zeit es vermag. Man kann sie mit gutem Gewissen für das Privatstudium empfehlen. Das zuerst genannte Werk beginnt mit einer knappen, aber alles Wesentliche erschöpfenden Darstellung der sphärischen Trigonometrie, und stellt dann die wichtigsten Begriffe der sphärischen Astronomie (Horizont, scheinbare Bewegung der Himmelskörper, Sternzeit, wahre Sonnenzeit, mittlere Sonnenzeit, Parallaxe, scheinbare jährliche Sonnenbahn), sowie der mathematischen Geographie fest. An diese erklärenden Abschnitte schließen sich eine große Zahl von Aufgaben an, von denen ein Teil ausführlich gelöst ist, während für den andern nur das Ergebnis der Rechnung beigefügt ist.

Digitized by Google

Ein Abschnitt über die Theorie der Sonnenuhren und zwei Tafeln, deren eine die geographische Länge und Breite von 80 Orten, die andere Deklination der Sonne, Zeitgleichung und Sternzeit gibt, beschließen das Ganze. Die Arbeit könnte als eine willkommene Ergänzung zu Martus' trefflichem Werk bezeichnet werden, sofern sie durch ausgiebigen und verschiedenartigen Übungsstoff das dort Gebotene bei dem Lernenden lebendig zu machen geeignet ist.

Die Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie der Ebene schließt sich an das bekannte Werk von Ganter und Rudio an, geht aber in mancher Hinsicht über die Grenzen hinaus, die auch an den Realanstalten der Behandlung dieser Disziplin gezogen werden müssen. Indessen ist von den Verfassern die Verteilung des Stoffes so getroffen worden, daß die für die höheren Lehranstalten in Betracht kommenden Abschnitte von den über sie hinausliegenden in leicht erkennbarer Weise getrennt sind. Die Aufgaben selbst scheiden sich dann in solche ganz elementarer Art, wie sie aber doch zur Einprägung der Hauptformeln und zur Gewöhnung an die Untersuchungsweise der Disziplin für den Anfänger nicht entbehrt werden können, vielmehr in möglichst großer Menge zur Verfügung stehen müssen. An sie schließen sich schwierigere, die neben der Kenntnis von Methode und Grundlehren die eigene Überlegung des Lösenden in Anspruch nehmen, so daß auch das Interesse des Fortgeschrittenen seine Rechnung findet. Angehängt sind dem Buche einige sehr brauchbare Tafeln.

3) Edmund Schulze und Franz Pahl, Mathematische Aufgaben. Ausgabe für Gymnasien. Teil I für IV—U II einschließlich. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. VIII u. 196 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

Die vorliegende Aufgabensammlung bietet den Übungsstoff sowohl für den arithmetischen als auch für den planimetrischen Unterricht der Unterstufe. Wenn es an sich fraglich erscheinen muß, ob bei der Überfülle der Produktion in mathematischen Aufgabensammlungen die Herstellung einer neuen sich empfehlen und lohnen könne, so mag die Eigenart der zu besprechenden ihr Dasein rechtfertigen. Von den verbreitetsten Erscheinungen dieser Art ist die eine, aus einer Zeit stammend, wo der Unterricht noch etwas andere Ziele verfolgte als jetzt, den Bedürfnissen der Gegenwart dadurch etwas entfremdet, daß zwischen die brauchbaren und zweckentsprechenden Aufgaben auch eine größere Zahl solcher eingestreut ist, deren Lösung durch rechnerische Schwierigkeiten einen Zeitaufwand bedingt, zu dem das formale Ergebnis in keinem Verhältnis steht. So erfordert ihre Benutzung eine sehr sorgfältige Prüfung jeder Aufgabe durch den Lehrer, damit er nicht über Erwarten aufgehalten werde. Zudem entspricht auch die Art der eingekleideten Gleichungen nicht mehr den Forderungen der modernen Methodik. Ein anderes z. Z. viel benutztes Unterrichtswerk entbehrt denn doch an manchen Stellen so sehr der sorgfältigen Durcharbeitung, daß

Digitized by Google

seine Benutzung auf noch größere Schwierigkeiten stößt. Wenn sich Aufgaben des öftern als unlösbar erweisen, so dürfte der Einwand, daß sie absichtlich zur Prüfung der Schüler so eingerichtet seien, als pädagogisch recht bedenklich bezeichnet werden müssen.

Es ist zu hoffen, daß die Herren Verfasser hier eine Sammlung schaffen, die den gegenwärtigen Forderungen mehr genügt, — wenn man nach dem ersten Teil schließen darf. Ihm soll bald ein Teil für die Oberstufe, sowie eine entsprechende Ausgabe für Realanstalten folgen. Was die Bearbeiter vermieden haben, und worin man einen Fortschritt sehen kann, das ist die Häufung von Schwierigkeiten in den einzelnen Aufgaben, z. B. das Hineinziehen größerer Brüche, komplizierter Klammeranwendungen, kurz, das Zusammentreffen verschiedenartiger Rechnungsoperationen und Regelanwendungen in einer und derselben Aufgabe. Wie man in dem Sprachunterrichte mehr und mehr davon Abstand genommen hat, die Hinübersetzung zu einem Netzwerk von Fallstricken zu machen, so auch hier. Es ist die Kompliziertheit der Aufgabe wirklich imstande, den Zweck ihrer Lösung ganz illusorisch zu machen, indem der Schüler, hier und dort strauchelnd, Gefühl und Bewußtsein der Sicherheit seines Könnens nie erlangt.

Das vorliegende Buch gibt nun eine ausreichende Menge Übungsstoff, wohl geordnet nach den auftretenden Schwierigkeiten und in dieser Beziehung für den Lehrer von vornherein gekennzeichnet, — ohne die Schwierigkeiten doch in den einzelnen Aufgaben zu häufen. Es sind die Aufgaben gewiß auch einer genauen Prüfung unterworfen worden, so daß ein Versagen durch Unlösbarkeit nicht zu befürchten ist. Anmerkungen unter dem Text geben in Lehrsätzen und Rechenregeln knappe, aber ausreichende Anleitung, falls von dem Gebrauch eines besonderen Lehrbuchs der Arithmetik Abstand genommen wird.

Möchte das Erscheinen des zweiten Teiles recht bald ein endgültiges Urteil über das Ganze zulassen.

Nordhausen a. H. Max Nath.

---

1) F. Kienitz-Gerloff, Methodik des botanischen Unterrichts. Berlin 1904, Salle. VIII u. 290 S. 8. 6,50 *M.*

Der hervorstechendste Eindruck, den Kienitz-Gerloffs seit 10 Jahren erwartete Methodik macht, ist der einer außerordentlichen Gründlichkeit und eines sorgsamen, klar abwägenden Urteils. Seine Darstellung der Entstehung und der Entwicklung der einzelnen Fragen des botanischen Unterrichts zeigt durchweg den gründlichen und doch aus der Eigenart seiner pädagogischen Persönlichkeit heraus urteilenden Kenner der Geschichte unsers Unterrichts. Sein Lehrgang und seine Vorschläge im einzelnen werden dadurch und durch ihre allgemeine pädagogische Begründung so wohl gestützt, daß sie jedem Lehrer reiche Anregung

Digitized by Google

geben. Besonders den jüngeren sind sie dringend zum gründlichen Studium zu empfehlen.

K.-G. will die Schüler im großen ganzen den Weg führen, den die Entwicklung der Wissenschaft genommen hat. Er unterscheidet 4 Unterrichtsstufen. Im „vorbereitenden Kurs“ (Standpunkt des Altertums und Mittelalters bis Caesalpin 1583) sollen Einzelbetrachtungen nach morphologisch-physiologisch-ökologischen Gesichtspunkten und nach denen des Nutzens und Schadens an auffallenden Pflanzen angestellt werden. Die in den drei folgenden Kursen vermittelten Kenntnisse reichen bis auf die neueste Zeit. Ihre Anordnung ergibt sich durch die verschiedenen Erkenntnisrichtungen als II. morphologisch-systematischer, III. physiologisch-anatomischer, IV. kryptogamisch-sexualphysiologischer Kurs. Es ist einleuchtend, daß auch die Anordnung der letzten 3 Kurse im allgemeinen der Entwicklung der Wissenschaft und dem geistigen Fortschritt der Schüler angepaßt ist. Zu diskutieren wäre nur darüber, ob es zweckmäßig ist, die Kryptagamenkunde an das Ende des gesamten biologischen Unterrichts zu stellen.

L e h r p r o b e n von Krausbaur und von K.-G. selber sind für ausgewählte Kapitel des I. und II. Kursus gegeben. Der III. anatomisch-physiologische Kurs ist in extenso dargestellt und wird in seinem physiologisch und wissenschaftlich gleich trefflich begründeten Stufengang, wie in der sorgfältigen didaktischen Durcharbeitung der einzelnen Kapitel zur Lösung dieser schwierigen Unterrichtsaufgabe viel beitragen und dauernden Wert behalten. Der von K.-G. zusammengetragene Lehrstoff ist allerdings so reichhaltig, daß er nur auf Landwirtschafts- und höchstens noch auf Oberrealschulen bewältigt werden kann. Wer aber auch genötigt ist, den Stoff weit mehr zu beschränken, wird in den Darlegungen reiche Anregung und brauchbare Anweisungen für die eigene Ausgestaltung dieses Lehrgangs finden. — Durchweg bestimmen physiologische Fragen die Auswahl der morphologischen (anatomischen) Demonstrationen. Es ist also der früher meistens beschrittene Weg, von der Zelle anzufangen, die Gewebe im einzelnen abzuhandeln und erst zum Schluß in die Behandlung physiologischer Fragen einzutreten, mit Recht vollständig verlassen. Vielmehr bildet von Anfang an das pflanzenphysiologische E x p e r i m e n t den Ausgang und die Grundlage der Besprechung. Die Reihenfolge der Fragen, Versuche und mikroskopischen Untersuchungen wird im großen ganzen durch die geschichtliche Entwicklung dieser Unterdisziplin bestimmt. So z. B. wird erst ganz spät die Zelle als das gemeinsame Elementarorgan aller pflanzlichen Gebilde erkannt. Aber andrerseits dient das historische Prinzip nur im allgemeinen als Richtschnur, und die Reihenfolge der Fragen ändert sich schon dadurch, daß mit dem historischen Prinzip das untersuchende Verfahren verknüpft ist.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, ist dieser Lehrgang ein Meisterstück didaktischer Kunst. Trotzdem möchte Ref. eine Frage nicht unterdrücken, deren Beachtung ihm bei dem eigenen, sehr gekürzten anatomisch-physiologischen Kurs wesentliche Erleichterung geboten hat, die also wohl unter ähnlichen Verhältnissen ebenso der Beachtung wert ist, — ob man nämlich nicht gut daran tut, die in der Kryptogamenkunde gebotene Gelegenheit zu benutzen, den Zusammenhang zwischen anatomischem Bau und physiologischer Funktion, den allmählichen Fortschritt von der Zellernährung zur Ernährung durch differenzierte Gewebe nachzuweisen. Dies kann sehr bequem geschehen, wenn man die Kryptogamen in aufsteigender Reihenfolge behandelt. K.-G. benutzt in ganz entsprechender Weise den Kryptogamenkurs zur Einführung der sexualphysiologischen Fragen.

Das Lehrverfahren ist für alle Stufen das entwickelnde. K.-G. wird dem bedeutsamen Einfluß gerecht, den die Herbart-Ziller-Stoysche Pädagogik, wie auf andere, so auch auf unser Unterrichtsfach ausgeübt hat. Er unterscheidet (S. 52 ff.) die Formalstufen der Zielstellung, Analyse, Synthese, Assoziation, des Systems und der Anwendung und würdigt ihre Bedeutung für den Unterricht, tadelt aber ihre ungeschickte, nicht sinngemäße Anwendung „als Schema F“. Das Wesentliche ist ihm (S. 35), „den Willen zu bilden“, also das selbsttätige und daher kraftbildende Interesse zu wecken und in den Dienst des Unterrichts zu stellen.

Daher bedarf auch die Schulwissenschaft einer anderen Auswahl und Anordnung des Stoffes, als sie die Fachwissenschaft bietet. Hier erscheinen die Kenntnisse isoliert, der Unterricht muß ihre Verbindung suchen; die von der Wissenschaft gegebene Anordnung ist eine systematische, durch den Stoff gebotene, die von der Pädagogik gesuchte gründet sich auf die psychologischen Bedürfnisse des Kindes. — Wir können unmöglich des Verf. ausfürliche und überzeugende Untersuchungen hier auch nur in ihrem wesentlichsten Gange wiedergeben, das Resultat muß genügen: Keine Unterdisziplin der botanischen Wissenschaft ist vom Unterricht völlig auszuschließen, und schon von Anfang an müssen alle diejenigen Gesichtspunkte zur Anwendung kommen, denen sich das Interesse des Kindes zuwendet. Das lebhafteste Interesse des Kindes ist nun den Lebenserscheinungen der Organismen zugewandt. Das geht klar aus vielen Fragen kleiner Kinder hervor, wie sie wohl jeder im Gedächtnis hat. Darum bietet sich (S. 44) „die biologische Betrachtungsweise als der am meisten voraussetzungslose Ausgangspunkt schon für die Anfangsstufe des Unterrichts dar“. Die Kritik, die K.-G. an der „Übertreibung der augenblicklich modernen“ biologischen Richtung übt, ist trotzdem berechtigt, soweit sie sich gegen eine gewisse Erklärungsmanie und gegen die Ausschließung anderer, gleich wichtiger Wissenselemente und Fertigkeiten (Morphologie,

Digitized by Google

Systematik, Floristik, Bestimmungsübungen u. ä.) richtet. Andrerseits hätte vielleicht noch schärfer zum Ausdruck kommen können, daß erst durch die biozentrische Betrachtungsweise unser Unterricht dem Fortschritt voll gerecht geworden ist, den die biologische Wissenschaft über die Stufe einer rein beschreibenden zu der einer erklärenden getan hat, und daß sie jede einzelne Frage der Didaktik, besonders allerdings die Behandlung der Einzelbeschreibungen, aufs deutlichste beeinflußt hat.

Ganz ähnlich wie der Ökologie steht Verf. der Pflanzengeographie gegenüber. Was er über ihre Stellung im Lehrgang sagt, ist durchaus richtig, es fehlt den Worten aber — wenigstens nach des Ref. Empfindung — noch die letzte, intimste Wirkung, der Eindruck, daß Verf. dieser Frage mit einer gewissen Sympathie gegenübersteht. Das scheint Ref. hervorzugehen aus dem, was man im Buche vergebens sucht. An der Stelle, wo K.-G. seine wegweisend und begrenzend gleich beachtenswerten Ausführungen über Konzentration bringt (S. 93ff.), weist er ausführlich nach, daß die Physiologie der Physik und Chemie dringend bedürfe, und tadelt mit Recht, daß für die notwendige Verbindung dieser Fächer so gar keine Grundlage in den amtlichen Lehrplänen geschaffen sei. Er geht aber dort nicht darauf ein, daß eine ebenso innige Beziehung zwischen Biologie und Erdkunde stattfindet. Gerade die Berücksichtigung der Ökologie bei den Einzelbeschreibungen führt den botanischen Unterricht auf eine Anzahl der Fragen, die in der eigentlichen Pflanzengeographie eine Rolle spielen und dort doch nicht zu ihrem Rechte kommen können. An anderer Stelle (S. 48), wo er von der Bedeutung und Stellung der Pflanzengeographie insbesondere spricht, weist er diese ausdrücklich der Geographie zu. Das schließe nicht aus, daß die Schüler — besonders im systematischen Unterricht — manche pflanzengeographischen Tatsachen erfahren, daß ihnen insbesondere über das Vaterland, die Herkunft und die Verbreitung wichtiger Kulturpflanzen das Nötige mitgeteilt werde. „Von noch größerer Bedeutung dürfte aber in dieser Hinsicht die Ökologie sein, insofern die Pflanzengeographie nach der botanischen Richtung sich immer mehr aus einer empirischen in eine spekulative Wissenschaft umformt“. Gerade das Studium nun von Schimpers Pflanzengeographie, auf die K.-G. an dieser Stelle hinweist, ebenso das Studium von Warmings „Ökologischer Pflanzengeographie“ werden aber wohl unsern Unterricht in der Beachtung pflanzengeographischer Gesichtspunkte weiter führen, als Verf. es ins Auge zu fassen scheint. Es wird sich um die Behandlung „ökologischer Gruppen“ handeln, wie sie 1865 schon Kirchhoff, später Löw, sodann Ref. (für Zoologie mit seinem Freunde W. B. Schmidt) u. a. vorgeschlagen haben. Leider geht K.-G. auf diese Frage nicht ein, begnügt sich vielmehr mit der Bemerkung: „Danach wird

Digitized by Google

also der botanische Unterricht dem pflanzengeographischen wohl wirksam vorarbeiten, ihn aber nicht in seinen eigenen Lehrstoff aufzunehmen haben". Uns erscheint es bei allen solchen Grenzgebieten der Wissenschaft vielmehr als eine Notwendigkeit, daß alle jeweilig beteiligten Disziplinen im Unterricht an der Lösung der einschlägigen Fragen arbeiten.

In der Beschränkung der Morphologie, zumal der Terminologie, und der Systematik steht K.-G. durchaus auf dem durch jahrzehntelange Auslesearbeit geschaffenen Boden. Mit Recht sagt er (S. 39): „Als Hilfswissenschaft für die Systematik ist die Morphologie auf der Schule zu betrachten. Ihr eigenes System hat nur vom wissenschaftlich-ökonomischen Gesichtspunkte aus Bedeutung. Dagegen kann sie, wie jede Wissenschaft, ohne eine gewisse Terminologie nicht auskommen, die freilich nicht zum Selbstzweck gemacht werden darf". Und S. 133 äußert er sich über den Umfang der systematischen Kenntnisse: „Es ist nicht das Ziel der Schule, Botaniker zu züchten, sondern Verständnis für die Natur zu erzielen . . ., für das einzig wirklich Erreichbare halte ich, daß die Schüler klare, durch eigene Anschauung und eigene Arbeit gewonnene Begriffe erhalten . . . Das zu erreichen genügt aber eine sehr beschränkte Zahl systematischer Abteilungen". Gegen den in neuerer Zeit vielfach und von verschiedener Seite gemachten Versuch, in der Schule die streng wissenschaftliche Systematik zu übermitteln, wendet er sich an verschiedenen Stellen. Er bezweifelt z. B., daß es hier angängig sei, den Befruchtungsvorgang der Phanerogamen auf den Generationswechsel der Farne und Moose zurückzuführen und so die Brücke zwischen Samen- und Sporenpflanzen zu schlagen.

Äußerst bedeutsam ist, was Verf. über die Ausdehnung des biologischen Unterrichts auf die oberen Klassen sagt. Er begnügt sich nicht mit Wünschen, sondern bringt bestimmte, z. T. schon unter den jetzigen Verhältnissen zu verwirklichende Vorschläge. Es dürfte an leitender Stelle nicht unbemerkt bleiben, daß, wie hier, so auch sonst immer wieder in letzter Zeit sich der Vorschlag einer Verschiebung der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen äußert, durch die jede einzelne derselben zu einem intensiveren Betrieb, zu einem volleren Ausschöpfen ihres Bildungsgehaltes gelangen könnte.

Ich hoffe, daß meine Ausführungen recht vielen Kollegen, nicht nur den Vertretern des Fachs, Anstoß geben, sich mit dem gehaltvollen Buche selbst gründlich zu beschäftigen. Auch wo man nicht ganz der Meinung des Verf. beipflichtet, erhält man unendlich viel Anregung, da alle einschlägigen Fragen vom Standpunkt der Wissenschaft und der Pädagogik gründlich diskutiert sind. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß K.-G.s Methodik, zu so günstiger Zeit in die Diskussion der biologischen Unterrichtsfrage geworfen, zu ihrer Förderung wesentlich beitragen

Digitized by Google

wird. An den Lehrern liegt es, von dieser fleißigen und klugen Arbeit für das Leben der Schule den richtigen Gebrauch zu machen.

2) Hermann Krause, Schulbotanik. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. Sechste verbesserte Auflage. Mit 401 in den Text gedruckten Holzschnitten. Hannover 1904, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 267 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Gegen die von uns früher in dieser Zeitschrift (1901, S. 314—316) besprochene Auflage hat sich die vorliegende sechste wenig verändert. Allerdings sind hier und da einige „biologische" Notizen dazugekommen, aber die Anlage des Ganzen und die Durchführung des Einzelnen (besonders die Beschreibungen) sind dieselben geblieben, also den heutigen Anforderungen an den botanischen Unterricht nicht genügend angepaßt.

Königsberg i. Pr. B. Landsberg.

---

1) E. Kregenow und W. Samel, Gerätkunde für Turnlehrer und Turnvereine, mit 224 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 124 S. gr. 8. 3,60 ℳ.

Die Arbeit der erfahrenen und auf dem Gebiete der Gerätekonstruktion sogar erfinderisch tätigen Verfasser wird man mit Freude begrüßen, da seit mehr als 20 Jahren ein zusammenfassendes Werk über Gerätkunde nicht erschienen ist. Und doch bedarf der Turnlehrer eines solchen, und zwar nicht nur zum Zwecke des Examens, obwohl ich glaube, daß die vorliegende Gerätkunde besonders von solchen gekauft werden wird, die noch vor dem Turnlehrerexamen stehen. Aber auch der im Amt stehende Turnlehrer muß Kenntnis von der sachgemäßen Bauart der Geräte haben, die er aus der Fabrik bezogen hat und abnehmen soll, und muß wissen, was es an neuen Verbesserungen gibt, um mangelhafte Geräte abändern lassen und bei Neuanschaffungen das Beste auswählen zu können. Die vorliegende Arbeit ist sehr knapp gefaßt, dafür mit Abbildungen überreich ausgestattet, mit Sachregister und Abbildungsverzeichnis versehen, und auch das angehängte Verzeichnis der bekannteren Turngerätefabriken Deutschlands mag manchem willkommen sein. Druck und Papier sind natürlich auch tadellos.

2) H. Raydt, Spielnachmittage. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. II u. 101. gr. 8. geb. 1,60 ℳ.

Die dem Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, Abgeordneten von Schenkendorff, gewidmete Schrift des bekannten, rührigen Geschäftsführers desselben Zentralausschusses behandelt in ziemlich erschöpfender Weise die Frage des allgemein verbindlichen Spielnachmittags. Es geschieht dies in 8 Abschnitten: Wert der Leibesübungen. Geschichtliches — Das Jugendspiel in gesundheitlicher und erziehlicher Hinsicht — Ein allgemein verbind-

Digitized by Google

licher Spielnachmittag für alle Schulen — Spielplätze — Spielaufsicht — Der Spielnachmittag und andere Leibesübungen — Die entgegenstehenden Schwierigkeiten — Die Quedlinburger Versammlung vom 19. Mai 1904. Weiteres. — Der Verfasser hat in Quedlinburg auf der Allgemeinen deutschen Turnlehrerversammlung das Referat über die Forderung eines obligatorischen Spielnachmittags an den höheren Schulen gegeben, und eine Erweiterung dieses Referats dürfte die vorliegende Arbeit sein. Daher ist es erklärlich, daß das Pro vollständiger gegeben wird als das Contra, daß unsre Zustände in möglichst düsteren Farben gemalt sind, dagegen die fremden Nationen, von denen wir lernen sollen, möglichst ins Licht gesetzt werden. Das letztere sind natürlich die Engländer, neuerdings aber auch die Japaner, die doch wohl wesentlich deutscher Intelligenz ihre Erfolge verdanken. Auf die erstaunlichen Leistungen der Japaner in bezug auf Enthaltsamkeit und Todesverachtung wird gleich im Eingange hingewiesen und dann hinzugefügt, daß dieses Volk in der Wertschätzung des gesunden Geistes in einem gesunden Körper dem alten Hellenentum der klassischen Zeit viel näher steht als wir. Aber doch leisten unsere braven Soldaten in Südwestafrika ganz gewiß nicht weniger, zumal wenn man hinzurechnet, daß diese nicht, wie die Japaner, um ihre Existenz kämpfen, daß ihnen nicht heidnischer Aberglaube den Tod auf dem Schlachtfelde als vorteilhaft ausmalt, und daß ihnen als kulturell Höherstehenden das Leben ungleich mehr wert ist als jenen. Und das leisten sie ohne obligatorische Spielnachmittage! Das schließt natürlich nicht aus, daß obligatorische Spielnachmittage für unser Volk von Segen sein könnten, namentlich für die Bevölkerung der Großstädte. Es mag wohl sein, daß man unsre heutige Jugend von der Arbeit hinausführen muß ins Freie zum Spiel auf vorbestimmten Plätzen, uns mußte man vielmehr hereinholen zur Arbeit. Und doch klagte M. Schreber schon damals in einem Gartenlaubenaufsatz, der in vorliegender Arbeit abgedruckt ist, über „steifbeinige Familienpromenaden“, über „modische Ablenkung und Vernichtung des kindlichen Sinnes“, über „weibische Ängstlichkeit und Weichlichkeit und blasierte Vornehmtuerei“ seitens der Familie. Er lebte eben in Leipzig, welches damals schon Großstadt war, und es könnte wohl sein, daß auch die heutigen Verfechter der obligatorischen Spielnachmittage ihre Anschauungen in der Großstadt gewonnen und nicht ganz mit Recht verallgemeinert hätten. Gleichwohl wird man dem obligatorischen Spielnachmittag viel sympathischer gegenüberstehen als seinerzeit der dritten Turnstunde. Denn der obligatorische Spielnachmittag ist so gedacht, daß er im kalten Winter zum Schlittschuhlauf, im heißen Sommer zum Baden mitbenutzt werden soll, während die Turnstunden das Baden oder Schlittschuhlaufen in der Regel für den betreffen-

Digitized by Google

den Tag unmöglich machen und den Schüler dafür in die Turnhalle führen, wo er vielleicht mit 150 andern Schülern zusammen Staub schluckt und den zehnten Teil der Zeit wirklich turnt.

Wie die Quedlinburger Versammlung, so entscheidet auch die vorliegende Arbeit nicht über die Frage, welche Erleichterungen nun für die Schüler vorzuschlagen seien, um den obligatorischen Spielnachmittag zu ermöglichen. Mir scheint es nahezuliegen, dasjenige Fach heranzuziehen, welches mit dem Spiel das verwandteste Ziel hat, nämlich das Turnen. Eine Turnstunde könnte wohl geopfert werden. Wenn dann außerdem für den auf den Spielnachmittag folgenden Tag keine häuslichen Aufgaben gestellt werden, so läßt es sich wohl durchführen, daß ein Nachmittag wöchentlich dazu verwendet wird, die Schüler hinauszuführen auf den Spielplatz oder besser noch in den Wald oder zu einer Badeanstalt oder zum Eisplatz oder zur Schneeballschlacht oder zu einem tüchtigen Turnmarsch, und dann würde der obligatorische Spielnachmittag wohl einen Fortschritt bedeuten.

In jedem Falle kann die Lektüre der Raydtschen Arbeit nur dringend empfohlen werden. Denn alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir über kurz oder lang den obligatorischen Spielnachmittag doch bekommen; und dann ist es gut, sich von einem begeisterten Lobredner die Vorteile der neuen Einrichtung, namentlich auch dem freiwilligen Spielnachmittag gegenüber, vor Augen führen zu lassen, um der Neuordnung die erforderliche Lust und Liebe entgegenbringen zu können und das Verständnis, ohne welches auch eine an sich segensreiche Einrichtung in ihr Gegenteil verkehrt werden kann.

Halle a. S. G. Riehm.

Jugendlied zur Silberhochzeit des Kaiserpaares (27. Februar 1906). Dichtung von Franz Müller, komponiert von R. Linnarz. Für 4 stimmigen gemischten Chor, 4 stimmigen Männerchor usw. Braunschweig, Verlag von Julius Bauer. Klavierpartitur 1 *M*, Stimmen je 0,15 *M*.

Das Lied kann wegen der Frische der patriotischen Kundgebung in Wort und Musik den Schulen nur warm empfohlen werden. Es ist leicht einzuüben und wirkt mit seiner schlichten, aber würdevollen Melodie recht feierlich. Der als Komponist von patriotischen Festgesängen in unsern Schulen seit Jahren bekannte Musiker hat hier einen markigen Ton getroffen, der in gleichem Maße die Sänger und die Hörer befriedigen wird. Der Text macht dieses „Jugendlied" auch bei anderen Hohenzollernfesten verwendbar.

Berlin. H. J. Müller.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg, 3.—6. Oktober 1905.

Flavus ubi laetas adlabitur Albis ad oras,
Mercator dives quo sua regna tenet,
Hic musis iam sacra parant, altaria fumant,
Phoebus et his ludis adstitit ipse suis . . .
Este salutati, primae qui fulcra iuventae,
Lumina doctrinae, qui patriaeque decus!
Quos iuvat in studiis consumere dulcibus aevum,
Undique qui variis iam properate viis . . .

Mit diesen Versen begrüßte man vor 50 Jahren die in Hamburg vom 1. bis 4. Oktober 1855 tagende 15. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

1835 und 1851 hatte der Verein norddeutscher Schulmänner seine Jahresversammlung in Hamburgs Mauern abgehalten. Als dann dieser Verband, seit jener für die heutigen Philologenversammlungen grundlegenden Tagung in Göttingen (1837) wiederholt zum Anschluß an die allgemeine Versammlung aufgefordert, 1852 sich zu dieser Vereinigung entschlossen hatte, wurde in freudiger Anerkennung dessen für die Zusammenkunft des Jahres 1855 Hamburg ausersehen[1]). Auch damals begrüßte die stolze Stadt manchen hervorragenden Mann als Gast; es sei nur an Benfey, Trendelenburg, E. und G. Curtius, Ahrens, Overbeck, Müllenhoff, Döderlein, Schneidewin, Eckstein, Wiese, Kießling und Classen erinnert, den die Hamburger 8 Jahre später als Direktor ihrer Gelehrtenschule in seine Vaterstadt zurückriefen. Interessant ist eine Vergleichung der damaligen Verhandlungen mit denen von 1905; neben einigen z. T. zufälligen Berührungen — so wurde in der orientalistischen Sektion auch damals über das Pañchatantra verhandelt — treten manche für den Abstand der Zeiten recht bezeichnende

[1]) Hier sei auf den Aufsatz von Bruno Albin Müller, „Die deutschen Philologen und Schulmänner und ihre Versammlungen“ (Hamburger Nachrichten, Morgenausgabe vom 3. Oktober 1905) verwiesen, der in übersichtlicher Weise die wichtigsten Daten zur Geschichte der Philologenversammlungen, namentlich auch für die Absonderung der einzelnen Sektionen, zusammenträgt und zeigt, wie sich diese Gründung allmählich zu dem auswuchs, was ihr einst Hermann Köchly als Ziel steckte: zu „einer einheitlichen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über und mit frei gebildeten und frei arbeitenden Sektionen“. Ein Auszug aus diesem Aufsatz erschien inzwischen in der WS. f. klass. Phil. 1905, Nr. 50, Sp. 1378 ff. (dort ist Friedrich Jacob statt Jacobs zu lesen und als das Jahr der Hamburger Versammlung, an der auch Otto Jahn teilnahm, 1835 statt 1834). — Vgl. übrigens auch den Bericht über die Begrüßungsrede von Oberschulrat Professor Dr. Wohlrab, dem ersten Präsidenten der Dresdner Philologenversammlung, Jahrgang LII (1898) dieser Zeitschrift S. 164 f

Digitized by Google

Unterschiede hervor, besonders auch in der pädagogischen Sektion[1]). Am Schlusse pries man „Hamburger Liberalität und Hospitalität", die „die kühnsten Hoffnungen übertroffen" habe, und wünschte „aus dankbaren Herzen" „der altehrwürdigen, rastlos aufwärts strebenden freien Stadt" ferneres Gedeihen.

Daß dieser Wunsch in Erfüllung ging, davon konnten sich die Besucher der 48. Versammlung überzeugen.

Qui superstes vetustatis
Refert testimonia,
Clamat rebus sic mutatis:
Num haec est Hammonia?

sang der diesmalige Festpoet. Und das darf man auch als Bürger der Hansestadt ihr nachrühmen, daß sie alles tat, den altbegründeten Ruf der Gastlichkeit zu wahren. Die geistige Befähigung aber ihrer wissenschaftlichen Kreise zu würdigem Empfang der akademischen Gästeschar stand wohl auch ohne das gutgemeinte Zeugnis der „Berliner Neuesten Nachrichten" für einige aus der stattlichen Zahl wissenschaftlich produktiver Hamburger herausgegriffene Namen fest.

Der Philologenversammlung gingen zwei Sondertagungen voran: die Generalversammlung des Deutschen Gymnasialvereins, über die schon im Dezemberheft des eben verflossenen Jahres durch Wilfried Hanne berichtet wurde, und der erste Verbandstag der deutschen Vereine für Volkskunde. Was sich aus diesem Zentralisierungsversuch so mannigfacher Disziplinen, wie sie das Wort „Volkskunde" in sich begreift, entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Die erste Zusammenkunft des Verbandes begann am 1. Oktober mit einem volkskundlichen Ausflug in die Vierlande, den der Verein für hamburgische Geschichte arrangiert hatte. Unter sachkundiger Führung (Schwindrazheim, Dr. Stettiner, Pastor Holtz in Altengamme) wurden alte Bauernhäuser und Kirchen besehen. Die eigentliche Tagung war am 2. Oktober. Außer Fragen der inneren Organisation standen die wissenschaftlichen Aufgaben des Verbandes zur Beratung. Es wurde beschlossen, eine Bibliographie volkskundlicher Zeitschriften in Angriff zu nehmen, und ein Ausschuß gebildet, der über Herstellung einer deutschen Volksliedersammlung beraten soll. Ferner hielt in dieser Vertreterversammlung Herr Oberlehrer Rich. Wossidlo aus Waren einen sehr interessanten und lehrreichen Vortrag über die Technik des Sammelns. Am Abend fanden vor einem größeren Publikum noch folgende Vorträge statt: Prof. Ad. Strack-Gießen, Wesen der Volkskunde; Dr. Crome-Göttingen, Historische Volkskunde; Prof. Thilenius, Volkskunde und Völkerkunde. Die nächste Tagung soll 1907 in Berlin stattfinden.

Diese Sonderveranstaltungen kamen der Beteiligung an der Philologenversammlung zu gute. Schon der Begrüßungsabend im großen Saale des für die Tagung ganz vortrefflich geeigneten Konzerthauses Hamburg zeigte bald, daß die Zahl der Teilnehmer alle Erwartungen übertraf: es sind deren schließlich mehr als 1500 gewesen; verhältnismäßig stark waren die Damen vertreten. Den fröhlichen Trubel des gegenseitigen Erkennens und

[1]) Vgl. die „Verhandlungen der 15. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Hamburg vom 1. bis zum 4. Oktober 1855", Hamburg (Meißner) 1856.

Digitized by Google

Bewillkommens unterbrach Schulrat Professor Dr. Maximilian Brütt nur eine kurze Weile mit einigen an die stattliche Versammlung gerichteten Worten. Scherzend knüpfte er an eine ihm bei früheren Philologenversammlungen zu Ohren gekommene Äußerung an, das Beste an der ganzen Veranstaltung sei eigentlich der Begrüßungsabend, weil man dabei keine Vorträge und offiziellen Ansprachen anzuhören brauche, sondern sich ungestört in Wechselrede ergehen könne; darum wolle er es jetzt kurz machen. Er bat dann die Kritik, die ja sonst das eigentliche Lebenselement der Philologie sei, mit Rücksicht auf den starken Andrang zum Kongreß den unvermeidlichen kleinen Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten gegenüber Milde walten zu lassen. Man sei redlich bemüht gewesen zu zeigen, wie Hamburg die ihm zuteil gewordene Ehrung zu schätzen wisse. In das Hoch auf das gute Gelingen der 48. Philologenversammlung stimmten alle Anwesenden freudig ein.

Außerordentlich stattlich war die Zahl der Festschriften. Von nichthamburgischen Autoren, bezw. von der Teubnerschen Verlagsanstalt wurden der Versammlung dargebracht:

1) Die Sammelschrift des Lehrerkollegiums am Königlichen Christianeum zu Altona (Altona 1905) mit folgendem Inhalt: Direktor Dr. R. Arnoldt, Zu griechischen Schriftstellern. Professor Dr. A. Wachholtz, Aus Theodor Mommsens Schulzeit. Professor Dr. W. Vollbrecht, Über den Wert von Xenophons Anabasis als Geschichtsquelle. Professor Dr. K. Eichler, Beitrag zur Graßmannschen Punktrechnung. Professor E. Begemann, Zur Legende vom Heiligen Georg, dem Drachentöter. Professor Dr. J. Claußen, Ein Brief Samuel Pufendorfs.
2) Paul Wendland, Anaximenes von Lampsakos. Studien zur ältesten Geschichte der Rhetorik. Berlin (Weidmann) 1905.
3) Alfred Baldamus, Der Ursprung des deutsch-französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks. Ein Blick in das Arbeitszimmer des Fürsten. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert. etc. XV 9. (Den Teilnehmern beim Besuch von Friedrichsruh überreicht.)
4. Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwickelung und ihre Ziele, herausgegeben von Paul Hinneberg. Leipzig, Teubner (Probeheft).
5. Handbuch für Lehrer höherer Schulen, Erste Abteilung (Leipzig, Teubner 1905), enthaltend: Der innere Organismus des höheren Schulwesens, von Oberstudiendirektor Dr. Julius Ziehen. Die äußere Organisation des höheren Schulwesens, von Provinzialschulrat Julius Nelson. Der Oberlehrerstand, seine geschichtliche Entwickelung und heutige Lage, von Professor Dr. Karl Fricke. Evangelische Religionslehre, von Oberlehrer Lic. Hans Vollmer. Hebräisch, von Oberlehrer Lic. Hans Vollmer. Katholischer Religionsunterricht, von Oberlehrer Dr. Wilhelm Capitaine. Der deutsche Unterricht, von Stadtschulrat Professor Dr. Otto Lyon. Philosophische Propädeutik, von Rektor Dr. Alfred Rausch. Das Lateinische, von Professor Dr. Oskar Weißenfels. Das Griechische, von Professor Dr. Oskar Weißenfels (die zweite Abteilung ist im Druck).

Außerdem wurde den Mitgliedern der philologischen Sektion „Das humanistische Gymnasium“, Organ des Gymnasialvereins, Heft V des laufenden Jahrganges überreicht.

Digitized by Google

Von Hamburger Festschriften kamen folgende zur Verteilung, einige natürlich nur unter den Mitgliedern der betreffenden Sektionen:

1) Rud. Ballheimer, Dr. Prof. a. d. Gelehrtenschule des Johanneums: Griechische Vasen aus dem Hamburger [Museum für Kunst und Gewerbe (dargeboten vom Ortskomitee. Es handelt sich hauptsächlich um einige der neuesten Erwerbungen, die in Brinckmanns „Führer" noch nicht erwähnt sind; im ganzen 12 Nummern).
2) C. Büchel, Dr. Prof. a. d. Realschule in Hamburg-Eilbeck: Ganzzahlige Werte bei Diophant (dargeboten vom Ortskomitee).
3) Wilhelm Capelle, Dr. Obl. a. d. Gelehrtenschule des Johanneums: Die Schrift von der Welt. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Popularphilosophie (gewidmet von der klassisch-philologischen Gesellschaft zu Hamburg. Sonderabdruck aus dem XV. Bande der „Neuen Jahrbücher").
4) Johannes Dietze, Dr. Obl.: Komposition und Quellenbenutzung in Ovids Metamorphosen (Festschrift der Gelehrtenschule des Johanneums).
5) Ludwig Doermer, Dr. Obl., und Edgar Krüger, Dr. Obl.: Beschreibung der Räume und Einrichtungen für den chemischen und biologischen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore (Festgabe der genannten Anstalt).
6) H. Fernow, Dr. Prof.: Das Royal College of Physicians in London (dargeboten vom Ortskomitee).
7) Rudolf Friedrich, Dr. Obl: Studien zur Vorgeschichte der Tage von Kanossa. Erster Teil: Die Wormser Synode vom 24. Januar 1076 und ihre Vorgeschichte (dargeboten von der Realschule in Eppendorf).
8) Wilhelm Füßlein, Dr. Obl.: Berthold VII., Graf von Henneberg. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte des XIV. Jahrhunderts (Festschrift der Realschule vor dem Lübeckertor. Es handelt sich um eine Biographie des ersten Staatsmanns des deutschen Königtums unter Albrecht I., Heinrich VII. und Ludwig dem Bayern)[1]).
9) E. Grimsehl, Prof. a. d. Oberrealschule auf der Uhlenhorst: Die Ziele und Methoden des physikalischen Unterrichts auf der Unterstufe und der Oberstufe (dargeboten vom Ortskomitee).
10) G. Hindrichson, Obl.: Das Einkaufsregister des Hauses Ritzebüttel aus dem Jahre 1577 (Festgabe der Höheren Staatsschule in Cuxhaven).
11) Heinrich Hitzigrath, Dr. Prof. am Realgymnasium des Johanneums: Hamburg während des schwedisch-dänischen Krieges 1657—1660 (dargeboten vom Ortskomitee).
12) Edmund Kelter, Dr. Obl., Erich Ziebarth, Dr. Obl., Carl Schulteß, Dr. Prof.: Beiträge zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts (dargebracht vom Wilhelm-Gymnasium. Die drei Veröffentlichungen schöpfen alle aus den zum Teil noch unbenutzten Schätzen der Hamburger Stadtbibliothek, die von Kelter und Schulteß aus der Uffenbach-Wolfschen Briefsammlung, Ziebarth aus dem Nachlaß der Brüder Heinrich und Friedrich Lindenbrog).

---

[1]) Der 2. Teil des Werkes, der die Mitwirkung Bertholds bei allen größeren politischen Ereignissen unter Ludwig IV. schildert, wird mit einem Anhang noch ungedruckter Urkunden bei Elwert in Marburg erscheinen.

Digitized by Google

13) H. Klußmann, Rat bei der Oberschulbehörde: Die Entwickelung des hamburgischen Vorlesungswesens (dargestellt im Auftrage der Vorlesungs-Kommission der Oberschulbehörde Hamburg 1901).

14) G. Leithäuser, Dr. Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums: Geschichtliche Urkunden aus dem Musée Carnavalet in Paris (dargeboten vom Ortskomitee).

15. G. Pflaumbaum, Dr. Obl: Die geschichtliche Entwickelung des Jonenbegriffes bei der Elektrolyse (dargeboten von der Realschule in St. Pauli).

16. Hermann Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums: Die Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie (dargeboten vom Ortskomitee).

17) Die Stadtbibliothek zu Hamburg bot in ihren „Philologica Hamburgensia" einen Führer durch die aus Anlaß der Philologenversammlung veranstaltete Ausstellung, deren Hauptbestandteile eine Auswahl ihrer älteren philologischen und historischen Handschriften bildete. Ein Anhang zu diesem Katalog behandelt den „Briefwechsel des Hamburgischen Senats mit dem Kardinal Barberini über die Handschriften des Holstenius". Zwei Porträts (Lucas Holstenius und Friedrich Lindenbrog), Reproduktionen nach Ölgemälden im Besitz der Stadtbibliothek, sind beigegeben.

18. Richard Stettiner, Dr. Assistent am Hamb. Museum für Kunst und Gewerbe: Die illustrierten Prudentiushandschriften (der Band enthält 200 Tafeln in Lichtdruck).

19. Hermann Urtel, Dr. Obl.: Der Hugo Scheppel der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek herausgegeben (dargeboten von der Stadtbibliothek mit Unterstützung des Ortskomitees, in diplomatischem Abdruck mit Reproduktionen der Bilder, mit Schriftproben und farbigen Nachbildungen einiger Miniaturen hergestellt)[1]).

20) G. Wendt, Dr. Prof. an der Oberrealschule vor dem Holstentore. Die Syntax des Adjektivs im heutigen Englisch (dargeboten vom Ortskomitee).

21) Ad. Wohlwill, Dr. Prof.: Hamburg im Todesjahre Schillers (dargeboten vom Konvent der Professoren an den wissenschaftlichen Anstalten).

Noch ist die lateinisch abgefaßte Begrüßungsadresse der hamburgischen evangelisch-lutherischen Geistlichkeit zu erwähnen. Dr. A. Warburg ließ den Mitgliedern der archäologischen Sektion vor seinem Vortrag über Dürer und die italienische Antike eine Mappe mit Bildern zum Tod des Orpheus überreichen (Tafel I: a) Der Tod des Orpheus. Fragmentierte Schale [nach Journ. Hell. Stud. 1888], Athen. b) Der Tod des Orpheus. Vase aus Nola. Paris. c) Der Tod des Orpheus. Vase aus Chiusi [nach Annali 1871].

---

[1]) Die Hamburger Handschrift des „Hugo Scheppel" ist deshalb besonders interessant, weil sie zwar im großen und ganzen dem Inhalt nach, nicht aber durchaus in der äußeren Form mit dem französischen Epos, der Chanson de geste von „Hugues Capet", übereinstimmt, die aus einer Pariser Handschrift bereits herausgegeben ist. Es hat offenbar eine ganze Reihe von verschiedenen Hugo Capet-Dichtungen gegeben. Unsere deutsche Prosa-Übersetzung läßt es als zweifelhaft erscheinen, ob zwischen die französische Redaktion und die deutsche Übersetzung eine französische Prosaredaktion einzuschieben ist. (Einleitung S. 15 ff)

Digitized by Google

d) Orpheus und Eurydike. Hochzeitstruhe, gemalt von Jacopo del Sellaio. Privatbesitz, England. — Tafel II: Der Tod des Orpheus, oberitalienischer Kupferstich, Hamburg, Kunsthalle. — Tafel III: Der Tod des Orpheus. Albrecht Dürer, Handzeichnung, Hamburg, Kunsthalle).

Auch das Liederbuch sei nicht vergessen; es gab in Scherz und Ernst unter anderm dem Gedanken Ausdruck: Wo wi to hoop hewt stan, hett uns noch nüms wat dan.

Der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs spendete für die auswärtigen Teilnehmer einen Wegweiser durch Hamburg.

Das viermal erschienene Tageblatt trug auf der von O. Schwindrazheim entworfenen Titelseite den Kopf Lessings und das Bildnis des im Schulhof des Johanneums prangenden Bugenhagen-Denkmals, das auch die Mitgliedskarten zierte. Leider haben sich einige ultramontane Teilnehmer darüber geärgert[1]); sie seien an die sonst nicht unbekannte Tatsache erinnert, daß Bugenhagen nicht nur der Organisator des Hamburger Kirchen- und Schulwesens war, sondern als Schöpfer des „Lektoriums“ und anderer Einrichtungen vor andern auch in engerem Sinne als Begründer des heutigen wissenschaftlichen Lebens in Hamburg anzusehen ist.

Das Festzeichen war die Nachbildung eines von zwei zu einem griechischen Goldschmuck gehörenden Medaillons, der um 400 v. Chr. gefertigt und in dem Grabhügel von Koul-Oba bei Kertsch gefunden wurde. Das Innenbild ist die älteste uns bekannte Kopie des Kopfes der Athena Parthenos.

Außer der schon erwähnten Veranstaltung der Stadtbibliothek boten auch das Museum für Kunst und Gewerbe sowie die Kunsthalle besondere Ausstellungen. Dort hatte man die Antiken des Museums zu bequemerer Übersicht in einem Saale zusammengestellt, wo auch die Metallwarenfabrik Geißlingen a. Steig (Württemberg) ihre Nachbildungen der mykenischen Altertümer untergebracht hatte. Die Kunsthalle aber hatte die Erwerbungen und Geschenke seit 1888 zusammengetragen. Aus der geschichtlichen Sammlung sei der Grabower Schnitzaltar Meister Bertrams von 1379 besonders hervorgehoben.

Die Kunsthandlungen gewährten den Teilnehmern der Philologenversammlung freien Eintritt, und Konsul Weber gestattete ihnen freundlichst die Besichtigung seiner privaten äußerst wertvollen Gemälde-Gallerie und Münzsammlung.

Es sei nun im folgenden zunächst über die allgemeinen Sitzungen und die Festlichkeiten berichtet; darauf soll von der Arbeit der einzelnen Sektionen die Rede sein.

Die Eröffnungssitzung begann am 3. Oktober morgens um 10 ¼ Uhr unter außerordentlicher Beteiligung, auch der Hamburger Behörden, auf das Zeichen des ersten Vorsitzenden, des Schulrates Prof. Dr. Maximilian Brütt — der zweite war Professor Dr. Paul Wendland aus Kiel —, mit einem Gesangesvortrag der „Euthymia“ unter der Leitung von Dr. Bieber. Dann nahm der Ehrenpräsident, Senator Dr. von Melle, Präses der Hamburger Oberschulbehörde, das Wort zu folgender Begrüßungsansprache:

[1]) Diesem Unbehagen ist in der Kölnischen Volkszeitung in den Nummern vom 5. und 12. Oktober Ausdruck gegeben worden.

Digitized by Google

„Hochgeehrte Anwesende!

Im Namen des Senats heiße ich die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg herzlich willkommen.

Diese Versammlung blickt zurück auf eine lange, rühmliche Geschichte. Im Jahre 1837 begründet, ist sie neben der nur um wenige Jahre älteren Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte die älteste der großen wissenschaftlichen Vereinigungen ganz Deutschlands. In den sieben Jahrzehnten ihres Bestehens hat sie sich stets jugendfrisch erhalten und dabei ihr Arbeitsgebiet wesentlich erweitert. Schon in einer der letzen Versammlungen ist von sachkundiger Seite hervorgehoben, daß man im Jahre 1837, als diese Versammlung zum erstenmal zusammentrat, unter Philologie eigentlich nur das Studium des griechischen und römischen Altertums verstand, und daß auch dieses sich damals im wesentlichen auf die Überreste der antiken Literatur gründete, während seitdem durch zahlreiche umfassende Ausgrabungen auf klassischem Boden ganz neue Aufschlüsse über das Leben, die Kultur und die Kunst des griechischen und römischen Volkes gewonnen sind. Und an die so erweiterte klassische Philologie schloß sich im Laufe Ihrer Versammlungen, m. H., mehr und mehr die des übrigen Altertums, insbesondere des Orients, und die der neueren Kulturvölker von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Ferner aber traten hinzu die Geschichte, die Mathematik und die gesamten Naturwissenschaften. So sind hier fast alle Zweige des großen Gebiets, das man auf unseren Universitäten als philosophische Fakultät zu bezeichnen pflegt, vertreten. Daneben sind indes auch andere Fakultäten beteiligt, insbesondere die Theologie und gelegentlich auch die Medizin. Ist doch in diesem Jahre ein ärztlicher Vortrag über die Augenkrankheit des Apostels Paulus angekündigt.

Charakteristisch aber für diese Versammlung scheint mir zu sein, daß in ihr neben dem allgemeinen Interesse der Wissenschaft das Interesse der höheren Schulen besonders betont wird, und daß hier Universitätsdozenten und Lehrer der höheren Schulen kameradschaftlich zusammenarbeiten. Mir scheint ein solches Zusammenwirken besonders erfreulich; denn Schule und Universität sind ja auf einander angewiesen. Es muß für den Universitätslehrer von erheblichem Interesse sein, wie die Schule den zukünftigen Studenten vorbildet, und für den Lehrer der höheren Schule von großer Bedeutung, daß er in steter Fühlung bleibt mit der Wissenschaft, wie sie in erster Linie von den Universitäten vertreten wird. „Universität und Schule", so lautet denn auch bezeichnenderweise eines der Hauptthemata, die in diesem Jahre Ihre pädagogische Sektion behandeln wird.

M. H.! Indem ich Ihren heute beginnenden Arbeiten den besten Erfolg wünsche, möchte ich zugleich meine Freude darüber aussprechen, daß sie dieses Mal nach Hamburg gekommen sind.

Wenn im Binnenlande der Name Hamburg genannt wird, so denkt man zunächst — und mit Recht — an die wirtschaftliche Bedeutung unseres Gemeinwesens. Sie werden, m. H., einen Einblick gewinnen in die kommerzielle und maritime Tätigkeit Hamburgs, wenn Sie durch unsere Häfen fahren und den von Schiffen aller Nationen belebten Elbstrom hinab bis in die wogende See, und Sie werden, daran zweifle ich nicht, sich davon überzeugen, daß Hamburg auf diesem materiellen Gebiet eine große nationale Aufgabe zu erfüllen, ein sehr erhebliches Stück deutscher Kulturarbeit zu

Digitized by Google

leisten hat. Aber neben dem materiellen gibt es auch ein geistiges Hamburg. Anknüpfend an das, was hier in verschiedenen Zeiten der Vergangenheit auf den Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und der bildenden Künste hat geschaffen werden können, und auch auf dem der Wissenschaft — ich erinnere nur an die Namen Jungins, Büsch, Gurlitt —, anknüpfend an diese Traditionen, hat das Hamburg der Gegenwart, wie ich glaube sagen zu dürfen, in erhöhtem Maße den Ehrgeiz und das Streben, mehr und mehr ein nicht unbeträchtlicher Faktor auch im geistigen Leben Deutschlands zu werden.

Sie, m. H., werden Ihr Interesse vornehmlich unserem höheren Unterrichtswesen und unseren wissenschaftlichen Instituten zuwenden.

An staatlichen höheren Schulen besaß Hamburg noch zur Zeit meiner Jugend nur ein Gymnasium, die alte Gelehrtenschule des Johanneums, und eine davon abgezweigte Realanstalt. Im übrigen gab es nur Privatschulen, und darunter ganz vortreffliche. Ich selbst habe eine solche besucht, bis ich zur Sekunda der Gelehrtenschule überging, und ich bin noch heute dankbar für die vielseitige Belehrung und Anregung, die ich dort erhalten habe. Seitdem ist aber ein großer Umschwung eingetreten. Nur wenige der Privatknabenschulen haben sich erhalten; dagegen wächst die Zahl unserer Staatsschulen, insbesondere der Realanstalten, von Jahr zu Jahr. Wir sind bemüht, in der Organisation und Ausstattung dieser Schulen den erhöhten Ansprüchen der Neuzeit tunlichst gerecht zu werden und dabei, was den naturwissenschaftlichen Unterricht betrifft, zu vermeiden, daß von dem Gebiet der Schule auf das der Universität übergegriffen wird. Nicht uninteressant dürfte vielleicht für Sie sein, zu sehen, wie auf unseren neunstufigen Realanstalten die Schüler zur Selbsttätigkeit in den Laboratorien herangezogen werden.

Früher zeichneten sich unsere Hamburger Schulen und vor allem auch die Gelehrtenschule des Johanneums dadurch aus, daß sie den Schülern, insbesondere den älteren, große Freiheit gewährten. Das hatte gewiß manche Nachteile, aber daneben auch für die Tüchtigeren große Vorteile. Es wurden nicht alle über einen Kamm geschoren; der einzelne konnte mehr seinen individuellen Neigungen nachgehen und seine individuelle Begabung erproben. Diese Vorteile sind auch vor kurzem von einem hervorragenden Gelehrten, einem geborenen Hamburger und ehemaligen Schüler unserer Gelehrtenschule, in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin dankbar hervorgehoben. Ob es möglich sein würde, einmal zu etwas Ähnlichem zurückzukehren? Ich getraue mir kein Urteil darüber; aber als ich sah, daß ein Thema Ihrer pädagogischen Sektion lautet: „Über die Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit“, da habe ich in dieser Beziehung eine gewisse Hoffnung geschöpft. Könnten wir dahin gelangen, daß es hieße: „Mehr Können als Wissen!“ und „Mehr Persönlichkeit als Dutzendmensch!“, so würde mich das sehr freuen.

In kräftiger Entwicklung begriffen sind unsere wissenschaftlichen Institute. Ein Teil derselben ist hervorgewachsen aus dem im 17. Jahrhundert begründeten Akademischen Gymnasium, das eine Mittelstufe zwischen Schule und Universität war, dann aber in der neueren deutschen Unterrichtsorganisation keinen Platz mehr fand und daher im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgehoben werden mußte. Später traten andere Institute hinzu, die zusammen mit jenen älteren einer Sektion der an der Spitze unseres

Digitized by Google

gesamten Unterrichtswesens stehenden Oberschulbehörde unterstellt wurden. Die Reihe weiterer Institute, wie die auch wissenschaftlichen Zwecken dienenden großen Krankenhäuser, das Hygienische Institut, das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, die Kommerzbibliothek und die Kunsthalle, unterstehen besonderen Verwaltungen.

Unter unseren wissenschaftlichen Instituten sind die Naturwissenschaften besonders stark vertreten. An das Naturhistorische Museum mit seinen großen zoologischen und mineralogischen Sammlungen schließen sich der Botanische Garten mit dem Botanischen Museum und Laboratorium für Warenkunde, das Physikalische Staatslaboratorium mit der neuen Hauptstation für Erdbebenforschung — dem Geschenk eines unserer Mitbürger —, das Chemische Staatslaboratorium und die Sternwarte, die in diesem Sommer eine Expedition nach Nordafrika zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis entsandt hat. Erst im Beginn einer größeren Entwicklung stehen das Museum für Völkerkunde mit den ihm angegliederten vorgeschichtlichen Sammlungen und die Sammlung hamburgischer Altertümer; die der Kunstpflege und der Kunstwissenschaft dienenden großen Institute, die Kunsthalle und das Museum für Kunst und Gewerbe, die für Sie Sonderausstellungen veranstaltet haben, werden schon deswegen Ihr besonderes Interesse erregen, weil ihre weit über Hamburg und Deutschland hinaus bekannten Leiter vielfach mit Erfolg neue Wege eingeschlagen haben. Vor allem aber möchte ich die Aufmerksamkeit gerade dieser Versammlung hinlenken auf unser ältestes wissenschaftliches Institut, die aus dem Reformationsalter stammende Stadtbibliothek. Sie ist eine der größten Bibliotheken Deutschlands und enthält eine erhebliche Zahl von Handschriften und Inkunabeln. Eine Übersicht über das Sie in erster Linie Interessierende wird eine Ihnen zu Ehren veranstaltete Spezialausstellung gewähren. Von dem interessanten Handschriftenmaterial ist einiges in den Ihnen dargebotenen Festschriften verwertet.

An die genannten wissenschaftlichen Anstalten reiht sich endlich noch eine mit ihnen eng verbundene Institution, der wir in den letzten Jahren unsere besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, das sogenannte Vorlesungswesen der Oberschulbehörde. Dieses faßt die gesamte Lehrtätigkeit der genannten wissenschaftlichen Institute zusammen, und zwar nicht nur der der Oberschulbehörde unterstellten — also z. B. auch die zahlreichen Fachkurse für Ärzte in unseren Krankenhäusern —, und ergänzt diese Lehrtätigkeit durch Kurse aus den nicht hier durch Institute vertretenen Wissenschaftsgebieten. Diese wissenschaftlichen Kurse werden der Mehrzahl nach von hiesigen Gelehrten — darunter einem ständigen Professor der Geschichte, dem in nächster Zeit ein Professor der Nationalökonomie zur Seite treten soll — abgehalten, zum Teil auch von auswärtigen Dozenten. In den letzten zehn Jahren haben neben einigen ausländischen Gelehrten mehr als 50 Professoren von deutschen Universitäten hier gelesen. Die Namen dieser unserer akademischen Ehrengäste würden, aneinander gereiht, ein Kollegium ergeben, auf das jede deutsche Universität stolz sein könnte.

Meine Herren, als Ihre Versammlung vor 50 Jahren schon einmal uns die Ehre erwies, hier zu tagen, da führte den Vorsitz mein Amtsvorgänger im Senat und in der Unterrichtsverwaltung, der sogenannte Protoscholarch Senator Dr. Hudtwalcker. Dieser, der neben juristischen auch philologische

Digitized by Google

Studien betrieben hatte und der Versammlung daher einen gelehrten Fachvortrag bieten konnte, sagte damals in seinen Einleitungsworten:

„Hamburg ist zunächst eine Stadt, wo nicht so sehr die Musen als vielmehr Merkur verehrt wird, obgleich auch jenen zu opfern, wenngleich im engeren Kreise, von altersher eigentlich nie vergessen worden ist“.

Meine Herren! Diese vielleicht schon vor 50 Jahren allzu bescheidenen Worte dürften jedenfalls auf das Hamburg der Gegenwart nicht mehr zutreffen. Ich glaube sagen zu können, daß wir Hamburger über dem Dienst des Merkur keineswegs den Dienst der Musen versäumen.

In der Hoffnung, daß auch Sie, wenn Sie sich bei uns etwas näher umgesehen haben, dem beipflichten werden, heiße ich Sie nochmals in Hamburg bestens willkommen!“

Auf diese mit lebhaftem Beifall aufgenommene Rede folgte ein Choral, von der „Euthymia“ vorgetragen, darauf eine Ansprache des ersten Präsidenten der Versammlung, des Schulrates Professor Dr. Brütt, in nachstehendem Wortlaut:

„Als die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den Beschluß faßte, Hamburg als den nächsten Tagungsort zu wählen, und Herrn Professor Wendland und mir das Präsidium und damit die Aufgabe übertrug, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, da wußten wir, daß wir in der Führung dieses verantwortungsvollen Amtes auf ein allseitiges hilfsbereites Entgegenkommen in reichstem Maße rechnen mußten. Diese Rechnung hat uns nicht getäuscht. In dem zweijährigen Zwischenraume, der uns von der Hallischen Versammlung trennt, wurde eine Sorge nach der anderen von uns genommen, es teilte sich die Last der Verantwortung, und jetzt, wo die Versammlung am Beginne ihrer Verhandlungen steht, können meine ersten Worte nur dem Ausdruck des Dankes an alle gewidmet sein, die uns mit Rat und Tat unterstützt haben.

Ich bin überzeugt, im Sinne aller zu handeln, die an der Arbeit für das glückliche und ehrenvolle Gelingen dieser Tagung beteiligt waren, wenn ich zuerst ein wehmütiges Dankesopfer dem Andenken eines gütigen Gönners weihe, der nicht mehr unter den Lebenden weilt. Als unser Unternehmen sich noch in seinen ersten und unsicheren Anfängen befand, da nahm der verewigte Bürgermeister Hachmann es wohlwollend unter seinen starken Schutz, und was das bedeutete, wie sehr unsere Freudigkeit und Zuversicht wachsen mußten, das werden alle diejenigen in seinem ganzen Umfange ermessen, denen es je vergönnt war, seines reichen und edlen Geistes einen Hauch zu spüren. In demselben Sinne hat nach ihm der oberste Leiter des gesamten hamburgischen Bildungswesens, Herr Senator von Melle, den Ehrenvorsitz geführt, und die herzlichen Worte, mit denen er soeben die Versammlung im Namen E. H. Senates begrüßte, sind der Ausdruck des nie versagenden Interesses, das er der Vorbereitung dieser Versammlung gewidmet hat.

Wie man es hier in Hamburg gewohnt ist, an den maßgebenden Stellen stets eine wohlwollende Würdigung und Förderung aller wissenschaftlichen Bestrebungen zu finden, so haben E. H. Senat und der Bürgerausschuß auch uns zu hohem Danke verpflichtet, indem sie uns durch eine liberale Spende in den Stand setzten, den Teilnehmern der Versammlung eine Reihe wissenschaftlicher Festesgaben zu überreichen. Gedankt sei auch allen Helfern,

Digitized by Google

die durch das Ansehen ihres Namens, durch das Gewicht ihrer Fürsprache, durch ihre Erfahrung und opferwillige Tätigkeit zum raschen und gedeihlichen Fortgange der Vorbereitungen beigetragen haben. Schließlich aber, und nicht am wenigsten, sei den Männern gedankt, die sich haben bereit finden lassen, uns aus dem Schatze ihrer Forschungen zu belehren und zu neuen Fragen anzuregen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir mit nicht geringem Stolze das Verzeichnis der Redner und Vorträge nach allen Ländern deutscher Zunge versandt haben.

Die ehrenden Worte, mit denen der Herr Präses der Oberschulbehörde uns soeben im Namen E. H. Senates begrüßt hat, erinnerten uns daran, daß gerade vor einem halben Jahrhundert die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburgs Mauern tagte. Es sei mir gestattet, an diesen Hinweis anzuknüpfen und aus der Rückschau auf den abgelaufenen Zeitraum und einem Blicke auf die gegenwärtigen Verhältnisse den Inhalt und die Stimmung meiner Betrachtungen zu entnehmen.

Das Jahr 1855 führt uns in eine Epoche zurück, wo auf das stürmische Begehren und opferfreudige Ringen nach neuen Formen nationalen Lebens eine Zeit der äußeren Ruhe gefolgt war; man hatte das gelobte Land von fern gesehen, aber nicht erreichen können; es war wieder einmal eine Zeit des Zweifels und des Glaubens, aber nicht des Schauens: des Zweifels bei denjenigen, die nur sahen, was vor Augen ist, des Glaubens bei denjenigen, die von der Überzeugung durchdrungen waren, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut und die Keime künftiger Gestaltungen in seinem Schoße trägt. Wenn es schon selbstverständlich erscheint, daß dieser Glaube dort vornehmlich zu finden ist, wo Bildung mitgeteilt und empfangen wird, und um so stärker sich regt, je nachdrücklicher die dürftige Außenwelt aufs Innere und die kahle Gegenwart auf die Zukunft hinweist, so verstehen wir den kräftigen Zug idealen Strebens, die Innigkeit der vaterländischen Gesinnung, die in den deutschen Bildungsstätten und so auch in den Gymnasien zu Hause war, wo sich damals die deutsche Jugend allein auf das akademische Studium vorbereitete. Dabei trug der damalige gymnasiale Unterricht die Signatur der geistigen Sammlung, der Duldung persönlicher Neigungen und einer freieren Verteilung der Kräfte. Zwar war der Lehrplan mit ebenso vielen Gegenständen bedrückt wie heute, aber der Lehrbetrieb erlaubte und forderte ein ruhiges, gesammeltes Versenken in die Sprachen und das Schrifttum der Alten.

Es ist nicht leicht, den damaligen Zustand des höheren Lehrwesens in wenigen Worten zu einem anschaulichen Bilde auszumalen. Eher gelingt es schon, den ganzen Grundton, auf den es abgestimmt war, mit der bloßen Nennung eines bekannten und hochgeachteten Namens wiederklingen zu lassen. Einen solchen typischen Klang hat der Name unseres Johannes Classen, der im Jahre 1805, also gerade vor einem Jahrhundert, in Hamburg geboren wurde, und dessen dankbare und ehrende Erwähnung auf einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wohl begründet erscheint. Einundvierzig Jahre lang hat er drei Hansestädten als Lehrer und Leiter, und zuletzt seiner Vaterstadt als Direktor des Johanneums gedient. Ludwig Wiese, nahezu ein Menschenalter hindurch der maßgebende Ordner des preußischen und somit indirekt auch des höheren Schulwesens vieler anderer Bundesstaaten, nennt J. Classen eine der edelsten Gestalten unter den Vertretern des deutschen höheren Schulwesens in den mittleren

Digitized by Google

Dezennien des vorigen Jahrhunderts, und schon derjenige, der ihn nur aus seiner literarischen Tätigkeit über den griechischen Unterricht kenne, müsse eine hohe Meinung von ihm als Gelehrtem und Lehrer gewinnen. Solche Worte geben ein Zeugnis von dem, was Classen durch seinen fernwirkenden Einfluß dem ganzen Vaterlande gewesen ist; will man aber einen Begriff erhalten von seinem intimeren Wirken und Walten, wie er durch sein ausgebreitetes Wissen, die Feinheit seines Geistes, die reifere Jugend für die gelehrten Studien schulte und durch die Güte und Lauterkeit seiner Gesinnung ihre Herzen gewann, dann braucht man nur die Männer unter uns zu hören, die sich mit Stolz und Dankbarkeit seine Schüler nennen.

Es war Classen noch vergönnt, als Haupt und Hirte seiner lieben Schulgemeinde die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben. Obgleich nach seiner ganzen Art ein echter und idealer Vertreter des alten Schulbetriebes, war er doch zu weitsichtig und unbefangen, um nicht die Zeichen zu würdigen, die eine wesentliche Änderung des gesamten höheren Schulwesens ankündigten und heischten.

Wie mit der neuen Ära die Verhältnisse auf allen Gebieten sich weiteten, die Gesichtspunkte sich hoben, die wirtschaftlichen Lebensbedingungen sich dehnten und verschoben, so rückte auch unaufhaltsam das große Schulproblem in den Vordergrund, an dessen klarer Formulierung, vergeblichen Lösungsversuchen und abschließender grundsätzlicher Lösung ein volles Menschenalter gearbeitet hat.

Bekanntlich hat bei diesem Ringen und Suchen das humanistische Gymnasium zunächst den Schaden und die Kosten getragen, nicht weil die maßgebenden Kreise es gering schätzten und ihm übelwollten, sondern vielmehr weil sie es mit ihren vermeintlichen Wohltaten erdrückten. Man erkannte an, daß die Bildungsbedürfnisse und Bildungsmöglichkeiten der führenden Klassen umfassender und mannigfaltiger wurden; aber zu einer Differenzierung der höheren Allgemeinbildung konnte man sich nicht entschließen. Es herrschte die Besorgnis vor, sie möchte nach der mit so schweren Opfern erkämpften politischen Einheit einen verderblichen Riß durch die Reihen der Gebildeten ziehen. Darum blieb das Gymnasium vorläufig noch dazu verurteilt, allen alles zu sein: es mußte die Bürde des Berechtigungsmonopols noch weiter tragen, die große Masse derjenigen, die eine höhere Allgemeinbildung begehrten, an sich ziehen und damit die dornenvolle Aufgabe übernehmen, der großen Verschiedenheit der Gaben und Zwecke nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Unter so bewandten Umständen konnte der Kampf um die Berechtigungen nicht ausbleiben, und seine Schärfe nahm ganz von selbst in dem Maße zu, wie die realistischen Anstalten aufblühten und sich mehrten. Er übertönte bald alle übrigen Fragen des höheren Unterrichtes und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von dem ab, was den tieferen und treibenden Grund der hochgehenden schulpolitischen Bewegung ausmachte. Nicht darauf drängte die Zeit, neben dem gymnasialen auch realistische Bildungswege zu dulden und durch Zuerteilung äußerer Berechtigungen abzufinden; sie verlangte mehr, sie forderte das rückhaltlose Zugeständnis, daß die Verleihung gleicher Rechte an die drei neunstufigen Schularten aus dem gleichgeachteten Werte ihrer Bildungsziele zu folgern sei. Diesen großen Gesichtspunkt aus dem verwirrenden Streit um äußerliche Vergünstigungen und aus der unfruchtbaren Diskussion über den Wert und Unwert der ver-

Digitized by Google

schiedenen Bildungswege auf die ihm gebührende beherrschende Höhe emporgehoben zu haben, ist das unvergängliche Verdienst unseres Kaisers. Wohl waren für eine solche Beilegung des Streites vorher schon gewichtige Stimmen laut geworden, und es fehlte ihnen nicht an beifälligem Widerhall; aber wie eine befreiende Offenbarung wirkte dieser Gedanke erst dann, als die weithin sichtbare Tat sich zu der gewonnenen Einsicht gesellte.

Nachdem nun der Friede geschlossen ist, erwarten und wünschen wir keineswegs eine Periode des Stillstandes und der Ruhe. Je wahrer und klarer die Auseinandersetzung, je ehrlicher der Friede, um so größer sind auch die Aufgaben und Arbeiten des Friedens. Wenn die große Mehrheit noch unter dem Banne des alten landläufigen Schlagwortes steht, daß der gymnasiale Unterricht zwar den Geist bilde, aber vielfach einen entlegenen unlebendigen Wissensstoff vermittle, die beiden modernen Schularten hingegen beziehungsreichere, aktuellere Kenntnisse, aber nicht die gleiche Zucht der geistigen Schulung gewähre, so gilt es fortan, die Irrtümlichkeit dieser Gegenüberstellung durch eine entsprechende Auffassung und Behandlung der charakteristischen Bildungsstoffe noch schlagender als bisher nachzuweisen.

Es ist ja ein Irrtum, zu meinen, daß die Beschäftigung mit den Sprachen, dem Schrifttum, der Geschichte und Kultur der Alten von der Gegenwart und deren Verständnis ablenke. Wer solche Behauptungen aufstellt und nachspricht, der haftet mit seinem Blicke an der Oberfläche, er glaubt eine Pflanze aus ihren sichtbaren Teilen, aus ihrem Stamme, ihren Blättern, Blüten und Früchten zu erkennen und bedenkt nicht, daß alles dies aus den verborgenen Wurzeln und Keimen hervorgegangen ist. Wenn man oft und mit Recht dem Studium des Altertums den Vorzug nachrühmt, daß es den Schüler in eine einfache und abgeschlossene Kulturwelt einführe, so vergesse man nicht hinzuzufügen, daß dieser übersichtliche Mikrokosmos nicht nur viele lehrreiche Analogien zur Klärung der verwickelten Gegenwart bietet, sondern daß er auch trotz seines äußerlichen und leiblichen Unterganges geistig fortlebt und einen wesentlichen Teil unseres kulturellen Besitzes und Kraftvorrates ausmacht. Diese Einsicht zu fördern, durch langsam reifende Erkenntnis das Alte in dem Neuen und das Neue in dem Alten zu zeigen, wird immer eine vornehme Aufgabe der Schule bleiben und ein sicherer Weg, die Jugend zum geschichtlichen Empfinden und Denken anzuleiten. Wahrlich, wir haben keinen Grund, an dem Gegenwartswert der klassischen Bildung zu zweifeln, und am wenigsten jetzt, wo die Altertumsforschung so glänzende Ergebnisse in schneller und überraschender Folge zeitigt. Ein Schleier nach dem anderen lüftet sich, helles Licht steigt aus dem bis dahin für undurchdringlich gehaltenen Dunkel empor und trägt den Blick zurück in weite Fernen, wo ungeahnte Zusammenhänge sich offenbaren. Nicht minder gelingt es unseren Forschern, immer neue Fäden aufzuweisen, die uns mit dem Altertum verbinden. — Zivilisieren heißt: die Menschen einander naherücken. Wie es heutzutage keine Entfernungen im Raume zu geben scheint, so schrumpfen auch die zeitlichen Entfernungen in der erweiterten weltgeschichtlichen Perspektive zusammen; wie die gleichzeitig lebenden Bewohner der Erde sich unter dem Zeichen des Verkehrs enger zusammenschließen, so rücken auch im Zeichen der wissenschaftlichen Forschung die Generationen zusammen, die nacheinander über unsere Erde dahingegangen sind. Und wenn wir uns mehr und mehr, trotz aller berechtigten Gegensätze und Unterschiede, als Glieder einer Mensch-

Digitized by Google

heit fühlen, nicht nur mit denjenigen, die mit uns leben und streben, sondern besonders auch mit denen, die vor uns und für uns gelebt und gearbeitet haben, so verdanken wir dies nicht am wenigsten den Erforschern des Altertums. Der warme Hauch der Begeisterung, der durch ihre Reihen geht und den wir angesichts der errungenen Erfolge mit ihnen fühlen, erfüllt uns mit dem Glauben, daß die Sprachen und die Kultur des klassischen Altertums nach wie vor ein hochgeschätztes Bildungsmittel des höheren Unterrichts bleiben werden. Die Aussicht, daß die Zahl der Gymnasien etwas zurückgehen wird, darf uns nicht beirren. Der Zwang des Berechtigungsmonopols hat sie weit über das natürliche Maß hinaus mit solchen Schülern gefüllt, die nach ihrer ganzen Art und Begabung für einen anderen Bildungsweg geschaffen waren. Die Befreiung von diesem Zwange wird dem Gymnasium wohl den äußeren Vorzug seiner überlegenen statistischen Zifferngrößen nehmen, aber sie wird ihm dafür die geistige Einheit und Sammlung und die größere Freiheit der Bewegung zurückerstatten.

Aber wie steht es mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrstoff, der für die realistischen Anstalten charakteristisch ist, wie die alten Sprachen für die Gymnasien? Ist er der Aufgabe gewachsen, als zentrales Bildungsmittel zur Selbständigkeit des wissenschaftlichen Denkens anzuleiten? Wer die Geschichte des fortschreitenden Menschengeistes betrachtet, wird diese Frage gewiß nicht verneinen wollen. Alle Philosophen vom Altertum bis auf die Jetztzeit haben die Natur zu den vornehmsten Gegenständen ihrer denkenden Betrachtung gerechnet, und die einflußreichsten unter ihnen sind, von den wissenschaftlichen Grundlagen der Natur- und Größenlehre ausgehend, zu Königen im Reiche des Gedankens geworden. Es sei mir vergönnt, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Was wir an den geistigen Beherrschern ganzer Zeitalter sehen, soll uns ein Fingerzeig und Rückhalt für die bescheidene und doch so wichtige Kleinarbeit der Schule sein. Sind jene Männer von den zählenden und messenden Wissenschaften, von der denkenden Durchdringung der Natur zu Gründen des Seins hinab- und zu den höchsten Fragen der Menschheit emporgestiegen, dann wird es auch gelingen, die Mathematik und die Naturwissenschaften zu kräftigen Bildungsmitteln des Schulunterrichts zu machen. Und es muß auch gelingen; denn bei der modernen engen Verbindung der Naturerkenntnis mit der göttlich gebotenen Naturbeherrschung, die mit der sittlichen Herrschaft des Geistes über die Materie nahe verwandt ist, erscheint es geradezu als eine öffentliche Pflicht, die naturwissenschaftliche Einsicht zu vertiefen und somit das praktische Können der gegenwärtigen und der nachfolgenden Generation freier und voller auszulösen. Dazu bedarf es freilich einer angestrengten, unermüdlichen Arbeit, und ich füge vertrauensvoll hinzu: Diese Arbeit wird auch geleistet werden; denn der Appell an die opferwillige Schaffenslust hat immer einen kräftigen Widerhall bei unseren Universitätslehrern und Schulmeistern gefunden und wird ihn auch immer finden, wenn es sich darum handelt, ein hohes Ziel für die heranwachsende Jugend zu erreichen. Eifrig sind die Bahnbrecher unter ihnen am Werke, das mathematisch-naturwissenschaftliche Bildungsideal herauszuarbeiten und die entsprechenden Methoden zu entwickeln. Vor allen Dingen ist man sich darüber einig, daß bei der Durchführung des Lehrganges noch entschiedener als bisher das Prinzip des selbsttätigen Suchens und Erprobens der Erkenntnisse neben der Demonstration und Mitteilung

Digitized by Google

befolgt werden müsse. Wohl ist es belehrend für den Schüler und eine heilsame Zucht des logischen Denkens, wenn das festgegründete und festgefügte mathematische Lehrgebäude allmählich vor seinem geistigen Auge sich aufbaut; aber besser und heilsamer ist es, wenn der Schüler, so weit wie möglich, in selbstgelösten kleinen Problemen die Bausteine zum Gebäude hinzuträgt; denn so erwirbt er sich eine im Innern wurzelnde und darum unverlierbare mathematische Bildung, die ihm das Gefühl des Könnens und das Bewußtsein verleiht, daß die Mathematik nicht eine von den anderen Fächern gänzlich abgesonderte Übung des Verstandes sei, sondern ein Machtmittel, die Dinge geistig zu ordnen und zu beherrschen. Ebenso wichtig ist die Selbstbetätigung des Schülers im naturwissenschaftlichen Unterrichte. Wie der Gymnasiast mit aller Anspannung des Geistes den altsprachlichen Klassikern ihren Inhalt abringt, ihn dafür auch um so gründlicher erfaßt und aneignet, so soll auch der Schüler einen Begriff von den Schwierigkeiten erhalten, welche die Natur dem forschenden Menschengeiste entgegensetzt. Die Natur ist schweigsam und verrät ihre Geheimnisse nur demjenigen, der geduldig immer wieder seine wohlüberlegten und immer wieder berichtigten Fragen an sie stellt; und gerade deshalb ist sie nicht nur eine treffliche Bildnerin der intellektuellen Fähigkeiten, sondern auch eine strenge Erzieherin zur Gründlichkeit und Umsicht, zur Bescheidenheit und Wahrheit. Die unerträgliche Überhebung, mit der alle Überzeugungen geleugnet und abgetan werden, woran die Mittel der naturwissenschaftlichen Untersuchung nicht heranreichen — dieses Zeichen eines philosophischen Dilettantismus, dessen sich unsere größten Forscher niemals schuldig gemacht haben —, dämpft man am sichersten, wenn man schon den Schüler selbst erproben läßt, wie mühevoll die Wege sind, die zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis führen. Dann wird er sich vor schnellfertigen Urteilen hüten und für immer ein Unfertiger und Werdender im guten Sinne des Wortes bleiben.

Doch ich muß zu Ende eilen, und wenn ich auch noch manches aus der Fülle des Herzens zu sagen hätte, so soll es mir doch genügen, nach zwei Richtungen die Überzeugung ausgesprochen zu haben, daß angesichts der neuen Wege, die sich an der Schwelle des Jahrhunderts aufgetan, kein Grund vorliegt, kleinmütig in die Zukunft zu schauen. Der charakteristische Bildungsstoff des Gymnasiums hat keineswegs seinen Wert und sein Recht für die Gegenwart verloren, und derjenige der realistischen Anstalten ist imstande, seinen Wert und sein Recht zu erweisen. Es gilt nur, in der festen Überzeugung von der Kraft dieser Bildungsmittel zu beharren und auf den neuen Bahnen den alten Glauben an die Kraft des Geistes zu bewahren und zu bewähren.

In solchem Glauben an das Wertvolle und Gute kann uns derjenige ein Vorbild sein, der uns selbst die neuen Wege gewiesen hat. Große Gaben hat die Vorsehung dem Beherrscher unseres gemeinsamen Vaterlandes verliehen; aber die vielseitige, unbeirrte und unermüdliche Betätigung dieser Gaben stammt aus der glaubensvollen Hingabe an die Aufgaben und Pflichten seines hohen Berufes. Im Hinblick hierauf sei denn auch die Huldigung, die wir ihm aus vollem Herzen in der üblichen Weise darbringen, zugleich von sinnbildlicher Bedeutung für die nunmehr beginnende Tagung. Wir erheben uns zum Hoch auf unseren allverehrten Kaiser. Se. Majestät der Kaiser, Wilhelm II., er lebe hoch!"

Digitized by Google

Begeisterte Zustimmung dankte dem Redner für seine Ausführungen; dann ging ein Huldigungsgruß an Seine Majestät den Kaiser ab, in folgendem Wortlaut:

„Die in der Freien- und Hanse-Stadt Hamburg tagende 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bittet, Eurer Kaiserlichen Majestät ihre ehrfurchtsvolle Huldigung entgegenbringen zu dürfen mit dem Gelübde, die Liebe zu Kaiser und Reich in den Herzen der Jugend zu pflegen“ [1]).

Darauf wurden zu Schriftführern der allgemeinen Sitzungen die Oberlehrer Dres. Nissen-Kiel, Rosenhagen-Hamburg und Wegehaupt-Cuxhaven erwählt. Nach einer geschäftlichen Mitteilung über die Dauer der Vorträge in den allgemeinen Sitzungen, an die sich keine Diskussion schließen solle, überbrachte wie zu Köln, Dresden und Bremen Senator Professor Gregor Tocilescu aus Bukarest den Gruß und die Wünsche der rumänischen Regierung und der Bukarester Akademie der Wissenschaften. Die klassische Altertumswissenschaft habe für die Rumänen auch eine nationale Bedeutung, da die Taten Trajans die Nation geschaffen hätten. Um so mehr fühle er das Bedürfnis, die Frage der Denkmäler von Adamklissi der deutschen Wissenschaft, die auf diesem Gebiete die führende sei und auch um die erwähnte Materie schon hohe Verdienste aufzuweisen habe, besonders ans Herz zu legen.

Eine Pflicht der Pietät erfüllte sodann Professor Dr. Wendland, der zweite Vorsitzende, mit dem üblichen Nekrolog. *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*: Theodor Mommsens wurde vor allen gedacht; Hugo Berger, Curt Wachsmuth [2]), Paul von Winterfeld, Johannes Kießling und viele andere wurden erwähnt. Zu Ehren der Verstorbenen erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

Es folgte die erfreuliche Nachricht, daß auch diesmal die Weidmannsche Buchhandlung der Versammlung die Summe von 1000 ℳ zur Förderung einer wissenschaftlichen Aufgabe überwiesen habe, die nach dem Befinden einer dafür zu ernennenden Kommission zu verwenden sei [3]). Telegraphisch dankte man der Buchhandlung.

Darauf erhielt Geheimrat Professor Dr. Hermann Diels aus Berlin das Wort zu seinem Vortrag: „Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus“.

Nach einem historischen Überblick über die Entstehung des Thesaurus linguae latinae, dessen Bearbeitung 1893 mit der Sammlung des Zettelmaterials einsetzte, berichtete der Vortragende im Namen der akademischen Thesaurus-Kommission über den jetzigen Stand des Unternehmens. Der erste Band, von A—Amyzon reichend, ist in diesem Sommer ausgegeben worden. Der zweite, gleichzeitig mit dem ersten begonnene, der An—B umfassen wird, ist bis Bellum gediehen. Die Verzögerung des zweiten

---

[1]) Hier sei auch gleich die in der Schlußsitzung verlesene Antwort mitgeteilt: „Seine Majestät, der Kaiser und König, haben Allerhöchst sich über das treue Gedenken der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gefreut und lassen vielmals danken. Auf Allerhöchsten Befehl der Geheime Kabinettsrat von Lucanus“.

[2]) Vgl. „Zur Erinnerung an Curt Wachsmuth“ von Bruno Albin Müller (Hamburg) in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 8. Dez. 1905.

[3]) Vorgreifend erwähnen wir gleich hier, daß nach der Mitteilung von Professor Wendland in der 3. allgemeinen Sitzung die Summe Professor Dr. W. Kroll in Greifswald zugesprochen worden ist zur Vollendung seiner Ausgabe des Astrologen Vettius Valens.

Digitized by Google

Bandes erklärt sich aus der ausnahmsweise großen Anzahl von Eigennamen im Buchstaben B. Überhaupt hat sich die Einarbeitung der Eigennamen, die nur ein Anhängsel des eigentlichen Wortschatzes bilden, als überaus hemmend und störend erwiesen. Daher werden vom dritten Bande an die Eigennamen in einem besonderen Supplemente, das nebenherläuft, erscheinen. Zugleich wird dadurch, daß die Herstellung dieses Supplementes von der Verlagsbuchhandlung Teubner in Leipzig übernommen wird, die noch immer nicht befriedigende Finanzlage des Thesaurus wesentlich gebessert. Neben dem Verlage gebührt außer den direkt an dem akademischen Unternehmen beteiligten Staaten Preußen, Sachsen, Bayern und Österreich auch drei anderen deutschen Regierungen wärmster Dank der Wissenschaft; Württemberg, Baden — und Hamburg, das mit seiner jährlichen Subvention von 1000 ℳ den übrigen, noch nicht beteiligten deutschen Staaten als leuchtendes Vorbild dienen kann. Der Vortragende stattete dem Hamburger Senat dafür seinen besonderen Dank ab.

Mit dem dritten Bande tritt an die Spitze des Thesaurus-Büreaus in München, da der bisherige Generalredaktor Prof. Vollmer als Ordinarius an die dortige Universität berufen worden ist, Dr. Lommatzsch, bisheriger Privatdozent in Freiburg. Der Vortragende hofft, daß unter der Leitung des neuen Generalredaktors die noch ausstehenden Bände ohne weitere Hemmung erscheinen werden.

Anschließend berichtete er kurz über einen von England ausgehenden Vorschlag, einen Thesaurus der altgriechischen Sprache bis zur byzantinischen Zeit hin zu gründen, der auf der letzten Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien zu London 1904 beraten worden ist. Der Plan ist noch verfrüht, da uns in Deutschland vor allen Dingen der lateinische Thesaurus in Atem hält und die griechischen Klassikertexte noch keineswegs in solcher Gestalt vorliegen, daß mit einer Verzettelung begonnen werden könnte. Dies und die Herstellung von Speziallexicis muß die nächste Aufgabe der griechischen Philologie sein. Später wird man, in einer Generation etwa, die unendlich schwierige Aufgabe näher ins Auge fassen dürfen. Gleichwohl ist es eine Ehrenpflicht der Wissenschaft, der griechischen Lexikographie zu Lexicis, aber zu Gruppenlexicis zu verhelfen. In Deutschland muß erst der lateinische Thesaurus in den Hafen kommen, dann kommt der griechische an die Reihe mit besserem Material als der lateinische. Wenn alle Fragmente gesichtet und gesammelt, wenn Schultexte und wissenschaftliche Texte geschaffen sind, dann wird der Traum des Thesaurus graecus Wirklichkeit.

Ähnlich steht es mit dem Zukunftstraum eines deutschen Thesaurus, der das Grimmsche Wörterbuch dereinst ablösen soll. Auch hier sind die Vorarbeiten noch ganz zurück. Es fehlt an wissenschaftlich brauchbaren Texten für die Schriftsteller aller Epochen der neuhochdeutschen Sprache, es fehlen Speziallexika, es fehlen wissenschaftlich geleitete Darstellungen der meisten deutschen Dialekte. Die Berliner Akademie hat seit Beginn des neuen Jahrhunderts eine „Deutsche Kommission" gegründet und einen Teil dieser Vorarbeiten in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen, nämlich:

1) Publikation meist ungedruckter „Deutscher Texte des Mittelalters"; bis jetzt sind vier Hefte erschienen. Leiter Herr Roethe.

2) Vorbereitung wissenschaftlicher Klassiker-Ausgaben (Wieland, Klopstock, Winckelmann, Justus Möser und Hamann). Leiter Herr Erich Schmidt.

Digitized by Google

3) Bearbeitung eines rheinisch-fränkischen Idiotikons. Leiter Herr Prof. Johannes Franck in Bonn.

4) Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache von 1300 bis zu Goethe herab. Zunächst sind vier Bände über den Ursprung und das Emporkommen der neuhochdeutschen Schriftsprache des 14. und 15. Jahrhunderts unter Burdachs Leitung erschienen.

5) Inventarisierung der literarischen Handschriften in deutscher Sprache bis in das 16. Jahrhundert. Leiter die Herren Burdach und Roethe.

Die Akademie hofft, daß auch an anderen Orten diese Vorbereitung auf den künftigen „Wortschatz der deutschen Sprache" im planmäßigen Anschluß an diese ihre Bestrebungen in die Hand genommen werde, und hat daher zur Orientierung der Hamburger Philologenversammlung 400 Exemplare des „Generalberichtes über die Gründung und bisherige Tätigkeit der Deutschen Kommission" zur Verfügung gestellt. Die Berliner Akademie hofft durch diese Schrift das Interesse an einem deutschen Thesaurus zu wecken und Mitarbeiter zu werben. Möge ihr Ruf Widerhall finden!

Schulrat Brütt dankte darauf dem Redner dafür, daß er trotz seiner Rektoratspflichten die Zeit erübrigt habe, an der Versammlung teilzunehmen und sie über neue wissenschaftliche Pläne zu unterrichten.

Nach kurzer Pause sprach Professor Dr. Ernst Bethe aus Gießen über „Poesie und Liebe"; er führte etwa folgendes aus:

Den Urquell der Poesie oder doch eine ihrer stärksten Quellen pflegt man in der Liebe zu suchen. Die neuere Dichtung ist ja voll von Liebe. Aber die Wissenschaft hat, seit sie kürzlich begann, mit Ernst diese Sache anzufassen, zu Zweifeln geführt und manche andere Antwort zur Erwägung gestellt.

Ich will nicht die Lösung des Problems in dieser Allgemeinheit versuchen, sondern mich auf eine ganz aus sich selbst entwickelte Poesie beschränken, die antike griechische, und fragen, welche Bedeutung für diese die Liebe gehabt hat.

Wenn ich Ihnen nun, wie ich hoffe, zeige, daß diese Poesie erst in später Entwickelung, seit Euripides, die Liebe allmählich aufnimmt, und wenn ich aus der Stellung der griechischen Frau in früheren Zeiten dartue, daß das Werben um ein gleichstehendes Mädchen nicht üblich, ja nicht einmal möglich war, so werden diese geschichtlichen Betrachtungen zum Sturz der üblichen Anschauung beitragen müssen, daß Liebeswerben zur Poesie geführt habe.

Die älteste Poesie der Griechen hat niemals die Liebe zum Gegenstande der Darstellung gemacht, geschweige denn sie in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Weder in der Ilias und der Odyssee noch in einer anderen Dichtung Homers und Hesiods gab es eine Liebesszene. Und doch singen sie, daß der troische Krieg um Helena entbrannt sei, lassen Odysseus zu den schönsten und schlimmsten Weibern kommen und leiten die Adelsgeschlechter von Göttern und Göttinnen ab, die sich in Liebe Sterblichen genaht. Aber keiner der alten Epiker versucht, die Liebe zu schildern. Sie wissen nichts von dem gewaltigen Naturtriebe, nichts von zartem Werben und Sehnen. Das Weib ist noch Besitz wie Schätze und Herden. Dem Stärksten gehört die Schönste. Nur in der Ehe vermochte sich das Weib eine Stellung zu erobern. Rührende Bilder ehelicher Liebe hat Homer geschaffen, der die romantische Liebe nicht kennt: Hektor und Andromache, Penelope und Odysseus.

Digitized by Google

Lange Kulturarbeit mußten noch die Griechen leisten, um das Weib über die Gleichwertung mit Schätzen und Rindern zu heben. Aber je fester sich das Bürgertum mit seinen Ständen gründete, desto mehr wurde die Liebe bei der Eheschließung ausgeschieden. Kindererzeugung als heilige Pflicht gegen sich und die Ahnen, gegen Geschlecht und Staat erzwang die Ehe; Legitimität, Vermögen, Rang bestimmten die Wahl der Frau, aber ihr Wesen fiel nicht ins Gewicht, und selbst ihr Äußeres nicht. Kein Wunder, daß man sich außer der Ehe Befriedigung für die sich mit steigender Kultur immer mehr verfeinernden Triebe suchte. In der Tat haben alle ältesten Liebeslieder der Griechen — sie stammen aus dem 7., 6., noch 5. Jahrhundert v. Chr. — eine ganz andere Richtung als die Ehe. Nicht anders ist's ja auch bei den deutschen Minnesängern, deren Zeitalter auf analoger Kulturstufe steht.

Um 500 entstand die Tragödie. Aber weit entfernt, daß sie nun unter ihren Motiven die Liebe verwende, finden wir bei Äschylus noch nichts von ihr und bei Sophokles nur eine leise keusche Spur in der Antigone. Ihr Bräutigam bittet für sie bei seinem Vater, der sie zum Tode verurteilte; aber mit keinem Worte berührt er seine Liebe zu ihr und geht doch um seiner Liebe willen ihr nach in den Tod. Erst sein jüngerer Zeitgenosse Euripides findet in der Liebe immer neue Motive, er, der der Frauen Seele zuerst eröffnete. Ein Greis schon, hat er auch die romantische Liebe, die erste, reinste, hingebende, schicksalbestimmende Liebe des Jünglings und Mädchens in seiner Andromache auf die Bühne gebracht.

Jetzt erst, um 400 v. Chr., beginnt das Liebesmotiv in die Poesie einzudringen, und bald hat es gesiegt und herrscht überall. Die Komödie nimmt es auf, und mit Alexander dem Großen erfüllt es die Elegie als seine eigenste Form, schafft den Prosaroman und erobert das Heldenepos. Nach hellenistischem Muster hat Vergil den Heldentaten des Äneas die sentimentale Geschichte seiner Liebe zu Dido eingewoben. Durch dieses bestaunte römische Epos und die antiken Romanstoffe kam das Liebesmotiv in die Dichtung des Mittelalters — viel früher, als wenn dieses es aus eigener Kultur hätte hervorbringen müssen, und wiederum hat es die Poesie rasch erobert.

Nach dem gebührenden Dank des Vorsitzenden begann der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Professor Dr. Lichtwark, seinen Vortrag über „künstlerische Bildung auf örtlicher und nationaler Grundlage".

Der vorgeschrittenen Zeit wegen faßte er sich kurz.

„Der Moses von Michelangelo im Lichte von Lessings Laokoon", das nannten dem Redner Schülerinnen einer höheren Töchterschule als ihr Aufsatzthema; dieses Thema sei heller Wahnsinn. Unsere künstlerische Bildung müsse an die örtliche Grundlage anknüpfen, damit sie ein Können auslöse. Theoretische Erörterungen darüber seien nicht mehr nötig. Was sollen wir tun? Die Ausstellung in der Kunsthalle solle es zeigen. Diese Sonderausstellung wurde kurz geschildert, besonders ihre Holländer, die den Blick der Deutschen auf eine der Hauptquellen deutscher Kultur richten möchten. Die Bilder von Meistern des 19. Jahrhunderts zeigten, wie viel Gutes, Bahnbrechendes derzeit in Deutschland übersehen oder vergessen sei. Schon zu viel von heimischem Gut sei durch den „Export" verloren gegangen; die höchsten Güter eines Volkes dürften keine Exportartikel werden.

Digitized by Google

In den Sammlungen von Werken Hamburger Künstler spiegele sich Leben und Geistesart der Vorfahren. Die glückliche Auffindung der Arbeiten Meister Franckes und Meister Bertrams habe künstlerische Persönlichkeiten von größter Bedeutung ans Licht gebracht. Nach dem oftmaligen Bruch, den Deutschland mit der Tradition habe durchmachen müssen, sei nun eine Tradition erst wieder zu schaffen, und zwar auf dem festen Boden, auf dem wir ständen, und für den Ort, in dem unser Leben dahinfließe. Das werde für Hamburg besonders angestrebt; wie weit es gelingen werde, für ganz Deutschland auf diesem Gebiete etwas zu erreichen, hänge wesentlich mit von den Schulmännern ab.

Mit diesem durch Applaus belohnten Vortrag schloß die erste allgemeine Sitzung. Die Konstituierung der Sektionen hatte auf $1^3/_4$ Uhr verschoben werden müssen.

Der Abend vereinigte dann wieder die meisten Teilnehmer zu heiterer Geselligkeit beim Festmahl im Zoologischen Garten. Hier brachte Bürgermeister Dr. Mönckeberg das Hoch auf Seine Majestät den Kaiser aus, den hochherzigen und tatkräftigen Förderer der Wissenschaft, der mit ganz besonders warmem Interesse auch jede Frage auf dem Gebiete des Schulwesens verfolge.

Geheimrat Professor Dr. Oskar Jäger aus Bonn sprach auf Hamburg und führte etwa folgendes aus:

Hunderte, Tausende seien hierher gekommen. Die Anregungen, die sie hier empfingen, sollten die Schule befruchten. Für einen solchen Kongreß sei Hamburg die geeignete Stadt. Ein großer Zug gehe durch Hamburgs Leben, sowohl in seiner Vergangenheit wie in seiner Gegenwart, und die Gegenwart öffne den Blick auf eine große Zukunft. Wenn das wiedergeborene Deutsche Reich nunmehr eine große Stellung in der Welt habe, so sei das mit das Verdienst Hamburgs; denn an Hamburg knüpften sich die Fäden, die Deutschland mit der übrigen Welt verbänden. Die Geschichte Hamburgs spreche zu uns und sei uns ein Vorbild. Einst sei durch die Welt ein stolzes Wort erklungen: „Senatus populusque Romanus". So sei es noch heute in Hamburg. Ein freies Volk ehre sich selbst, indem es seine Regierung ehre. Er bitte die Anwesenden einzustimmen in den Ruf: Diese Stadt und ihr Senat hoch, hoch, hoch!

Senator Dr. von Melle dankte und feierte den Philologentag, von dem er sich Förderung für die Wissenschaft überhaupt, insbesondere auch reiche neue Anregung für das geistige Leben Hamburgs versprach.

Der Direktor des Hamburger Wilhelmgymnasiums, Professor Dr. Wegehaupt, toastete mit Humor auf die Damen. Zum ersten Male habe das Hamburger Komitee, der Entwicklung der Frauenbewegung Rechnung tragend, die Damen mitbezahlen lassen.

Endlich gedachte noch Professor Dr. Bormann aus Wien der mannigfachen Beziehungen Deutschlands und Österreichs; dann löste sich die fröhliche Tafelrunde allmählich auf.

Am 4. Oktober begannen die Arbeiten im Plenum erst nach den Sektionssitzungen, um 12 Uhr. Der Vorsitzende, Professor Wendland, erteilte das Wort an Professor Dr. Alexander Conze, der die ersten Tage seines otium cum dignitate der Hamburger Versammlung widmete und nun vor ihr, wie vor einigen Jahren schon einmal in Berlin in einem kleineren

Digitized by Google

Kreis, der Berliner archäologischen Gesellschaft, pro Pergamo[1]) sprach. Nach Vorführung einer Reihe von trefflich ausgewählten Lichtbildern führte er ungefähr folgendes aus, was er als sein archäologisches Testament bezeichnete.

Schon lange wird in Pergamon gearbeitet. Die erste Periode der Grabung leitete Karl Humann unter den glänzendsten Auspizien aufs beste ein, der in seiner Person — er war eigentlich Ingenieur — modernen Realismus und schön strebenden Humanismus, Liebe zur Antike wie wohl nur noch Heinrich Schliemann vereinigte. Daran schließt sich seit 1900 die zweite Epoche unter Dörpfelds Führung. So wird allmählich die Königsstadt dem Lichte wiedergegeben. Aber noch manches bleibt hier zu tun. Funde aus den letzten Tagen wurden erwähnt. Doch wer solche Sachen findet, wer ein solches Dornröschen aus langem Schlaf erweckt, muß erhalten, was er aufgedeckt hat. Funde, die auf antikem Boden gemacht werden, sind gar zu leicht der leichtsinnigen, der böswilligen Zerstörung ausgesetzt. Deutschland hat daher die Pflicht, die gewonnenen Denkmälerreste an Ort und Stelle zu erhalten und zu hüten. Die Königlichen Museen und das archäologische Institut sind hier zuerst zur Arbeit berufen; Mäcene dürfen uns nicht fehlen, die gern und willig Geld für diese Aufgaben hergeben. Ein solcher hat kürzlich zur Bewachung der delischen Funde den Franzosen 50000 fr. zur Verfügung gestellt; das würde schon genügen: von den Zinsen eines solchen Kapitals könnte jede nötige Ausgabe vorderhand bestritten werden.

Professor Wendland gab dem Dank der Zuhörer bewegten Ausdruck und wünschte dem Redner, daß er die Erfüllung seines Wunsches noch erleben möchte.

Alsdann sprach Professor Lic. theol. Adolf Metz aus Hamburg über den Plichtbegriff innerhalb Goethescher Ethik. Seine mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Darlegungen hatten etwa diesen Inhalt[2]):

Goethes Weltanschauung ist Naturalismus; die Frage nach der Bedeutung der Pflicht bei Goethe setzt darum die andere voraus: Ist eine naturalistische Ethik möglich?

Der Goethesche Naturalismus sieht in der Natur nicht blofs das ewig gleiche mechanische Spiel blinder Kräfte, sondern er sieht dahinter einen Drang, der im Wiederholen Neues zeugt; beides faßt er zusammen in dem Wort: „Die Gott-Natur“. Ist Gott mit der Natur eins, so entwickelt er sich in ihr, und seine Selbstentwicklung ist seine Selbstverwirklichung. Sein Ziel ist das Schlußglied der ganzen Entwicklung: der bewußte Geist im Menschen. Die grundsätzliche Stellung und Aufgabe des Menschen ist also: Gott auf der Erde zu offenbaren, d. h. zu verwirklichen als bewußten Geist.

Welchen Weg geht er dazu? — Seine Naturausrüstung ist ein tierischer Organismus mit den tierischen Seelenkräften: Lebenstrieb und Empfindung. Den Geist erzeugt er daraus durch Steigerung mittels der Sprache. Durch die Sprache gelangt er vom Empfinden zum Denken und so zu Wissenschaft und Kunst oder zu Wahrheit und Schönheit. Beide bilden die Formen, in denen der Geist sich selbst darstellt (erkennt und anschaut).

---

1) Vgl. auch des Vortragenden gleich betitelte Schrift vom Jahre 1898.
2) Der Vortrag erscheint im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher“.

Sprache, Wissenschaft und Kunst sind das Werk der Geschichte. Diese ist das Ringen der Menschen um den Besitz der Erde, und bald tut sich hier ein neues Feld auf: die sittlichen Begriffe. Die Tugenden der Aufopferung und Selbstbeschränkung, die Begriffe des Eigentums, der Treue, der Gerechtigkeit, der Achtung vor fremdem Leben usw. entstehen aus den Bedingungen des Zusammenlebens. Die Idee der Menschheit als einer geistigen Gemeinbürgschaft und die Forderung der allgemeinen Menschenliebe schließt den sittlichen Horizont ab. An dem so sich bildenden neuen Bewußtseinsinhalt lernt der Mensch sich erst als Geist erkennen und gewinnt die neue Pflicht der Selbstachtung. Nach der asketischen Überspannung des Geistideals im Mönchtum und ihrer Korrektur durch die Reformation fassen wir heute im Goetheschen Sinne den Menschen als ein sinnlich-geistiges Wesen auf, und dessen Aufgabe kann nur lauten: Mit den Mitteln der Sinnlichkeit den Geist in der sinnlichen Welt zu verwirklichen, und zwar sowohl in sich selbst durch Disziplinierung der Triebe und Leidenschaften als auch durch Mitarbeit an der Gemeinschaft zur Herstellung der geistigen Gemeinbürgschaft der Menschheit.

Wie vollzieht er diese Arbeit?

Die gemeine Meinung antwortet: Durch den freien Willen, indem er sie sich als Pflicht vorhält. Allein der Wille ist nach naturalistischer Anschauung nicht frei. Er wird vielmehr auf seinen drei Stufen (Trieb, Begehren, eigentlicher Wille) erst in Bewegung gesetzt durch die Empfindung von Lust und Schmerz, durch die Vorstellung des Nützlichen oder Schädlichen, endlich durch die sittlichen Begriffe — wenn diese ins Wertgefühl eingehen und hier als Förderungen oder Hemmungen des Daseins bewußt werden. Der Wille kann also niemals durch die bloße Forderung versittlicht werden, sondern nur dadurch, daß die sittlichen Begriffe durch Einführung ins Wertgefühl zu bewegenden Kräften, zu „Motiven“ gemacht werden. Dies geschieht durch die Erziehung. Sie geht von der Gemeinschaft aus, für die sie ein Gebot der Selbsterhaltung ist. Hier findet die Pflicht als pädagogisches Hilfsmittel ihre Stelle. Sind die sittlichen Begriffe durch Belehrung und Gewöhnung ins Wertgefühl eingeführt, so folgt der Wille ihnen automatisch, und dieser Gang wird geregelt durch das Gewissen, das kein Urphänomen, sondern eine rein funktionelle Erscheinung ist.

So wäre die Lösung der sittlichen Aufgabe auf dem bloßen Wege der Natur gesichert, wenn nicht auch die sinnliche Seite im Menschen fortbestände und ihren Einfluß auf den Willen ausübte. In der Tat kann sie in folge fehlerhafter Naturanlage oder von Mängeln der Erziehung die Lösung der Lebensaufgabe verhindern, und dann ist das Leben des Menschen gescheitert. Doch hat auch hier die Natur dem Menschen die Möglichkeit gegeben, sich ihrem Zwange zu entziehen. Sie hat ihm das Bewußtsein gegeben, in dem sich auch die Mechanik seiner inneren Einrichtung zurückspiegelt, und wie er der äußeren Natur durch Anpassung an ihre Mechanik scheinbar unmögliche Wirkungen abringt, so kann er auch in sich Vorstellungen, Empfindungen und Willensantriebe so trennen, verbinden und ordnen, daß aus zerstörenden Leidenschaften Kräfte des Guten werden. Das ist Selbsterziehung, durch Behandlung seiner selbst als Natur, die das Werk der Erziehung vollendet und vom sittlichen Automaten zur sittlichen Autonomie und so zur sittlichen Freiheit führt, in der der Wille nur sitt-

Digitized by Google

lichen Antrieben gehorcht. Auch hier findet die Pflicht ihre Stelle als ein Hilfsbegriff, durch den der Mensch selbst sich das Ideal vorhält. Da wird Pflicht (nach Goethe): „wo einer liebt, was er sich selbst befiehlt“.

Auf allen Stufen aber erscheint der Mensch als Werkzeug der Selbstentwicklung Gottes durch die Natur, und seine Sittlichkeit ist, wenn er dies erkannt hat, nichts anderes, als Werkzeug sein zu wollen. —

Den Schluß der zweiten allgemeinen Sitzung bildete der Vortrag von Professor Dr. Johannes Geffcken aus Hamburg über Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie. Auf die Wichtigkeit dieses Themas, das in charakteristischer Weise die Verbindung zwischen Theologie und Philologie in der modernen altertumswissenschaftlichen Forschung zeige, wies Professor Wendland noch besonders hin. Der Vortrag ist im Wortlaut in diesem Heft der Zeitschrift veröffentlicht. —

Für die Damen war an diesem Morgen eine Rundfahrt durch den Hafen und die Stadt arrangiert worden, die sich trotz der ungünstigen Witterung recht starker Beteiligung erfreute. Der Abend wurde durch die Festvorstellung im Deutschen Schauspielhause ausgefüllt. Mochte man über die Wahl der Stücke und deren Bearbeitung durch Wilbrandt geteilter Meinung sein: die Ausstattung und Darstellung verdiente und fand höchstes Lob, besonders die Leistungen Alex Ottos als Ödipus und Kyklops sowie Franziska Ellmenreichs als Iokaste. Mancher Zuschauer hätte sich gewiß gern mit dem gewaltigen Eindruck begnügt, den der „König Oedipus“ hinterläßt:

τὸν σόν τοι παράδειγμ᾽ ἔχων,
τὸν σὸν δαίμονα, τὸν σόν, ὦ τλᾶμον Οἰδιπόδα, βροτῶν
οὐδὲν μακαρίζω.

Aber an maßgebender Stelle war man wohl mit Kreon der Meinung: „Nun genug der vielen Tränen!“ und in der Tat war der Kyklops, besonders der Wilbrandtsche, wohl geeignet, jeden ernsteren Gedanken schnell zurückzudrängen.

Auch die dritte allgemeine Sitzung, am 5. Oktober, begann erst mittags; Schulrat Professor Dr. Brütt präsidierte. Außer der schon erwähnten Mitteilung über die Verwendung der Weidmannschen Stiftung kam noch folgende Resolution der Pädagogischen Sektion zur Verlesung und wurde, wie das Präsidium ausdrücklich konstatierte, zum Beschluß des Plenums erhoben:

Die Pädagogische Sektion erklärt es für wünschenswert, auf künftigen Philologenversammlungen in noch stärkerem Maße, als es erfreulicherweise in Hamburg geschehen ist, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern der Universitäten und denen der höheren Lehranstalten über gemeinsame Interessen zu pflegen.

Sodann nahm Professor Dr. Hermann Oldenberg aus Kiel das Wort zu einem Vortrag über „die Beziehungen zwischen Indologie und klassischer Altertumswissenschaft“.

Der Vortrag stellte sich nicht die Aufgabe, die sachlichen Zusammenhänge des indischen und klassischen Altertums zu erörtern. Vielmehr beschäftigte er sich in erster Linie mit der Frage, wie die Arbeitsweise des Indologen im Vergleich mit der des klassischen Philologen sich zu gestalten

Digitized by Google

hat. Die Forschungen der Indologie bewegen sich auf einem Terrain, dessen Eigenart von der des griechisch-römischen Altertums durchaus verschieden ist. Damit ist es aber vereinbar, daß die Aufgaben, die es auf beiden Seiten zu lösen gibt, im wesentlichen gleiche Methode verlangen. So erwächst für den Diener der jungen indologischen Wissenschaft die Pflicht, sich die Arbeitstechnik der älteren und gefestigteren Wissenschaft zu eigen zu machen, um sie den Verhältnissen seines Arbeitsgebietes anzupassen.

Die in früheren Generationen auf anderen Gebieten gewonnene Methode muß auf den Bereich der indischen und orientalischen Altertumswissenschaft übergeleitet werden; doch müssen natürlich andere Maßstäbe beachtet werden. An dem Musterbeispiel des Rigveda, wo die wenigen fachwissenschaftlichen Arbeiten, über die die Indologie verfügt, wirklich alles Menschenmögliche getan haben, wird gezeigt, wie förderlich es ist, den klassischen Philologen zu folgen, auf alten Wegen weiter zu wandeln, neue Bahnen zu finden. In mancher Hinsicht ist die Indologie doch imstande, der Schwesterwissenschaft die empfangene Förderung zu vergelten. Muß sie darauf verzichten, wie jene im großen Stil an der Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, so kommen doch auch ihr das Recht und die Pflicht zu, dem Weltbild, das nicht nur im Besitz der Spezialisten sein soll, ihre Beiträge zu liefern und damit ein Werk zu tun, dem auch der erzieherische Wert nicht fehlt.

Professor Dr. Friedrich Koepp aus Münster i. W. behandelte darauf „Die Ausgrabungen bei Haltern"[1]).

Er versuchte in eingehender Darlegung und durch eine Reihe von Lichtbildern unterstützt, von der Art der dort gefundenen Spuren und der Methode ihrer Erforschung eine Vorstellung zu vermitteln. Ein Kärtchen der ganzen Umgebung von Haltern, in dem die bis zu diesem Jahre aufgefundenen römischen Befestigungen verzeichnet waren, befand sich dabei in der Hand der Zuhörer, während eine als Lichtbild gezeigte Karte des wichtigsten Teiles des Ausgrabungsgeländes auch die Ergebnisse der eben abgeschlossenen diesjährigen Ausgrabungen aufwies.

Spuren im Sand — Gräben, Pfostenlöcher und Balkenbettungen — sind die einzigen Reste der einst vorhandenen baulichen Anlagen, und deren Untersuchung und Deutung ist um so schwieriger, als oft die Spuren verschiedener einander folgender Anlagen durcheinander gehen und nur die tief in den Boden hinabreichenden Spuren uns vollständig erkennbar sind, während die minder tiefgehenden, im Humus gelegenen entweder zerstört sind oder doch auch der aufmerksamsten Beobachtung meist entgehen. Wie hieß nun aber diese römische Lippefeste? Aliso? Möglich ist es; aber ein Beweis ist zur Zeit unmöglich. —

Endlich erstattete Professor Dr. Karl Kehrbach† aus Berlin seinen Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Wir gedenken dieses Vortrages mit Wehmut, da es wohl sein letzter gewesen ist; 16 Tage später ist der um die Geschichte des deutschen Schulwesens so hochverdiente Forscher nach kurzem Krankenlager gestorben. Sein Wunsch, es möge sich eine hanseatische Gruppe der von ihm so sehr geförderten Gesellschaft bilden, scheint Aussicht auf Verwirklichung zu haben.

---

[1]) Der Vortrag wird ganz in den „Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen" (Münster, Aschendorff) veröffentlicht.

Digitized by Google

Kehrbach wies zunächst darauf hin, daß seit der letzten Versammlung eine Umänderung der Satzungen vorgenommen worden sei, durch die u. a. die Zahl der Veröffentlichungen eingeschränkt und für die noch bestehenden gewisse Veränderungen eingeführt wurden.

Was die MGP anbelangt, so sind seit der Hallischen Philologen-Versammlung erschienen: Band 26 und 32, die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts betreffend, von dem bekannten Comeniusforscher Prof. Dr. Kvacsala in Dorpat. Das Werk besteht aus Briefen, Entwürfen, theoretischen Schriften der deutschen Mitarbeiter an der pädagogischen Reform des Comenius.

Die Ausgabe der Schulordnungen der höheren und niederen Schulen von Hessen-Darmstadt ist abgeschlossen. Die Dokumente zur Geschichte des österreichischen Gymnasiums von der Zeit Maria Theresias bis zur Regierung Franz II. sind in ihrem ersten Band, der die großartigen Reformen darstellt, die sich an den Namen des berühmten Paters Gratian Marx knüpfen, soeben erschienen und von Prof. Dr. Wotke aus Wien bearbeitet.

Von dem seit zwanzig Jahren begonnenen Werke „Die Fürstenerziehung im Hause Hohenzollern“, über dessen Gestaltung auf den verschiedenen Philologenversammlungen Bericht erstattet wurde, ist der erste Band, dessen Herausgeber Archivar Dr. Schuster ist, dem Abschlusse nahe. Diese Arbeiten über Fürstenerziehung sind nicht nur wichtig für die Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens, sondern auch für die politische Geschichte, da manche politischen Ereignisse ihre Begründung und Erklärung zuweilen nur finden können in den Grundsätzen, nach denen die Erziehung des Staatsoberhauptes geleitet, und in den Stoffen, die dem jungen Fürsten dargeboten worden sind. Obwohl die Geschichte des Hohenzollernhauses aufs eifrigste erforscht und behandelt wurde, ist doch die Jugend- und Erziehungsgeschichte noch nicht im Zusammenhang dargestellt worden.

Als nächstes Werk wird die Geschichte des deutschen Handelsschulwesens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Prof. Dr. Gilow und Dr. Zieger, erscheinen, wobei auch die hervorragende Bedeutung der Hamburger Bestrebungen hervorgehoben werden wird.

Von der großen Pestalozzibibliographie von Oberschulrat Dr. Israel ist der Schluß erschienen und damit ein Werk fertig gestellt, das zum ersten Male das Wesen, Werden und Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit nicht nur an ihren eigenen Werken, sondern auch durch das Verzeichnis der Werke und Aufsätze über diese Persönlichkeit erkennen läßt.

Der Redner kam sodann noch auf die große Bibliographie des gesamten Erziehungswesens zu sprechen, die leider hat aufgegeben werden müssen; sodann auf die ebenfalls seitdem eingegangenen „Texte und Forschungen“, die in den „Beiheften“ der Mitteilungen ihre Fortsetzung finden; sprach über die Vereinbarungen, die mit den „Mitteilungen“ vor sich gegangen sind; erwähnte unter den „Beiheften“ die Ausgabe des Tagebuches Delbrücks über die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und des Kaisers Wilhelm; schilderte die von den Gruppen Bayern, Hessen-Nassau, Pommern und Österreich herausgegebenen Beiträge und kam damit auf das Wesen und die Betätigung der innerhalb der Gesellschaft bestehenden einzelnen Gruppen. Die Bildung einer hanseatischen Gruppe steht noch in Aussicht. Ferner besprach er die an der Zentralstelle in Berlin begonnene

Digitized by Google

Inventarisierung der Archive, zu deren gedeihlicher Entwickelung vor allem die Gruppen beitragen könnten. Da aber auch jeder einzelne ein Interesse an der deutschen Bildungsgeschichte habe und das bei den deutschen Schulmännern als selbstverständlich vorausgesetzt werden müsse, so wandte er sich endlich an diese mit der Bitte, die Bestrebungen der Gesellschaft zu unterstützen. —

Nach Schluß dieser dritten allgemeinen Sitzung gegen 2½ Uhr trat noch eine Kommission zur Vorberatung über den Ort der nächsten Tagung, im Jahre 1907, zusammen.

Am Abend mußte man sich teilen. Nur etwa die Hälfte der auswärtigen und einheimischen Teilnehmer hatte mit Einladungen zu dem Empfang im Rathaus bedacht werden können. Andere genossen gleichzeitig die rühmlichst bekannte Gastfreundschaft der Hamburg-Amerika-Linie an Bord der „Patricia", wieder andere waren der freundlichen Aufforderung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft gefolgt und verlebten frohe Stunden in den schönen Salons des Dampfers „Kap Ortegal". Für diejenigen endlich, die bei keiner der drei genannten festlichen Veranstaltungen mehr hatten unterkommen können, war eine musikalische Unterhaltung mit Tanz im Konzerthaus Hamburg arrangiert worden.

Die vornehm-prächtigen Räume des festlich strahlenden Rathauses verfehlten ihre Wirkung nicht. Bürgermeister Dr. Mönckeberg begrüfste die Gäste des Senates in herzlichen Worten. Er gedachte nochmals der wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen Hamburgs in alter und neuer Zeit und betonte die Bedeutung der Philologie als der Lehrmeisterin wort- und sinngemäßer Interpretation insbesondere auch für die Juristen und Verwaltungsbeamten. „In viel weiterem Umfange aber" — so fuhr er fort — „hat die gesamte Bürgerschaft unserer Stadt den deutschen Schulmännern zu danken; denn ihre Schüler sind wir alle gewesen, und wir wissen, was wir unsern Lehrern schuldig sind".

Auf diesen freundlichen Willkomm-Gruß erwiderte Geheimrat Professor Dr. Hermann Diels, in den siebziger Jahren Lehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums, etwa folgendes:

Hochgeehrter Herr Bürgermeister, hochgeehrte Versammlung.

Die Sonne ist dem Philologentag nicht besonders hold gewesen; um so wärmer strahlt die Sonne der Hamburger Gastlichkeit, die der hier zum zweiten Male tagenden Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen einen glänzenden Empfang bereitet hat. Die schönen Worte des Herrn Bürgermeisters bekunden das tiefe Verständnis, das Hamburg der Theorie der Wissenschaft und der Praxis der Schule entgegenbringt. Die Geschichte lehrt, daß überall, wo der Handel zur Blüte gelangt, die Wissenschaft aufblüht. Milet, Athen, Alexandria, Rhodos, Rom, Konstantinopel bezeugen das enge Verhältnis von Wissenschaft und Handel. So dürfen wir, die wir staunend die Entwickelung Hamburgs zum Weltemporium seit dreißig Jahren verfolgen, den besten Prospekt auch für die wissenschaftliche Bedeutung Hamburgs in der Zukunft aufstellen. Ich schließe mit dem variierten Worte des Dichters: „Es soll der Forscher mit dem Kaufmann gehen; sie beide führen zu der Menschheit Höhen". So fassen wir denn unsere Gefühle des wärmsten Dankes in das Hoch zusammen: Hamburg, sein Senat und sein Bürgermeister leben hoch!

Digitized by Google

Daß es im weiteren Verlauf des Abends an trefflicher Bewirtung und heiterer Feststimmung nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Auch auf der „Patricia" und auf „Kap Ortegal" gingen die Wogen der Begeisterung hoch, höher jedenfalls als die der zum Glück recht ruhigen Elbe. Dort sprach im Namen der Hamburg-Amerika-Linie Direktor Dr. Ecker und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, der seine ganze machtvolle Persönlichkeit dafür einsetze, Deutschland die ihm gebührende Stellung zur See zu verschaffen. Direktor Professor Dr. Röttiger aus Hamburg feierte die Gastgeberin, und Geheimrat Direktor Dr. Fries aus Halle toastete auf die deutschen Frauen. Die Gäste der Süd-Amerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft hieß Direktor Cropp willkommen, während Direktor Professor Dr. Reinmüller aus Hamburg in humorvoller Weise den Dank der Geladenen aussprach und Professor Dr. Hahn aus Hamburg die Damen leben liefs. Noch mancher Redner suchte mit mehr oder weniger Erfolg sich Gehör zu verschaffen, darunter auch ein weiblicher Philologe. In fröhlicher Laune rüstete man sich in später Stunde zum Abschied. —

Am folgenden Morgen, dem des 6. Oktober, begannen die Arbeiten der Sektionen schon um 8 Uhr. Die Schlußsitzung des Plenums wurde um 10^{40} durch Professor Dr. Wendland mit der Verlesung und — in Rücksicht auf die in den alten Sprachen noch nicht so weit fortgeschrittenen anwesenden Damen — Übersetzung eines lateinischen Begrüfsungstelegramms aus Bremerhaven eröffnet[1]). Dann wies der Vorsitzende auf das von der Firma Teubner der 48. Philologenversammlung gewidmete und überreichte „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" hin und sprach den Dank für die Adresse der hamburgischen Geistlichkeit aus. Es folgten noch einige wichtige Mitteilungen. Einem zunächst in der Archäologischen Sektion vorgebrachten und angenommenen, von der Philologischen und der Historisch-epigraphischen Sektion unterstützten Antrag von Professor Dr. E. Petersen wurde Folge gegeben; er betraf die Absendung eines Telegramms an das italienische Unterrichtsministerium mit nachstehendem Inhalt:

„Conventus archaeologorum Hamburgensis regio instructionis Italicae ministro salutem; Arae Pacis Augustae restitutionem feliciter incohatam congratulamur; Operi magno bonique ominis pleno exitum Romano nomine dignum non defuturum esse confidimus".

Ebenso wurde ein Antrag der Historisch-epigraphischen Sektion ohne Debatte angenommen, dahin gehend:

„Dem hohen k. k. österreichischen Unterrichtsministerium wird die ehrerbietige Bitte unterbreitet, die an dasselbe gerichtete Eingabe des 47. Philologentags, worin eine gütige Einwirkung des k. k. Unterrichtsministeriums auf beschleunigte Veröffentlichung der Papyrussammlung Erzherzog Rainer gebeten wurde und auf welche dem Präsidium des Philologentags keine Erledigung zuteil geworden ist, gütigst in Erwägung ziehen zu wollen".

Darauf hielt Geheimrat Professor Dr. Johannes Reinke aus Kiel

---

[1]) Macte animo! Jam signa, viri, movistis ad Albim:
sic, qui prisca tenet castra, Visurgis ovat.

Digitized by Google

den angekündigten Vortrag über Dogmen und Tendenzen in der Wissenschaft. Er ging davon aus, daß es in der Wissenschaft Parteidogmen gibt, wie in der Religion und Politik. Jene Dogmen wuchern um so üppiger, je geringer das wirkliche Wissen in einer Materie ist. Auf dem Gebiete der Biologie stehen zwei solcher Dogmen einander gegenüber im Mechanismus und im Vitalismus. Dem Mechanismus ist das Leben mit Einschluß der menschlichen Geistestätigkeit nur ein Sonderfall anorganischen Geschehens; der Vitalismus glaubt, daß in den Lebenserscheinungen eine besondere Art von Naturgesetzlichkeit hervortritt, die dem Anorganischen fehlt. Diesen im Kampfe liegenden Meinungen gegenüber geht die Ansicht des Vortragenden dahin, daß Mechanismus und Vitalismus einander keineswegs ausschließen und daß beide Anschauungen nur so lange berechtigt sind, als sie nicht dogmatisch werden und damit die Gefahr der Illusion vermeiden. Dadurch wird das Dogma auf ein Problem zurückgeführt, und im gegebenen Falle liegt der Kern des Problems in der Frage: Können die Ordnung und die Harmonie, in der die auch im Organismus tätigen anorganischen Kräfte zusammenwirken müssen, um das Leben zu erhalten, chemisch oder physikalisch erklärt werden? Auf diese Frage dürfte zurzeit eine endgültige Antwort nicht gegeben werden können. Als heuristisches Prinzip von höchstem Werte, nicht als Dogma sollte darum der Mechanismus behandelt werden; er wird dann zu einer berechtigten Tendenz biologischer Forschung.

Es gibt in der Wissenschaft aber auch Tendenzen, gegen die Bedenken gerechtfertigt erscheinen. Dahin rechnet der Vortragende den sogenannten Monismus.

Soweit der Monismus uns als logisches Prinzip der Vereinfachung in der Darstellung eines verwickelten Wissensgebietes entgegentritt, ist er zweifellos berechtigt. Sobald er aber reale Mannigfaltigkeiten in der Natur gewaltsam zu einer realen Einheit zu stempeln sucht, wird er bedenklich oder verwerflich. Wenn z. B. ein Chemiker behauptet, die Materie bestehe nicht aus zahlreichen Elementen, sondern nur aus einem einzigen Urelement, oder wenn ein Biologe verkündet, das Leben und die Organisation seien ein rein chemisches Problem, so sind das unberechtigte monistische Dogmen, die aus einer Übertreibung der monistischen Tendenz hervorgehen. Nirgends wird das Bedenkliche einer solchen Tendenz augenfälliger, als wenn man den Gegensatz von Materie und Geist „monistisch zu überwinden“ sucht, wie eine beliebte Formel lautet. Endlich wird auch die monistische Erkenntnistheorie Berkeleys berührt, die in Fichte von neuem gegenüber Kants Dualismus erstand und in den letzten Jahren dem Monismus zuliebe zahlreiche Anhänger gefunden hat. Das heute so mächtige monistische Vorurteil birgt geradezu eine Gefahr für die Wissenschaft in sich, weil es mehr geeignet ist, die Wahrheit zu verhüllen als sie zu entschleiern.

Freilich müssen wir resigniert zugeben, daß ein absolutes Erkennen dem Menschen versagt bleibt; nur Beziehungen und Abhängigkeiten innerhalb der uns umgebenden Welt der Mannigfaltigkeit festzustellen, kann Aufgabe der Wissenschaft sein. Schon wegen dieser Beschränkung bleibt der Mensch das Maß alles Wissens und damit aller Dinge. —

Professor Dr. Wendland sprach dem vielbegehrten Redner, der aus dem Stoffe seiner Wissenschaft große Prinzipien herauszuarbeiten suche, den

Digitized by Google

Dank der Versammlung dafür aus, daß er sich einen Tag für sie abgerungen habe.

Nach Verlesung des schon mitgeteilten kaiserlichen Antworttelegramms standen sodann zwei Sektions-Anträge zur Beratung, die auf Vorschlag des Vorsitzenden unter Zustimmung der Obmänner der betreffenden Sektionen dem Präsidium der nächsten Versammlung als dankenswerte Anregung überwiesen werden sollen. Der Antrag der Germanistischen Sektion ging dahin, „daß fortan bei den Versammlungen den Sitzungen der Sektionen weiterer Spielraum als bisher gegenüber den allgemeinen Sitzungen eingeräumt werde“. Wesentlich dasselbe bezweckte die ausführlicher gehaltene Resolution der mit der Indogermanischen vereinigten Philologischen Sektion; sie lautete:

„Die mit der Indogermanischen vereinigte Philologische Sektion hält es für dringend erwünscht, daß auf den zukünftigen Versammlungen der Philologen und Schulmänner für die Sektionen erheblich mehr Zeit zur Verfügung stehe, besonders um das Kollidieren eng verwandter Sektionen noch mehr einzuschränken, als es in Halle und Hamburg bereits geschehen ist. Sie begrüßt freudig den auf Antrag der Pädagogischen Sektion gefaßten Beschluß, die großen Fragen des höheren Schulwesens künftig stärker zu betonen, und hofft, daß sie in den Mittelpunkt der allgemeinen Sitzungen gestellt werden. Unvermeidlich wird es dabei sein, daß Vorträge über allgemein interessierende wissenschaftliche Fragen künftig mit den Sektionsvorträgen zeitlich zusammenfallen. Die Philologische Sektion bittet über die Durchführbarkeit und Ausführung einer Verschiebung des Gleichgewichtes in dieser Richtung das Präsidium der gegenwärtigen und zukünftigen Versammlung nach Schluß der Tagung beraten und event. beschließen zu wollen“.

Nun folgte der Vortrag von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth aus Hamburg, den der Vorsitzende hernach freundlich anerkennend als „einen der ersten Pioniere auf dem Gebiet der antiken Stadtgeschichte“ bezeichnete. Er sprach über „das Schulwesen von Milet“ und führte etwa dieses aus:

Unter den Urkunden, die bei den Ausgrabungen der Königlich preußischen Museen zu Milet im Zentralarchiv der Stadt, dem Heiligtum des Apollon Delphinios, entdeckt worden sind, verdient besondere Beachtung eine große Inschrift von 89 Zeilen, die ein Bild von den Schulverhältnissen in Milet im zweiten vorchristlichen Jahrhundert gibt. Interessante Einzelheiten über die Wahl und Anstellung der Lehrer, über die Gehaltsverhältnisse, über die Amtspflichten der Lehrer, über Schülerreisen, Schulprozessionen nach Didyma und antike Ferienordnung konnte der Vortragende daraus mitteilen und suchte im weiteren Verlauf seiner Darlegungen das Bild von Milets Schulen zu vervollständigen durch Heranziehung der Schulverhältnisse anderer, besonders kleinasiatischer Griechenstädte. Eine interessante Schulreform in dieser Kolonialstadt, die des Eudamos, wurde dann noch erörtert. Auch über die Einzelheiten des Unterrichtsbetriebes, die verschiedenen Unterrichtsfächer, die Anzahl der Klassen, die Klassenprüfungen geben die Inschriften der Städte Delphi, Teos, Stratonikeia und

Digitized by Google

anderer mancherlei Aufschluß. Ganz besonders interessant aber ist der Einblick in die Gymnasien von Pergamon, den die neuesten Ausgrabungen des Archäologischen Instituts unter Leitung von Wilhelm Dörpfeld dort ermöglichen. So erweiterte sich der Vortrag zu einem Überblick über das kleinasiatische Schulwesen überhaupt und schloß mit einem Hinweis auf die neuesten Papyrusfunde an antiken Schülerschreibheften im Original, auf die namentlich Crusius zuletzt hingewiesen hat, und die wohl eine besondere Behandlung verdienen. —

Nach diesem letzten der angekündigten Vorträge machte Schulrat Professor Dr. Brütt Mitteilung von dem Überschuß der Hallenser Philologenversammlung, der sich auf 1098,40 *M* belief; der Antrag, diese dem gegenwärtigen Präsidium überwiesene Summe für einen wissenschaftlichen Zweck zu verwenden, wurde angenommen.

Dann wurde das Ergebnis der Kommissionsberatung, den nächsten Tagungsort betreffend, bekannt gegeben. Die aus dem gegenwärtigen Präsidium, Vertretern von Basel und Graz, sowie dem Präsidium der Bremer Versammlung zusammengesetzte Kommission hatte sich für Basel entschieden, und zwar unter folgender Begründung:

„Bei der Prüfung der beiderseitigen Ansprüche von Basel und Graz ergab sich aus den Akten folgendes: Graz hat allerdings seine Einladung zuerst erstattet, mußte dieselbe aber später als bloß bedingt bezeichnen, da plötzlich Schwierigkeiten aufgetaucht waren, an denen weder der Stadt, noch denjenigen, welche die Abhaltung der Philologenversammlung anstrebten, irgend eine Schuld beigemessen werden kann. Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten gelang erst so spät, daß, als endlich die definitive Einladung erlassen werden konnte, eine solche in durchaus unbedingter Form bereits von Basel eingetroffen war. Unter diesen Umständen mußte die Kommission Basel die Priorität zuerkennen".

Der Vertreter von Graz, Professor Dr. Schenkl, erklärte darauf, diese Entscheidung nicht für unbillig halten zu können; sein Empfinden des Bedauerns sei keine Empfindlichkeit. Er melde aber schon jetzt die Ansprüche von Graz für 1909 an. — Professor Wendland sprach dem gegenüber zwar die Hoffnung aus, daß diesen Ansprüchen Folge gegeben werden möchte, bemerkte aber ausdrücklich, daß man darüber hier in keiner Weise befinden könne, zumal die Tradition für 1909 eine nördliche Stadt verlange. Darauf überbrachte der Vertreter von Basel, Professor Dr. A. Körte, die Einladung der alten Schweizerstadt. Die nächste Versammlung werde gerade 60 Jahre nach der ersten Baseler Philologenversammlung stattfinden. Äußerlich werde zwar Basel hinter Hamburg zurücktreten; dafür aber werde man sich in der Stadt des Erasmus der festen alten humanistischen Tradition erfreuen.

Von Basel aus ist Professor Dr. Körte als erster Vorsitzender bezeichnet worden; auch die Wahl des zweiten soll Basel überlassen bleiben. Nach Graz aber wird ein offizieller aufklärender Bericht abgehen.

Die Schlußrede von Professor Dr. Wendland war eine Überschau von hoher Warte aus und enthielt etwa folgende Gedanken:

Der Versuch, den Gesamtertrag der Verhandlungen am Schlusse darzulegen, würde die Kraft und Fähigkeit des einzelnen übersteigen. Mit der Eröffnung immer neuer Forschungsgebiete, mit der Begründung neuer Dis-

Digitized by Google

ziplinen, mit der wissenschaftlichen Arbeitsteilung und Spezialisierung ist das Bewußtsein der Unendlichkeit der Wissenschaft gewachsen. Die Universalität, die früher den größten Geistern erreichbar war, ist uns völlig verloren, und es ist schwierig, die allgemeine Achtung vor der Wissenschaft zu ersetzen durch ein wirkliches Verständnis für den inneren Zusammenhang alles Forschens und die Einheit seiner Ziele.

All diesem läuft parallel der praktische Gang dieser Versammlungen mit ihren allgemeinen Sitzungen und zum Teil populären Vorträgen, die nicht gekürzt und geändert werden können, und den Sektionen für das intimere Zusammenarbeiten, besonders der bedeutsamsten und wichtigsten, der Pädagogischen Sektion. Sache der jeweiligen Präsidenten ist es, die Tradition zu pflegen, weiterzuleiten und auch Neues an Stelle des Alten zu setzen. Dies wird sich erreichen lassen; es fehlt ja auch heute nicht an universalen Tendenzen bei uns und in der Wissenschaft. Gerade die liebevolle und treue Erforschung einzelner Zweige hat die Wechselwirkung benachbarter Arbeitsgebiete gesteigert und der Forschung neue umfassende Aufgaben gestellt. Das wird am Beispiel der klassischen Philologie erläutert. Sie hat sich in der politischen und literarhistorischen, sprachgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Forschung immer weitere Aufgaben gestellt. Sie hat sich erweitert zu einer allgemeinen Altertumswissenschaft, die einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrtausenden umfaßt und uns die Grundlagen der modernen Kultur verständlich machen will. Aber auch auf anderen Gebieten verdankt die Wissenschaft bedeutende Fortschritte der fruchtbaren Berührung benachbarter Forschungsgebiete. Die Philologenversammlung ist eines der Organe, welche die Pflege der gemeinsamen Interessen vermitteln und mit dem Gedanken Ernst machen wollen, daß des einzelnen Wissenschaft ein Kreisabschnitt ist, der der Ergänzung durch andere bedarf.

Eine zweite Aufgabe der Philologenversammlung ist es, über Wege, Ziele, Methoden der Jugendbildung zu beraten. Dazu ist sie besonders berufen, weil sie die Lehrer der Universitäten und der höheren Schulen vereinigt. Wir versammeln uns in der Überzeugung, daß Schule und Universität eine höhere Einheit darstellen, gemeinsame Interessen haben, voneinander abhängen und aufeinander angewiesen sind. An Spannungen und Kämpfen zwischen Universität und Schule hat es freilich bisher nicht gefehlt. Universitätslehrer haben mehrfach in zu raschem Ungestüm den Schulunterricht nach dem Fortschritt der Wissenschaft bestimmen wollen. Schulmänner haben öfter den Lehrbetrieb der Universitäten einseitig nach den Bedürfnissen der Schule zu beschneiden und zu beschränken gesucht. Die Philologenversammlung will ein Boden sein, auf dem auch solche Gegensätze ausgefochten werden; an frischem Kampfe soll es nicht fehlen und hat es auch in Hamburg nicht gefehlt. Mit dem Wunsche, daß die hohen Aufgaben der Wissenschaft und des Schulwesens durch die inhaltreichen Verhandlungen eine kräftige Förderung erfahren möchten, schloß der Redner[1]).

Nachdem in dieser bedeutenden Ansprache die erhebende Symphonie

---

[1]) Vgl. hierzu des Redners Aufsatz Neue Jahrb. XVI (1905) S. 550ff. der auch als Broschüre erschien, und unsere Anzeige im vorderen Teil dieses Heftes.

Digitized by Google

im Konzerthaus Hamburg würdig ausgeklungen war, stattete Schulrat Professor Dr. Sander der Stadt Hamburg und der Universität Kiel den Dank der Versammlung ab und brachte ein Hoch aus auf das Triumvirat ihres Präsidiums, worauf endlich Professor Wendland Senat und Bürgerschaft Hamburgs leben ließ. So schloß um 1 1/4 Uhr die 48. Philologenversammlung.

Am Nachmittag führte ein Extrazug etwa 800 Teilnehmer nach Friedrichsruh zum Besuch des Mausoleums, an Bismarcks Sarkophag. Keiner, der dabei gewesen ist, wird es vergessen, wie Eduard Meyer, im Rahmen des schlichten Portals stehend, den Versammelten vor dem Zutritt zu der geweihten Stätte Bild und Bedeutung des Mannes vergegenwärtigte, dem diese Wallfahrt galt.

Abends fand man sich in der Elbschloßbrauerei zu Nienstedten zusammen, wohin das Ortskomitee zu einem Abschiedstrunk mit Imbiß eingeladen hatte. Unter dem Präsidium von Direktor Professor Dr. Ohly aus Bergedorf blieb man hier „zu löblichem Tun" recht lange beisammen.

Auch die Seefahrt nach Helgoland am 7. Oktober fand noch recht rege Beteiligung; es trafen über 600 Personen an Bord des neuen Turbinendampfers „Kaiser" zusammen, der sich auch bei dieser Fahrt trefflichst bewährte. Freilich, „so lisen as en Kinnerweeg" — wie ein begeisterter Teilnehmer seiner ersten Reise zu rühmen wußte, trug uns das Schiff nicht; und als es in die offene See hinausging, mußte mancher das ungewohnte Vergnügen mit den üblichen Abgaben bezahlen. Ruhiger war die Heimfahrt; unter Tanz und Gesang rannen die Stunden schnell dahin.

Andere noch in Hamburg gebliebene Gäste benutzten die auf Anregung von Professor Dr. Wendland gebotene Gelegenheit, unter sachkundiger Führung die Schätze der Stadtbibliothek kennen zu lernen. An den bereitwilligst gegebenen Erläuterungen beteiligten sich Direktor Professor Dr. Münzel, Dr. Burg und Dr. Schwalm.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Welche Förderung kann man sich von Übersetzungen griechischer und römischer Klassiker für die Zielaufgabe des Gymnasiums versprechen?[1])

Um für das Neue, das an den Toren der Schule, speziell des Gymnasiums, klopft, Zeit zu gewinnen, prüft man immer wieder das Alte, in der Hoffnung, daß doch wohl noch etwas ausgeschieden oder besser behandelt werden könne. Es ist begreiflich, daß man vor allem für das Erlernen der fremden Sprachen, besonders der lateinischen und griechischen, nach einer weniger umständlichen Methode gesucht hat. Das Opfer an Zeit, welches die alte vorsichtige, grammatische Methode verlangte, schien zu dem Resultate in einem Mißverhältnis zu stehen. Man sah freilich bald ein, daß durch eine lässige Behandlung des Sprachlichen das Übel nur größer wurde. Die Ansprüche der Grammatik ließen sich eben nicht unterdrücken. Was man ihr auf der unteren Stufe an Zeit genommen hatte, wußte sie auf der oberen reichlich wiederzugewinnen. Es kann nunmehr als feststehend gelten, daß ohne einen sehr großen Aufwand an Zeit im fremdsprachlichen Unterrichte kein nennenswertes Resultat zu erzielen ist.

Dazu kam eine andere Erwägung. Die Summe des bis zum Abgange von der Schule heute in den lateinischen und griechischen Stunden Gelesenen ist nicht gerade groß. Fast will das Wort des Plinius: Multum legendum esse, non multa, nicht mehr ausreichen, eine solche Bescheidenheit des Lesens zu rechtfertigen. Allerdings kommt es nicht darauf an, daß vieles durch den Geist hindurchgejagt werde: Hauptsache ist, daß der Darbietende geschickt darzubieten, der Empfangende mit sich allmählich kräftigenden Organen das Dargebotene zu erfassen und zu verarbeiten wisse. Aber die zugereichte geistige Kost kann doch der Quantität

[1]) Das Nachfolgende ist in der Hauptsache die Wiedergabe eines in Hamburg auf dem letzten Philologentage gehaltenen Vortrages.

Digitized by Google

nach so spärlich sein, daß sie, selbst aufs äußerste ausgenutzt, zur Ernährung nicht ausreicht. Sollte das der Fall der lateinischen und griechischen Schullektüre sein?

Da taucht ein Gedanke von verblüffender Einfachheit auf, der dem Ei des Kolumbus wie ein Ei dem anderen ähnlich sieht. Welche Zeit, hörte man wohl sagen, wäre für anderes übrig, was immer ungestümer in den höheren Schulen zugelassen zu werden verlangt, wenn wir die für die moderne Bildung nötige Kenntnis des Altertums aus Übersetzungen gewinnen ließen! Ja, im Grunde scheint das nicht bloß ein Surrogat für das jetzt Gebotene, sondern etwas Ergiebigeres und sicherer zum Ziele Führendes. Zugestanden, daß beim Übersetzen mancher feine und charakteristische Zug des Originals verloren geht, so scheint das doch wenig zu bedeuten, wenn man an die sovielmal größere Fülle literarischen Materials denkt, die mühelos und schnell mit Hilfe von Übersetzungen bewältigt werden kann. Man könnte sogar noch weitergehen und den Satz aufstellen, daß ein der fremden Sprache noch nicht Mächtiger unter allen Umständen aus einer Übersetzung mehr Gewinn ziehe als aus dem Original. Habe er doch zur Bewältigung der sprachlichen Schwierigkeiten einen solchen Aufwand von Kraft nötig, daß ihm für den Gedanken des Schriftstellers nicht mehr viel zu verwenden übrigbleibe. Welche freundlichen Perspektiven eröffnen sich da bei dem Gedanken an eine Beschäftigung mit den fremdsprachlichen Meisterwerken, die es dem Lernenden möglich mache, mit voller Frische sich gleich dem Wesentlichen zuzuwenden! Die Latein und Griechisch lernenden Schüler könnte man in der Tat sich versucht fühlen Touristen zu vergleichen, die den ganzen Tag über mit ihrem Gepäck auf dem Rücken gewandert und gestiegen sind und endlich, an dem ersehnten Ziele angekommen, stumpf und erschöpft das herrliche Panorama nicht mehr zu genießen vermögen. Sind sie nicht besser daran, jene anderen, die sich von der Lokomotive haben in die Höhe ziehen lassen und oben mit der ungeschwächten Leistungsfähigkeit ihrer empfindenden und denkenden Organe angelangt sind? Der Vergleich stimmt nachdenklich. Aber es gibt noch eine dritte Klasse von Reisenden. Es sind jene, die, nichts übertreibend, ohne Überanstrengung, wiewohl energisch angestrengt, tagüber gewandert sind und müde, aber nicht bis zur Verdrießlichkeit müde, jauchzend das endlich erreichte Ziel begrüßen und darin die Krönung einer langen Reihe genußreicher wie fördernder Mühen erblicken. Der Weg, der zu den fremdsprachlichen Kleinodien führt, gleicht ja doch nicht einem dunkeln Gange, den man ängstlich durchtastet, den Blick immer nur auf das am Ausgange schimmernde Licht gerichtet haltend, sondern er bietet des Anregenden und Schönen selbst auch sehr vieles. Auch bildet sich während des langsamen Erringens ein innigeres Verhältnis zu dem Gegenstande unserer Erkenntnis aus. Wo freilich zur Bewältigung

Digitized by Google

der sprachlichen Schwierigkeiten schon die ganze angestrengte Kraft des Lernenden nötig ist, wo soll da jene Frische und Freudigkeit herkommen, ohne welche der Inhalt des Gelesenen in der Seele des Lernenden keinen passenden Nährboden findet?

Es gibt vier verschiedene Arten, mit den Alten bekannt zu werden: durch Berichte über ihre staatliche und kulturhistorische Entwicklung sowie über ihre Literatur und Kunst, sodann, für den Deutschen, durch die Werke der nationalen Literatur, in denen etwas von dem Geiste der Alten lebt, drittens durch Übersetzungen, viertens durch das Lesen ihrer Originalwerke. Die Methode, nach welcher auf dem Gymnasium die Kenntnis des Altertums übermittelt wird, ist eine kombinierte: man liest mit den Schülern einige Meisterwerke ihrer Literatur, außerdem behandelt man in besonderen Stunden die großen Ereignisse ihrer Geschichte und die Entwicklungskrisen ihres politischen und sozialen Lebens, ferner weist man in den deutschen Stunden, deren Löwenanteil doch unserer klassischen Literaturperiode zufällt, fast stündlich nach Griechenland und Rom hinüber. Übersetzungen sind früher auf dem Gymnasium streng verpönt gewesen. Nur zugunsten der Vossischen Homerübersetzung pflegte eine Ausnahme gemacht zu werden, wenigstens von dem Lehrer des Deutschen, der für die Bearbeitung eines der homerischen Welt entlehnten Aufsatzthemas wohl den Gebrauch dieser Übersetzung gestattete. Daneben kam es auch vor, daß man über ein Drama des Sophokles oder Euripides, das in die deutsche Literatur hineinragte, aber in den griechischen Stunden nicht gelesen war, nach einer deutschen Übersetzung berichten ließ. Seit einiger Zeit zeigt man Neigung, die Hilfe der Übersetzungen in stärkerem Maße in Anspruch zu nehmen, und es scheint bisweilen, als gebe man sich der Hoffnung hin, daß die höheren Lehranstalten, in deren Lehrplane die alten Sprachen ganz fehlen oder nur durch ein bescheidenes Quantum Latein vertreten sind, durch Übersetzungen ungefähr dieselbe, vielleicht sogar eine reichere Kenntnis des Altertums gewinnen lassen könnten als die Gymnasien. Rühmt man doch auch die beispiellose Vielseitigkeit unserer Sprache, die sie zu einer geistigen Welteroberungspolitik wie prädestiniert erscheinen läßt. Wenn die besten Köpfe, durch zustimmenden Beifall aufgemuntert, ihre ganze Kraft daran setzten, die großen Schriftsteller der Alten, einen nach dem anderen, durch treue Übersetzungen in echtem Deutsch auch den der alten Sprachen Unkundigen zugänglich zu machen, ja, dann schiene das Unterrichtsproblem endgültig gelöst zu sein. Man brauchte dann nicht weiter am Lateinischen und Griechischen herumzurupfen, brauchte ihnen nicht immer noch eine Stunde zu nehmen, nicht immer noch eine Klasse später damit anzufangen. In voller Breite könnten die modernen Unterrichtsgegenstände sich dann ausdehnen. Ja, selbst diejenigen, welche das Altertum als etwas Überwundenes betrachten, würden in der

Digitized by Google

ersten Freude darüber, daß die große Last des Erlernens der alten Sprachen von der Jugend genommen wäre, sich willig zeigen, für die Einführung in die alte Kultur eine ansehnliche Stundenzahl zur Verfügung zu stellen, und vor allem würde der zu kärglich bedachte deutsche Unterricht bei dieser tiefgehenden Umwandlung des Lehrplans gewinnen müssen. Der Gedanke hat etwas förmlich Berauschendes. Ein goldenes Zeitalter würde für die Lehrenden wie für die Lernenden anbrechen.

Es ist nun freilich ganz etwas anderes, ob der Schüler die Apologie Platons oder eine Rede des Demosthenes oder eine Tragödie des Sophokles nach einer Übersetzung, wenn auch aufmerksam, durchliest, oder ob er, sie unter Mühen und langsam im Originaltexte lesend, ganz damit zusammenwächst. Ist ferner durch das eigene Lesen, wenn auch nur eines Teils des alten Autors, erst Fühlung mit seiner Seele gewonnen, so kann der bescheidene, selbstgewonnene Ertrag durch die Vor- und Nachbesprechungen, verbunden mit Berichten über die anderen, nicht gelesenen Teile, leicht ins ungemessene erweitert werden. Abgehend von der Schule, wird der Schüler dann nicht bloß die Apologie und Kriton nach fleißiger Präparation übersetzt, sondern Sokrates und Plato kennen gelernt haben. Dasselbe gilt von Demosthenes. Mag auch nur wenig von ihm übersetzt und mit eingehender Gründlichkeit erklärt werden können, so kommt der Schüler doch nach der längeren direkten Berührung mit dem unverfälschten Geiste des Originals den ergänzenden Besprechungen mit ganz anderem Verständnis entgegen, als wenn er zehnmal soviel von Demosthenes nur in Übersetzungen gelesen hätte. Der Verkehr mit dem fremdsprachlichen Originale hat eben unter anderem auch diese Wirkung, daß man fähiger wird, das stets Unzureichende der indirekten Kenntnisnahme sich ins Gerade zu rücken und zu ergänzen.

Viel wichtiger aber noch ist folgende Erwägung. Selbst die wenigen Übersetzungen, denen man nachrühmt, die Treue gegen das Original mit der Rücksicht auf die Sprache, in welche übersetzt worden ist, zu vereinigen, werden immer nur den Wert guter Surrogate haben. Einzelne Wörter und Wendungen können in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle in der anderen Sprache durch genau entsprechende wiedergegeben werden, ganze Sätze aber selten, und genau die Farbe des ausgedrückten Gedankens, den Stärkegrad der ausgedrückten Empfindung zu treffen ist noch viel schwerer. Vollends ein Ganzes, von dem man, auf das Original hinüberweisend, sagen könnte: *Τοῦτο ἐκεῖνο* würde einen ans Wunderbare grenzenden Ausnahmefall darstellen. Alle Übersetzungen, auch die besten, können nur dem hervorragend Begabten oder dem, dessen instinktiv nachempfindende Kräfte in langer Übung erstarkt sind, ein leidlich richtiges Bild von dem Original gewähren. Wer aber zu keiner dieser beiden Klassen

gehört, wird das Erlernen der fremden Sprache sich nicht ersparen können, falls er sich nicht an dem genügen lassen will, was in unserer Literatur an verwandten oder durch Nachahmung aus dem Altertum herübergenommenen Elementen vorhanden ist. Und müßte man nicht beim Unterrichte, wenn man die Alten nach Übersetzungen lesen läßt, auf jene fein abwägende und pädagogisch so wertvolle Einzelerklärung verzichten? Es würde sich ja auf Schritt und Tritt zeigen, daß man es weder mit dem genauen Gedanken noch mit dem genauen Ausdruck des alten Autors zu tun hat. Überhaupt wird jeder, dessen Ohre es ein Bedürfnis ist, reine Töne zu vernehmen, gegen Übersetzungen eine tiefwurzelnde Abneigung haben und bald der wirklichen Reproduktion des alten Autors eine schlichte Übersetzung vorziehen, deren Verfasser keinen höheren Ehrgeiz gehabt hat, als möglichst treu und ganz unbekümmert um die Härte und Unnatürlichkeit des deutschen Ausdrucks nicht bloß die allgemeinen Umrisse des fremden Gedankens, sondern zugleich die Art der Gedankenausprägung wiederzugeben. Eine solche Gleichgültigkeit gegen Worthärten, ja Wortverrenkungen ist freilich etwas Unmenschliches, was man sich nur, wenn man das Auge auf ein höheres Ziel gerichtet hat, abringen kann. Der Schüler wird deshalb gar nicht verstehen, wie man derartige Ungeheuer von Ungeschicklichkeit immer wieder, inmitten einer von anmutenden Schöpfungen so reichen Zeit, aus dem Grabe der Vergessenheit hervorzerren könne. Man stelle sich z. B. vor, daß ein Lehrer seine des Griechischen unkundigen oder in unzureichendem Grade kundigen Schüler durch die Schleiermachersche Übersetzung ein Bild des berühmten und gerühmten Plato gewinnen lassen wollte. Diese Übersetzung ist treu und gewissenhaft, und deshalb pflegt sie von den Philologen gelobt zu werden. Ein moderner Philosoph, dessen Griechisch für Plato selbst nicht ausreichte, könnte danach auch sehr wohl Plato studieren; ein Schüler aber wird die durch die Treue im kleinen verursachte Gespreiztheit dieser Übersetzung nicht überwinden können. Man bedenke, welche Vereinigung kleiner und kleinster Züge dazu nötig ist, ein Gesicht schön und ausdrucksvoll zu machen, wie in Karikaturen, die das Original beim ersten Blicke erkennen lassen, durch eine etwas stärkere Hervorkehrung eines charakteristischen Zuges, das Erhabene in Lächerliches, das Edle in Gemeines, das Schöne in Häßliches verkehrt werden kann. So gewinnt auch Plato, als Schriftsteller das vollendete Muster attischer Feinheit, von dem die Griechen sagten, so wie er würde Zeus sprechen, wenn er griechisch sprechen wollte, nach Cicero summus non solum sentiendi sondern zugleich dicendi auctor, in jener treuen Übersetzung Schleiermachers das Aussehen eines Schriftstellers, der nie recht sagen kann, wie er es meint, und dem es ganz an aller geistreichen Anmut fehlt. Und nun gar

erst die Übersetzungen Horazischer Oden [1])! Was haben selbst die gefeiertsten Übersetzer daraus gemacht! Und dann Vossens Ovidübersetzung, die Lachmann in hohen Ehren hielt, weil sie von philologischer Gewissenheit zeugte. „Alles vergröbert, alles übertrieben", ruft Gruppe in seinem Buche über die deutsche Übersetzerkunst aus. Da sehe man, daß Treue zur Untreue, das Leichte durch solche dem Original stets möglichst nahekommende Übersetzung schwer und hölzern, der Ton trotz aller Treue ein gänzlich verschiedener werden könne. Ovids Vers tanze auf leichter Sandale, der Vossische auf schwerem Holzschuh. So verhalte sich gegerbtes Leder zu einem ausdrucksvollen, jugendlichen Antlitz. In ähnlicher Weise habe Voß Horaz' Urbanität in bäuerische Plumpheit verkehrt, und der zarte Tibull habe in seiner Übersetzung etwas Herbes und Kreischendes. Überhaupt seien auf Vossens Amboß und unter seinem gewichtigen Hammer Dichter der verschiedensten Zeit und Art einander ganz ähnlich geworden, wie Zwillinge. Von den römischen Dichtern möchte sich einiges Gute nur seiner Übersetzung Vergils, vor allem der Übersetzung der Georgica nachrühmen lassen. Im Gegensatz dazu lobt man den menschlichen, traulichen, warmen Ton seiner Odyssee, wenigstens der ersten Ausgabe, die nicht bloß gern gelesen wurde, sondern auch für die Weiterentwicklung der deutschen Literatur eine große Bedeutung gewonnen hat. Anders wirkte schon wieder die zwölf Jahre später erschienene und nicht bloß an vielen Stellen geänderte, sondern prinzipiell umgearbeitete zweite Auflage der Odysseeübersetzung. Seine Absicht war jetzt gewesen, alle Kraft daran zu setzen, das Original mit einer möglichst weit getriebenen Treue wiederzugeben. Herder und Lessing hatten in den siebziger Jahren Homer noch für unübersetzbar erklärt. Daß er sich doch übersetzen ließ, davon schien Voß nach Bodmer, Stolberg, Bürger den Beweis geliefert zu haben. Denen, die das Übersetzen aus den alten Sprachen in die vielseitige und elastische deutsche Sprache für etwas nicht sonderlich Schweres halten, kann die Beurteilung, die Vossens zweite Odysseeübersetzung fand, zu denken geben. Um es noch besser zu machen, war dieser jetzt in der Satzbildung, vor allem auch in der Wortstellung, sogar im Klange der Worte dem Original immer eng zur Seite geblieben und hatte zugleich zahlreiche Neubildungen gewagt, was er in der ersten Auflage nur bei der Übertragung der homerischen Epitheta getan hatte. Und was war die Folge gewesen? Seine herrische Behandlung, um nicht zu sagen, Mißhandlung der deutschen Sprache erregte bei allen Urteilsfähigen Anstoß, der trauliche Ton der ersten Ausgabe, die um Treue bis ins einzelne nicht ängstlich bemüht gewesen war, hatte zum Herzen gesprochen: diese zweite fand man erquält und undeutsch. Wieland, der der ersten freudig

[1]) Ich verweise auf das sehr interessante Buch von I. Imelmann, Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen aus drei Jahrhunderten (Weidmann).

Digitized by Google

zugejubelt hatte, schwieg verlegen zwei Jahre lang, ehe er sich über diese Neubearbeitung äußerte. Von den früheren Vorzügen schien der zweiten Ausgabe nicht viel geblieben, und was sie Neues hatte, wirkte abstoßend und machte frösteln. Keiner hat sie feiner und gründlicher beurteilt als A. W. Schlegel. Daß das Ideal dieses nicht die abgezirkelte Eleganz war, geht aus der vorausgeschickten Erklärung hervor, die Odyssee des Livius Andronicus sei vielleicht homerischer gewesen als die abgerundetste Nachbildung aus Augustus' Zeit. Er lobt auch die vielseitige Bildsamkeit der Deutschen, die echtem Gehalte mit Wärme auch in der ungewohntesten Tracht huldigten und allein unter den europäischen Völkern Griechen und Römern nicht modische Trachten anzögen. Aber an Vossens Homerübersetzung findet er doch, nachdem er seiner Gelehrsamkeit und reifen Selbständigkeit eine Verbeugung gemacht hat, so ziemlich alles auszusetzen. Er nennt sie seltsam, überladen, gekünstelt und steif. Klopstock hatte in seiner Begeisterung für Voß ausgerufen, Homer könne nun, wenn er unterginge, aus diesem „Verdeutscher“ wieder „vergriecht“ werden. Das ist ganz und gar nicht Schlegels Meinung. Übersetzen, erwidert er, bleibe eine unvollkommene Annäherung. Es gebe für jede Sprache gewisse Grenzen, die man nicht überschreiten dürfe, weil sie sonst ein selbsterfundenes Rotwelsch werde. Es scheint ihm gar nicht möglich, eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Gräzismen, zu bieten. Unter den Neubildungen findet er bei Voß vieles Verunglückte, unserer Sprache Widerstrebende. Das Schlimmste aber, sagt er, sei die Wortstellung in Vossens Iliasübersetzung und in der umgearbeiteten Form seiner Odysseeübersetzung. Was den alten Sprachen möglich war bei ihren sprechenden Endungen, ist eben einer modernen Sprache nicht möglich. Mag das Deutsche im Vergleich zu dem Französischen eine große Freiheit in der Wortstellung genießen, mit den alten Sprachen kann es in dieser Hinsicht doch nicht wetteifern. Die glänzendste Seite von Vossens Leistung ist nach Schlegels Urteil der Versbau. Auch dieser Vorzug ist ihm in unserer Zeit von einem überaus feinen Beurteiler streitig gemacht worden, von V. Hehn in seinen „Gedanken über Goethe“. Ein langes Kapitel dieses vortrefflichen Buches ist dem eingehenden Studium von Vossens Verstechnik gewidmet, und das Resultat ist dieses, daß jener, um seine gerühmte Verskorrektheit zu erreichen, das Deutsche in unerhörter Weise mißhandele und daß die von den Vossianern verspotteten Hexameter und Pentameter Schillers und Goethes in Wahrheit viel besser seien. Gewisse Übersetzungen von Voß, die sonst Bewunderung gefunden haben, findet Schlegel in ihrer Wirkung nicht leise genug. Es ist eben über die Maßen schwer, etwas in hohem Grade Eigentümliches wirklich nachzuahmen, ohne daß das Bestreben, es ebenso glücklich zum Ausdruck zu bringen, im geringsten dabei fühlbar wird. Wie kann

Digitized by Google

aber ein moderner Übersetzer von einer so ungesuchten Natürlichkeit sein? Und doch, nur eine Übersetzung dieses Charakters würde das Original treu wiedergeben. *Μητίετα Ζεῦ* „Ordner der Welt, Zeus" bei Voß, *νεφεληγερέτα Ζεύς* „der Herrscher im Donnergewölk, Zeus", *μέγας σῦς* „ein borstenumstarrt Schwein", wer dergleichen als unhomerisch, weil im Widerspruch mit Homers Einfalt, ablehnt, hat wohl recht, weil die Absicht zu wirken in jenen deutschen Übertragungen zutage tritt. Wo aber leidlich treue Übersetzungen finden, die, an einem solchen Maßstab gemessen, noch bestehen könnten? Eine natürliche Leichtigkeit der Rede kann nur erreicht werden, wenn es gestattet ist, hier etwas zu ändern, dort etwas fallen zu lassen, an jener Stelle etwas zuzusetzen. Im einzelnen wird man durch Verbesserungen immer nachhelfen können; aber dem Ganzen einer Übersetzung wird, falls sie noch irgend auf Treue Anspruch machen kann, immer die Absicht anzumerken sein. Damit nimmt sie aber trotz aller treuherzigen Ungeschicklichkeit den Charakter des Forcierten und Gekünstelten an. Kein Wunder, daß der feinsinnige A. W. Schlegel sein Urteil über die Homerübersetzung des gelehrten und gewissenhaften Voß in diesen Wunsch zusammenfaßt, es möge die nächste Auflage diese Übersetzung durch höhere Kunst kunstloser erscheinen. Dazu kommt nun in jedem einzelnen Falle, daß die Begabung des Übersetzenden nicht bloß an Kraft die des Originaldichters nicht erreicht, sondern auch in ihrer ganzen Art mit der jenes nie durchaus übereinstimmt. J. H. Voß z. B. war kein moderner Mensch. Er besaß Treuherzigkeit, natürliche Geradheit und Ehrbarkeit; er war einem Boden entwachsen, aus dem er eine durch keinen Bücherstaub der Gelehrsamkeit zu zerstörende Kraft der Anschauung gewinnen konnte. Aber er neigte dem Derben zu, und es war ihm nicht möglich, durch gewissenhafte gelehrte Anstrengungen hinzuzugewinnen, was ihm fehlte, um der homerischen Dichtung kongenial zu sein. „Möchte sich Voß doch lieber", ruft Schlegel aus, „den Geist des Sängers als seine Kunst zum beständigen Augenmerk machen". „Vossen fehlte es", heißt es an einer anderen Stelle, „an zartem Gefühl und der einschmeichelnden Gabe der Anmut. Keines von beiden erwirbt man im Schweiße seines Angesichts. Seinen Übersetzungen fehlt der linde Hauch der griechischen Muse". So lautet das Urteil des berufensten Kritikers über jene Übersetzung, welche vor allen anderen als ein Meisterwerk gepriesen worden ist. Es ist das nicht eine freiwillige Blüte der Natur, man erkennt darin vielmehr auf jeder Seite etwas mit voller Klarheit des Bewußtseins und mit höchster Anstrengung Gestaltetes. Daher jener Zug der Unähnlichkeit, der über dem Ganzen liegt; deshalb vermißt man bei ihm den natürlichen, ungezwungenen Gang und die kunstlose Leichtigkeit der ionischen Muse. Auch F. A. Wolf hält eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Gräzismen, für nicht möglich.

Digitized by Google

In diesem Sinne entschied er sich in seiner Abhandlung: „Ist Homer auch übersetzbar?“. Selbst wenig erbaut von dem Erfolge nahm er seine eigenen Übersetzungen und widmete sie, wie er lächelnd sagt, dem „hinkenden Hochberühmten“. Wir haben von ihm eine mit peinlichster Sorgfalt zustande gebrachte Übersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee, welche W. Müller die Grenzen des Erreichbaren nennt, die Wolf selbst aber nicht sonderlich hoch bewertete. „Von mir“, schreibt er, „werden Sie keine metrische deutsche Zeile weiter lesen, weder aus Aristophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem, was davon bereit liegt, das erste Kaminfeuer des nächsten Winters nähren: sat mihi erit potuisse videri“. Man muß freilich gestehen, daß ein sonst nicht sonderlich geschickter Übersetzer im einzelnen durch das Bezeichnende seines Ausdrucks seine Vorlage übertreffen kann. Matt Ausgeprägtes läßt sich ja doch bisweilen in der offenbar beabsichtigten Richtung steigern. Auch eignen nicht alle Sprachen sich gleich gut zum Ausdruck aller Gedanken, aller Empfindungen. So begabt deshalb auch ein Dichter sein mag, ein viel Geringerer als er kann für dieses oder jenes aus dem Gebiete der dichterischen Nachahmung durch die Gunst seiner Muttersprache ein befähigterer Darsteller sein.

Das seit Herder der deutschen Sprache so oft gespendete Lob der Vielseitigkeit und Accommodationsfähigkeit ist ein verdientes; aber auch unsere Sprache hat einen ausgesprochenen Charakter, und unbegrenzte Vielseitigkeit wäre Charakterlosigkeit. Manches, was zunächst undeutsch schien, hat sich in der Sprache behauptet, entweder weil es wirklich mit dem Geiste der deutschen Sprache zusammenstimmte oder weil der launenhafte Sprachgebrauch, quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi, diesen seltsamen Fremdling oft wegen seiner Seltsamkeit gerade lange genug festhielt, daß er sich mit gierigen Schmarotzerwurzeln festsaugen konnte. Im allgemeinen aber fällt alles Fremde wieder ab, wenn es dem Charakter der Sprache, in welche übersetzt worden ist, widerstrebt. Immerhin haben die wahrhaft Sprachgewaltigen, die frei schaffenden Meister unserer Literatur, daraus, daß die deutsche Sprache weit ihre Grenzen der Einfuhr fremdländischen Sprachmaterials öffnete, großen Vorteil zu ziehen gewußt. Namentlich hat sich das in den Dichtgattungen gezeigt, die alten Vorbildern nachgedichtet sind: im Epigramm, in der Elegie, in der dithyrambischen Lyrik. Die Römischen Elegien dichtend, sagt Schlegel, habe Goethe die römische Literatur durch deutsche Gedichte bereichert. Ein Übersetzen aus Sprachen, die von der unsrigen so verschieden sind wie das Lateinische und Griechische, war natürlich nicht möglich, ohne daß dem Deutschen fortwährend zugemutet wurde, weit über das zur gewöhnlichen Gedankenmitteilung ausreichende Maß alle seine Kräfte anzustrengen. Das verursachte Verzerrungen, weckte aber zugleich in der Sprache

Digitized by Google

neue Bildungstriebe. So verdankt das Deutsche jener durch die Romantik heraufbeschworenen Übersetzungswut nicht bloß viele äußerliche Bereicherungen aus fremden Sprachen, sondern auch eine Stärkung der eigenen Anlage. Was die Verzerrungen aber betrifft, die bei einem gewissenhaften Übersetzen unausbleiblich sind, so hat man sich bisweilen nachträglich mit ihnen ausgesöhnt, so abschreckend vielleicht auch ihre erste Wirkung war. Die Gewohnheit läßt nach einiger Zeit oft nicht mehr als häßlich und sprachwidrig erscheinen, was im Anfang als solches wirkte, und die Grimasse verwandelt sich nach längerem Hinsehen in ein menschliches Gesicht. Die homerischen Epitheta und Wendungen, die dem modernen Leser erst so seltsam erscheinen und durch ihre Volltönigkeit wie durch ihre Überfülle anschaulicher Elemente den Eindruck des Bombastischen machen, sie werden nach einiger Zeit selbst in der Übersetzung dem des Griechischen Unkundigen leidlich vertraut. Was die Übersetzung aber zu Starkes oder zu Schwaches hat, das wird durch eine unbewußte Tätigkeit von dem Leser allmählich ins Gerade gerückt. Auch Begriffe, die einfach und scharf umgrenzt scheinen, decken sich selten völlig in zwei verschiedenen Sprachen oder in zwei verschiedenen Perioden derselben Sprache. Was das einzelne Wort aber an dieser Stelle von unserer Fassung dieses Begriffes leise Abweichendes hat, wird an einer anderen Stelle oft klar. Es bildet sich so, wenn einer sich die Zeit nimmt, sich in solche Übersetzung einzuleben, ein ziemlich richtiger Instinkt für den wahren Wert der gebrauchten Worte, und schließlich hat er, auch ohne den Kreis seiner Muttersprache zu verlassen, in gewissem Sinne die fremde Sprache gelernt, vorausgesetzt natürlich, daß er die Übersetzung des alten Autors so tief und so lange auf sich wirken läßt, wie damals die besseren des Griechischen Unkundigen in Deutschland, angeregt durch die frisch entstandene Begeisterung für das Griechentum, die Vossische Homerübersetzung auf sich wirken ließen. In einer so hastigen, nach so vielen Seiten zugleich gewendeten Zeit, wie die unsrige, wird die Übersetzung einer fremdsprachlichen Dichtung, selbst wenn sie, wie die homerische, einen monumentalen Charakter trägt, allerdings schwerlich noch eine so tiefe Wirkung hervorbringen, jedenfalls nicht auf die Massen werdender, einer methodischen Unterweisung bedürftiger Menschen, wie sie in unseren Schulklassen vereinigt sind. Aber auch das Übersetzen aus einer modernen Sprache in die andere soll man sich nicht gar zu leicht vorstellen[1]). Allerdings wirken hier nicht hemmend die bis in die tiefsten Gründe unseres Wesens reichenden Verschiedenheiten in der ganzen Art des Erfassens, Denkens und Mitteilens; aber des schwer zu Vereinigenden ist auch hier mehr, als gewöhnlich

[1]) Ich verweise auf den vortrefflichen Aufsatz von Ludwig Martens „Übersetzung und Original" in den Preußischen Jahrbüchern, Band 114, 2. Heft.

Digitized by Google

geahnt wird. Natürlich erleichtern und erschweren die Abweichungen und Ähnlichkeiten der Rasse die Arbeit des Übersetzens in einer sehr fühlbaren Weise. So ist Englisches, wenigstens wenn es in prosaischer Form verfaßt ist, für den Deutschen selbst in einer den höheren literarischen Ansprüchen genügenden Weise leicht zu übersetzen. Das Übersetzen aus dem Französischen aber, welches die Sprache einer von der unsrigen wesentlich verschiedenen Rasse ist, kann nur dem leicht erscheinen, dessen Kenntnis für die Feinheiten der französischen Gedankenausprägungen nicht ausreicht. Schon die einfachsten Prosaiker der Franzosen widerstreben der Übertragung ins Deutsche. Wissenschaftliche Werke allerdings, vor allem die modern-wissenschaftlichen, im Gegensatz zu den literarischen, können durch einen gewissenhaften und kundigen Übersetzer völlig ausgeschöpft werden, weil in ihnen die Sprache nur mit Kräften arbeitet, die in allen Sprachen dieselben sind. In dem Maße aber, als ein Werk der Wissenschaft den Charakter eines Literaturwerkes annimmt, wachsen für den Übersetzer die Schwierigkeiten. Eine im Laufe einer langen Entwicklung durch zahllose Einwirkungen zustande gebrachte Art des sinnlichen und seelischen Erfassens macht sich dann auf Schritt und Tritt geltend, und es wird dann selbst dem Geschicktesten unmöglich, das in anderer Sprache Gesagte mit voller Treue in seiner Sprache wiederzugeben.

Beim Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen sind zunächst schon die elementaren Schwierigkeiten sehr groß. Es ist in der Tat, als wenn unter größter Kraftanstrengung ein hoher Berg erklommen werden müsse, während es sich beim Übersetzen aus den modernen Sprachen nur um einen sanft ansteigenden Hügel handelt. Dies erklärt sich zunächst aus dem skelettartigen Charakter der modernen Sprachen und aus der dadurch nötig gewordenen regelmäßigen und einförmigen Wortstellung. Sodann gehören die modernen Kulturvölker jetzt alle ungefähr derselben Altersstufe an. Die Menschheit hat wie die Erde eine doppelte Bewegung: fortwährend durch Geburt und Tod sich erneuernd, scheint sie sich um sich selbst zu drehen; zugleich aber bewegt sie sich vorwärts. Wenigstens wohnt ihr der Trieb inne, über das erreichte Ziel immer hinaus zu gelangen. Die modernen Kulturvölker sind nun jetzt alle ungefähr an derselben Stelle angelangt. Vielleicht darf man sie sogar trotz aller politischen Rivalitäten Fußgängern vergleichen, die, nebeneiander hergehend, einem gemeinsamen Ziele sich zubewegen. So fühlbar und so schnell wird, was bei dem einen Volke gefunden und gedacht worden ist, auch zum Eigentum der anderen. Und dieser Prozeß der Anähnelung ist durch die aller Schranken spottenden Fortschritte der äußeren Kultur im letzten Jahrhundert in einem Grade beschleunigt worden, daß von einer geistigen Verschiedenheit zwischen ihnen bald überhaupt nicht mehr die Rede sein würde,

Digitized by Google

wenn nicht die klimatische Gebundenheit der Volkscharaktere wäre. Das Klima aber spottet aller Einheitsbestrebungen. Deshalb steht zu hoffen, daß es uns aus dem Geistesleben der Menschheit auch in Zukunft immer wie aus einem leidlich besetzten Orchester entgegentönen werde. Die fortwährende leise Einwirkung der Luft, des Lichtes, des Himmels, der Bodengestaltung wird eben nie ganz durch Wirkungen aus der Fremde aufgehoben werden. Früher geradezu von artenschaffender Kraft, kann sie freilich jetzt nur noch Nuancen schaffen.

Die modernen Kulturvölker befinden sich also alle in ungefähr demselben vorgerückten Lebensalter. Deshalb verständigen sie sich so leicht untereinander, ausgenommen wenn es sich um materielle oder politische Interessen handelt. In jeder modernen Literatur wird es allerdings neben Werken, die dem Manne, und anderen, die dem Greise sympathisch sind, auch solche geben, die einen jugendlichen Charakter tragen. Aber diese modernsprachliche Jugendlichkeit hat nicht die tiefen Wurzeln der in dem Jugendalter der Menschheit selbst geborenen alten Sprachen. Daher eine andere Quelle von Übersetzungsschwierigkeiten. Sich dem Empfinden und Denken des Kindes und Jünglings anzubequemen ist ja denen möglich, die das vorgeschrittene Alter nicht in zu enge Fesseln geschlagen hat; der Versuch, ihre Sprache zu reden, mißlingt aber meistens, und selbst die größten Dichter sind dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Wieder ein Beweis, daß eine Sprache, die nicht bloß Positives, Materielles, Tatsächliches zum verstandesmäßigen Erfassen zum Ausdruck bringt, ihre Kraft wirklich aus den Wurzeln unseres Wesens saugen muß.

Diese durch Übersetzungen so schwer zu erreichende Jugendlichkeit der alten Sprachen zeigt sich zunächst in den Bezeichnungen für das Konkrete, welche reich sind an sinnlichen Bestandteilen und auf den Kern der Sache hinweisen. Auch in den alten Sprachen ist vieles schon zu einem bloßen konventionellen Klangzeichen geworden, das weder dem Geist noch dem Auge oder Ohre das Geringste über die Art des bezeichneten Dinges verrät; aber im Vergleich zu den modernen Sprachen sind sie doch von großem sinnlichem Reichtum und ebendeshalb geeignet, dem modernen Menschen, wenn er während der langen, für seine Entwicklung so bedeutungsvollen Jahre der Jugend Tag für Tag in ihren Formen gedacht hat, einige von den Vorzügen einer früheren Entwicklungsperiode zurückgewinnen zu lassen. Es ist etwas, wenn man durch eigenen Bericht oder durch Übersetzungen mit den Einrichtungen, mit jener von der unsrigen in vieler Hinsicht verschiedenen Auffassung des Lebens, mit ihrer Art zu empfinden, mit ihren Gedanken über die Ziele des Staates, des Lebens, über die Pflichten, über die Tugenden und Fehler der Menschen bekannt macht. Will man solchen Samen edler Erkenntnis aber vor dem Verwehtwerden schützen und in die Tiefe arbeiten, so muß man

Digitized by Google

die Lernenden mit den Sprachen der Alten selbst in langdauernde Verbindung setzen. Nur um diesen Preis ist für einen mit bloß normaler Erkenntniskraft ausgestatteten Menschen jene kostbare Jugendlichkeit des Denkens und Empfindens gegen die anstürmende moderne Ältlichkeit zu schützen und zu stärken.

Zunächst schafft die altsprachliche Fülle der Formen eine erfrischende Klarheit, im Vergleich zu der Art der modernen Sprache, die oft wesentlich Verschiedenes nicht einmal durch leise Andeutungen unterscheidet. Auf diesen großen, wenn auch elementaren Segen würde man zunächst verzichten, wenn man sich an Übersetzungen alter Literaturwerke für den Zweck der Jugendbildung genügen ließe. Und jener verwirrenden modernen Armut steht an einer anderen wichtigen Stelle ein ebenso verwirrender moderner Reichtum gegenüber. Es ist oft als ein pädagogischer Vorzug der Beschäftigung mit der alten Kultur und Geschichte gepriesen worden, daß sie die einfachen Gegenbilder der verwickelten modernen Kultur zeige und dadurch gründlich für das Verständnis des Gegenwärtigen vorbereite. Dem entspricht auch die einfache Ehrlichkeit der alten Sprachen bei der Bezeichnung innerer Zustände. Wo Licht ist, da ist freilich auch Schatten. Wie die Modernen im Spalten kein Ende finden und dadurch das Wesentliche oft verfinstern, so lassen die Alten oft Unterschiede unausgedrückt, auf die heute nicht gut verzichtet werden kann. Das zeigt sich in ihrer Poesie, in ihrer Beurteilung des privaten und des öffentlichen Lebens, der sozialen wie der staatlichen Verhältnisse. Aber die Hauptlinien treten bei ihnen mit der größten Klarheit hervor. Dies eben gibt ihnen eine bildende Kraft ohnegleichen. Üppige Ausgestaltungen kann man nur dann gründlich verstehen, wenn man sich vorher in die Grundformen vertieft hat. Dieses freilich kann man einräumen, daß sich für das weite Gebiet des äußeren Lebens, falls es sich nicht um wissenschaftliche Rekonstruktionen handelt, ein reiches, ja ein gründliches Wissen auch aus Übersetzungen oder aus Berichten über diese Dinge verschaffen läßt. Schon die gebräuchlichsten Konkreta allerdings decken sich nur selten in zwei Sprachen, die zeitlich oder örtlich weit auseinander liegen. Aber es lassen sich die Unterschiede denn doch immer mühelos mit den Mitteln der modernen Sprache bezeichnen. Hat aber nicht schon der Klang des Fremdwortes die Kraft, schnell auch in jene anders aussehende Welt hinüberzuziehen? Ist der fremdsprachliche Laut nicht schon eine Warnung, das sich Entsprechende, aber doch nicht durchaus Gleiche ganz zusammenfallen zu lassen? Selbst das der ärmlichsten Anschauung stets Gegenwärtige wird durch den Einfluß eines anderen Klimas auch immer ein etwas anderes Aussehen gewinnen. Ja, so groß ist das Übergewicht der aus dem Boden der eigenen Zeit, des eigenen Volkes entstandenen Vorstellungen, daß sich selbst dem Wissenden, seinem Wissen zum Trotz, immer wieder beim Lesen

Digitized by Google

von Fremdsprachlichem die jenen nicht genau entsprechenden heimatlichen Gegenbilder unterschieben. Wer also vom Altertum redend oder die Schriften der Alten übersetzend, immer möglichst modern klingende Ausdrücke gebraucht, kommt einer natürlichen Neigung des menschlichen Auffassens entgegen und erreicht dadurch allerdings eine größere Anschaulichkeit und Eindringlichkeit. Der Staub, der über dem Alten und Fernen liegt, ist wie weggeblasen, sobald ich die Sachen und Menschen mit den uns geläufigen Namen benenne. Aber es geht dabei immer etwas von dem spezifisch Antiken verloren, während schon ein von der gewöhnlichen Redeweise etwas abliegender Ausdruck in diesem Falle eine Mahnung ist, das in beiden Kulturperioden sich Entsprechende nicht zu schnell als ganz gleich zu fassen. Die Franzosen haben nie anders übersetzt als in jener modernisierenden Art. Fremden Sprachen auf französisch ihre Eigenheiten nachzustammeln war mit der Achtung und Liebe, die sie für ihre Muttersprache empfanden, unverträglich. Was irgend gesagt zu werden verdiente, das, meinten sie, müsse auch mit den Mitteln ihrer fein entwickelten Sprache bewältigt werden können. Deshalb haben sie immer Neigung gehabt, alles, was sich nicht in echtem Französisch ausdrücken ließ, als unerheblich fallen zu lassen. Dem Deutschen widerstrebte diese Art zu übersetzen. Er scheute sich nicht, seine Sprache mit den Eigentümlichkeiten der fremdsprachlichen Texte förmlich ringen zu lassen. National nicht so eng gebunden in seinem Empfinden und Denken und demgemäß auch nicht in seiner Sprache, konnte er auch näher an das Fremdsprachliche herankommen. Aber mit dem Anbequemen hat es auch in unserer Sprache seine Grenze. Selbst die, denen man bei uns nachrühmt, geschickt zugleich und gründlich übersetzt zu haben, bieten viel Hartes, ja Unerträgliches. Die Kenntnis der fremden Sprache und die philologische Gewissenhaftigkeit genügen wohl, um das verstandesmäßig zu Erfassende des fremden Textes wiederzugeben, ja sie können als die besten Kommentare des fremden Textes gelten. Bieten sie doch das geläuterte, auf einen knappen Ausdruck gebrachte Resultat einer selbst dem Kleinsten Rechnung tragenden Erklärung. Deshalb kann ihnen aber doch so ziemlich alles fehlen, was den Gedanken und vollends die Empfindung in der Fassung des Originals wirkungskräftig macht. Um solchen Übersetzungen eine Seele einzuhauchen, dazu bedarf es beim Lesen einer leisen Mitwirkung des Griechischen und Lateinischen von seiten des dieser Sprachen Kundigen oder der das Richtige ahnenden unbewußten Ummodelungen des mit höherer Intelligenz Begabten, aber jener Sprachen Unkundigen. Die Kraft einer traditionellen Bewunderung ist freilich sehr groß. Das hat manche genaue, aber hölzerne Übersetzung eines gefeierten Originals lange vor Geringschätzung geschützt, und wenn sie mit wirklicher Hingebung gelesen und immer wieder gelesen wurde, so fing sich in ihrem seltsam un-

Digitized by Google

gelenken Körper auch wirklich ein dem Original verwandtes Leben zu regen an. Aber das ist ein seltener Ausnahmefall. Selbst die Vossische Homerübersetzung würde keine breite Wirkung ausgeübt haben, wenn nicht in den Seelen aller Besseren damals ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem griechischen Altertum gelebt hätte. Eine Wirkung ist stärker, wenn man ihr willig entgegenkommt. Die Werke der poetischen Literatur bieten dem Übersetzer außer den eben genannten noch eine Fülle besonderer Schwierigkeiten: selbst der wahre Dichter trägt unbewußt dem Rhythmus Rechnung, wie sich auch sein Empfinden und Denken, schon entstehend, den dichterischen Ausdrucksmitteln seiner Sprache anbequemt. Schließlich sind auch nie zwei hervorragende Menschen von einer so genau zusammenstimmenden Begabung gewesen, daß der eine das Werk des anderen ganz genau hätte wiedergeben können. Eine gute Kopie eines Gemäldes, eine gute Reproduktion eines Skulpturwerkes will schon viel bedeuten; bei der Übertragung poetischer Meisterwerke aber hängt das Gelingen von einer viel größeren Zahl von Faktoren ab. Übersetzungen, die mit Zurückdrängung der eigenen Individualität das Fremde voll und rein zur Geltung brächten und zugleich mit genialer Selbstbetätigung etwas der eigenen Sprache und Natur Entsprechendes schüfen, würden sich nicht mit einem Plätzchen im Vorhofe der Literatur zu begnügen brauchen, sondern wären den bedeutenden Originalwerken dieser Literatur gleich zu achten.

Hat die Arbeit des Übersetzers kaum je etwas durchaus Gelungenes zutage gefördert, so ist sie doch auch kaum je für den Übersetzenden selbst verloren gewesen. Zunächst stählt es die Kraft, wenn man das in ferner Zeit, unter fremdem Himmel Entstandene in seiner Muttersprache auszudrücken sucht. Sodann schafft es eine Vertrautheit mit dem Fremdsprachlichen, die durch bloßes Lesen im Anfang jedenfalls nicht zu gewinnen ist. Wer des Griechischen und Lateinischen sich aber erst bis zu einem gewissen Grade bemächtigt hat, wird in seiner Hingabe an das in dieser Sprache Geschriebene durch das Dazwischenreden der Muttersprache gestört werden. Erst der faßt das Fremdsprachliche rein in seiner Eigentümlichkeit auf, dem beim Lesen alle Übersetzungsgelüste schweigen, der die Muttersprache als Dolmetscherin nicht mehr in Anspruch zu nehmen braucht. Sobald wir erst anfangen zu übersetzen, fälschen wir das Original. Auch jener oft gehörte Satz, daß man übersetzend im Gebrauche der Muttersprache geschickter werde, bedarf der Einschränkung. Nur dem bekommt das Übersetzen, der sich durch den Geist der fremden Sprache nicht unterjochen läßt. Der Muttersprache, die der Urgrund unseres Empfindens und Denkens ist, entfremdet sein und dafür eine unter allen Umständen weniger tief wurzelnde Vertrautheit mit fremder Sprache eingetauscht haben, das würde doch mehr Verlust als Gewinn bedeuten.

Digitized by Google

Aber auch die moderne Sprache selbst ist durch die Bemühungen, aus den alten Sprachen zu übersetzen, gefördert worden. Vor allem hat das die deutsche Sprache an sich erfahren. Sind auch unter den Übersetzungen selbst bei uns nur ganz wenige, die ein literarisches Ansehen gewonnen haben, so ist doch durch das Übersetzen in unsere Literatur ein neuer lebendiger Strom geleitet worden, der sie nicht bloß äußerlich verbreitert, sondern verwandte, noch schlummernde Kräfte in ihr geweckt, ja ihnen zu einer glänzenden Erfüllung verholfen hat. Es ist begreiflich, daß der gelehrte Kenner des Lateinischen und Griechischen dazu neigt, diese Reproduktion des Altertums als unecht zu bespötteln und von den Häuptern unserer Literatur wie von Unwissenden zu reden, die die Glocken eben nur haben läuten hören. Andere beklagen es in unserer Zeit des hochgesteigerten nationalen Bewußtseins, daß die Stimmführer unserer Literatur, statt durchaus dem fruchtbaren Boden ihres Volkstums treu zu bleiben, mit unersättlicher deutscher Nachahmungslust, wiewohl inzwischen erstarkt, sich doch wieder den Alten zugewendet haben. Man findet, daß es den auf diese Weise entstandenen Werken an Kraft fehlt und daß sie weder rein griechischen noch rein deutschen Geistes sind. Die Wahrheit ist, daß jene den Alten nachgeeifert haben, ohne die eigene Natur aufzugeben, daß sie das Wesen des Deutschen erweitert haben, ohne es aufzuheben. Eine treuere Reproduktion des Griechentums würde den eigenen, schon hinlänglich erstarkten Geist wieder erstickt und doch von dem Griechentum nur eine matte Kopie geboten haben. Eine literarisch noch nicht reife Sprache wird durch das Übersetzen aus gebildeten Sprachen gewinnen. Verzichtet der Übersetzer dabei nun ganz auf alles Ringen mit den Eigentümlichkeiten der fremden Sprache, so übt seine Sprache ihre oft geübten Kräfte eben einfach weiter, ohne daß ihre Machtsphäre dadurch ausgebreitet wird. Auf der anderen Seite kann das zu angestrengte und zu lange fortgesetzte Ringen mit der fremden Sprache der eigenen Sprache gefährlich werden. Die Überanstrengung schadet und zerstört die Harmonie des Organismus. Zu lange geduldig das Joch einer fremden Art des Schauens und Denkens tragend, büßt eine Sprache das selbständige Wagen ein und, das ihr nicht recht Zugängliche äußerlich doch übertragend, wird sie manieriert und ähnelt schließlich mehr einer mit allerhand zusammengesuchten Lappen behängten Vogelscheuche als einem passend dem Gedanken anbequemten Kleide. Von der deutschen Sprache aber kann man sagen, daß ihr das Hinüberneigen nach den alten Sprachen heilsam gewesen ist. Die Auswüchse einer pedantischen Übersetzerei, die stets nur wenige Leser gefunden haben, haben ihr nicht geschadet; von den Koryphäen unserer Literatur aber ist ihr, wiewohl diese keine gründliche philologische Kenntnis der alten Sprachen besaßen, doch eine Fülle fruchtbaren Sprachmaterials zugeführt worden. Sie ist

Digitized by Google

allen modernen Sprachen an Fähigkeit, Fremdsprachliches, besonders Altsprachliches, wiederzugeben, voraus. Der Gedanke lag deshalb wirklich nahe, diesen glücklichen Vorzug des Deutschen für die Gestaltung unserer höheren Schulen auszunutzen. Wie, wenn man nur gerade so viel Latein und Griechisch lernen ließe, als ein gebildeter Mensch aus Nützlichkeitsrücksichten braucht, und das große Quantum dadurch gewonnener Zeit auf Dinge verwendete, zu denen der moderne Geist eine engere Verwandtschaft hat und bei deren Behandlung sich ein äußerlich reicherer Ertrag erzielen läßt als bei dem mühevollen Unterricht in den alten Sprachen?

Man wird vielleicht einwenden, daß durch die oben angeführten Bedenken wohl die älteren Übersetzungen getroffen werden, daß aber dem Vortrefflichen gegenüber, was in letzter Zeit bei uns auf diesem Gebiete geleistet worden ist, jeder Einwand schweigen müsse. Unsere Zeit ist vielseitiger als irgend eine frühere. Auch beim Übersetzen hat man es deshalb auf alle möglichen Arten versucht. Vor allem hat man gewisse Vorurteile von früher gründlich abgelegt. Um Lebensvolleres zu bieten, hat man z. B. bei der Übertragung poetischer Werke auf die Kunstform des antiken Originals verzichtet. Was ins Deutsche übersetzt scheinen wolle, meinte man, müsse auch mit den dem Deutschen eigentümlichen Mitteln zum Ausdruck gebracht sein. Sobald man aufhörte, den quantitierenden Sprachen in ihrer Art etwas unter Qualen nachzustammeln und zur Ergänzung der dann entstehenden rhythmischen Eintönigkeit den unserem Ohre vertrauten Reim zuließ, gewann die Übersetzung auch wirklich ein viel natürlicheres Aussehen; ja, im Gegensatz zu früher, wo sie ächzend Klötze am Fuße nachzuschleppen schien, machte sie jetzt durch ihre moderne Glätte und Leichtfüßigkeit auf den, der die Originale kannte, mehr den Eindruck einer ästhetischen Frivolität. Die schwere Keule und Löwenhaut hatte Herkules abgelegt, jetzt präsentierte er sich dem geneigten Leser in modernem Kostüm, oft nicht einmal im festtäglichen Frack, nicht selten in dem bequemen alltäglichen Jackett. Freilich haben es die heutigen Übersetzer leichter als jene früheren: sie haben eine für das Übersetzen gebildete Sprache zur Verfügung, die sich alles für das Deutsche aus dem Griechischen und Lateinischen irgend noch Brauchbare angeeignet hat. Trotz dieses großen Vorteils aber nehmen sie sich, um Wärme und Leben in ihre Übersetzung zu bringen, viel größere Freiheiten, als jene früheren wagten. Sie wollen eben ihre Autoren so sprechen lassen, wie diese, wenn sie deutsch geredet hätten, etwa gesprochen haben würden. Man lächelt heute zu dem früheren Streit über die Gestaltung des Hexameters im Deutschen, ob z. B. Trochäen darin zuzulassen seien. Dieses Versmaß, welches durch unanfechtbare Meisterwerke unserer Literatur der deutschen Sprache für immer gewonnen zu sein schien, wird jetzt nicht einmal zum

Digitized by Google

Übersetzen altklassischer Dichtungen mehr brauchbar gefunden. Die letzte, hochbedeutsame Leistung deutscher Übersetzungskunst ist die vor zwei Jahren erschienene Übersetzung des sechsten Buches der Äneide von E. Norden. Um die wechselnden Stimmungen seines Originals zum Ausdruck zu bringen, hat dieser Übersetzer gewagt, was keiner vor ihm gewagt hat: er hat wechselnde Rhythmen gebraucht statt des fortlaufenden Hexameters seines Originals. Die erzählenden Teile sind in fünffüßigen Iamben wiedergegeben. Für die dem Dramatischen und Lyrischen aber sich zuneigenden Abschnitte verwendet er statt des ruhig fließenden Iambus Trochäen oder freie Anapäste. An pathetischen Stellen gebraucht er außerdem die Alliteration, einmal auch den sogenannten modernen Nibelungenvers mit dem Reim, um das Märchenhafte zum Ausdruck zu bringen. Für Vergil genügte der eine Hexameter mit seinen verschiedenen Cäsuren, mit seiner Abwechslung von Daktylen und Spondeen, um das Verschiedenartigste auszudrücken. Es gibt ja auch kaum einen bedeuteren Dichter, chorda qui semper oberrat eadem. Selbst die Grundformen der seelischen Erregung, die Liebe, der Haß, die Klage, der Schmerz sind allerdings, wenn sie zu einer ganz unerhörten Stärke angeschwollen waren, auch früher durch ein der ungewöhnlichen Empfindungsstärke genau angepaßtes Meturum von dem gleichmäßigen Grundton des übrigen abgehoben worden. Aber in einem epischen Gedichte, welches trotz der wechselnden Cäsuren, trotz der verschiedenartigen Mischungen von Spondeen und Daktylen in gleichmäßigem Tone in der Originaldichtung dahinfließt, war ein solcher Wechsel der Rhythmen bisher unerhört gewesen, und ein so häufiger Wechsel zum Ausdruck der verschiedenen seelischen Erregungen, wie hier, ist selbst im Drama und in der Lyrik noch nie für nötig gefunden worden. Nicht bloß in den Rhythmen, in den Tiefen der Sprache selbst liegen ja unerschöpfliche Mittel, alles, was dem menschlichen Kopfe zu denken, dem menschlichen Herzen zu fühlen zuerteilt ist, zum Ausdruck zu bringen. Auch im Dialoge des Dramas steigen und sinken doch fortwährend Empfindungen der verschiedensten Art. Um durch den Rhythmus einer solchen Mannigfaltigkeit gerecht zu werden, dazu müßten wir unzählige Rhythmengeschlechter haben. Von einem Mittel, welches, hier und da angewendet, selbst bei der Übertragung eines Epos von guter Wirkung sein kann, ist in der Übersetzung, die E. Norden vom sechsten Buche der Äneide gegeben hat, ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht, daß die Einheitlichkeit des epischen Tones darüber ganz geschwunden ist. Jene jähen und häufigen Rhythmenwechsel bereiten zu starke Erschütterungen. Nichtsdestoweniger ist jene Übersetzung ein wahres Bravourstück der Übersetzungskunst. Vergil hat allerdings nicht die Ruhe Homers; aber der Hexameter schien ihm für alles, was er zu sagen hatte, ein ausreichendes Versmaß. Und in den Homerischen Gedichten herrscht doch auch

Digitized by Google

nicht eine durch keine stärkere Erregung je getrübte Gleichmäßigkeit der Empfindung. Aber für das alles reicht der innerhalb des Hexameters selbst mögliche Wechsel aus. Es läßt sich das auf jeder Seite erkennen, auch wenn es nicht durch die aufdringliche Kunst eines raffinierten Vortrags dem Ohre fühlbar gemacht wird. Man denke an den haßsprühenden Fluch, den Polyphem im neunten Buche der Odyssee dem Sohne des Laertes nachschleudert, man denke an den Schmerzensausbruch des Achilleus bei der Kunde vom Tode des Freundes, an die Bitten des Priamos, als er vor Achilleus hingestreckt ihn um die Leiche Hektors anfleht und die Hände küßt, die ihm soviel Söhne erschlagen haben, an die Jammerklagen der troischen Frauen, an die flehenden Bitten Lykaons, an die in den Farben wechselnder Empfindungen spielende Erwiderung Achills. Das alles auszudrücken, hat dasselbe eine Versmaß genügt. Nicht wie Erzählungskunst, sondern wie äußeres Virtuosentum würde es klingen, wenn für den Grimm, für den tiefen Schmerz, für das Jauchzen der Freude oder der Rache, für die Wehmut, für die Verzweiflung, für das prophetische Voraussagen immer ein besonderes Vermaß einträte. Ist Vergil nun auch nicht ein zweiter Homer, wie man früher glaubte, so ist er doch auch nicht, wie viele heute zu meinen scheinen, ein von Grund aus anderer, der in einer üblich gewordenen, aber für eine andere Art nicht mehr passenden Form weiter gedichtet hätte.

Aber auch die modernen Übersetzer sondern sich immer noch deutlich in zwei Klassen. Die einen sind dem antiken Metrum treu geblieben, weil sie es als eine travestierende Modernität ansehen, beim Übersetzen der Alten sich eines der modernen Sprache angemessenen Metrums zu bedienen; die anderen meinen mit Scherer, der übrigens den Hexameter in deutschen Gedichten mit Entschiedenheit verteidigt, daß die unmittelbare Verständlichkeit, die ungezwungene „Einstimmung“ mit dem Geiste unserer Sprache durchaus das Hauptaugenmerk jedes Übersetzers sein müsse, dem er im Notfalle alles andere aufzuopfern habe. Vor allem trug man auch kein Bedenken mehr, ein der modernen Dichtersprache so natürliches Mittel wie den Reim zu verwenden. Der einen wie der anderen Art drohen Gefahren. Die Übersetzer der ersten Klassen gleichen in ihrer treuen Gewissenhaftigkeit oft ganz hervorragend ungeschickten Menschen, die nicht recht sagen können, wie sie es meinen; die der zweiten scheinen oft von tänzelnder Leichtigkeit und lassen deshalb zu wenig durch die Färbung des Ausdrucks fühlen, daß sie da von einer anderen Welt Kunde bringen, die seltsam einfach war, der schillernden modernen Mannigfaltigkeit entbehrte, dafür aber die Hauptkräfte des menschlichen Innern mit ehrlicher Klarheit zum Ausdruck brachte. Zuverlässigere Kunde von den Alten geben die treuen Übersetzer, aber ihre ungeheuerlichen Sprachverrenkungen werden in dem Schüler weder ästhetischen Genuß noch sinnende Vertiefung in jenes weitab

Digitized by Google

Liegende aufkommen lassen. Die gefälligen, vor Modernisierungen nicht zurückschreckenden Übersetzungen aber — und auch gelehrte Philologen haben es in unserer Zeit nicht für einen Raub erachtet, in dieser Weise zu übersetzen — werden natürlich mit geringerem Widerstreben hingenommen werden; aber es sind merkwürdigerweise die der alten Sprachen Mächtigen, die diesen Versuchen, das ihnen Wohlbekannte ins Moderne umzusetzen, ein lebhaftes Interesse zuwenden. Die anderen mögen es nicht, falls sie nicht zur enthusiastischen Bewunderung gepreßt worden sind. Sie finden, daß derartiges weder Fisch noch Fleisch ist. Es klingt ihnen diese Rede, trotz aller Bemühungen, natürlich und modern zu reden, seltsam und affektiert. Sie mögen von solcher Mummerei nichts wissen. Es ist ihnen beim Lesen, als sei das Bauchrednerei oder als habe sich da einer verkleidet und wolle anderen einreden, er sei das, was er scheinen wolle, während doch jeder nicht ganz Blinde und Taube merken müsse, daß unter dem übergeworfenen Gewande etwas ganz anderes verborgen liege.

Es ist begreiflich, daß Prosaiker leichter zu übersetzen sind als Dichter und daß unter den Dichtern die am schwersten zu übersetzenden die lyrischen sind. Daß aber auch die Prosaiker einer fernen, von der unsrigen sehr verschiedenen Zeit schwer zu wirklichem Leben zu erwecken sind, beweist vor allem Plato, der sich doch einfach und natürlich ausdrückt und gleichwohl in einer Übersetzung seine Urbanität, seine von aller Geziertheit stets freie geistreiche Leichtigkeit einbüßt. Wie nimmt sich selbst Aristoteles, bei dem doch alles auf den Gedanken, nichts auf die Form anzukommen scheint, sogar in der Übersetzung eines so hervorragend zugleich gelehrten und geistvollen Übersetzers aus, wie J. Bernays ist! Die Redner nun vollends, Demosthenes an der Spitze, klingen in einer für das Rhetorische wenig geschickten Sprache, wie die unsrige, wunderlich verschroben und geziert. Höchstens der simplex et inaffectatus color des Meisters im *ἰσχνὸν γένος*, des Lysias, würde sich deutlich in einer wirklich ansprechenden Weise wiedergeben lassen. Homer selbst scheint deshalb leicht zu übersetzen, weil wir uns an die Volltönigkeit, mit welcher er auch von dem Geringfügigen redet, und an die Fülle seiner Epitheta gewöhnt haben. Am meisten von allen älteren Schriftstellern neigt sich Herodot dem Deutschen gerade zu, und ihm verwandt sind einige Platonische Mythen, die, im Tone der deutschen Märchen erzählt, nicht allzuviel von ihrer poetischen Anmut einbüßen würden. Die Römer ferner bieten dem Übersetzer bei uns schier unüberwindliche Schwierigkeiten, selbst die Prosaschriftsteller der klassischen Periode. Der Abstand, der ihre starke und kunstvoll gestaltete Sprache von der unsrigen trennt, ist ein zu großer. Am leichtesten zu bewältigen sind die Schriftsteller des silbernen Zeitalters, deren Prosa dichterisch gefärbt

Digitized by Google

ist, die in kleinen Sätzen reden und eine der unsrigen verwandte Bildlichkeit verwenden.

Daß durch die wachsende Geschicklichkeit der Übersetzer in Zukunft etwas geleistet werden wird, was nicht bloß den Gelehrten interessiert, sondern als ein Ersatz des griechischen oder römischen Originals gelten kann und mit urkräftigem Behagen auch die widerstrebenden modernen Laienseelen zwingt, ist nicht anzunehmen. Das Übersetzen aus einer Sprache in eine wesentlich davon verschiedene ist eben eine Aufgabe, die keiner reinen Lösung fähig ist. Es wird stets ein Rest bleiben, und neben dem Zuwenig wird immer ein Zuviel sich einstellen. Dies ist nun der Hauptgrund, weshalb der Gedanke, mit dem Altertum durch Übersetzungen bekannt zu machen, abgelehnt werden muß. Als Hauptnahrung für die Jugend brauchen wir eine reine Kost. Wie kann man sie mit etwas so unnatürlich Gemachtem, dem soviel Schiefes und Verlegenes beigemischt ist, wie selbst den besten Übersetzungen, groß nähren wollen! Höchstens als Zugabe in einem vorgerückten Stadium kann derartiges mit Vorsicht verwendet werden. Und selbst wenn der verstandesmäßig zu erfassende Gedanke des alten Autors in einem tadellosen Deutsch wiedergegeben wäre, würde eine solche Übersetzung doch die geheime Wirkungskraft des Originals nicht gewinnen können. Diese ist eben von der sprachlichen Originaleinkleidung nicht zu trennen. Im Banne der fremden Sprache gelangt man früher oder später dahin, jedem Worte mit sicherem Instinkte seinen genau entsprechenden Inhalt zu geben; mit dem deutschen Worte aber, auch wenn es einer Übersetzung des Fremdsprachlichen entstammt, stellen sich zugleich modifizierende Bestandteile ein, von denen sich in dem entsprechenden lateinischen und griechischen nichts findet. Daher das eigentümlich Verwirrende und unangenehm Berührende selbst gefälliger Übersetzungen. Sodann sind die Wortverbindungen in allen Sprachen voll charakteristischer Eigentümlichkeiten, die, im Original genossen, erfrischen und anregen, aber auf dem Boden einer anderen Sprache, wenn auch geschickt übertragen, schnell ihren natürlichen Wohlgeschmack einbüßen und widerlich werden. Eine Übersetzung, die nicht den Mut und die Kraft hat, sich zur freien Reproduktion zu erheben, wird stets etwas Zwitterhaftes und Bastardartiges haben. Ist sie ja doch ein Kompromiß zwischen den Rechten und Eigentümlichkeiten zweier Sprachen. Sodann wird vom Übersetzer verlangt, daß er selbständig sei und aus eigener Kraft auch nachahmend etwas zu gestalten wisse. Die bloße willige Hingabe an das Original kann nichts zustande bringen, was selbst auch Leben atmet. Weiß er aber anderseits seinen Selbständigkeitsdrang nicht zu zügeln, nicht entsagungsvoll das Eigenste gelegentlich, was sich in ihm regt, zu unterdrücken, so kann er kein treuer Dolmetscher fremden Geistes werden. Wirklich große Dichter und Schriftsteller sind deshalb auch kaum je die richtigen

Digitized by Google

Übersetzer gewesen. Und doch muß der Übersetzer seinem Original kongenial sein. Alle Kongenialität ist aber nur teilweise Kongenialität. Eine lebensvolle und durchaus treue Reproduktion eines bedeutenden Literaturwerkes ist also eine Unmöglichkeit. Kleine Abweichungen werden unzählige darin sein, und von dem Gesamtgeiste des Originals wird die Übersetzung entweder eine matte Wiederholung oder, wenn sich in dem geistesverwandten Übersetzer zugleich ureigene Kraft regte, eine merklich nuancierte und deshalb nicht zuverlässige Wiederholung bieten. Eine Übersetzung kann demnach wohl durch das Interesse für den Übersetzer, an dessen Arbeiten man Anteil nimmt, oder auch durch das Interesse für den übersetzten Dichter, den man kennt und den man sich freut auch mal in fremdem Gewande vor sich zu sehen, selbst auch für uns interessant und genußreich werden; aber eine zuverlässige Stellvertreterin des Originals kann sie nie sein. Liest man eine von den Übersetzungen, die auf literarischen Wert Anspruch erheben, so weiß man in der Tat nie recht, wer da eigentlich redet. Dieser unklare Charakter ist der Übersetzung eigentümlich, und in dem Maße, als sie ihn abzustreifen sucht, hört sie auf, Übersetzung zu sein, ohne doch unglücklicherweise etwas recht Selbständiges zu werden. Jedenfalls sind die Schriftsteller der Alten, welche für die höhere Jugendbildung in Betracht kommen, durch Übersetzungen, die die Treue und kraftvolle Selbständigkeit in einem tadellosen Bunde zeigten, bisher noch nicht zugänglich gemacht werden. Freilich hat das Genie oft bewiesen, daß das für unmöglich Gehaltene doch möglich war. Aber ein Genie darf der Übersetzer eben nicht sein. Sonst setzt er etwas mit eigenem Leben Gefülltes an die Stelle des von fremdem Geiste Beseelten. Unter den deutschen Übersetzungen aus alten Schriftstellern und Dichtern sind sehr viele, die den Wert eines abgekürzten Kommentars haben, einige, die zugleich frische Originalität besitzen und den Eindruck des con amore und in günstiger Stunde Ausgearbeiteten machen. Wo aber solche finden, die treu und doch ohne Pedanterie, die zugleich aus dem eigenen Innern des Übersetzers heraus und doch ohne alle Vergewaltigung des Übersetzten ein bedeutendes Literaturwerk wiedergäben? Ja, wäre noch Hoffnung, daß unter den vielen, die sich aufs Übersetzen legen, von Zeit zu Zeit einer sich finden werde, dem jene Vereinigung des schwer zu Vereinigenden gelänge! Allein bei all seiner Geschicklichkeit trägt der Übersetzer doch die Fesseln der Sprache, in die er übersetzt, und gelänge es ihm selbst, dieser Sprache stets genau den entsprechenden Ausdruck abzugewinnen, so könnte er doch dem durch Überanstrengung der sprachlichen Kräfte zustande Gebrachten nicht das Natürliche und Wohltemperierte des originalen Ausdrucks geben.

So sind wir denn bei dem Punkte angekommen, von dem aus gesehen es klar wird, daß die höhere Schule das, was für

Digitized by Google

ihren Bildungszweck das Wichtigste an der alten Kultur und Literatur ist, aus Übersetzungen nicht gewinnen lassen kann. Natürlich braucht sie sich deshalb nicht zu versagen, von besonders glücklichen Verdeutschungen alter Autoren gelegentlich Proben zu geben. Ich denke dabei besonders an die vorhin erwähnte Vergilübersetzung E. Nordens, an Wilamowitz' Übersetzungen griechischer Tragiker, an C. Bardts an überraschenden Feinheiten und Natürlichkeiten so reiche Übertragung Horazischer Sermonen und römischer Komiker. Aber das können nur Zugaben sein. Man wende auch nicht ein, daß wir zur Ergänzung des nur wenigen, was wir mit unseren Schülern lesen können, die Hilfe von Übersetzungen nötig haben. Bei einigem Nachdenken schon wird es sonnenklar, daß es gar nicht die Aufgabe des Gymnasiums ist, den Schüler sich aus den Schriften der Alten ein Gesamtbild der alten Kultur und Literatur zusammensetzen zu lassen. Über welche Weiten müßte man sich, Griechisches und Lateinisches lesend, mit seinen Schülern ausdehnen, wenn dies das Ziel wäre! Aber diese weitauseinander gehenden Strahlen finden sich in einem Mittelpunkte vereinigt. Wer in dieser Mitte bleibt oder wenig sich davon entfernt, vorsichtig aus den immerhin reichen Schätzen der trümmerhaften alten Literaturen nur solches auswählend, was von Entfaltungsdrang förmlich strotzende Keime in sich birgt, der kann hoffen, in dem Bruchteil alter Literatur, den er mit seinen Schülern liest, ihnen zugleich doch das Ganze zu bieten. Diese Hoffnung kann sich aber nur erfüllen, wenn dieses wenige in der Originalform geboten wird. Um aber das in der fremden Sprache an Empfindungen und Gedanken zum Ausdruck Gebrachte kräftig nachzuempfinden und nachzudenken, muß man sich selbst auch dieser Sprache als eines Ausdrucksmittels mit einiger Leichtigkeit zu bedienen gelernt haben. In diesem Sinne tragen die Übungen im Gebrauche der fremden Sprache dazu bei, die Lektüre der Originalschriftsteller fruchtbar zu machen. Gründlich also, mit ausreichender Sprachkenntnis ausgerüstet, wenn auch nur weniges in griechischer und lateinischer Sprache lesend, gewinnt man mehr, als wenn man, Übersetzungen lesend, die ganzen Weiten der griechischen und römischen Literatur durchstürmt. Das Stoffliche aus der alten Geschichte und Kultur kann ja auch aus geschickten Darstellungen in einer freien, durch keine Rücksicht auf eine fremde Vorlage gebundenen Sprache viel besser gelernt werden als aus Übersetzungen. Von den Alten Empfundenes, Geschautes, Gedachtes aber in ihrer Sprache auf uns wirken lassend, gelangen wir dicht an das Zentrum ihres Wesens, an das, was die eigentümliche Seele dieser entschwundenen und für uns an Aufforderungen zum Besinnen so reichen Zeit ausmacht. Wenn wir unsere Schüler, so lange Jahre hindurch, täglich echtes Griechisches und Lateinisches, wenn auch nur sehr bescheidenen Umfanges, in angestrengter Arbeit sich assimilieren

Digitized by Google

lassen, so wird diese geistige Diät für das, was die weit fortgeschrittene Menschheit in ihrem Wesen Verzerrtes hat, ein heilsames Gegengewicht sein. Erst die Sprache einer Zeit lernend und übend, faßt man wirklich Fuß in jener Zeit. Gerade das Beste und Eigenste eines Volkes läßt sich aus Übersetzungen nicht gewinnen, man müßte denn zu jenen wenigen gehören, die, mit hervorragendem Divinationsvermögen ausgestattet, trotz aller fremdartigen Beimischungen aus allem, was sich ihnen darbietet, das Wesentliche und Charakteristische gleich sicher herauszufinden vermögen. Es heißt das Problem in zu einfacher Weise lösen, wenn man sagt: „Begnügen wir uns doch für unsere höheren Schulen an dem Kern des Altertums. Das ist ja doch die Hauptsache. Lassen wir die schwer zu verdauende Schale den wenigen, die diese Dinge gerade aus allernächster Nähe betrachten wollen und daraus das Studium ihres Lebens gemacht haben". Die Sprache ist eben nicht bloß ein dem Gedanken übergeworfenes Gewand, sondern stellt selbst die feinsten seelischen Kräfte eines Volkes, einer Zeit dar. In den alten Sprachen Geschriebenes lesend und sich zugleich im Gebrauche dieser Sprachen so weit übend, als für ein sicheres Erfassen des in diesen Sprachen Geschriebenen nötig ist, gewinnt man nicht bloß Kenntnisse, sondern zwingt sich in den Bann einer Denkweise, die ein passendes Gegengewicht und zugleich eine Ergänzung der modernen Auffassungsweise ist. Nur wenn man es aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird das ungeheure Opfer an Zeit, welches von unseren höheren Schulen den alten Sprachen dargebracht wird, überhaupt verständlich. Handelte es sich bloß darum, ihre Kriege, ihre staatlichen Einrichtungen, die Ausgestaltung ihres privaten Lebens, die Entwicklung ihrer Kunst, ja selbst die Lehren ihrer Philosophen und die Tendenzen ihrer Literatur kennen zu lernen, welche Fülle der Belehrung ließe sich da in zwei wöchentlichen, durch alle Klassen fortgeführten Stunden spenden! Freilich selbst in diesem Falle würde man sich von Übersetzungen keinen sonderlichen Gewinn versprechen dürfen: ein mit sprachlicher Kunst in moderner Sprache ausgearbeiteter Bericht über alte Literaturwerke läßt viel, jedenfalls mehr von dem Geiste jener Werke einfangen als eine Übersetzung, wie sie immer war und immer sein wird. In diesem kann die moderne Sprache eben frei und voll ihr eigenstes Wesen walten lassen, während sie selbst in den besten Übersetzungen wie gelähmt und ihrer besten Kraft beraubt erscheint. Wie kann man auch von einem, der an Händen und Füßen gefesselt einhergeht, einen freien, elastischen Gang erwarten? Man sollte meinen, denen wenigstens müßte eine Übersetzung in durchaus befriedigender Weise gelingen, die, selbst ausreichend mit dem Griechischen vertraut und in den schwierigeren Fällen von einem philologischen Berater unterstützt, eine durch freies literarisches Schaffen schon vorher erworbene Herrschaft über die Muttersprache dabei walten

lassen können. Ein solcher war z. B. Emanuel Geibel. Und nun lese man seine unter dem Titel „Klassisches Liederbuch" veröffentlichten Übertragungen griechischer und römischer Dichtungen. Wie matt und unbezeichnend klingt das alles! Und doch gehört Geibel zu denen, welche auf dem Instrumente der deutschen Sprache mit virtuoser Geschicklichkeit zu spielen wußten. Was werden da erst die gewöhnlichen gelehrten Übersetzer zustande bringen, deren Sprache sich nur selten über den engen Kreis ihres fachwissenschaftlichen Gebietes hinausgewagt hatte und denen es bei ihrem Schreiben für gewöhnlich nur auf eine verständliche und methodische Erörterung angekommen war? Wie kann man durch eine solche geistige Kost den Geist der Jugend kräftig zu nähren hoffen? Von dem Geiste der Alten lebt so vieles in den modernen Literaturen fort. Für die große Mehrzahl mag es deshalb genügen, aus dieser Quelle zu schöpfen, um ihr Empfinden und Denken aus der einschnürenden Enge der Gegenwart zu befreien. Dazu würden sich direkte Belehrungen über die historische und kulturhistorische Bedeutung des Altertums gesellen müssen. Die aber, welche zum Zwecke ihrer eigenen menschlichen Bildung oder, um einst als Schriftsteller oder als Lehrer in des Wortes weitester Bedeutung oder auch in einer höheren praktischen Tätigkeit der im Zeitlichen befangenen Mehrheit Führer zu sein, in den Jahren ihrer Entwicklung in einer gut gewählten Periode der Vergangenheit Fuß fassen sollen, nicht um sich darin zu vergraben, sondern um in dem Gegenwärtigen das Vergängliche vom Dauernden unterscheiden zu können, diese, behaupte ich, können sich den Umweg durch das Erlernen der alten Sprachen nicht ersparen. Darum sollen wir es auch mit der sprachlichen Seite des griechischen und lateinischen Unterrichts ernst nehmen. Paradeleistungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und Griechische seien nicht unser Ziel. Aber die alten Sprachen müssen auch für den Schüler in gewissem Sinne zu lebenden werden. Eines von den Mitteln, um dahin zu gelangen, ist aber dieses, innerhalb bescheidener Grenzen sich fleißig in ihrem schriftlichen, womöglich auch in ihrem mündlichen Gebrauche zu üben. Wird man dadurch doch geschickter zum Verstehen des in dieser Sprache Gesagten, mit so vielen Unvollkommenheiten auch solche Schülerübungen behaftet sein mögen. Der Einwand liegt nahe, daß es doch der gerade Weg ist, wenn man das in fremder, schwer zu erlernender Sprache Gesagte dem Schüler in dem Gewande seiner Muttersprache darbietet. Der gerade Weg ist es allerdings, aber — fremant omnes licet mathematici — es ist ein Vorurteil, daß die gerade Linie immer der kürzeste Weg zwischen zwei gegebenen Punkten sei.

Gr.-Lichterfelde bei Berlin. O. Weiſsenfels.

Digitized by Google

Grundgedanken über Reform des Religionsunterrichts auf dem Gymnasium.

Vortrag, gehalten in der Pädagogischen Sektion der Philologen-Versammlung in Hamburg 1905.

Über die Wichtigkeit eines wirksamen Religionsunterrichts gerade auf dieser Stufe besteht gewiß Übereinstimmung unter allen Urteilsfähigen. Ist doch gerade der Religionsunterricht auf dem Obergymnasium entscheidend für die günstigen oder ungünstigen Vorurteile betreffend Religion, womit die zu führenden Stellungen im Volksleben Berufenen in ihre Studienzeit und weiterhin in ihre Berufszeit eintreten. Daß aber die ungünstigen Vorurteile überwiegen und damit der Mißerfolg jenes Unterrichts, dürfte kaum bestritten werden. Mag auch in den letzten Jahrzehnten das Fragen nach der Religion unter unseren Gebildeten gewachsen sein, im großen und ganzen besteht, wofür auch die mangelhafte Beteiligung unserer gebildeten Familien an dem theologischen Nachwuchs deutlich spricht, die alte Spannung fort zwischen Bildung und Glauben. Wenn freilich hier schlechthin von einer zu fordernden Reform geredet wird, so bitte ich das nicht so zu verstehen, als ob nicht hin und her in deutschen Landen ein vorzüglicher Unterricht erteilt würde; vielmehr ist es meine Überzeugung, daß seit der Einführung der Oberlehrer in Religion, seit ihrer Betrauung mit dem Unterricht in Deutsch, Geschichte, philosophischer Propädeutik neben der Religion, seit den sehr eindringenden Verhandlungen der Religionslehrer an höheren Schulen und seit dem Bestehen der Zeitschrift für den ev. Religionsunterricht ganz erhebliche Fortschritte gemacht und durch vermehrtes Interesse unserer Gebildeten an den religiösen Fragen belohnt sind. Auch stehen neben reformbedürftigen Lehrplänen, wozu ich obenan den preußischen zähle, recht wertvolle wie der hessische, und für den preußischen gilt die erfreuliche Erklärung des maßgebenden Dezernenten, daß „die Bestimmungen der Lehrpläne nicht als ein unverbrüchliches, über alle Verbesserung erhabenes, die freie Bewegung des Lehrers ausschließendes Gesetz“ anzusehen seien. Wie viel aber auch im Rahmen der reformbedürftigen Lehrpläne zu leisten ist, zeigen die Handbücher von Heidrich, Köster u. a. Wenn nun auch vieles bereits da und dort geleistet ist, was im folgenden gefordert wird — auch meine „Neuen Bahnen“ beanspruchen nicht, für alle neu zu sein —, so bleibt es doch gegenüber den offiziellen Lehrplänen und durchschnittlichen Leistungen eine Reform. Zu meiner großen Freude kann ich mich aber wesentlich mit den Anschauungen einverstanden erklären, die Hans Vollmer soeben über Evangelischen Religionsunterricht in Teubners Handbuch für Lehrer höherer Schulen ver-

Digitized by Google

öffentlicht [1]). Auch darin bin ich mit ihm einverstanden, daß er das Obergymnasium mit Obersekunda anfangen läßt. Das entspricht dem tiefen Einschnitt, den die Einjährig-Freiwilligen-Reife und der Abschluß der Konfirmandenzeit machen.

Die Lehrpläne für den Unterricht müssen sich richten nach dem Ziel, das man ihm gibt. Da muß ich nun entschieden die so vornehm und christlich klingende Formulierung der geltenden preußischen Lehrpläne ablehnen: „die Schüler durch Erziehung in Gottes Wort zu charaktervollen christlichen Persönlichkeiten heranzubilden, die sich befähigt erweisen, dereinst durch Bekenntnis und Wandel und namentlich auch durch Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben einen ihrer Lebensstellung entsprechenden heilsamen Einfluß innerhalb unseres Volkslebens auszuüben". Dieses Ziel ist teils an sich, teils gerade auf dieser Stufe unerreichbar. „Erziehung in Gottes Wort", „charaktervolle christliche Persönlichkeiten", „Bekenntnis und Wandel" — das sind so intime, innerliche Werte, die man kaum an unser schwaches Lehren anknüpfen kann; der dritte Artikel nach Luthers Erklärung behält sie dem unberechenbaren Wirken des Geistes Gottes vor, der wahrlich noch andere Mittel hat als unser schulmäßiges Unterrichten. Es wird vielen unter Ihnen wie mir gehen, daß sie aufs äußerste mißtrauisch sind gegen so hohe, so überhöhte Worte: mag dann und wann den nächsterstrebten bescheidenen Erfolgen sich die Wirkung auf die Tiefen des inneren Lebens anschließen, wir wollen uns nicht an so hohen Zielen berauschen. Jedenfalls darf der Religionslehrer auf dem Obergymnasium von solchen höchsten Hoffnungen und Erwartungen seine Schüler nichts merken lassen; die lehnen alle absichtliche Anfassung des inwendigen Menschen schnöde ab. Aussichtslos ist alle seelsorgerlich-erbauliche Tendenz. Überhaupt aber ist alle unmittelbare Erweckung subjektiver Frömmigkeit, geschweige alles Hinarbeiten auf Bekenntnis und Wandel, auch die Herbart-Zillersche Zielsetzung eines erziehlichen, Gesinnung bildenden Unterrichts für diese Stufe abzulehnen, wenigstens als direktes Ziel. Und wenn jene Zielsetzung der preußischen Lehrpläne nicht als direktes, nächstes Ziel, nur als letzte, den Charakter des Unterrichts still beeinflussende Absicht gedacht ist, so fehlt zu unserem Bedauern die Angabe des näheren, des wirklich erreichbaren Zieles. Wir wollen uns nicht weiter hineintäuschen in so hochtönende Zielbestimmungen, deren Nichterreichbarkeit für den Normalfall heute ebenso sicher ist wie zu aller Zeit, sondern auf den festen Boden des bekannten Schulbetriebes treten. Gegenüber den „überstiegenen Zielforderungen" hält sich Vollmer nach Peters Wunsch an „das Nächstliegende, Wirkliche, Erreichbare". Ich kann mich ihm nur vorbehaltslos

[1]) Nunmehr hat auch mein verehrter Kollege P. Wendland sich wesentlich zustimmig erklärt. Vgl. seine Schlußrede auf der Philologenversammlung nebst seinem Zukunftsprogramm S. 18. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

anschließen, wenn er erklärt, „daß der Religionsunterricht kein Fremdkörper in dem Organismus der höheren Schulen sein darf, daß er sich dem sonst hier herrschenden wissenschaftlichen Betrieb organisch anzugliedern hat, Gemütspflege und Willensbestimmung aber sich nur insoweit zur Aufgabe machen kann, als diese bei einer lebendigen, doch objektiven Darbietung des Inhalts und der Geschichte der christlichen Religion bzw. ihrer Urkunden sich von selbst ergeben; eine Vorzugsstellung in dieser Hinsicht vor andern Fächern ist dem Religionsunterricht nur insofern zuzugestehen, als seine Stoffe bei geeigneter Behandlung besonders fruchtbar an solchen Wirkungen sein können. In den Lehrplan gehört Religion nur, soweit sie überhaupt lehrbar ist, d. h. soweit sie Kenntnisse voraussetzt oder sich mit Kenntnissen auseinander zu setzen hat“.

Sein Daseinsrecht auf dem Obergymnasium hat der Religionsunterricht eben nur darin, daß zur Bildung der führenden Kreise eine volle Kenntnis und vorurteilslose Würdigung der Religion als geschichtlicher Macht und als Charakter und Persönlichkeit bildenden wichtigsten Ferments des Ideenlebens gehört. Über diese Sachkenntnis hinaus, ohne die man allerdings kaum gebildet genannt werden dürfte, kann nur noch die Bildung von Interesse für und Urteil über die objektive Religion oder die Heranbildung von solchen erstrebt werden, die „in den religiösen und sittlichen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart eine persönlich interessierte Stellung zu finden wissen“[1]). Doch möchte ich das nicht einmal so weit verstanden wissen, daß also Gebildete „gewöhnt sind, die an sie herantretenden Erscheinungen auf ihr Verhältnis zum Christentum zu beurteilen“[2]). Das würde leicht zu enge Maßstäbe angewöhnen. Vor allem aber möchte ich noch einmal warnen: seien wir äußerst zurückhaltend mit allen direkt christlichen Anreizen! Wie oft haben wir schon die verhängnisvollen Gegenschläge gegen solche christliche Abstempelung erlebt! Dagegen möchte ich unbedingt eine Zielbestimmung der hessischen Lehrpläne anerkannt sehen: daß die Abiturienten „auch die von dem Christentum bzw. der Reformation ausgegangenen allgemeinen religiös-sittlichen, wissenschaftlichen, ästhetischen und staatlichen Erscheinungen im Leben der Gegenwart“ und endlich die wichtigsten Bestreitungen und Verteidigungen des Christentums als Kulturmacht kennen und beherrschen. Denn das ist ein erreichbares subjektives Ziel des Unterrichts, das der alte, durch Vollmer[3]) mit Recht herangezogene Niemeyer also formuliert: „Durch wissenschaftliche, offene Behandlung der religiösen Fragen und Schwierigkeiten die Jünglinge davor zu bewahren, künftig von jedem auf-

[1]) Vgl. Meine „Neuen Bahnen“ S. 89. 90.

[2]) „Neue Bahnen?“ von Oberlehrer Rothstein, Zeitschr. f. ev. Religionsunterricht XVI S. 99.

[3]) a. a. O. S. 86 f.

Digitized by Google

steigenden Zweifel beunruhigt und durch jeden Einwurf irre gemacht zu werden". Ist dieses Ziel aber erreicht, also die Grundlage einer populären Apologetik gelegt, dann ist auch, eben durch die Beschäftigung mit lauter Objektivem, eine gewisse persönliche Kraft-, vor allem Urteilsbildung im Sinne Pestalozzis erreicht.

Dieser Zielsetzung muß nun der Charakter des Unterrichts entsprechen. Er soll durchaus nicht praktisch-erbaulich, durchaus nicht, wie selbst Wiese meinte, persönlicher, gefühliger, zeugnisartiger, kurz gar nicht anders geartet sein als der übrige Unterricht, der übrigens selbst, zumal der dem Religionsunterricht nächst verwandte Deutsch- und Geschichtsunterricht, nicht kalt und nüchtern, sondern, von dem großen Gegenstand ergriffen, warm und an den Höhepunkten begeisternd sein soll. Nein, je strenger wissenschaftlich, voraussetzungs- und vorurteilslos der Religionsunterricht geartet ist, desto überzeugender, nachhaltiger wird er sein. Natürlich darf er darum doch nicht gelehrt, auf die Heranbildung selbst forschender Theologen gerichtet, das Kleine wie das Große mit gleicher Gründlichkeit behandelnd, er muß vielmehr großzügig, perspektivisch auf die Gegenwart, zu deren Verständnis ja die Vergangenheit allein herangezogen wird, gerichtet sein. Darin soll der Geschichtsunterricht um Persönlichkeiten, um führende Geister und ihre Epochen gruppiert sein, so im Dienste der Carlyleschen Heldenverehrung stehend, die ja an sich schon den trockenen, objektiv-gelehrten Ton durchbricht.

Aber wenn dadurch auf den begeisternden, auf das Pathos der gesunden Jugend bauenden Treitschkeschen historischen Stil gewiesen ist, so muß doch dem Subjektivismus desselben ein starkes Gegengewicht geboten werden durch die objektive Gerechtigkeit gegen alle, auch die unsympathischen Erscheinungen, deren relative Größe und Bedeutung ebenso hervorgehoben werden muß wie an den Helden und Vorläufern der eigenen Ideale ihre Schranke und ihr Schatten. Es kann gar nicht genug angesichts der traditionellen Schönfärberei bei der Behandlung von Paulus, Augustin, Luther, Francke, Wichern und ihrer Verdienste um die Ideale der Persönlichkeit, der Toleranz, der christlichen Bildung, der Humanität, auf die trefflichen Worte Sattigs[1]) verwiesen werden: „Ich habe oft den Eindruck, als ob gerade in der religiösen Unterweisung am meisten gegen die Pflicht der unbedingten Wahrhaftigkeit gesündigt würde, als ob oft hier gerade die freie Persönlichkeit unter ein knechtisches Joch gebeugt werden sollte. Wie viel Anbequemung — ich habe so wenigstens den Eindruck — wird hier getrieben, wie viel Spiel mit schillernden Worten, erbaulichen Wendungen, wie viel unzeitige Schonung der Schwachen statt Erziehung zur Stärke!" Die objektive Wahrheit über alles! auch

[1]) Jahresbericht des Städtischen Realgymnasiums zu Goldberg in Schlesien 1905. Gesichtspunkte für die Behandlung apologetischer Fragen im evangelischen Religionsunterricht S. 5.

Digitized by Google

über fromme und patriotische Velleitäten! Wie viel Vertrauen zur Wahrheit der Kirche und Theologie geht verloren durch sich accommodierendes oder — gedankenloses Weiterpredigen pietätvoller Vorurteile! Ja, es ist ausgerechnet so, wie Sattig behauptet: „Um einem Schwachen das Skandalon zu ersparen, stößt man zehn andere — Tüchtige — ab“. „Wiegt“, fragt einmal Schiele, „der Schaden, den schon die leiseste Unwahrhaftigkeit schlägt, nicht viel schwerer als selbst das größte Ärgernis, das je ein Aufrichtiger gegeben hat?“ Ich muß sagen: wenn Religiosität und Positivität nur auf Kosten des lautersten Wahrheits- und Wirklichkeitssinns, durch Verschleierung der historischen Kritik zu erhalten ist, dann muß resolut auf sie verzichtet werden. Jedenfalls ist Objektivität das höchste Ziel alles höheren Unterrichts.

Die Objektivität aber fordert nun den wesentlich geschichtlichen, besonders auch historisch-kritischen Charakter des Unterrichts. Gegenüber dem Absolutismus, den die kirchlichen Kreise neuestens fordern und der an dem systematisch dargestellten traditionellen Christentum des Römerbriefes und der Augustana alle religions- und sittengeschichtlichen Erscheinungen mißt, muß eine unbedingte Hineinstellung auch des Urchristentums und der Reformation in den Strom der Entwickelung, in die Selbstkritik der komparativen Religionsgeschichte erstrebt werden. Auch muß alles vermieden werden, was nach der Beurteilung der heidnischen, zumal griechischen Tugenden als glänzender Laster schmeckt. Nichts reizt die jungen Leute so sehr zu erbittertem Widerspruch als die geflissentliche Herabsetzung aller anderen idealen Erscheinungen zugunsten des Christentums, aller anderen Helden — man denke an Sokrates! — zugunsten des Erlösers. Das Vertrauen zu der Objektivität des Unterrichts erfordert auch den durch Rinn und Jüngst u. a. so erleichterten Rückgang auf die kirchengeschichtlichen Quellen, deren eigene Lektüre zugleich der Selbsttätigkeit aufhilft. Gewarnt muß dagegen werden vor dem Charakter, den die preußischen Lehrpläne von 1901 dem Unterricht aufzwingen möchten, wenn sie als Lehraufgabe bezeichnen „Glaubens- und Sittenlehre im Anschluß an neutestamentliche Schriften und in Verbindung mit Erklärung der Confessio Augustana“, gar noch, wie die „methodischen Bemerkungen“ diesen Charakter urgieren: „Auf die lebendige Annahme und wirkliche Aneignung der Heilstatsachen und der Christenpflichten ist der Hauptnachdruck im Religionsunterricht zu legen“. Nein, es soll überhaupt in dem zu wissenschaftlicher Selbstprüfung auf allen Gebieten erziehenden Obergymnasium die Religion und Sittlichkeit nicht als kirchliches, festes Gesetz und Statut, sondern als eine frei waltende, sich entwickelnde Lebensmacht auftreten. Aller Geschmack einer „Lehre“, auch einer Glaubens- und Sittenlehre muß vermieden werden; der Durchstrom der Zeitgedanken durch die geschichtlichen Doku-

Digitized by Google

mente der Religion und religiösen Sittlichkeit muß absolut offen sein. Dadurch allein wird die späterhin den Glauben sichernde Ablösung der vergänglichen Zeithüllen von dem bleibenden Kern anerzogen. Und gegenüber der auch von Heidrich noch geübten schwächlichen Schonung der Söhne aus konservativen Häusern oder der Rücksicht auf die geistliche Schulaufsicht muß vielmehr der rein objektive, zur Stärke erziehende Charakter des Unterrichts gewahrt werden.

Am liebsten möchte ich im Prinzip die Aufsicht der Kirche über diesen Unterricht, die freilich bisher wenig drückend war, ganz aufgehoben sehen. Die Frage nach der Aufrechterhaltung eines mündlichen oder gar schriftlichen Abiturientenexamens in Religion oder doch einer Zensur darin im Abgangszeugnis kann aber nicht aus diesen allgemeinen, muß auch aus schultechnischen Erwägungen behandelt werden. Dagegen muß mit aller Energie protestiert werden gegen die Velleitäten der sogenannten „landeskirchlichen Versammlung“[1], die in diesem Mai in Berlin tagte und in deren Verfolg kürzlich von einem Pastor Rothweiler verlangt wurde, daß die Generalsuperintendenten durch häufigere Revision den Lehrern der höheren Schulen es einschärften, daß keine Lehre vorgetragen werde, die mit den Bekenntnissen der Kirche in Widerspruch steht, daß den Königlichen Konsistorien das Recht der Begutachtung bei der Anstellung sämtlicher Religionslehrer zustehe, daß seitens derselben mit den Schülern Bibelkränzchen und andere von der Kirche zu treffende Einrichtungen gehalten werden sollen. Ich halte es für meine Pflicht, Sie aufzufordern, diesen immer wachsenden Bestrebungen entschlossen entgegenzutreten, welche dem Religionsunterricht einen allen Kredit bei der tüchtigen Jugend lähmenden kirchlichen Stempel aufprägen und ihn ganz aus dem Rahmen eines wissenschaftlichen Faches und eines Gliedes der freien Staatsschule herausnehmen würden. Wir dürfen uns für solchen Protest auf eine Erklärung des früheren Kultusministers von Bethmann-Hollweg aus 1853 berufen, der Versuche der obersten Kirchenbehörde, auf die Gestaltung des Religionsunterrichts an den höheren Schulen Einfluß zu gewinnen, energisch zurückwies, offenbar um der Staatshoheit über die Schule willen[2]). Nur wenn der Religionsunterricht den Charakter des völlig freien, wissenschaftlichen Unterrichts bewahrt, leistet er der Kirche, was sie als protestantische allein verlangen sollte: Heranbildung von religiös-sittlich interessierten und urteilsfähigen Staatsbürgern.

Aus der eben skizzierten Zielbestimmung und dem entsprechenden Charakter des evangelischen Religionsunterrichts am Obergymnasium ergibt sich nun folgender Lehrplan, den ich

[1]) Vgl. übrigens meine Darstellung dieser Versammlung im größeren Zusammenhang in der Kirchlichen Chronik meiner „Monatschrift für die kirchliche Praxis“ 1905, 9. Heft.

[2]) Vgl. Vollmer a. a. O. S. 89.

Digitized by Google

ganz unmaßgeblich, da ich selbst leider nie auf dem Obergymnasium unterrichten durfte, aus meinen Prinzipien oder auch aus vielfachen Beobachtungen und Gesprächen mit Fachleuten hergeleitet habe, in wesentlicher Übereinstimmung mit Metz[1]) und Vollmer.

Der gesamte Stoff dieses Unterrichtes heißt Christliche Religionsgeschichte bis auf die Gegenwart und zum Verständnis der Gegenwart. Auch die systematischen lehrhaften Partien müssen in den zeitgeschichtlichen Rahmen eingereiht werden. Es soll also nicht bloß, nach den hessischen Lehrplänen, in der Glaubens- und Sittenlehre „vorzugsweise auf diejenigen Wahrheiten eingegangen werden, die für das Bewußtsein der heutigen Gebildeten im Vordergrunde stehen und über die orientiert zu werden daher für die studierende Jugend vorzugsweise Bedürfnis ist“; sondern es soll die Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart durch eine Einreihung der ihnen zugrunde liegenden Probleme statt in ein stets subjektives und abstraktes System in die Entwickelung der Ideengeschichte erweckt werden. Ich setze aber voraus, daß die elementare Mitteilung der biblischen und Kirchengeschichte, auch der Reformationsgeschichte, mit Untersekunda abgeschlossen und in Obersekunda mit einem wissenschaftlichen Unterricht ganz frisch einzusetzen ist. Wie weit meine Vorschläge sich mit den übrigens recht bunten Lehrplänen der deutschen Schulverwaltungen ausgleichen lassen, ist eine Frage, die ich nicht zu lösen brauche. Es handelt sich im folgenden für viele Schulen um ferne Zukunftsmusik, auf die aber die innere Bewegung immerhin mehr oder weniger stark hindrängen kann.

Die Obersekunda möchte ich wie Vollmer wesentlich dem Verständnis des ursprünglichen geschichtlichen Jesus aus der alttestamentlichen Religionsgeschichte und aus deren Überbietung heraus gewidmet sehen. Nichts kann die Jungen mehr fesseln als die Entwickelung der Wellhausenschen Geschichtsauffassung mit ihrer plastischen Gliederung. In der Tat entspringt die hier vertretene Auffassung von dem Entwickelungsgang der alttestamentlichen Religion nicht nur dem auf die vorliegenden Dokumente sich stützenden historischen Denken, sondern den tiefsten Interessen des Glaubens, indem sie „treulich die Wege nachzuzeichnen sucht, die Gott mit dem auserwählten Volk gegangen ist“. Wie sollte es denn die an philologische Kritik Gewöhnten nicht interessieren, wenn sie, etwa an der „Regenbogenbibel“, die Quellenscheidung veranschaulicht bekommen und von der äußeren auf die innere Kritik geführt werden! Auch ich bin überzeugt, daß man sich durch den Abscheu der traditionellen Pädagogik vor

[1]) Vgl. auch dessen Aufsatz über „Methodische Gesichtspunkte“ in der von Metz, Rinn, Seyring, Vollmer herausgegebenen Schrift: „Vom evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen“. Tübingen 1900.

Digitized by Google

„kritischen Untersuchungen“ nicht abhalten lassen darf, den Sekundanern eine lebendige Anschauung von den Hauptquellen und ihren charakteristischen Differenzen in der Behandlung der Geschichte und der Mythologie zu vermitteln. Dabei wird man nicht versäumen, auf Babel und Bibel einzugehen und der Wahrheit gemäß ebenso die Abhängigkeit der Bibel von Babel als ihre innere Überlegenheit darüber erkennen zu lassen. Es gehört zu den immer mehr sich durchsetzenden Grundeinsichten, daß jede der drei großen alttestamentlichen Religionsepochen, die Stufe der naiven Mythologie mit animistischen, eigentlich sogar polytheistischen Gottesvorstellungen, die Stufe des herben, ethischen Monotheismus und die Stufe des schriftgelehrten, gesetzlichen, in Psalter und Heldenbüchern doch wieder subjektiv flüssigen Judentums, ihre ganz besondere relative Würdigung verdient. Man soll Herders „Geist der ebräischen Poesie“ wieder hervorholen und ebenso wie die Freude an den alten, naiven, anthropomorphen Sagen und die Bewunderung für die ethisch-politischen Heldengestalten der Propheten auch die Nachempfindung der sinnigen, ganz verinnerlichten Religiosität der nachexilischen Psalmen wecken, wozu die von Dechent verkürzten Herderschen Briefe, das Studium der Theologie betreffend, vorzügliche Anleitung geben. Freilich muß man dann und wann die im allgemeinen warm zu empfehlende Kautzschsche Textbibel ersetzen durch Vorlesen einer Herderschen oder Gunkelschen Übersetzung. Eine kurze Würdigung der Apokryphen, sonderlich der Makkabäerbücher, führt dann im letzten Drittel der Obersekunda zum kritisch behandelten Leben Jesu.

Hier muß nun mit voller Entschlossenheit nach den hessischen Lehrplänen „das zum Verständnis erforderliche Material aus der antik-heidnischen Welt, der Geschichte Israels und der neutestamentlichen Zeitgeschichte“ beigebracht und das gegenüber der alttestamentlichen Religionsgeschichte wie auch der Homerischen und Ovidischen Welt geübte Verständnis für mythologische Werdeprozesse verwendet werden. Da ja die Bekanntschaft mit dem synoptischen Jesusbild vorausgesetzt werden darf, ist dieselbe nicht bloß aufzufrischen, sondern auch kritisch zu vertiefen. Ich stehe nicht an, für diese Stufe die wesentlichsten Momente der Evangelienkritik durch Vergleichung der Synoptiker unter sich und mit Johannes dargeboten zu wünschen. Dafür, daß keine kritikasternde Zerstörungssucht sich ausbildet, muß das starke und plastische Herausarbeiten des Charakterbildes Jesu sorgen, wozu nun die populären und poetischen Verarbeitungen der kritischen Resultate durch Rosegger, Bousset, Neumann, Otto, Frenssen mächtig anregen. Wenn man aber die geschichtliche und persönliche Größe Jesu an seinem Verhältnis zur alttestamentlichen Vorstufe, die er erfüllt und überwindet, darstellt, dann wird man gut tun, die schönsten Stellen des Jacobusbriefes, dieses dem synoptischen

Digitized by Google

Typus, ja der Bergpredigt verwandtesten Dokuments einer judenchristlichen Frömmigkeit, dazu zu lesen.

Die Unterprima würde dann kurzgesagt die Entwickelung von Kirche und Dogma aus dem Christentum Christi von Paulus bis Luther führen.

Um den Apostel Paulus der Jugend verständlich zu machen, als Helden des Glaubens mit einer seltenen Sittlichkeit des Denkens und ebenso großen Zartheit der sittlichen Gefühle, dazu ist der bisher nach lutherischer Tradition einseitig bevorzugte Römerbrief besonders wenig geeignet. Die Eierschalen der rabbinischen Theologie und Dialektik hängen zu stark den besten, tiefsten Gedanken an, die dogmatische Konsequenz ist zu abstoßend, die gelehrte Vermittelung, um an den persönlichen Kern heranzukommen, zu umständlich. Viel geeigneter ist der Philipperbrief, um in diesen glühenden Vulkan voll Not und Liebe schauen zu lehren, und der Galaterbrief, um die Grundgedanken seiner antijudaistischen Theologie, die Keimgedanken der Lutherischen Reformation aufzuweisen. Aus der Vergleichung des Galaterbriefes mit dem Berichte der Apostelgeschichte ergibt sich ebenso die starke Subjektivität der Paulinischen Darstellung wie die nachgedunkelte Tendenz des späteren Vulgärpaulinismus. Die Korintherbriefe mit starken Auslassungen kursorisch zu lesen, empfiehlt sich sehr, um die urchristliche Gemeinde mit ihren enthusiastischen Stärken und sittlichen Schwächen vor Augen zu stellen. Diese Lektüre sollte aber ganz in der Textbibel, in der Weizsäckerschen Übersetzung — die Stagesche ist freilich manchmal flüssiger — erledigt werden, wie denn wohl zu erwägen ist, ob nicht das Lesen in der Ursprache, das sich wegen der unmittelbaren Fühlung mit der Sprachseele der Autoren empfiehlt, im Interesse eines reichhaltigeren, flüssigeren und freudigeren Betriebs auf wenige Proben wie 1. Cor. 13, Eph. 3, 14 ff., Phil. 3 zu beschränken wäre.

Um dann den Übergang des Evangeliums in die hellenistische Welt aufzuweisen, aber auch um seiner selbst und des Verständnisses seiner großen Herzensgedanken willen soll das Johannesevangelium, dessen ungeschichtlicher Charakter bereits erkannt ist, in seinen wesentlichen Stücken kursorisch, nur der Prolog im Urtext gelesen werden. Übrigens wird es sich bald ergeben wie schon bei der Lektüre des Paulus, daß ein gutes Stück dieser Lektüre dem Hausfleiß zu überlassen und nur durch Fragen nach der Auffassung der Stücke zu kontrollieren ist. Hier ist nun aber, was schon bei Paulus, besonders bei seiner Begegnung mit den Stoikern und Epikureern zu Athen, angebahnt ist, das Verhältnis der christlichen zu der griechischen Kultur fest ins Auge zu fassen, die Logoslehre als typisch für die gesunde Hellenisierung des Christentums vorzuführen, überhaupt aber dem *λόγος σπερματικός* in Plato und den Neuplatonikern alle Gerechtigkeit zu

Digitized by Google

tun[1]). Umgekehrt aber kann gar nicht offen genug die frühe Entartung des Christentums zugegeben werden, damit es nicht erst in der Anschauung der Schüler mit allen Auswüchsen des liturgischen Formalismus, Hierarchismus, Dogmatismus u. s. f. identifiziert wird. So bin ich denn ganz mit Vollmer darin einig, daß an Stelle der viel zu breit behandelten Christenverfolgungen, denen später ganz gleichwertige Vergewaltigungen der Heiden entsprachen, Ernst gemacht werden soll mit der hessischen Bestimmung: „Während die heilbringenden Wirkungen des Christentums als religiöser und Kulturmacht dem Schüler zum Bewußtsein kommen, müssen gleichzeitig die schon jetzt hervortretenden Ansätze der späteren Entartung desselben aufgezeigt werden".

Diese Entartung ist zunächst der wesentliche Inhalt der Kirchen- und Dogmengeschichte, die während des dritten Drittels der Unterprima in großen Zügen bis auf die Reformation geführt wird. Durch das kirchengeschichtliche Lesebuch von Rinn und Jüngst, das mir das geschickteste scheint, ist eine nicht ganz oberflächliche Übersicht über die Hauptmomente der Entwickelung bzw. Erstarrung zu Kirche und Dogma ermöglicht. Es versteht sich von selbst, daß man die Primaner nicht mit ausführlicher, gar noch auswendig gelernter Unterscheidung der christologischen und trinitarischen Streitpunkte ödet; es genügt, die im Prinzip verfehlten, alle religiöse Erfahrung transzendierenden Ansätze der Dogmengeschichte an den ersten Phasen des christologischen Streits darzutun. Ebensowenig kann es sich darum handeln, die Entstehung des Katholizismus und des päpstlichen Primats in allen Stadien vorzuführen; es genügen wiederum die Ansätze dazu in den neutestamentlichen Schriften, in Cyprian und Augustin. Übrigens aber ist hier energisch auf Konzentration des Stoffes zu halten, damit lebendige Verkörperungen der Idee in Persönlichkeiten statt nebeneinander geschichteter Bausteine in der Erinnerung bleiben. So ist natürlich Augustin eine ganze Stunde zu schenken, um an der Hand der Konfessionen die Größe und Wucht seiner religiösen Heldenseele, aber auch die von ihm aus über die ganze weitere Entwickelung fallenden Schatten verständlich zu machen.

Wenige Stunden nur können dem mit dem Eintreten der Germanen mit ihren subjektiven Bedürfnissen in die christliche Welt beginnenden Mittelalter geschenkt werden. Da aber soll dann weniger auf der Finsternis jener Zeiten und auf der sich überhebenden Verweltlichung der Papstkirche herumgeritten, als im Geiste der geistvollsten Schrift Herders „Auch eine Philosophie der Geschichte" die Größe ihrer Leistung für die Kultur und das Imposante ihrer geschlossenen Einheit, überhaupt der Lebens-

[1]) Ein vortreffliches Hilfsmittel ist uns soeben im ersten Bande der „Kultur der Gegenwart" von Wilamowitz geboten, der der hellenistischen und urchristlichen Literatur eingehender nachgeht als der klassischen.

Digitized by Google

einheit des Mittelalters aufgewiesen werden. Hier handelt es sich um etwas sehr Ernstes: um die Erziehung zu derjenigen historischen Gerechtigkeit, von der allein die Überwindung der konfessionellen Gehässigkeit ausgehen kann. Sehr wesentlich dürfte es sein, eine Ahnung von der Höhe der germanisch-christlichen Kultur des Mittelalters zu erwecken durch eine Dante gewidmete Stunde. Es wird neuestens immer stärker darauf hingewiesen, daß die Kultur der Renaissance ebenso stark hierin als in dem Wiederaufleben der Antike wurzelt.

Eine um Reuchlin, Erasmus und Hutten gruppierte Einführung in den Humanismus führt schließlich zu Luther, der sich davon ebenso wie von dem mittelalterlichen Kirchenwesen abhebt, ohne doch seine Wurzeln in beiden zu verleugnen. Um nun aber seinen und der ersten Zeit Heldencharakter eindrücklich zu machen, muß an Stelle der bisher, offenbar im konfessionellen Interesse getriebenen ausführlichen Lektüre und Analyse der Confessio Augustana die Lektüre einer der großen Reformationsschriften Luthers treten; ich kann mich nicht zwischen „An den Adel“ und „Freiheit eines Christenmenschen“ entscheiden und wünsche darum beide gelesen. Die Kenntnis der Umrisse der Lebensgeschichte Luthers und der äußeren Reformationsgeschichte darf als früher beigebracht vorausgesetzt werden. Somit könnte nun alle Kraft darauf konzentriert werden, den Heldencharakter und die typischen protestantischen Nötigungen Luthers darzutun und an der Hand jener Schriften das Verhältnis der protestantischen zur katholischen und humanistischen Kultur faßlich zu machen.

Meine starke Abneigung gegen den bisherigen Betrieb, der die ganze Reformationsgeschichte um die mühsam präparierte lateinische Lektüre der Augustana gruppiert, ist durch Trommershausens Verteidigung[1]) nicht erschüttert worden. Nicht bloß alle bisher bekannt gewordenen Versuche, nach den Lehrplänen von 1891 „Glaubens- und Sittenlehre in Gestalt einer Erklärung der Artikel 1—16, 18 und 20 der Confessio Augustana nach vorangeschickter kurzer Einleitung über die drei alten Symbole“, sondern auch Trommershausens Versuch, nach den Lehrplänen von 1901 Hauptpunkte der Glaubens- und Sittenlehre „im Anschluß an neutestamentliche Schriften und in Verbindung mit Erklärung der Conf. Aug.“ darzustellen, nicht im Interesse der römisch-katholisch anmutenden „lebendigen Annahme und wirklichen Aneignung der Heilstatsachen und der Christenpflichten“, sondern im Interesse der Heranbildung „charaktervoller christlicher Persönlichkeiten“, leiden an der Künstlichkeit der Kombination der uns und der die Reformatoren bewegenden Fragen, an der Nachwirkung des leisetretenden, scholastischen Charakters der Confessio und am Ende daran, was Heinzelmann[2]) betont hat: daß „die starre

[1]) Zeitschr. für den evang. Religionsunterricht 1905, 4. Heft. [2]) Ebenda S. 269.

Digitized by Google

kirchlich überlieferte, wenn auch dogmatisch korrekte Form der christlichen Glaubenswahrheiten in der Augustana für den jugendlichen Geist etwas Abstoßendes, Erkaltendes habe". Nein, was dem imponieren, ja nur verständlich sein soll, muß im Fluß innerer Bewegung stehen. Es ist, um mit Herder zu sprechen, eine Veraltung jugendlicher Seelen, wenn man ihnen zumutet, in diesen dogmatischen Schemata wie auf dürrer Heide herumgeführt zu werden, wo ringsumher, in Luthers Frühlingsschriften, lauter grüne Weide für den begeisterungsfähigen Jüngling liegt. Es sei noch einmal deutlich ausgesprochen: der ganze hier entwickelte Lehrplan steht und fällt mit dem Verzicht auf die eng konfessionelle Gruppierung des ganzen schematischen Stoffes um den Römerbrief und die Augustana.

Die Oberprima soll die Entwickelung der gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Lage aus den ungelösten Problemen der Reformationszeit vorführen, und diesem religiös-geschichtlichen Rahmen soll sich aller Stoff des Unterrichts, gerade auch der systematische, einordnen.

In dem kürzeren Halbjahr soll die Entwickelung bis auf Schleiermacher geführt werden. Da gilt es obenan, in der Jugend ein volles Verständnis für die Religionsstreitigkeiten zu erwecken, die zur Spaltung der Evangelischen und der gesamten deutschen Nation geführt haben. Es muß dahin gestrebt werden, daß es für ungebildet gilt, über jene Streitigkeiten als über eigenwillige Rechthabereien von Theologen abzuurteilen. Dazu müssen die konfessionellen Gegensätze aus den bloßen Lehrdifferenzen zurückverfolgt werden in die verschiedenen religiösen Bedürfnisse und Anlagen der Nord- und der Oberdeutschen. Selbstverständlich ist irgendwelche Parteinahme für Luther oder Zwingli auszuschließen. — An diese Auseinandersetzungen reiht sich dann eine Würdigung des Pietismus und des Rationalismus an als Reaktion gegen ein in Scholastik und Legalismus zurückgefallenes Kirchentum. Während aber der Rationalismus in Kant seinen Höhepunkt findet — Kant selbst sollte als der Philosoph des Protestantismus nach Friedr. Paulsens Anleitung charakterisiert werden —, leitet die Religion der Klassiker, obenan Herders, über zu einer Verständigung über das klassische Bildungsideal und das Christentum. Nach den gerade in letzter Zeit so vielfach geführten Verhandlungen wird eine unbefangene Würdigung der relativen Verdienste der Verinnigung des Glaubens im Pietismus, der Offenheit für das Weltleben und seine Ideale in der Aufklärung und des Persönlichkeitsideals der Klassiker, wodurch die Renaissance des deutschen Lebens erst durchgeführt ist, dem Religionslehrer der Oberprima nicht zu schwer fallen können. Alle diese Linien der inneren Kultur konvergieren in Schleiermachers „Reden über die Religion", welche die gesunde Synthese nicht bloß zwischen Supranaturalismus und Rationalismus, Überweltlichkeit und Kulturfreundlichkeit, sondern

Digitized by Google

auch zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung darstellen. Sells „Religion der Klassiker“ dürfte stellenweise direkt verwendet werden als Brücke zwischen dem Deutsch- und dem Religionsunterricht. Und ich für mein Teil möchte es nicht für zu hoch halten, Stücke aus Schleiermachers „Reden“ und „Monologen“ zur Besprechung darzubieten.

In der zweiten längeren Hälfte, die übrigens nicht durch Vorarbeiten für ein Religionsexamen gestört, auch nicht durch häusliche Aufgaben in der Religion belastet werden soll, wäre nun die Entwickelung aller großen, religiös-sittlichen Probleme der Neuzeit aus den politisch-sozialen und naturwissenschaftlichen wie geschichtlichen Gedankenbewegungen heraus zu erstreben. Also nochmals sei es gesagt: Nicht Glaubens- und Sittenlehre, die entweder zu subjektiv oder zu doktrinär, jedenfalls zu theologisch-zünftlerisch wird, sondern die geschichtliche Entfaltung der religiös-sittlichen Probleme in der Zeitfolge ihrer Entstehung, also nicht ein ruhendes System, sondern eine sich bewegende Größe ist zu bieten. Als Hilfsmittel können empfohlen werden Hülsmanns „Beiträge zur evangelischen Erkenntnis“, die Beschäftigung mit Carlyle, Wimmers „Kampf um die Weltanschauung“, Ottos „Naturalistische und religiöse Weltansicht“. Außerdem darf auf die auch für Oberprimaner gewiß geeigneten religionsgeschichtlichen Volksbücher verwiesen werden.

Im folgenden können nun nur ganz eilig Überschriften der wesentlichen Verhandlungen gegeben werden.

1. Über Schöpfung und Entstehung des Planetensystems und der Arten: eine Auseinandersetzung mit Darwin, Helmholtz, Haeckel. Ich verweise hier gern auf Direktor Sattig: „Gesichtspunkte für die Behandlung apologetischer Fragen im Religionsunterricht“ (Jahresber. des Städtischen Progymnasiums zu Goldberg 1905).

2. Über Kausalität und Teleologie, damit zusammenhängend über Wunder und Gebetserhörung; im letzten Grunde eine kurze Darlegung des Kantschen Kritizismus.

3. Über Religion und Moral, über den Gegensatz von fromm und gut; im wesentlichen eine Erörterung des Schleiermacherschen Religionsbegriffs.

4. Über Gewissen und Willensfreiheit gegenüber Relativismus und Historismus der positivistischen Ethik. Eine Wiederbelebung des Fichteschen Voluntarismus ist für unsere studierende Jugend von grundlegender Bedeutung.

5. Über Herrenmoral und christliche Heteronomie: auf dem persönlichen Gebiet der Gegensatz von Selbstbehauptung und Erlösung, auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens der Gegensatz von Machtpolitik und Bergpredigt.

6. Über Sozialismus und Individualismus: die Berücksichtigung des Milieu, der Masse, des durchschnittlichen Trieblebens, der Volkssitte ist zu verbinden mit der Carlyleschen Behauptung des

Digitized by Google

Primats des Willens, der Phantasie- und Gemütswelt in der Geschichte. Wertvolle, doch meines Erachtens zu begrenzte Gedanken hat Thrändorf kürzlich geboten: „Über die soziale Frage in Prima" (Dresden 1905).

7. Was dünkt euch um Christus? Hier ist ein gerechtes Verständnis für das Interesse der Orthodoxie an der Behauptung der Gottheit Christi als Voraussetzung seines Versöhnungsamts, aber auch eine klare Einsicht der Unhaltbarkeit der Kirchenlehre von Christi Person und Werk für die moderne Weltanschauung, ihre Geschichtsanschauung, ihr Persönlichkeitsideal, ihren Kritizismus zu erstreben. Die Ausdehnung der Carlyleschen Heldenverehrung auf die Person Christi schließt keineswegs eine Herabdrückung seiner Größe auf das von uns erreichbare Niveau in sich. Es ist Gewicht zu legen auf die Behauptung der wesentlichen Einheit dieser mit der im Lutherschen Katechismus klassisch vertretenen Anschauung: „daß er sei mein Herr".

8. Über Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben als Postulat der christlichen Selbstbehauptung. Auseinandersetzung mit der Psychophysik. Die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes.

Zum Schluß würde ich einen Nachweis der Macht des Evangeliums in der Gegenwart zu bieten suchen durch eine Charakteristik der so verschiedenartigen und doch im Grunde einheitlichen Laienfrömmigkeit Bismarcks, Moltkes und Roons. Es soll ja den ganzen Unterricht ebensosehr eine volle, mutige Offenheit für alle Probleme und Größen der strebenden Welt wie eine fröhliche Gewißheit des Sieges des Christentums durchdringen. Wenn nun hierdurch nicht genügt zu sein scheint dem Bedürfnis einer festen, geschlossenen Welt- und Lebensanschauung, wie es u. a. Gottschick in seiner Antrittsrede: „Über den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Schulen" (Deutsch-evangelische Blätter 1884) vertritt, so muß ich sagen, daß mir wichtiger als die Durchführung eines systematischen Plans die Mitgabe bestimmter, großer und nachhaltiger Eindrücke davon zu sein scheint, daß das Evangelium noch heute mit allen großen und guten Geistern im Bunde steht und keinerlei Auseinandersetzung mit irgendwelchen aufrichtigen Zweiflern zu scheuen braucht.

Wenn ich nun das Ganze dieses Reformplans überschaue, so bangt mir wohl selbst vor der Größe der Zumutung an die philosophische, historische und theologische Durchbildung und an die persönliche Lebendigkeit der Religionslehrer. Zweifellos erfordert ein solcher Unterricht ungemein viele und fortgehende Arbeit. Aber ich glaube, die Arbeit ist ebenso lockend wie unerläßlich, wenn der Bildung unseres Volkes ein dauernder Eindruck von der Gleichwertigkeit des Christentums mit den übrigen Faktoren unserer Kultur übermittelt werden soll [1]).

Kiel. Otto Baumgarten.

[1]) [Man vergleiche hierzu unten S. 169. D. Red.]

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Hermann Althof, Waltharii poesis. Das Waltharilied Ekkehards von St. Gallen. Nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert. Zwei Bände. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). I 1899, II 1905, gr. 8. Band I: V u. 184 S. 4,80 *M*. Band II: XXII u. 416 S. 13 *M*.

Was man in der Jugend wünscht, des hat man im Alter die Fülle. In seiner für die Walthariusforschung grundlegenden Abhandlung: Phil. Anmerkungen zum Waltharius (Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1873 S. 358 ff.) sagt W. Meyer: „Dringend zu wünschen ist eine Ausgabe mit einem knappen kritischen, sprachlichen und sachlichen Kommentar". Nun liegt eine kritische Ausgabe und ein Kommentar vor, der an Umfang weit über das von Meyer Gewünschte hinausgeht und der sich nicht sowohl an die Jugend wendet, die Meyer besonders im Auge hatte — für diese hat Althof schon mit seiner kommentierten Übersetzung gesorgt —, sondern an jedweden, der sich mit der Literatur des Mittelalters beschäftigt, besonders auch an die Studierenden. Der erste Band, schon vor 6 Jahren erschienen, enthält außer der Einleitung den Text des Gedichtes, ein Verzeichnis der abweichenden Lesarten, ein Wort- und Sachregister und noch eine Beilage, nämlich den Bericht des Priscus über das Gastmahl, dem er an Attilas Hof beigewohnt hat, und zwar das griechische Original mit lateinischer Übersetzung.

Die Einleitung selbst zerfällt wieder in mehrere Abschnitte. Im ersten handelt Verf. kurz über den Ursprung der germanischen Göttersage im allgemeinen, um dann den Ursprung und den Charakter der Waltharisage im besonderen darzustellen. Die verschiedenen bekanntlich weit auseinander gehenden Ansichten werden besprochen, ihre Hauptvertreter namhaft gemacht. Verf. steht all den vorgetragenen Hypothesen mit kühlem Skeptizismus gegenüber, eine „eigene positive Ansicht" gesteht er nicht zu haben. „Ob wir es mit einem historischen Mythus, ob mit einer poetischen Darstellung persönlicher Erlebnisse oder mit einer Verbindung beider zu tun haben", wagt er nicht zu entscheiden.

Digitized by Google

Inter virtutes habebitur aliqua nescire, sagt Cicero; der Ursprung der Waltharisage entzieht sich in der Tat unseren Blicken, und es wird der Forschung schwerlich vergönnt sein, das Dunkel zu lichten, welches über den ihre Bildung bedingenden Vorgängen ruht. Aber so viel darf man doch am Ende behaupten, daß in dieser Sage wie in zahlreichen ähnlichen Fällen ein Komplex von mythologischen und geschichtlichen Elementen vorliegt, wobei dann doch in erster Linie die Hildesage in Betracht käme. Nun folgt ein Bericht über die Quellen, d. h. die schriftlichen Denkmäler, in denen uns jetzt die Geschichte von Walthari und Hildegund vorliegt, vom angelsächsischen Waldere und Ekkehards Dichtung bis zur slawischen Chronik des Boguphalus.

Die sich dabei ergebenden Fragen hat A. hier nicht berücksichtigt. Er hat sich darüber, namentlich über das Verhältnis, in welchem der Waldere einerseits und die Fassung der Geschichte in der Thidrekssaga andererseits zu Ekkehards Gedicht steht, in seinem Waltharilied, desgleichen auch im Kommentar zu V. 418 und 965 ausgesprochen. Der Dichter des Walthariliedes selbst wird uns im 4. Abschnitt vorgeführt und im fünften seine literarische Tätigkeit erörtert. Aber die hier vorgetragene, schon von andern ausgesprochene Ansicht, das Gedicht sei nach dem Hunneneinfall des Jahres 926 abgefaßt worden, wird II S. 369 geändert. Verf. nimmt jetzt an, daß das Waltharilied schon um 920 entstanden sei. Was für eine Quelle benutzt ist, ob eine mündliche Erzählung, eine lateinische prosaische Aufzeichnung oder ein deutsches Gedicht, ist nicht ausgemacht. An ein hochdeutsches Gedicht als Quelle des Waltharius hat man bekanntlich lange Zeit geglaubt. Neuerdings aber ist dieser Glaube etwas schwach geworden, und es scheint fast, als ob vor Jahren schon Scheffel mit dichterischer Divination das Richtige erkannt hat, da er im Ekkehard den klugen Bruder Konrad von Alzey die Mär von der Vergeiselung der Königskinder dem Freunde erzählen läßt, nur daß natürlich an die Stelle Konrads etwa ein Spielmann, oder wer es sonst war, zu setzen wäre. Später freilich ist dann Scheffel zu der seit Grimm herkömmlichen Ansicht zurückgekehrt.

Der Geraldfrage ist ein eigenes Kapitel, das sechste, gewidmet. Hier wird die Ansicht vorgetragen, Gerald sei jünger als Ekkehard, sei auch nicht sein Lehrer, sondern sein Nachfolger im Lehramt gewesen. Geralds Anteil an Ekkehards Gedicht wird geleugnet, die Redaktionstätigkeit Ekkehards IV. als geringfügig bezeichnet.

Aber die Toten reiten schnell. Jetzt scheidet nach Althofs Meinung der St. Gallener Gerald gänzlich aus der Diskussion. Er hat nicht einmal, wie man sonst allgemein annahm, das Gedicht an den Straßburger Bischof Erchambald gesandt. Der in

Digitized by Google

der Widmung genannte Gerald — damit hat A. mutatis mutandis die fast verschollene Ansicht Peipers wiederaufgenommen — ist nicht der langjährige Lehrer der St. Gallener Klosterschule, sondern ein Straßburger Domgeistlicher namens Gerald, der Ekkehards Gedicht für seinen Lehrer, den damaligen Bischof Erchambald, abgeschrieben hat. In einer besonderen Untersuchung: Gerald und Erchambald (Erfurt 1904) hat A. die Gründe, die ihn zu diesem Frontwechsel bestimmt haben, dargelegt und die Gründe im Kommentar kurz wiederholt. Die Sache ist ja an sich plausibel. Die Widmung selbst wenigstens widerspricht einer solchen Annahme eigentlich nicht. Die nach bekannten Mustern, wie es scheint, mühsam zusammengestoppelten Verse machen dem langjährigen Leiter der berühmten Klosterschule von St. Gallen keine Ehre. Das Wort alumnus paßt besser auf einen Zögling des Straßburger Bischofs als auf das bejahrte Mitglied eines fernen Klosters, das Wort servus behält auch so seine Berechtigung, ja auch die kurze in den Worten fragilis peccator enthaltene Sündenklage braucht nicht auf ein hohes Alter bezogen zu werden, fragilis kann auch im moralischen Sinne genommen werden. Nur die Wendung promere de larga cura macht bedenklich, v. Winterfeldt hat die larga cura passend als den Vorrat der Schülerarbeiten gedeutet, die in der Hut des alten Magisters waren, Althof selbst übersetzte früher mit ähnlicher Auffassung: „Die er an dich zu entlassen beschloß aus sorglicher Pflege“. Jetzt soll das heißen: aus großer Liebe zu dir. Das möchte vielleicht noch angehen, dem Klosterlatein des Mittelalters muß man manches zugute halten, aber was soll denn promere bedeuten? Aus dem Pult, aus der Schreibstube hervorholen? Hat denn der Schreiber das Exemplar schon längere Zeit aufbewahrt? Und woher hat er es? War er doch Lehrer an der Schule wie Victor und kein Weltgeistlicher, daß er das Gedicht früher erhielt als Erchambald, der sich doch nachweislich für solche Dinge interessierte? Warum schrieb er nicht einfach mittere oder dedere? Lauter Fragen, die sich leichter stellen als beantworten lassen. Dazu kommt, daß der urkundliche Beweis, den A. für seine neue These zu erbringen sucht, keineswegs eine ganz haltbare Stütze ist. Die Namen Gerald und Erchambald finden sich zusammen als Donatoren in einer aus Straßburg stammenden Handschrift aus den Jahren 976—984, außerdem ist im Nekrologium des Straßburger Domstifts ein Presbyter Gerald aus Illkirch unter dem 8. Februar als donator eingetragen, aber sein Todesjahr ist nicht zu bestimmen. Ihn möchte A., wenn ich ihn richtig verstanden habe, mit dem erstgenannten identifizieren und für den Verfasser des Prologs und den Abschreiber des Gedichtes halten. Aber warum? Weil er den Namen Gerald trägt und Zeitgenosse eines Erchambald war, von dem wir nicht einmal bestimmt wissen, daß er der Bischof war.

Digitized by Google

Allerdings wenn man auf Grund der von A. angeführten Indizien annimmt, daß der St. Gallener Gerald den Prolog nicht verfaßt haben könne, gewinnt die vom Verf. vorgetragene Vermutung an Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls wird man sie nicht ohne weiteres abweisen können. Aber Hypothese ist und bleibt sie, solange nicht weitere äußere Zeugnisse hinzukommen, und ich fürchte, daß mancher, der vor die Wahl zwischen dem alten und dem neuen Glauben gestellt ist, doch noch nach wie vor zu dem alten sich bekennen wird, weil auch der neue keine sichere Gewähr der Wahrheit gibt.

Die beiden nächsten Abschnitte der Einleitung behandeln die Handschriftenfrage, ein leidiges Kapitel, dessen Studium dem Laien wesentlich erleichtert würde, wenn es den Herrn Waltharius-forschern gefallen hätte, sich der gleichen Siglen zu bedienen. Warum ist man nicht bei W. Meyers leicht verständlichen Bezeichnungen geblieben? Nun hat jeder seine eigene Chiffreschrift, und das ist manchmal für den Leser recht unbequem. Althof befindet sich in der Handschriftenfrage bekanntlich im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Mitforscher: er hält noch jetzt an der früher von den meisten geteilten, jetzt aber ziemlich verlassenen Ansicht fest, daß die der sogenannten Geraldusklasse 'angehörige Brüsseler Handschrift (B) Ekkehards Text am reinsten wiedergibt, und hat sie deswegen seiner Ausgabe zugrunde gelegt. Nur wenn zwingende Gründe vorliegen, ist er davon abgewichen. Zwingende Gründe sind allerdings manchmal vorhanden; denn es ist klar, daß auch die Handschrift B an der allgemeinen Verderbnis ihren Anteil hat. Diese Stellen gibt A. wie gesagt preis, sonst aber hält er an der Überlegenheit von B fest. Den Einwurf von W. Meyer und v. Winterfeldt, daß B unterliegen müsse, wenn die beiden andern Handschriften der Geraldusklasse (die Pariser und die Trierer, P und T) mit den übrigen, besonders mit der durch die Karlsruher und Stuttgarter (K S) Handschrift vertretenen Klasse X verbündet sind, hat er durch die Behauptung zu entkräften gesucht, daß P T, wenn auch mit dem Geraldusprolog versehen, doch mit K S auf eine gemeinsame, bereits interpolierte Vorlage zurückgehe, während B in direkter Linie vom Archetyp, d. i. nach Althof Geralds Abschrift, abstamme. Inzwischen hat er seine Meinung geändert, indem er jetzt die Unstimmigkeiten innerhalb der Geraldusklasse (P T gegen B) auf einen Einfluß der Handschriftenklasse X (K S) auf Y, d. i. die Vorlage von P T, zurückführen will (Einleitung zu II S. XV, XVI). Bei dieser im Kreise der Forscher selbst herrschenden Uneinigkeit — denn auch die Gegenpartei ist gespalten, da die einen zu K S halten, die andern an die Autorität zer Geraldusklasse mit Abzug der Sondergelüste von B glauben — wäre es eigentlich für den Hospitanten geraten, die Flöte niederdulegen und den Konzertsaal zu verlassen. Da wir jedoch einmal

Digitized by Google

das Wort haben, wollen wir zur Orientierung des Lesers wenigstens an einigen Fällen die Probe auf A.s Theorie machen. Da A. sich bei seiner Schätzung von B nur auf den inneren Wert der Lesarten beruft und berufen kann, so würden diese darauf hin zu prüfen und besonders jedesmal die Frage zu stellen sein: Ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Lesart von B durch unabsichtliche Verderbnis oder absichtliche Änderung aus X geflossen sei, oder die umgekehrte die größere? Von einigen Lesarten der Handschrift B behauptet A. nun (Einl. zu II S. XV) geradezu, daß sie den Stempel der Originalität tragen, er nennt V. 71, 147, 299, 710 (718!), 774, 787; wie es damit steht, würde demnach zuerst zu untersuchen sein. Ohne Frage trifft A.s Behauptung für V. 147 zu. B bietet allein segnia, das gibt einen guten Sinn, die andern Hss. sind unter sich gespalten, P T hat senia, K S sergia, V (die Wiener) seria, kurz es ist klar, daß dies alles Verderbnisse des ursprünglichen, von B allein bewahrten segnia sind. In den anderen Fällen ist die Entscheidung schon schwieriger. Über V. 299, atque exquisitum fervebat migma per auram, ist viel und lebhaft debattiert worden, B allein hat auram, alle andern aurum, das von W. Meyer und v. Winterfeldt verteidigt wird, während A. natürlich mit aller Entschiedenheit für auram eintritt. Er hat dabei einen Eideshelfer in Holder, der seinen sonstigen kritischen Grundsätzen zuwider auram aufgenommen hat, und auch Ref. trägt kein Bedenken, auf A.s Seite zu treten. Die Erklärung, daß das migma — ob es nun Glühwein oder Sauce ist — durch die Luft dampft, scheint mir näher zu liegen und ansprechender zu sein als die, daß es im goldenen Pokal „glüht", zumal im nächsten Verse als ein Novum hervorgehoben wird, daß alle Gefäße von Gold sind. Und daß auram durch Schreibfehler mindestens eben so leicht in aurum wie umgekehrt aurum in auram verwandelt werden konnte, ist klar. Auch V. 117 ist Pannoniorum (B) besser am Platze als Pannoniarum und könnte hier absichtlich von Ekkehard im Gegensatz zu dem sonst vorkommenden Pannoniarum gebraucht sein. Nun aber weiter. Daß proscindere V. 710 angemessener ist als praescindere, kann man zugeben, es fragt sich aber, ob proscindere absichtliche Besserung oder praescindere Schreibfehler ist. Und ähnlich steht es mit V. 718; wenn orantis eine doch wohl entschuldbare Gedankenlosigkeit ist, weil, wie A. dartut, der schwer Verwundete nicht mehr sprechen kann, so ist immer noch die Frage, ob das Versehen nicht schon auf Ekkehards Rechnung kommt. Und noch weniger Gewicht ist V. 787 auf den bloß orthographischen Unterschied von desiliens (B) und dissiliens der übrigen Hss. zu legen. Bei der Betrachtung von V. 71 und 774 scheint gar die Wagschale zuungunsten A.s zu sinken. V. 71 hat B Rex ad nos veniens det dextras atque resumat. Dextram det atque re-

Digitized by Google

sumat bieten P T und E (Engelberger Blätter), pacem det atque resumat K S, pacem detque atque resumat V — also ein ziemliches Gewirre von Varianten. Nun meint A., der Pluralis dextras sei für fehlerhaft angesehen und einerseits in dextram, andrerseits in pacem, beide Male auf Kosten der metrischen Korrektheit, geändert worden (Zs. f. d. Ph. 33, 177). Ekkehard habe unmöglich pacem schreiben können, weil der besiegte Heririch nicht habe pacem gewähren können. Zweitens: man dürfe Ekkehard den in det steckenden metrischen Fehler nicht aufbürden, weil er sonst stets die Formen von dare korrekt behandelt habe. Indessen pacem dare atque resumere ist ein einfaches ὕστερον πρότερον, das man, dünkt mich, Ekkehard ebensogut zutrauen kann als einem Schreiber; das andere Argument ist sachlich richtig und sehr beachtenswert, aber doch nicht unwiderstehlich, die Ausnahme könnte wohl auch einmal die Regel bestätigen. Dagegen erhebt sich nun aber die Frage: Konnte jemand den symbolischen Gebrauch von dextras, den A. selbst durch verschiedene Belege bestätigt, wenn dies im Original stand, so arg verkennen, daß er eine Änderung für nötig hielt, ohne den dadurch bedingten metrischen Fehler zu scheuen? Und das hätten zwei Schreiber unabhängig voneinander, jeder in seiner Weise, ausgeführt? Ich gestehe, daß mir das nicht in den Sinn will. Dagegen lag die Änderung von dextram in dextras zur Beseitigung des metrischen Fehlers nahe genug. Eine andere Frage ist, ob dextram oder pacem das Ursprüngliche ist. Man könnte pacem für eine Glosse von dextram halten, wie v. Winterfeldt tat, man könnte aber auch meinen, daß schon früher jemand an dem ὕστερον πρότερον Anstoß nahm und darum änderte. Indessen das ist hier Nebensache, die Hauptsache ist, zu zeigen, daß in diesem Falle die Priorität von B, wiewohl es die bessere Lesart bietet, mehr als fraglich ist. Endlich V. 774 hat B Haec tibi Silvanus transmittit munera Faunus, P T V transponit, K S transpondit. A. hält transpondit für einen Schreibfehler, der sich leicht durch Abirren des Auges auf das in der vorhergehenden Zeile stehende respondit erklären lasse. Der Fehler sei dann von K S aus der gemeinsamen Vorlage Z übernommen, von Y aber, der Vorlage von P T, desgleichen auch von V in transponit verbessert. Dabei übersieht er, daß diese Lösung nur für den Stammbaum paßt, den er neuerdings aufgegeben hat. Denn hätte Y (P G) mit B das vollkommen einwandfreie, dem klassischen Sprachgebrauch entsprechende transmittit bewahrt, so wäre die Übernahme des augenscheinlich falschen transpondit samt seiner Änderung in transponit ein Unding. Nein, Ekkehard schrieb, wie es scheint, transponit; daraus entstand einerseits durch die eben näher bezeichnete Verschreibung transpondit, andrerseits durch absichtliche Änderung transmittit. Das ist, wie gesagt, besser als transponit. Gleichwohl ist transponit in der ihm hier übertragenen

Digitized by Google

Funktion kein solcher Solözismus, daß man die Anwendung des Wortes Ekkehard nicht zutrauen könnte. Es wird 343 von dem Auswerfen der Angel gebraucht, warum nicht auch vom Werfen der Lanze? Überdies ist das Objekt nicht hastam, sondern das symbolische munera, und munera transponere scheint mir billigen Anforderungen gegenüber eine ganz unbedenkliche Redewendung zu sein. — Die eben besprochenen Fälle sind für das Verhältnis von B zu den andern Hss. typisch. Prüft man die Lesarten durch, so möchte man sich in einigen Fällen auf die Seite von B stellen (z. B. 293, 376, 486, 524, 1180 u. a.), in andern nimmt man für die Gegner Partei, während in der großen Mehrzahl der Fälle das Ergebnis ein non liquet ist. Indessen, das alles durchzugehen, würde zu weit führen; auf einzelnes kommen wir bei der Besprechung des Kommentars zurück.

Bei der vorstehenden Schätzung sind, wie gesagt, allein die inneren Gründe erwogen worden. Wie aber, wenn man nun die äußeren Gründe als zweite Instanz anruft, wenn man den Einklang von P T mit K S gegen B ins Treffen führt? Wie will A. jetzt diesen Stoß parieren? Die Deckung, die er ehemals brauchte, hat er aufgegeben, die neue ist, zum mindesten gesagt, noch nicht bewährt, sie stützt sich nur auf einzelne Indizien (Zs. f. d. Ph. 33, 440), die aber viel zu schwach sind, um einen einigermaßen sicheren Induktionsschluß zu ermöglichen. Es mag A. schwer werden, die Stellung, für welche er so lange mit der größten Energie und Zähigkeit gekämpft hat, aufzugeben; aber ich fürchte, es wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als das vorgeschobene Außenwerk zu räumen und sich auf die Verteidigung seiner Hauptposition, der Geraldusklasse, zu beschränken. Auch diese ist neuerdings wieder lebhaft angegriffen worden, aber sie ist leichter zu behaupten. Bei der Schätzung der beiderseitigen Gründe erheben sich wieder ähnliche Fragen, wie die eben besprochenen. Auch hier wird man von Fall zu Fall prüfen und entscheiden müssen. Darauf einzugehen ist hier der Ort nicht. Ich möchte die Betrachtung der Handschriftenfrage schließen mit einem Worte v. Winterfeldts (Neues Archiv d. G. f. a. G. 555), das auch heute noch gelten kann: „Eine Hs. zugrunde zu legen und den andern fast gar keinen Einfluß zu gestatten, war hier verfehlt, wo keine Hs. den echten Text bietet, jede mindestens eine, manche zwei Umarbeitungen erfahren haben. Es gilt vielmehr jede Lesart einzeln zu prüfen, ob Schreibfehler oder Interpolation vorliegt, und so das Richtige zu nehmen, wo wir es finden. Nur wo alle inneren Kennzeichen versagen, haben äußere Umstände zu entscheiden“.

Setzen wir nun den Gang unseres Referates fort, so finden wir in § 10 der Einleitung eine knappe Charakteristik von Ekkehards Dichtung, wobei Verf. sich im wesentlichen W. Meyer anschließt. Daß er dabei der Komposition wie der Ausführung

Digitized by Google

volles Lob spendet, ist leicht begreiflich, einige Unstimmigkeiten der Charakteristik kommen später im Kommentar zur Sprache. Sehr richtig ist die Bemerkung: „Wer wie Scheffel in seiner Übertragung von Ekkehards Werk die Virgilianischen Flittern abstreift, beraubt dasselbe des Stempels der Sphäre und der Kulturperiode, in welcher es entstanden ist“. Andrerseits muß freilich auch der hier zitierte Ausspruch von W. Hertz geändert werden: „Der Waltharius in seinem Virgilischen Redeschmuck erscheint wie ein mit römischen Beutestücken behangener Germane der Völkerwanderung“. Er gleicht eher einem Zeitgenossen des Dichters, der sich römisch kostümiert hat, aber zuweilen noch im Waldesdunkel zu den alten Göttern betet. Nun ein Abschnitt über die Sprache Ekkehards und die metrischen Eigentümlichkeiten seiner Dichtung. Die Abhängigkeit des Dichters von seinen klassischen und nachklassischen Vorbildern wird erörtert; dann folgt ein Katalog von Germanismen, in den noch adventantesque salutat 1204 gepaßt hätte, da für kriegerischen Empfang und Begegnung, um den es sich hier handelt, meines Wissens im Lateinischen salutare nicht gebraucht wird, während das deutsche Wort bei allen germanischen Stämmen in diesem Sinne ein technischer Ausdruck war. Ob dagegen Wendungen wie super occisos ruit oder sperabam de te quod aus dem Deutschen stammen, dürfte mindestens fraglich sein. Allzuweit geht die Bemerkung, daß der inf. futur. für den des praes. gebraucht werde. Das gilt eigentlich doch nur für fore und seine Komposita. Dagegen hätte erwähnt werden können, daß venabitur V. 1337 die Funktion des Präsens, noch dazu des passivischen hat. Unter den nachklassischen Konstruktionen vermißt man iubere mit dem Dativ; sanguem ist nach Georges' Wtb. nicht Archaismus, sondern nachklassische Neubildung. Bei der Besprechung der metrischen Eigenheiten erwähnt Verf. auch das Vorkommen leoninischer Verse in Ekkehards Dichtung und führt zahlreiche Proben davon an; aber etwas gewagt ist der nun folgende Schluß, Ekkehard IV. könne nicht Verfasser der Redaktion D (V) oder J sein, weil er den leoninischen Hexameter in seinen eigenen Dichtungen bevorzugt habe. Zweifellos richtig dagegen ist die Annahme, daß aus den wenigen Spuren altdeutscher Alliteration, die im lateinischen Text anzutreffen sind, der Rückschluß auf eine altdeutsche Vorlage nicht gemacht werden kann; ist es doch sehr fraglich, ob Kögels Rekonstruktionen, von denen einige mitgeteilt werden, stets das Richtige treffen. Den Schluß der Einleitung bildet eine Liste der Übersetzungen und der prosaischen Bearbeitungen des Waltharius. Die Literatur ist überall sorgfältig verzeichnet. Daß W. Meyers Abhandlung über Radwin fehlt, hat v. Winterfeldt heftig bemängelt; es ist in der Tat eine Lücke, aber gewiß ist auch, daß aus „dem Radwin“ für den Waltharius nicht viel zu gewinnen ist.

Digitized by Google

Althofs Kommentar ist eine respektable Frucht deutschen Gelehrtenfleißes. Verf. erörtert die Varianten der Lesarten oder weist auf frühere Erörterungen hin. Den Grundstock des Kommentars aber bilden die sachlichen Erläuterungen, die manchmal einen Umfang gewinnen, daß sie den Rahmen der Texterklärung zu sprengen drohen und sich zu förmlichen Exkursen ausweiten, wie z. B. zu V. 28, wo die Trojanersage mit der größten Ausführlichkeit behandelt wird. Parallelstellen aus den lateinischen Dichtungen des Altertums und der Neuzeit sind mit größtem Fleiß und größter Belesenheit gesammelt, auch die Vulgata ist, wie billig, herangezogen, ebenso sorgsam ist die Literatur der altgermanischen Zeit und die des deutschen Mittelalters verwertet, selbst altfranzösische Zitate fehlen nicht, und nicht selten wird auch auf Bildwerke verwiesen. Dazu kommt noch eine Sammlung deutscher Glossen, die die von Ekkehard gebrauchten lateinischen Wörter den Text stetig begleitend kommentieren. Gewiß eine schätzbare Zugabe, wiewohl ihre Bedeutung für die Texterklärung, wie mich dünkt, vom Verf. überschätzt wird. Ekkehard verstand wohl so viel Latein, daß er nicht immer nötig hatte, an die seinem lateinischen Wortapparat entsprechenden deutschen Wörter zu denken — abgesehen von den Germanismen und den Ausdrücken, die er wie Wielandia fabrica, paliuri u. a. geradezu übersetzt hat. Einen Anhang zum Kommentar bildet eine Reihe von größeren Exkursen, worin Verf. die Kriegsaltertümer des Waltharius in ausführlicher Darstellung behandelt.

A.'s Kommentar berührt alle in Betracht kommenden Fragen und durchsucht die entlegensten Winkel. Dennoch bleibt, wie es nach der Lage der Dinge kaum anders sein kann, manches kontrovers, und nicht immer wird man der Auffassung des Verfs. zustimmen können. Einige Bedenken stelle ich in den folgenden Zeilen zusammen.

In Geralds Prolog sind von je die Verse 19 und 20 ein wahres Kreuz der Interpretation gewesen. Der erste, ludendum magis est dominum quam sit rogitandum, ist korrekt gebaut und gibt an sich einen guten Sinn; wenn er nur wo anders stünde als in diesem Zusammenhange, man möchte beinahe glauben, er sei von spätererer Hand eingeschmuggelt. Was er hier bedeuten soll, ist klar; der Schreiber desselben will sagen: das Buch ist mehr eine Unterhaltungs- als eine Erbauungsschrift. Das will A. herausbringen, indem er annimmt, vor dem Gerundium sei, wie das öfter vorkomme, ad ausgelassen. Das ist verwegen, zumal die angeführten Parallelstellen nicht recht passen, aber es wird kaum etwas anderes übrig bleiben; wenn es so ist, liegt ein gröblicher Germanismus vor. Schlimmer noch steht's mit dem folgenden Vers: Perlectus longaevi stringit in ampla diei. Er scheint verderbt zu sein, und man hat schon auf mancherlei Weise zu bessern gesucht. A. will ihn retten. Das Verbum

Digitized by Google

stringit, sagt er, sei prägnant gebraucht für gladium stringit, und der Sinn sei: das Buch kämpft, wenn es gelesen wird, gegen die Langeweile. Aber abgesehen davon, daß der fragilis peccator der Verskunst, wenn er dies ausdrücken wollte, doch am Ende eher auf das ebenso nahe liegende wie unzweideutige pugnat oder certat verfallen wäre als auf den abgelegenen und irreführenden Ausdruck unseres Textes, so ist doch auch die Vorstellung des Buches als eines Kämpfers gegen die Langeweile ein bißchen ungewöhnlich. Wenn es dann wenigstens noch hieße: libellus stringitur in ampla diei, wie Ovid sagt: liber in adversos hostes stringatur iambus! Was aber die Hauptsache ist, die Worte stringit und ampla enthalten einen so augenscheinlichen Gegensatz, daß sie schwerlich ohne Absicht zusammengebracht sind, und der Sinn des Verses muß doch wohl der natürliche Gedanke sein: Die Lektüre des Buches schnürt die Länge des Tages ein, d. i. verkürzt sie. W. Meyer will deswegen lesen: Perlectus longi distringit hic (warum nicht is?) ampla diei. Aber würde nicht perlectus longaevi stringit ampla diei denselben Sinn ergeben? Den metrischen Fehler kann man dem Autor schon zutrauen. Und schließlich könnte ja auch in aus is verderbt sein.

Nun zum Waltharius. Warum glossiert A. V. 17 passim (B), das ich übrigens doch für eine Änderung des mißverstandenen pavidi der übrigen Hs. halten möchte, durch „fortwährend"? Die lokale Grundbedeutung des Wortes gibt doch einen guten, ja besseren Sinn. V. 87 ist wohl donant statt praebent (B) das Ursprüngliche. Wer sollte auf den Gedanken kommen, exempla praebent in e. d. zu verschlechtern, während die umgekehrte Änderung nahe genug liegt? A.s Vermutung, donant sei aus domatas V. 83 eingedrungen, könnte meines Erachtens nur dann gelten, wenn es gar keine andere Lösung gäbe. Daß V. 94 und 397 urbs im Sinne von castellum stehe, wie A. ausführt, wollte mir anfangs nicht recht scheinen. Da aber das Wort im carmen de bello Saxonum unzweideutig von der Harzburg gebraucht wird, hat man keinen Grund mehr, A.s Erklärung, die hier allein den rechten Sinn gibt, zu beanstanden: urbs für Burg oder castellum ist eben ein Germanismus.

V. 222. Cui post amplexus atque oscula dulcia dixit. Der Kuß soll nach W. Meyer und Althof ein Kuß der Etikette sein. Aber mit solchem Kuß wurden, soviel ich weiß, von den Damen des Hofes nur die ankommenden Gäste beehrt. Und Walther ist doch an Attilas Hofe kein Fremder? Und dann die Wörter amplexus und dulcia. Von Umarmungen und Süßigkeit der Küsse stand nichts im Kodex der höfischen Sitte. Überhaupt hat man beim unbefangenen Lesen den Eindruck, daß Walther den Kuß gegeben und nicht empfangen habe. Und wozu die nachträgliche Entschuldigung, wenn jene Art des Willkomms nur eine leere Form und kein Ausdruck der Zärtlichkeit war? Denn

Digitized by Google

V. 229, ambo etenim norant de se sponsalia facta, bezieht sich doch wohl nicht allein auf den Händedruck (V. 226), sondern mehr noch auf die oscula dulcia. Diese Entschuldigung stimmt auch schlecht zu dem schroffen Verhalten, mit dem Hildegund gleich darauf die offene Werbung Walthers aufnimmt. Wenn sie wußte, daß sie ihm verlobt war, warum dann das Mißtrauen, die Empfindlichkeit, die Sprödigkeit? Alles würde klar, wenn man V. 229 als einen späteren Zusatz ausscheiden dürfte. Kögel hält ihn für ein nachträglich hinzugefügtes Motiv, das Ekkehard festgehalten habe, obwohl es mit dem Folgenden nicht mehr harmoniert. Sei dem wie ihm wolle, mag Ekkehard selbst oder ein anderer den mönchischen Vers verbrochen haben, von einem höfischen Empfangs- und Begrüßungskuß kann hier nicht die Rede sein, es ist ein Gruß, der in den freieren Sitten einer noch unverkünstelten Zeit seine genügende Erklärung findet, und der natürliche Vorbote der förmlichen Werbung. V. 263. Imprimis galeam regis tunicamque trilicem | assero loricam fabrorum insigne ferentem. Die tunica erklärt Meyer als den Leibrock, „auf welchem der dreinätige Panzer, das Meisterstück der Schmiede, angebracht ist" — eine immerhin recht wunderliche Bezeichnung für einen Panzer. Nach Althof ist die Brünne gemeint, „die das Abzeichen der Schmiede trägt". Das ist eine vollkommen einwandfreie Übersetzung, auf die, wie mich dünkt, zunächst jeder verfallen muß. Aber wie steht's nun mit der weiteren Deutung? Was ist das insigne fabrorum? „Hammer und Zange", sagt A., das Abzeichen Wielands, als dessen Werk der Panzer auch 965 durch den Ausdruck Wielandia fabrica bezeichnet werde. Zwar fehlt es nicht an einigen Indizien, die für diese Auffassung zeugen könnten, aber sie gehören einer viel späteren Zeit an. Auch das andere Argument zieht nicht recht; denn die Wielandia fabrica kann auch als Meisterwerk in tropischem Sinne verstanden werden, wie bei Vergil und Cicero der Ausdruck Vulcania arma vorkommt. Mich dünkt, Ekkehard würde, wenn er den Panzer wirklich als Wielands Werk bezeichnen wollte, dies deutlicher gemacht haben, er brauchte, um das zu tun, zu 264 nur einen Vers, etwa nam Wielandus eam magna fabricaverat arte hinzuzufügen. Vollends problematisch ist die Verbindung der angelsächsischen Walderesage mit der deutschen Waltharisage, die Althof als Stütze für seine Auffassung postuliert. Denn das Postulat stützt sich nur auf die beiden angeführten Stellen des Waltharius, deren Deutung doch nicht unbedingt sicher steht, und ist also im Grunde eine petitio principii. Dazu kommt noch ein anderes Bedenken, zu dessen Beseitigung A. wieder einer ziemlich künstlichen Hilfskonstruktion bedarf. Kurz, die Sache ist keineswegs klar, und es ist am Ende doch geratener, auf dem von Meyer geschaffenen, freilich etwas schlüpfrigen Grunde, stehen zu bleiben als sich auf das uferlose Meer der Hypothese zu begeben.

Digitized by Google

V. 361 soll grates reddant (B) Ekkehards Originalausdruck sein, der durch grates faciant beseitigt sei, weil man Anstoß an dem durch die vielen Spondeen schleppenden Rhythmus des Verses genommen habe. Aber Verse von der gleichen Struktur kommen im Waltharius häufig vor (z. B. V. 20, 22, 31, 54, 56, 57, 82, 91 e tutti quanti), und obwohl sie sich zum Teil leicht verbessern lassen, sind sie doch stehen geblieben. Ich denke mir, daß grates faciant als eine vulgäre Wendung von B durch das klassische gratias reddant ersetzt ist. 434 Illic pro naulo pisces dedit antea captos. Hier bemerkt A. sehr richtig gegen W. Meyer, daß man dem Dichter die Zeit nicht nachrechnen dürfe, da seine geographischen Vorstellungen auch sonst ungenau seien. Er hätte hinzufügen können, daß die Dichter überhaupt die allzu genaue Kontrolle ihrer Zeitangaben und sonstigen Motive nicht gut vertragen. Wie mißlich ist es, der griechischen Helena und der deutschen Kriemhild die Jahre nachzurechnen, und Wallenstein erscheint bei Schiller bald mit grauem, bald mit braunem Haar. Ähnlich steht's auch mit der Deutung von V. 1410, wo Hildegund den wunden Kämpfern den Wein mischt. Schon Kögel nahm daran Anstoß, indem er sagte: „Der Wein ist zur Hand, ohne daß man weiß, wie das möglich war". Und Althof fügt hinzu: „Er gehörte zu den nach 331 aus dem Hunnenlande mitgeführten modicella cibaria (cibaria Wein!) und war bisher wohl als eiserne Ration betrachtet worden". Das schmeckt ein wenig nach der heute mit Recht in Verruf gekommenen Bibelauslegung der alten Rationalisten. Mit dergleichen inquisitorischen Fragen darf man den Dichtern nicht kommen. Um noch einmal Schillers Geist zu zitieren: wer fragt bei der Lektüre des „Siegesfest", woher die Kränze kommen, mit denen im Schiffe mitten auf dem Meere die Becher bekränzt werden? Die Kränze müssen da sein, weil der Dichter sie haben will, so ist's auch hier mit dem Wein. Von Rechts wegen hätte Walther Wein verlangen müssen, als er, vom Kampfe ermüdet (1175), sich mit Speise erquickte; da war jedoch augenscheinlich keiner im Reisekoffer. Es ging zur Not auch so, aber zum Versöhnungstrank mußte natürlich Wein vorhanden sein, gleichviel woher er kam. Das Fehlen der Motivierung mag störend sein, muß aber ertragen werden. So ist es auch verlorene Mühe, wenn A. dem Dichter zu V. 1208 die Entfernungen nachrechnet. Und um noch etwas Ähnliches hinzuzufügen, würde man den Dichter fragen, wo das von Walther ausgerichtete Gastmahl stattgefunden habe, in seinem Hause oder im Königspalast, oder was Hildegund in Attilas cubiculum zu tun hatte und was Walther dort wollte, ich glaube, er würde die Antwort rundweg verweigern. Zu 621 ist das Zitat aus der Völsungasaga nicht ganz genau. Gudrun träumt (Völsungas. 25) nicht von einem goldenen, sondern von einem großen Hirsch mit goldenem Haar. Zu V. 316 balbutit madido facundia fusa palato, wäre die zweite Erklärung besser

Digitized by Google

weggeblieben; denn wenn breites „Geschwätz“ auch bei Angetrunkenen vorkommen mag, so verträgt es sich doch schlecht mit dem Stammeln.

Eine ganz schlimme Stelle ist V. 775.76. Da ist besonders der Ausdruck parmam modo vergit in austrum ein schwerer Stein des Anstoßes. Die Übersetzung v. Winterfeldts: bald bot er dem Winde den Schild, die Geschosse heraus zu schütteln, hat A. kurz und treffend zurückgewiesen. Allerdings vermag der Wind im Waltharius gelegentlich mehr als anderswo, z. B. V. 890, wo es heißt: quae (hasta) subvecta choris ac viribus acta furentis | In castrum venit etc. Aber das ist rhetorische Phrase, hier ist der Ausdruck offenbar mit allem Bedacht gesetzt. Weiß denn nun aber A. etwas Besseres? Eigentlich nicht; er schließt sich — aber nur faute de mieux — an W. Meyer an, der in austrum übersetzt: „gegen die Sonne, d. i. in die Höhe“. „Denn“ — so heißt es weiter — „gegen den direkten Schuß der Lanzen deckt man sich durch den vorgehaltenen Schild, gegen den Bogenschuß der Pfeile kann man sich nur durch den übergehaltenen Schild schützen“. Alle Achtung vor W. Meyers Autorität, aber hier kann ich nicht mehr mit. Von indirekten Schüssen kann hier doch wahrlich nicht die Rede sein. Man vergegenwärtige sich doch die Situation. Werinhard sitzt auf seinem Rosse und beschießt von da aus, jedenfalls aus geringer Entfernung, den Gegner. Was soll da der Bogenschuß? Die Pfeile kommen freilich von oben, aber doch nicht aus solcher Höhe, daß es notwendig war, den Schild hoch empor zu heben. Überdies ist eben erst gesagt, daß Walther die Pfeile mit dem Schilde parierte (constitit opponens clipei septemplicis orbem). Warum da die Wiederholung? Der Gedankengang ist dieser: Walther deckt sich entweder mit dem Schilde (opponens) oder — und zwar noch öfter — er weicht den Geschossen aus (eludens). Er springt nämlich teils zur Seite (dissiluit), teils — das ist eben die Frage, jedenfalls pariert er nicht abermals mit dem Schilde. Diese Disjunktion wäre hier der reine Widersinn. Es ist auch die große Frage, ob discussit, wie A. meint, „vereiteln“ bedeuten kann; denn die von ihm angezogene Lukrezstelle paßt dafür ebensowenig wie ihre Nachbildung (Walthari 436) passen würde. Also entweder hat Ekkehard geschlafen, oder man muß sich nach einer anderen Lösung umsehen. Die Sache ließe sich erklären, wenn man lesen dürfte: parmam modo vergit et hastam (vgl. V. 639 und 680), dann könnte man sich denken, Walther habe ein Fechterkunststück angewandt und mit der Lanze die heransausenden Pfeile bei Seite geschlagen, wie er es 889 mit Patafrids Lanze macht, und es ergäbe sich für die ganze Stelle folgender Sinn: Da stand Walther und hielt seinen Schild vor, öfter noch vermied er vorsichtig die kommenden Schüsse; denn bald sprang er beiseite, bald schlug er, Schild und Lanze neigend, die Pfeile zur Seite, aber keiner

Digitized by Google

traf ihn. Ich will nicht behaupten, daß ich damit das Richtige treffe; aber es könnte doch so sein, auf jeden Fall, dünkt mich, muß die Hebung der Schwierigkeit in der angedeuteten Richtung gesucht werden. V. 790 u. ff. haben namentlich wegen des Beiwortes venenatas Anstoß erregt und sind deswegen verschieden interpretiert worden. Am einfachsten ist aber doch wohl A.s Erklärung, der die sagittas auf Werinhards Pfeile bezieht. Der Sinn der Worte Hadawarts ist: „Du spottest wie eine zusammengeringelte Schlange im Schuppenpanzer aller Ferngeschosse, mögen es Lanzen oder Pfeile sein. Nun wollen wir sehen, ob du auch meinem Schwerte im Nahkampf entgehst“. Dazu paßt auch neque enim is teli seu vulneris auctor, d. h. meine Hand entsendet keine Waffe, der du entgehen könntest, kein Ferngeschoß, wobei A. mit Unrecht nur an Werinhards Pfeile denkt. Was nun das Beiwort venenatas anbetrifft, so meint Ekkehard, glaube ich, nicht vergiftete Pfeile im eigentlichen Sinne des Wortes; wollte er das sagen, so war die Einführung Werinhards die passende Gelegenheit dazu. Vielmehr ist, wie mir scheint, der Ausdruck entweder Hyperbel im Munde Hadawarts oder epitheton ornans, klassische Reminiszenz. V. 813. Bei der Apostrophe an die dextera und an die sinistra will A. nach dextera ein Ausrufungszeichen setzen. Schwerlich richtig; denn offenbar müssen beide Hände in Beziehung zum Schild gesetzt werden, die rechte soll ihn gegen den Feind schützen, die linke ihn festhalten, daß er nicht zu Boden fällt. Der Dativus tibi kann als dativus ethicus genommen werden; außerdem wird ja auch die rechte Hand wie die ganze Person durch den Schild geschützt. Daß die Rede Walthers lebhafter würde, wenn man mit A. interpungierte, mag sein, andrerseits wird aber auch das Gleichmaß ziemlich empfindlich gestört. Den Ausdruck propugnacula muri würde ich nicht als „die Wehr des Schildes“, sondern als „Brustwehr“, hier ein Bild für den Schild, deuten.

Zu 875. Daß Ekkehard in seiner Vorlage eine Verwünschung der Habgier vorfand, ist mir im Gegensatz zu A. recht unwahrscheinlich. Das Motiv stammt aus Vergil und ist in echt mönchischer Weise, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, ausgeführt. V. 991 ferro tibi finis, calve, sub isto. sub ferro als Instrumentalis aufzufassen, geht nicht an. Die sinnliche Vorstellung des Unterliegens ist hier wie in ähnlichen Fällen noch nicht erloschen, man vergleiche das griechische ὑπὸ δουρὶ δαμῆναι und anderes. Dasselbe gilt von V. 1021, wo A. den Ausdruck sub fune ebenfalls instrumental auffassen will, obwohl es hier gar nach haerentem steht. V. 1102 erklärt A. vollkommen richtig; ich habe mich gründlich geirrt, als ich, Strecker folgend, seine Auffassung in dieser Zeitschrift LVII S. 241 bemängelte. V. 1176. Daß oppido nicht zu lassus, sondern zu dem vorhergehenden Verse gehört, will mir nicht scheinen, warum

Digitized by Google

soll Walther nach all den Kämpfen nicht recht müde sein? V. 1270 habitu virum rescire valebas. A. möchte habitu hier für Rüstung, nicht für Gestalt, wie man sonst meint, erklären, weil „Hagen den Freund nicht an seiner Gestalt erkannte und von ihm daher nichts anderes erwarten konnte". Aber Hagen kannte auch Walthers Rüstung nicht, während er selbst Helm und Rüstung (arma) trägt, die Walther bekannt waren. Wenn dazu die Gestalt stimmte, mußte die Wahrnehmung zur vollen Gewißheit werden; habitu wäre auch in dem von A. angenommenen Sinn nach dem vorangegangenen arma eine wirklich auffallende Tautologie. Zu V. 1275 quae destruxit zitiert A. einfach v. Winterfeldts Bemerkung: „demgegenüber charakterisiert sich das gewählte qua irritasti (der übrigen Hss.), worin auch das hier erforderliche „du" zum Ausdruck kommt, als eine Verbesserung". Aber hat denn niemand beachtet, daß in irritasti ein metrischer Fehler steckt? Das spätlateinische irrītare = irritum facere ist doch etwas anderes als irrītare, reizen. Hatte da nicht B allen Anlaß zu ändern? 1282, 1283, venturo se providus ictu praestrinxit, erklärt A., um die Lesart von B zu retten: er zog sich zusammen, er duckte sich. Aber die Lesart der andern Hss. praestruxit gibt einen mindestens ebenso guten Sinn: praestruxit heißt „er deckte sich"; se praestruere scuto ist gleich sibi scutum praestruere und ist daraus entstanden, wie mensam exstruere dapibus aus dapes in mensa exstruere entstanden ist. Man vergleiche auch das deutsche „vorbauen" und „verbauen". Ich möchte praestrinxit für Schreibfehler halten.

Noch eine textkritische Bemerkung. 1287 stehen sich die Lesarten maligeram (B P T) und maligenam (K S) gegenüber, wozu noch die Variante malignam in V kommt. Ich halte hier maligenam für das Original, einmal weil die Lesart von V darauf hinweist, zweitens weil es als ἅπαξ εἰρημένον dem Mißverständnis und somit dem Verderben viel eher ausgesetzt war als das leichtverständliche maligeram. Auch die Neueren haben sich über die Bedeutung von maligenam den Kopf zerbrochen, und doch ist es leicht zu verstehen: es bezeichnet die Lanze — denn es ist Beiwort zu hasta — aus Apfelbaumholz und ist also Übersetzung des deutschen apfalterin, das ebenfalls als Beiwort für den Lanzenschaft vorkommt (s. Schultz, Höfisches Leben II 21)[1]. Daß Ekkehard die Bildungen mit genus gena kannte, beweist der Ausdruck caeligenas animas (V. 867), und es ist unnötig, was Peiper getan hat, das griechische μελιηγενής als Vorbild für die Neubildung heranzuziehen. Allerdings hätte der Schreiber, der maligenam in maligeram absichtlich oder unabsichtlich änderte, den Vers mit einem metrischen Schnitzer belastet, aber dasselbe ist

---

[1]) Der mit einem feinen sensorium für solche Dinge begabte Scheffel legt im Ekkehard dem Abt Cralo einen Amtsstab aus Apfelbaumholz bei.

auch V mit malignam passiert, das doch gewiß aus maligenam hervorging. 1125 ac regem furto captum sic increpitavit, ut jam perculso sub cuspide genua labarent. Daß perculso sub cuspide bedeute: von der Lanze durchbohrt, will mir nicht einleuchten. Ich finde, daß Strecker recht hat, wenn er perculso (erschreckt) von cuspide trennt und dies durch „unter dem Speere" übersetzt. Mit dem instrumentalen Gebrauch von sub, den A. auch hier wieder postuliert, ist es eine eigene Sache (s. zu 991). Und überdies muß A. ein ut comparativum ergänzen, was ebenfalls mißlich ist. Ob der Speer von oben kommt oder wagerecht fliegt, macht dabei wenig aus, so genau wird Ekkehard sich die Sache nicht vorgestellt haben. Selbstverständlich ist sub cuspide nicht rein örtlich, sondern viel eher in moralischem Sinne zu nehmen; die Stelle bedeutet: unter der Wucht, unter dem Eindruck der geschwungenen Lanze wankten Gunther die Knie. „Philister über dir!" ruft Delila, obwohl jene erst in der Nähe auf Simson lauern. 1455 utpote quae nidis nondum petit alta relictis. Dazu bemerkt A.: „paßt eher auf einen Vogel . . . trotzdem traue ich Ekkehard nicht zu, daß er die Zikade für einen Vogel gehalten habe". Natürlich nicht, aber die richtige Erklärung fehlt. Ekkehard vergleicht sich wegen seines unvollkommenen Gesanges zuerst mit einer Zikade und gleich darauf wegen seiner Jugend mit einem Vogel, der noch nicht flügge ist. Das ist ein Wechsel der Bilder, wie er sich bei den besten Dichtern findet.

Daß ein Werk von dem Umfang des vorliegenden nicht ganz frei von Druckfehlern die Presse verlassen hat, ist leicht begreiflich. Bei der starken Belastung mit Zitaten von nah und fern mag es eine bitterböse Korrektur gewesen sein. Manches ist schon vom Verf. in den Nachträgen und Berichtigungen verbessert. Außerdem habe ich noch folgendes notiert: I S. 43 Watharius, Waltharius; S. 53 Das, Daß; IV S. VI Zur, Zu; S. 32 D. Spr. 92, D. Sagen Nr. 434; S. 46 proxiliore, prolixiore; S. 63 Atilla, Attila; S. 64 Wahlstatt, Walstatt; S. 87 ich, ioch; S. 119 Tasillo, Tassilo; S. 138 palpipat, palpitat; S. 155 Fellchen, Felchen; S. 214 Freitag, Freytag; S. 218 Ekkehard, Ekivrid; S. 218 Sachsen, Franken; S. 221 optum, aptum; S. 230 tricilem, trilicem; S. 232 insertus, inseritur; S. 295 replicibat, replicabat; S. 296 spondent, spondet; S. 296 Er, Es; S. 333 I 23, II 23; S. 377 Klinge, Spitze; S. 378 Excussissi, Excussisse; S. 385 Edde, Edda.

Ziehen wir die Summe der vorstehenden Erörterungen, so müssen wir sagen, daß Althof das Soll und Haben der Walthariusforschung mit größter Sorgfalt gebucht hat. Man erkennt deutlich, zu welchem Umfang das Haben seit Grimm, um von seinen Vorgängern nicht zu reden, angewachsen ist; aber getilgt sind die Schulden noch lange nicht, und es ist auch nicht zu erwarten, daß dies jemals geschehen wird. Ein beträchtlicher Rest

Digitized by Google

wird trotz aller Anstrengungen übrig bleiben, von dem es heißt: ignoramus et ignorabimus. Für alle Forscher aber ist Althofs Werk ein unentbehrliches Hilfsmittel und für die Lernenden wegen der darin ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine reiche Fundgrube für verschiedene Studien.

Weimar. F. Kuntze.

Eisler, Deutsche Kulturgeschichte. Leipzig 1905, J. J. Weber. X u. 224 S. kl. 8. 3 *M*.

Dieses neue Bändchen aus der bekannten Weberschen Sammlung löst seine allerdings schwierige Aufgabe, „dem gebildeten Laien eine Übersicht über die verschiedenen Phasen, in die sich die Entwickelung der deutschen Kultur gliedern läßt, zu verschaffen", nur teilweise mit Glück; manche Abschnitte sind geradezu mißlungen und durch Irrtümer entstellt (S. 52 wird Hermann von Salza Hochmeister der deutschen „Schwertbrüder" (!) genannt, S. 56 das Jahr 1241 als Ausgangspunkt der Hansa bezeichnet). Verf. schreibt am häufigsten Lamprecht und — Scherr aus, also zwei Kulturhistoriker von der denkbar größten Verschiedenheit; auch auf das deutsche Volkstum von Meyer, ein Sammelwerk, stützt er sich oft. Statt einer klaren Darlegung der die verschiedenen Zeiten beherrschenden Gedanken finden wir auf nicht wenigen Seiten Namen, Namen, nichts als Namen; vgl. S. 183 ff. Auch die Darstellungsweise im einzelnen ist von Anstößen nicht frei. S. 122 Z. 5 v. ut. steht: „Die Selbstherrlichkeit des Königtums betonte Friedrich Wilhelm auch dem Adel gegenüber auf das entschiedenste, indem er diesem, der gegen die neu erlassene Besteuerung desselben (!!) Einwand erhob, vorhielt, er stabilisiere . . . ". Also das papierne 'derselbe', der Stolz der Bureaukratie, ist hier grammatisch falsch verwendet!

Alles in allem genommen darf das Buch Schülern gar nicht empfohlen und nur mit großer Vorsicht benutzt werden.

Görlitz. E. Stutzer.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiß, einem Dreifarbendruck nach einem Gemälde M. A. Stremels, sowie mehreren Holzschnitten und Ätzungen nach alten Vorlagen im Dieterichschen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760). Bei Theodor Weicher in Leipzig. 112 S. 8. 1 *M*.

Der erste Jahrgang eines ganz eigenartigen Unternehmens liegt vor uns. Der Herausgeber hat sein Büchlein dem Andenken zweier Männer gewidmet, die vor ihm dahin zu wirken bemüht gewesen sind, daß das Verständnis Goethes ein allgemeineres werden sollte: O. E. Hartleben, der im Jahre 1894 sein Goethe-Brevier herausgegeben, und Hermann Levi, der etwas später einen Ab-

Digitized by Google

reißkalender zusammengestellt hatte, der ausschließlich aus Goetheschen Sentenzen bestand und als eine Art Abriß der Goetheschen Lebensweisheit gedacht war. Doch waren die von ihm zusammengebrachten Stellen nicht bloß aus den eigentlichen Werken gezogen, sondern vornehmlich auch aus Briefen und Gesprächen und aufgefunden in abgelegeneren Regionen des Goetheschen Schaffens. Dieser ursprünglich nur für das Haus Wahnfried zusammengestellte Kalender ist 1900 unter dem Titel „Gedanken aus Goethes Werken. Gesammelt von Hermann Levi" in der Bruckmannschen Verlagsanstalt erschienen.

In die Fußtapfen jener beiden Männer ist der Herausgeber des vorliegenden Goethekalenders, Bierbaum, getreten. Wir können sein mit großer Sorgfalt und mit feinem Geschmack zusammengestelltes Werkchen nur als einen sehr glücklichen Griff bezeichnen. Hier haben wir ein Jahrbüchlein vor uns, welches der immer wachsenden Goethegemeinde in hohem Grade willkommen sein wird. Es ist nicht etwa eine Sentenzensammlung aus Goethes Werken, welche lauter allgemein bekannte Aussprüche bringt (an solchen fehlt es ja natürlich auch nicht), sondern es sind vielfach Briefe und Gespräche herangezogen. In den folgenden Jahrgängen verspricht der Herausgeber im Vorwort dies noch mehr zu tun. Auch sollen künftig möglichst alle Epochen des Goetheschen Lebens berücksichtigt werden, was in diesem ersten Goethe-Kalender noch nicht geschehen ist. Mag das auch zutreffend sein: die vom Verf. getroffene Auswahl wird den Goethefreund sicher in vollem Maße befriedigen. Eine große Fülle Goethescher Gedanken zieht an unserem geistigen Auge vorüber, in nicht geringer Zahl auch solche, die noch nicht Allgemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Wenn der Goethekenner daran seine große Freude haben wird, so wird derjenige, der in Goethes Werken weniger heimisch ist, vielerlei von ihm kennen lernen, und das wird ihm eine willkommene Anregung geben, sich eingehender mit der Lektüre Goethes zu beschäftigen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl der Goethestellen entstammt der Jugendzeit des Dichters; dies, meinen wir, verleiht dem Büchlein einen ganz besonderen Reiz. Die hinzugefügten Abbildungen, namentlich das Stremelsche Bild „Empfangszimmer in Goethes Hause", sind sehr dankenswert. Die übrigen sind meist Goethebilder aus den verschiedensten Zeiten des Lebens des Dichters.

Wir können das von der Verlagsbuchhandlung recht geschmackvoll ausgestattete Büchlein nur angelegentlichst empfehlen und ihm eine möglichst weite Verbreitung wünschen. Der Preis ist niedrig zu nennen, ein für die Verbreitung günstiger Umstand.

Köslin. R. Jonas.

Digitized by Google

Goethe- und Schillerstudien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten über die klassische Literatur der Deutschen. Herausgegeben von Robert Petsch. München 1905, Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Band I: Robert Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. IX u. 300 S. gr. 8. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Robert Petsch, der eine Gesamtdarstellung der Ethik Schillers plant, hat im ersten Bande der von ihm herausgegebenen neuen Sammlung gewissermaßen eine Probe dieser Arbeit veröffentlicht, die den Zentralbegriff der Schillerschen Ethik, der zugleich der Zentralbegriff der Schillerschen Dramatik ist, die Freiheit des Willens, zum Gegenstande hat. Auf Grund einer möglichst deutlichen und umfassenden Darstellung der Entwicklung von Schillers Freiheitslehre soll die Bedeutung der von den Erklärern seiner Tragödien so viel umstrittenen Begriffe Freiheit und Notwendigkeit festgestellt werden. Die auf dem Grenzrain zwischen Philosophie und Literaturgeschichte stehende Arbeit soll nicht nur der gelehrten Forschung, sondern auch den Zwecken des Gymnasialunterrichts dienen. Ihr eigenartiger Wert liegt in der Sorgfalt, mit der allen geschichtlichen Zusammenhängen nachgespürt wird, und in der Vollständigkeit, mit der in bezug auf die beiden zu behandelnden Begriffe alles wichtige philosophische Material zusammengestellt ist.

Die drei ersten Abschnitte geben einen Überblick über die deutsche Aufklärungsphilosophie und ihre Gegner, über die Hauptrichtungen der englischen und französischen Philosophie und über die philosophischen Eindrücke, die Schiller auf der Militärakademie durch Unterricht und Lektüre empfing. Hieraus erklärt sich dann die Stellung, die der Jüngling in seinen medizinischen Abhandlungen, in den Gedichten der Anthologie und seinen drei ersten Dramen zu dem Freiheitsproblem einnimmt. Die folgenden Kapitel: „Don Carlos und die Gedankenkreise der Thalia, Schillers historische Schriften und seine erste Berührung mit Kant“ und die zusammenfassende philosophische Orientierung, die uns Schillers Weltanschauung vor seiner Rückkehr zur Dichtung in den Grundlinien darstellt, scheinen mir die wertvollsten des Buches zu sein; sie beweisen, daß der Verf. in der Tat, wie es in der Vorrede heißt, „auf breitester, entwicklungsgeschichtlicher Basis“ seine Schillerstudien betreibt.

In der zweiten Hälfte der Schrift handelt es sich nunmehr darum, das gewonnene Resultat auf die Dramen von Wallenstein bis zum Demetrius anzuwenden. Vortrefflich ist dies dem Verfasser gelungen in bezug auf die Wallensteintragödie; hier werden alle Versuche, das Werk zu einer Art Schicksalstragödie zu stempeln und dem Helden das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit zu nehmen, insbesondere auch die von Theobald Ziegler im Marbacher Schillerbuch 1905 entwickelte Ansicht, daß „das Milieu“ in diesem Drama das einzig bestimmende Moment sei, mit Gründlichkeit und überzeugender Klarheit zurückgewiesen. Auch in der

Digitized by Google

Jungfrau von Orleans scheint mir der Beweis für die Willensfreiheit der Heldin sehr geschickt geführt; Petsch zeigt, wie trotz der Einführung des Wunderbaren in die romantische Tragödie Schiller sich doch gegen die Ästhetik der Romantiker, namentlich gegen die passive Schicksalsauffassung in Tiecks Genoveva, ablehnend verhielt.

Während nun in den noch übrigen Dramen die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit zurücktritt, wird sie bekanntlich in der Braut von Messina zur Kardinalfrage, und hier ist der Verfasser der Gefahr nicht entgangen, einen an sich richtigen Maßstab gewaltsam anzulegen und damit den durchweg erhabenen Charakter des genialen Werkes zu verkennen. Daß die Tragödie mit ihrem Chor und ihrer nach dem Muster des Sophokleischen Ödipus aufgebauten Fabel ein Experiment ist, eine Ausnahme von allen andern dramatischen Schöpfungen des Dichters, darüber ist kein Wort zu verlieren. Ebenso klar ist es, daß der gegen die antike Schicksalsidee sich sträubende Dichter gegen das Ende der Handlung, von da ab, wo Don Cesar die Führung derselben übernimmt, zu seiner sittlichen Weltanschauung zurückkehrt. Um nun in der ganzen Tragödie von vornherein den Schuldbegriff durchzuführen, hat Petsch die hoheitvolle Gestalt der Mutter und die rührende Gestalt der Tochter zu wahren Zerrbildern gemacht: „Der verstorbene Fürst übertrug seinen tyrannischen Herrscherdrang auf die mitschuldige und mitfürchtende Gemahlin, die mit dem Selbstbewußtsein einer Elisabeth den Greisen von Messina gegenübertritt, während sie andererseits wieder zu jener Heimlichkeit neigt, hinter der sich die sinnliche Glut der beiden weiblichen Mitglieder dieses Hauses versteckt". S. 261. „Beatrice wird durch die heimliche Vorliebe für jeden verbotenen Genuß an Manuel gefesselt". Auch die Brüder kommen schlecht weg; außer den ererbten Fehlern des Fürstengeschlechts wird ihnen in der Versöhnungsszene „die Fieberhitze ihrer Bruderliebe" vorgeworfen, während doch die überraschende Wärme ihres Gefühls vollkommen hinreichend durch den freudigen Gedanken an die Geliebte motiviert ist. Der Chor endlich predigt zum Teil „Philisterweisheit", zum Teil „krassen, äußerlichen Fatalismus, der freilich durch das Gebaren einer Isabella bezeichnenderweise bestätigt wird, wonach niemand dem Verhängnis entflieht und menschliches Klügeln die drohenden Schläge nur selbst herbeiführen muß". Diesem Chor „graut es vor dem Leben und vor der Schuld". Eugen Kühnemann, der allerdings in seiner Auffassung des Werkes dem Verfasser ziemlich nahe steht, hat sich doch von solchen Übertreibungen ferngehalten.

Abgesehen von diesem einen Stück hat Petsch die in der Natur seines Themas liegende Gefahr, durch einseitige Betonung des Gegensatzes von Freiheit und Notwendigkeit dem poetischen Gesamtcharakter der Dramen zu nahe zu treten, glücklich ver-

Digitized by Google

mieden. Seine inhaltreiche Schrift ist durchaus geeignet, durch Vertiefung des Freiheitsproblems das Interesse für Schiller zu beleben und somit für das neue literarische Unternehmen, das sie inauguriert, im besten Sinne Propaganda zu machen.

Berlin. Johannes Schmidt.

Aurea dicta. Für Schüler der ersten fünf Klassen des Gymnasiums. Zusammengestellt von Karl Grofs. Bamberg 1905, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch). VI u. 82 S. 8.

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Buche eine Menge von lateinischen Sprichwörtern, geflügelten Worten, Wahlsprüchen und dergl. zusammengestellt und sie, wenn es möglich war, durch deutsche Sprichwörter und Zitate erklärt, sonst kurz übersetzt. Die Sammlung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der allerdings viel umfangreicheren von P. B. Sepp, Lanx Satura auctior (Augsburg 1894), verfolgt aber lediglich pädagogische Zwecke und ist daher so geordnet, daß der Stoff nach Maßgabe des grammatischen Pensums auf die einzelnen Klassen I—V (Sexta—Obertertia) verteilt ist. So soll das Buch dazu dienen, dem „Vergessen der in einem Jahre gelernten drei bis vier Dutzend Sprichwörter usw." vorzubeugen, „zumal wenn etwa an der Hand dieses Büchleins hin und wieder zur passenden Stunde eine Wiederholung ex officio die Erinnerung an sie wach hält". Diese Absicht ist gewiß ganz gut, die Sache selbst nicht ganz neu, denn solche Sammlungen finden sich anhangsweise bereits in mehreren Grammatiken oder Übungsbüchern; aber die allzu große Fülle des hier Gebotenen muß Bedenken erregen. Daß die Schüler bis Obertertia weit über 700 solcher Redensarten im Kopfe haben sollen, erscheint als eine gar zu große Zumutung, selbst für süddeutsche Verhältnisse. Man müßte also aus dieser Auswahl erst wieder eine Auswahl treffen und einen Kanon dessen, was wirklich gefordert werden soll, herstellen. An sich wäre das ja nicht so schlimm, und der Verfasser hat vielleicht, ausgehend von der Erwägung „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", mit Absicht den Stoff so überreichlich bemessen. Wenn nur alles wirklich nützlich und brauchbar wäre! Was sollen z. B. Redensarten wie S. 12 'Laudatur vinum simplex, cerevisia duplex' (mit dem Deutschen „Des Gelehrten Trunk soll sein jederzeit der beste Wein; der Ungelehrte trinke Bier, Wasser alle andre (?) Tier". Alter Reim. [Das Fragezeichen hinter „andre" ist überflüssig; es liegt die bekannte Spracherscheinung vor, für die in Grimms Wörterbuch I S. 309 zahlreiche Belege angeführt sind, z. B. aus Fischart 'blieb am baum henken wie ein andrer dannzapf', die sich auch beim griech. ἄλλος so häufig findet.] „Genießt im edlen Gerstensaft des Weines Geist, des Brotes Kraft"? Was soll ebenda 'Practica est multiplex' und 'temere', oder S. 9

Digitized by Google

'Juppiter hospitalis' (mit dem Deutschen „Wird man wo gut aufgenommen, muß man nicht gleich wiederkommen")?

Der Verfasser hat sich bemüht, die Urheber der angeführten Sprüche anzugeben; daß vieles namenlos bleibt, liegt in der Natur der Sprichwörter, aber manchmal wäre doch mehr zu ermitteln gewesen, z. B. konnte S. 30 'Punica fides' mit Sallust. Iug. 108 belegt werden. Störender ist, daß beim Zitieren ungleichmäßig verfahren wird; so steht S. 6 Cic. Fin. 5, 21, gleich darauf vollständiger Cic. Fin. 2, 23, 75. Bald geht der Verfasser auf die eigentliche Quelle der Redensart zurück, bald führt er als Autor jemand an, der selbst nur zitiert; so finden wir S. 7 'Manus manum lavat' Senec apoc. 9, unmittelbar davor 'Litterarum radices amarae, fructus dulces' (nach Isokrates) Cicero usw.; dann hätte dort als Senecas Gewährsmann Epicharm genannt werden müssen. — S. 3 steht „Schiller, Iphigen. in Aulis 2, 2", wo doch Euripides' Name nicht fehlen darf; S. 5 'ab igne ignem' hat Cicero aus dem Gesetze des Buzyges (s. Heine zu Cicero De off. III 55); S. 15 mußte für 'Suae quisque fortunae faber est' statt Sallust de ord. rep. der alte Appius Claudius angeführt werden; S. 47 steht unter den Versen Solons, die Cicero übersetzt hat: „Grabschrift eines älteren lateinischen Dichters"! Für 'Oderint, dum metuant' war Accius' Atreus anzuführen, S. 71 für 'Ubi bene, ibi patria' auf Aristophanes' Plutos 1151 zu verweisen. Sonderbar ist auch, daß S. 78 zu dem Scherzvers 'deficiente pecu — deficit omne — nia in Klammern hinzugesetzt ist: „Ennius?" Dem Verfasser schwebten wohl die übrigens auch apokryphen Enniusverse vor 'Massili portabant iuvenes ad litora tanas' (Vahl.[2] Anm. 610) und 'saxo cere comminuit brum' (ebd. 609); der Vers 'deficiente' etc. kommt zuerst in Rabelais' Pantagruel und Gargantua III 41 vor. — 'Res omnibus passeribus nota' (S. 6) hat bei Cic. Fin. 2, 23, 75 eine ganz andere Bedeutung als unser „Die Spatzen pfeifen es auf dem Dache". Für 'sic transit gloria mundi' S. 33 wird Lothar I. angeführt; ich weiß nicht, worauf sich der Verf. dabei stützt, vermute aber, daß eine Verwechslung mit 'Omnia mutantur, nos et mutamur in illis' vorliegt, worüber ich in der Wochenschrift für klassische Philologie 1901 No. 18 S. 491 f. und 1901 No. 30/31 S. 848 gehandelt habe. — Die deutschen Zitate entsprechen nicht immer dem Wortlaute der zitierten Stelle; so wird S. 13 für „Schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Land" angeführt Gryphius, Horribilicribrifax 5, 7; dort steht aber „Lerbeux [= Les beaux] esprits lernen einander durch dergleichen rencontre erkennen"; für die vom Verf. zitierten Verse weiß ich keinen früheren Beleg als das Lied „Ein Kaufmann, der sich Schulze nennt" Str. 7 (in jedem Kommersbuche zu finden). Überhaupt muß man einen großen Teil des deutschen Textes beanstanden; vielfach stehen die Worte in keinem Zusammenhang mit den lateinischen Zitaten,

Digitized by Google

oder sie sind geschmacklos und für ein Schulbuch unpassend; schon die oben angeführten Proben können dafür zum Beweise dienen, indessen mögen zur Begründung noch einige weitere Stellen angeführt werden. S. 3 Miles gloriosus: „Ein Prahlhans. So ein Bramarbas und Eisenfresser. Die Brücke kommt. Fritz, Fritz, wie wird's dir gehen“; was hier das letzte Zitat soll, ist mir unerfindlich. Auf derselben Seite: Nomen et omen: „Der Name ist zugleich Vorbedeutung (Neumann hieß er und war Droschkenkutscher — dieser Name sagt genug wohl schon)“. S. 10. Davus sum, non Oedipus: „Kannitverstan. Über diese Antwort des Kandidaten Jobses geschah allgemeines Schütteln des Kopfes“. S. 10. Multum, non multa: „Vieles, nicht vielerlei (Fleißiges Lesen im deutschen Lesebuch!)“ S. 12. In trinitate robur: „Im Dreibund liegt Deutschlands Stärke“! Vielleicht liest der Verf. einmal den Aufsatz der „Grenzboten“ vom 24. August 1905 [No. 34] S. 399. — S. 21. Claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt: „Ein Witzwort bei Schülerausflügen“: ich muß gestehen, daß ich nicht genau weiß, was hier eigentlich gemeint ist; wenn die Auffassung, die am nächsten liegt, richtig ist, so wäre das Zitat in einem Schulbuche doch recht merkwürdig.

In einem Anhange hat der Verf. allerlei Memorialverse, Rätsel, Wortspiele und komische Übersetzungen zusammengestellt, z. B. die Verse, nach denen der Zodiakus, die Musen, die sieben Weisen, die vier Erzämter gemerkt werden können. Hier ist manches ganz dankenswert, aber es fehlt auch nicht an bedenklichen und geschmacklosen Stellen, z. B. S. 80: 'Nulla laus vera in veste candida': „Keine echte Laus sitzt auf einer glänzenden Weste“. Überhaupt müßte man solche Scherzübersetzungen nicht in ein Schulbuch bringen, sondern sie mündlicher Überlieferung überlassen. — Schließlich möchte ich den Verf. noch auf einige Kleinigkeiten aufmerksam machen. S. 12 konnte zu 'festina lente', das Augustus übrigens in griechischem Wortlaute zitierte, der bekannte Vers aus Hermann und Dorothea 5, 82 angeführt werden: „Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise“. — Zu S. 50 'Caesar non supra grammaticam' vergl. Sueton De illustr. gr. 22, Cassius Dio 57, 17. — S. 77 steht 'Sunt pueri semper pueri; puerilia tractant'; ich kenne den Vers nur in der Fassung 'Sunt pueri pueri; pueri puerilia tractant', wie auch Sepp a. a. O. S. 71 und Nehry, Zitatenschatz S. 494 No. 426 (vergl. 1. Kor. 13, 11: *ὅτε ἤμην νήπιος, ἐλάλουν ὡς νήπιος, ἐφρόνουν ὡς νήπιος, ἐλογιζόμην ὡς νήπιος*). Dagegen hat Sepp S. 100 ebenso wie Groß 'Si qua sede sedes et erit tibi commoda sedes, illa sede sede, nec ab illa sede recede', während z. B. Zumpt die Fassung hat 'illa sede sede, si nova tuta minus'. Vielleicht nimmt Groß Gelegenheit, den Wortlaut dieser Sprüche weiter zu untersuchen. — S. 53 'sub rosa': hier verweise ich auf die hübsche Deutung, die dieses Wort im

Digitized by Google

Ratskeller zu Bremen erhalten hat. — S. 59 steht 'vasta' statt 'vasto'.

Berlin. Franz Harder.

H. Knauth, Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. I. Teil: Deutscher Text. II. Teil: Lateinische Übersetzung. Fünfte Auflage. Wien und Leipzig 1905, G. Freytag. IV u. 76 S. 8. geb. 1,50 ℳ.

Daß dieses speziell für Gymnasialabiturienten bestimmte Büchlein einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, beweist die schnelle Aufeinanderfolge neuer Auflagen. Die erste Auflage erschien 1896, jetzt ist schon die fünfte notwendig geworden. Über die Existenzberechtigung eines Übungsbuches, das neben den Aufgaben zugleich die Lösung derselben enthält, hat sich Verf. in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochen; er will schwächeren Abiturienten die Möglichkeit gewähren, durch häuslichen Privatfleiß ihr Wissen und Können zu fördern, zumal in der Schule die Zeit für grammatische Übungen sehr beschränkt sei. Der Gedanke ist durchaus richtig — vernünftige Benutzung durch die Primaner vorausgesetzt.

Auf den Inhalt, der eine recht brauchbare Auswahl bietet, näher einzugehen, erscheint kein Anlaß, zumal auch die jüngste Auflage wesentlich ein Abdruck der ersten ist und nur Verbesserungen im einzelnen enthält. Der Stil der deutschen Stücke ist freilich oft stark lateinisch, doch ließ sich dies wohl gerade für die Zwecke des Selbstunterrichts nicht vermeiden. Auch der lateinische Text könnte gelegentlich einfacher gestaltet werden; man vergleiche den zweiten Satz von St. 25 (etenim-putaret); im ganzen erscheint aber der Text angemessen; die reichliche Darbietung grammatischer Regeln in den Übungen ist gleichfalls durch den Zweck des Büchleins bedingt. Ich wünsche der sorgfältigen Arbeit Glück auf den Weg.

Berlin. M. Koch.

O. Kohl, Griechischer Unterricht (Geschichte und Methodik). Separatdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik“ zweite Auflage. Langensalza 1905, Hermann Beyer und Söhne. 78 S. 8.

In gärender Zeit ist es stets heilsam gewesen, den Geist der Streiter von den heiß und heftig behandelten Tagesfragen abzulenken und zur Sammlung und zu einem ernüchternden Rückblick zu veranlassen.

Heute tobt der Kampf um das Griechische. Auf der einen Seite hört man den Ruf, mit der humanistischen Lüge müsse endlich aufgeräumt werden, auf anderer Seite will man das Griechische zu einem wahlfreien Fache machen und damit in absehbarer Zeit aus dem Lehrplan ganz verschwinden lassen. Da sich besonders die zuerst genannten Rufer im Streit an das große Publikum

Digitized by Google

wenden, von dessen Urteilsfähigkeit allerdings schon Sokrates eine geringe Meinung hatte, so haben sie an der Leidenschaftlichkeit, mit der *οἱ πολλοί* alle einen nicht sofort in die Augen fallenden utilitarischen Zweck verfolgenden Fragen behandeln, den stärksten Rückhalt und Aussicht auf Sieg, die Verteidiger des Griechischen als eines obligatorischen Lehrgegenstandes aber einen schweren Stand. Dieser Streit kann beigelegt werden, wenn auf beiden Seiten wohlwollende, vorurteilsfreie Anerkennung der gegenseitigen Bestrebungen die Waffen führen heißt. Über die Art und Weise werde ich in einem besonderen Aufsatze meine Ansicht darlegen. Hier sei darauf hingewiesen, daß Kohls Schrift den zu leidenschaftlichen, gegen die Forderungen des praktischen Lebens sein Ohr verschließenden Verteidiger des Griechischen zur Besonnenheit zurückzuführen geeignet ist. Wenn er liest, welch verschiedenen Wertschätzungen der griechische Unterricht in Deutschland unterworfen gewesen ist, daß es Zeiten gegeben hat, wo man nichts von ihm wissen wollte, daß einflußreiche Männer wie Leibniz das Griechische nur wegen der Bibel erlernen lassen wollten, so wird er geneigt sein, dem praktischen Leben bis zu einem gewissen Grade einen Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Unterrichts einzuräumen.

Kohl gibt neben der Geschichte auch eine Methodik des griechischen Unterrichts. Wenn ich auch in manchen Dingen abweichender Meinung bin, so erkenne ich doch gern an, daß der Anfänger in dieser Schrift über den Betrieb der Grammatik und der Lektüre beachtenswerte Winke findet.

Die Freude an der Lektüre der zur Besprechung vorliegenden Schrift wird leider stark beinträchtigt durch die zahlreichen Druckfehler, die sich auf jeder Seite finden.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Die geographischen Bücher der Naturalis Historia des C. Plinius Secundus, mit vollständigem kritischen Apparat herausgegeben von D. Detlefsen. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. XVII u. 282 S. 8. 8 ℳ. (Heft 9 der Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Herausgegeben von W. Sieglin.)

Leo hat in seiner „römischen Literatur“ dem älteren Plinius die Kenntnisse zur Verarbeitung und Auswahl seines Stoffes abgesprochen. Für alle Teile des Plinianischen Werkes dürfte dieses Urteil nicht zutreffen. Unter den Geographen des Altertums hat dem Verfasser der Naturalis Historia der beste Kenner derselben einen hervorragenden Platz zuerkannt, und zwar wegen der umsichtigen und gewissenhaften Art, in der er das Bild des orbis terrarum aus verschiedenen Quellen zu zeichnen versuchte. Und jedenfalls ist das in den Büchern 3—6 überlieferte Material von der größten Wichtigkeit. Auf den urkundlichen Wert der Beschreibung Italiens hat vor wenigen Jahren Heinrich Nissen in der Ein-

Digitized by Google

leitung zum zweiten Bande der Italischen Landeskunde hingewiesen. Ein solches Werk wie das Plinianische ist der auf Verbesserung seines Textes gerichteten Bestrebungen schon wert. In der Ausbeutung der Handschriften und ihrer Klassifikation ist innerhalb der letzten fünfzig Jahre Hervorragendes geleistet worden. Schon Sillig hatte eine große Menge von Lesarten zusammengebracht, er hatte auch die Entdeckung Jans (1831) verwerten können. Aber eine abschließende kritische Ausgabe konnte er nicht liefern. Das Fundament seines Textes war nicht breit genug, seine Mitteilungen aus den Handschriften waren nicht immer verläßlich. Letzteres ist in der jüngsten Zeit bei den auf Robertus gerichteten Studien neuerdings zutage getreten. Die Grundlagen, auf denen jetzt die Textkritik beruht, schuf erst Detlefsen. Aus deutschen, italienischen und französischen Bibliotheken gewann er neues handschriftliches Material, das nach seinem Werte noch bedeutender war als nach seinem Umfange; er schätzte auch die Handschriften richtig ein und stellte ein stemma codicum auf, das bisher noch niemand umgestoßen hat; bestimmt schied er die ältere und jüngere Überlieferung, ausgiebig verwertete er die der älteren Handschriftenklasse entstammenden Korrekturen und verschaffte ihnen Bedeutung. Aber in seiner dem Plane der Weidmannschen Sammlung angepaßten Ausgabe konnten nur die wesentlichsten Lesarten mitgeteilt werden. Und gerade die ersten sechs Bücher sind recht sparsam mit Varianten ausgestattet. Nicht nur bei Studien über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Handschriften wurde die Veröffentlichung eines annähernd vollständigen kritischen Apparats als dringendes Bedürfnis empfunden. Aber auf das Zustandekommen einer großen kritischen Gesamtausgabe war nicht zu rechnen. Da bescherte uns unverhofft das der alten Geographie und Geschichte geltende Unternehmen Sieglins wenigstens eine Ausgabe der geographischen Bücher mit vollständigem kritischen Apparate. Mit ihr ist der Wissenschaft ein großer Dienst erwiesen; kein Abschnitt der Naturalis Historia hat bisher eine solche Bearbeitung gefunden. Detlefsen darf des Dankes aller versichert sein, deren Forschungen auf Plinius und die antike Geographie gerichtet sind. Das Studium seines Kommentars gewährt hohe Befriedigung durch die vielen neuen Lesarten, die nunmehr aus DRF ans Licht treten, und durch die so bedeutsamen Gruppierungen der Handschriftensigel. Die Studien auf dem Gebiete der alten Geographie und die Untersuchung der handschriftlichen Überlieferung des Plinius werden durch die Ausgabe neu belebt werden; vielleicht wird sie zur gleichen oder ähnlichen Bearbeitung eines anderen abgeschlossenen Abschnittes des Plinianischen Werkes, wie z. B. des 2. oder des 7. Buches, die Anregung geben.

In der Vorrede handelt Detlefsen von den Handschriften, die die Grundlagen des Textes der geographischen Bücher bilden, und ihrer Stellung zueinander, von den Exzerpten und den Aus-

Digitized by Google

schreibern. Ich kann seiner Darstellung nur beistimmen. Eine Tafel gibt eine Übersicht über die Handschriften, in denen der Text der Bücher 3—6 erhalten ist; auf sie folgt eine zweite Übersicht sämtlicher von den Ausschreibern der Historia Naturalis entnommenen Stellen, weiterhin Bemerkungen über die Überlieferung der indices und ein dankenswertes Verzeichnis der im Philologus, Hermes, in Gelegenheits- und selbständigen Schriften sowie in Sieglins Quellen und Forschungen erschienenen Aufsätze und Abhandlungen Detlefsens, die für die Textesgestaltung in Betracht kommen. Vermißt wird Detlefsens Aufsatz über die Ausschreiber der ersten Bücher und Verbesserungen zum 2. Buch im Hermes Bd. 32, S. 321—340). Ebenso hätte Seite X zu Beda Karl Welzhofers Aufsatz „Beda's Citate aus der naturalis historia des Plinius" (in den Abhandlungen für Wilhelm von Christ, München 1891, S. 25 ff.) angeführt werden können. Sehr gute Dienste leisten der index locorum und der index auctorum am Schlusse der Ausgabe. Die betr. Inhaltsangaben des 1. Buches der N. H. sind jedem der Bücher 3—6 vorausgeschickt. Auf jeder Seite sind in der ersten Zeile unter dem Striche die Handschriften angegeben, zuerst die der älteren, dann die der jüngeren Klasse, jede nach ihrem Werte eingeordnet; dabei ist auch zwischen E^3 und E^2 continuus geschieden. Vorschläge anderer Gelehrter sind für die Emendation benutzt, auch solche von Sieglin, der manche Verbesserungen des Textes gespendet hat.

Von den auf Handschriften der älteren Klasse zurückgehenden Exzerpten bespricht Detlefsen auf Seite IX f. die Auszüge aus dem 2., 3., 4. und 6. Buche, berücksichtigt aber nur den codex Paris. 4860. Dieselben Exzerpte finden sich auch im cod. Voss. lat. No. 69 der Leidener Universitätsbibliothek und waren auch in einer jetzt verschollenen Reichenauer Handschrift enthalten. Die Benutzung des Leidensis hätte den Kommentar mehrfach geändert; so manche von Detlefsen notierte Lesart des Par. ist, wie Leid. erkennen läßt, nur Verschreibung, stand also nicht im ursprünglichen Text des Exzerpts. Folgende Varianten des Leidensis hätten im kritischen Apparate Aufnahme finden sollen:

III 3 *tyrranio* (*turranio* A) statt *tyranio* Par. — III 4 *qua de causa* statt *qua de casa* Par. — IV 102 *albion* statt *album* Par. — IV 102 *gesoriaco* (dies ist die richtige Lesart; Leid. scheint sie allein zu haben) statt *gesiriaco* Par. — IV 103 *sambis* (Leid. mit A) statt *sumbis* Par. — *axanthos* (Leid. mit A) statt *anxantes* Par. — *glesiae* statt *glosiae* Par. — VI 81 *in india* statt *india* Par. — *scribsit* statt *scribit* Par. — VII statt IIII Par. — VI 82 *nullae* statt *nullo* Par. — VI 86 *cydara* statt *zithara* Par. — VI 88 *quam si producta* statt *que si producta* Par. — VI 91 *uoluntatem* statt *uoluntate* Par. — II, 242 *inata* (*innata* A) statt *maria* Par. — II 244 *gonge* statt *ginge* Par. — II 244 *peloponensi* (mit A) statt *poloponensi* Par. — II 245 $\overline{LXII}$ gegen $\overline{LXI}$ Par. — II 245 *fit* gegen

Digitized by Google

sit Par. — *currit* gegen *incurrit* Par. — II 246 *inhabitabiles* gegen *habitabiles* Par. — II 247 *XXVI* gegen *XXVI* Par. (so und nicht *XXVI* hat Par.). — II 243 hat nur Leid. *proxima*; im Par. fehlt dieses Wort. — Die eine und andere von diesen Lesarten hat Leid. mit A gemeinsam, während der Par. korrupt ist.

Das Verhältnis der Reste der älteren Handschriftenklasse zueinander ist noch nicht klar zu bestimmen. Doch gerade zwischen A und dem eben behandelten Exzerpte läßt sich eine sehr enge Verwandtschaft nachweisen (siehe den 5. Abschnitt meiner Abhandlung: Die Naturalis Historia des Plinius im Mittelalter, München 1898). Ein Hinweis auf dieses Verhältnis wird vermißt. Auf der kurzen Strecke, auf der sich A und das Exzerpt berühren, haben sie über fünfunddreißigmal ganz allein eine Lesart gemeinschaftlich. In den geographischen Abschnitten stimmen A und das Exzerpt (manchmal auch zusammen mit den 2. Händen) an folgenden Stellen überein: II 242 *procurrat*. — II 244 *deinde* (nach der bestimmten Angabe Silligs). — II 245 *a (meridiano)*. — *inconperta*. — II 247 *ceteras*. — *sollersque*. — *trecenties et quindecies*. — IV 102 *XXXXVIII* (so hat A nach der Angabe Detlefsens in der Ausgabe vom Jahre 1866; in der neuen Ausgabe fehlt eine auf A bezügliche Angabe) *XLVIII* Exzerpt. — *calidoniae ac*. — IV 103 *riginia*. — *silumnus*. — *mona*. — *sambis*. — *axanthos* A Leid. — *ab aduersa*. — IV 104 *uilibus*. — *uergos*. — *berricen*. — *cronium*. — *introrsum*. (Die Lesart von D ist nicht bekannt.)

Der Auszug des Robert von Cricklade, dessen Arbeit auf eine mit E^2 nah verwandte Handschrift zurückgeht, ist sehr sorgfältig benutzt. In der Vorrede weist Detlefsen u. a. auf den keineswegs gleichgültigen Umstand hin, daß Robertus aus dem in E^2 fehlenden Abschnitt Buch 6, 148—153 kein Wort entlehnt hat; er hebt auch ausdrücklich hervor, daß der Text des Robertus mit zur älteren, besseren Überlieferung gehört. Dieses Verhältnis tritt übrigens im Kommentar aufs deutlichste zutage, obwohl nicht alle Stellen aufgenommen werden konnten, an denen zwischen E^2 und Robertus Übereinstimmung besteht; so sind nicht angeführt: VI 88 *illic*; VI 89 *omnium*; VI 114 *includit*; *alio occasu*; VI 162 *nichilque* (*nihilque*); VI 183 *LX* (*LX* Detlefsen); VI 187 *monstriferas*; VI 192 *augurianles*; VI 195 *habeat in fr.*; VI 213 *medos*; VI 214 *proxima*; VI 1 *maiora* mit F^2; VI 215 *istumus*; VI 218 *Patauiam*; VI 219 *Sarmatis*.

In den kritischen Noten Silligs laufen Lesarten der jüngeren Hand von E als solche der älteren mit unter, wie Detlefsen in der Jenaer Literaturzeitung 1874 Nr. 26 ausgesprochen hat. Ich habe vor einigen Jahren den Cod. E eingesehen und habe 3 Hände (die dritte ist eine ganz späte) unterscheiden können. Detlefsen zweifelte zwar (Berl. Phil. WS. 1903 Sp. 390 f.), ob dies überall

Digitized by Google

möglich gewesen sei. Aber ich glaube doch sagen zu können, daß sogar zwischen der 1. und 2. Hand die Unterscheidung in den meisten Fällen möglich ist. Eine Nachvergleichung zum Zwecke der strengsten Ausscheidung der 1. und 2. Hand und zur Bestimmung jener Stellen, an denen die zwei Hände zu unterscheiden nicht möglich ist, wäre doch wohl für diese so bedeutende Ausgabe wünschenswert gewesen.

Nur an ganz wenigen Stellen habe ich aus E andere Lesarten notiert, als Detlefsen verzeichnet hat: VI 107 *grecia (greci* nach Detlefsen); VI 114 *parthios (partios* nach D.); VI 176 *herotoas (herothoas* nach D.); VI 212 *breues (breui* nach D.); VI 214 *LXXIIII (XXXIIII* nach D.).

Auch bezüglich des Parisinus habe ich in meiner Kollation nur ein paar Abweichungen von Detlefsens Angaben gefunden: VI 81 *magastine (magastene* nach Detlefsen); VI 89 *praestantiores* (Paris. wie auch E² D); II 245 *collegit (collegio* nach D.); II 247 *XXVI (XXVI* nach D.); VI 82 *nauigio (nauigatione* D.).

VI 214 ist *parte* in den Text aufgenommen; es ist nur durch Robertus bezeugt; doch notierte schon Sillig: *trigesima parte* $\beta\gamma$. Von anderen Schreibungen seien angeführt: V 51 *famaque*; V 70 *Acrabatenam*; VI 50 *uniuersos*; VI 68 *omnium — potentiam claritatemque*; VI 76 *elephantis*; VI 85 *regio*; VI 195 *dein fabulosa*; VI 211 *terraeque uniuersae;* V 84 und 85 *resistit, agit.*

Druckfehler habe ich mehrere bemerkt.

Die Ausgabe ist eine ausgezeichnete Leistung Detlefsens, würdig seiner früheren Arbeiten. Wir können uns derselben recht freuen.

Neuburg a. D. (Bayern). Karl Rück.

---

1) Léon Gautier, Epopées Françaises. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fritz Strohmeyer. Leipzig und Wien 1905, G. Freytag. XVI u. 122 S. kl. 8. geb. 1,20 *M.*

Das französische Heldenepos ist Geschichtsdarstellung vom Standpunkt des naiven Betrachters aus. So wenig es moderne Leser in seiner Gesamtheit ästhetisch anspricht, eine Anzahl von Szenen wird jedenfalls auch heute noch einen gewissen Reiz ausüben. Unsere deutschen Heldenlieder (Nibelungenlied, Gudrun) mögen, wie G. Paris einmal ausgeführt hat, einen mehr menschlich ergreifenden Charakter haben; dafür ist die französische Epoche historisch bedeutsamer. Da sich in der Epoche der Kreuzzüge die Kämpfe Karls des Großen gegen die Sarazenen, wenn auch unter anderen Verhältnissen, wiederholten, so kam es, daß sich die jenen Kämpfen gewidmeten Dichtungen vielfach erhielten und nun eine neue Bearbeitung leichter vertrugen, wogegen unsere deutschen Epen mit ihren mythischen Elementen sich nur schwer in die neue der ritterlichen Gesellschaft genehme Form einzwängen ließen — ein Umstand, der vielleicht die überraschend schnelle

Digitized by Google

Aufnahme der Artusromane bei uns stark begünstigt hat. Die vorliegende Auswahl (bestehend aus Teilen des Girard de Vienne, der Chanson de Roland und der Geste de Guillaume d'Orange) ist mit großer Sorgfalt getroffen worden, und sie bietet in den Anmerkungen alles, was eine weitergreifende historische Behandlung zu stützen geeignet ist. Sie ist eine wirkliche Bereicherung unseres Schriftstellerkanons, wobei ihre Verwendung als Vorbereitung auf die Behandlung unserer eigenen nationalen Epik nicht übersehen werden darf.

2) **Jules Sandeau, Madeleine.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Georg Görke.** Leipzig und Wien 1905, G. Freytag. VI und 106 S. 8. geb. 1,20 *M.*

Da sich die Auswahl der in unseren Schulen gelesenen französischen Schriftsteller nicht stets nach dem Kunstwert der betr. Autoren **allein** bewerkstelligen läßt, so wird auch Sandeaus Roman Madeleine hin und wieder Verwendung finden — schon wegen der Beziehungen, die er in Inhalt und künstlerischer Form zu der bei uns wohl über Verdienst gepriesenen Mlle de la Seiglière aufweist. Auch ihm gegenüber bleibt jedoch Brunetières Urteil von der invention un peu courte des Autors bestehen. Aber die Auswahl in der französischen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts ist schwer zu treffen, und an ästhetischem Wert nimmt es Sandeaus Roman mit dem, was die meisten Sammlungen an neuerer Erzählungsliteratur bieten, wohl auf. Die vorliegende Ausgabe ist sorgfältig hergestellt worden; die Anmerkungen sind kurz und korrekt; ob Übersetzungshilfen so zahlreich zu geben waren, scheint mir fraglich.

Pforta. Richard Schoeps.

---

1) **L. Pitcairn and M. Bennegger, Conversational Books about the Pictures of Hoelzel.** Vienna 1904, Ed. Hoelzel, Editor. 9 Hefte von je 12 S. in gr. 8, je 0,50 *M.*

Die Hölzelschen Wandbilder sind als erprobte Hilfsmittel im Anschauungsunterrichte weit und breit bekannt. Seitdem man angefangen hatte, an den höheren Schulen auf französische Konversation Wert zu legen und von den Schülern eine gewisse Fertigkeit im Verständnis und im mündlichen Gebrauche des Französischen zu fordern, war man auch bald darauf verfallen, die Hölzelschen Wandbilder bei den französischen Sprechübungen zu benutzen. Geschickte Lehrer haben damit auch sicherlich, besonders wenn sie in Klassen von nicht zu hoher Schülerzahl (möglichst unter 20) unterrichteten, Erfolg gehabt. Natürlich lassen sich diese Bilder nur in den unteren und mittleren Klassen verwenden, und auch auf diesen Stufen muß der Lehrer seine Sache gut verstehen, wenn etwas herauskommen soll. Jedenfalls müssen die Bilder auf die in Betracht kommenden Klassen passend

Digitized by Google

verteilt und die zu ihnen gehörenden Vokabeln, die zum dauernden Eigentum der Schüler werden sollen, genau festgestellt werden. Um in letzterer Hinsicht dem Lehrer die Aufgabe zu erleichtern, hat die Verlagsbuchhandlung von Hölzel schon vor einer Reihe von Jahren für den französischen Unterricht Hefte herausgegeben, von denen jedes ein Bild in französischer Sprache behandelt. Alle Hefte sind ganz gleichmäßig eingerichtet, und der französische Text ist von Lucien Génin und Joseph Schamanek.

Diesen französischen Heften entsprechen ziemlich genau die 9 englischen Hefte von Pitcairn und Bennegger, die im Jahre 1904 in demselben Verlage erschienen sind. Jedes Heft ist einzeln käuflich und enthält 12 Seiten englischen Text und am Ende das entsprechende Wandbild in verkleinertem Maßstabe. Die Titel der 9 Hefte sind die folgenden: I. Spring, II. Summer, III. Autumn, IV. Winter, V. The Farm-Yard, VI. The Mountain, VII. The Forest, VIII. The Town und IX. London. Die Einrichtung dieser für die englische Schulkonversation geschriebenen Hefte gleicht völlig der der französischen. Seite 1 jedes Heftes enthält das Vorwort (es ist in allen Heften dasselbe), Seite 2 ist betitelt Summary, S. 3 Vocabulary, S. 4 Description, S. 5 Questions, und die folgenden Seiten enthalten Conversation and Exercises. Die englischen Hefte zu den Hölzelschen Wandbildern sind also praktisch und den Zwecken der Schule entsprechend eingerichtet. Sie stehen keinesfalls hinter den französischen zurück, und wer diese mit Erfolg verwendet hat, dem werden auch jene gute Dienste leisten. Die Lehrpläne von 1901 gestatten die Anwendung von Bildern in den Sprechübungen, die den Verhältnissen des täglichen Lebens gelten, unter der Bedingung, daß sie inhaltlich wertvoll und in der Formgebung nicht geschmackwidrig sind. Man darf wohl sagen, daß die Hölzelschen Wandbilder im allgemeinen diesen Anforderungen entsprechen. So dürfen denn auch die Hefte von Pitcairn und Bennegger den Fachgenossen empfohlen werden.

2) **Jerome K. Jerome, Fact and Fiction.** Sketches, Tales and a play in prose. Edited with explanatory notes by Kurt Schladebach. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit herausgegeben von Bahlsen und Hengesbach. Abteilung II, Englische Schriften 42. Bändchen. XII und 144 S. 8. geb. 1,40 *M*.

Die Reform des neusprachlichen Unterrichts, die im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts viel von sich reden machte, hat sicherlich viel gute und treffliche Leistungen aufzuweisen. Der grammatisierenden Methode den Garaus gemacht, das Verstehen und Sprechenkönnen der fremden Sprachen in den Vordergrund gerückt, das Erlernen einer guten, dem Original möglichst nahekommenden Aussprache betont zu haben — das sind zweifelsohne Errungenschaften des (nun nicht mehr) neuen Lehrverfahrens. Aber auch weniger erfreuliche Erscheinungen hat es gezeitigt.

Digitized by Google

Diese liegen besonders auf dem Gebiete der Lektüre. Das an und für sich berechtigte Streben, neben den älteren klassischen Werken der französischen und englischen Sprache, deren Vortrefflichkeit von früheren Geschlechtern erprobt wurde, auch die Werke neuerer und neuester Schriftsteller in die Schule einzuführen, um die Schüler mit ihnen bekannt zu machen, haben leider zur Folge gehabt, daß eine Menge recht mittelmäßiger, um nicht zu sagen minderwertiger, Werke herausgegeben und der Schule mit dem Hinweise empfohlen wurden und noch empfohlen werden, es würde in ihnen das Modernste vom Modernen in französischer oder englischer Zunge geboten. Nun ist es zwar unbedingt richtig, daß im neusprachlichen Unterricht der neueste Bestand der Sprache besonders berücksichtigt werden muß, es ginge nicht an, in der Schule die Sprache Shakespeares, Miltons oder Voltaires zu lehren, vielmehr sollen die Schüler modernes Englisch, modernes Französisch lernen; aber bei der Auswahl der Lektüre für die Jugend unserer höheren Lehranstalten müssen außerdem noch andere wichtigere Gesichtspunkte maßgebend sein. Hierin sind nun meiner Meinung nach manche Herausgeber neusprachlicher Schullektüre nicht peinlich genug gewesen. Das haben denn auch die Lehrer erkannt und in ihren Vereinen Ausschüsse gewählt, die über die im Buchhandel erscheinenden Neuheiten zu Gericht sitzen sollen, um ihre Brauchbarkeit für die Schule zu prüfen. Man hat einen Kanon der geeigneten Werke aufgestellt. Aus diesem würde ich für meinen Teil Jerome K. Jerome gänzlich ausschließen. Er ist für die Schule nicht geeignet. Die Lektüre seiner Werke ist für Erwachsene recht belustigend, Jerome weiß so drollig zu erzählen, so eigenartig komisch zu übertreiben, die Schwächen des menschlichen Herzens so treffend zu schildern und lächerlich zu machen und mitten in seine Scherze eine ernsthafte Betrachtung, die häufig geradezu zu dichterischem Schwunge sich erhebt, einzuflechten, daß wir ihn liebgewinnen und ihm eine Menge schlechter Witze, die mitunterlaufen, verzeihen. Für die Schule aber sind seine Werke nicht ernst genug, und ich bin fest davon überzeugt, daß in nicht allzu ferner Zukunft seine Werke für die Schule nicht mehr in Betracht kommen werden, wenn auch jetzt noch Neusprachler für sie eine Lanze brechen mögen.

Will man aber dennoch etwas aus Jeromes Werken dem Schüler vorsetzen, so muß eine sorgfältige Auswahl getroffen werden. Das hat nun allerdings Schladebach in seinem Büchlein: Fact and Fiction auch getan. Die Mehrzahl der in ihm enthaltenen 10 Abschnitte ist gut ausgewählt, so 1. Paul Kelver's Childhood, 2. How I became an Actor — My Last Appearance, 3. Barbara, play in one act, 5. On the Weather, 6. On Furnished Appartments, 7. On Cats and Dogs, 8. From the Diary of a Pilgrimage und 10. The City of the Sea. Dagegen scheinen mir 4. On Getting on

Digitized by Google

in the world und 11. The Man who lived for others nicht für die Schule geeignet zu sein. Außerdem möchte ich aus den als geeignet bezeichneten Abschnitten noch manche Stellen gestrichen wissen, weil sie, obgleich sonst völlig harmlos, Dinge berühren, auf die man nicht gern die Aufmerksamkeit der Schüler lenkt. So würde ich z. B. auf S. 95, wo der Verfasser von der Anhänglichkeit einer seiner Katzen spricht und erzählt, daß sie ihm, wenn er spät in der Nacht nach Hause zurückkehrte, entgegen kam, den folgenden Satz: „It made me feel quite like a married man, except that she (the cat) never asked where I had been and then didn't believe me when I told" ganz weglassen. Dasselbe gilt von der Stelle S. 100/101, an der Jerome erzählt, er habe die Einladung seines Freundes zur Reise nach Ammergau darum um so lieber angenommen, weil eine ihn langweilende Tante gerade für diese Zeit seiner Familie ihren Besuch angekündigt habe. Die ganze Episode von dem Besuche dieser Aunt Emma paßt nicht nur nicht für die Schule, sie ist auch ziemlich albern. Ebenso albern erscheinen mir die Witze, die Jerome öfters in einer Klammer anbringt, wie z. B. S. 72: Our next-door neighbour comes out in the back garden every now and then and says it's doing the country a world of good (not his coming out into the back garden, but the wife of the man who was telling the story) . . . u. a.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Anmerkungen zu den 10 Abschnitten (S. 126 ff.) und die Lebensbeschreibung Jeromes (S. V—IX) in englischer Sprache geschrieben sind.

Breslau. **H. Knobloch.**

---

1) Ch. M. Mason, The Counties of England. Ausgewählt und erklärt von O. Badke. Mit 5 Abbildungen und einer Karte von England. Zweite, sorgfältig durchgesehene Auflage. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 190 S. 8. geb. 1,60 *M.* Wörterbuch, bearbeitet von K. Köhler. 54 S. 8. 0,50 *M.*

Ein recht brauchbares Lesebuch für das zweite oder dritte Schuljahr im englischen Unterricht! Das ist mein Urteil nach eingehender Durchsicht des vorliegenden Buches, das ich nicht ohne einige Besorgnis in die Hand genommen hatte. In fremdsprachlichen Lesebüchern, die Wanderungen durch ein Land oder eine Großstadt zum Inhalt haben, ist die Darstellung oft einförmig; bei den Counties von Mason ist das nicht der Fall: die Sprache ist zwar schlicht, aber der Stil ist abwechselungsreich wie die landschaftliche Gestaltung und die Geschichte der einzelnen englischen Grafschaften. In unserm Buche wechseln geographische Beschreibungen mit geschichtlichen und sagenhaften Berichten in anregender Weise ab. Immer wird das Charakteristische in der Natur und Geschichte einer Grafschaft hervorgehoben. So schildert Mason, offenbar nach eigener Anschauung, vortrefflich die eigen-

Digitized by Google

artige Schönheit des Lake district, den berühmten Bergbau von Durham und die großartige Gewerbtätigkeit von Manchester und Liverpool und vergißt nicht, überall geschichtliche Erinnerungen aufzufrischen. Die Ruinen von Kenilworth, die Landstadt Stratford in Warwickshire geben dem Verfasser Veranlassung, kurz vom Grafen von Leicester und vom Swan of Avon zu sprechen. Man sieht aus diesen Andeutungen, daß Masons Buch den Schülern viel Wissenswertes bringt und der in ihrem Kerne berechtigten Forderung der Reformer, daß der fremdsprachliche Lesestoff die Kenntnis des fremden Landes vermitteln soll, völlig Genüge leistet. Die beigefügten Abbildungen und eine gute Karte von England erhöhen den Wert des Buches. Eine recht nützliche Zugabe ist auch ein Verzeichnis der wichtigsten von den im Text vorkommenden englischen Eigennamen in phonetischer Umschrift. Die sprachlichen und sachlichen Anmerkungen sind, wie es in der Sammlung von Bahlsen und Hengesbach üblich ist, nicht sehr zahlreich. Der Lehrer muß vieles aus seinem Eigenen hinzutun. Und das finde ich richtig; denn nichts verleidet die Arbeit des Lehrers für die Lektürestunde, und nichts hemmt die Arbeitswilligkeit der Schüler so sehr wie ein Übermaß von erklärenden Anmerkungen. Es gibt ja leider viele Schulausgaben mit solchem embarras de richesse. Der Druck ist in der vorliegenden Ausgabe von Badke sorgfältig. Auf S. 170 muß in der Anmerkung 1066 statt 1056 stehen; in der Anmerkung über Montfort würde ich aus pädagogischen Gründen den letzten Satz über diesen Aufständischen weggelassen haben: Montfort ist immerhin ein Verschwörer. Ob es bei einer Neuauflage, die voraussichtlich bald erfolgen wird, nicht angezeigt wäre, noch einiges mehr vom Urtext wegzulassen? Es ist immer wünschenswert, einen Lektürestoff ohne Mühe in einem Schuljahre ganz durchnehmen zu können. — Das Wörterbuch ist sehr sorgfältig gearbeitet und ausreichend. — Ich wünsche dem brauchbaren Buche die weiteste Verbreitung in unsern Gymnasien und empfehle es auch zur Privatlektüre.

2) Shakespeare's Merchant of Venice. Erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage, bearbeitet von L. Proescholdt. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XXX u. 105 S. 8. geb. 1,80 *M*. Anmerkungen hierzu 61 S. 8.

Es ist eine besondere Freude für mich, eine Neuauflage von Fritsches Schulausgabe des Merchant of Venice anzuzeigen; hat doch die Durchsicht dieses Werkes lebhafte Erinnerungen an einstigen persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch mit dem als Schulmann und als Gelehrten wohlbekannten ersten Herausgeber, Fritsche, in mir wachgerufen. Die Weidmannsche Merchant-Ausgabe von Fritsche beruhte in der Hauptsache auf dem Shakespearelexikon von Alexander Schmidt und der Abbottschen Shakespearian Grammar. Seit dem Erscheinen dieser Merchant-Ausgabe ist die Shakeaspeareforschung um ein gutes Stück vor-

Digitized by Google

wärts gekommen: das Shakespearelexikon ist in verbesserter Auflage erschienen; der von Fritsche zugrunde gelegte Text der Cambridge Edition ist neu herausgegeben, und endlich haben Werke wie die von Hazlitt und Lee-Wülker vieles Dunkle im Leben des Dichters aufgehellt. Diese angedeuteten Errungenschaften der Shakespeareforschung haben eine Neuausgabe des Merchant notwendig gemacht, und sie ist guten Händen anvertraut worden. Der in der Literatur über Shakespeare wohlbewanderte Herausgeber, L. Proescholdt, hat die Lebensskizze Shakespeares und die Anmerkungen der ersten Auflage in geschickter Weise nach dem jetzigen Stande der Shakespeareforschung berichtigt und ergänzt und so eine vorzügliche Lektüre für die Prima geschaffen. Trotz der stattlichen Zahl der Anmerkungen der neuen Ausgabe bleibt die Lektüre des Merchant, wenn der Lehrer ordentliche Arbeit verlangt, zum Glück immer noch eine tüchtige, geistige Anstrengung für den Primaner, aber eine Anstrengung, die sich lohnt. Proescholdt hat also, wie ich hiermit andeuten wollte, in seinen Erklärungen das rechte Maß gehalten. Daher empfehle ich diese neue Merchant-Ausgabe den Neusprachlern aufs beste: diese Ausgabe kann mit andern Ausgaben desselben Dramas jeden Vergleich aushalten. Ich empfehle diese Neuausgabe um so lieber, als Proescholdt die Eigenart der Schulausgaben von Fritsche nicht angetastet hat, jene Eigenart, die sich in dem deutlichen Bestreben ausdrückt, den Sinn der Schüler für sprachliche Erscheinungen dadurch zu wecken, daß er sie in seinen Anmerkungen immer wieder auf altertümliche Sprachformen oder auf Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung einer Redeweise des fremden Schriftstellers mit dem Deutschen, Französischen oder Lateinischen hinweist und so zu genauerer Beachtung des fremdsprachlichen Ausdrucks hinführt. So kann eine gute Schulausgabe mit Erklärungen die Schüler wohl zu eigener geistiger Arbeit anregen.

3) Shakespeare's Julius Caesar. Erklärt von Alexander Schmidt. Neue Ausgabe, durchgesehen und erweitert von H. Conrad. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 104 S. 8. geb. 2 *M*. Anmerkungen hierzu 113 S. 8.

Der vortreffliche Shakespearekenner Alexander Schmidt hat durch seine bei Weidmann veröffentlichte Shakespeareausgaben, wie allgemein anerkannt wird, nicht nur die Aufnahme Shakespeares in den englischen Lektürekanon unserer höheren Schulen erleichtert, sondern auch vielen außerhalb der Schule stehenden Freunden der Shakespeareschen Dichtung Belehrung und Anregung zu weiterem Studium gegeben. So war die alte Schmidtsche Merchantausgabe sowohl für die Schularbeit wie für das private Studium mit Vorteil zu gebrauchen. Nicht minder brauchbar ist aber für beide Zwecke die Conradsche Neubearbeitung, die in geschickter und pietätvoller Weise durchgeführt ist. Conrad hat das wertvolle Erklärungsmaterial von Schmidt möglichst unverändert

Digitized by Google

zu verwerten gesucht; hin und wieder hat er freilich eine ursprüngliche Anmerkung verkürzen oder erweitern oder sonstwie umgestalten müssen, um sie mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der rührigen Shakespeareforschung der letzten Jahrzehnte in Einklang zu bringen. Die an den Schmidtschen Erklärungen vorgenommenen Änderungen und seine Zusätze hat Conrad durch ein besonderes Zeichen kenntlich gemacht; ebenso hat er durch ein Kreuz im Text auf einen kleinen „Anhang" mit „textkritischen Bemerkungen" hingewiesen. Diesen Anhang hat Conrad für etwaige Übungen im Universitätsseminar oder für den Gebrauch bei Vorlesungen bestimmt, und dort wird dieser Anhang sich ohne Zweifel bewähren. Also darf ich die Conradsche Neuausgabe des Julius Caesar als eine sehr gute Arbeit bezeichnen und wünsche im Interesse des englischen Unterrichts, daß sie auf Gymnasien und Hochschulen viel benutzt werde.

4) Brandl und Keller, Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 40. Jahrgang. Berlin 1904, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 475 S. 8. 12 *M*.

Das vorliegende „Jahrbuch" steht seinen Vorgängern an Fülle und Gediegenheit des Inhalts nicht nach. Von den größeren Abhandlungen möchte ich die folgenden besonders hervorheben: Die Frau im englischen Drama vor Shakespeare (Marie Gothein), Shakespeare und die Weidmannskunst (Heinrich Loewe), Der Mann mit dem Eselskopf, ein Mimodrama vom klassischen Altertum verfolgt bis auf Shakespeare (Hermann Reich) und Gedanken eines Poeten in Shakespeares Stadt (Wilhelm Münch). Schließlich sei noch empfehlend darauf hingewiesen, daß das Jahrbuch außer einer Reihe von interessanten, kleinen litterarischen Mitteilungen von Brandl, Keller, Garnett und vielen andern namhaften Shakespeareforschern eine umfangreiche und gewissenhafte 'Zeitschriftenschau' von Carl Grabau und eine nicht minder sorgfältige Zusammenstellung der im Jahre 1903 erschienenen 'Shakspeare-Bibliographie' von der Hand Gustav Beckers enthält. Die Freunde der Shakespeareliteratur werden in dem trefflichen 'Jahrbuch' vielseitige Anregung und Belehrung finden.

Luckenwalde. Heinrich Truelsen.

W. Martens, Geschichtswiederholungen hauptsächlich zur Vorbereitung auf Geschichtsprüfungen. Hannover 1904, Manz & Lange. 282 S. Qu.-8. 1,70 *M*, geb. 2 *M*.

Die Martensschen Geschichtsbücher haben noch immer, wenigstens in Preußen, unter der völlig irrigen Meinung zu leiden, daß ihr Verfasser Katholik sei und die Dinge in katholisierender Weise darstelle. In den „Neuen Jahrbüchern" (Jahrgang 1901, II. Abteilung, Band VIII, S. 518 ff.) habe ich seinerzeit nachgewiesen, wie jene Ansicht entstanden ist, und habe damals auch

Digitized by Google

betont, daß die gut geschriebenen Bücher wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit volle Anerkennung verdienen und daß sie den Vergleich mit unsern verbreitetsten geschichtlichen Lehrbüchern wohl aushalten können. Was ich dort gesagt habe, gilt auch von den „Geschichtswiederholungen", die Martens, dem Beispiele andrer folgend, nun auch hat erscheinen lassen. Sie sollen „ein Hilfsmittel für Geschichtswiederholungen größeren Umfangs sein, also namentlich der Vorbereitung für Geschichtsprüfungen dienen". Diesen Zweck zu erfüllen sind sie — natürlich zunächst an Anstalten, wo die Lehrbücher desselben Verfassers eingeführt sind — trefflich geeignet. — Jede Seite enthält am linken Rande die Schlagwörter zum eigentlichen Text: sie sollen gewissermaßen die Fragen des prüfenden Lehrers vertreten. Am rechten Rande stehen dann die dazu gehörigen Jahreszahlen. — Mit dem gegebenen Stoff kann man sich wohl einverstanden erklären; daß freilich manchem Benutzer einiges als überflüssig, andres als zu kurz gefaßt erscheinen wird, ist ganz selbstverständlich. Ich für meine Person würde z. B. in einem derartigen Buch die genauen Angaben über die Einteilung des spartanischen Heeres in früherer und in späterer Zeit (S. 21) ebenso gern missen wie das Jahr 1026, in dem Heinrich VII. von Deutschland — lange vor seiner Thronbesteigung — zum König gewählt ward (S. 126), oder den Namen des Bischofs Adhemar von Puy, den Papst Urban II. mit der Oberleitung des ersten Kreuzzugs betraute (S. 131). Auch die ausführlichen Mitteilungen über den Schweizer Sonderbundskrieg und die sich daran schließende Verfassungsreform des Jahres 1847 befremden: sie erklären sich wohl daraus, daß der Verfasser seinen Wohnsitz in Konstanz hat. — Andrerseits ist mir aufgefallen, daß z. B. beim ersten Punischen Krieg nur die Veranlassung genannt wird, während die wirklichen Gründe nicht angeführt werden.

Die Angaben des Buchs sind, wie schon bemerkt, zuverlässig; von Ungenauigkeiten, die natürlich nicht ganz fehlen, erwähne ich, daß Martens die mykenische Zeit auf die Jahrhunderte von 1500—1200 vor Christus beschränkt (S. 12) und daß er Friedrich den Rotbart beim Durchreiten des Kalykadnus seinen Tod finden läßt (S. 136), was doch recht zweifelhaft ist. Nicht ganz genau ist es auch, wenn es auf S. 169 heißt: „Auf ..... Jülich, Cleve, Berg .... erhebt Anspruch der Kaiser" und wenn auf S. 264 als Frucht der von Kaiser Wilhelm II. geförderten sozialen Gesetzgebung nur das Gesetz über die Invalidenversicherung genannt wird: Arbeiterschutzgesetz und Kinderschutzgesetz fehlen.

Noch eins muß ich anführen; es betrifft die Fassung der Angaben über die Neuordnung der preußischen Heeresverfassung vom Jahre 1860, in bezug auf die nicht nur in den Geschichtsleitfäden, sondern auch in fast allen größeren Werken eine schier unglaubliche Verwirrung herrscht. Auch in unserm Buch heißt

Digitized by Google

es: „Ziehung der drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr zur Reserve“. Da nun der Dienst in der Reserve bis dahin 2 Jahre dauerte, hätte er sich danach in Zukunft auf 5 Jahre erstrecken müssen: in Wirklichkeit aber wurde eine nur vierjährige Reservepflicht festgesetzt.

Der „Lapidarstil“, den der Verfasser nach dem Vorwort gewählt hat, erweckt nur manchmal einige Bedenken, so wenn es auf S. 66 heißt: „Hannibal . . . beschließt Angriff der Römer in Italien“ (warum nicht: „die Römer in Italien anzugreifen“?) oder wenn auf S. 70 gesagt wird: „Gegensatz zwischen der regierenden Gesellschaft (Optimaten, Nobilität), aus der fast ausschließlich (Homo novus) die Beamten hervorgehen, und den Unbemittelten“. Auch die Weglassung des Artikels wirkt mitunter recht störend.

Genug der Ausstellungen, die doch nur unbedeutende Dinge betreffen. Viel wichtiger ist es, daß in den „Geschichtswiederholungen“ meist mit großem Geschick die wesentlichsten Dinge hervorgehoben und mit wenigen Worten angeführt werden (vgl. die kurze Charakteristik Maximilians I. auf S, 151 „Maximilian . . . unternimmt viel, erreicht wenig“). Mitunter ist das Werkchen trotz seiner Kürze zuverlässiger als ausführliche Lehrbücher, so wenn auf S. 130 gesagt wird, daß nach dem Wormser Konkordat die Wahl der Bischöfe „durch Klerus und Volk“ erfolgen soll. Am Schluß ist noch eine Reihe von Stammtafeln gegeben.

Das sonderbare Format des Buchs ist meiner Ansicht nach recht wenig handlich und empfiehlt sich nicht. Druckfehler sind mir nicht aufgestoßen, doch müßte auf S. 132 wohl „Mathildeschen (statt „mathildeschen“) Gütern“ stehen; umgekehrt halte ich die Schreibung „des Älteren Miltiades“ (S. 25) statt des „älteren M.“ oder „M. des Älteren“ nicht für richtig.

Berlin. R. Lange.

---

1) H. Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet. Ausgabe A. Vornehmlich für den Gebrauch in Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen. Teil I. Pensum der Untertertia, Obertertia und Untersekunda. Fünfte, verbesserte Auflage. Berlin 1905, Otto Salle. 256 S. 8. 2,20 *M.*

Genau nach denselben Grundsätzen wie der früher von mir angezeigte Teil IIa der arithmetischen Aufgaben desselben Verfassers ist der Teil I bearbeitet, in dem für die Klassen Untertertia bis Untersekunda das nötige Übungsmaterial gegeben ist. Was ich über die Aufgaben und die Art ihrer Darstellung des zweiten Teiles gesagt habe, gilt auch von dem Inhalte dieses ersten Teiles. Da hier aber die Lehre von den sieben Spezies in Buchstaben und den Gleichungen behandelt werden mußte, so sind die not-

Digitized by Google

wendigen Lehrsätze aufgestellt, die teils allgemein bewiesen, teils nur durch Beispiele in bestimmten Zahlen erläutert sind. Mir erscheinen diese Zusammenstellungen von Lehrsätzen und darauffolgenden Beispielen durchaus geeignet, ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra zu ersetzen, da der Lehrer ja leicht etwa fehlende Sätze hinzufügen kann. Der Verf. ist allerdings anderer Meinung. Die Regeln, die sich aus den Lehrsätzen ergeben, unterscheiden sich überaus vorteilhaft durch Kürze und mathematische Schärfe von den in anderen Lehrbüchern aufgestellten Regeln; bei ihnen wie auch sonst ist der Verf. auch bemüht gewesen, der deutschen Sprache ihr Recht widerfahren zu lassen. Nur in einigen Punkten kann ich ihm nicht beipflichten. Er sagt stets „zwei Zahlen durcheinander dividieren"; das halte ich geradezu für falsch, da es ja nicht gleichgültig ist, welche von den beiden Zahlen der Dividendus ist; es muß doch wohl heißen: „eine Zahl durch eine andere dividieren". An manchen Stellen setzt der Verf. Kenntnisse bei den Schülern voraus, die sie auf einer gewissen Unterrichtsstufe noch gar nicht haben können: Untertertianer z. B. wissen wohl noch nichts von dem spezifischen Gewicht, dem Pythagoreischen Lehrsatz, der Fläche des Kreises, dem Inhalt des gleichseitigen Dreiecks. Warum der Verf. zu den Aufgaben, die die Anwendung der Gleichungen mit einer Unbekannten behandeln, Aufgaben, die zwei Unbekannte enthalten, obendrein gleich im Anfange, stellt, ist mir bei der Sorgfalt, die sich überall in der Behandlung des Lehrstoffes zeigt, nicht begreiflich. Ich kenne zwar keine Aufgabensammlung, in der das nicht geschieht, aber das entschuldigt doch nicht das Versehen. Bei der Auflösung der quadratischen Gleichung vermisse ich bei der Wurzelausziehung auf beiden Seiten der Gleichung auf der linken Seite das Doppelzeichen $\pm$; so gut wie auf der rechten Seite dieses Zeichen stehen muß, muß es auch auf der linken Seite stehen, erst die weitere Rechnung zeigt, daß auf der einen Seite das Doppelzeichen weggelassen werden kann. Die von mir gemachten Ausstellungen sind nur unbedeutend, trotzdem könnten sie bei einer neuen Auflage berücksichtigt werden; denn in einer so vortrefflichen Sammlung fallen Ungenauigkeiten ganz besonders auf.

2) F. Segger, Rechenbuch für die Vorschule der höheren Lehranstalten. Im Anschluß an das Rechenbuch für die unteren Klassen von Müller und Pietzker. Heft 1: Lehraufgabe des ersten Schuljahres. 64 S. Heft 2: Lehraufgabe des zweiten Schuljahres. 72 S. Heft 3: Lehraufgabe des dritten Schuljahres. 58 S. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 8.

Der Vorrede entnehme ich, daß dieses Rechenbuch für Vorschulen in erster Linie auf den Gebrauch des Rechenbuches von Müller und Pietzker vorbereiten soll, daß der Rechenstoff nicht

Digitized by Google

nur nach den gleichen methodischen Grundsätzen aufgebaut, sondern auch so umgrenzt ist, daß nicht ein beträchtlicher Teil der Lehraufgabe der Sexta vorweggenommen wird. Es ist deswegen ganz besonderes Gewicht darauf gelegt, diejenige Sicherheit in den Grundoperationen zu erzielen, welche die Grundbedingung für jeden weiteren Fortschritt im Rechnen bildet; deswegen ist von der Sortenverwandlung und dem Rechnen mit mehrfach benannten Zahlen ganz abgesehen. Es ist wohl keine Frage, daß die Hauptaufgabe des Rechenunterrichtes in der Vorschule ist, eine möglichst große Sicherheit in den vier Spezies zu erreichen, wenn auch ein großer Teil der Lösung dieser Aufgabe noch den unteren Klassen überlassen werden muß; daß man aber ganz davon absieht, mehrfach benannte Zahlen, die doch dem Schüler schon zu Hause und auch sonst noch entgegentreten, als Unterrichtsmaterial zu verwenden, kann ich nicht billigen. In einem Anhange des dritten Heftes findet sich zwar eine Vorbereitung auf das Rechnen mit mehrfach bekannten Zahlen, aber der Verf. will eine dezimale Schreibung der dezimal geteilten Zahlen nicht angewendet wissen, und die wäre doch gerade die Hauptsache in einer solchen Vorbereitung. Selbstverständlich darf es sich hier nur um einfache Zahlenverbindungen handeln. Aber die Bedeutung von 9,25 ℳ ist doch wohl leichter zu erfassen als mancherlei Verhältnisse, die in den angewandten Aufgaben dieser Hefte vorkommen. Die Hefte enthalten nur Aufgaben; von einer Lösung, die die Form der Aufstellung der Zahlen beim Rechnen zeigt, ist ganz abgesehen. Bei der Aufstellung der Aufgaben für die Entwicklung der vier Spezies vermisse ich die Hervorhebung des Zusammenhanges der Rechnungsarten: so folgt einfach die Division auf die Multiplikation, ohne daß durch passende Aufgaben die bei der Multiplikation gewonnenen Kenntnisse für die Division verwertet sind. Der nach dem Buche unterrichtende Lehrer kann ja freilich diesem Übelstande durch selbstgebildete Aufgaben abhelfen. Zu billigen ist es durchaus, daß in den angewandten Aufgaben Fremdwörter möglichst vermieden sind, aber ich meine, daß der Verf. in diesem Bestreben nicht so weit gehen sollte, dem Schüler die Namen für die vier Spezies selbst vorzuenthalten, es ist nur die Rede von zuzählen, abziehen, vervielfältigen und teilen; ebensogut wie bereits in der Vorschule von Präsens usw. gesprochen wird, ebensogut können die dort nicht mehr als Fremdwörter geltenden Wörter Addition usw. angewendet werden. Noch möchte ich den Verf. darauf aufmerksam machen, daß Produkte nicht in Klammern zu schließen sind (S. 51). — Die Ausstattung der Hefte ist sehr gut.

Berlin. A. Kallius.

Digitized by Google

1) Alois Höfler, Physik mit Zusätzen aus der angewandten Mathematik, aus der Logik und Psychologie und mit 230 physikalischen Leitaufgaben. Unter Mitwirkung von Eduard Maiß und Friedrich Poske herausgegeben. Braunschweig 1904, Vieweg & Sohn. XIX u. 965 S. 8. geh. 15 ℳ, geb. 16 ℳ.

2) Alois Höfler, Hilfsbuch zur Physik, enthaltend die Zusätze usw. aus Nr. 1. Ebenda. VIII u. 258 S. 8. geh. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

3) Alois Höfler, Naturlehre für die Oberstufe der Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten. Ebenda. XIII u. 407 S. 8. geh. 4,50 ℳ, geb. 5 ℳ.

4) Alois Höfler, Hilfsbuch zur Naturlehre für die Oberstufe der Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten, enthaltend Zusätze aus der angewandten Mathematik, der Logik und der Psychologie und 80 Leitaufgaben. Ebenda. IV u. 93 S. 8. kart. 1,20 ℳ.

5) Alois Höfler, Repetitorium der Physik. Ebenda. VIII u. 203 S. 8. geh. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

6) Friedrich Poske, Unterstufe der Naturlehre (Physik nebst Astronomie und Chemie). Nach A. Höflers Naturlehre für die unteren Klassen der österreichischen Mittelschulen für höhere Lehranstalten des Deutschen Reiches bearbeitet. Ebenda 1905. X u. 246 S. 8. geh. 2,40 ℳ, geb. 2,80 ℳ.

Das nunmehr vorliegende Höflersche Unterrichtswerk bedeutet einen erheblichen Fortschritt der physikalischen Pädagogik. Die „Physik“ ist für die Hand des Lehrers bestimmt. Sie umfaßt den gesamten Lernstoff der Oberstufe höherer Lehranstalten mit vielen Ausblicken rein physikalischer, historischer und philosophischer Art immer im Hinblick auf die Aufgabe und Schwierigkeiten des Unterrichts. Das Buch wird auch dem, der über reifere Erfahrung gebietet, eine reiche Quelle der Belehrung sein. Angefügt sind Zusätze aus der angewandten Mathematik, der Logik und Psychologie, in denen wertvoller Stoff zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts zusammengetragen ist. Da mancher diesen Anhängen besonderes Interesse entgegenbringen dürfte, sind sie im „Hilfsbuch zur Physik“ für sich zusammengestellt. Die Naturlehre soll in die Hand des Schülers der Oberklassen gelangen. Sie ist ein Ausschnitt aus der „Physik“. Da diese sich das Interesse des Unterrichts allein zum Ziel gesetzt hat, so kann gegen die Herstellung der „Naturlehre“ auf dem Wege der Weglassung und Verkürzung nichts eingewendet werden. Beide Bücher gehören zusammen. Das „Hilfsbuch zur Naturlehre“ ist eine verkürzte Ausgabe des „Hilfsbuch zur Physik“, Das „Repetitorium“ dient Examenszwecken.

Der Lehrgang ist systematisch. Dies schließt nicht aus, daß beachtenswerte methodische Fingerzeige gegeben werden. Vornehmlich die Mechanik ist ein Meisterstück feiner Durcharbeitung und großzügiger Anlage. Es ist der Versuch gemacht, von wirklich ausgeführten Experimenten zu den mechanischen Begriffen überzuleiten. Dabei ist ein Gesichtspunkt beachtet worden, der für das ganze Buch maßgebend ist, daß in der Überführung des Schülers aus dem gemeinen Denken in das wissenschaftliche be-

Digitized by Google

sondere Vorsicht und Kunst am Platze sei. Ob freilich die anzustellenden Experimente dem heutigen Bedürfnis, die theoretische Mechanik an die Erfahrung anzuknüpfen, auch für die Zukunft voll genügen werden, ist noch die Frage. Diese Experimente sind auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Danach wendet sich der Verfasser alsbald der rein theoretischen Betrachtung zu. Immerhin ist der getane Fortschritt sehr beachtenswert. Nicht minder wohltuend berührt die Einheitlichkeit, die im Gegensatz zu vielen anderen Lehrbüchern in dem mechanischen Gebiet erreicht ist. Von einfachen Beobachtungen und Experimenten ausgehend, läßt H. schließlich den ganzen Aufbau in Sätzen über die allgemeine Schwere gipfeln.

Was die Form anlangt, die der Darstellung in den Büchern überhaupt gegeben ist, so fällt zunächst die ungemein feine, gut differenzierte Ausarbeitung einer jeden Einzelheit ins Auge. Eine derartige Sauberkeit in der Formulierung, in der Anlage vieler Figuren, in der Wahl des Drucks ist wohl kaum bisher erreicht. Dieser erhebliche Vorzug führt keineswegs eine Vernachlässigung der Anlage im großen mit sich. Hier macht sich die philosophische Neigung des Verfassers vorteilhaft geltend. Soviel auch an Material aller Art geboten ist, immer findet man es übersichtlich nach umfassenden Gesichtspunkten gemeistert vor.

Überhaupt wird der besondere Wert des Werkes in der glücklichen und so zeitgemäßen Berücksichtigung philosophischer Gesichtspunkte zu suchen sein. Es versteht sich von selbst, daß nirgends metaphysische Betrachtungen den wissenschaftlichen Charakter der Darlegungen trüben. Die Beherrschung der Philosophie macht sich vielmehr besonders in einer gesteigerten Schärfe der Grundbegriffe geltend. Zudem versäumt die „Physik“ keineswegs, die Schwierigkeiten zu verhüllen, die einer Präzisierung heute noch entgegenstehen. Demselben Bedürfnis sind auch die historischen Bemerkungen untergeordnet. Man findet nicht mehr die sonst üblichen Zahlen und Daten allein oder die Mitteilung von Kuriositäten, sondern, was gegeben wird, ist unter dem Gesichtspunkt gegeben, daß ein letztes Verständnis vieler physikalischer Aufstellungen nur zu erreichen ist, wenn man den historischen Werdegang kennt. Eine Einschränkung bildet nur der Stand der Untersuchungen selbst heutzutage, die mit einer so vertieften Betrachtung des geschichtlichen Ablaufs erst begonnen haben. Endlich sind im prinzipiell-physikalischen Interesse höchst dankenswert die zumeist sehr geschickt, knapp und eindringend abgefaßten Zusätze aus der Logik und Psychologie. Es ist zu hoffen, daß, wenn das Werk in diesen Punkten in weiterem Kreise wirksam wird, der Bildungswert der Physik eine ansehnliche Steigerung erfährt. Aber auch der Physiker selbst wird durch eine solche Schulung vor Enge und Gebundenheit seiner Denkweise bewahrt bleiben. Freilich werden es die Vorzüge dieses

Digitized by Google

philosophisch aufgebauten Unterrichtswerks mit sich bringen, daß es sich nur allmählich Geltung verschafft.

Angehängt sind noch eine Astronomie, Meteorologie und Chemie, in denen hie und da Änderungen oder Bereicherungen nötig werden dürften. Allzu mager sind die Abschnitte über die Technik, zumal der über die Dampfmaschine und andere. Der mathematische Anhang hingegen bietet viel Feines, hübsch für den Unterricht Zurechtgemachtes, und die Leitaufgaben enthalten viele höchst interessante und belehrende Probleme, die der Verfasser im Laufe seiner langen Lehrtätigkeit zusammengetragen hat.

Die „Unterstufe“ von Poske, die im Anschluß an ein entsprechendes Buch von Höfler gearbeitet ist, gibt etwas mehr, als für gewöhnlich wohl auf der Unterstufe dargeboten wird, so das Wichtigste aus der Lehre vom Schall und Licht und einen kurzen Abriß der Astronomie. Für dieses Buch mußte der Gesichtspunkt im höchsten Maß beachtet werden, wie das jugendliche Denken allmählich und sicher in das wissenschaftliche überzuleiten sei. Ist das, was Höfler in seiner Oberstufe dem Schüler an knapper Diktion, an Präzision des Ausdrucks und Abstraktion zumutet, manchmal ein gerütteltes Maß, so ist hier auf das glücklichste Gemeinverständlichkeit der Darstellung mit Wissenschaftlichkeit versöhnt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, ist die Hydromechanik ein kleines Kabinettstück. Es geht durch das ganze Buch ein Zug frischer Lebendigkeit, obgleich ohne jede Breite und Weitschweifigkeit das eigentliche Ziel, die wissenschaftliche Fassung, stets auf dem kürzesten Wege erreicht wird. Eine hübsche Beigabe bildet der „Anhang von Denkaufgaben“, unter denen sich viele überraschende und lehrreiche finden. Somit liegt in dieser Darstellung des einführenden Lehrkursus eine für jeden Lehrer höchst beachtenswerte Leistung vor.

Berlin. Ernst Goldbeck.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg, 3.—6. Oktober 1905.

(Fortsetzung und Schluß.)

Pädagogische Sektion.

Die erste Sitzung wurde am 3. Oktober um 2 Uhr eröffnet. Nachdem die Direktoren Professor Dr. Wegehaupt-Hamburg und Geheimrat Professor Dr. Schlee-Altona[1]) zu Vorsitzenden gewählt worden waren, erhielt Professor Dr. Ludwig Gurlitt aus Steglitz bei Berlin das Wort zu seinem Vortrag „Über die Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit“[2]). Er führte etwa folgendes aus:

In für mich überraschender Weise hat Prof. Lichtwark in seinem Vortrage dem meinen vorgearbeitet. Mein Vortrag steht unter dem Motto: „Alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe“. Wenn wir von Pflege des Persönlichen im Kinde sprechen, so liegt darin der Gedanke, daß das Kind eine Persönlichkeit habe. Das Kind ist des Mannes Vater. Es gibt keine Schöpfung, die an sich schlecht wäre. Wenn unsere herrschende Pädagogik noch immer von der Sündhaftigkeit des Kindes ausgeht, so beweist sie damit nur, daß sie noch immer Magd der Theologie ist. Jede Schöpfung hat das Merkmal des Persönlichen an sich. Die Natur kopiert sich nicht; stets schafft sie Sonderwesen. Jedes Tier, jede Pflanze ist eine Persönlichkeit; wie viel mehr das Kind! Daß sich Persönlichkeit vererbt, ist unbestreitbar. Damit soll natürlich kein Fatalismus gepredigt werden. Was das Kind tut, geschieht nach alten Naturgesetzen, ist also, wenn man einmal den Maßstab der Moral anlegt, gut. Das Kind ist moralisch neutral. Das lügende Kind beweist nur eines, das nämlich, daß es sich brutaler Gewalt gegenübersieht. Die Lüge ist die Waffe des Schwachen. Wir haben auch in der Erziehung die Schwachen zu stärken. Bei Gütergemeinschaft wird nicht gestohlen. Das Kind kennt nur Gütergemeinschaft.

Worin äußert sich nun die Persönlichkeit des Kindes? In dem Unverdorbenen und Ungekünstelten seines Gebarens. Es kennt keine Verstellung,

---

[1]) Geheimrat Schlee, der verdiente und geschätzte Direktor des Altonaer Realgymnasiums, ist inzwischen (am 6. Dez. 1905) gestorben.

[2]) Der Vortrag ist als Broschüre erschienen im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig.

Digitized by Google

hat Vertrauen zu jedem. Man unterschätzt aus dem Hochmut des Erwachsenen heraus die kindliche Seele. Das Kind handelt stets aus innerem Zwang. Tugend ist Wissen; nur der wissende Mensch handelt tugendhaft. Wenn ein Kind sagt: „Ich will“, so heißt es: „Kinder haben nichts zu wollen“. Vieles, was man so Unart nennt, wird der psychologisch denkende Erzieher keineswegs unterdrücken. Was schlichter Naturlaut ist, schelten wir oft Unart. Unsere pädagogischen Lehrbücher strotzen von Marter- und Folterwerkzeugen für die arme Kindesseele. Meist wäre Nachsicht besser am Platze. Gute Erzieher wie Christus, Pestalozzi, Fröbel u. a. kannten derartige böse Kinder gar nicht, oder sie wurden sehr leicht mit ihnen fertig. Wir brauchen trotzige, starke, tollkühne Kinder; sie werden als Männer ihren Platz ausfüllen.

Der ganze Betrieb unserer öffentlichen Schulen geht auf Uniformierung aus. Die Natur schuf Persönlichkeiten; die Schule schafft sie wieder ab. Dieser Erziehungsmethode setzt die neue Pädagogik neue Grundsätze entgegen. Im Spiele lernt das Kind alles, was der Mann später im Staatsleben, im Dienst der Allgemeinheit nötig hat, natürlich abgesehen von Spezialkenntnissen. Wir fragen bei unserer Erziehung viel zu wenig nach angeborenen Fähigkeiten. Ein Beispiel dafür ist z. B. die Unterschätzung des Zeichenunterrichts auf den Gymnasien. Wenn wir geringeren Schulzwang hätten, hätten wir weniger Gelehrte und Beamte, aber mehr echte Bürger und Persönlichkeiten.

Ich erkenne so viele Bildungsgrade an, als es Menschen gibt. Darum ist es eine wahre Erlösung, daß unsere preußische Schulverwaltung jetzt Maßnahmen getroffen hat, die uns von falschen Bildungsidealen befreien und uns der Möglichkeit, Persönlichkeiten erwachsen zu lassen, bedeutend näher führen: Abschaffung des Gymnasialmonopols, eine mehr akademische und fakultative Spitze der höheren Schulen, größere Bewegungsfreiheit in den Lehrplänen. Das allerwichtigste freilich ist und bleibt eben der Erzieher selbst. Nur wer selbst eine Persönlichkeit ist, kann Persönlichkeiten erziehen.

Wiederholt wurde bei diesen Ausführungen auf ausländische Art und Einrichtungen als Muster hingewiesen.

In der sich anschließenden Debatte bemerkte Rektor Professor Dr. Alfred Rausch aus Halle:

Es ist ein pädagogischer Begriff von großer Bedeutung, den der Herr Vortragende behandelt und zum Grundgedanken seiner Darlegungen gemacht hat: der Begriff der Persönlichkeit. Nur diesen Begriff möchte ich aus seinem reichhaltigen Vortrage herausnehmen und einer Kritik unterziehen. Bei allen Erörterungen, die wissenschaftlichen Wert haben sollen, kommt es darauf an, daß die Begriffe klar erfaßt und beibehalten werden; denn mit der Festlegung der Begriffe hat alle Wissenschaft erst ihren Anfang genommen. Was nun den Begriff der Persönlichkeit anlangt, so hat ihm der Herr Vortragende eine Ausdehnung gegeben, die im Widerspruch mit der Wissenschaft, insbesondere mit der Psychologie steht. Hat er ihn doch nicht nur dem Kinde beigelegt, sondern sogar auf das Tier und die Pflanze ausgedehnt. Nun haben wir eine überaus gründliche und überzeugende Behandlung dieses Begriffes bei Wilhelm Wundt, die zugleich dem allgemeinen Bewußtsein und der Psychologie Rechnung trägt. Danach verstehen wir unter Persönlichkeit nicht die Anfänge geistiger Entwickelung, sondern die

Digitized by Google

Vollendung, nicht den Keim, sondern die Blüte. Wenn die intellektuellen und moralischen Anlagen eines Menschen ausgereift und zu schöner Harmonie mit Bewußtsein gebildet sind, dann erst haben wir eine Persönlichkeit. Auch Goethe hat den Begriff so verstanden, wenn er die Persönlichkeit als höchstes Glück der Erdenkinder bezeichnet. Diesen Begriff aber hat der Herr Vortragende völlig verfehlt, und da er überall an den Anfangspunkt seiner Gedankengänge einen unrichtigen Begriff stellt, so kann es nicht wundernehmen, wenn auch die abgeleiteten Folgerungen von Irrtümern nicht frei sind.

Darauf nahm Geheimer Hofrat Professor Dr. Gustav Uhlig aus Heidelberg das Wort zu folgenden Bemerkungen:

Professor Gurlitt hat die Meinung ausgesprochen, daß er wohl vielen Anwesenden wehe tun werde. Ich weiß nicht, wie weit diese Empfindung unter den Versammelten verbreitet ist. Bei mir hat sich ein anderes Gefühl eingestellt, das ich milde als Verwunderung bezeichnen will. Wunderlich war mir zuerst ein starker Widerspruch in dem Vorgetragenen. Gurlitt hält dafür, daß jedes Kind von Natur durchaus gut sei. Ob dies wahr oder ein starker Irrtum ist, will ich hier nicht erörtern; wohl aber möchte ich darauf hinweisen, daß wer so denkt, nicht zugleich von bösen Vererbungen reden kann. Wunderlich war mir zweitens, und ich denke auch wohl fast allen Anwesenden, der Satz, der allerdings mit der Meinung, es liege im Kinde von Natur durchaus nichts Böses, eng zusammenhängt, daß kein Kind lüge, wenn es nicht durch brutale Gewalt dazu veranlaßt werde. Nach meiner Erfahrung, die Unzählige teilen werden, gibt es nur äußerst wenige Kinder, aus deren Munde nie eine Lüge gehört worden ist (nach Herrn Gurlitts Mitteilung gehören die seinigen zu diesen); von solchen Ausnahmen abgesehen aber ist zu beobachten, daß Kinder, wenn sie bei einem Konflikt von Neigung und Gebot oder Verbot der ersteren unterliegen, sich, zur Rede gestellt, gern durch eine Unwahrheit von Schuld zu befreien suchen, und zwar gilt dies auch von solchen Kindern, die sich als Jünglinge und Männer von Lüge völlig freihalten, und auch da, wo Gebote und Verweise in der mildesten Form erfolgen. Drittens aber ist Verwunderung am Platz, wenn jemand, der deutsche Eigenart zu preisen und ihre Ausbildung zu fördern pflegt, uns wiederholt auf eine ausländische Erziehungsweise als Muster hinweist. Ich kenne die englische Erziehung durch persönliche Erfahrung, durch Besuch von mehreren der alten public schools und auch von Anstalten moderner Organisation, auch durch manche Unterredung mit englischen Schulmännern und mit jungen Engländern, und ich habe stets einzelnes, was wir an englischen Schulen finden, anerkannt, auch einzelnes zu übertragen gesucht. Aber als eine Art von Ideal vermag ich die dortige Erziehung und Jugend nicht bloß nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch keineswegs in moralischer Beziehung anzusehen. Wieweit die englische Jugend davon entfernt ist, so beurteilt werden zu dürfen, belehrt vielleicht am besten das, was wir in „Leben und Korrespondenz“ des großen englischen Pädagogen Thomas Arnold, des einstigen Rektors von Rugby, lesen, wenn wir dort erfahren, mit welchen Eigenschaften seiner Zöglinge er zu kämpfen hatte. Die Idealisierung der englischen Jugend scheint mir nur möglich bei jemand, dessen Blick auf der Oberfläche gehaftet hat, oder wenn man dazu neigt, was jenseit der deutschen Grenzen liegt, in rosigem Lichte zu sehen.

Digitized by Google

Vermittelnd meinte endlich Geheimrat Professor D. Dr. Wilhelm Fries aus Halle, zwar seien Gurlitts Voraussetzungen falsch, daher enthielten seine Aufstellungen Irrgänge, Übertreibungen, Entstellungen, etwas von Rousseauschen pädagogischen Träumereien; selbst wenn man Deutschland mit lauter Philanthropinen besäen wollte, würden seine Forderungen noch nicht erfüllt. Immerhin bedeute in solchen Dingen schon die Problemstellung an sich ein gewisses Verdienst; man solle aus Gurlitts Worten eine Mahnung heraushören: Mehr Herz für unsre Schüler bei allem Anhalten zu treuer Pflichterfüllung; mehr Berücksichtigung der Individualität![1] —

Programmäßig sprach dann noch Professor Dr. Karl Wotke aus Wien über „die Entwickelung des österreichischen Gymnasiallehrerstandes von Maria Theresia bis zum Jahre 1848“. Er wies darauf hin, daß der Staat nach der Aufhebung des Jesuitenordens sofort fast sämtliche Gymnasien mit Lehrkräften versehen mußte. Es wurden meistens die Exjesuiten verwendet, doch mußte man auch an andern Ersatz denken. Die Verdienste eines Gaspari und Gratian Marx wurden vorgeführt. Die geringe Bezahlung und die Aufhebung zahlreicher Klöster durch Kaiser Josef II. führten zu einem äußerst empfindlichen Lehrermangel, dem man unter den beiden folgenden Monarchen zu steuern suchte. Die liberalen Verordnungen Leopolds II. halfen nicht viel[2]. Unter Franz II. griff man das Übel bei der Wurzel an. Als Maximalleistung wurden 18 wöchentliche Stunden festgesetzt, die Gehälter wurden ausgiebig verbessert, ein Gymnasialprofessor — dieser Titel wurde 1796 verliehen — konnte nach 30 Dienstjahren mit vollem Gehalt in Pension gehen, es wurde das Gehalt nach je 10 Jahren um ein Drittel vermehrt. Bei jedem Gymnasium wurde eine Lehrerbibliothek errichtet. Es erschienen eigene Vorschriften für die Prüfungen und für die Inspektion der Gymnasien. Als Pflanzstätte künftiger Gymnasiallehrer wurde das Institut der Adjunkten ins Leben gerufen. 1806 wurde das Fachlehrersystem eingeführt, von dem man aber leider 1818 wieder abging. —

Unter dem Vorsitz von Geheimrat Schlee begann die 2. Sitzung am 4. Oktober um 9 Uhr 15 Min. Geheimrat Professor Dr. F. Klein aus Göttingen sprach, wie angekündigt, über „die bisherige Tätigkeit und die Zielpunkte der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte niedergesetzten Unterrichtskommission“. Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, so führte er etwa aus, hat im vorigen Jahre die genannte Kommission eingesetzt. Diese hat auf dem Naturforschertag in Meran letzte Woche ihre ersten Vorschläge gemacht. Von dem Inhalt dieser Meraner Vorschläge zu berichten, ist meine erste Aufgabe. Ich tue dies besonders gern vor dieser Versammlung von praktischen Schulmännern. Es ist häufig ein Gegensatz zwischen den Zwecken der Philologie und der Naturwissenschaft in der Schule statuiert worden.

---

[1] Eine kritische Würdigung erfuhren seitdem Gurlitts „schwärmerische Ideen“ auch in der Wissenschaftlichen Beilage der National-Zeitung vom 10. November 1905 durch Prof. Dr. E. Grünwald-Berlin, der Cauers bekannte Ausführungen im „Humanistischen Gymnasium“ (1905, 5) in mancher Hinsicht ergänzt.

[2] Vgl. dazu auch des Redners Werk „Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias“ (1905) MGP Band 30.

Digitized by Google

Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die bis dahin gemachten Vorschläge der Kommission beschäftigen sich mit der Gestaltung des Unterrichts in der Mathematik und den naturwissenschaftlichen Fächern im speziellen. Die Vorschläge bezüglich des mathematischen Unterrichts wenden sich nicht nur an die Realschulen, sondern auch an die Gymnasien. Es handelt sich in erster Linie darum, den Unterricht in lebendigere Beziehung zu setzen zu den Zwecken der späteren Betätigung der Schüler. Gerade bei dem mathematischen Lehrplan habe ich empfunden, welch ähnliche Ziele der philologische und der mathematische Lehrgang haben. Ich erinnere nur an das griechische Lesebuch von Wilamowitz und Cauers „Palaestra vitae". Auf mathematischem Gebiet ist vor allem eine bessere Ausbildung der Raumanschauung und Förderung des funktionalen Denkens zu erstreben. In bezug auf die Biologie verweise ich auf die sog. Hamburger Thesen des Hamburger Naturforschertages. Wer naturwissenschaftlich sehen und beobachten will, der muß früh damit anfangen. Seit Minister Falk 1877 in Preußen den biologischen Unterricht auf der Schule gestrichen hatte, blieb er lange ein Stiefkind. Streichen Sie die erste Behandlung der Biologie von der Schule, so stürzen sich die Primaner auf Werke wie Haeckels „Welträtsel". Der Schüler nimmt das für die allgemein anerkannte Wahrheit und verliert das Vertrauen zu der Schule. Es müßte schlimm um die Religion bestellt sein, wenn sie ein derartiger Unterricht erschüttern könnte.

Wie ist aber die erweiterte Eingliederung der Naturwissenschaft in den Unterricht der höheren Schulen, insbesondere des Gymnasiums möglich? Wenn auch wir das in den Verhandlungen des Jahres 1900 vertretene Prinzip der Allgemeinbildung hochhalten, so muß entweder die Zahl der Gymnasien herabgemindert werden, oder die Naturwissenschaften müssen einen breiteren Raum im Gymnasialunterricht einnehmen. Vielleicht würde das Prinzip des Fakultativen im letzteren Sinne Abhilfe schaffen. Hier besteht ohne Zweifel ein wichtiges Problem.

Die weiteren Aufgaben der Unterrichtskommission, die noch nicht in Angriff genommen sind, betreffen das Vorlesungswesen, die Lehrerbildung (Ferienkurse usw.), die Schulhygiene, die hygienische Aufklärung der Schüler, die Fachschule, die Mädchenbildung. Verschiedene programmatische Schriften über diese Fragen sind bereits erschienen oder werden demnächst erscheinen. In bezug auf die hygienische Aufklärung hat man sich in Meran dahin entschieden, vorzuschlagen, diese nicht in den Lehrplan aufzunehmen, sondern sie dem jeweilig geeignetsten Mann an der Schule, dem Biologen, dem Direktor oder dem Schularzt zu überlassen. Alle diese Fragen erfordern natürlich noch eine mehrjährige Tätigkeit der Kommission. Aber selbstverständlich dürfen ihre Anregungen nicht Theorie bleiben. In der Tat hat denn auch die preußische Regierung schon die ersten praktischen Versuche zu diesem Zweck eingeleitet. Der Redner schloß mit dem Wunsch an die Schulverwaltungen, im besonderen diejenigen Hamburgs, die Anregungen der Kommission durch praktische Versuche weiterhin zu unterstützen.

In der Debatte wünschte Geheimer Oberregierungsrat Dr. Trosien aus Magdeburg zu wissen, wie z. B. der Begriff Funktion schon den jüngeren Schülern beizubringen sei; er ist gegen Vermehrung des sonstigen naturwissenschaftlichen Unterrichts, aber für Einführung der Biologie. In den Anfangsvorlesungen auf der Universität dürfe nicht zu viel vorausgesetzt

Digitized by Google

werden. Im übrigen verhieß er, für die Provinz Sachsen Kleins Anregungen fruchtbar zu machen. — Geheimrat Klein wies darauf hin, daß auf den Hochschulen einleitende Vorlesungen gehalten werden, und bemerkte bezüglich der Funktion, daß sie in französischen Lehrbüchern schon behandelt sei. — Prof. Dr. Rudolf Lehmann aus Berlin vermißte die Forderung der philosophischen Propädeutik und sprach von den nicht eben günstigen Erfahrungen, die er in Amerika beim Besuch des biologischen Unterrichts gemacht habe. — Prof. Dr. Stoewer aus Danzig ist für den von Fachlehrern erteilten biologischen Unterricht und wünschte die Formulierung bestimmterer Vorschläge; er meinte, man müsse sich vor allem mit den Vertretern der Erdkunde und Geologie verständigen. — Oberlehrer Dr. Schmidt äußerte die Meinung, die philosophische Propädeutik habe sich an den naturwissenschaftlichen Unterricht anzuschließen; eine Privatbeschäftigung des Schülers auch mit dem Materialismus sei durchaus wünschenswert. — Nachdem darauf der Vorsitzende um Beschränkung der Rededauer auf 5 Minuten gebeten hatte, trat Prof. Dr. K. Fricke aus Bremen für Geologie und für Anschauung im Unterricht ein; Gymnasialdirektor Dr. R. Lück aus Steglitz sprach der weisen Mäßigung in den Forderungen der Naturforscher seine Anerkennung aus, wünschte indessen die Biologie nicht als Pflichtfach im Gymnasium eingeführt, sondern mehr Freiheit im Unterrichtsbetrieb der Oberklassen überhaupt. Nachdem dann Prof. Dr. Adolf Lasson aus Berlin vor Überlastung der Schüler mit Wissensstoff gewarnt hatte, konnte Geheimrat Klein darauf hinweisen, daß er selbst wiederholt gegen Übertreibungen aufgetreten sei.

Geheimrat Kleins Vortrag gab Anlaß zu einer außerordentlichen Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion, über die weiter unten noch eingehend berichtet wird. — Mehrfach ist es gerade auch mit Rücksicht auf Geheimrat Kleins Ausführungen bedauert worden, daß Paulsens angekündigter Vortrag über die wahlfreien Kurse auf dem Gymnasium wegen Erkrankung des Redners ausfallen mußte; er hätte gewiß wichtige Ergänzungen zu den oben mitgeteilten Gesichtspunkten geboten.

Nach Beendigung der Debatte folgte der Vortrag von Prof. Dr. Oskar Weißenfels aus Berlin: „Läßt sich aus Übersetzungen eine den Zielen des höheren Unterrichts entsprechende Vertrautheit mit der alten Literatur, Geschichte und Kultur gewinnen?“ Da der Vortrag im Wortlaut im vorderen Teile dieses Heftes abgedruckt ist, können wir uns hier darauf beschränken, einiges aus der Debatte hervorzuheben. Ganz im Sinne des Referenten äußerte sich Geheimer Hofrat Uhlig. Er führte folgendes aus:

Was würden die mathematischen Lehrer dazu sagen, wenn jemand meinte: „Wozu die Plackereien der Jugend mit Herleitungen von Formeln in der Arithmetik, mit Ableitungen geometrischer Lehrsätze? Es genügt doch, die Formeln und Lehrsätze zu kennen. Wozu alle die Strapazen, die man den armen Kerlen zumutet, wenn sie den schwierigen Weg zu den mathematischen Wahrheiten selbst wandern sollen?“ Die Antwort hierauf steht, glaube ich, von seiten aller mathematischen Pädagogen fest. Man wird erwidern, daß, was gestrichen werden solle, gerade das Bildende im mathematischen Unterricht sei. Ganz analog aber ist der Vorschlag, in den Schulen durchweg das Studium der antiken Sprachen aufzugeben und nirgends sich die Schüler fernerhin um das Verständnis der Originale antiker Schrift-

Digitized by Google

werke auf Grund ihrer sprachlichen Kenntnisse bemühen zu lassen. Weit entfernt bin ich, deswegen die Lektüre von Übersetzungen überhaupt zu widerraten: man kann aus ihnen stets etwas lernen, wenn sie leidlich sind; man kann sogar durch sie begeistert werden, wenn sie vortrefflich sind. Aber die Arbeit, durch Interpretation des Urtextes zum Verständnis eines Autors zu gelangen, ist etwas durchaus Andersartiges, das durch die vorzüglichste Übertragung nicht ersetzt werden kann. Übrigens ist die Frage, ob Übersetzung oder Original, natürlich keineswegs auf die antiken Autoren beschränkt, und es ist mit demselben Recht oder Unrecht behauptet, es sei ebenso gut oder gar besser, wenn man Shakespeare oder Molière in deutscher Übersetzung lese. Ein Realschullehrer in den Rheinlanden hat vor nicht langer Zeit die Beschränkung des Unterrichts in den modernen Fremdsprachen auf die Erreichung des praktischen Gebrauchs gefordert und dabei den wahrhaft klassischen Ausspruch getan: „Das Lesen des Urtextes von fremdsprachigen Literaturwerken ist unwirtschaftlich und bedeutet eine Vergeudung nationaler Kraft“.

Auch Geheimrat Fries betonte: „Es gehört Schweiß zu jeder Arbeit, und es soll Schweiß dazu gehören“. Er bedauerte, daß der gehaltvolle Vortrag habe abgekürzt werden müssen. — Geheimrat Klein hob nochmals die Koinzidenz des pädagogischen Problems auf humanistischer und naturwissenschaftlicher Seite hervor. — Die unklaren Bemerkungen eines bei den Verhandlungen der Pädagogischen Sektion wiederholt entgleisten Hamburger Debattenredners fanden zum Schluß eine ebenso treffende wie erheiternde Abfertigung durch Professor Lasson.

Auch die 3. Sitzung, am 5. Oktober, begann in der Frühe, um 9 Uhr 15 Minuten; Direktor Wegehaupt präsidierte. Wie zu erwarten war, zeigte sich das aktuelle Thema des Marburger Gymnasialdirektors Prof. Dr. Friedrich Aly „Universität und Schule“ ganz besonders zugkräftig. Der Vortrag, der inzwischen im „Humanistischen Gymnasium“ (1905, Heft 6) erschienen ist[1]), hatte ungefähr folgenden Gedankengang:

Direktor Aly ging davon aus, daß das Verhältnis der Universität zur Schule in der jüngsten Vergangenheit mehrfach erörtert worden sei, so von Schwartz, Fries, Klein und Paulsen. Nachdem er sodann kurz erwähnt hatte, wie nahe sich einst Universität und Schule gestanden, beleuchtete er die Gründe, die ein Auseinandergehen beider Gemeinschaften herbeigeführt hätten, um schließlich zu erwägen, weshalb und auf welche Weise sie wieder einander genähert werden könnten und müßten. Ursprünglich versah die philosophische Fakultät, die facultas artium, die Pflicht der Vorbildung, bis Freiherr v. Zedlitz diese durch das Abiturientenexamen der Schule übertrug. Die alte Lehrergeneration war gelehrt im strengsten Sinne des Wortes; man glaubte, daß, wer etwas Ordentliches gelernt hätte, auch ordentlich lehren könnte. Der Aufschwung der Wissenschaften führte zur Spezialisierung und so zur Entfremdung von Schule und Universität. Diese Entfremdung beförderten vier Dinge: die pädagogische Reformbewegung, der Kampf um die Standesinteressen, der Schulstreit und die Mehrbelastung. Der Vortragende sprach der Reihe nach diese Gründe durch. Er erklärte

[1]) Es sei auch an des Redners Abhandlung „Universität und Schule“ im 52. Jahrgang (1898) dieser Zeitschrift S. 65 ff. erinnert.

Digitized by Google

an und für sich die Reformbewegung wie die Pflege der Standesinteressen für berechtigt, wenn auch nach beiden Richtungen mehrfach das Maß überschritten worden sei. Den Schulstreit erachtete er durch die Gleichstellung der Anstalten für abgetan, die Mehrbelastung für vorübergehend. Immerhin erscheine der gelehrte Charakter des höheren Lehrstandes zurzeit gefährdet; darum sei es mit Dank zu begrüßen, daß die Universitäten den Anfang mit einer Annäherung gemacht hätten. Die Ferienkurse in Archäologie und Naturwissenschaften, klassischer und neuerer Philologie bezeugen das Streben, dem Lehrerstand wissenschaftliche Anregung zuzuführen, und auf demselben Boden stehe die preußische Unterrichtsverwaltung, die bereitwillig zu diesem Zwecke reiche Mittel gewähre. Aly hält diese Anfänge für vielversprechend und wünscht vielseitige Fortsetzung. Der Lehrer der Universität wie der Schule ist ein Werdender, nie ein Fertiger. Nur in dem eigenen Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung liegt die Möglichkeit begründet, Kraft und Frische zu bewahren. Der Redner schloß mit dem Zuruf: *γίνεσθε ἀγαθοὶ τραπεζῖται*, werdet gute Wechsler!

Die Debatte, in die man nach lebhaftem Beifall eintrat, war besonders rege. Professor Dr. Alfred Gercke aus Greifswald bedauerte, daß ein so wichtiges Thema nicht im Plenum abgehandelt worden sei, machte Vorschläge für eine andre, zweckdienlichere Verteilung der auf dem Philologentag zu haltenden Vorträge und teilte einiges von eigenen Erfahrungen mit, die er bei seinen Bemühungen um die Überbrückung des Gegensatzes zwischen Universität und Schule gemacht habe. Der Austausch solcher Erfahrungen müsse von der Philologenversammlung mehr gefördert werden als bisher. — Professor Wendland aus Kiel schloß sich dem an und wandte sich besonders gegen den Vorwurf, die philosophische Fakultät nehme auf der Universität zu wenig Rücksicht auf die zukünftige Berufstätigkeit der jungen Leute[1]). In ähnlicher Weise äußerten sich auch Professor Dr. Norden, Geheimrat Klein, Professor Dr. Schwartz und Geheimrat Fries. Außerdem beteiligten sich noch Direktor Zelle, Rektor Rausch, Professor Dr. Saran, Professor Dr. Lasson, Professor Dr. Stoewer und Oberlehrer Dr. Boesch an der Diskussion. Neben der gegen die Behörden erhobenen Klage, daß sie die wissenschaftliche Betätigung der Oberlehrer ungern sehe, konnte man dabei von einem Direktor berichten hören, daß es manchmal schwer sei, die erforderlichen Kräfte zur Abfassung der wissenschaftlichen Programmabhandlungen aufzutreiben. Im ganzen gewann man den Eindruck, daß bei aller berechtigten Betonung des Unterrichts als des Schwerpunktes im Lehrberuf das eigene wissenschaftliche Weiterarbeiten auf irgend einem Einzelgebiet nicht nur als wünschenswert und für den Unterricht auch förderlich, sondern als eigentlich selbstverständlich und zu diesem Zwecke eine Entlastung des Oberlehrerstandes von direkter Schularbeit als erstrebenswert angesehen wurde. Das schöne Resultat des Vortrags und der Debatte war die schon mitgeteilte, vom Plenum später approbierte Resolution, die von Professor Saran im Einverständnis mit Direktor Aly beantragt worden war.

---

[1]) Direktor Aly hatte an das auf der Dresdener Versammlung vorgelesene Votum von Karl Robert erinnert, der unter anderm meinte, die Universität sei nicht dazu da, Oberlehrer zu bilden; vgl. dazu Alys erwähnte Abhandlung.

Digitized by Google

Nach kurzer Pause begann dann Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Münch aus Berlin seinen Vortrag über das Thema: „Die Pädagogik und das akademische Studium". Der Inhalt war ungefähr folgender[1]):

Unter der einen Überschrift sollten eigentlich drei nicht notwendig zusammengehörige Fragen behandelt werden: die nach der Berechtigung der Pädagogik als Universitätswissenschaft, die nach dem Zweck, der möglichen praktischen Bedeutung und Wirkung pädagogischen Studiums an der Universität und endlich die nach dem ihr neben den spezielleren Berufsstudien zu gewährenden Raum. Doch soll der begrenzten Zeit wegen nur die erste der Fragen zur näheren Behandlung kommen, die beiden anderen bloß flüchtig berührt werden.

Gerade bei uns in Deutschland wird der Pädagogik der Charakter einer „kathederfähigen" Wissenschaft vielfach abgesprochen, während das Ausland die nachdrücklichste, auch theoretische Pflege derselben bei uns voraussetzt. Daß an preußischen Universitäten weder ordentliche Professuren für dieses Fach als solches bestehen noch der Doktortitel auf Arbeiten aus diesem Gebiete verliehen zu werden pflegt, mufs als ein nicht aufrecht zu haltender Mißstand angesehen werden. Gewiß eignet der Pädagogik ein wissenschaftlich zu nennender Charakter nicht von jeher, und ihre Verarbeitung zu allerlei Systembüchern verbürgt einen solchen noch keineswegs; aber sichtlich ist die Auffassung ihrer Probleme in allmählicher Vertiefung begriffen. Schleiermacher und andere, namentlich aber Herbart, haben in dieser Beziehung wertvolle Anregung gegeben; sie zu einer geradezu exakten Wissenschaft zu machen, kann allerdings nicht gelingen; aber der Begriff „Wissenschaft" muß doch auch nicht willkürlich verengert werden; er hat im Laufe der Zeiten sich sehr verschieden gestaltet und entwickelt; die Versuche endgültig fester Abgrenzung der Wissenschaften können nicht Bestand haben; der Charakter jeder einzelnen Wissenschaft ist eigentlich ein anderer, und alles in allem liegt der Wissenschaftscharakter nicht sowohl in der Sicherheit der zu gewinnenden Ergebnisse oder in der Unfehlbarkeit der Methode, als vielmehr in dem energischen Streben nach zusammenhängender Erkenntnis, dem stets erneuten Suchen und Prüfen, dem Aufspüren der Zusammenhänge und Gesetze, wobei ein gewisser Zusammenschluß der Forschenden, eine gewisse geordnete Gemeinsamkeit der Arbeit sowie Fühlung mit den benachbarten Wissenschaften vorausgesetzt werden muß.

Der Anerkennung der Erziehungswissenschaft als solcher ist die außerordentlich breite dilettantische Schriftstellerei auf diesem Gebiete nachteilig gewesen; aber über diese hinweg diese Probleme in ihrer Tiefe aufzufassen ist darum hier nicht weniger möglich als anderswo. Daß die Schule Herbarts einen unanfechtbaren Grundstock geliefert habe, den es nur festzuhalten und auszubauen gelte, dieser Anspruch freilich muß aufgegeben werden; ein Ver-

[1]) Der Vortrag ist inzwischen in den Neuen Jahrb. für klass. Phil. usw. (1905 Dezember) erschienen; ebenda auch die Ausführungen von Diels über den lateinischen, griechischen und deutschen Thesaurus und (1906 Januar) der Vortrag von Oldenberg über Indologie und klassische Altertumswissenschaft. Der Vortrag von Adolf Metz über den Pflichtbegriff innerhalb Goethescher Ethik ist in extenso im Februarheft (nicht Januarheft!) der Preußischen Jahrbücher abgedruckt.

Digitized by Google

dienst bleibt ihr darum doch, schon insofern sie zur Aufrüttelung aus bloßer Schulroutine viel gewirkt hat. Übrigens erklärt sich die Unterschätzung der Probleme der Erziehung auch aus dem Nachwirken älterer und naiver Vorstellungen vom Wesen der Bildung, aus der Überschätzung der Wissensübertragung gegenüber der Hilfe zu persönlicher Entwicklung. Von einer ernstlicheren Erfassung der Erziehungsprobleme überhaupt kann eine Hebung der erzieherischen Kraft der Beteiligten und Berufenen erhofft werden, was im nationalen Interesse sehr wünschenswert ist.

Am wenigsten zweifelhaft kann sein, daß die Geschichte des pädagogischen Denkens sowie der tatsächlichen Erziehung ein Wissenschaftsgebiet bildet so gut wie irgend ein anderes, und die Vertiefung in diese Geschichte, namentlich in die der Ideen und Tendenzen, wird den Blick für die gegenwärtigen wie die ewigen Probleme schärfen. Auch ist für gründliche Forschung hier noch viel Gelegenheit. Doch auch einem exakt-wissenschaftlichen Charakter braucht die Pädagogik nicht schlechthin fern zu bleiben: die Arbeit der neueren experimentellen Psychologie reicht in ihr Gebiet hinein, und wenn man von dieser auch offenbar zum Teil sich zu viel verspricht, muß doch ihrem weiteren Ausbau mit Dank entgegengesehen und ausgiebig durch pädagogisch-psychologische Versuche sekundiert werden.[1]) Großenteils freilich mag die Pädagogik das bleiben, was man „Kunstlehre“ nennt. Dies gilt auch besonders für die Didaktik, deren mächtige Entfaltung, namentlich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, von niemandem verkannt werden kann, und die auch ihrerseits von individuell subjektiver Willkür aufwärts sich bewegt zu guten objektiven Normen.

Auf Grund dieser Sachlage kann die obenerwähnte ablehnende Haltung preußischer Universitäten nicht als berechtigt gelten; andere deutsche Staaten sind denn auch über diesen Standpunkt hinausgeschritten, und gewisse außerdeutsche Kulturländer noch mehr.

Zu der zweiten der zu berührenden Fragen ist zunächst zu bemerken, daß selbst ohne praktischen Zweck ein Wissensgebiet wie das in Rede stehende sein Daseinsrecht im Rahmen der Universität hätte. Indessen kann von dessen Studium doch auch eine Erhöhung des Interesses und Verständnisses für die tatsächlichen Aufgaben des Erzieherberufs erwartet werden, und es wird zwischen Wissen und Gewissen der Zusammenhang nicht fehlen. Wie sehr eine Klärung über die tieferen Grundlagen und Bedürfnisse der Erziehungsarbeit zurzeit zu wünschen ist, zeigt die breite, meist dilettantische Protest- und Reformliteratur unserer Tage, aber auch das gegenwärtig weithin fehlende Vertrauen in den pädagogischen Weitblick der öffentlichen Berufserzieher. Überhaupt sind der offenen Fragen viele, und Stellung zu ihnen kann man nicht nehmen ohne tiefere begriffliche Orientierung. Ein äußerlich breiter Raum, um auf die dritte der Fragen zu kommen, innerhalb der Studienfächer der Studierenden des höheren Lehrfachs braucht für die Pädagogik nicht in Anspruch genommen zu werden; ein irgendwie bereits vollständiges Wissen um konkrete Einzelheiten in der Staatsprüfung zu verlangen, wäre weder nötig noch billig. Mehr als auf dieses kommt es an auf die Bildung von Interesse und innerer Disposition.

---

[1]) „Über die Aufgaben der pädagogischen Psychologie“ handelt A. Huther in einem Aufsatz, der demnächst in dieser Zeitschrift erscheinen wird. D. Red.

Digitized by Google

An der wegen Zeitmangels sehr eingeschränkten Diskussion beteiligten sich die Professoren Rudolf Lehmann, Geheimrat Klein, Geheimrat Fries, Direktor Kuthe, Saran, Gercke und Hoops. Lehmann stellte sich ganz auf die Seite des Vortragenden: Klein möchte die allgemeine Pädagogik sich anschließen lassen an bestehende Versuche innerhalb der einzelnen Wissenschaften; Fries betonte besonders auch für die Pädagogik das Quellenstudium; Kuthe nahm die Lehrer gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie sich gegen neuere praktische Bedürfnisse verschlössen, gerade Münchs Schriften würden eifrig gelesen; Gercke bemerkte, daß die Promotion mit einer Dissertation pädagogischen Inhalts auch jetzt keineswegs prinzipiell ausgeschlossen sei; Hoops endlich bedauerte, daß der Redner die Frage nicht mehr eingehender erörtert habe, wie denn nun die Pädagogik an der Universität eigentlich betrieben werden solle; die Medizin könne hier vielleicht vorbildlich werden.

Trotz der frühen Stunde (8 Uhr) fand auch der Redner der vierten und letzten Sitzung am 6. Oktober eine große Zuhörerschaft. Professor Dr. D. Otto Baumgarten sprach über den „Religionsunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums". Dieses Thema auf der Philologenversammlung war an sich schon ein Ereignis. Seiner aktuellen Bedeutung freilich konnte man sich kaum verschließen; aber seine prinzipielle und im edlen Sinne rücksichtslose Erörterung durch Baumgarten begegnete neben viel lebhafter Beifallsäußerung hie und da doch auch einem energischen Kopfschütteln. Der Leser kann sich selbst ein Urteil bilden; der Vortrag ist im vorderen Teil dieses Heftes ganz abgedruckt. Auch die Abhandlung des Berichterstatters, auf die sich Baumgarten öfters zustimmend bezog — sie lag ihm im Korrekturabzug vor — ist inzwischen in Teubners „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" erschienen.

In der Diskussion, der es zu förderlicher Entfaltung wieder an Zeit gebrach, kam zuerst der Widerspruch zum Wort durch die Direktoren Dr. Schneider und Dr. Lück. Dem einen gegenüber erbot sich Prof. Wendland nachzuweisen, daß seine Darlegungen gar nicht im prinzipiellen Gegensatz stünden zu dem, was Baumgarten vertreten habe; bei aller Verschiedenheit des religiösen Standpunktes unter den Anwesenden könne aus der Fülle der gegebenen Anregungen doch sicherlich ein jeder etwas für sich herausnehmen; ihm selber gebe das Gehörte noch für lange Zeit zu denken. Gegen den andern Opponenten, der die Schüler als Kinder hinzustellen suchte, die für Probleme, wie sie von Baumgarten in den Unterricht gezogen würden, noch völlig unempfänglich seien, appellierte der Unterzeichnete an die längst von allen Seiten zugegebene gegenteilige Erfahrung, namentlich in der Großstadt, und wies darauf hin, wie man in anderen Unterrichtsgebieten die Reife für Probleme sehr verwandter Natur bei denselben Schülern tatsächlich voraussetze. Es beteiligten sich an der Debatte des weiteren noch Professor Dr. Stöwer und die Direktoren Dr. Kuthe und Dr. Nebe, wobei u. a. die von B. empfohlene Ausscheidung aller systematischen Dogmatik beanstandet wurde. Es mag noch andern gegangen sein wie einem bekannten Direktor, der am Schlusse dieser Sitzung bemerkte, sie gehöre für ihn mit zum Interessantesten und Wichtigsten der ganzen 48. Philologenversammlung.

Jedenfalls aber kann kein Zweifel sein, daß das Hervortreten der

Digitized by Google

Pädagogischen Sektion, die lebendige Anteilnahme, die ihre Verhandlungen diesmal auch bei den Universitätslehrern fanden, ein bedeutsames Charakteristikum der Hamburger Tagung ist. In diesem Sinne hat sich übrigens neben Wendland (vgl. meine Anzeige seiner Broschüre im vorigen Heft dieser Zeitschrift) auch Rudolf Lehmann öffentlich ausgesprochen (Beilage der National-Zeitung vom 10. Nov. 1905).

Philologische Sektion.

Die erste Sitzung am 3. Oktober fand in Gemeinschaft mit der indogermanischen Sektion statt; dabei hatte die philologische das Protokoll zu führen. Nach der Eröffnung gegen 2 Uhr wurde aus den drei Obmännern, Professor Dr. Siegfried Sudhaus-Kiel, Professor Dr. Friedrich Schulteß, Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg, und Professor Dr. Johannes Geffcken-Hamburg, der letzte auf Vorschlag von Professor Sudhaus zum Vorsitzenden gewählt. Das Amt der Schriftführer übernahmen Dr. Hermann Schultz aus Göttingen und Dr. B. A. Müller aus Hamburg. Die Präsenzliste wies ungefähr 120 Teilnehmer auf. Der angekündigte Vortrag von Professor Dr. A. Brinkmann aus Bonn über „die gegenwärtigen Aufgaben der philologischen Textkritik“ fiel wegen Verhinderung des Redners aus. Zunächst sprach Professor Dr. Alfred Gercke aus Greifswald über „Heimat und Dialekt Homers“. Er wollte weniger Neues bringen als in den Fragen, in denen sich Philologen, Historiker und Sprachvergleicher noch nicht geeinigt haben, die Basis der Verständigung festigen und verbreiten helfen, um, von den unumstößlichen Beobachtungen und sicheren Schlüssen ausgehend, in großen Zügen eine Entwickelung der Homerischen Poesie zu skizzieren, die als wahrscheinlichste Theorie gelten darf.

Fick hat die plötzliche Umsetzung eines aiolischen Epos in die Ias angenommen und dadurch seine ganzen Beobachtungen und Schlüsse von vornherein diskreditiert. Ein rein aiolischer Gesang mag theoretisch berechtigt sein, übrigens vermutlich in älterer Lautgestaltung als in lesbischer Aiolis oder in kyprischem Dialekte; praktisch ist eine Rückübertragung nicht mehr ausführbar, weil die Ionier zu viel umgedichtet und auch eigene Sprachformen beigemengt haben, während sie andrerseits auch in den jüngsten Partien des Epos niemals vollständig die aiolischen Rudimente abgestreift haben. Daß epische Formen wie *πυλάων* und *Ἀτρείδᾱο* aiolisch sind, und nicht etwa die urgriechischen Formen, die auch den ionischen vorausgegangen und über *πυλήων*, *Ἀτρείδηο* zu *πυλέων* und *Ἀτρείδεω* entwickelt worden sind, folgt aus dem Fehlen der Mittelglieder im Homer. In der lebendigen Ias mußte jedes *ᾱ* zu ä resp. *η* werden, und in den Genitiven hätte das Metrum keinen Widerstand geleistet, wie bei der jüngeren Verkürzung des *η* zu *ε*. Diese Kluft läßt sich also nur so erklären, daß das Epos nicht die Reste einer organischen Entwickelung eines lebendigen Dialektes bewahrt, sondern Formen zweier Dialekte, die künstlich vereinigt sind. Die Ionier haben die altaiolischen Formen mit *ᾱ* übernommen, als sie selbst bereits *πυλέων* und *Ἀτρείδεω* sprachen, und wahrscheinlich auch erst, als sich bei ihnen bereits ein neues *ᾱ* (in *πᾶσα* aus *πάνσα* usw.) gebildet hatte oder bildete. Diese Epoche wird man auf spätestens 1000 v. Chr. datieren dürfen, die Entstehung der Ias mindestens zwei oder drei Jahrhunderte älter setzen müssen. Die ionischen Rhapsoden lernten die an das Metrum gebundenen

Digitized by Google

Formen in gebundener Sprache kennen, in aiolischen Heldengesängen und vielleicht auch Götterhymnen. Ihr Versrhythmos war nach der Theorie von Wilamowitz der noch mit manchen Freiheiten angewendete Daktylos, kaum mit Beimischung von Spondeen, die ionische Technik verraten. Der stoffliche Inhalt des Epos zeigt eine Verbindung der verschiedensten „aiolischen" Göttermythen und Heldensagen; in dem neugeschaffenen Zentrum Ionien vereinigten sie sich zu neuen, umfassenden Einheiten. Alles spricht dafür, daß nicht die einzelnen Stämme der Aioler bereits ein ausgebildetes Epos besaßen, sondern daß das nationale Epos eine Schöpfung der Homeriden in Chios oder Smyrna war: Homer war ein Ionier.

In der Diskussion bemerkte Geheimrat Professor Dr. Fr. Leo aus Göttingen, er schließe sich dem aus der metrischen Natur des aiolischen Verses entnommenen Argument gegen die Ficksche Rückübertragung an, weise aber darauf hin, daß das Eindringen des Spondeus in den epischen Vers bereits in der aiolischen Zeit begonnen haben könne, und zwar von den Eigennamen aus, wodurch die Ansetzung eines Bruches der neuen mit der ursprünglichen Technik problematisch werde.

Gegen 3 Uhr sprach dann Professor Dr. Franz Skutsch aus Breslau über Einzelfragen aus der lateinischen Syntax, was er am folgenden Tage auf Wunsch der Sektion fortsetzte. Wir berichten hier kurz über beide Vorträge im Zusammenhang. Das einzelne wird demnächst teils im Archiv für Lexikographie, teils in Ilbergs Jahrbüchern veröffentlicht werden.

Professor Skutsch bezeichnete die Syntax als den Teil der lateinischen Grammatik, der trotz aller dankenswerten Sammlungen und Observationen der Philologen am meisten im argen liege. Für die Erklärung der Erscheinungen ist so gut wie nichts getan. Das liegt daran, daß die syntaktischen Probleme mit denen der Lautlehre und Morphologie aufs engste verknüpft sind; Lautlehre und Morphologie aber sind Dinge, mit denen sich nie ein philologischer Syntaktiker ernsthaft befaßt hat. Die Sprachvergleicher, die den Zustand vielleicht hätten ändern können, haben sich so gut wie nie auf das Gebiet der lateinischen Syntax gewagt. Für jemand, der mit den nötigen lautgeschichtlichen, morphologischen und sprachpsychologischen Kenntnissen an die syntaktischen Fragen herantritt, klärt sich vieles ganz mühelos auf. Der Vortragende zeigte das an Beispielen aus der Syntax des Nomens, die er in seinem zweiten Vortrag (am 4. Oktober) vervollständigte (I. Adjektivierung des Substantivs: a) vetus, b) victricia arma; II. Kasuslehre: a) Nominativus pro vocativo, b) Teilungsgenitiv beim Adverb: vinearum largiter u. dgl., c) foris foras, d) refert).

Eine Diskussion unterblieb; nach einigen geschäftlichen Mitteilungen wurde die erste Sitzung kurz vor 4 Uhr geschlossen.

Die zweite, am 4. Oktober, begann um 9 Uhr.

Professor Dr. Otto Schroeder aus Berlin sprach über das Teichoskopieduett, zwischen Antigone und dem Paidagogos, in Euripides' Phönissen (103—192).

Ein Abdruck der betreffenden Stelle wurde an die Zuhörer verteilt. Der Redner gab einen kurzen Überblick über den Inhalt und kam nach Erörterung zweier Textstellen (104 [ποδός], 186 ⟨εὔχεται⟩) zur metrischen Analyse. Statt der Hermannschen 14 „Strophen" mit untermischten iambischen Trimetern suchte er zwei im Umfang (je 139 Hebungen) übereinstim

mende Stollen nachzuweisen, die im Inhalt und Metron frei respondieren: 103—110. 111—130 und 131—138. 158—174. Den letzten Gegenstollensatz (Polyneikes) umrahmen Stollen (Parthenopaios) und Gegenstollen (Kapaneus) des Abgesangs (je 100 Hebungen), die sich inhaltlich und metrisch scharf abheben. Am Schluß richtete der Vortragende an die Metriker die Aufforderung, die Verse und Kola stets in ihrem Zusammenhang und ihrer Wechselbeziehung zu untersuchen, und warnte schnellfertige Textkritiker vor der „Rache der Binnenresponsion".

Die Debatte, in der Geheimrat Leo und Professor Dr. Schenkl aus Graz hervortraten, handelte besonders über die prinzipielle Berechtigung der Schroederschen Art, die Hebungen zum Fundament aller Einteilungen zu machen; sie gab dem Redner dann noch Gelegenheit, über die Musik zu sprechen, die nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben könne, und über den Dochmius, den er bald als aus einer Halbierung des asklepiadeischen Trimeters entstanden nachzuweisen gedenke.

Dann redete der eben erwähnte Professor Dr. Heinrich Schenkl aus Graz über „Predigt und Schriftwerk in der lateinischen Patristik des 4. Jahrhunderts".

Der Vortrag beschränkte sich im wesentlichen auf die Predigten des Ambrosius. Es ergab sich dessen Abhängigkeit von kleinasiatischen Kanzelrednern, namentlich von Basilius dem Großen, in der Form der Predigten. In der Schriftauslegung wendet Ambrosius die Regeln der grammatisch-kritischen Exegese an, wie sie in der Schulpraxis an heidnischen Texten von alters her geübt und auch von weltlichen Gelehrten christlichen Schriften gegenüber angewandt wurde, so von dem Rhetor Victorinus, den Ambrosius in Rom gehört haben kann. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß Ambrosius schon als Laie mit den heiligen Schriften und ihrer Auslegung vertraut war. Die Wirkung seiner Predigten erklärt sich zunächst aus dem Eindruck seiner gewaltigen Persönlichkeit, zum Teil aber auch aus dem relativ niedrigen Bildungsstand seiner Mailänder Zuhörerschaft.

In der Diskussion bemerkte dazu Professor Dr. Leopold Cohn aus Breslau ergänzend, daß die Art der Benutzung der Quellen sich ebenso charakteristisch im Verhältnis des Ambrosius zu Philo von Alexandrien zeige. Ambrosius schreibe ganze Abschnitte aus Philos Schriften fast wörtlich aus, ohne ihn zu nennen, nicht nur in den Kommentaren zum A. T., sondern auch in den Briefen. Eine seiner Hauptquellen waren die Quaestiones Philos, so daß man nach Ambrosius den armenischen Text vielfach wird verbessern und ergänzen können.

Nachdem darauf Professor Dr. Skutsch seine Mitteilungen aus der lateinischen Grammatik, wie erwähnt, fortgesetzt hatte, wies der Vorsitzende auf den im Manuskript vorliegenden Vortrag von Professor Dr. Edmund Hauler aus Wien hin, der durch Erkrankung am Erscheinen verhindert war. Auf Vorschlag von Geheimrat Leo wurde beschlossen, den Vortrag unverkürzt in den bei Teubner erscheinenden „Verhandlungen" abdrucken zu lassen. Aus dem Manuskript des Autors geben wir folgenden kurzen Auszug.

Professor Hauler berichtet über den „Stand der Frontoausgabe", die er im Auftrage der Königl. preußischen Akademie unter Benutzung von Studemunds Nachlaß besorgt. Der nach der Revision der 106 Vatikanischen

Digitized by Google

und der Entzifferung der meist sehr schlecht erhaltenen 282 Ambrosianischen Seiten begonnene Satz wurde unterbrochen auf die Nachricht, daß der Präfekt der Vatikana, P. Ehrle, mit der Reinigung, Glättung und Aufspannung der dortigen Blätter begonnen habe. Dieses im Jahre 1902 beendete Verfahren erwies sich als recht ergebnisreich. Den Bemühungen Haulers ist es gelungen, die Leitung der Ambrosiana zu einer ähnlichen Behandlung der in Mailand aufbewahrten Blätter zu bewegen, die voraussichtlich demnächst in Angriff genommen werden wird. Hauler verheißt, das allgemein interessierende Neugewonnene möglichst bald gedruckt den Fachgenossen zur Kenntnis zu bringen.

Vom Präsidium wurde des weiteren die Besprechung einer künftig vorzunehmenden Verstärkung der Sektionssitzungen den allgemeinen Sitzungen gegenüber angeregt. Professor Gercke schlug eine Resolution in diesem Sinne vor, und Professor Skutsch erinnerte daran, daß schon früher einmal für die Sektionssitzungen drei Stunden, für die allgemeinen eine Stunde gefordert worden seien. Man beschloß, der Vorsitzende möge eine Resolution mit der vorgeschlagenen Tendenz ausarbeiten. Wir haben deren Wortlaut schon bei dem Bericht über die allgemeinen Sitzungen mitgeteilt. Gegen 11 Uhr 40 Min. fand die Sitzung ihr Ende.

Zur dritten, besonders zahlreich besuchten Sitzung vereinigte sich am 5. Oktober um 9 Uhr die Philologische mit der Archäologischen und der Historisch-epigraphischen Sektion unter dem Vorsitz von Professor Dr. Eugen Petersen aus Berlin, dem früheren Sekretär des Deutschen archäologischen Institutes in Rom. Professor Dr. Karl Robert aus Halle sprach unter Vorführung von Lichtbildern über „Pandora". Er führte die von Hesiod bis auf Goethe verfolgte Sage auf einen uralten Naturmythos zurück. Im einzelnen suchte er darzulegen, welche Folgerungen sich aus der Darstellung auf der Pandoravase des Oxforder Museums für die Grundidee des Nostos, für seine Behandlung durch Hesiod, für das Motiv von Aristophanes' „Frieden" und für den Inhalt des verlorenen Satyrspiels von Sophokles „Pandora oder Die Hammerschläger" ziehen lassen.

In seinem Dank für den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag bemerkte Professor Dr. Petersen, daß vielleicht nicht alle mit den geistvollen Ausführungen des Redners sachlich übereinstimmen würden. Eine Diskussion fand nicht statt.

Darauf hielt Professor Dr. Eduard Meyer aus Berlin seinen Vortrag: „Alexander der Große und die absolute Monarchie". Die absolute Monarchie im griechischen und römischen Altertum ist nur in ihren Formen orientalisch; die Idee des Gotteskönigtums wird nicht dem Orient verdankt. Es ist nicht der Ausdruck einer primitiven, sondern einer späteren, moderneren Staatsform und ist im Orient nur bei den Ägyptern zu finden. Seit Alexander dem Großen tritt sie im Abendland auf. Wo ist diese straffe Form der Staatsidee entstanden? In der philosophischen Literatur des vierten und fünften Jahrhunderts liegen die Wurzeln dieser Anschauungen, in der Staatslehre eines Sokrates und Plato; sie ruft die Idee des wahren Herrschers hervor, der nicht nach Gesetzen zu handeln braucht. Er verfährt nach eigenem Gutdünken und Ermessen. Aristoteles vertritt dieselben Anschauungen, nur daß durch die ihm charakteristische Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse gewisse Modifikationen und Restriktionen eintreten.

Digitized by Google

In der Theorie hat der Beste die Alleingewalt; er ist gottgleich; der einzelne wird also hier in theoretischer Erwägung zu göttergleicher Kraft erhoben. Lysander war der erste, der in praxi eine solche Stellung eines Gottes (oder eines Heros) einnahm. In der Tat läßt sich für Samos ein Lysanderkultus nachweisen. Durch gewaltige Leistungen steigt man vom Menschen zum Halbgott und gar zum Gott empor. Diese Anschauung ist den Griechen angeboren, und sie tritt in der Literatur dieses Volkes scharf hervor. Alexander ist ganz in diesen Ideen aufgewachsen. Er ist der erste Gottmensch der griechischen Welt; seinen Ahnen Herakles und Achilles will er nachstreben. Aber erst nach der Schlacht bei Issos tritt die Idee der Weltmonarchie bei ihm hervor. Eine eigentlich makedonische Politik hätte am Halys oder am Euphrat Halt machen müssen. Alexander handelt nicht so. Die ganze Welt, der Osten wie der Westen, sollte als Produkt griechischer Kultur unter makedonischer Herrschaft mit Alexandria als Kapitale stehen. Der Weltherrscher darf nicht mehr makedonischer Heerkönig und griechischer Bundesfeldherr sein; er muß über allen stehen; er wird Gottmensch, Gott und König.

Seinem Zug zum Ammonsheiligtum lag ein tiefer Plan zugrunde. Kallisthenes ist der erste Biograph oder vielmehr der erste Prophet und Jünger dieses Gottes. Später aber wird dieser selbst fast das Haupt der Opposition, der fanatische Gegner dieser Bestrebungen. Alexander hat seinen Gedanken eines Weltreiches nicht durchführen können; sein früher Tod hinderte ihn an der Unterwerfung des Westens. Caesar und nach ihm Domitian und Diokletian haben seine Pläne aufgenommen. Seit Konstantins Bekehrung trat an die Stelle des Gotteskönigtums die Idee des Herrschers von Gottesgnaden.

Es folgten nun die nicht minder fesselnden Ausführungen von Dr. A. Warburg aus Hamburg über „Dürer und die italienische Antike“, die gleich denen von Professor Robert durch zahlreiche Lichtbilder illustriert wurden.

Dr. Warburg ließ zunächst den Mitgliedern der kombinierten Sektionen im Auftrage des Ortskomitees eine Mappe mit Reproduktionen nach zwei berühmten Kunstwerken der Hamburgischen Kunsthalle überreichen: eine Handzeichnung Albrecht Dürers aus dem Jahre 1494 und dazu den nur in diesem einzigen Exemplar bekannten italienischen Kupferstich, der Dürer als Vorlage gedient hat. Dieses Abhängigkeitsverhältnis gibt in doppelter Beziehung einen aufklärenden, stilgeschichtlichen Hinweis: erstens sieht man klar, wie eine in Form und Inhalt echt antike Darstellung unmittelbar in die Formenwelt der italienischen Frührenaissance eintritt, da die Figuren auf antiken griechischen Vasenbildern, den Tod des Orpheus darstellend (abgebildet auf Tafel 1 der Mappe), die typische pathetische Gebärdensprache verkünden, wie sie die griechische Kunst für derartige tragische Szenen ausgeprägt hatte, und zweitens erhält man durch die so sich offenbarende leidenschaftliche Mimik einen deutlichen Anhalt dafür, daß die Antike der Renaissance auch zum idealen Vorbild dienen mußte, wenn sie nach leidenschaftlich gesteigerten Ausdrucksformen strebte; denn die Frührenaissance sah gerade in dieser heidnisch ungebundenen Gebärdensprache ebenso sehr eine überlegene Eigenschaft der antiken Kunst wie in der idealen Ruhe der

Digitized by Google

äußeren Erscheinung, die wir, allzu sehr beeinflußt durch die klassifizierende Doktrin von der „stillen Größe" des Altertums, als das eigentliche Stilprinzip der Antike ansehen. Polizians Dichtung „Orfeo", in der zum erstenmal im Jahre 1472 ein Dichter versuchte, in italienischer Sprache einer antiken Sage lebendig-dramatische Form und packende Sprache zu verleihen, beweist überdies, daß das Motiv vom Tod des Orpheus kein rein formalinteressantes Atelierproblem war, sondern ein leidenschaftlich nachgefühltes Erlebnis aus dem dunkelsten Mysterienspiel der dionysischen Sage. Malereien auf italienischen Hochzeitstruhen spiegeln in einem ähnlichen Mischstil zwischen realistischer Naturbeobachtung und idealisierender Anlehnung an berühmte antike Muster bewegte Lebensszenen aus dem Orfeo wieder.

Andere Zeichnungen Dürers aus denselben Jahren zeigen nun ganz auffällig, daß er ebenso die Kupferstiche derjenigen italienischen Künstler kopiert hat, die man als die typischen Repräsentanten jener antikisierenden, theatralischen Muskelrhetorik ansehen kann: Mantegna und Antonio Pollaiuolo. Was der Vortragende unter dieser antikisierenden Muskelrhetorik versteht, zeigte er durch die Lichtbilder, die zuerst die italienischen Originale und dann deren Nachbildung durch Dürers Hand wiedergaben; er demonstrierte dann weiterhin, wie alle diese Einzelstudien nach der italienischen Antike von Dürer sorgfältig zusammengetragen werden in einem Kupferstich mythologischen Inhalts, den man die „Eifersucht" nennt, wahrscheinlich eine mißverstandene Illustration einer humanistischen Version der Legende von Zeus und Antiope. Obgleich nun dieser Stich in keiner Figur Originalerfindung Dürers ist, bleibt er doch Eigentum Dürers in höherem Sinne; denn Dürer und seine Zeit wußten nichts von der modernen Artistenangst um die Selbständigkeit des eigenen Individuums; sie lernten von allem, was von bereits geformten Ausdrücken an sie herantrat, indem sie es verarbeiteten. So hat Dürer an der italienischen Antike seinen Sinn für den klaren Umriß der einzelnen bewegten Menschenfigur weiter fortgebildet, dabei aber den überlebendig gestikulierenden Manierismus überwunden, den er unter dem Einfluß Mantegnas und Pollaiuolos z. B. in seinem frühen Holzschnitte Ercules zeigte.

So führte Dürer denselben Kampf gegen die barocke Gebärdensprache, zu der in Norden und Süden die Kunst seit Mitte des 15. Jahrhunderts hindrängte; denn ganz fälschlich sieht man in der Ausgrabung des Laokoon 1506 eine Ursache des beginnenden römischen Barockstils der großen Geste; der Laokoon ist nur das äußere Symptom eines innerlich bedingten stilgeschichtlichen Prozesses und steht am Ende, nicht am Anfang der barocken Entartung. Man fand nur, was man längst in der Antike gesucht und gefunden hatte: die in erhabener Tragik stilisierte Ausdrucksform für Höhepunkte innerlich und äußerlich bewegten Lebens. So hat z. B. schon etwa 1465, wie der Vortragende im Lichtbilde zeigte, Antonio Pollaiuolo für die erregte Gestalt eines David ein echt plastisches Kunstwerk aus dem pathetischen Kreise, den Pädagogen der Niobiden, zum Vorbild genommen, das er mit überraschender Genauigkeit fast bis in alle Einzelheiten nachahmte. Und als 1488 eine kleine Nachbildung der Laokoongruppe gefunden wurde, da bewunderten die Entdecker, ohne von dem mythischen Inhalt Notiz zu nehmen, in den höchsten Ausdrücken künstlerischer Begeisterung eben jene „wunderbaren Gesten"; es war das Volkslatein der Gebärdensprache, das man international verstand.

Digitized by Google

Der Vortragende bat schließlich, die überreichten Bilder vom Tode des Orpheus wie einen Fundbericht über die ersten Stationen jener verschollenen Etappenstraße anzusehen, auf der die wandernden lateinischen Superlative der Gebärdensprache von Athen über Rom, Florenz, Mantua nach Nürnberg kamen und dort sich festzusetzen suchten.

Der Vortrag blieb wie die beiden vorhergehenden ohne Diskussion. Der Vorsitzende wiederholte den schon in der zweiten archäologischen Sitzung gestellten Antrag, die Adresse an das italienische Kultusministerium betreffend, der, wie schon erwähnt, vom Plenum später angenommen wurde.

Die letzte Sitzung der klassischen Philologen endlich fand am 6. Oktober früh von 8 Uhr ab statt, wie die erste in Gemeinschaft mit der Indogermanischen Sektion.

Professor Dr. Felix Solmsen aus Bonn legte in einem Vortrage „Über griechische Etymologie“ einige Gesichtspunkte dar, die gegenwärtig bei dem Betriebe dieses Zweiges der Wissenschaft vor anderen maßgebend sein müßten, um Fortschritte über das bisher Erreichte zu erzielen. Er erinnerte zunächst an die in den letzten Jahren namentlich von H. Schuchardt immer wiederholte Forderung, über den Wörtern die Sachen, die sie bezeichnen, nicht außer acht zu lassen, und zeigte an *τράπεζα*, wie notwendig ihre Erfüllung auch für das Griechische ist. Die Grundsätze, die der Vortragende außerdem befolgt wissen will, gliederte er in solche vorwiegend linguistischen und solche vorwiegend philologischen Charakters. Von linguistischer Seite ist es erforderlich, den Stoff durch eine systematische Heranziehung der lebenden Idiome innerhalb der indogermanischen Sprachenwelt zu erweitern; sie enthalten unendlich viel Altes, was in der bisher vorzugsweise ausgebeuteten Literatur der älteren Sprachphasen nicht an die Oberfläche kommt. Mit Hilfe der heutigen slawischen Mundarten wurde an *πάλλω* und *λῆν* nebst dessen weitverzeigter Sippe dargetan, wie viel sich auf diesem Wege erreichen läßt. In philologischer Hinsicht handelt es sich namentlich um dreierlei: 1. Der Stoff ist auch hier zu bereichern durch möglichst erschöpfende Ausnutzung dessen, was die Funde der Neuzeit an bisher nicht oder nur mangelhaft Bezeugtem geliefert haben, aber auch dessen, was schon seit langem in entlegeneren Quellenschriften, namentlich grammatischen und lexikalischen, zugänglich war. Als Beispiele dienten *χροιός* und *δεῖσα*. 2. Die Bedeutungen der Wörter sind mehrfach genauer zu bestimmen, als unsere Lexika tun, und auch, wo das nicht mehr nötig, muß die Etymologie sich stärker an den tatsächlichen Gebrauch der Wörter in den Texten, in denen sie vorkommen, halten. Belege dafür sind *αἱμωδία* und *σκόπελος*. 3. Der Etymologie muß der sichere Boden bereitet werden durch Aufarbeitung der Geschichte des in Frage kommenden Wortes nach der rein formalen, der literargeschichtlichen, der stammesgeschichtlichen Seite. Dies ist zur Zeit vielleicht die dringlichste und erfolgverheißendste aller bezeichneten Aufgaben. Das einzuschlagende Verfahren wurde erläutert an Exempeln wie *τάλαντον*, *ζάκορος*, *αἰσυμνήτης*. Der Vortragende schloß mit der Bitte an die Philologen, bei den in ihre Kompetenz entfallenden Teilen der Wortforschung reger als bisher Hand anzulegen und so für die Linguisten die eigentlich etymologische Arbeit zu erleichtern und sicher zu fundieren.

In der Diskussion wies besonders Professor Dr. Adalbert Bezzenberger

Digitized by Google

aus Königsberg auf die früheren Verdienste der etymologischen Forschung hin. Außerdem beteiligte sich Geheimrat Direktor Dr. Frey aus Münster.

Darauf sprach Professor Dr. Albert Thumb aus Marburg über „Prinzipienfragen der Koineforschung“. Das Wichtigste für den Koineforscher sei intensives Studium des Mittel- und Neugriechischen. Ferner müssen — so führte der Redner weiter aus — mehr Arbeiter in diesem Weinberg tätig sein; die latenten Kräfte, die gerade hier stark vertreten sind, müssen sich in aktive verwandeln. Besonders die Theologen müssen in ihren Arbeiten über die Sprache der Bibel mehr und mehr die Koine kennen und erkennen lernen. Hier ist die Semitismenfrage die wichtigste; die Frage nach dem Einflusse der Barbarensprachen können wir deshalb nicht so gut behandeln, weil wir aus dem hierfür wichtigsten Gebiete, aus Kleinasien kaum Material, höchstens Reste von Material haben. Auch muß man daher noch viel mehr, als heute geschehen ist, in frühere Zeiten zurückgehen, so auch das Attische des vierten Jahrhunderts für die Ziele der Koineforschung in Betracht ziehen.

Endlich hielt Professor Dr. Konrad Zacher aus Breslau einen Vortrag über „Die dämonischen Urväter der Komödie“. Er suchte einen Thiasos verwandter, niederer Gottheiten zu erweisen, denen der Gattungsname *κόβαλοι* zukomme. Diese Bezeichnung sei dasselbe Wort wie das deutsche Kobold, das auf das mittellateinische cobalus zurückgehe. In den Aufzügen der *κῶμοι* spielten die *κόβαλοι* eine große Rolle. Eine große Mannigfaltigkeit differenzierter Dämonen tritt hier auf; sie haben grundlegende Bedeutung für die Anfänge der gesamten griechischen Komödie.

An der Debatte beteiligten sich die Professoren Meltzer, Solmsen und Thiele.

Den Schluß machte die Mitteilung der inzwischen vom Vorsitzenden aufgesetzten Resolution, die nunmehr dem Plenum vorzulegen beschlossen wurde.

Archäologische Sektion.

Von den beiden Obmännern der Sektion, Professor Dr. Noack aus Kiel und Professor Dr. Klußmann aus Hamburg, war der erstere durch Erkrankung an der Teilnahme verhindert; die Sektion sandte ihm in ihrer 3. Sondersitzung einen telegraphischen Gruß. Den Vorsitz übernahm Professor Dr. Eugen Petersen aus Berlin.

Am ersten Tage sprach nach der Konstituierung um 2 Uhr Professor Dr. Behrendt Pick, der Vorsteher des Herzoglichen Münzkabinets in Gotha, über „Griechische und römische Münzen aus der Sammlung des Herrn Konsul Weber“ (in Hamburg). Es kam dabei ein für solche Zwecke konstruierter epidioskopischer Projektionsapparat zur Verwendung, durch den von den Objekten direkt ein Bild in den natürlichen Farben und in großer Plastik auf dem Projektionsschirm entworfen wird. Für die übrigen Vorführungen der Archäologischen Sektion war infolge einer Anregung von Professor Dr. Noack ein „Zwillingsapparat“ konstruiert worden, mittels dessen man gleichzeitig zwei Bilder nebeneinander auf den Projektionsschirm werfen kann, was für den Vergleich zwischen ähnlichen Formen von erheblichem Wert ist.

Am 4. Oktober um 9 Uhr führte Professor Dr. Petersen in Wort

Digitized by Google

und Bild die „Ara Pacis Augustae“ vor, wie sie vor und nach der Ausgrabung sich darstellt. So hoch man auch den Gewinn aus der bisherigen Arbeit für die Fixierung des Grundrisses und die Anordnung des historisch bedeutsamen Frieses anschlägt, es ist doch die Fortsetzung der auf unbestimmte Zeit vertagten Bodenforschung außer anderm auch zur Lösung einer Hauptfrage der Friesanordnung durchaus erforderlich. Die bisherigen Fundtatsachen führten zu einem Resultat, das man um des in dem Bildwerk sich darstellenden Inhalts willen anzunehmen sich sträuben muß. Sollen wir wirklich glauben, daß diejenigen Szenen, die der dargestellten Gegenstände wegen der Eingangsfront zuzukommen scheinen, vielmehr an die Hinterseite des Gebäudes gehören, und daß umgekehrt, was der Idee nach hinten stehen sollte, dennoch vorangestellt werden müsse, so bedarf es noch zwingenderer Fundtatsachen. Dieses Dilemma muß beseitigt werden. Die Altaranlage im Friedensheiligtum erhält Licht durch Vergleichung der in letzter Zeit aufgedeckten hellenistischen Altarbauten des griechischen Ostens, von Priene, Kos, Magnesia, Milet und Pergamon. Doch ist in keinem dieser Heiligtümer der Altar so gut erhalten, wie der der Pax Augusta, der schon jetzt vollständiger als einer der genannten herzustellen ist.

Der Wunsch, man möge zustimmen, dafs dem italienischen Kultusministerium der Dank für die Aufdeckung und das Vertrauen ausgesprochen werde, die italienische Regierung werde das große Werk auch des römischen Namens würdig zu Ende führen, wurde durch Professor Dr. Friedrich von Duhn aus Heidelberg lebhaft befürwortet und von der Versammlung erfüllt.

Darauf gab Professor Dr. Pick, der Redner des vorigen Tages, wieder unter Vorführung von Lichtbildern „Numismatische Beiträge zur griechischen Kunstgeschichte“.

Während dann der angekündigte Vortrag von Professor Dr. Bodo Graef aus Jena verschoben wurde, behandelte Justizrat Dr. E. J. Haeberlin aus Frankfurt a. M. „Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens“.

Er besprach unter Heranziehung von Tafeln seines in Vorbereitung begriffenen „Corpus nummorum aeris gravis“ den Ursprung und das System der ältesten Münzung Roms und des latinischen Mittelitaliens. Rom ging erst nach dem freiwilligen Anschluß der Kampaner und der Unterwerfung der Latiner um 335 v. Chr. zur Münzung über. Es begründete zugleich zwei Münzstätten, die eine in der Hauptstadt für den Guß der urbanen Libralserie nach dem Pfunde von 273 gr, die andere in Capua für die Prägung des mit der Aufschrift Romano, später Roma, nach kampanischem Fuße gemünzten Silbers. Der Vortragende unterschied im engen Anschluß an die wichtigen historischen Ereignisse für die Schwergeldepoche drei Perioden. Die Einzelheiten seiner im wesentlichen neuen Darlegungen findet man in seiner Broschüre „Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens“ (Verlag der Berliner Münzblätter, 1905).

Die dritte Sondersitzung fand am 6. Oktober um 8 Uhr statt. Zunächst hielt Professor Dr. Bodo Graef aus Jena seinen angesagten Vortrag „Ein Kapitel zur griechischen Plastik“. Der Hermes von Andros — so führte er etwa aus — mit seinen Repliken, der meist als

Digitized by Google

Werk der Schule des Praxiteles betrachtet wird, ist vielmehr ein dem Hermes des Praxiteles vorausgehendes Werk. Er zeigt eine auf das Anmutige gerichtete Sinnesart, die sich in Feinheit und Zierlichkeit der Gesichtsformen ausdrückt, während der kräftige Körperbau mit der stark ausgebogenen Hüfte in nicht ganz ausgeglichenem Gegensatz dazu steht. Die analoge Tendenz zur Verfeinerung und Verkleinerung der Gesichtsformen, zum Teil in Verbindung mit dem noch schwerfälligen Körperbau, haben auch der neugefundene Jüngling von Antikythera, die Ephesische Bronzestatue in Wien, eine Gewandfigur aus Eretria in Athen, die in die Jugendzeit des Praxiteles gesetzten Figuren des Eros und des Satyrs, der Münchener Diomed. Alle diese Werke zeigen, daß weibliche Reize in die männlichen Formen gelegt werden, entsprechend der neu am Ende des fünften Jahrhunderts erwachenden Empfindung für die weibliche Schönheit. Im Osten war das schon früher geschehen, hier bekümmerte sich die Kunst weniger um den Mann. Ein Einblick in die Verschiedenheit östlichen und westlichen Empfindens, der sich bis in die ältesten Zeiten herauf verfolgen läßt, eröffnet sich von hier aus.

Darauf sprach Professor Friedrich von Duhn aus Heidelberg über „Eine Giebelkomposition aus Neapel", während die übrigen von ihm zur Behandlung in Aussicht genommenen Themata wegen Zeitmangels wegfallen mußten, wie denn auch aus dem gleichen Grunde von einer eigentlichen Diskussion in dieser Sitzung abgesehen wurde. Professor von Duhn machte folgende Mitteilungen. Bei der Seltenheit römischer Monumentalbauten in Süditalien ist der einzige Tempel Neapels, der das Mittelalter wenigstens teilweise überdauert hat, derjenige der Dioskuren, jetzt S. Paolo maggiore, von besonderem Interesse. Er stand über dem Forum und war einer der Haupttempel, wahrscheinlich um die Zeit Neros geweiht. Die 1688 durch Erdbeben zerstörte Front ist durch Francesco d'Olanda um 1540 gezeichnet; diese in der Sammlung seiner Zeichnungen im Eskorial aufbewahrte Wiedergabe wurde vom Vortragenden vorgeführt, und die Giebelkomposition, die einzige in Süditalien erhaltene, besprochen. Auch die beiden einzig erhaltenen Originalreste, zwei mächtige Torsi der Dioskuren daselbst, kamen zur Anschauung.

Dann erhielt Hofrat Professor Dr. Theodor Schreiber aus Leipzig das Wort zu seinen Ausführungen über „Die große Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in Alexandrien und die neuen Kapitäle der Ptolemäerzeit", die etwa folgendes enthielten:

Die rasch fortschreitende Zerstörung der Nekropolen von Alexandria in Ägypten, Bottis durch einen frühen Tod unterbrochene Tätigkeit und die Arbeiten der 1902 abgeschlossenen Ernst Sieglin-Expedition haben eine Menge neuer Denkmäler zutage gefördert, die auf das Fortleben der griechischen und ägyptischen Kunst im Nildelta während der hellenistischen Zeit ein neues Licht werfen.

Wir sehen jetzt in der Bautätigkeit Alexandriens drei Stilrichtungen, die nebeneinander bestehen, aber zu verschiedenen Zeiten ihren Höhepunkt erreichen. Zwischen die reingriechische und die reinägyptische Baukunst tritt eine dritte Stilrichtung, die jetzt durch die Funde von Hadra bei Alexandrien und namentlich durch die Kapitäle der großen im ersten demnächst erscheinenden Bande der Ernst Sieglin-Publikationen behandelten

Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in ihrer selbständigen Eigenart erkannt werden konnte. Es ist eine ägyptische Landeskunst, die sich nach dem Vorbild und durch Aufnahme griechischer Elemente regeneriert. — Diese Darlegungen wurden in Lichtbildern an einer Reihe alexandrinischer Kapitäle erläutert.

Die Reihe der Vortragenden schloß Dr. Richard Stettiner aus Hamburg. Er sprach unter Bezugnahme auf seine unter den Festschriften erwähnte Publikation über „Die Illustrationen der mittelalterlichen Prudentiushandschriften und ihre spätantike Vorlage". Er betonte die Bedeutung dieser Handschriften für die Erkenntnis des Zusammenhanges antiker und mittelalterlicher Kunst und zeigte an einer Reihe von Beispielen, wie sich aus Bildern in Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts noch der antike Kern herausschälen lasse.

Endlich beantragte Dr. A. Warburg aus Hamburg noch eine von den Professoren von Duhn und Petersen unterstützte Resolution, die hervorhob, es liege im Interesse der Archäologie wie der modernen Kunstgeschichte, wenn Skizzenbücher wie das des Francesco d'Olanda möglichst bald und einfach veröffentlicht würden[1]), etwa wie Sal. Reinach das des Pierre Jacques von Reims publiziert habe.

Historisch-epigraphische Sektion.

In der ersten Sitzung, am 3. Oktober gegen 2 Uhr, wurden auf Vorschlag von Professor Dr Christian Volquardsen aus Kiel die beiden anderen Obmänner: Direktor Professor Dr. Ferdinand Ohly aus Bergedorf und Dr. Erich Ziebarth aus Hamburg zu Vorsitzenden gewählt. Die Schriftführung übernahmen Dr. Börner und Dr. Rüther aus Hamburg.

Der angekündigte Vortrag von Professor Dr. Heinrich Swoboda in Prag „Über die altgriechische Schuldknechtschaft" fiel wegen Verhinderung des Redners aus. So war die erste Sitzung ganz ausgefüllt durch den Vortrag von Professor Dr. Wilhelm Soltau aus Zabern über „Römische Geschichtsforschung und Bibelkritik" und die daran sich anschließende lebhafte Debatte. Einleitend bemerkte Professor Soltau, daß eine engere Fühlung zwischen den Forschern auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft — neben der Spezialarbeit der Einzelforschung — notwendig sei. So auch zwischen der historischen Forschung und der Bibelkritik.

Die näheren Beziehungen, die zwischen römischer Geschichtsforschung und der neutestamentlichen Wissenschaft bestehen, wurden nach vier Seiten hin dargelegt:

1. Vielfach sind dieselben Forscher bald auf dem einen Gebiet, bald auf dem anderen mit Erfolg tätig gewesen. (So seit Schwegler u. a.)

2. Vielfach ist die bei historischen Untersuchungen befolgte Methode auch bei Problemen der theologischen Forschung angewandt worden und hat zu deren Lösung beigetragen. So bei der Frage nach der Entstehung der Apostelgeschichte, bei der Untersuchung, wie das 1. Evangelium Über-

[1]) Eine Publikation der dem Francesco d'Olanda zugeschriebenen Zeichnungen von H. Egger ist, wie mir Dr. Warburg freundlichst mitteilt, in Vorbereitung.

Digitized by Google

arbeitungen erfahren habe, bei der Feststellung der Textesrezensionen des N. T. durch Blaß oder bei der Frage, inwieweit Kolosser- und Epheserbrief echte Paulinische Schreiben seien.

3. Die Forschung auf beiden Gebieten hat vielfach Anregung gefunden durch die gleichen Funde an Inschriften, Papyri u. a., die für beide Disziplinen von Bedeutung waren, so die kleinasiatischen Inschriften zu Ehren des Augustus, die zugleich das Vorbild von Luc. 2, 14 gewesen sind[1]), oder ein Dekret von Stratonicea, das im 2. Petrusbrief nachgeahmt ist. Weiter wies Soltau hin auf Useners, Dieterichs, Cumonts Ergebnisse, auf die λόγια Ἰησοῦ in den Oxyrhynchos-Papyri u. a. m.

4. Ferner hat die Erforschung der römischen Kaiserzeit, der staatlichen und staatsrechtlichen Zustände Roms auch manches wichtige Ergebnis gehabt für die Feststellung altchristlicher Verhältnisse. So ist die Frage nach der Realität der biblischen Wunder und ihre Erklärung nur in Verbindung mit den verwandten antiken Wunderberichten zu behandeln. Die Sagen von der wunderbaren Geburt bei Matthäus und Lucas sind aus verwandten heidnischen Berichten herzuleiten. Des Paulus Anschauungen sind erst zu verstehen, wenn man die Anfänge der damaligen Gnosis kennt, und wenn man die Ansichten eines Seneca danebenhält.

Vor allem aber kann die Entstehung der altkatholischen Kirchenverfassung nur aus den analogen Verhältnissen der städtischen Entwickelung verstanden und richtig hergeleitet werden. λάος, κλῆρος und in diesem wieder διάκονοι, πρεσβύτεροι, ἐπίσκοποι sind zusammenzuhalten mit plebs, decuriones, magistratus. Selbst das Hauptproblem, die Entstehung des monarchischen Episkopats, findet so seine Erklärung. Er ist zuerst nachweislich in Kleinasien seit 100 (vgl. Knopf, Das nachapostolische Zeitalter); seit jener Zeit kommen aber an der Stelle der Selbstverwaltung die von den Kaisern (seit Nerva und Trajan) eingesetzten curatores rei publicae auf, die vom Kaiser eingesetzt sind, meist lebenslänglich über den anderen Beamten stehen, stets in der Einzahl.

Auch die Grundanschauungen der hierarchischen Ordnung, die Successions- und Traditionstheorie, entsprechen genau den Satzungen des römischen Staatsrechts.

In der Diskussion bemerkte zunächst Professor Dr. Eugen Bormann aus Wien, daß die Erklärung der monarchischen Verfassung der Kirche aus den im ganzen römischen Reiche verbreiteten entsprechenden weltlichen Einrichtungen einleuchte. Professor Dr. Wilms aus Hamburg spielte die Debatte auf das unfruchtbarere dogmatische Gebiet hinüber und warnte vor kritischer Auflösung der neutestamentlichen Quellenschriften, fand aber in zwei Hamburger Pastoren (Reuß und Lic. Dr. Hanne) eifrige Verfechter freier wissenschaftlicher Forschung.

Professor Dr. Eduard Meyer aus Berlin stellte prinzipiell als Aufgabe des Historikers fest, alles, was menschliches Leben umfasse, zu ergründen. Vor dem Alten und Neuen Testament dürfe er ebenso wenig Halt machen wie vor dem Koran. Jede wissenschaftliche Erkenntnis auf diesem Gebiete bleibe freilich Hypothese und sei immer nur ein Versuch, eine Erscheinung

[1]) Der Leser vergleiche zu dieser Frage auch Paul Wendlands Aufsatz im Usener-Heft von Preuschens Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft usw. V 4 S. 335 ff.: Σωτήρ.

Digitized by Google

zu begreifen. Besonders schwierig sei es, solche Einzelerscheinungen zu einem Gesamtbild zusammenzufassen. Ein Geheimnis bleibt das Individuelle; nur intuitiv könne man große historische Persönlichkeiten erfassen.

Die zweite Sitzung, am 4. Oktober, begann um 9 Uhr; Dr. Erich Ziebarth präsidierte. Da Professor Dr. Rudolf von Scala aus Innsbruck verhindert war, den angekündigten Vortrag über „Makedonisch-hellenistische Beiträge aus Inschriften“ zu halten, behandelte sogleich Professor Dr. Chr. Volquardsen aus Kiel sein Thema: „Die Differenzen der Berichte des Thukydides und Aristoteles über den Verfassungsumsturz des Jahres 411 in Athen“[1]).

In der Debatte stimmte Professor Dr. Eduard Meyer dem Vortragenden besonders darin zu, daß er sich in der Darstellung des Herganges in der Hauptsache auf Thukydides stütze; der gebe in der Tat den eigentlichen Kern. Der von Professor Volquardsen versuchte Ausgleich scheine ihm sehr wohl möglich, doch behalte er sich Nachprüfung vor.

Besonders bedeutsam war die nun folgende Mitteilung von Professor Dr. Ulrich Wilken aus Halle über „Ein Sosilosfragment auf einem Würzburger Papyrus“. Durch diesen Fund tritt Sosilos, der Freund und Lagergenosse Hannibals, von dem wir bisher außer dem Namen so gut wie gar nichts wußten, in die Reihe der griechisch schreibenden Darsteller römischer Geschichte ein. Die betreffende Stelle gibt eine für die Kunde der antiken Seetaktik wichtige Schlachtschilderung aus dem Beginn des zweiten Punischen Krieges. [Erschienen im Hermes 1906 Heft 1.] — An diese Mitteilung knüpfte Professor Wilken den Wunsch, in Hamburg möchte, der Bedeutung seiner Stadtbibliothek entsprechend, eine Papyrussammlung angelegt werden; es sei für die Papyrusforschung sehr wünschenswert, daß sich recht viele Mitarbeiter daran beteiligten.

Auf Anregung von Professor Dr. Ferdinand Friedr. Carl Lehmann aus Berlin, einem geborenen Hamburger, schloß sich die ganze Versammlung diesem Wunsche an. Dem Vernehmen nach ist gute Aussicht vorhanden, daß er erfüllt wird.

Der von dem Geheimen Hofrat Professor Dr. Ludwig Mitteis aus Leipzig eingebrachte und auch von Professor Dr. Eugen Bormann aus Wien lebhaft unterstützte Antrag, die Erzherzog Rainer-Papyrus-Sammlung betreffend, ist schon bei dem Bericht über die letzte allgemeine Sitzung mitgeteilt worden

Den Schluß der zweiten Sitzung bildete der Vortrag von Professor Dr. Karl Jacob aus Tübingen über Gustav Freytags „Ahnen“ im Spiegel deutscher Geschichte. Er wies zunächst darauf hin, daß man noch immer um eine Antwort verlegen sei auf die so häufig von Laien aufgeworfene Frage nach einer populär geschriebenen, aber doch die Ergebnisse und den Stand der Forschung berücksichtigenden deutschen Geschichte. Gewiß wolle er die Vorzüge von Werken eines Kämmel, Lindner u. a. nicht herabsetzen, auch hier nicht kurzerhand über Lamprechts Art der Geschichtschreibung aburteilen; doch fehle noch das in jeder Beziehung geeignete Werk. Als Ersatz könne man G. Freytags „Bilder aus

[1]) Der Vortrag, auf dessen Wiedergabe wir hier im Einverständnis mit Herrn Prof. Volquardsen verzichten, erscheint ausführlich in den bei Teubner „vorbereiteten Verhandlungen“.

Digitized by Google

der deutschen Vergangenheit“ mit gutem Gewissen empfehlen, und es erhebe sich die Frage, ob man auch den historischen Roman, die „Ahnen“, als Ergänzung hinzuziehen könne. Sie sei zu bejahen; denn überall bilde in diesem Roman das Staatliche den beherrschenden Mittelpunkt. Freytag habe nicht kulturgeschichtlichen Kleinkram geben wollen, das gehe schon daraus hervor, daß die kriegerischen Eindrücke, 1870 auf Frankreichs Gefilden gewonnen, ihn nach eigenem Geständnis zuerst zu diesem Werke inspiriert hätten. Über den literarischen Wert des Romanzyklus, über die gegen ihn erhobenen Einwände sich auszulassen, sei hier nicht der Ort, vielmehr drehe sich alles darum, was man aus den „Ahnen“ für die Betrachtung der deutschen Geschichte lernen könne. Dabei seien vor allem drei Gesichtspunkte zu betonen: erstens stelle Freytag nicht ohne bestimmte Absicht an die Spitze jedes Einzelromans eine bestimmte Jahreszahl, um die Zeitlage und den historischen Hintergrund genau zu begrenzen; dabei habe Freytag in klar durchdachter Anordnung jedesmal die kritischen Wendepunkte der deutschen Geschichte ausgewählt, so jedoch, daß stets auch der Ausblick auf die Höhepunkte oder mindestens auf die Ansätze und Keime einer besseren Zeit sich ergebe. Dies wurde an den einzelnen Abschnitten des Werkes in überzeugender Weise dargelegt. Komme dieser offenbar mit bewußter Absicht durchgeführte Standpunkt dem Aufbau des Werkes sehr zustatten, so liege hingegen ein Mangel darin, daß der Schauplatz der Erzählung sich nicht genügend dem Gange der deutschen Geschichte anpasse, der Wandel des Schwerpunktes nicht entsprechend zur Geltung komme. Endlich sei es bezeichnend, daß stets ein bestimmter Stand im Vordergrunde stehe als Träger der Entwickelung, was wiederum an den Hauptpersonen der einzelnen Romane aufgezeigt wurde. Hierbei ergäben sich in den „Ahnen“ wahre Perlen der Darstellungskunst, zumal auch in dem sonst vielfach angegriffenen 6. Bande, die oft aufs ergreifendste zeigten, wie in den breiten Schichten des Volkes die Stimmung gewesen sei, welche Kräfte dort sich regten und tätig waren. So bilden die „Ahnen“ eine außerordentlich wertvolle Ergänzung zu jedem größeren Werke über deutsche Geschichte. —

Die letzte Sitzung der Sektion begann am 6. Oktober um $8^1/_4$ Uhr; anfangs führte Dr. Ziebarth den Vorsitz, später Direktor Dr. Ohly.

Professor Dr. Ferdinand Friedr. Carl Lehmann (C. F. Lehmann-Haupt) aus Berlin begann mit Mitteilungen über Band V Lieferung 2 der „Beiträge zur alten Geschichte“, die von Band VI an den Namen „Klio“ führen. Er sprach dann über das angekündigte Thema „Zur auswärtigen Politik der ersten Ptolemäer und Seleukiden“. Den Ausführungen sei folgendes entnommen:

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Seleukidenreiche und Ägypten werden in erster Linie durch den Streit um Cölesyrien oder, richtiger gesagt, um die phönikische Südküste und ihr Hinterland bestimmt und gekennzeichnet. Der erste dem Besitz dieses Landes geltende Waffengang ist vom Vortragenden zeitlich bestimmt und damit nach Ursache, Folgen und Begleiterscheinungen in den Gang der Gesamtentwickelung eingereiht worden („Der erste Syrische Krieg und die Weltlage um 275—272 v. Chr.“ Beiträge zur alten Geschichte III S. 496—547).

Die auswärtige Politik der beiden Mächte wird aber ferner mitbestimmt

Digitized by Google

durch das in seiner Bedeutung noch nicht gebührend gewürdigte allseitige Streben der Teilherrscher nach dem heimatlichen makedonischen Thron, von dem sich zwar Ptolemaios I. frei zeigt, nicht aber die auf ihn folgende Generation.

Der bereits im Druck erschienene erste Teil des Lehmannschen Vortrags („Seleukos, König der Makedonen", Beiträge zur alten Geschichte V S. 244—254) bemüht sich um eine befriedigende Erklärung der Untat, die Seleukos' tragisches Ende herbeiführte, durch eine richtigere Erkenntnis der durch die Schlacht bei Kurupedion und ihre unmittelbaren Folgen geschaffenen Rechtslage. Ptolemaios Keraunos hatte es in Seleukos nicht nur mit einem Prätendenten zu tun, der nach der Schlacht bei Kurupedion in Europa landete, um das makedonische Königtum zu erwerben; Seleukos war vielmehr in aller Form Rechtens erwählter König der Makedonen, unmittelbar nach der Schlacht bei Kurupedion dazu ausgerufen, wie die spärlichen klassischen Nachrichten erkennen lassen und ein babylonischer Text bestätigt. Von hier erscheint die Mordtat des Ptolemaios Keraunos in neuem Licht. Zwischen Lysimachos und Ptolemaios Keraunos ist Seleukos als vollberechtigter König der Makedonen einzufügen.

Im zweiten Teil beschäftigte sich Professor Lehmann mit zwei ungelösten Problemen aus der dem Chremonideischen Krieg vorausgehenden Periode, von denen eins neuerdings durch eine gründliche, vielfach klärende und in ihren Hauptergebnissen von Eduard Meyer acceptierte Abhandlung Fergusons hervortrat („Athenian Politics in the early third century", Beiträge zur alten Geschichte V, Heft 2, S. 155—179). Es liegen starke Anzeichen für eine demokratische Strömung in Athen für und um das Jahr 271/0 vor; aber die Annahme einer gleichzeitigen, sonst regelmäßig damit verknüpften antimakedonischen Politik erscheint mehr als bedenklich. Die Lösung aller Schwierigkeiten sieht der Vortragende in einer schon früher von ihm ermittelten zeitweiligen Vereinigung der natürlichen Gegner Antigonos' mit Ptolemaios II. Philadelphos und Areus (Beiträge zur alten Geschichte III S. 537 ff.) zur Zeit des ersten Syrischen Krieges und des gleichzeitigen Angriffs gegen Antigonos Gonatas und den Peloponnes durch Pyrrhus 274/3 v. Chr. Diese Vereinigung war das Werk der Arsinoë, der eigentlichen Leiterin der ägyptischen Politik. [Für die Einzelheiten sei auf die „Beiträge zur alten Geschichte" verwiesen, wo Band V Heft 3 auch dieser 2. Teil des Vortrags unter dem Titel „Zur attischen Politik vor dem Chremonideischen Kriege" erscheinen soll.]

Da eine Diskussion unterblieb, schloß sich an diesen Vortrag sogleich der von Professor Dr. Heinrich Hitzigrath aus Hamburg über „Hamburgischen Handel im 18. Jahrhundert" an, der in der Zweiten Morgenausgabe der „Hamburger Nachrichten" vom 22. Oktober 1905 erschienen ist.

Es folgten dann noch Mitteilungen von Senator Professor Gregor Tocilescu aus Bukarest über die Denkmäler von Adamklissi und von Hofrat Professor Dr. Bormann über die reiche Stiftung eines Wiener Bürgers, von der ein Drittel der Humanistischen Sektion der Akademie zugefallen sei und für die bereits sehr geförderte österreichische Limesforschung verwendet werden solle. Daran knüpfte Professor Bormann einen kurzen Bericht über neuere Ausgrabungen in Carnuntum, besonders über die Er-

Digitized by Google

forschung des Straßennetzes und des Legionslagers bei Enns, und legte schließlich einige Publikationen der Antiquarischen Balkankommission vor.

Germanistische Sektion.

Obmänner der Sektion waren Geheimrat Professor Dr. Hugo Gering aus Kiel, Professor Dr. Karl Dissel und Oberlehrer Dr. Gustav Rosenhagen, beide aus Hamburg. Nach einer kurzen Begrüßungsansprache von Professor Dissel wählte die Versammlung in der ersten Sitzung, am 3. Oktober um 2 Uhr, Geheimrat Gering und Professor Dr. Philipp Strauch aus Halle zu Vorsitzenden, Dr. Hugo Kohbrok aus Altona und Dr. Franz Schultz aus Bonn zu Schriftführern.

Professor Strauch gab einen Nekrolog und hielt darauf seinen Vortrag „Über den Stand der Arbeit am Grimmschen Wörterbuch". Auf der letzten Philologenversammlung zu Halle (Oktober 1903) hatte die Germanistische Sektion einstimmig den Beschluß gefaßt, die Sache des Deutschen Wörterbuches als die ihrige zu betrachten und sie bis zu seiner Vollendung auch für die künftigen Philologenversammlungen ein für allemal auf ihre Tagesordnung zu setzen. Professor Strauch referierte damals als Vorsitzender der Germanistischen Sektion über den Fortgang des Unternehmens während der letzten zwei Jahre. Unter dankbarer Anerkennung, daß die Reichsregierung bemüht gewesen sei, den ausgesprochenen Wünschen um Gewährung weiterer Mittel und Hilfskräfte Rechnung zu tragen, konnte der Referent konstatieren, daß seit Oktober 1903 im ganzen neun Lieferungen erschienen sind, fünf weitere sich gegenwärtig im Druck befinden bzw. handschriftlich fertiggestellt vorliegen. Sodann führte er aus, daß weitere Unterstützung von seiten der Reichsregierung nach wie vor wünschenswert bleibe, und unterbreitete der Sektion dahingehende Anträge auf Grund von Informationen, die bei den Bearbeitern des Wörterbuches selbst eingeholt wurden. — An der regen Diskussion, die sich an diese Mitteilung knüpfte, beteiligten sich die Professoren Geheimrat Gering, Theodor Siebs, Richard M. Meyer, Ludwig Sütterlin, Georg Witkowski, Hofrat Friedrich Kluge, Eugen Mogk, Rudolf Meißner, Wilhelm Uhl, sowie Dr. Rosenhagen und Dr. Heinrich Meyer (Göttingen). Die Sektion beschloß, eine Kommission, bestehend aus den Professoren Strauch, Siebs und Meißner, einzusetzen zur Ausarbeitung einer dem Reichskanzler zu unterbreitenden Eingabe, die bis zum 5. Oktober der Versammlung vorzulegen sei.

In der zweiten Sitzung, am 4. Oktober, überbrachte zunächst Professor Dr. Johannes Bolte aus Berlin die Grüße der dortigen Gesellschaft für deutsche Philologie und bat die Fachgenossen um rege Unterstützung des von der Gesellschaft herausgegebenen „Jahresberichts für germanische Philologie".

Darauf redete Professor Dr. Eugen Mogk aus Leipzig über das angekündigte Thema: „Volkskunde und deutsche Philologie". Nachdem er als Aufgabe der deutschen Volkskunde die Darstellung des Gemütslebens und der auf diesem beruhenden Worte und Werke des schlichten Mannes bezeichnet hatte, verlangte er von einer wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Stoffes eine Entwicklungsgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Diese vermag allein derjenige zu geben, der das Seelenleben des deutschen Volkes aus seiner Sprache und Literatur genau kennen

Digitized by Google

gelernt hat. Nur der Germanist kann die verschiedenen Schichten, die im heutigen Volkstum übereinander liegen, trennen und ihren Ursprung bestimmen. Die Volkskunde braucht ferner den deutschen Philologen bei Ausbeutung der alt- und mittelhochdeutschen Literatur und besonders der frühneuhochdeutschen zu volkskundlicher Sammelarbeit, seine Sprachkenntnisse bei Verwertung der Dialekte, überhaupt der Sprache zu volkskundlichen Zwecken. Für die deutsche Volkskunde ist auch die Beschäftigung mit altenglischer und besonders altnordischer Sprache und Literatur von großer Wichtigkeit, da durch das Heranziehen dieser allein die untersten Schichten germanischen Volkstums bloßgelegt werden können. Aber die Volkskunde ist kein Teil der germanischen Philologie. Durch Verbindung mit Geschichte, Kulturgeschichte, Völkerkunde, Prähistorie, Völkerpsychologie ist sie eine vollständige Wissenschaft geworden, die ihrerseits auf alte Zweige der deutschen Philologie, die Mythologie, die Märchenforschung, die Rechtskunde, die Heldensage verjüngend einwirkt. —

Es folgten nun die Ausführungen von Professor Dr. Rudolf Meißner aus Göttingen über „Römische Altertümer in der Romverjasaga“. Die ursprüngliche Fassung der Saga ist nur in Fragmenten erhalten; eine jüngere Bearbeitung, die den Text kürzt und den Stil der alten Saga entstellt, ist dagegen vollständig überliefert. Den Hauptinhalt der Saga bildet eine Übersetzung des bellum Iugurthinum und der coniuratio Catilinae des Sallust, sowie eine freie Übertragung des Lukan. Der Übersetzer hat ein klares Bewußtsein vom historischen Abstand der antiken Welt; die naive Umsetzung der Antike in das Mittelalterliche, die sonst für die mittelalterlichen Bearbeitungen antiker Stoffe charakteristisch ist, fehlt hier völlig. Während bei Lukan alles poetische Beiwerk abgestreift wird, die Bearbeitung also sehr frei ist, wird Sallust fast wortgetreu übertragen. Trotz der vielen Übersetzungsfehler, die sich aus dem Bildungsstande der Zeit erklären, ist die Romverja-saga ein Meisterwerk der altnordischen Übersetzungskunst. —

Endlich sprach Dr. Otto Mensing, Oberlehrer und Privatdozent in Kiel, über das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch. Er gab zunächst einen kurzen Überblick über die Geschichte des niederdeutschen Idiotikons seit Richey und ging dann ausführlich auf die Gründe ein, die zur Anlage des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuches geführt haben, und auf die Ziele, die es sich gesteckt hat. Es soll nicht bloß den gesamten niederdeutschen Sprachschatz des Landes von den ältesten erreichbaren Quellen an umfassen, sondern auch zu einer Fundgrube für die ganze Volkskunde Schleswig-Holsteins werden. Der Vortragende berichtete dann über die bis jetzt erzielten Ergebnisse; in weiten Schichten der Bevölkerung sind Mitarbeiter gewonnen; etwa 90000 Zettel mit Einzelmaterial sind bis jetzt eingeliefert. Auch die Ausschöpfung der literarischen Quellen macht wichtige Fortschritte. Der Vortragende führte zum Schluß aus, daß die Idiotikonbewegung immer weitere Gegenden Niederdeutschlands ergreifen werde, und daß als letztes Ziel ein großes, alle niederdeutschen Mundarten umfassendes Wörterbuch vorschweben müsse.

In der dritten Sitzung, die am 5. Oktober um 9 Uhr eröffnet wurde, trug zunächst Prof. Dr. Andreas Heusler aus Berlin über „Alter und Heimat der eddischen Lieder“ vor. Es bestehen auf diesem Gebiete

Digitized by Google

noch große Meinungsverschiedenheiten; bei einzelnen Liedern schwankt man um drei Jahrhunderte. Der Vortragende verfolgte die Frage, welche eddischen Gattungen als Neubildung der Isländer, als nur isländisch anzusehen sind. Es entfällt hierher die lyrisch gehaltene Heldendichtung, die heroische Elegie; sie blühte im 11. Jahrhundert; ferner die Gedichte und einzelnen Strophen, die untrennbar mit der Prosa der Heldenromane verwachsen sind: diese Romane sind eine isländische Schöpfung des 12. Jahrhunderts. Drittens sind zu nennen die Erzeugnisse der isländischen Gelehrsamkeit. Die ferne Insel ist das einzige germanische Land, das im Mittelalter eine heimische Wissenschaft entwickelte, eine Altertumskunde und Poetik, die unter Snorri um 1230 ihren Gipfel erreichte. Die langen Verslisten mit Tausenden von sagenhaften Namen und dichterischen Ausdrücken stellen sich hierher; aber auch kunstvollere Lieder, die zugleich auf Unterhaltung ausgehen. Eine Brautfahrtnovelle mit der bösen Stiefmutter, die den Stiefsohn behext, ist in das Gewand der alten Eddasprache gekleidet und mit mythischen Bildern behängt worden (Svipdagsmól). Das merkwürdige Gedicht „Rigsþula", worin das Aufkommen der drei menschlichen Stände, der Knechte, Freien und Edeln, und die Begründung der Königswürde geschildert wird, ist aus der antiquarischen Gelehrsamkeit Islands im Zeitalter Snorris zu verstehen, es ist keine Schöpfung der alten Wikingzeit. So haben wir in der Eddadichtung neben den Werken, die den Geist des germanischen Altertums atmen, auch solche, die uns auf viel jüngeren Boden, in die eigenartige Kultur Islands hinüberführen.

In der Debatte führte Geheimrat Gering als ein ergänzendes methodisches Beispiel an, daß man die Voluspó zeitlich genau fixieren könne; er nimmt für sie das Jahr 964 in Anspruch. Außerdem beteiligte sich noch Frau Dr. Hecht aus Berlin an den Erörterungen.

Darauf berichtete Professor Dr. Georg Witkowski aus Leipzig „Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes Faust". Der Vortrag ging von den früheren Stadien der Faustforschung aus und stellte fest, daß weder die philosophische, von Hegel am stärksten beeinflußte Periode, noch die späteren Zeitalter des Jungen Deutschland, des Liberalismus und Materialismus eine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Faustausgabe liefern konnten. Der durch Wilhelm Scherers Einfluß zur Herrschaft gelangten exakten Methode verdanken wir zwar eine Reihe von wertvollen Fortschritten in bezug auf Entstehungsgeschichte, Quellenuntersuchung und Einzelerklärung; aber einerseits brachte sie keinen vollständigen Kommentar hervor, andererseits wurden manche ihrer Hypothesen später widerlegt oder in Frage gestellt. Mit der Eröffnung des Goethearchivs und der Auffindung des Urfaust hat eine neue Epoche der Faststudien begonnen, die, zugleich mit der veränderten Gesamtrichtung der literarhistorischen Wissenschaft, neue Wege und Ziele zeigte. Durch alle diese Umstände hat es sich gefügt, daß wir keine einigermaßen genügende Faustausgabe besitzen, die auf Grund systematischer Benutzung und Ergänzung der bisherigen Forschung eine zuverlässige Einführung in das große Werk und eine Grundlage für die weitere Arbeit daran bilden könnte. Die Herstellung einer solchen Ausgabe muß sobald wie möglich in Angriff genommen werden. Sie kann aber nicht das private Unternehmen eines einzelnen sein, sondern nur durch das Zusammenwirken einer Anzahl von einheitlich ge-

Digitized by Google

leiteten Hilfskräften unter materieller Beihilfe von außen vorbereitet und ausgeführt werden. Zur energischen Förderung dieser Absicht beantragte der Vortragende folgende Resolution:

„Die Germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes „Faust" für ein dringendes Bedürfnis, sowohl vom nationalen, wie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Sie erwartet in erster Linie, daß Goethearchiv und Goethegesellschaft dem Unternehmen ihre Unterstützung leihen werden, und erhofft ferner Beihilfe, wenn dies nötig sein sollte, von den dazu berufenen Instanzen der Einzelstaaten und des Reichs.

Um die ersten notwendigen Schritte zu tun, ernennt sie eine Kommission, die der Germanistischen Sektion auf der nächsten Philologenversammlung über ihre Tätigkeit Bericht zu erstatten hat".

Diesen Ausführungen folgte eine außerordentlich lebhafte Debatte. Professor Dr. Richard M. Meyer äußerte die Befürchtung, daß in dem vorgetragenen Plan einer kommentierten Monumentalausgabe die Gefahr einer Dogmatisierung der Fausterklärung liege. Professor Dr. Witkowski erklärte aber das Gegenteil für seine Absicht; durch Anführung aller diskutabelen Meinungen wolle er zur Kritik führen. Privatdozent Dr. Franz Schultz aus Bonn bezweifelte die Notwendigkeit und Dringlichkeit der vorgeschlagenen Ausgabe und wies auf den hohen Stand der gegenwärtigen Faustforschung hin, der Witkowski nicht gerecht geworden sei. Er bezweifelte ferner, daß es gelingen werde, die Goethegesellschaft für das Unternehmen zu interessieren, und bat schließlich, in eine eventuelle Kommission vor allen Erich Schmidt zu wählen. Im übrigen beteiligten sich an der Debatte noch die Professoren Siebs und Strauch sowie Dr. Felix Rosenberg, Dr. Otto Mensing und Dr. Heinrich Meyer. Schließlich wurde der Antrag des Professor Witkowski an eine Kommission verwiesen, die in der nächsten Sitzung Bericht erstatten solle.

Darauf verlas Professor Meißner im Namen der in der ersten Sitzung beauftragten Kommission die angeregte Eingabe an die Reichsregierung, das Grimmsche Wörterbuch betreffend, deren Wortlaut von der Versammlung gebilligt wurde. — Professor Strauch fügte hinzu, der Deutschen Kommission in der Berliner Akademie der Wissenschaften möge privatim die Bitte ausgesprochen werden, für das Deutsche Wörterbuch im Sinne der Eingabe an die Regierung einzutreten. Daran schloß Professor Siebs den Vorschlag, mit dieser Aufgabe Professor Strauch zu betrauen, der in seinem Privatschreiben andeuten möge, daß darin der Wunsch der ganzen Sektion zum Ausdruck komme. Auch dieser Antrag Strauch-Siebs wurde einstimmig angenommen.

Endlich hielt Professor Dr. Hermann Krumm aus Kiel[1]) seinen Vortrag über „Friedrich Hebbel als Tragiker". Obgleich Friedrich Hebbel als einer der größten Dichter der nachgoetheschen Periode allgemein anerkannt wird, ist das Verständnis und die gerechte Würdigung seiner Eigenart immer noch nicht allzu häufig. Die auffallende Erscheinung, daß sich viele, auch empfängliche Naturen, gegen ihn verschließen, ist darauf zurückzuführen, daß er weit mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter

[1]) Bekannt durch seine Hebbel-Ausgabe, Leipzig 1900.

Digitized by Google

Tragiker ist. Und zwar ist seine Tragik schonungslos ernst und vernichtet alle Illusionen; er ist unter den Tragikern der τραγικώτατος.

Seine Auffassung des Tragischen ist in keinem Punkte willkürlich, vielmehr von seiner Persönlichkeit untrennbar. Sie ist bereits im wesentlichen in seinem Tagebuche aus der Münchener und ersten Hamburger Periode und in seinen Briefen an Elise Lensing enthalten, ehe er sich zur dramatischen Produktion durchrang. Leben ist nach ihm der vergebliche Versuch des Teils, sich vom Ganzen loszureißen und für sich zu existieren. Von der Idee des Dualismus, der Spaltung in allen Dingen, geht Hebbels Spekulation aus. Der Kern seiner Weltanschauung ist ein pessimistischer und berührt sich mit dem Denken Schopenhauers, dessen philosophische Schriften er allerdings erst viel später (1857) las. Die letzten Konsequenzen Schopenhauers, die Negation des Willens zum Leben, lehnt er jedoch ab; er hält es nicht nur für Pflicht der Individuen, sondern für Notwendigkeit, den endlosen Kampf fortzusetzen. „Kraft gegen Kraft, die Ausgleichung ist in Gott". Hierauf baut sich sowohl seine Theorie der Tragödie wie seine tragische Kunst auf. Erstere wurde dann an der Hand seiner Schrift „Mein Wort über das Drama" und der polemischen Erwiderung an Prof. Heiberg in Kopenhagen erörtert. Ihr Hauptpunkt ist, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, die Schuld nicht nur zufällig erzeugt, sondern notwendig mit einschließt, sowie daß diese tragische Schuld nicht aus der Richtung des menschlichen Willens, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst entspringt. Es wurde dann nachgewiesen, daß eine Zeit, welche die schrankenlose Emanzipation des Individuums als höchstes Heil pries, solchen Anschauungen nicht gerecht werden konnte. Hebbel, der dem wechselnden Fluß der Einzelerscheinungen gegenüber das Gesetz betonte, ist nichts weniger als ein Revolutionär gewesen, für den man ihn früher bisweilen hielt.

Dann wurde Hebbels Stellung zur Romantik, von der er ausging, kurz skizziert und im Anschluß daran ausgeführt, daß seine Tragödie innerlich derjenigen der Alten näher stehe als der Shakespeareschen. Im Anschluß an die Vorrede zur „Maria Magdalena" hob Prof. Krumm hervor, welche Stellung Hebbel für sich in der Gesamtentwicklung der Tragödie beanspruchte. Weder das Fatum der Alten, als eine von außen stoßende, blinde Kraft, noch das trotzige Pochen auf die Willensfreiheit des Menschen, wie wir es bei Shakespeare selbst noch im Untergange des tragischen Helden spüren, entspricht dem modernen Bewußtsein. Wir haben erkannt, daß die Freiheit des Menschen nur darauf hinausläuft, daß er seine Abhängigkeit von den allgemeinen Gesetzen nicht kennt. Das ist Hebbels Realismus in der Tragödie, durchaus nur ein Realismus der Idee, der mit dem, was man sonst Realismus nennt, nichts gemein hat. Wegen dieses Ideenkerns ist seine Tragödie im besten Sinne des Wortes moderner als irgend eine andere.

Um nachzuweisen, daß nicht, wie oft behauptet wird, zwischen seiner Theorie und Praxis, zwischen Erkenntnis und Kraft, ein Bruch bestehe, wurden dann seine Tragödien nacheinander gemustert. In „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena" wurde diese mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes auftretende Tragik aufgedeckt. Sie wirkt zunächst nur niederreißend und zermalmend; Nacht und Grauen, wohin wir schauen; kein Morgenrot der Verklärung über den Gräbern. Aus Hebbels Lebensverhältnissen in

Digitized by Google

jener ersten Periode seines Schaffens wurde dies erklärt. Ebenso ergibt sich aus ihnen mit Notwendigkeit, daß er darauf, anstatt aufzusteigen, zunächst abseits vom Wege geht. In dem „Trauerspiel in Sizilien“ und der „Julie“ ist er Tendenzdichter und Satiriker wie Ibsen. Von seiner Verheiratung mit Christine an, durch die er mit seiner Vergangenheit bricht (1846), geht die Bahn wieder aufwärts. Daß seine Tragik trotzdem in ihrem innersten Wesen dieselbe geblieben ist, zeigte der Redner an „Herodes und Mariamne“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“, den „Nibelungen“ und dem „Demetrius“. Und doch entlassen diese Werke uns mit gereinigtem, sanftem Gefühle; das Grauen ist verklärt und löst sich in Wehmut und Hoffnung. Eine Versöhnung innerhalb des Ringes der Tragödie kennt Hebbel auch hier nicht; doch schließen sie mit Perspektiven in höhere Sphären. Eine Ausgleichung des auf Erden Unlösbaren wird in das religiöse Moment gelegt. Auch diese Läuterung seiner Tragödie entspricht genau der sich seit 1846 ununterbrochen vollziehenden Läuterung seiner Persönlichkeit. So steigt auch aus seiner herben tragischen Welt schließlich die Schönheit hervor, die Schönheit nach der Dissonanz.

Daß diese kurz skizzierte Tragödie Hebbels an Zukunftskrisen reicher ist als irgend eine andere, wurde dann durch den Hinweis auf das, was nach ihr kam, namentlich durch eine Parallele zu Ibsen klargestellt. Die Hebbelsche Tragödie ist umfassender und zugleich geschlossener als die des Norwegers, so verwandt sie ihr in manchem Betracht erscheint.

Zum Schluß hob Prof. Krumm die Schranken hervor, die dem Genius Hebbels auch zur Zeit seiner Reife gesetzt waren. Freilich ist er weder ein reflektierender noch gar ein grübelnder Dichter; aber er kam nicht los von sich, er objektiviert nicht in dem Maße wie etwa Shakespeare oder Goethe. Sein Versuch, aus dem Stil der Alten und dem Shakespeares ein Mittleres zu gewinnen, das beider Vorzüge vereinigen sollte, ist nicht in allen Punkten geglückt, namentlich weil er zu ausschließlich Dramatiker, zu wenig Theatraliker war. Auch der Lakonismus, hinter dem sich bei ihm die glühende Leidenschaft birgt, hemmt die unmittelbare Wirkung seiner Dramen. Diese Mängel und Lücken seiner dichterischen Organisation entspringen derselben Wurzel wie seine gewaltige Kraft, seinem Niedersachsentum oder eigentlich Dithmarschentum. Mit einem Nachweis des engen Zusammenhanges, in dem Hebbel, obgleich kein Heimatsdichter, zu seiner Heimat steht, schloß der Vortrag.

Die letzte Sitzung, am 6. Oktober früh, wurde durch einen Vortrag von Professor Dr. Barend Sijmons aus Groningen eröffnet. Er sprach über „das niederdeutsche Lied von Ermenrichs Tod und die eddischen Hamþismól“.

Das im Jahre 1851 von K. Goedeke auf einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts ans Licht gezogene niederdeutsche Lied von König Ermenrichs Tod ist sowohl literarhistorisch wie sagengeschichtlich von hervorragendem Interesse. Obgleich bereits J. Grimm in einem der ersten Veröffentlichung beigegebenen Schreiben an den Entdecker verschiedene Einzelheiten klargestellt und Raßmann richtige Hinweise auf die nordische Sagengestalt gegeben hatte, ist dem Liede in neuerer Zeit nicht die verdiente Beachtung geschenkt worden. Nur Fr. Panzer hat in seiner Schrift „Deutsche Heldensage im Breisgau“ (Heidelberg 1904) wieder nachdrücklich auf die

Digitized by Google

Bedeutung und eigentümliche Stellung des Gedichtes hingewiesen und eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes in Aussicht gestellt, der die von dem Vortragenden zu besprechenden Einzelheiten nicht vorgreifen sollen.

Der Redner gab zunächst eine Inhaltsangabe des Gedichtes, dessen Text verschiedentlich der Heilung bedarf. Er ließ sodann einen raschen Überblick über die verschiedenen Gestaltungen der Sage folgen, der mit Rücksicht auf die verfügbare Zeit gekürzt werden mußte. Die gotische, von Jordanes überlieferte Sage von dem Ende des Königs Ermanarich infolge einer von den Brüdern Sarus und Ammius, die die gewalttätige Ermordung ihrer Schwester rächen, ihm zugefügten Verwundung ist in Deutschland fast verschollen, hat dagegen im skandinavischen Norden eine reiche poetische Ausbildung erfahren. Die nordischen Quellen bieten im einzelnen vielfache Abweichungen, wobei namentlich einige Züge, die den Hamþismól eigentümlich sind, Berücksichtigung verlangen. Sie finden sich nämlich alle in dem niederdeutschen Liede wieder.

Das niederdeutsche Lied repräsentiert ein merkwürdiges Gemisch von alter Überlieferung und jüngster Sagenentwickelung. Die Tat des Sarus und Ammius ist auf Dietrich von Bern übertragen; das alte Motiv der Rachetat ist vergessen, schimmert aber noch in einem rudimentären Zuge, der Erbauung eines Galgens an der Heerstraße, durch. Dieser Galgen, offenbar der Galgen, an dem im Eddaliede Randvrs Leiche sich im Winde hin- und herbewegt, spielt im niederdeutschen Liede auch weiter dieselbe Rolle wie in den Hamþismól. Die prächtige Szene der Edda, wie der trunkene König übermütig die Eindringlinge beim Gelage erwartet, findet sich im Ermenrichsliede in allen Einzelheiten, wenn auch stückweise, erhalten.

Es sind aber die Übereinstimmungen zwischen dem niederdeutschen Liede und seinem norwegischen Vorläufer damit nicht erschöpft. Der König Bloedelinck, der unter Dietrichs Gesellen die bedeutendste Stelle einnimmt, ist der nordische Erpr, und die „stolze Witwe", die als seine Mutter gilt, ist Guþrun (Krimhild). Und noch in einem anderen von Dietrichs Mannen lebt Erpr vermutlich fort, in „eyn Hoerninck", d. h. „Horning" (Bastard). Auch wie Erpr zu dem Namen Bloedelinck gelangt, läßt sich wohl noch zeigen. Die übrigen Kämpfer Dietrichs bekunden jungen Anschluß an die Dietrichssage. Der tragische Ausgang hat zwar einem befriedigenden Schluß weichen müssen; allein ein scharfes Ohr vernimmt in der Klage Dietrichs um den verloren geglaubten Bloedelinck noch den leisen Nachklang des alten tragischen Schlusses.

Über den historischen Zusammenhang zwischen dem niederdeutschen Liede und den Hamþismól kann somit kein Zweifel bestehen, und ebensowenig, im allgemeinen wenigstens, über die Art dieses Zusammenhanges. Das niederdeutsche Lied ist der letzte Ausläufer eines deutschen (sächsischen?) stabreimenden Heldenliedes, das nach dem skandinavischen Norden wanderte und unmittelbar oder mittelbar die Quelle des eddischen Liedes geworden ist Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß, wenn die von ihm versuchte Deutung der Einzelheiten im nordischen Liede sich bewähren sollte, eine Revision der herrschenden Anschauungen über die Entwickelung der Ermanarichsage in dem von Panzer bereits angedeuteten Sinne nicht wird ausbleiben können, wobei auch die Fragen nach der Zeit der Einwanderung der Sage in den Norden und nach der Gestalt, in der sie

Digitized by Google

von den Skandinaviern übernommen wurde, aufs neue zur Sprache kommen müssen.

In der Debatte kam noch Professor Heusler zu Worte.

Darauf sprach Oberlehrer Dr. Rosenhagen im Namen des Ortskomitees dessen Dank aus und erwähnte mit besondrer Befriedigung, daß entsprechend dem Charakter des Tagungsortes die niederdeutsche und nordische Sprache und Literatur vorzugsweise behandelt worden sei. Als Schulmann hege er den Wunsch, die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft möchte mehr, als es bisher geschah, einer vertieften Betrachtung des deutschen Prosastiles sich zuwenden. Insbesondere dankte der Redner den beiden Vorsitzenden der Sektion.

Auf Antrag von Professor Dr. Strauch wurde beschlossen, dem Ortsausschuß einen offiziellen Dank der Sektion für die prachtvoll ausgestattete Festschrift „Hugo Scheppel" zugehn zu lassen.

Sodann erstattete Professor Dr. Victor Michels aus Jena Bericht über die Beschlüsse der Kommission, die von Professor Dr. Witkowski angeregte Faustausgabe betreffend[1]). Die Resolution wurde darauf in folgender Form angenommen:

> „Die Germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes Faust für ein wissenschaftliches Bedürfnis.
>
> Sie beauftragt Herrn Professor Dr. Witkowski, die vorbereitenden Schritte zu tun und auf der nächsten Philologenversammlung der Germanistischen Sektion Bericht zu erstatten".

Auf den Vorschlag von Professor Siebs beschloß dann die Sektion, dem Plenum jenen die Verstärkung der Sektionssitzungen betreffenden Antrag vorzulegen, von dem wir schon bei dem Bericht über die letzte allgemeine Sitzung sprachen.

Den Schluß machte Professor Dr. Wilhelm Uhl aus Königsberg mit seinem Vortrag „Winiliod".

In althochdeutschen Glossen des 8.—10. Jahrhunderts finden wir das Wort winiliod erklärt durch plebeji psalmi, cantilenae saeculares und ähnliche Ausdrücke; es bedeutete danach „weltlichen Gesang" im Gegensatz zum kirchlichen. Dementsprechend haben es Jakob Grimm, Karl Müllenhoff und Karl Weinhold erklärt. Wilhelm Wackernagel faßte das Wort als „Mädchenlied" (erotischen Inhalts); ihm folgte Rudolf Kögel mit der Übersetzung „Liebeslied". Diese Deutung ist nicht zu rechtfertigen. Die Hauptstelle, auf die sich Kögel stützt, der Passus von der Bleichsucht der Nonnen in dem Kapitulare Karls des Großen vom 23. März 789, steht außer Zusammenhang mit dem voraufgehenden Verbote des winiliod. Am besten übersetzt man „Genossenschaftslied" und hat dabei namentlich an das gemeinsame Arbeitslied zu denken.

Romanische Sektion.

In der konstituierenden Sitzung am 3. Oktober um 2 Uhr wurden Direktor Professor Dr. Fritz Tendering und Professor Dr. Wilhelm

---

[1]) Außer Michels und Witkowski gehörten der Kommission die Professoren Rich. M. Meyer und Leitzmann sowie Dr. Franz Schultz an.

Digitized by Google

Scheffler aus Dresden zu Vorsitzenden, die Oberlehrer Dr. Wilhelm Lühr aus Hamburg und Dr. Richard Rohde aus Hannover zu Schriftführern gewählt. — Darauf sprach Oberbibliothekar Dr. Emil Seelmann aus Bonn über „Ursprung und Urheimat der Rolandsage“. Das Thema beschäftigte auch noch die dritte Sitzung der Sektion. Wir geben hier die Ausführungen beider Tage im Zusammenhang.[1])

Die verfügbare Zeit gestattete dem Vortragenden nur, nach Skizzierung und Zurückweisung der herrschenden Theorie den I. Hauptteil seiner neuen Forschung, den Nachweis der mythologischen Grundlage der Rolandsage, in einigen Hauptzügen zu erbringen; den II. und III. Hauptteil aber, den Nachweis der Urheimat der Sage in den Ardennen zwischen Bastogne und St. Hubert sowie den Nachweis des Lokaldialektstempels dieser Gegend am ältesten Namensmaterial des Rolandliedes und der ältesten franz. Volksepenschicht überhaupt konnte er nur einigen Fachgenossen privatim zur Kenntnis bringen.

In Widerlegung der herrschenden Theorie, das Rolandslied habe, wie die Volksepik insgemein, eine historische Grundlage, stellte der Redner im einzelnen vor allem fest, daß ein historischer Roland (778) überhaupt nicht existiert habe, der *Hruodlandus* in Einhards vita c. IX vielmehr erst ein später Einschub in eine der 2 Handschriftenhauptklassen der Textüberlieferung des Einhard und nicht vor etwa 890 nachweisbar sei. Auch die mündliche Volkstradition könne von einem historischen Roland nichts gewußt haben: die berühmte 883 vom Mönche von St. Gallen verfaßte Sammlung von Sagen Karls des Gr. und seines Kreises kenne noch nicht einmal den Namen des epischen Sagenhelden. Ebenso unhistorisch sei (778) der Pyrenäenname *Roncesvalles*, der erst volle 349 Jahre nach dem historischen Zuge Karls des Gr., nämlich 1127, in der verderbten Form Rensalvals einem Hospiz beigelegt sei, nachdem Pilger von St. Jago de Compostella die verlegte und pseudohistorisch eingekleidete Rolandsage in den Pyrenäen bekannt gemacht hätten.

Des Vortragenden eigene Theorie ist eins der Ergebnisse seiner bereits 1895 bekannt gegebenen, von Sonderforschern wie Mühlbacher, Rübel, A. v. Peez, Jähns, v. Pfister-Schwaighusen, Kossinna, M. Heyne, Kölbing, Foerstemann, Körting u. a. gutgeheißenen Wiederauffindung von Karl d. Gr. deportierter (Harz-) Sachsen inmitten der Ardennen, wo ihre wallonisierten Nachkommen ihren Ursprung in Gesichtsschnitt, Aussprache, Wortschatz, Sagen und Mythen noch heute erkennen lassen.

Die älteste Volksepenschicht, führte der Redner aus, beruht auf mythischen Sagen dieser Ardennen-Sachsen und später zugewanderter Normannen. Deren Sagen sind von Luxemburger missionierenden Klerikern zunächst tendenziös christianisiert, später in mittelalterlichem Mönchslatein zu Gesta Karoli Magni, Rotholandi usw. verarbeitet und schließlich von Normannen oder unter normannischer Anleitung zuerst von Lütticher Barden zu Chansons de geste umgegossen.

Der I. zum Vortrag gekommene Hauptteil der Beweisführung war dem

---

[1]) Dem Wunsche des Redners gemäß sind seine interessanten Darlegungen hier ausführlicher wiedergegeben, als es eigentlich dem Rahmen dieses Berichtes über die Sektionssitzungen angemessen ist. Weitere Veröffentlichungen zur Sache verheißt er für die nächste Zeit (im Verlag von Peter Hanstein-Bonn). Eine kritische Würdigung ist hier nicht unsere Aufgabe.

Digitized by Google

Nachweise der mythischen Grundlage des Rolandliedes gewidmet. Die vom Oxforder Texte überlieferten Formen *Marsilie* und *Rencesval* sind hochardennische ortsmundartliche Formen für zentralfrz. Mar-sire 'Roß-fürst' und Roncis-val 'Roß-tal'. Der epische Mar-sire aber ist nur der irdische Ersatz des altsagenhaften, altepischen *Mar-got* oder Roßgottes Wodan.

Der Zug des Mar-sire nach Roncis-val ist also nichts anderes als der Zug des Roßgottes Wodan in das Roßtal — eine uralte, bis auf den heutigen Tag an Ort und Stelle in den Ardennen fortlebende Volkssage vom sogen. 'wilden Heer' oder eine der zahllos variierten Formen von 'Wodans Heeresauszug aus einem Berge'.

Wenn der Sturmwind sich vom nahen Berge über das von Menschenhand sorglich aus Urwald geschaffene Rodeland stürzt und in rasender Wut alles herumwirbelt und umreißt, wenn die Elemente toben und in Flur und Tal alles kracht und stöhnt, als ob ein Geisterheer den Boden zerstampfe, dann sah die bange Einbildung der alten Sachsen ihren (Wind-) Gott Wodan von seinem Ruhesitz im Berge herabstürmen und deutete seine Wut (winna) darauf, daß er Rodland (*Rotho-landus*, Turpin) an Stelle seines ihm geheiligten Waldes, in seinem Reiche und Jagdgebiet antraf. Der Roßgott Wodan reitet auf dem Winde; der Wind kommt von den Bergen, also ist der Berg seine Residenz; 'alle sieben Jahre muß er einmal die Waldung durchmachen', sagt noch heute die oberharzische Volkssage; kommt er mit seinem 'wilden Heer' einhergezogen, dann ist es im Sturme und Unwetter.

Wodan auf seinem Windrosse, einen Berg als Residenz und Ausgangspunkt seines Sturmeszuges, seinen Aufbruch nach sieben Jahren, sein wildes Heer, seine furchtbare am Rodlande ausgelassene Wut: alle diese den Naturmythus und die fortlebende Volkssage charakterisierenden Züge müssen wir in der ursprünglichen Rolandsage voraussetzen und darum auch noch in der Lage sein, selbst in der verhältnismäßig jungen Form des überlieferten Epos nachzuweisen, soll anders die Theorie von seiner mythischen Grundlage wissenschaftliche Notwendigkeit, nicht haltloses theoretisches Geschwätz sein.

Der Beweis ist für jeden, der auch nur eine elementare Kenntnis und Schulung in deutscher Mythologie hat, mit einer beinah absoluten Sicherheit zu erbringen.

Der epische Roßfürst Mar-sire ist nichts als der irdische Stellvertreter und dichterische Ersatz des sagenhaften Roßgottes und epischen Margot, des altsächsischen Wodan, dessen Vorkommen als Heidengott, als Zauberer und Heidenkönig Redner in der altfranz. Volksepik, mittelalterlichen Mönchsliteratur, alten und neuen wallonischen Volkssage mannigfach nachweist. Insonderheit wird von ihm der uralte naturmythische Wirbelwind-Charakter überraschend treu fortlebend festgestellt. Daß Mar-sire von Mar 'Roß' seinen Namen hat, verrät der normannische Epiker, dem die Hauptbearbeitung der Sage zu einem Epos zuzuschreiben ist, auch darin, daß er ihm als Sohn einen *jor-fari, bezw. frankisiert *jor-farer, andichtet, d. i. altnordisch und bedeutet einen 'der zu Roß einherzieht', einen 'Roßfahrer'.

Wodans Roß ist der Wind, Mar-sires Roß heißt *Gai-gnun* (Oxf. R.) oder *Gue-nun* (altnord. R.). Das ist aber nichts anderes als ein altluxemburgisches, wallonisiertes Wort wano 'Wind', das in der Malbergischen Glosse als uano geschrieben auftritt und mit altfrz. gaignon 'Windhund'

Digitized by Google

identisch ist: altdeutsch 'wint' und '(wind)hund' sind Wechselbegriffe. Im Epos Gaydon hat Marsires Roß einen äußerlich ganz verschiedenen Namen *Cline-vent*, aber das heißt genau 'Wende-Wind' und ist also ein Wind, der alles umwendet, ein echter Wodans-Wirbelwind. Noch heute bezeichnet im wallonischen Rouchi (vgl. Hécart) 'une (tempête de) *Margot*': 'tourbillon de vent qui cause des ravages, déracine les arbres, enlève les toits etc.' Wodan und sein Epensproß Marsire stürmen also gleicherweise auf einem Windrosse einher.

Wodans Residenz und Ausbruchssitz ist ein Berg; Marsire, der in älterer Überlieferung über Moor-land '*Mor-india*', d. h. über das (hohe) Venn (daher wallonisch und episch *al-fagne)* herrscht, ist durch die jüngere Bearbeitung in die Sarazenenstadt Sarraguce versetzt, 'ki est en une *muntaigne*'. Also auch Wodan-Marsire kommt von einem Berge auf die Ebene und das gerodete Land (terra sartana: altwallon. *tere certeine)* herabgestürmt. Und sieben Jahre müssen beide weilen, bis die Zeit ihres Ausbruches gekommen ist; '*sept ans tous pleins*', sieben volle Jahre, fabelt der alte Epiker, sei Karl der Gr. im Heidenlande gewesen. Ist es notwendig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es auch keinen historischen Sarazenenkönig Marsire gegeben, daß natürlich auch sein Name keinen arabischen Klang und Sinn hat, daß Sarragossa gar nicht auf einem Berge, sondern in der Flußebene des Ebro liegt und daß Karls des Gr. Aufenthalt in Spanien nicht 'sieben volle Jahre', sondern nur drei ganze Monate währte?

Wodans Gefolge ist das 'wilde Heer', Marsires Begleitung heißt (Rol. Ven. VII p. 113) '*la gent salvage*'!

Sobald Wodan 'Rod-land' schaut, tritt 'Wut' (winna) an ihn heran. Als Marsires Zeit zum Ausbruch erfüllt ist, tritt '*Winno*', Winnilo (nicht Wenilo, vgl. Guinelun des altnord. Rol.), d. h. die dichterisch personifizierte Wut, an ihn heran, aufgestachelt durch Rod-land *(Roland)*. Vom Rodlande, über das der Sturm hinbraust, schallt es schaurig und dumpf, wie der hohle Ton eines Hornes — von Rolands Horne *Olifant* eilt der Schall über das Land und gibt Karl Kunde von dem feindlichen Überfall.

Und das Wodanswetter selbst, den Sturm, hat der Epiker im Rolandsliede meisterhaft geschildert. Als Wodan-Marsire in das Roßtal-Roncisval stürmt, da bricht über das Frankenland ein Unwetter mit gewaltigem Sturm, Donner, Regen, Hagel, Erdbeben und Finsternis herein, daß 'mancher sprach: Das ist der letzte Tag, der Untergang der Welt ist da'!

Der Vortragende unterließ nicht, die episch-mythischen Gleichungen aus dem epischen Material noch im einzelnen ausführlich zu beweisen. Besonders aber gab er über den Namen und die angebliche und wirkliche Persönlichkeit des epischen Ganelon, der mit Wenilo, dem Erzbischof von Sens, nicht einmal den Namen gemein hat, neue Aufschlüsse und sprachlich wie literarisch unbekannte Nachweise.

Zur Besprechung der Ausführungen Dr. Seelmanns fehlte es beidemal an Zeit. Auch wollen solche neuen Resultate ja sorgfältigst nachgeprüft sein, ehe man zu ihnen Stellung nimmt.

Die erste Sitzung schloß mit dem Vortrag von Professor Dr. Hermann Klinghardt aus Rendsburg über die verschiedene Artikulation der deutschen und französischen Tenues, der etwa folgenden Inhalt hatte:

Digitized by Google

Jedermann weiß, daß die französischen Tenues von den deutschen verschieden sind; auf letztere folgt stets ein mehr oder weniger starker Hauch, der den ersteren vollständig fehlt. Aber nicht wenige Lehrer des Französischen haben Schwierigkeit, solche hauchlosen Tenues selbst zu bilden und ihre Schüler bilden zu lassen. Und doch ist die Sache recht einfach.

Die französischen Tenues werden nämlich ganz anders artikuliert als die deutschen. Wir treiben durch Pressung Luft aus der Lunge, schicken sie durch den offenen Kehlkopf nach oben, üben so Druck aus, beispielsweise auf den p-Schluß, dieser öffnet sich (Explosion), und Lungenluft strömt nach (Hauchaspiration), bis — etwa behufs Bildung eines nachfolgenden a — die Stimmlippen sich bis zur Enge der „Stimmritze" einander genähert haben (pa). Die Franzosen dagegen verschließen den Kehlkopf fest mit den Stimmlippen, heben ihn darauf mittelst des Muskelbündels des Gaumenbogens etwas nach oben, die so zusammengepreßte Luft sprengt den p-Schluß (Explosion); aber bei dem geringen Volumen der Rachen-Mund-Höhle ist der Luftdruck sofort erschöpft, und Lungenluft kann nur in minimalem Maße nachdrängen, während die Stimmlippen bis zur Weite der Stimmritze auseinander treten.

Die ruckende Hebung des Kehlkopfs bei Bildung französischer Tenues stellt man leicht direkt fest, indem man den Finger außen auf die obere Kante des Kehlkopfs legt. Indirekter Nachweis der Verschiedenheit der Artikulation: spricht man etwa 50 isolierte p auf deutsche Weise, so empfindet man am Schluß das starke Bedürfnis einzuatmen, spricht man sie dagegen französisch aus, so drängt es uns zuletzt, ebenso stark auszuatmen. Den Schülern hilft man am besten auf den Weg, indem man sie auffordert, französische p (t, k) „mit angehaltenem Atem" (also Schluß der Stimmlippen) auszusprechen.

Zur zweiten Sitzung, am 4. Oktober, war die romanische mit der anglistischen Sektion vereint (vgl. den folgenden Bericht über diese Abteilung), und die dritte, am 5., war durch Dr. Seelmanns erwähnte Fortsetzung ausgefüllt.

Die vierte Sitzung endlich, am 6. Oktober, brachte wieder zwei Vorträge. Zunächst sprach Professor Dr. Wilhelm Scheffler aus Dresden „Zur ästhetischen Erläuterung französischer Schriftsteller".

Einleitend äußerte er seine Freude darüber, gerade in Hamburg zur Frage der Ästhetik im Unterricht lebender Sprachen reden zu dürfen, wo in kurzem der dritte Kunsterziehungstag sich die Förderung ästhetischer Bestrebungen im Unterricht werde angelegen sein lassen[1]). Nach einem Rückblick auf die bisherigen Bemühungen in dieser Richtung, besonders auf dem Neuphilologentag zu Dresden (1888), besprach er einige hierher gehörige Schriften und erläuterte dann, wie dem ästhetischen Moment im Unterricht immer mehr Geltung zu verschaffen sei. Die Ausführungen, die durch

[1]) Ob der Redner auch nach der Hamburger Tagung der Kunsterzieher würde so gesprochen haben, ist mir zweifelhaft. Treffliche Beiträge zu deren richtiger Würdigung gaben Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel („Grenzen der Kunsterziehung" in der „Volks- und Jugendschriftenrundschau" Jahrg. 1905/6, No. 1. 2) und H. Gerstenberg („Körperkultur und 3. Kunsterziehungstag" in den Abendausgaben der „Hamburger Nachrichten" vom 6. und 7. Dezember 1905).

Digitized by Google

eine kleine Ausstellung von Bildern, Musikalien und Modellen unterstützt wurden, liefen auf folgende Sätze hinaus: Namentlich bei der Lektüre dichterischer Erzeugnisse genügt das Verständnis allein nicht; auch das dichterische Nachempfinden ist zu wecken, ausdrucksvolles Lesen nach künstlerischen Grundsätzen zu pflegen. Künstlerische Anschauungsmittel sind heranzuziehen, bei Gelegenheit auch Musik und Gesang.

Mit Recht wohl bemerkte in der Debatte Direktor Tendering, daß die von dem Vortragenden erwähnten Bestrebungen, soweit sie berechtigt seien, in den höheren Schulen schon längst sich wirksam zeigten. Eine so banausische Behandlung der Dichterwerke, wie man sie auf dem Kunsterziehungstag zu Weimar angenommen habe, sei ihnen fremd.

Professor Budy aus Altona sprach im Anschluß an eine Bemerkung Professor Schefflers über den Nutzen wirklich guter Übersetzungen.

Die Sitzung endete mit dem Vortrag von Direktor Professor Dr. Franz Zschech aus Hamburg: Der italienische Werther-Roman Ugo Foscolos „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis". Der Redner, der sich schon früher mehrfach mit dem Gegenstande beschäftigt hatte[1]), legte etwa folgendes dar: Im Jahre 1798 begann Ugo Foscolo, ungefähr zwanzigjährig, die Veröffentlichung seines Romanes „Die letzten Tage des Jacopo Ortis", war aber durch die unruhigen Zeitumstände genötigt, den Druck nach der ersten Hälfte abzubrechen. Auf Wunsch des Verlegers zu Bologna vollendete ein anderer Literat, Angelo Sassoli mit Namen, das Buch, das rasche Verbreitung fand. Der Verfasser selbst richtete 1801 einen Protest gegen das Machwerk eines „Mietlings", wie er sich ausdrückte, und gab den Roman in veränderter Gestalt 1802 in Mailand heraus. Während der Umarbeitung schrieb er den im Goethe-Archiv 1887 aufgefundenen Brief an den deutschen Dichter in Weimar, worin er die eigene Anregung durch den Werther einräumte. Nachweisen läßt sich daneben jedoch, daß er in Anlage und Ausführung seines Werkes zwei französischen Wertherromanen, nämlich Perrins Wertherie und Leonards Briefen eines Liebespaares in Lyon gefolgt ist. Der Inhalt der Ortisbriefe setzt sich zusammen aus einer Liebesgeschichte und der Schilderung der politischen Lage Italiens während der Revolutionszeit. Welche drei oder vielleicht gar vier von Foscolo nacheinander durchlebte Liebesverhältnisse hier in Betracht kommen, hat die Nachforschung inzwischen festgestellt. Hineinverwebt wurden in das Buch der Untergang der Freiheit Venedigs 1797 und die Zerrüttung in der zisalpinischen Republik infolge der französischen Invasion. Außerdem hat der Verfasser einzelne Erlebnisse, dazu die Reflexionen und Schlußfolgerungen, zu denen die ersteren Anlaß gaben, mit hineingearbeitet. Nicht alle diese Betrachtungen sind ursprünglich sein geistiges Eigentum; vieles davon schöpfte er aus der umfangreichen Lektüre seiner Jugendjahre, teils aus den alten griechischen und römischen Schriftstellern, teils aus der vaterländischen oder ausländischen Literatur, namentlich aus französischen und englischen Werken der idyllisch-sentimentalen Richtung. Von deutschen Schriften gehören dazu außer dem Werther Zimmermanns Buch über die

[1]) Die Einzelforschungen sind zum Teil publiziert in den Preußischen Jahrbüchern 1878 und 1879, im Osterprogramm 1893 der Eilbecker Realschule und in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Band 3 (1890) und Band 11 (1898).

Digitized by Google

Einsamkeit und Hallers Gedichte. War Foscolo selbst aber bemüht, seine Ansprüche auf Originalität in längeren Aufsätzen und in Briefen an Gelehrte herauszuheben, indem er auf die Verschiedenheit seines Buches im Vergleich zum Werther hinwies, so können ihm diese nur für die politische Seite seines Romans zugestanden werden. Er zeigte seinen Landsleuten ein neues politisches Ziel: die Befreiung Italiens von dem Einflusse der Fremden und die Zusammenfassung seiner bisher politisch vereinzelten Gebiete zu einem in sich geeinten Staatswesen. Ugo Foscolos Ruhm ist es, als einer der ersten die Einheitsidee vertreten zu haben, und darauf, daß sie sich dauernd in der italienischen Literatur einbürgerte und von da aus in das Bewußtsein des Volkes überging, beruht die Nachwirkung seines Romans „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis“.

Anglistische Sektion.

Zu Vorsitzenden wurden in der ersten Sitzung, am 3. Oktober nachmittags, Professor Dr. G. Wendt aus Hamburg und Professor Dr. Ferdinand Holthausen aus Kiel, zum Schriftführer Dr. Hermann Davidsen aus Hamburg gewählt.

Darauf gab Professor Holthausen „Etymologien englischer Wörter“. Er ist mit der Herstellung eines etymologischen Wörterbuchs der altenglischen Sprache beschäftigt, das bei Winter in Heidelberg erscheinen soll, und besprach in seinem Vortrag eine Anzahl bisher ungedeuteter altenglischer Wörter wie deall, finta, teorian, hosp u. a., wobei auch griechische und lateinische Etymologien berührt wurden.

Der ganze Vortrag soll demnächst in den „Indogermanischen Forschungen“ erscheinen.

In der Besprechung äußerten Professor Dr. Karl Luick aus Graz und Professor Dr. Johann Hoops aus Heidelberg einige Bedenken.

In der kombinierten Sitzung der Romanischen und der Anglistischen Sektion am 4. Oktober morgens redete zunächst Professor Dr. Hermann Suchier aus Halle über „die geschichtlichen Grundlagen von Wolframs „Willehalm“. Hier wird — so führte er etwa aus — gleich im Anfang das Ende einer Schlacht erzählt, in der Willehalms Neffe Vivianz im Kampfe gegen die Sarazenen den Tod findet.

Dieser Tod des Vivianz beruht zunächst auf der Darstellung des altfranzösischen Aliscans, das die Quelle von Wolframs Dichtung gebildet hat, selbst aber nur die Fortsetzung des Covenant Vivien ist, worin jene Schlacht bis kurz vor Viviens Ende erzählt wird. Nun hat der Vortragende seit langem die Frage sich vorgelegt, ob nicht Vivien identisch sein könne mit dem historischen Grafen Vivianus, der im Jahre 851 als Führer des französischen Heeres gegen die Bretonen fiel. Die neu aufgefundene und unter dem Titel La Chancun de Willame 1903 in Chiswick gedruckte Dichtung, die in ihrem ersteren Teile eine sehr altertümliche Vorstufe des Covenant Vivien, in ihrem zweiten Teile eine Vorstufe von Aliscans ist und vom Tode Viviens einen ältern Bericht gibt als die bisher bekannten Texte, gestattet oder verlangt eine eingehende Prüfung jener Frage. Nach einer Analyse der Chanson de Guillaume, die in zwei von verschiedenen Verfassern herrührende Teile zerlegt und hinsichtlich ihrer eigentümlichen Refrains beschrieben und untersucht wurde, verglich S. den Verlauf der epischen Schlacht

Digitized by Google

mit dem der historischen von 851, die Lage des Schlachtfeldes nach Sage und Geschichte, die Gegner des Vivien mit denen des historischen Vivianus und hielt den Guillaume, der in der Chanson Graf von Barcelona heißt, für den Enkel des heiligen Wilhelm, für Wilhelm Grafen von Barcelona. — Der Vortrag konnte wegen Zeitmangels nicht zu Ende geführt werden. S. kam zu dem Schluß, daß Vivien in der Tat der historische Graf Vivianus sei.

Jetzt ist die ganze Untersuchung Suchiers, von der der Vortrag nur einen Auszug bildete, in der Zeitschrift für Romanische Philologie, Bd. XXIX S. 641—682, im Druck erschienen.

Es folgte darauf ein Vortrag (in englischer Sprache) von Dr. Henry Bradley aus Oxford über „The Oxford English Dictionary". Dr. Bradley, seit 1889 Mitarbeiter an dem Lexikon, gab eine kurze Übersicht über den Inhalt und die Geschichte dieses gewaltigen Unternehmens, das die Sprache seit 1150 behandelt, das Mittelenglische also mitumfaßt und in datierten Zitaten die Entwickelung der Form, Bedeutung und Konstruktion der Wörter veranschaulicht. Ein weiterer Unterschied vom Grimmschen Wörterbuch ist die Aufnahme auch der Fremdwörter, was natürlich auch einen entsprechend größeren Umfang bedingt. — Die Riesenarbeit wurde 1857 von Dr. Trench, dem späteren Erzbischof von Dublin, angeregt. Gefördert wurde dann die Sache durch die Philological Society in London, die mehrere hundert Mitarbeiter anwarb. Herausgeber waren nacheinander Herbert Coleridge, Dr. Furnivall, der jetzt noch als 80jähriger Greis einer der eifrigsten Mitarbeiter ist, und Dr. Murray, dem später Dr. Bradley und W. A. Craigie, ein Schotte und Skandinavist, zur Seite traten. Die bedeutenden Kosten trägt zum Teil die Oxford University Press, zum Teil die Regierung und die Goldsmith's Company. Gegenwärtig sind etwa 800 Mitarbeiter an dem Werk beschäftigt. 1884 erschien die erste Lieferung, 1888 der ganze erste Band, die Buchstaben A und B umfassend; jetzt ist etwa zweidrittel des Wörterbuches vollendet. Mit Dankbarkeit gedachte der Redner am Schluß der Mitarbeit deutscher Gelehrter. [Der Vortrag soll vollständig in der von Friedrich Kluge herausgegebenen Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheinen.] — In der Diskussion gab Dr. Wilhelm Bohm aus Bremen eine kurze Antwort auf Dr. Bradleys Anfrage, die Arbeiten am Grimmschen Wörterbuch betreffend. Prof. Dr. Friedrich Kluge aus Freiburg erklärte das große englische Unternehmen für ein Vorbild aller zukünftigen lexikographischen Arbeiten; von besonderer Bedeutung sei es für die deutsche Wortforschung. Auch der lateinische Thesaurus habe Anregungen von England empfangen. In Anknüpfung an den Vortrag von Geheimrat Diels vom vorhergehenden Tage bemerkte Professor Kluge noch, Dr. Bradley möge den Eindruck mitnehmen, daß man dem englischerseits geplanten griechischen Thesaurus in Deutschland vielfach das größte Interesse entgegenbringe.

Dann sprach Professor Dr. Wilhelm Creizenach aus Krakau über Hamletphilologie. Er erörterte das Verhältnis der philologischen zur ästhetischen Hamleterklärung; dann untersuchte er die Frage, was wir noch von der vorshakespeareschen Hamlettragödie wissen können, und im Anschluß daran die Ansicht derer, die in der Quartausgabe von 1603 Spuren eines dem früheren Hamletdrama näher stehenden älteren Entwurfes erkennen wollen. — In eine Diskussion trat man nicht ein.

Digitized by Google

Die dritte Sitzung der Anglistischen Sektion fand am 6. Oktober morgens von 8—10 Uhr statt. Privatdozent Dr. Heinrich Spies aus Berlin führte unter dem Titel „Ein lexikographisches Experiment“ den von ihm vor fünf Jahren angelegten Gower-Thesaurus vor, der den gesamten Wortschatz von Gowers Dichtung „Confessio Amantis“ (1390—1393) auf 200000 Zetteln katalogisiert, die in einem Schrank mit 51 Kästen nach Wortklassen und innerhalb dieser nach dem Alphabet geordnet, untergebracht sind. Entstehung, Einrichtung und Zweck des Thesaurus wurden eingehend gewürdigt. Weitere Ausführungen desselben Redners betrafen das im Weidmannschen Verlage zu Berlin erscheinende Mätznersche Wörterbuch. Dieses umfangreiche Werk, das einzige größere Lexikon für die englische Literatur von 1100 bis 1500, soll jetzt mit Hilfe einer größeren Organisation in etwa 8—10 Jahren zu Ende geführt werden, wozu bereits 22 Herren als freiwillige Mitarbeiter gewonnen sind. — In der sich anschließenden Debatte hob Dr. Bradley (Oxford) die Wichtigkeit dieses Wörterbuches für das „Oxford New English Dictionary“ hervor, während Professor Dr. Holthausen (Kiel) die Unentbehrlichkeit für das Studium der gesamten englischen Sprachgeschichte, insbesondere für die mittelenglische Literatur, betonte.

Dann sprach Dr. Hans Hecht aus Berlin über den gegenwärtigen Stand der Balladenkritik.

Neben der großen Textsammlung von Child vermißt man noch eine umfassende Behandlung der hierher gehörigen Fragen. Von amerikanischen und englischen Forschern wurde nur die eine erörtert: Welches war der Ursprung der Gattung? Ob man in den englisch-schottischen Balladen altes Volksgut oder kunstmäßige Schöpfungen zu sehen habe, darüber herrscht noch keine Übereinstimmung der Meinungen. Für die Volkstheorie tritt sehr energisch der Amerikaner Gummere ein; sein Werk The Beginnings of Poetry behandelte Dr. Hecht eingehender. Versuche englischer Gelehrter, individuelle Urheberschaft nachzuweisen, hält er für mißlungen. Notwendig sei vor allem eine kritische Sichtung des überlieferten Materials. —

Der angekündigte Vortrag des Professor Dr. Johannes Hoops mußte ausfallen.

Die Indogermanische Sektion.

Es fand außer der konstituierenden Zusammenkunft am 3. nur eine Sondersitzung statt, am 4. Oktober von 9—12 Uhr. Dabei präsidierten Professor Dr. Jakob Wackernagel aus Göttingen und Professor Dr. Adolf Fritsch aus Hamburg, während Oberlehrer Dr. Eduard Hermann aus Bergedorf und Dr. Carl Kappus aus Frankfurt a. M. das Amt der Schriftführer versahen.

Professor Dr. Adalbert Bezzenberger aus Königsberg wandte sich in seinem Vortrag „Über die Entstehung der griechischen Verbalbetonung“ gegen Wackernagels Aufstellung, daß die sogenannte Enklise des altindischen finiten Verbs des Hauptsatzes auch im Griechischen vorhanden gewesen sei und sich hier im enklitischen Gebrauch des praes. indic. von *εἰμί* und *φημί* erhalten habe, sonst aber durch Zurückziehung des Accents ersetzt sei, wofür er sich auf den enklitischen Gebrauch von *ἧμων* und *ἧμιν* berief (K. Z. XXIII 457). Diese Lehre von der Entstehung des griechischen Verbalaccents lehnte Professor Bezzenberger ab, indem er

unter anderm betonte, daß dessen Zurückführung auf Enklise eine irrige Voraussetzung habe und keine sichern Zeugen dafür vorhanden seien, daß das Verb überhaupt im Griechischen enklitisch sein konnte; auch sei nachgewiesen, daß sich die indischen Bedingungen für Enklise und Betonung der Verbalformen nicht für indogermanisch erklären ließen. So sei die Versuchung, Wackernagels Theorie durch eine einwandfreie zu ersetzen, unabweisbar. Die Tonlosigkeit der finiten Verbalformen des vedischen Hauptsatzes sei in keiner Weise durch die Betonung des je vorhergehenden Wortes bedingt, und ebensowenig habe ihre grammatische Betonung auf dieses eingewirkt; es fehle also jegliches Merkmal der *ἔγκλισις*. Gleichermaßen sei auch *κειμαι* in *κατάκειμαι* nicht enklitisch, *κατάκειμαι* vielmehr Verbindung zweier Wörter, von denen das erste den Ton des zweiten unterdrückte, und zwar nicht aus einem rhythmischen, sondern aus logischem Grunde, wie denn im Altindischen bei entsprechenden Bildungen die Tonlosigkeit des zweiten Wortes sich auch dann zeige, wenn es von dem ersten getrennt sei. Diese logische Betonung beruhe auf dem Bestreben, Gegensätze hervorzurufen (vgl. *φθιτός*, aber *ἄφθιτος*). Aus der Präfixbetonung des zusammengesetzten Verbs resultiere großenteils die griechische Verbalbetonung. [Der Vortragende hat inzwischen seine Ausführungen in den von ihm mitredigierten „Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen“ Bd. XXX S. 167—176 veröffentlicht.] — An der Diskussion beteiligten sich die Professoren Wackernagel, Osthoff, Solmsen, Hoffmann, Sütterlin. Professor Bezzenberger kam dabei noch mehrfach zu Worte.

Darauf behandelte Professor Dr. Christ. Bartholomae aus Gießen die Frage: Ist im Altiranischen noch die Klangverschiedenheit der indogermanischen a-Vokale nachzuweisen?

Das Thema wurde durch den Vortrag bestimmt, den F. C. Andreas 1902 beim 13. Orientalistenkongreß in Hamburg gehalten hat und der auszugsweise in den „Verhandlungen“ (S. 99—106) vorliegt: „Die Entstehung des Avesta-Alphabets und sein ursprünglicher Lautwert“. Andreas bestimmt darin eine Anzahl von Buchstaben des Avesta-Alphabets anders, als es bisher geschehen ist, und kommt zu dem Schluß: Die durch die paläographische Analyse gewonnenen neuen Lautwerte „liefern eine Fülle von Belegen für die Richtigkeit der seit langem von mir vertretenen Ansicht, daß die Sprache des Avesta und damit das Altiranische überhaupt noch die indogermanische Vokaltrias a, e, o besessen hat“. Der Redner erhob gegen die neue Bewertung der avestischen Zeichen keine Einwendungen, sondern prüfte lediglich die Richtigkeit der gezogenen Folgerung im einzelnen nach und kam dabei zu dem Schluß, der Andreassche Beweis dafür, daß a, e, o im Iranischen noch geschieden seien, könne ganz und gar nicht für gelungen gelten, da vielmehr dieselben Zeichen gleichmäßig in Wörtern mit altem a, e oder o gebraucht werden. Gegen Andreas' Annahme spreche auch die Transskription altiranischer Wörter, besonders von Namen, durch die Griechen. So erscheint z. B. das dem lat. equos entsprechende Wort immer mit a in der ersten Silbe: *Χοάσπης*, *Ἀσπαμίτρης*, und in der Kompositionsfuge schreiben die Griechen, die doch selber o hatten, fast immer a: *Ἀρταξέρξης*, *Βαγαπάτης*. Besonders bemerkenswert ist die Ersetzung des Wortes 'Gott' im Anfang von Kompositen durch *μεγα*, z. B. *Μεγάβυζος* — ap. bagabuxšah. Darauf konnten sie doch nur dadurch kommen, daß sie eben in der zweiten

Silbe ga hörten, wodurch sie an ihre Kompositen wie *μεγάθυμος* usw. erinnert wurden[1]).

An der Besprechung des Vortrags nahmen die Professoren Osthoff, Bezzenberger, Hoffmann, Wackernagel und Sütterlin teil.

Dann erhielt Oberlehrer Dr. Eduard Hermann aus Bergedorf das Wort zu seinen Darlegungen über die Rekonstruktion als Grundlage der indogermanischen Sprachwissenschaft.

Ausgehend von dem Widerspruch, daß sprachliche Neuerungen auf einem Sprachgebiet sich bis zu verschiedenen Grenzen ausdehnen, daß aber die von uns rekonstruierten indogermanischen Laute als über das ganze Gebiet der indogermanischen Ursprache ausgedehnt gedacht werden, wies der Redner an zwei fingierten Beispielen nach, daß wir mit unserer Rekonstruktionsmethode jedesmal zu einem einheitlichen Ansatz kommen. Da die Resultate aus den fingierten Beispielen den Lauten der üblichen Ansätze widersprechen, muß die Methode unrichtig sein. Der logische Fehler bei dem Rekonstruieren liegt darin, daß wir die unbewiesene Voraussetzung machen, wir müßten mit Hilfe der durch eine Lautgleichung gegebenen verschiedenen Laute die indogermanischen einheitlichen Laute wiederfinden, aus denen die Laute der Einzelsprachen entstanden sind. Wenn trotz dieses Fehlers zum größeren Teil richtige Resultate erzielt werden, liegt das nur daran, daß sich die indogermanischen Sprachen noch nicht so sehr weit von der gemeinsamen Wurzel entfernt haben. Will man den logischen Fehler vermeiden, so muß man zunächst von einer Einzelsprache aus zu einem älteren Lautbestand vorzudringen suchen. Der Vortragende veranschaulichte dies an mehreren Beispielen aus dem Griechischen und stellte dabei jedesmal die Art der Schlußfolgerung und die Wahrscheinlichkeit der erschlossenen Laute fest. 1. Auslautendes -m läßt sich vom Griechischen aus erschließen für Wörter wie *χθών*, *ἕν* mit Hilfe von *χθαμαλός*, *μία*; anderes vorurgriechisches -m (d. h. -m in dem indogermanischen Dialekt, aus dem sich das Griechische gebildet hat), wie z. B. in der Akkusativendung, läßt sich erst durch die Vergleichung mit Arisch und Italisch gewinnen. 2. Nasalis sonans kann man ebenso für das Vorurgriechische aus dem Wechsel der Akkusativendung *-α*: *-ν*, dem von *-αται*, *-ατο*: *νται*, *-ντο*, *-ας*: *-νς* und aus den Parallelen *μέμαμεν*, *παθεῖν*: *μέμονα*, *πέπονθα* gegenüber *ἴσμεν*, *λιπεῖν*: *οἶδα*, *λέλοιπα* finden. Bei isolierten Wörtern wie *ἑκατόν* braucht man wieder die anderen Sprachen. Vorurgriechisches -m ist darum wahrscheinlicher als vorurgriechische Nasalis sonans, weil letztere in keiner indogermanischen Sprache erhalten ist. 3. Media aspirata ist aus dem Griechischen allein nicht erschließbar; der Ansatz, der für das Vorurindische selbstverständlich ist, kann also im Vorurgriechischen leicht einen Fehler enthalten. 4. Die Gutturalfrage ist in der verschiedensten Weise angefaßt worden; eine reinliche Lösung ist noch nicht gelungen. Da nun die Rekonstruktion einheitlicher Laute nur eine der unzähligen Möglichkeiten darstellt, der Versuch aber, mit dieser Möglichkeit ein sicheres Resultat zu erzielen, mißlingt, so scheint es angebracht, bei den Gutturalen auf die Erschließung

---

1) Für die weiteren Einzelheiten sei auf die „Mitteilungen" in Streitbergs „Anzeiger für die indogermanische Sprach- und Altertumskunde" XVIII verwiesen.

Digitized by Google

der indogermanischen Einheitslaute zu verzichten. — So ergeben sich bei den Rekonstruktionen verschiedenartige Wahrscheinlichkeiten. Diese genau festzustellen ist unbedingt nötig; der Vortragende hält daher eine Revision aller Rekonstruktionen für unumgänglich[1]).

Auch an diesen Vortrag knüpfte sich eine eingehende Debatte, in der sich die Professoren Sütterlin, Solmsen, Thumb, Hoffmann, Osthoff, Meltzer und Wackernagel aussprachen.

Endlich wurde ein durch Professor Wackernagel verlesenes Begrüßungstelegramm des Professor Dr. Paul Kretschmer in Wien von der Sektion erwidert.

Orientalische Sektion.

In der Sitzung am 3. Oktober nachmittags wurden Senior D. G. Behrmann aus Hamburg und Professor Dr. Eugen Hultzsch aus Halle zu Vorsitzenden, Professor Dr. Carl Steuernagel aus Halle und Oberlehrer Dr. Johannes Hertel aus Döbeln zu Schriftführern gewählt. Dann hielt Dr. Hertel den angekündigten Vortrag „Über einen südlichen »textus amplior« des Pañcatantra“.

Er berichtete über eine südindische, in einer einzigen Handschrift überlieferte Rezension des Pañcatantra, die einen stark interpolierten Text des als „Südliches Pañcatrantra“ bezeichneten Auszuges enthält. Diese Fassung ist der umfangreichste von allen Pañcatantra-Texten. Aus der Sprache ergibt sich, daß den neuen Erzählungen südindische, in Volkssprachen abgefaßte Pañcatantra-Fassungen zugrunde liegen. Daraus, daß der Verfasser seine Erweiterung auf den Auszug basiert, ergibt sich, daß er, dessen Tendenz größte Vollständigkeit war, keinen vollständigen Text kannte. Soweit sich jetzt beurteilen läßt, ist im Süden kein vollständiges Pañcatantra vorhanden gewesen; ebenso fehlt es in Bengalen. Die Jaina-Rezensionen haben aus Sāradā-Fassungen geschöpft. Aus inneren Gründen ergibt sich, daß die Urheimat des Pañcatantra Kaśmir ist.

[Der Vortrag wird in erweiterter Form mit einem Auszug aus dem erwähnten südlichen „textus amplior“ in der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ ercheinen.]

Professor Hultzsch fügte dem Vortrag eine Würdigung der Verdienste Dr. Hertels durch seine umfassenden Handschriftenforschungen hinzu.

Darauf sprach Dr. med. et phil. Johannes Kotelmann aus Hamburg über „Die Augenkrankheit, an der Paulus in Galatien litt“. Der Vortragende ist der Ansicht, daß das Gal. 4, 13—15 und 2. Kor. 12, 7—9 erwähnte Leiden des Paulus dasselbe sei, nämlich die bereits im Altertum weit verbreitete ägyptische Augenkrankheit. Sämtliche Angaben an beiden Stellen lassen sich damit vereinigen; zunächst schon das *ἐδόθη μοι σκόλοψ τῇ σαρκί*; denn bei stärker ausgeprägter Granulose hat der Kranke das Gefühl, als ob sich Staub oder sonst ein Fremdkörper in seinem Auge befände, und der Vergleich dieses Gefühls mit dem Stechen, das ein Splitter im Fleische hervorruft, ist daher durchaus zutreffend. Auch die weiteren Worte: *(ἐδόθη μοι) ἄγγελος σατανᾶ, ἵνα με κολαφίζῃ, ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι* passen

[1]) Mit Einwilligung des Vortragenden den erwähnten „Mitteilungen“ in Streitbergs „Anzeiger“ entnommen.

Digitized by Google

zu der ägyptischen Augenentzündung, insofern diese, wenn sie chronisch auftritt — und das war nach 2. Kor. 12, 8—9 bei dem Apostel der Fall — etwas Erniedrigendes, weil Abstoßendes und Abschreckendes hat, gerade so wie ein Backenstreich als demütigend und beschimpfend gilt. Paulus konnte es den Galatern daher wohl als Zeichen besonderer Liebe anrechnen, daß sie seine Krankheit nicht geringschätzig beurteilten: *καὶ τὸν πειρασμόν μου τὸν ἐν τῇ σαρκί μου οὐκ ἐξουθενήσατε.* Wenn er gleich darauf aber fortfährt: *οὐδὲ ἐξεπτύσατε* so erklärt sich dies daraus, daß die ägyptische Augenentzündung in hohem Grade ansteckend ist und man sich daher gegen sie in ganz derselben Weise wie gegen Epilepsie, Tobsucht, den bösen Blick und Behexungen durch Ausspeien zu schützen gesucht haben wird.

Bei längerem Bestehen der Entzündung pflegt auch die Hornhaut und damit das Sehvermögen zu leiden. Daher waren die Galater bereit, dem Apostel womöglich ihre gesunden Augen zu opfern. Auf dessen mangelhafte Sehkraft deutet ferner der Umstand hin, daß sie zwar noch ausreichte, die grobe Arbeit der Anfertigung von cilicium zu verrichten, allein nicht mehr, um längere Briefe zu schreiben. Er pflegte sie deshalb zu diktieren und nur am Schlusse einige Sätze mit eigener Hand hinzuzufügen, um sie dadurch als echt zu bezeugen. Diese Sätze aber waren seiner schwachen Augen wegen mit großen Buchstaben geschrieben.

Zuletzt sei auch noch darauf hingewiesen, daß mancherlei Umstände die Entstehung der Granulose bei Paulus begünstigten. Sein Körper war klein und zart und einer Infektion daher leichter zugänglich. Außerdem lebte er in materieller Beziehung schlecht und überanstrengte sich, indem er mehr als alle anderen Apostel arbeitete. Auch seine Augen konnten wohl angegriffen sein. Er hatte viel studiert, reichlich Tränen vergossen und selbst die Nacht für seine Arbeit als Handwerker zu Hilfe genommen. Nicht minder werden die staubigen Fuſswanderungen und Ritte, die er so vielfach unternahm, sowie die wiederholten Schiffbrüche, bei denen er einmal sogar Tag und Nacht auf den salzigen Fluten zubrachte, seinen Augen geschadet haben. —

Eine Debatte folgte dem Vortrag nicht; doch wird er wohl nicht ohne Widerspruch bleiben, besonders was die Deutung des *σκόλοψ* angeht. Ähnliche Aufstellungen sind schon früher zurückgewiesen worden. Es wird dabei bleiben müssen, daß Paulus an epileptischen Zufällen litt.

Im Anschluss an die Philologenversammlung fand am 4. Oktober unter dem Vorsitz von Senior D. Behrmann die Generalversammlung des Deutschen Palästinavereins statt. Professor Dr. Carl Steuernagel aus Halle erstattete den Bericht über die vom Verein in den Jahren 1903—1905 in sechs Kampagnen unternommenen und ihrem Abschluſs nahen Ausgrabungen auf dem Tell-el-mutesellim, dem Ruinenhügel des alten Megiddo am Südrande der Ebene Jesreel. Nach dem freundlichst zur Verfügung gestellten Bericht des Redners selbst teilte er etwa folgendes mit:

In mehreren Versuchsgräben, die an einer Stelle bis zur Tiefe von 20 m, durchschnittlich aber bis zur Tiefe von 8 m ausgehoben wurden, sind 7—8 Bauschichten festgestellt worden, deren jüngste noch der vorhellenistischen Zeit angehört, während die fünfte sicher dem 20. Jahrhundert zugewiesen werden konnte, so daß die älteste wohl bis 3000 zurückreichen dürfte.

Digitized by Google

An der Hand von Übersichtsplänen und Durchschnitten erläuterte der Vortragende die Lage der Schichten und den Aufbau des Tell; an der Hand von Detailplänen beschrieb er die wichtigeren, fast in vollem Umfang ausgegrabenen Paläste, Kultstätten und Grabanlagen, besonders die der siebten Schicht (etwa 2750) angehörende, den ganzen Tell umkreisende Ziegelmauer von 2,45 m Höhe und 8,60 m Breite; zwei ägyptische Grabkammern der 5. Schicht mit Gewölben aus keilförmigen Steinen (nach Skarabäen in den Händen eines Toten dem 20. Jahrhundert angehörig); eine der 4. Schicht (etwa 1500) angehörige große Burganlage mit interessantem Burggraben, zwei gut erhaltenen Kultstätten (mit Schlachtgruben, Opferkessel, Altären und Masseben) und zahlreichen Skelettfunden (darunter zwei sicheren Beispielen von Fundamentopfern); ferner der 3. Schicht (etwa 1250—900) angehörende Bauten (eine an das Schatzhaus des Atreus erinnernde unterirdische Kammer mit einem durch Überkragen der Steine hergestellten Gewölbe, einen israelitischen Palast, zwei Heiligtümer mit Masseben, von denen einige althebräische Buchstaben zeigen, einen Torbau, eine Schmiede mit Pflügen und sonstigen Eisenwerkzeugen und eine Kultstätte mit gut erhaltenen Tongefäßen und etwa 30 Skarabäen); einen der 2. Schicht (etwa 900—600) angehörenden Palast mit anschließendem Tempel, in dessen Hauptraum außer einem interessanten Aufbau mit mehreren Masseben Krüge mit den Leichen kleiner Kinder (sicher Kinderopfer) gefunden wurden; endlich noch rätselhafte Mauern von gewaltigen Dimensionen, die der 1. Schicht (etwa 500) angehören. Außer einigen babylonischen Siegelzylindern, zahlreichen ägyptischen oder ägyptisierenden phönizischen Skarabäen und zwei altisraelitischen Siegeln (des Schema, eines Beamten Jerobeams, und des Asaph) sind nur vereinzelte althebräische Buchstaben auf Masseben und Tonscherben gefunden. Aber das Fehlen eigentlicher Inschriften wird reichlich aufgewogen durch die sehr zahlreichen Funde an Kleingegenständen, namentlich Tonwaren, die auf die Kulturgeschichte jener Gegend von etwa 2500—500 helles Licht werfen. Auffallend ist das Zurücktreten des babylonischen und das starke Vorwiegen des ägyptischen, cyprischen und mykenischen Einflusses. —

Hierauf sprach Professor Dr. Mark Lidzbarski aus Kiel über seine Forschungen nach dem Ursprung der altsemitischen Buchstabennamen und -formen.

Er betonte, daß man bisher bei den Versuchen, die Bedeutung der Buchstabennamen zu ermitteln, sich zu sehr an die überlieferten Formen gehalten habe. Die Namen hätten teilweise starke Veränderungen durchgemacht. Bei einigen Buchstaben lägen die ursprünglichen Namen überhaupt nicht mehr vor, sondern seien durch andere Wörter mit gleichem Anlaut ersetzt. Andere hätten zwar den alten Namen bewahrt, aber die Schreibung sei nicht mehr die ursprüngliche, sondern nur eine phonetische Wiedergabe aus einer späteren Zeit, als die Formen bereits verändert und die Bedeutung der Zeichen wie der Namen in Vergessenheit geraten war. Um bei den Namen das Ursprüngliche zu ermitteln, müsse man besonders die Bedeutung der Bilder, mit Heranziehung antiker Darstellungen, festzustellen suchen, da die Zeichen in den ältesten belegbaren Formen von den ursprünglichen nicht wesentlich abwichen. Der Redner erörterte dann im einzelnen die Namen, für die bis jetzt keine plausible Erklärung geboten worden ist,

Digitized by Google

besonders Teth, Samekh, Ssade und Qoph. [Der Vortrag erschien ganz in der „Ephemeris für semitische Epigraphik“, Bd. II S. 125 ff.]

Dann legte Direktor Dr. August Kuemmel aus Barmen das fertige Schichtenmodell für ein Relief von Jerusalem vor. Es ist hergestellt auf Grund der von ihm gearbeiteten „Karte der Materialien zur Topographie des Alten Jerusalem“. Das zwei Zentner schwere Modell ist im horizontalen und vertikalen Maßstabe 1 : 2500, also ohne jede Überhöhung, aufgebaut. Es stellt in 4 m-Isohypsen den ganzen Gebirgskessel, in dessen Mitte die Felsenhalbinsel Jerusalems liegt, dar. Im Norden reicht es bis zum Skopus, im Osten bis zum Ostabfall des Ölberges, im Süden bis zum „Dschebel abu tör“ und im Westen bis zur Mittelmeerwasserscheide. Im ganzen sind 9 qkm Landschaft des Gebirges Juda plastisch wiedergegeben. Das Modell zeigt in kräftig kontrastierenden Farben an der Oberfläche und in den Seitenprofilen die anstehenden Gesteinarten und -schichten, die sämtlich der oberen Kreide angehören. Der Referent gab eingehende Erläuterung über die Herstellungsweise und den Zweck des Reliefs. Er will den Versuch machen, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ein körperliches Bild der neutestamentlichen Stadt, also des Herodianischen Jerusalems, mit Mauern, Tempel, Palästen, Straßen, Häusern und der Landschaft aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu bieten. —

Endlich zeigte Professor D. Hermann Guthe aus Leipzig Probedrucke der Mosaikkarte Vorderasiens, die in einer Kirche in Mādebā im südlichen Ostjordanlande gefunden wurde und deren Herausgabe mit genauer Wiedergabe der Formen und Farben der Steine der Palästinaverein unternommen hat; ebenso eine photographische Wiedergabe mehrerer Blätter der Karte des Ostjordanlandes, das der Verein in vieljähriger Arbeit genau hat vermessen lassen. Die Karte, die jetzt in den Druck gegeben ist, wird unsere Kenntnis des Ostjordanlandes wesentlich erweitern und vielfach korrigieren; große bisher völlig unbekannte Gebiete sind zum erstenmal auf ihr verzeichnet.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

In der ersten, stark besuchten Sitzung, die am 3. Oktober nachmittags in der Oberrealschule vor dem Holstentore stattfand, wurde Direktor Professor Dr. Albrecht Thaer aus Hamburg zum Vorsitzenden, Kand. R. Uetzmann aus Hamburg zum Schriftführer gewählt.

Zunächst sprach Professor Dr. Hermann Schubert aus Hamburg über „Probleme der Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie“. Er hob aus dem Inhalt seiner schon angeführten Festschrift einige wesentliche Punkte hervor. Eine Diskussion fand nicht statt. Darauf berichtete Direktor Professor Felix Bohnert aus Hamburg über physikalische Schülerübungen auf der Mittelstufe der Realanstalten und den Versuch der Einführung dieser Übungen in Obertertia und Untersekunda der Oberrealschule vor dem Holstentore. [Der Vortrag erscheint in der Zeitschrift „Natur und Schule“.] Zwei von Oberlehrer Koopmann aus Rendsburg und Professor Osterloh aus Flensburg an den Vortragenden gerichtete Anfragen wurden beantwortet. Sodann wurden unter sachkundiger Führung die Räume und Sammlungen für

Digitized by Google

den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore besichtigt.

Am 4. Oktober wurden von den Mitgliedern der Sektion das Physikalische, das Chemische und das Hygienische Institut besichtigt.

Nachmittags von 5—7 Uhr fand dann zur Besprechung des am Morgen in der Pädagogischen Sektion von Geheimrat Klein gehaltenen Vortrags eine auſserordentliche Sitzung statt, die von etwa 20 Mitgliedern der Sektion besucht war.

Geheimrat Klein regte zunächst eine Besprechung über das Studium der Abiturienten des Realgymnasiums und der Oberrealschule an, besonders der zukünftigen Ingenieure und Mediziner. Es scheine im Interesse der Abkürzung des Studiums zu liegen, daſs die für ein Fach besser vorbereiteten Studenten durch Vorschriften oder Hinwegräumung von Schranken rascher zum Ziele gelangen könnten. Wie den Gymnasialabiturienten dies für manche Studien möglich sei, so müsse es den Realabiturienten ihrer besseren naturwissenschaftlichen Bildung wegen für das Studium auf technischen Hochschulen — wie es in Württemberg schon der Fall sei — und in der medizinischen Fakultät gestattet werden. Als Grundlage für die weitere Besprechung und zur Beurteilung der zu erwartenden Vorbildung der Abiturienten hat der Redner, die Meraner Lehrpläne (die an die Anwesenden verteilt waren) zu benutzen.

Direktor Dr. Alex. Wernicke aus Braunschweig ging auf diese Lehrpläne ein, besonders auf die Vorschläge, die Stundenzahl der Mathematik am Realgymnasium auf die des Gymnasiums (4) herabzusetzen und die der Naturwissenschaften auf die entsprechende Zahl der Oberrealschulen (6 bzw. 7) zu erhöhen. Einer Erhöhung der pflichtmäſsigen Lehrstunden auf 32 würden in den norddeutschen Staaten groſse Schwierigkeiten entgegenstehen. Die Württemberger Realschulen mit 14 Mathematikstunden lieſsen sich mit den preuſsischen nicht vergleichen. Vielleicht könne man durch Hinzuziehung der Stunden für gebundenes Zeichnen die Gesamtzahl der mathematisch-naturwissenschaftlichen Stunden erhöhen.

Direktor Dr. Hintzmann hielt die Zahl von 32 Unterrichtsstunden nicht für zu hoch, wenn man die einzelnen auf 45 Minuten beschränke. Von den in Vorschlag gebrachten Sondervorrechten für die Realabiturienten fürchtete er eine Störung der im Werden begriffenen Gleichberechtigung. Nach seiner Meinung seien die Gymnasialabiturienten besser vorbereitet auf das Studium der Theologie und der Philologie, der alten sowohl wie auch der neueren. Die Abiturienten der Realanstalten seien entschieden besser vorbereitet für das technische, naturwissenschaftliche und medizinische Studium. Weniger klar liege die Sache bei den Juristen. Man solle alle hemmenden Schranken, z. B. vorgeschriebene Kollegia oder eine bestimmte Semesterzahl, hinwegräumen und nichts als Kenntnisse verlangen.

Geheimrat Klein erklärte, er halte eine Ordnung der Verhältnisse des Studiums auch für nötig; diese könne aber nicht durch die Schulmänner geschaffen werden. — Im Verlauf der weiteren Diskussion, an der sich auſser den genannten Herren Direktor Müller-Lübeck, Professor Fricke, Professor Hildebrandt, Dr. Schröder, Dr. Brüsch, Dr. Hämmerle, Direktor Thaer beteiligten, bemerkte Geheimrat Klein noch, daſs ihm in medizinischen Kreisen weniger Opposition als Unkenntnis der Vorbildung der Realabiturienten ent-

Digitized by Google

gegengetreten sei. Auf die Anfrage, wie sich die Unterrichtskommission zu dem fakultativen Linearzeichnen gestellt habe, das in der Hand des Mathematikers Gelegenheit biete, viele der Hauptforderungen der Meraner Lehrpläne zu erfüllen, wie z. B. Erweckung und Stärkung des Raumsinnes, graphische Lösung quadratischer und kubischer Gleichungen, erwiderte er, eine Beschneidung des Freihandzeichnens zugunsten des Linearzeichnens würde gegenwärtig heftigem Widerspruch begegnen; auch fehle den Mathematikern noch vielfach die nötige Zeichenfertigkeit für diesen Unterricht. Im übrigen könne die Äuſserung aller vorhandenen Bedenken gegen die Meraner Lehrpläne in der Fach- und allgemeinen Presse der Unterrichtskommission nur erwünscht sein. Inzwischen beabsichtige man, an 5 preuſsischen Anstalten Versuche mit den Meraner Lehrplänen zu machen. Bei dieser Mitteilung wies Geheimrat Klein auf die Absicht des preuſsischen Ministeriums hin, den Unterricht in den Oberklassen freier zu gestalten. Eine fakultative Unterrichtsverteilung aber zu formulieren habe die Unterrichtskommission Bedenken getragen. Bezüglich der in der Diskussion gestreiften Frage der Lehrerausbildung auf der Universität bemerkte er, daſs die Studenten vielfach gebotene Gelegenheiten nicht ausnutzten. Anknüpfend an das Schluſswort seines Vortrags in der Pädagogischen Sektion betonte Geheimrat Klein nochmals, daſs die Hansestädte ganz besonders zu Versuchen auf unterrichtlichem Gebiete geeignet seien. —

Am 5. Oktober tagte die Sektion, wieder unter starker Beteiligung, unter Vorsitz von Professor Dr. Friedrich Ahlborn in der Oberrealschule auf der Uhlenhorst.

Dr. Alex. Wernicke, Direktor der Städtischen Oberrealschule und Professor an der Herzoglichen technischen Hochschule zu Braunschweig, redete über den „Begriff der Formänderungsarbeit und seine Verwendung“.

Nachdem der Begriff der Formänderungsarbeit bei Zug und Druck, bei Schub, Biegung und Verdrehung gerader Stäbe und ihre Beziehung zur Arbeit der äußeren Kräfte erläutert war, wurde der Satz des Castigliano abgeleitet. Dieser Satz gibt unter einer bestimmten Voraussetzung an, in welcher Beziehung die durch die einzelnen äußeren Kräfte hervorgerufenen Verschiebungen zu den Differentialquotienten der Formänderungsarbeit nach jenen Kräften stehen; er nimmt in Fällen, in denen das Gesetz von Hooke gilt, eine besonders einfache Gestalt an. Der Satz wurde dann an einigen praktischen Beispielen (Durchbiegung eines am Ende belasteten Trägers usw.) erläutert. Noch einfachere Verhältnisse ergeben sich bei sogenannten statisch-unbestimmten Reaktionen. Die Verschiebungen werden dann gleich Null, so daß die Kräfte bestimmbar sind. Nachdem endlich der Maxwellsche Satz abgeleitet worden war, wurde zum Schluß darauf hingewiesen, daß die Betrachtungen so elementar gehalten sind, daß sie im Schulunterricht Verwendung finden können und diesem ein interessantes Gebiet von Aufgaben erschließen.

In der Diskussion sprach Professor Ernst Grimsehl aus Hamburg Anerkennung und Dank für das Gehörte aus und wies auf die einschlägigen Versuche der physikalischen Schülerübungen hin. Eine Anfrage aus der Versammlung, Literatur betreffend, wurde beantwortet.

Sodann berichtete Professor Grimsehl mit Demonstrationen über

Digitized by Google

„Ausgewählte physikalische Schülerübungen“. — Direktor Wernicke stellte eine Anfrage wegen Verteilung der Stunden im Schulprogramm, worauf die Räume und Sammlungen der Anstalt besichtigt wurden.

Am 6. Oktober endlich nahmen die Mitglieder das Naturhistorische Museum, den Botanischen Garten und das Botanische Museum und Laboratorium für Warenkunde in Augenschein.

Am Schlusse dieses Berichtes über die Sitzungen der Sektionen drängt es mich, allen denjenigen recht herzlich zu danken, deren bereitwillige Mitteilungen dessen Zustandekommen ermöglichten. Wo man irgend von der Wiedergabe einzelner Vorträge oder Diskussionsbemerkungen nicht ganz befriedigt sein sollte, bitte ich in Anbetracht der Fülle und Mannigfaltigkeit des zu bewältigenden Materials milde zu urteilen.

Ich möchte endlich noch einen Eindruck nicht unausgesprochen lassen, den der vorstehende Überblick über die Vorträge und Verhandlungen der 48. Philologenversammlung vielleicht auch in dem Leser hervorgerufen oder erneuert hat. Es wäre doch, besonders für uns Schulmänner, ein großer Verlust, wenn die in den Sektionen hier und da naturgemäß hervortretenden zentrifugalen Erscheinungen und Bestrebungen schließlich zu einer Sprengung des Verbandes führten, den das gegenwärtige Institut der Philologenversammlungen darstellt. Ich lasse den imponderabilen Wert des persönlichen Konnexes hier außer Betracht — es wäre in dieser Hinsicht wohl zu wünschen, daß auch bei den geselligen Veranstaltungen die Scheidung zwischen akademischen Dozenten und Schulmännern, an der übrigens ein gewisser Kastengeist auf jener Seite keineswegs allein die Schuld trägt, weniger hervorträte, als es in Hamburg mitunter noch geschah. Auch von der Bedeutung beiderseitigen Meinungsaustausches über Fragen der Jugendbildung möchte ich nicht nochmals reden; sie ist von andern und von uns schon genugsam hervorgehoben worden (vgl. den Bericht über die Pädagogische Sektion). Es wird übrigens nicht unnütz sein zu betonen, daß das Hervortreten der Pädagogischen Sektion in Hamburg weder ein Verdienst noch eine Stärkung derjenigen bedeutet, die das Gewand ihrer pädagogischen Zünftigkeit so gern mit dem Schmuck einer besonderen Wissenschaftlichkeit verbrämen möchten; für breite methodologische Erörterungen bot das Niveau der Hamburger Verhandlungen nicht Raum. — Aber wie anregend muß es auf den Schulmann wirken, nicht zum mindesten auch gerade auf denjenigen, der auf einem Spezialgebiet selbst Forscher ist, wenn er, der Mannigfaltigkeit seines Unterrichts entsprechend, in den verschiedenen Sektionen einmal ein Stück Geschichte der betreffenden Wissenschaften miterlebt! Solche wissenschaftlichen Ereignisse waren z. B., um nur einige aus der Hamburger Tagung ins Gedächtnis zurückzurufen, die wiederholten Erörterungen über den künftigen griechischen Thesaurus, die Berichte über die Vorarbeiten für einen deutschen Thesaurus und über The Oxford English Dictionary, der Plan einer wissenschaftlichen Faustausgabe, die Perspektiven, die Warburgs Vortrag eröffnete, die Aufforderung zur Gründung neuer Sammelstellen für Papyri, Skutschs Mitteilungen aus der lateinischen Grammatik, Seelmanns Forschungen zur Rolandsage, Conzes „archäologisches Testament“, Petersens Anregung, die Ara Pacis Augustae betreffend, und manches andre. Nicht

Digitized by Google

zum mindesten wird eine solche Zusammenschau der wissenschaftlichen Erträgnisse auf so mannigfachen Gebieten auch darin ihr Gutes haben, was Wendland so bedeutsam hervorgehoben hat, daß man zu immer klarerem Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Aufgabe und zu immer deutlicherem Gefühl für das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein hindurchdringe.

So wünschen wir schließlich von ganzem Herzen der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein weiteres Bestehen und eine kräftige Entwicklung in der Richtung, die den betonten Gesichtspunkten am besten entspricht.

Hamburg. Hans Vollmer.

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Zwölfter Band: L bis Lyra. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. 908 S. Lex.-8. eleg. geb. 10 ℳ.

Mit sicheren Schritten verfolgt dieses großartige Werk seine Bahn; nicht lange, und es wird an seinem Ziele angelangt sein. Es ist auf 20 Bände berechnet und wird dereinst auf mehr als 18000 Seiten (in ungefähr 148000 Artikeln) eine Fülle des Wissens vereinen, auf die man nur mit Staunen und tiefem Respekt blicken kann. Die Artikel des zwölften Bandes zeigen wieder die an den Vorgängern gerühmten Vorzüge: gründliche Sachkenntnis, fleißige Durcharbeitung, sorgfältige Darstellung. Man kann keinen von ihnen lesen, ohne sich gefesselt zu fühlen und vielfache Belehrung zu finden. Auch dieser Band ist gleich den früheren reich illustriert, und diese sauber gezeichneten und schön kolorierten Illustrationen verdienen hohes Lob.

2 **Meyers Historisch-geographischer Kalender 1906.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1,85 ℳ.

Jede Seite ist, genau wie in den früheren Jahrgängen, mit einer Darstellung aus der Natur oder Kultur geschmückt, welche alle von kurzen Erläuterungen begleitet werden. Dazu kommen Gedenktage, bemerkenswerte Aussprüche usw. in vorzüglicher Auswahl. Kurz, der Kalender bietet dem Benutzer eine vielseitige Anregung und reiche Belehrung.

3. **Das Banner der Freiheit.** Monatsschrift von Gottfried Schwarz. Karlsruhe, Selbstverlag des Verfassers. Jährlich 3 ℳ. Heft 118: Unter den zwei Schwertern (32 S.)

4. **Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung,** herausgegeben von L. Burgerstein und V. Pimmer. Wien, F. Deuticke. 1. Jahrg., 3. Heft (S. 115—161).

5. **Le Répétiteur.** Jahrg. 1906, Nr. 1.

6. **The Repeater.** Jahrg. 1906, Nr. 1.

7. **Il ripetitore.** Jahrg. 1906, Nr. 1.

8. **Le Traducteur** 1906, Nr. 1.

9. **The Translator** 1906, Nr. 1.

10. **Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur,** herausgegeben von F. Frisch. I Heft 9—10. II Heft 1.

11. **Blätter für deutsche Erziehung** Jahrg. 1905, Heft 12.

12. **G. Jaegers Monatsblatt.** Jahrg. 1906, Heft 1.

13. **Die Gartenlaube** 1906, Heft 4.

14. **Künstlerischer Wandkalender** für 1906. Leipzig, B. G. Teubner. 0,50 ℳ.

15. **Gottfried Schwarz, Ist die Unfehlbarkeitslehre Gottesdienst oder Götzendienst?** Eine öffentliche Anfrage an den preußischen Oberkirchenrat. 16 S. gr. 8.

16. **Gottfried Schwarz, Der Toleranzantrag** ein römischer Angriff auf deutsche Gewissens- und Denkfreiheit. Karlsruhe, Selbstverlag des Verfassers. 10 S. gr. 8. 0,10 ℳ.

Digitized by Google

17. Konrad Duhden, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Achte Auflage. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. XXIV u. 415 S. kl. 8. geb. 1,60 *M*. — Die neue Auflage ist eine neue Bearbeitung, in der auf alle amtlichen Verfügungen einzelner Staaten Rücksicht genommen ist. Demgemäß sind die lästigen Doppelschreibungen fast ganz verschwunden. Anderseits ist bei jedem Worte, für das verschiedene Vorschriften bestehen, ersichtlich gemacht, was in Preußen, was in Bayern und was in Österreich rechtens ist. Das höchst empfehlenswerte Buch ist der relativen Vollständigkeit wieder einen Schritt näher gebracht.

18. O. Schroeder, Vom papiernen Stil. Sechste Auflage. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VIII u. 102 S. geb. 2,60 *M*.

19. K. Furtmüller, Die Philosophie Schillers und der Deutschunterricht in den Oberklassen des Gymnasiums. Progr. Staats-Obergymnasium Kaaden a. d. Eger 1905. 12 S. gr. 8.

20. Paldamus-Scholderer, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgabe C. Sechster Teil: Obertertia—Untersekunda, herausgegeben von O. Winneberger. Siebzehnte Auflage. Frankfurt a. M. 1905, Moritz Diesterweg. XXX u. 447 S. gr. 8. geb. 3 *M*.

21. W. Wägner, Rom. Geschichte des römischen Volkes und seine Kultur. In achter Auflage bearbeitet von O. E. Schmidt. Mit 322 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1905, Otto Spamer. XIV u. 846 S. gr. 8. eleg. geb. — Das Buch ist gründlich revidiert und erweitert. Die neue Bearbeitung wird dem bewährten Buche viele neue Freunde gewinnen.

22. Gustav Ploetz, Übungsbuch. Ausgabe F, neue Ausgabe für Realgymnasien. (Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache.) Berlin 1906, F. A. Herbig. VIII u. 323 S. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.

23 H. Bretschneider, Lectures et exercices français. Französisches Lese- und Übungsbuch. Teil I: für Real- und Handelslehr-Anstalten, sowie höhere Bürgerschulen. Vierte Auflage. VIII u. 88 S. Beiheft dazu 16 S. 0,80 *M*, geb. 1,10 *M*. — Teil II: für die Mittelklassen höherer Lehranstalten. Zweite Auflage mit Karte von Frankreich und Plan von Paris. IX u. 292 S. 2 *M*, geb. 2,50 *M*. Vocabulaire dazu 85 S. 0,40 *M*. Leipzig 1905/06, Richard Wöpke.

24. Extraits de Journaux. Tableaux de la vie moderne en France par Ernst Dannheisser. Leipzig 1906, Raimund Gerhard (Gerhards französische Schulausgaben Nr. 20). Teil I: Einleitung und Text. VIII u. 158 S 1,30 *M*. — Teil II: Anmerkungen in französischer Sprache und Wörterbuch. 48 S. 0,35 *M*.

25. Otto Haupt, Neue französische Handelskorrespondenz. Mit grammatischen und stilistischen Erläuterungen. Zum Gebrauche an Handelsschulen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen, sowie für den geschäftlichen Verkehr und zum Selbstunterricht. Stuttgart 1905, Paul Neff Verlag (Max Schreiber). XVI u. 283 S. 12. eleg. geb. 3 *M*.

26. F. W. Dignan, The idle Actor in Aeschylus. Dissertation Chicago 1905. 43 S. gr. 8. 5 c.

27. Macaulay, The English Revolution (1688—1689). Auszug aus The History of England, Chap. VII—X, für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Greeff. Leipzig 1906, G. Freytag. 184 S. geb. 1,60 *M*.

28. Ludwig Gurlitt, Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit. Leipzig 1905, R. Voigtländers Verlag. 53 S. kl. 8. 0,80 *M*.

29 R. Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. Dritte Auflage. 307 S. 5,50 *M*, in Halbfranzband 7,20 *M*. — B. Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Dritte Auflage. 405 S. 7,20 *M*, in Halbfranzband 9 *M*. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Band III, Abteilung 4 und 5). München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Organisation der Gymnasien.

Die Gleichberechtigung, die von der Juni-Konferenz 1900 den neunstufigen höheren Lehranstalten zugestanden wurde, hat dem Gymnasium die so sehnsüchtig erwartete Ruhe für die Entfaltung seiner Eigenart nicht gebracht. Diese wird auch nicht eher eintreten, als bis die Forderungen erfüllt sind, die der Zeitgeist, vernehmlich an die Pforten des Gymnasiums klopfend, stellt. Gefordert wird zunächst eine reichere Ausgestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts, wie sie in den drei Leitsätzen zum Ausdruck kommt, die von der Kommission zur Neugestaltung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts aufgestellt sind (s. Korrespondenzblatt der Phil. Vereine 13. Jahrg. Nr. 42 S. 373f. und Monatschrift für höhere Schulen 4. Jahrg. (1905) S. 607), und zweitens die Einfügung des Englischen als eines obligatorischen Unterrichtsfaches in den Lehrplan der Gymnasien. Dieser letzten Forderung wird man wohl zustimmen müssen, wenn man erwägt, daß die englische Sprache die Verkehrssprache der ganzen zivilisierten Welt ist und daß die von Engländern und Amerikanern geschriebenen wissenschaftlichen Werke den Gebildeten unseres Volkes in der Ursprache zugänglich sein müssen. Allerdings wird sich das Gymnasium so hohe Ziele, wie die beiden realen Schwesteranstalten, nicht stecken dürfen, aber es muß seinen Schülern eine Grundlage geben, auf der sie selbständig weiter bauen können. Der Einwand, das Gymnasium trage durch die Aufnahme des Englischen als eines wahlfreien Faches in seinen Lehrplan der Forderung der Praxis genügend Rechnung, ist mit dem Hinweis zu entkräften, daß ein wahlfreier Unterricht in den Augen der Schüler nur eine geringe Bedeutung hat und trotz der Anregungen, die Direktor und Lehrer geben, nur von wenigen benutzt wird.

Eine Verstärkung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts wird sich nach den Darlegungen Haucks auf der Juni-Konferenz (s. Protokolle S. 13), daß die Studierenden an Technischen Hochschulen, soweit sie ihre Vorbildung auf dem

Digitized by Google

Gymnasium erhalten haben, wegen geringerer Vorkenntnisse in Mathematik und Naturwissenschaften ihre Studien um ein Jahr verlängern müssen, und nach den Ausführungen Intzes (s. ebenda S. 116—118) nicht umgehen lassen. Aber das ist zweifellos, daß die Zahl der Stunden am Gymnasium trotzdem hinter der an den realen Anstalten immer etwas zurückbleiben wird.

Ferner darf das Griechische nicht zu einem wahlfreien Fache herabsinken, weil dies seinen Untergang bedeutet. Solange man Wert auf die Kenntnis des Altertums legt und man sich den Wert vergegenwärtigt, den die durch das Lesen des Originals erarbeitete Einsicht hat, wird man die ihre Schüler auf diesem Wege zum Ziele führenden Anstalten in ihrer Eigenart erhalten müssen.

Alle diese Forderungen finden aber eine Schranke in der Unmöglichkeit, in dem Lehrplan verfügbare Stunden ausfindig zu machen, und es gewinnt den Anschein, als ob das alte Gymnasium doch allmählich absterben werde.

Es gibt aber eine Möglichkeit, die Forderungen zu erfüllen. Vor Jahresfrist ist in der Monatschrift für höhere Schulen auf eine Einrichtung an englischen Schulen hingewiesen worden, die darin besteht, daß den Schülern der obersten Klasse die Erlaubnis gewährt wird, sich mit den Fächern, zu denen sie eine besondere Neigung zieht, eingehender zu beschäftigen, wofür sie von der Teilnahme an anderen entbunden sind. Diese Einrichtung hat den Vorzug, daß der Eifer der Schüler zu höheren Leistungen angespornt wird; maßgebende Personen haben der Einführung dieser Einrichtung in Preußen das Wort geredet. Wenn Zeitungsnachrichten nicht trügen, soll sie schon im Schuljahr 1905/6 an einigen Anstalten versucht worden sein. Verallgemeinert man diese Einrichtung und organisiert man danach den Unterricht in der Prima, so ist die Schwierigkeit wegen der Beschaffung der für obige Forderungen notwendigen Stunden gelöst. Eine Ausdehnung und eine Einschränkung muß sich diese Einrichtung gefallen lassen: jene, indem sie nicht auf Oberprima beschränkt bleibt, sondern auch auf die Unterprima ausgedehnt wird; diese, indem sie sich nicht auf alle Fächer erstrecken darf, sondern nur auf die schon von Schwalbe auf der Juni-Konferenz zusammengestellten Gruppen der Lehrgegenstände, auf die altsprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe.

So ergibt sich folgende Stundenverteilung:

I. Lehrgegenstände, die für alle Primaner gemeinsam und verbindlich sind:

2 Religion (über die Bedeutung dieses Unterrichts für die Erziehung der deutschen Jugend gedenke ich mich bei einer andern Gelegenheit zu äußern), 3 Deutsch, 3 Französisch, 2 Englisch, 3 Geschichte und Erdkunde, zusammen 13 Stunden;

Digitized by Google

II. Lehrgegenstände, die für die Schüler der einzelnen Gruppen verbindlich sind:

1. Altsprachliche Abteilung:

Lateinisch und Griechisch zusammen	14	Stunden,
Mathematik und Naturwissenschaft je	2	„ ,

zusammen 18 Stunden;

2. Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung:

Lateinisch und Griechisch zusammen	8	Stunden,
Mathematik	5	„ ,
Naturwissenschaft	5	„ ,

zusammen 18 Stunden.

Hierzu bemerke ich folgendes:

1. Die Zahl der verbindlichen Wochenstunden ist um eine größer als die jetzige. Ich habe mich seit der Einführung der Lehrpläne von 1901 oft gefragt, warum den Schülern der drei obersten Klassen der Realgymnasien und der Oberrealschulen 31 Wochenstunden, den Gymnasiasten nur 30 zugemutet werden.

2. Der Unterricht in Religion, im Deutschen, im Englischen und Französischen und in der Geschichte ist beiden Abteilungen gemeinsam. Da an dem Grundsatze, „die Schule auf die nationale Basis zu stellen" (s. Protokolle S. 3), unbedingt festgehalten werden muß, so muß in Religion und im Deutschen für beide Abteilungen dasselbe Ziel bestehen bleiben, und aus leicht begreiflichen Gründen muß eine Verschiedenheit der Leistungen in den drei übrigen Gegenständen vermieden werden.

3. Bei dem Übergange in die Unterprima ist der Schüler im allgemeinen in der Lage, seine Neigung für eine der beiden Hauptgruppen zu erkennen und sich für einen diesen Neigungen entsprechenden Beruf zu entscheiden.

Für die Mitglieder der altsprachlichen Abteilung genügt es, wenn sie in der Mathematik ihr bisheriges Wissen festhalten und in einem der allgemeinen Bildung entsprechenden Maße erweitern. In der Physik wird das bisher übliche Maß von Kenntnissen erworben werden.

Die alten Sprachen haben nach meinem Plane nur eine Erhöhung von einer Stunde erfahren, und das wird manchem zu wenig sein. Aber eine weitere Erhöhung ist nicht möglich, andrerseits ist die vorgeschlagene auch ausreichend. Der Umfang der Lektüre wird ja an sich nicht viel größer werden, aber doch immer ein solcher sein, daß ein Nutzen zu spüren sein wird. Die Schriftsteller werden Homer, Thukydides, die Tragiker, Plato sein. Zunächst muß mit der alten Praxis gebrochen werden, daß Homer während der ganzen Primazeit in zwei wöchentlichen Lehrstunden neben einer anderen Lektüre getrieben wird; es empfiehlt sich durchaus, jedesmal nur einen Schriftsteller zu lesen, man kommt schneller vorwärts. Ferner darf auf Homer (und selbst wenn ich als ein Abtrünniger bezeichnet werden sollte, ich befürworte die

Digitized by Google

Verkürzung selbst für die jetzigen Lehrpläne) nicht so viel Zeit verwendet werden, wie es jetzt geschieht; es sind in den zwei Jahren ca. 160 Stunden! Man wird dann auch noch Zeit finden für die Lektüre wichtiger Abschnitte aus dem 2. Teil des Lesebuches von Wilamowitz, zu denen ich die über Epiktet und *Μάρκος εἰς αὑτόν* rechne. Darauf weise ich aber ganz besonders hin, daß die Vertiefung der Lektüre der Zweck des Unterrichts ist, daß nicht etwa die Vermehrung der Unterrichtsstunden dazu benutzt wird, um die Schüler zu befähigen, freie Arbeiten im Griechischen anzufertigen; daß der Schüler durch Übungen im Übersetzen schließlich instand gesetzt wird, den Inhalt der Lektüre in griechischen Worten auszudrücken, gebe ich gern zu; aber damit solche Darstellungen etwas griechisches Sprachgefühl erkennen lassen, müßten zu umfangreiche Übungen vorgenommen werden, die den Gegnern des Griechischen nur Wasser auf ihre Mühlen treiben. Daß im Lateinischen solche Versuche gemacht werden, dagegen läßt sich ja nicht viel einwenden, aber Arbeiten solcher Art dürfen nicht anbefohlen, sondern müssen den einzelnen Lehrern überlassen und als Zielleistung bei der Reifeprüfung freigestellt werden.

4. Für die Schüler der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung sind die für sie besonders wichtigen Stunden so verstärkt worden, daß sie denen der Realgymnasien gleichkommen und hinter der Zahl an den Oberrealschulen nur um eine zurückbleiben. So wird den Leitsätzen der Kommission für die Neugestaltung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, die sieben verlangen, einigermaßen Rechnung getragen.

In den alten Sprachen ist die Gesamtstundenzahl um fünf gekürzt; es ist selbstverständlich, daß der bisherige Umfang der Lektüre nicht erreicht werden kann; Thukydides wird auch entbehrt werden können; so bleiben Homer, ein Tragiker, Plato übrig, und bei genauer Festsetzung der Lektüre, bei Beschränkung auf das Wichtigste und bei sorgfältiger Ausnutzung der Zeit kann doch etwas Nennenswertes erreicht werden.

5. Das Griechische in O. III erst zu beginnen, halte ich aus den von dem Ministerialkommissar auf der Juni-Konferenz angeführten Gründen (s. Protokolle S. 76) trotz der empfehlenden Befürwortung durch Reinhardt (s. ebenda S. 262) nicht für zweckmäßig, wenn auch dadurch zwischen dem Beginn des französischen und griechischen Unterrichts ein Zwischenraum von zwei Jahren sich ergibt.

6. Sollte sich ein Schüler nach der Reifeprüfung für einen anderen Beruf entscheiden, für den ihn der Unterricht nicht in der sonst üblichen Weise vorbereitet hat, so muß er den Mehraufwand an Arbeit ebenso auf sich nehmen, wie es heute die tun müssen, die, auf einer realen Anstalt vorgebildet, sich dem Studium der Rechte zuwenden.

Digitized by Google

Mein Vorschlag hat das für sich, daß dem Griechischen seine Stellung auf dem Gymnasium gewahrt bleibt und daß die Schüler des Gymnasiums besser für das praktische Leben ausgerüstet werden.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Zu den Versetzungsbestimmungen.

Die Versetzungsbestimmungen gestatten es ebenso wie die Bestimmungen über die Reifeprüfung, ungenügende Leistungen selbst in einem Hauptfache durch gute in einem andern Hauptfache auszugleichen. Und oft kommt es vor, daß am Gymnasium z. B. schlechte mathematische Leistungen durch gute in einer der alten Sprachen oder im Deutschen ausgeglichen werden. Diese Bestimmung ist aber an zwei Bedingungen geknüpft. Erstens soll die Persönlichkeit und das Streben des Schülers seine Gesamtreife gewährleisten, und zweitens soll die Möglichkeit vorhanden sein, daß der Schüler auf der nächstfolgenden Stufe das Fehlende nachholt. Soll diese zweite Bedingung es verhindern, daß ein Schüler, der schon einmal durch Kompensation die Versetzung erreicht hat, in die nächsthöhere Klasse aufsteigt, wenn die Lücken in demselben Fache unausgefüllt geblieben sind? Einen Vermerk dieses Inhalts in das Zeugnis aufzunehmen, gestattet der Paragraph 5 [1]) der Versetzungsbestimmungen, ohne ihn für alle in Betracht kommenden Fälle vorzuschreiben. Eine sogenannte Note besagt im Grunde nichts anderes, als die im § 4 stehende Bestimmung: „wenn angenommen werden darf, daß der Schüler usw.“, sie erinnert Eltern und Schüler nachdrücklich an diese Bedingung, an die die augenblickliche Versetzung geknüpft wird und deren Nichterfüllung ein weiteres Aufsteigen ausschließt. Während aber im § 5 es nur für „statthaft“ erklärt wird, einen solchen Vermerk in das Zeugnis aufzunehmen, ohne daß eine Weisung darüber gegeben wird, welchen Schülern er erteilt werden soll, wird in § 4 dieselbe Bedingung so allgemein ausgesprochen, daß es scheint,

---

[1]) Der Wortlaut dieses Paragraphen ist allerdings nicht ganz deutlich. Es wird von Lücken in einzelnen Fächern gesprochen. Darf also dieser Vermerk nur dann ins Zeugnis geschrieben werden, wenn in mehreren Fächern die Leistungen nicht genügen? An den mir bekannten Anstalten wird diese Warnung schon bei einem Fache erteilt, eine Anwendung, die zu den Worten des § 4: „Über mangelhafte und ungenügende Leistungen in dem einen Fache kann hinweggesehen werden“ stimmt. Deshalb ist diese Auffassung bei den folgenden Ausführungen berücksichtigt. Auch über die Bedeutung des Satzes mit „widrigenfalls“ kann man zweifelhaft sein. Soll er besagen „wenn die Lücken wirklich nicht ausgefüllt worden sind“ (so wird er wohl gewöhnlich ausgelegt) oder „wenn die ernstliche Bemühung nicht stattgehabt hat“? Eine amtliche Erläuterung dieses Paragraphen wäre sehr wünschenswert.

Digitized by Google

sie solle auf alle Schüler Anwendung finden, die mit Hilfe der Kompensation die Versetzung erreichen. Bei der strengen Anwendung dieser Bestimmung würde aber der Nutzen der Kompensation oft illusorisch werden. Wohl kann ein träger Schüler dadurch zum Fleiß angehalten und dahin gebracht werden, seine Leistungen in einem Fache wesentlich zu verbessern. Aber es wird schon selten sein, daß ein Schüler, der in mindestens einem Hauptfache „gut", in den andern Fächern „genügend" im Zeugnis erhält, zu den Trägen gehört, und der Schluß ist berechtigt, daß er wie in allen übrigen, so auch in dem Fache, in dem er keine Fortschritte gemacht hat, seine Kräfte zusammengenommen hat. Und damit ist die erste Bedingung, an die die Kompensation geknüpft war, die Gesamtreife des Schülers, sein ehrliches Streben, erfüllt. Wie soll nun aber der Schüler in der höheren Klasse nicht nur die vorhandenen Lücken in dem einen Fache ausfüllen, sondern sich gleichzeitig das neue, schwerere Pensum aneignen, was doch nur bei sicherer Beherrschung des Pensums der früheren Klasse möglich ist? Es läßt sich schwerlich erwarten, daß ihm das Verständnis für dieses Fach in dem einen Jahre aufgeht, und wenn er selbst seine Anstrengungen verstärkt und zu Privatstunden seine Zuflucht nimmt, so wird diese Art von Arbeit ein geistloses, mechanisches Lernen, dessen Erfolg fraglich bleibt, das jedenfalls die geistige Entwicklung des Schülers nicht fördert und ihm die etwa vorhandene Lust an der Arbeit raubt, das ihn vielleicht sogar hindert, seine Kräfte weiter den Fächern in gleichem Maße wie bisher zu widmen, für die er Begabung und Lust besitzt und in denen er bisher Tüchtiges geleistet hat. So kann selbst in dem Ausnahmefall, daß der Schüler äußerlich die Lücken ausfüllt, seine geistige Entwicklung Schaden nehmen. Erreicht er aber trotz seiner Bemühungen das Ziel in dem einen Fache nicht, so hat er dadurch, daß bei der vorigen Versetzung von der Kompensation Gebrauch gemacht worden ist, nichts gewonnen. Das Zurückbleiben ist nur hinausgeschoben worden. So scheint mir, daß durch diese Einschränkung der Kompensation, wenn sie streng gehandhabt wird, ihre Wohltat oft gerade den Schülern verloren geht, die ihrer am würdigsten sind. Diese Würdigkeit zu beurteilen, ist natürlich Aufgabe der Lehrer; denn eine weitherzige Anwendung der Kompensation darf natürlich nicht die Bequemlichkeit und Trägheit der Schüler unterstützen, die schlechte Leistungen in einem Fache zu verbessern sehr wohl imstande wären. Wenn es aber geraten erscheint, von jener eben besprochenen Einschränkung der Kompensation in vielen Fällen abzusehen, so muß selbstverständlich auch dem Lehrer, der einen für ein bestimmtes Fach ganz unbefähigten Schüler, namentlich in den höheren Klassen, bekommt, das Recht eingeräumt werden, auf ihn keine besondere Rücksicht zu nehmen und im Interesse der andern Schüler sich mit ihm nicht lange aufzuhalten. Wenn

Digitized by Google

ein solcher Schüler dafür seine ganze Kraft in andern Fächern einsetzt, so wird trotzdem seine geistige Entwicklung keinen Schaden leiden. Auch wird er natürlich einen Beruf wählen, der seiner Begabung und Neigung angemessen ist, und er wird in diesem oft weit mehr leisten als ein andrer, der auf der Schule in allen Fächern gerade Genügendes geleistet hat und ohne besondere Anlage und Neigung für bestimmte Fächer nur die zum Fortkommen auf der Schule nötigen Kenntnisse sich erworben hat. Ein solcher Schüler kann gewiß in beschränktem Wirkungskreise Tüchtiges und Zuverlässiges leisten; aber solche Naturen, die oft nur Subalternnaturen sind, auszubilden, dazu ist das Gymnasium nicht da. Nachdem die andern neunklassigen Anstalten dieselben Berechtigungen erhalten haben wie das Gymnasium, kann und soll dieses sich, zumal immer mehr Realanstalten errichtet werden, mehr den wirklich Befähigten widmen. Einer ausgesprochenen oder gar hervorragenden Begabung für ein Fach oder eine Gruppe von Fächern wird aber sehr oft ein Mangel an solcher für andre gegenüberstehn. Hier Nachsicht zu üben und solchen Naturen Bewegungsfreiheit zu schaffen, statt sie in das genügende Normalmaß für alle Fächer hineinzuzwängen, das ist eine sehr wichtige Aufgabe des Gymnasiums. Freilich bleiben solche Schüler oft genug hinter den Durchschnittsnaturen zurück, wie wir wohl alle erlebt haben und bei den Versetzungskonferenzen immer wieder erleben. Wenn die Versetzung eines Schülers wegen einiger Lücken zweifelhaft erscheint, so ist seine Befähigung meist ein Grund gegen seine Versetzung; denn es wird geschlossen, daß er vermöge seiner Begabung, die sich in einigen Fächern gezeigt hat, auch in den andern den Forderungen hätte entsprechen können, wenn er den erforderlichen Fleiß angewandt hätte. Diese Beurteilung scheint mir aber selbst dann unrichtig, wenn die Lücken eines Schülers in einigen Fächern nicht auf mangelnder Begabung für sie, dem Äquivalent für besondere Befähigung in andern Fächern, sondern darauf beruhn, daß sein Interesse für einige die Neigung und damit auch den Fleiß in andern beeinträchtigt hat. Denn, wie schon gesagt, es hat eine eingehendere und selbständigere Beschäftigung in einigen Gebieten für seine geistige Entwicklung und seinen zukünftigen Beruf mehr Wert als eine sich auf alle Fächer gleichmäßig verteilende, aber nur das Notwendige rezeptiv leistende Tätigkeit. Ja selbst dann, wenn Schüler bei unleugbarer Begabung im allgemeinen es an sich fehlen lassen, weil sie ihre Zeit Gegenständen widmeten, die außerhalb des Gebietes der Schule liegen, oder wenn sie ohne solches ausgesprochene Interesse sich darauf verließen, daß sie trotz mangelnden Fleißes das Ziel schon erreichen würden, dem manche, ja viele ihrer Mitschüler kaum mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft nahe kommen, scheint es mir aus erziehlichen Gründen nicht richtig, im Falle, daß ein solcher Schüler den Anforderungen

Digitized by Google

für die Versetzung nur annähernd entspricht, seine Befähigung gegen die Versetzung geltend zu machen. Denn ob es auf einen solchen Schüler erziehlich wirkt, wenn er sitzen bleibt und sieht, wie viel weniger Begabte, die fleißiger gewesen sind und mehr äußeres Wissen sich angeeignet haben, versetzt werden, erscheint fraglich. Er wird sich ferner, wenn er denselben Stoff zum zweiten Male durchnimmt, noch mehr auf seine Begabung verlassen und an dem schon bekannten Stoff weniger Interesse nehmen, während dieses eher in der neuen Klasse geweckt werden kann. Sicherlich kann ein solcher Schüler trotz mancher Lücken in der höheren Klasse besser fortkommen und namentlich in das Verständnis der Schriftsteller tiefer eindringen als ein wenig begabter, den die mühsam und äußerlich erworbenen Kenntnisse bald im Stiche lassen und dem das Verständnis für einen schwierigeren Stoff fehlt. Aber auch der Lehrer leidet in den höheren Klassen darunter, wenn die schwächeren, gleichmäßiger fleißigen Schüler vor jenen bei der Versetzung bevorzugt werden, und wenn diese sich schließlich das Reifezeugnis mühsam erworben haben und etwa die Universität besuchen, so bringen sie es vielleicht auf dieselbe Weise wie auf der Schule wieder zu einem leidlichen Examen; aber die Wissenschaft hätte an ihnen und sie an der Wissenschaft wenig verloren. Wenn solche Naturen etwa Beamte werden, so fehlt es ihnen an jeder Selbständigkeit des Denkens und Handelns, wie sie in schwierigen Fällen erforderlich wird, und außergewöhnlichen und ernsten Lagen gegenüber versagen sie. Sie zeigen „mechanische Dienstauffassung“ und üben eine „Papiertätigkeit“ aus, wie der Freiherr von Stein sich mit herbem Tadel ausdrückt; „es regne oder scheine die Sonne, sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben“. Ein andres Mal sagt er: „Eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806, den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben“. Einer meiner Universitätslehrer hat zu mir geäußert, wie oft er die Erfahrung gemacht habe, daß die Gymnasien ungeeignete und unreife Schüler zur Universität entlassen, und es wäre zu wünschen, daß derartige Urteile häufiger und lauter ausgesprochen würden. Gewiß werden wir die Existenzberechtigung des humanistischen Gymnasiums nicht besser beweisen können als dadurch, daß recht viele tüchtige und selbst bedeutende Männer aus ihnen hervorgehn, deren Entwicklung auf der Schule ihrer eigentümlichen Begabung entsprechend gefördert und nicht gehemmt worden ist. Wenn dafür unbefähigte Schüler schon in den unteren Klassen zurückgehalten und zurückgewiesen werden, so wird das humanistische Gymnasium seinen Lehrstoff vielleicht erweitern oder vertiefen und wieder eine Gelehrtenvorschule werden können. Wenn dann auch die Zahl der Gymnasien und seiner Schüler geringer wird, so ist das kein Schade. Wie wenige verlassen es jetzt, die von den

alten Sprachen und Autoren dauernden Gewinn mitnehmen! Und gerade die sind die ärgsten Feinde des Gymnasiums, die selbst keinen Nutzen und keine Freude daran gehabt haben. Bleibenden Nutzen werden nur die befähigten Schüler, die wenigstens einigen Fächern wahres Interesse ohne Rücksicht auf den erwarteten Nutzen entgegenbringen, vom Gymnasialunterrichte haben, und ihnen haben wir deshalb den Weg zu ebnen, auch wenn solchen Vorzügen deutliche Mängel und Fehler gegenüberstehn. Diese zu beseitigen wird recht oft eine vergebliche Mühe für den Lehrer sein, wenn wir nicht die durch Strafen erreichte Unterdrückung der Äußerung solcher Fehler mit wirklicher, auf besserer Einsicht und stärkerem Willen beruhender Erziehung verwechseln. Und wir können wohl die Erziehung solcher befähigter, mit gewissen Schwächen behafteter Schüler getrost dem Leben, der zunehmenden Reife des Urteils und des Verantwortlichkeitsgefühls überlassen, wenn wir nur das Gute, Bildungsfähige in diesen Schülern zur Entwicklung gebracht haben. Ja oft wird die tatkräftige Förderung und Anerkennung der Fähigkeiten sicherer, wenn auch erst allmählich, dahin führen, ihre Schwächen zu beseitigen, als der Versuch, sie durch Strafen, als deren strengste von vielen Seiten das Versagen der Versetzung angesehen wird, zu unterdrücken.

Breslau. Joh. Freund.

Die Erdkunde Griechenlands und Italiens im Geschichtsunterricht.

Wenn es wirklich noch Geschichtslehrer geben sollte, welche die Erdkunde von Alt-Griechenland und Alt-Italien in der ausführlichen Weise, wie Eduard Hermann in dieser Zeitschrift, 59. Jahrg. S. 392--93 es schildert, darstellen und z. B. nach dem Lehrbuche von Pütz, welches am hiesigen Gymnasium eingeführt ist, vor dem Geschichtsunterrichte nicht nur alle historisch bedeutsamen Orte lernen lassen, sondern gar die bauliche Entwicklung der Stadt Rom von ihrer Gründung bis zur Zeit Konstantins durchnehmen, dann sind die Schüler dieser Lehrer gewiß zu bedauern. Doch darf man nach meiner Erfahrung wohl hoffen, daß dem nicht so ist, und ich möchte dieser meiner Meinung Ausdruck geben, damit nicht wieder irgend ein Unberufener die Darlegung von Hermann benutzt, um die höhere Schule einer geistlosen und menschenquälerischen Unterrichtsmethode anzuklagen.

Mit dem Vorschlage Hermanns, der Geschichte von Griechenland und Rom keine erdkundliche Übersicht vorausgehen zu lassen, bin ich nicht einverstanden. Ob schon in IV die Lage und Gliederung der beiden Halbinseln vom erdkundlichen Unterricht her geläufig sind, ist mehr als zweifelhaft. In VI lernen die

Schüler nicht allzuviel davon, und in V ist nur Mitteleuropa Gegenstand des Unterrichts. In IV wird allerdings die Länderkunde Europas durchgenommen, aber Vorteil könnte der Geschichtsunterricht davon nur bei Italien haben. In O. II aber haben nicht wenige Schüler von dem, was sie früher in der Erdkunde von Italien und Griechenland gelernt haben, schon das meiste wieder vergessen. Dazu kommt, daß wir für die Geschichte von Griechenland und Italien doch manche erdkundliche Tatsachen und vor allem Namen brauchen, welche in der Erdkunde, welche vornehmlich die Gegenwart betrachtet, nicht durchgenommen werden. Das Aufsuchen von einzelnen Orten, welche in der Geschichte vorkommen, wird aber doch sehr erleichtert, wenn den Schülern vorher eine erdkundliche Übersicht über das ganze Land gegeben ist. Auch wird man die Selbsttätigkeit der Schüler bei dem Aufsuchen der einzelnen Orte stärker in Bewegung setzen können, wenn sie vor dem Geschichtsunterrichte einen allgemeinen Überblick über das Land erhalten haben. Dieser Überblick muß sehr kurz, braucht aber deshalb durchaus nicht oberflächlich zu sein und kann den Schülern ganz schmackhaft gemacht werden.

Von den erdkundlichen Übersichten, welche die Geschichtsbücher geben, muß man sich dabei allerdings ziemlich freimachen, aber für das, was die Schüler in dieser vorhergehenden Übersicht lernen sollen, reicht der Atlas vollständig aus. Man braucht doch wirklich nicht alles aus dem Buche lernen zu lassen, was die Schüler wissen müssen.

Gegen eine systematische Zusammenfassung der Erdkunde Alt-Griechenlands und Alt-Italiens am Schlusse des geschichtlichen Unterrichts und eine damit in Verbindung gebrachte allgemeine geschichtliche Wiederholung ist natürlich nicht das geringste einzuwenden, wenn Zeit genug übrig bleibt.

Patschkau. E. Huckert.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Zweite Auflage. Erster Band. Langensalza 1902/03. Hermann Beyer u. Söhne. geb. 17,50 *M*.

Die erste Auflage dieses glücklich ersonnenen und glücklich ausgeführten Werkes erschien in den Jahren 1895/99. Aber kaum war dieselbe fertig, so war sie auch schon vergriffen, und so hat der Erfolg das Unternehmen durchaus gerechtfertigt. Gegenüber der Schmidschen Enzyklopädie bedeutet es denn auch in der Tat einen entschiedenen Fortschritt: jene ist, trotz vieles bleibend Wertvollen namentlich auf dem Gebiet der historischen Pädagogik, im ganzen doch veraltet; dagegen steht dieses neue Handbuch durchaus auf dem Boden der modernen wissenschaftlichen Pädagogik mit starker Betonung der physiologischen Psychologie und ihrer Ergebnisse. Und wenn daneben nach meinem Geschmack das Herbartsche da und dort noch allzusehr vorwiegt, so ist doch auch das durchaus berechtigt in einem Handbuch, das dem dermaligen Stand der pädagogischen Theorie entsprechen und ihn widerspiegeln soll: die Alleinherrschaft der Herbartschen Pädagogik ist zwar glücklicher Weise gebrochen, aber daß sie die Lehrerwelt in Theorie und Praxis noch immer stark beeinflußt, läßt sich nicht leugnen. Und gegenüber der Unduldsamkeit mancher älteren Herbartianer bewies der Herausgeber von Anfang an soviel Weitherzigkeit und Takt, daß er auch andere, selbst gegnerische Richtungen zum Wort kommen ließ und dadurch seine Enzyklopädie, wie es recht und billig ist, vor Einseitigkeit bewahrte. So war das Werk ein Bedürfnis und entsprach der an ein solches zu stellenden Anforderungen aufs beste. Kein Wunder, daß es daher in weiten Kreisen solchen Anklang und dankbare Aufnahme gefunden hat und so schnell schon eine zweite Auflage nötig geworden ist.

Von dieser liegt mir der erste Band zur Besprechung vor. Freilich sind inzwischen bereits sieben Halbbände erschienen, so daß also auch diesmal wieder das Werk rasch und sicher seiner Vollendung zuschreitet.

Digitized by Google

Dem Inhalt nach ist diese zweite Auflage unverändert, im einzelnen aber doch vielfach vermehrt und verbessert. Wertvoll ist besonders die von Anfang an in Aussicht genommene, aber erst jetzt ausgeführte Berücksichtigung auch des ausländischen Schulwesens. In welch umfangreicher Weise dies stattfinden soll, zeigen im ersten Band die großen Artikel über das amerikanische Schulwesen von Dr. W. Chr. Bagley, über das belgische von Dr. Collard, über das bulgarische von Dr. Nikoltschoff und über das dänische von Dr. C. Wilkens. Diese vier Artikel zusammen haben einen Umfang von rund 170 Seiten; inhaltlich haben sie gerade für uns deutsche Leser ein ganz besonderes Interesse und orientieren uns aufs beste. Schon durch diese Erweiterung rechtfertigt sich die geplante Vermehrung des ganzen Werkes um einen weiteren achten Band.

Auch die stärkere Heranziehung der Geschichte der Pädagogik ist mit Freuden zu begrüßen. Es ist die einzige prinzipielle Änderung gegenüber der im Vorwort zu der ersten Auflage zur Schau getragenen und von mir gleich damals bekämpften Skepsis hinsichtlich der historischen Pädagogik. Wenn es auch jetzt noch nicht „auf Vollständigkeit in diesem Gebiet abgesehen“ ist, so fehlen doch im neuen Vorwort jene ablehnenden Worte, und die Einfügung von Artikeln über E. M. Arndt oder über Heinr. Gust. Brzoska beweist, wie sehr der Herausgeber bemüht war, auch in der historischen Pädagogik „Lücken auszufüllen“; daß er diesen letzteren selbst übernommen und damit auch seinerseits den historischen Boden betreten hat, ist besonders zu begrüßen. Von sonstigem Neuhinzugekommenen nenne ich nur den Artikel „Bürgerkunde“ von Kohlstock und um ihrer Verfasser willen die Artikel „Christentum“ von Naumann und „Christentum und Entwicklungsgedanke“ von dem inzwischen vielzufrüh verstorbenen Max Reischle; der letztere ist freilich etwas zu technisch ausgefallen und darum schon stilistisch nicht ganz leicht zu lesen.

Äußerlich ist die Änderung des Drucks am augenfälligsten. An Stelle der deutschen sind lateinische Lettern getreten — „mit Rücksicht auf die zahlreichen ausländischen Leser“. In einer mit lateinischen Lettern gedruckten Zeitschrift wird sich mein Geständnis fast komisch ausnehmen, daß ich es auch darin mit Bismarck halte und für mich die alte deutsche Gestalt vorgezogen hätte. Aber das ist natürlich Geschmackssache, worüber sich nicht disputieren läßt; die Augen hat sich aber auch an der deutschen Schrift der ersten Auflage sicher niemand verdorben.

Von den früheren Mitarbeitern sind inzwischen manche gestorben; dafür ist eine Reihe neuer tüchtiger Kräfte hinzugewonnen worden, so daß man hoffen und nach den Proben im ersten Band bereits konstatieren kann, daß auch diese Lücken ausgefüllt und die Verluste reichlich augeglichen sind.

Auf den Unterschied zwischen den beiden Auflagen im

Digitized by Google

einzelnen einzugehen, ist natürlich hier nicht der Ort. Nur das sei noch bemerkt, daß, soviel ich sehen kann, überall inzwischen Erschienenes in den Literaturangaben nachgetragen und statistische Angaben und dergleichen nach den neuesten Erhebungen berichtigt sind.

Daß wir es bei Reins enzyklopädischem Handbuch mit einem standard work zu tun haben, braucht nach alledem heute kaum noch ausgesprochen zu werden: das ist seit dem Erscheinen der ersten Auflage communis opinio, und die zweite Auflage hat das Werk nur noch um eine Stufe höher gehoben. Man hat daher allen Grund, dem Herausgeber, den Mitarbeitern und der Verlagsbuchhandlung dafür dankbar zu sein und diesem Dank auch öffentlich Ausdruck zu geben. Da so ziemlich alle, die auf pädagogischem Gebiet literarisch tätig sind, zu diesen Mitarbeitern gehören, so müssen es sich die Leser dieser Zeitschrift freilich gefallen lassen, daß auf den ausdrücklichen Wunsch der Redaktion einer von ihnen diese Aufgabe übernommen hat. Doch ist mein Anteil an dem Werk klein genug, so daß Urteil und Dank in meinem Munde darum doch den Anspruch erheben können, objektiv zu sein und als objektiv angesehen zu werden.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

---

1) J. Rehmke, Die Seele des Menschen, Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstellungen. 36. Bändchen.) Leipzig 1905, B. G. Teubner. 145 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Das vortreffliche Schriftchen des bekannten Philosophen ist bereits in zweiter Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß es sehr viele Freunde und recht viel Beachtung gefunden hat. Verfasser bemerkt in dem Vorwort, daß, so anerkennenswert auch der unsere Zeit kennzeichnende Zug, der Erfahrung die Ehre zu geben, sein möge, er doch auch das Üble im Gefolge gehabt habe, daß sich die Forschung von manchen Fragen als vermeintlich müßigen fernhielt, die in Wahrheit auf dem Boden der Erfahrung gewachsen sind und auch hier ihre volle Erledigung finden können. Von diesen Fragen sei eine der wichtigsten die Seelenfrage. Diese dränge sich von selber auf; nur wenn man sie gründlich beantworte, könne man einen klaren Begriff vom Seelenleben gewinnen.

Die Einleitung geht von der Tatsache aus, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe. Aber während dieser durchaus eindeutig und fraglos klar sei, stehe jener erste Satz dunklen Sinnes vor uns und dränge uns die Frage auf, was denn das Wirkliche, das wir Selle nennen, überhaupt als solches sei. Diese Frage sei nicht sowohl eine psychologische als vielmehr eine ontologische; die Seinslehre, die Ontologie, gebe auf dieselbe Antwort. Hier handle es sich darum, was die Seele im allgemeinen sei, während

die Psychologie über die Seele im besonderen belehre. Die ontologische Betrachtung müsse der psychologischen vorangehen. Seinen Stoff gliedert nun Verf. in 2 Teile: I. Das Seelenwesen. II. Das Seelenleben. Unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, welche heutzutage weit verbreitet sind, stellt sich Verf. auf den gesicherten Boden der Behauptung, daß die Seele Unkörperliches oder, wie man meistens sage, Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder, wie man meist sage, eine „Funktion" des Gehirns. Auf dem so gewonnenen Grunde bewegt sich Verf. in allen seinen Darlegungen, die in beiden Teilen ein großes Interesse erregen. Die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten werden von Grund aus erörtert; da unterscheiden wir ein wahrnehmendes und vorstellendes Bewußtsein, ein zuständliches Bewußtsein (d. h. Lust- und Unlusthaben), ein denkendes Bewußtsein (das sich als „Unterscheiden" und „Vereinen" äußert), ein ursächliches Bewußtsein.

So wird das Wesen der Seele und ihre Äußerungen, ihre Betätigung dargelegt. Verfasser bezeichnet sein Büchlein als eine Einführung für sein „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie". Und in der Tat es bildet dazu eine gute Vorstudie. Aufs angelegentlichste empfohlen sei es den weiteren Kreisen gebildeter Leser, die sich einen Einblick in das Wesen und Leben der Seele verschaffen wollen, besonders auch der Lehrerwelt, für welche Kenntnisse auf dem Gebiete der Psychologie die beste Grundlage für die Pädagogik bilden.

2) E. Zühlsdorff, Die Psychologie als Fundamentalwissenschaft der Pädagogik in ihren Grundzügen dargestellt. Mit einem Begleitwort von Bauckmann (Pädagogische Bibliothek 23. Band). Hannover und Berlin 1905, Karl Meyer (Gustav Prior). XII und 252 S. 8. 3 ℳ.

Nach dem vorausgeschickten Begleitwort hat sich Verf. die Aufgabe gestellt „die psychologischen Erscheinungen und Gesetze der praktischen Pädagogik unmittelbar dienstbar zu machen und einen innigen Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis herzustellen". — Daß die Pädagogik auf der Grundlage der Psychologie ruhen müsse, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Verfasser will nun ein in diesem Sinne fest gegründetes Lehrgebäude herstellen, welches den Zöglingen der Seminare während des dreijährigen Kursus in denselben dienen soll.

Nachdem Verf. in einer kurzen Einleitung die Begegnung von Außen- und Innenwelt im Menschen, das gegenseitige Wesens- und Wirkungsverhältnis beider skizziert hat, gliedert er seinen Gesamtstoff in zwei Hauptteile: I. Das objektiv reagierende Individuum (Empfindungs- und Vorstellungsleben). II. Das passiv-subjektiv und das aktiv-subjektiv reagierende Individuum (Gefühls- und Willensleben). — Nach diesen beiden Hauptgesichts-

Digitized by Google

punkten durchwandern wir an der Hand der Ausführungen das ganze Gebiet der Psychologie, aber durchweg so, daß aus den psychologischen Tatsachen und Erfahrungen stets die für die Pädagogik daraus folgenden Nutzanwendungen gezogen werden, und darauf beruht eben die vorhin bereits erwähnte innige Beziehung zwischen Theorie und Praxis. — Legen wir dies beispielsweise an einem Abschnitt im einzelnen dar, damit man die Methodik des Verf. daraus entnehmen kann. Das 1. Kapitel des ersten Hauptteils behandelt „Die Lehre von den Empfindungen". Die psychologische Grundlegung gliedert sich in die Abschnitte: 1. Allgemeines über die Empfindungen. 2. Qualität, Intensität und Ton der Empfindungen. 3. Die Sinnesempfindungen. 4. Die Bedeutung der Sinne. 5, Die Ermüdung. Daran knüpfen sich die daraus folgenden pädagogischen Nutzanwendungen: 1. Erfahrung und Umgang. 2. Die Ausbildung und Pflege der Sinnesorgane. 3. Arbeit und Erholung. In diesen Abschnitten wird nachgewiesen, wie man die in dem ersten Teile gegebene psychologische Grundlegung für die Pädagogik verwerten soll, welche Nutzanwendung daraus zu ziehen ist. So ergibt sich z. B. aus der Betrachtung, welche Wahrnehmungen der Geist des Kindes aus der ihn umgebenden Außenwelt entnimmt, der pädagogische Grundsatz, daß die Schulerziehung auf die Verwertung, Berichtigung, Ergänzung und Ordnung des vorhandenen Erfahrungs- und Umgangsmaterials Bedacht zu nehmen habe (und wie dies zu geschehen hat, wird nachgewiesen). Die Tatsache, daß das Nervensystem bei andauernder Anstrengung ermüden muß, führt von selbst zu dem Grundsatz, daß Arbeit und Erholung in angemessener Weise miteinander abwechseln müssen. Dahin gehört, daß man „alle unwichtigen, eine lebensvolle Behandlung nicht gestattenden Stoffe aus dem Lehrplan ausscheiden solle", daß, wo nicht schwerwiegende, aus sozialen Verhältnissen usw. sich ergebende Gründe es anders gebieten, überall auf die Durchführung der ungeteilten Unterrichtszeit Bedacht genommen werden solle, daß im Stundenplan jeder Lektion die Stelle zu geben ist, welche für die dabei in Betracht kommende Tätigkeit am günstigsten ist, daß es sich empfehle, auf ein anstrengendes Fach immer ein weniger schwieriges folgen zu lassen, wie auch innerhalb der einzelnen Lektionen der gewohnte Rhythmus von Arbeit und Erholung stets zur Geltung kommen müsse. Ferner folgt aus den psychologischen Ausführungen, daß der Gang des Unterrichts durch einzelne Pausen zu unterbrechen ist, und zwar so, daß nach je zwei Lehrstunden eine größere Pause einzutreten hat, endlich daß der Turnunterricht zu isolieren und auf den freien Nachmittag zu legen ist. (Mit dieser zuletzt genannten Maßregel werden nicht alle Pädagogen einverstanden sein; doch davon ist hier abzusehen.) — Wir haben zu zeigen versucht, wie Verf. seinen Grundsatz der Verbindung

Digitized by Google

von psychologischer Theorie und pädagogischer Praxis in einem Abschnitte durchgeführt hat. Die nämliche Art der Verbindung zeigen auch alle übrigen Abschnitte. Auf diese Weise wird eine Vereinigung von Theorie und Praxis in zweckmäßiger Weise erreicht, was namentlich den Zöglingen der Seminare sehr förderlich ist. Aber es wird das Buch auch über die Kreise derselben hinaus eine praktische Verwendung finden. Vorwiegend hat ja der Verf. seinen Absichten entsprechend das Volksschulwesen und seinen Betrieb im Auge. Auch den Lehrern, welche sich auf die zweite Prüfung vorbereiten, wird dieses Buch eines sehr praktischen Schulmannes recht gute Dienste leisten und den Lehrern an höheren Schulen manche Anregung bieten. Wie eingehend Verf. die einschlägigen psychologischen und pädagogischen Werke und Schriften benutzt hat, sieht man in seinem Buche fast auf jeder Seite. So kann man denn über dasselbe nur ein in jeder Hinsicht günstiges Urteil fällen, zumal auch die sprachliche Darstellung klar und leicht lesbar ist.

Köslin. R. Jonas.

Ludwig Gurlitt, Der Deutsche und seine Schule. Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers. Berlin 1905, Wiegandt & Grieben. 240 S. gr. 8. 2 *M*.

Mit dem neuen Jahrhundert scheint das goldene Zeitalter der deutschen Pädagogik zu beginnen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit herrscht überall, und in edlem Wetteifer ist jeder bemüht, die Eigenart seiner Schulgattung klar und schön auszugestalten. Die einen freuen sich des neuerworbenen Vollbürgerrechts, die andern sehen mit Vergnügen so viele widerwillige Gymnasiasten ausscheiden und erleben dabei noch die besondere Freude, daß je länger je mehr holde Weiblichkeit sich den klassischen Studien zuwendet. Wenn man zu einem fröhlichen jungen Mädchen in fragendem Tone etwa sagt: „Dulce ridentem —“, so fährt sie munter fort: „Lalagen amabo Dulce loquentem“.

So ungefähr dachte ich mir den Anfang des Schriftchens „Der Deutsche und seine Schule“; aber o weh, noch bevor ich das Gurlittsche Buch aufgeschnitten hatte, vernahm ich in den Blättern für deutsche Erziehung nicht Lerchenlieder, sondern Unkengesang. „Prof. Gurlitt hat“, so heißt es im Oktoberheft, „einen großartigen (!) Beweis seines Mutes gegeben, daß er nach Hamburg gegangen ist, um auf dem Philologentage, also mitten unter seinen Feinden (!), eine Rede über die Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit zu halten. Uns ist bekannt [mir nicht], mit welchem ungeheuren (!) Haß und mit welcher Wut (!) die Altphilologen den Spuren Gurlitts folgen, um ihn irgendwo zu fassen“. Wie gruselig! Doch so schlimm ist die Sache wohl nicht, denn G. selber ist ja noch immer ganz unverfroren und sagt: „Der Tag von Hamburg, mit so großer Teilnahme und so

Digitized by Google

gewaltigem Aufwande in Szene gesetzt, bewies mir besser als jede ruhige Erwägung, daß Weimar gegen Hamburg, oder besser gesagt gegen Hellas und Rom, gegen die althumanistische Schulbildung siegen wird und siegen muß". Der Weimarer Verein will nämlich das „menschen- und volksfeindliche Gymnasium" beseitigen und eine deutsche Einheitsschule schaffen.

Nun, die Sorge, vom deutschen Gymnasium die Vollstreckung des Todesurteils abzuwenden, mag getrost unsern Ururenkeln überlassen bleiben. Aber es ist von Interesse zu erfahren, durch welche Erinnerungen und Beobachtungen ein altphilologischer Gymnasiallehrer, dem es im übrigen an Geist und Humor nicht fehlt, zu einer so heftigen Renegation gekommen ist.

Der Verfasser hat, wie es scheint, ein hervorragendes Zeichentalent; schon als Knabe wurde er von Andreas Achenbach mit „lieber junger Kollege" angeredet. Aber diese herrliche Gottesgabe galt seinen Lehrern als gleichgültig und brachte ihm nie irgend welchen Vorteil in der Klasse. So hat er während seiner ganzen Schulzeit, obgleich er, wenigstens bis nach Prima hin, ein stets williger und fleißiger Schüler war, in einem beständigen inneren Kampfe gelebt, weil er für sein künstlerisches Bedürfnis nicht die geringste Anregung empfing und in eine bureaukratisch nüchterne, philologisch pedantische und nur dem Buchstaben dienende Tätigkeit gedrängt wurde. Die Homerlektüre „war eine durch Ohrfeigen, Arrest und Straflektionen gewürzte Pein". So sind ihm die Schuljahre wahre Marterjahre gewesen. Aber er besaß einen unverwüstlichen Lebensmut, und die Eltern berieten ihn im Kampfe gegen die Schule verständnisvoll. Denn der Vater sagte den Kindern gegenüber, daß er die Gymnasien für Verdummungsanstalten halte und ihm im Leben selten Menschen begegnet seien, so unfähig, die Welt wie sie ist, zu sehen, als eben die Gymnasialphilologen. Immer mehr ward die Stimme der eigenen Natur zum Schweigen gebracht, und in der Prima (in Dresden) hatte er für künstlerische Betätigung überhaupt keine Zeit mehr. Dort trat mit fast gleichen Ansprüchen die in pennalistischer Weise betriebene Mathematik ein, für welche ihm ein noch heute nicht überwundener Widerwille eingepflanzt wurde. Dann brachte ihn die mathematische Prüfungsarbeit im Examen zu Fall. „Das war ein Unsinn, ein wahrer Hohn auf jede vernünftige Bildung und Erziehung". So hat er die schwersten Jahre seines Lebens in Prima unter endlosem Stöhnen seiner gequälten Seele durchgehalten; eine Freude, eine geistige Erhebung, eine ideale Richtung für das Leben, die Setzung höherer Ziele und die Belebung des eigenen Selbstvertrauens hat er dort nicht fühlen gelernt.

Unter solchen Auspizien hat sich der Jüngling dem Beruf eines altphilologischen Gymnasiallehrers gewidmet! *Θαῦμα ἰδέσθαι.* — Nun, die Wissenschaft hat er mit Ernst und

Eifer unter des vortrefflichen Sauppe Leitung betrieben, und die Tüchtigkeit seiner philologischen Leistungen wird anerkannt; doch meint er selber, da er nicht, wie es ihm seine Natur vorschrieb, Künstler geworden, hätte er Archäologe werden müssen. Und nun das Amt! Als er seine Lehrtätigkeit am Johanneum zu Hamburg antrat, ward ihm ein Professor als Vorbild empfohlen, der ihm den Freundesrat gab: „Zeigen Sie Ihren Schülern Kraft! Kraft ist das einzige, was der Jugend Eindruck macht". Davon abgesehen war der Mann durch treue Pflichterfüllung und volle Hingabe ausgezeichnet; aber doch, schreibt G., graust es mich noch heute, wenn ich daran denke, wie er die griechischen Autoren den Primanern gleichsam mit der Hundepeitsche beibrachte und dabei zugleich bei den meisten einen unauslöschlichen Haß gegen alles, was mit Lateinisch und Griechisch nur eine entfernte Ähnlichkeit hat. — Dann hat er im Falk-Realgymnasium zu Berlin in dem Direktor Dr. Bach ein vortreffliches Muster gefunden, der in der Kunst, mit jungen Menschen umzugehen, ihre Natur zu verstehen und zu entwickeln, ihre Herzen an sich zu fesseln, ihrem Willen klare Richtung zu geben, ihm höher steht als alle Lehrer, die er bisher kennen gelernt hat. Ihm ist noch kein einziger von Bachs zahlreichen Schülern begegnet, der ihm nicht eine unbegrenzte Verehrung bewahrte.

Die Schule, an der Gurlitt jetzt tätig ist, „entzieht sich selbstverständlich — im guten wie im bösen — seiner offenen Kritik". Nun, dem Steglitzer Gymnasium gehört er fast seit seiner Gründung an, also über ein Dezennium, in welchem denn doch seine Beobachtungen und Erfahrungen sich so weit hätten klären müssen, daß sein Reformeifer sich nicht in einer zornigen Buß- und Strafpredigt wider den gesamten Lehrstand austobte.[1])

Auf die Schul a r t e n kommt es ihm wenig an; „es läßt sich auf den bestehenden Schulen alles leisten, was wir nur wünschen können; wenn gebildete Männer sich planmäßig und eindringlich mit der Entfaltung des jugendlichen Geistes beschäftigen, so **muß** dabei etwas Gutes herauskommen, sogar auch auf einem Gymnasium alter Art". Er selber schickt seine Söhne auf die Oberrealschule, wo sie mit Lateinisch verschont bleiben und vor allem tüchtigen Zeichenunterricht erhalten, der ihm mehr wert ist, als die Grammatiken aller Sprachen zusammen. Die Form also und die Lehrpläne mögen bleiben, es kommt eben auf den Geist, auf die Menschen an. Soll das denn nun eine neue Entdeckung sein?

Hören wir die wesentlichsten Punkte der Gurlittschen Reform.

---

[1]) Daß Paulsen in der Vossischen Zeitung vom 15. Oktober klar und warm für das Steglitzer Gymnasium eintritt, wird hoffentlich einigen Eindruck auf Gurlitt gemacht haben; denn er hat ja den Wunsch ausgesprochen, man sollte einen einzigen Fachmann, und zwar Prof. Paulsen, die ganze Schulreform machen lassen.

Digitized by Google

Größere Individualisierung jedes einzelnen, Lockerung der zu starren Schuldisziplin und — soweit das möglich ist — Ablegung der finsteren Amtsmiene. Jeder einzelne soll also weit mehr nach seinen persönlichen Anlagen und Neigungen sich ausbilden können. Die Krone solcher Individualisierung ist doch wohl, daß in der Reifeprüfung Tüchtigkeit in beliebigen einzelnen Fächern mehr gilt als Mittelmäßigkeit in allen. Ja gibt es denn noch Schulräte und Direktoren, die das nicht begreifen und betätigen? Ich bin zwar durch die höhnende Bemerkung Gurlitts: „aus Ost- und Westpreußen bekommt man sehr gutes Kalbfleisch, auch frische Milch und Butter, unsere geistige Kultur pflegen wir von dorther nicht zu beziehen“ tief geknickt und gebeugt, dieweil ich hier 25 Jahre Schulrat war; aber ich kann versichern, bei uns wäre Gurlitt nicht durchs Abiturientenexamen gefallen. Denn schon vor 33 Jahren sagte ich auf der Leipziger Philologenversammlung, Reglements muß es geben, aber sie taugen alle nicht, was Wiese richtig dahin interpretierte, es komme weniger auf die Paragraphen als auf die Handhabung an. Der Geist dieser Handhabung würde hier im gegebenen Falle folgender sein. Entweder hat der betreffende Direktor auf die Frage: „Wie bringen Sie es fertig, die Schüler im Griechischen so weit zu fördern?“ lächelnd geantwortet: „Ich habe das große Glück, einen schlechten Mathematiker zu haben“. Nun, da darf doch niemand um der Mathematik willen durchfallen. Oder der tüchtige Vertreter des Fachs sagt bei der Beratung: „Mathematik kann der Meyer nicht, aber ich sehe, er ist ein guter Grieche; ich bin für seine Reife“. Und wenn es einmal vorkommt, daß der Fachlehrer sagt: „Schmidt kann nicht bestehen! Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Fach?“ Nun, dann heißt es: „Ach was, haben Sie sich nicht so! Wenn einmal ein tüchtiger Mathematiker ein Dutzend Akzentfehler im Griechischen macht, soll er auch bestehn“. Worauf denn der Professor in elegischem Tone sagt: „Ja, wenn Sie mir das versprechen, Herr Schulrat!“ Item, Gurlitt hätte bestanden.

Auch in etlichen anderen Punkten haben wir Hyperboreer — und natürlich nicht wir allein — uns lange vor Gurlitt ernstlich bemüht, den von ihm so temperamentvoll (er selber ist stolz auf seine geistige „Ruppigkeit“) vorgetragenen Forderungen zu entsprechen. Gegenüber dem oben erwähnten: „Zeige den Schülern Kraft! Kraft ist das einzige, was der Jugend Eindruck macht“ wird schon seit 20 Jahren im pädagogischen Seminar gelehrt, Schneidigkeit sei eine ganz überflüssige Unteroffizierstugend; die deutsche Jugend sei gegen frühere Zeiten viel gesitteter, die Schuldisziplin weit leichter geworden; das Austrommeln sei nicht mehr üblich, und daß die Sekundaner dem Wunsche des Professors, sie möchten zu Versuchen mit der Luftpumpe ein kleines Tierchen mitbringen, vermittelst eines Hammels entsprechen,

Digitized by Google

komme nicht mehr vor. Durch Schelten und Tadeln erreiche man nichts, wohl aber durch Aufmunterung und Anerkennung. In dieser Hinsicht wird am meisten gesündigt bei den schriftlichen Arbeiten, und Gurlitts Warnung vor der „roten Gefahr" (d. i. die rote Tinte) ist, wie ich sie verstehe, berechtigt, nur wiederum durchaus nicht neu. In dieser Zeitschrift 1884 ist die Sache erörtert und der Rat erwähnt, den mir als jungem Lehrer vor 50 Jahren der Prof. v. Gruber gab: „Lassen Sie vor allen Dingen nur leichte Extemporalia schreiben". Dann ist ebenda 1901 S. 555 f. sehr lebhaft geschildert, wie das Extemporale in seinem heutigen Betriebe für den Weinberg der Schule eine verderbliche Reblaus sei, und 1902 S. 642 ist erzählt, daß auf der Kasseler Versammlung vorgeschlagen sei, in dem Aufsatz etliche Kraftstellen anzustreichen und das Heft in dem Konferenzzimmer auszulegen, worauf jemand bemerkt habe: „Geschieht bereits". Unter anderem habe ich die Rückkehr zu der alten Praxis empfohlen, nicht alle 8 Tage die Schüler und das Elternhaus aufzuregen, sondern die meisten Extemporalia gleich nach der Niederschrift in der Klasse durchzunehmen und nur alle 4 Wochen eins zu zensieren. Ferner, wo selbst die besseren Schüler selten über das mittlere Prädikat hinauskommen, möge der Direktor eine ernste Zwiesprache mit dem Fachlehrer über die Erfolglosigkeit seines Unterrichts abhalten, vollends wenn, wie G. anführt, auf 50 Tadel 1 Lob kommt.

Derlei läßt sich erzwingen, nicht aber gleichermaßen eine „Erneuerung des Geistes der Lehrer und der Schüler". Gurlitt beruft sich auf stattliche Gewährsmänner wie Herbart, daß heitere Stimmung der Lehrer und Schüler die erste und unerläßliche Probe des guten Zustandes der Schule sei, und auf Matthias, daß Humor und Frohsinn Mächte sind, die in der Schulstube viel zu sehr unterschätzt werden; die Schüler hängen mit ganzer Seele am heiteren und humorvollen Lehrer, weil Humor keine Gabe des Geistes sondern des Herzens ist, und Oskar Jäger sagt, wer Pessimist ist, soll nicht Lehrer werden.

Zu solcher Erkenntnis ist man längst auch anderswo gekommen, z. B. ist in dieser Zeitschrift 1884 S. 22 zu lesen, daß die 9. Direktorenkonferenz von Ost- und Westpreußen zu dem Schluß gekommen ist, Heiterkeit des Gemütes sei die glücklichste Seelenstimmung für den Erzieher der Jugend. Nun, die Wirklichkeit bleibt immer hinter dem Ideal zurück, und gewiß gibt es manche, denen das Glück unseres Berufes, die Pietät der Schüler, nur in geringem Maße zuteil wird; aber die Schilderungen Gurlitts sind eine ganz ungebührliche Herabwürdigung des Lehrstandes. Man höre: „Das Leitmotiv (bei Rembrandt), die Professoren sind das Nationalübel Deutschlands, klang mir gar lieblich in den Ohren. So hatte ich es ja schon in der Kinderstube von meinem Vater gehört . . . Hat denn Christus

Digitized by Google

gearbeitet? Hat er seinen Jüngern den ganzen Tag zugerufen: Immer fleißig, ihr Fischer, fischen, fischen, fischen! Hat Sokrates gearbeitet? Den ganzen Tag, das ganze Leben lang ist er in Athen gemütlich herumgebummelt. Und doch preist ihr ihn den Primanern? Er war ja ein Faulpelz, und wenn man ihn zum preußischen Oberlehrer hätte machen wollen, dann hätte er gewiß schon als Probekandidat den Giftbecher genommen. Ach, schweigt mir doch, Ihr Pflichtbanausen! . . . Von unseren höheren Schulen stammt gerade die Gesellschaftsklasse, die in unserem Volke typisch als Faulenzer empfunden wird, die der Korpsstudenten . . . Unser Gymnasium kommt immer mehr dazu, nur Subalternbeamte zu züchten, die ihre Bureaustunden pünktlich einhalten und gehorsamst nach der Meinung des allwissenden Herrn Geheimrates fragen . . . Lehrer und Schüler sind, weil geistig überbürdet, übel gelaunt . . . Jetzt ist, um es knapp zu formulieren, der Lehrer ein Kritiker, Zensor, Zuchtmeister; was er werden sollte, das ist ein Pfleger und fördernder Freund der Jugend . . . O Du mein Herr und Heiland, was habe ich für einen Wust dummsten Zeuges lernen müssen . . . Natürlich müßte auch das Berechtigungswesen und die Maturitätsprüfung, die Wurzel allen Elends, abgeschafft werden . . . Wir haben uns gewöhnt, alles in Hast und mit Unmäßigkeit zu betreiben. Unmäßig und häßlich ist sogar der moderne Fleiß. Die Arbeit hat uns zu ihren Sklaven gemacht, sie dient uns nicht mehr. Wir sind laut und hastig geworden, gebrauchen nur noch Superlative und schreien, wo wir flüstern sollten[1]) . . . Solcher verehrten Herrn Amtsgenossen, die ihre gelehrten brillenbewaffneten Nasen nur selten über die lateinischen und griechischen Extemporalien ihrer Schüler erheben, gibt es leider Legion . . . Selten im Leben habe ich so viele verdrossene, mürrische und nervös erregte Gesichter beisammen gesehen als auf einer Lehrerversammlung . . . Was durch Philisterei, ewiges Besserwissen, Zurechtweisen, Aburteilen und Schelten, greisenhafte Moral . . . an dem jungen Leben der deutschen Jugend noch gesündigt wird, das weiß nur Gott im Himmel. Aber ich hoffe, er hat ein Erbarmen und sendet uns einen frischen, reinigenden Frühlingssturm und damit allen muffigen und verbockten Schulmeistern . . . einen Schnupfen . . , von dem sie sich so bald nicht wieder erholen mögen".

Sed haec hactenus. Es hätte so lauten Polterns nicht bedurft, um Stimmung für die Pädagogik der Fröhlichkeit des Lehrers zu machen, zu der G. sich bekennt. Gern wollen wir glauben, daß seine Praxis der Theorie entspricht; denn daß er auch harmlos und gemütlich sein kann, tritt sogar mitten im

---

[1]) Man beachte die naive Selbsterkenntnis. Sein eigener Fleiß wird S. 150 von kompetenter Seite „widerlich" genannt.

grollenden Donner seiner Rede hier und da hervor. So hat er zwar die Bestrebungen für die materielle Besserstellung des höheren Lehrstandes mit Teilnahme begleitet, selbst aber so gut wie gar nicht tätig unterstützt, weil ihm dazu das Nötigste fehlt, nämlich der Sinn für die Finanzen. Er weiß nie, wieviel Gehalt er hat, und wenn ihm freundliche Kollegen oder der Schuldiener die Mühe der Berechnung nicht abnähmen, so käme er jedesmal bei der Gehaltsauszahlung in Verlegenheit. — Niedlich ist auch, wie sein zweijähriger Junge ihm die Bleifeder aus der Tasche zieht und als zukünftiger Künstler den Vater zwingt, ihm allerhand vorzuzeichnen. Und wie entzückt redet er von der holdseligen Anmut der jungen Österreicherinnen in den steirischen Bergen, die so herzlich blicken, so sonnig lachen, so „freßlieb plauschen“ können. Aber es klingt etwas lokalpatriotisch, wenn er sagt, man müsse in das Land Rüdigers von Bechlaren gehen, wenn man wahrhaft anmutige deutsche Mädchen kennen lernen wolle. Nanu, gibt es deren nicht auch im Deutschen Reich?

Danzig. Carl Kruse.

Wilhelm Münch, Geist des Lehramts. Eine Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen. Zweite Auflage. Berlin 1905, Georg Reimer. XI u. 548 S. gr. 8. 10 *M*, geb. 11 *M*.

Ich hatte vor zwei Jahren die Freude, dieses vortreffliche Buch bei seinem ersten Erscheinen in dieser Zeitschrift, LVII. Jahrg. S. 637 ff., anzuzeigen; ich hatte damals einen eingehenden Bericht über seinen Inhalt gegeben und darf wohl darum nach so kurzer Zeit auf das Gesagte zurückweisen. Nach der Vorrede dieser Auflage hat Verf. auf Grund der Besprechungen sein Werk noch einmal einer sorgfältigen Kontrolle unterworfen und mancherlei Ergänzung oder Verbesserung im einzelnen vorgenommen. Aber die Rücksicht auf die Besitzer und Leser hat ihn daran gehindert, eine tiefgreifende Umarbeitung vorzunehmen; ein starkes Auseinandergehen zweier sich rasch folgender Auflagen würde die Benutzung in demselben Lebenskreise, z. B. in einer Gruppe von Seminarkandidaten, sehr erschweren. Weiter rechtfertigt sich Verf. gegen manche Ausstellungen seiner Kritiker; er habe bei der Abfassung zunächst an junge Männer gedacht, die dem Berufe entgegengehen, an Studierende und Kandidaten; darum sei einer ruhigen Betrachtung der Grundlagen, einer allgemeinen Erfassung der Aufgaben der breitere Raum gewidmet worden; eine praktische Pädagogik habe er nicht zu geben unternommen; möglichst für alle bestimmten Fälle Weisungen darzubieten, habe ihm fern gelegen. Wenn ihm von manchen Beurteilern Schönrednerei, Spielen mit großen Worten vorgeworfen sei, so komme es ihm vor, als ob das jetzige jüngere oder auch das schon vollkräftige Geschlecht größtenteils wenig mehr willig sei, sich für das über eine mittlere Höhe der Stimmung hinaus

Digitized by Google

Liegende gewinnen zu lassen, und gewissen Klängen das Ohr nicht mehr leihen mag, die für uns Ältere nicht bloß schönen Ton haben, sondern uns an die Seele rühren. Wenn anderen seine Stellungnahme zu einzelnen Fragen nicht entschieden genug vorgekommen sei, namentlich nicht genug, um jungen Berufsmitgliedern als Anhalt zu dienen, so sei es seines Erachtens wichtiger, daß die jungen Pädagogen zur allmählichen Bildung eigenen Urteils angeregt werden, als daß sie möglichst fertige Urteile, sei es von Direktoren, Schulräten oder literarischen Autoritäten, zu übernehmen haben. — Aus diesen angedeuteten Gründen hat Verf., um die Absicht seines Buches deutlicher erkennbar zu machen, den Nebentitel der ersten Auflage: eine Hodegetik, geändert; es will eine Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen sein. Im übrigen bekennt Verf., daß er alle Ursache gehabt habe, für vielfache warme Würdigung dankbar zu sein; zu allermeist dürfe er sich der guten Aufnahme freuen, die dem Buche von seiten führender Berufsgenossen im befreundeten Österreich zuteil geworden.

So schließe ich denn diese Anzeige der zweiten Auflage mit den Worten, mit denen ich die erste Anzeige schloß, daß sich die Amtsgenossen, die jüngeren und die älteren, gereizt fühlen möchten, sich in den Inhalt des ausgezeichneten Buches, in die Gedankenwelt des liebenswürdigen Verfassers zu versenken; sie werden auf alle Fragen, die das Berufsleben aufwirft, belehrende Antwort finden und, wo der Verf. damit zurückhält, Erwägungen, wie deren Lösung etwa zu gewinnen sei. So wird das Buch jedem Antrieb werden, den Geist des Lehramts, wie er hier in seinem Wesen und Wirken vor die Seele geführt wird, auch seinerseits zur Darstellung zu bringen.

Stettin. Anton Jonas.

Joseph Hense, Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht. Freiburg i. B. 1905, Herder. VIII und 37 S. gr. 8. 0,70 ℳ.

Das Bedürfnis für einen kurzen Abriß der Logik und Psychologie ist längst anerkannt. Auch die Direktorenkonferenzen der letzten Jahre haben sich meist dahin ausgesprochen, daß ein solcher Abriß der Grundzüge der philosophischen Propädeutik den Schülern für die häusliche Repetition zu empfehlen sei, damit ein zeitraubendes Diktat im Unterricht entbehrlich wird. Für diesen Zweck lagen bisher die „Grundzüge" von Richard Jonas (Berlin, Weidmann) vor, deren zahlreiche Auflagen ihre Brauchbarkeit beweisen, sowie der „Abriß" von O. Weise (Teubner 1905). Ihnen gesellt sich als durchaus ebenbürtig das vorliegende Werkchen von Hense zu, welches an Seitenzahl die beiden erstgenannten übertrifft und weniger knapp gehalten ist. Es ist zugleich eine Beigabe zu dem Deutschen Lesebuch für die oberen

Digitized by Google

Klassen desselben Verfassers und behandelt in je 17 Paragraphen die Logik und Psychologie. Die Grundgesetze des Denkens (S. 2) werden meist zur Lehre vom Urteil gestellt; auch vermissen wir hier den Satz des zureichenden Grundes (principium rationis sufficientis). Die Entstehung einer Sinneswahrnehmung (S. 3, § 4, Abschn. 2) gehört wohl besser zur Lehre von der Sinnestätigkeit (S. 24: Erkenntnisvermögen). An einigen Stellen hätten vielleicht noch mehr Beispiele, namentlich aus der Gymnasiallektüre, aufgeführt werden sollen; solche Beispiele machen den philosophisch-propädeutischen Unterricht anschaulich und anregend und erhöhen auch die Möglichkeit einer Anwendung des heuristischen Verfahrens. Im ganzen ist das Büchlein von Hense erschöpfend, übersichtlich und klar geschrieben. Es bringt überall eine zweckmäßige Wort- und Sacherklärung der technischen Ausdrücke und behält stets Fühlung mit der Aufsatzlehre in Prima, so bei der Lehre von der Begriffsentwicklung, von der Beweisführung usw. Danach können die Grundzüge von Hense als praktisch und brauchbar für den Unterricht in Prima unbedenklich empfohlen werden.

Stendal. Arnold Zehme.

Friedrich Zange, Das Johannesevangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und moderne Weltanschauung auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. (Heft 6 des Leitfadens für den evangelischen Religionsunterricht.) Gütersloh 1905, Bertelsmann. XII u. 114 S. gr. 8. 2 ℳ.

Das einzigartige Zangesche Unterrichtswerk für den evangelischen Religionsunterricht, welches seit 1901 bis zur Obersekunda fertig vorlag, wird mit dem neuen Hefte wieder um einen Schritt weitergeführt und nähert sich bereits seiner Vollendung. Den Gegenstand des Buches gibt der Titel an; es ist als der Unterrichtskursus der Unterprima, genauer der ersten drei Viertel des Schuljahrs, gedacht. Die Anlage entspricht der aus den früheren Heften bekannten; der zerlegte biblische Stoff wird nach Verwandtschaft des Inhalts neu gefügt, nach Maßgabe naturgemäßen Erkenntnisfortschritts und in Anlehnung an das Kirchenjahr geordnet und dem Bedürfnis der Schüler gemäß ausgelegt; der Gedankengehalt wird durch Ausblicke auf Verwandtes, auch in anderen Wissensgebieten, verdeutlicht; an geeigneten Stellen wird mit Lektüre und Auslegung innegehalten, und Rückblick und „Besinnung“ führen zu zusammenhängender, geordneter Feststellung des Erkenntnisgewinns. Einteilung in Paragraphen entspricht augenscheinlich Stundenpensen; auch die jedesmaligen häuslichen Aufgaben und anzustellenden Wiederholungen sind genau bezeichnet. Das Verfahren des Verf. scheint mir nun bei dem Johannesevangelium zu besonders bemerkenswerten Ergebnissen geführt zu haben. Vorab sei bemerkt, daß das ganze Evangelium außer Kap. 21 zur Behandlung kommt, auf die

Digitized by Google

mannigfachen exegetischen Schwierigkeiten — soviel ich sehe — nicht eingegangen wird, und daß die durchgesehene Luthersche Übersetzung dem Lesen zugrunde gelegt wird, freilich oft, vielleicht unnötig oft, geändert, bisweilen nach Weizsäcker, dessen Übersetzung Zange einmal ausdrücklich lobt. Was die Gliederung des Stoffes anlangt, so nimmt Zange nicht den Aufbau des Evangeliums selbst (etwa wie ihn Fr. Palmié in einem ausgezeichneten Aufsatze der Ztschr. f. d. Religionsunterricht 1894 dargelegt hat) sich zur Richtschnur, sondern ausgehend von der Zweckangabe am Ende von Kap. 20, behandelt er zunächst — es ist in den ersten Wochen nach Ostern — die Abschnitte von den Erscheinungen des Auferstandenen unter Einflechtung von 1, 19—2, 22, um die Bedeutung von Jesu Auferstehung darzulegen; er geht dann, in den letzten Wochen vor Pfingsten, zu den Hauptstellen vom Heiligen Geiste in Kap. 14—16 und 3 über, um über die Wiedergeburt und überhaupt die Hauptlehren vom Heiligen Geiste Klarheit zu erzielen. Sodann schreitet er zu den mittleren Teilen des Evangeliums, 3, 14ff. bis Kap. 19, fort, wo er als Hauptgesichtspunkt die Bedeutung des Todes Jesu findet. Zu Kap. 4 zieht er gleich Kap. 6 sowie die Heilung des Blindgeborenen Kap. 9 heran und schließt mit den Lehren von Glauben und Wunder und vom ewigen Leben ab; das übrige folgt dem Gange des Evangeliums; bedeutendere Zusammenfassungen handeln vom „Menschensohn“, von Jesus als der „Wahrheit“, von der Unsterblichkeitshoffnung, der Bedeutung des Todes Christi; und überhaupt wird überall der reiche und tiefe Ideengehalt des Evangeliums gebührend hervorgehoben. Erst in einen „Gesamt-Rückblick“ über das Evangelium wird schließlich die unterrichtliche Behandlung des Prologs eingeschoben, indem sein Inhalt den gesammelten eigenen Aussagen Jesu über sich in dem Evangelium zur Seite gestellt wird; und auch in dieser Durchnahme des Prologs verfährt Zange wieder so, daß er erst über V. 14—18 auf V. 1—13 zurückgeht. Der Gesamt-Rückblick betrachtet außerdem nochmals die Bedeutung des Todes Jesu, vergleicht eingehend die synoptische mit der Johanneischen Überlieferung, legt als „Zusammenschau“ „die Heilsbotschaft nach Johannes und den anderen Evangelisten“ dar und geht darauf zu dem im Titel des Buches genannten Thema „Christentum und Griechentum“ über. Unter dieser Überschrift werden Christus und seine Apostel zuerst mit Sokrates und Plato, auch mit der Stoa, und sodann „mit dem Griechentum überhaupt“ (S. 108—110) verglichen. Zange setzt die Kenntnis von Platos Apologie, Kriton und Phädon voraus. Sein Ziel bei der Vergleichung ist (S. 110), „ebenso die Verachtung und Verfolgung der Christen seitens der damaligen gebildeten Welt wie den Sieg des Christentums in diesen Verfolgungen zu erklären“ und „vor allem die weitere Entwicklung der Dinge infolge der innerlichen Berührung beider Mächte“

Digitized by Google

(Gnostizismus, Mönchtum, christliche Theologie und Glaubenskämpfe) verständlich zu machen.

Die Zangesche Weise, das schwierige Evangelium zu behandeln, wird ohne Zweifel viel Beifall und Nachahmung finden. Manche einzelne Ausführung mag wohl allzu umständlich, manche Wiederholung zwecklos, manche Heranziehung zu künstlich scheinen. Aber solche Einzelheiten, die jeder, der das Buch benutzt, nach seinem Geschmacke leicht ändern kann, beeinträchtigen den großen Wert des Leitfadens nicht. Eine gewisse Überfülle des Inhalts, die einen beständigen Anschluß an das Buch verhindert, erkennt der Verf. in der Einleitung selbst an. Er habe, gesteht er, je nach der Begabung der Klasse, bald mehr, bald weniger beiseite setzen müssen. Von den Abschnitten des Evangeliums bezeichnet er als unerläßlich (für I B) nur 3, 1—21; 6; 7; 10, 12—31; 11, 1—16 (9, 1—4); 11, 45—12, 36; 13—20; bei diesen letztgenannten möchte ich darauf hinweisen, daß sich auch 15, 9—17; 15, 21—16, 4 ohne sachlichen Verlust noch ausscheiden lassen.

Was die Darstellungsform anlangt, so vollzieht sich die Erörterung großenteils in Frage und Antwort und in unvollständigen, den Gedanken bloß andeutenden Sätzen; die Benutzung des Buches wäre leichter, wenn es in einheitlicherem Flusse der Rede geschrieben wäre; jedoch rechtfertigt der Verf. die Form, die er gewählt hat, mit der Absicht, anzudeuten, wie die Arbeit unter Leitung des Lehrers von den Schülern selbst getan werden kann. Eine Änderung im Ausdruck wäre aber jedenfalls wünschenswert, daß nämlich statt des häufigen blassen „vergleiche" allemal eine bestimmte Angabe des vorliegenden Verhältnisses eingesetzt würde; Professor Hupfeld in Halle verfolgte dies „vergleiche" in den Studentenarbeiten fast mit Zorn.

Wie wertvoll dem Verf. die Behandlung des Johannesevangeliums im höheren Schulunterricht erscheint, erkennt man aus seinen Worten S. 98: „Die Johanneische Überlieferung ist eine unentbehrliche Ergänzung zum Verständnis Christi wie des Wesens des Christentums überhaupt. Ohne Johannes konnte bei oberflächlicher Betrachtung der Schein entstehen, als ob Jesus nur eine neue Lehre gebracht und sie durch seinen Wandel und Märtyrertod besiegelt habe, nur Lehrer und Vorbild, nicht auch Versöhner, Erlöser, Mittler sei". Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Echtheitsfrage in dem Buche nicht berührt wird.

Waren i. Mecklenburg. R. Niemann.

Schillers Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Hellinghaus. 1. Band. Mit einem Bildnis Schillers nach A. Graff. 2. Band. Mit einem Bildnis Schillers nach L. Simanowiz. 3. Band. Mit einem Bildnis Schillers nach J. H. Dannecker. Freiburg im Breisgau 1905, Herder. 657, 648, 728 S. 12. geb. jeder Band 3 ℳ.

Das Schillerjubiläumsjahr hat eine Fülle wertvoller litera-

Digitized by Google

rischer Arbeiten gezeitigt, die bestimmt sind, das Verständnis und die Verehrung unseres großen Dichters gerade bei der Jugend zu wecken und zu fördern. Zu den schönsten Früchten dieses Jahres darf man die obengenannte Schillerausgabe rechnen, die als eine Neubearbeitung des 7.—9. Bandes der „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus, begründet von W. Lindemann“ erschienen ist. Dem Zwecke dieser Bibliothek entsprechend, beschränkt sie sich unter Ausschluß der Prosaschriften auf Schillers Dichtungen, bringt diese aber nahezu vollständig, nämlich außer den Gedichten sämtliche Dramen nebst dem Demetrius-Bruchstück und der Huldigung der Künste und außerdem noch von seinen Übersetzungen „Die Zerstörung Trojas“ und die „Iphigenie in Aulis“. Daß auch seine Jugenddramen Aufnahme gefunden haben, erscheint mir als ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe, trotzdem ängstliche Gemüter sie noch immer der Jugend vorenthalten wollen. Denn sie sind nicht nur in literaturgeschichtlicher Beziehung für das Verständnis Schillers und seiner Zeit unentbehrlich, sondern besitzen auch an und für sich trotz aller Übertreibungen und Ungeheuerlichkeiten hohen dichterischen Wert; an dramatischer Lebendigkeit und theatralischer Wirksamkeit übertreffen sie sogar die sogen. Meisterdramen, und in ihrer überschäumenden Begeisterung für Freiheit und Recht sind sie gerade der Jugend, heute wie früher, ganz besonders kongenial. Die wenigen anstößigen Stellen, die sie enthalten, hat der Herausgeber in geschickter Weise ausgeschieden oder verändert, indem er dabei meist dem von Schiller selbst in den späteren Ausgaben gegebenen Beispiele gefolgt ist. Abgesehen von diesen durch die Bestimmung der Ausgabe „für Schule und Haus“ veranlaßten Änderungen in den Jugenddramen erscheinen alle anderen Dichtungen in der Fassung, in der der Dichter selbst sie der Nachwelt überliefern wollte. Die Beigaben unserer Ausgabe, Schillers Leben sowie Einleitungen und Anmerkungen, letztere in knappster Form als Anhang, sind mit Freuden zu begrüßen und wohlgeeignet, das Verständnis zu erleichtern; für ihre Gediegenheit, Zuverlässigkeit und ihren pädagogischen Wert bürgt der Name des Herausgebers. Ausstattungen und Druck entsprechen, wie von der Verlagshandlung nicht anders zu erwarten, den gesteigerten Ansprüchen des heutigen Geschmacks.

Die vorliegende Schillerausgabe verdient daher die wärmste Empfehlung und wird ihre Bestimmung sicherlich erfüllen, die herrlichen Dichtungen unseres Schiller, der hoffentlich noch lange der Liebling der Jugend und der Stolz des deutschen Volkes bleiben wird, immer mehr zum geistigen Eigentum der deutschen Schule und des deutschen Hauses zu machen.

Rheine. Anton Führer.

Digitized by Google

Paul Lorentz, Hebbelbuch. Band 37 der deutschen Schulausgaben, herausgegeben von J. Ziehen. Berlin-Dresden-Leipzig 1905, Ehlermann. 160 S. kl. 8. geb. 1,40 *M*.

Daß man den markigen, originellen und besonders für unser Drama anregenden nordischen Dichter Friedr. Hebbel in der Gegenwart nicht nur den erwachsenen Gebildeten immer mehr zugänglich zu machen sucht, sondern daß man auch den Versuch macht, ihn den Schülern unserer höheren Lehranstalten, wenigstens in einigen seiner Hauptdichtungen, vorzuführen, ist nur zu begrüßen.

Paul Lorentz bietet in dem vorliegenden 37. Bändchen der längst rühmlichst bekannten Ehlermannschen Sammlung zunächst einen knappen Lebensabriß des Dichters, wobei er mit Recht darauf aufmerksam macht, daß neben dem Dramatiker der Lyriker nicht vergessen werden dürfe. Und so enthält denn der I. Abschnitt: Gedichte (S. 19—70) eine recht ansprechende Auswahl lyrischer und epischer Kompositionen, wie z. B. „Der Heideknabe" und viele der kleineren gedankenlyrischen Erzeugnisse. Der Schüler lernt hier die stets wahre und echt deutsche Ausdrucksweise des eigenartigen Poeten kennen.

Der zweite Teil: Prosa (S. 71—158) bringt zunächst die kleine Novelle: „Eine Nacht im Jägerhause", woran sich dann Abschnitte aus den „Aufzeichnungen aus meinem Leben" reihen, sowie Reiseeindrücke und Erinnerungen des Dichters an die Ereignisse des sturmbewegten Jahres 1848, eine Lektüre, die den reifen Schüler nach mehr als einer Seite hin fördern kann. Daß auch einzelnes von des Dichters Ansichten über das Drama, über Gleichnisse usw. dargeboten wird, wer würde dies nicht billigen? Endlich aber enthält das Hebbelbuch auch mehrere Abschnitte aus den mit Recht immer mehr geschätzten Tagebüchern des holsteinischen Dichters.

Wenn wir das Ganze überblicken, so müssen wir gestehen, daß hier in aller Kürze das geboten wird, was für den Schüler unserer höheren Lehranstalten, der mit Hebbel bekannt gemacht werden soll, notwendig ist. Das Büchlein sei hiermit warm empfohlen.

Homburg v. d. H. Wilh. Bauder.

Deutsche Bücherei. Herausgegeben von A. Reimann. Berlin S. 59 o. Jahr, H. Neelmeyer. Jeder Band geh. 0,25 *M*, geb. 0,50 *M*.

18. Band: Max Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Zweite Auflage. 182 S.

29. und 30. Band: Biographische Essays. Erste Reihe: Essays von Heinrich von Treitschke und Erich Marcks. 104 S. — Zweite Reihe: Essays von Heinrich von Treitschke und Erich Schmidt. 136 S.

31. und 32. Band: Friedrich Paulsen, Zur Ethik und Politik. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Zwei Bände. 125 u. 118 S. 8.

Dieses literarische Unternehmen verfolgt den Zweck, dem un-

leugbaren Bildungsbedürfnis auch der weitesten Volkskreise entgegenzukommen, indem es für wenig Geld eine sorgfältig ausgewählte Lektüre, Novellen, Erzählungen, Essays, populär wissenschaftliche Darstellungen bedeutender Schriftsteller bietet, um so durch einen das Nachdenken anregenden, den Gesichtskreis erweiternden, den Geschmack bildenden und das Gemüt veredelnden Lesestoff ein gesundes Volkstum zu pflegen und der so schädlichen gerade in den untersten Volkskreisen viel begehrten Schundliteratur entgegenzuarbeiten. In dem Verzeichnis der bisher erschienenen Bände finden sich Erzählungen von G. Th. Am. Hoffmann, Jeremias Gotthelf, v. Droste-Hülshoff, Eichendorff, Tieck, Grillparzer, Willibald Alexis, Otto Ludwig, Adalbert Stifter, Fritz Reuter, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Wichert, Ilse Frapan u. a. hervorragenden Dichtern, die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, die deutschen Volksbücher von Gustav Schwab. In den vorliegenden weiteren fünf Bänden steuert Max Lenz, der Biograph Luthers, Napoleons und Bismarcks, u. a. bei die historischen Abhandlungen: Humanismus und Reformation, Wie entstehen Revolutionen?, Bismarcks Religion, Bismarck und Ranke, Jahrhundertsende vor 100 Jahren und jetzt, Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart, Biographien Huttens, Melanchthons, Gustav Adolfs; Treitschke aus seinen „Historischen und politischen Aufsätzen" u. a. die herrlichen Essays über Luther, Lessing, Heinrich von Kleist, Fichte und die nationale Idee; Erich Schmidt aus den zwei Bänden seiner „Charakteristiken" die Essays über Gustav Freytag und Theodor Storm; Erich Marcks, der Verfasser der besten Biographie Kaiser Wilhelms I., den Nachruf für Heinrich von Treitschke und den Essay über Bismarck, das Treffendste, was in dieser Art bis jetzt über diesen geschrieben wurde; Friedrich Paulsen, der Verfasser der viel gelesenen Werke „Einleitung in die Philosophie", „System der Ethik", „Geschichte des gelehrten Unterrichts", eine Reihe von Abhandlungen zur Ethik und Politik, die in den politischen, sozialen und konfessionellen Kämpfen und Wirren der Gegenwart, sehr klärend und beruhigend wirken könnten, z. B. die Abhandlungen: Goethes ethische Anschauungen, Die Ethik Jesu im Verhältnis zur Gegenwart, Zum Nietzsche-Kultus, Das geistige Leben des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert, Deutsche Bildung — Menschheitsbildung, Bildung, Simultan- und Konfessionsschule?, Dorf und Dorfschule als Bildungsstätte, Politik und Moral, Die Monarchie und die Parteien, Das Sinken des Parlamentarimus, Parteipolitik und Moral, Der stille Katholizismus, Deutschland und England. In Anbetracht des gediegenen Inhaltes, der tadellosen Ausstattung in Druck und Papier, des beispiellos niedrigen Preises verdient die „Deutsche Bücherei" die allgemeiste Beachtung. Besonders seien noch die Vorstände von Volks- und Schülerbibliotheken auf sie aufmerksam gemacht. Den Herrn Autoren Lenz,

Digitized by Google

Marcks, Schmidt und Paulsen sowie Fräulein Marie von Treitschke und den Verlegern der Werke und Zeitschriften, denen die Essays entnommen sind, gebührt Dank für die Bereitwilligkeit, mit der sie den Abdruck für diesen gemeinützigen Zweck gestattet haben.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Schultz-Matthias, Meditationen. Dresden, 1905, L. Ehlermann. I. Band. Dritte Auflage. 134 S. 8. geb. 3 ℳ. II. Band. Vergriffen und durch Heft 4—6 ersetzt. III. Band. Zweite Auflage 159 S. 8. geb. 3 ℳ.

Von den durch Theodor Matthias in Zwickau besorgten Heften liegen uns sechs (4—6. 10. 11) vor. Ein (nicht numeriertes) Heft enthält auf 90 S. nebst zwei kurzen Vorreden eine Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten als Vorstufe zu den Meditationen. Es sind die Grundzüge der Meditation von Ferdinand Schultz, nur wenig erweitert, verändert und verbessert von Theodor Matthias. Die Aufgaben werden in zwei Gruppen geschieden: Schilderung und Untersuchung; die erste begreift unter sich: die Beschreibung, die Erzählung, die Charakteristik; die zweite: die Entwickelung, die Abhandlung. Im allgemeinen hat es die Meditation zu tun mit der Auffindung des Stoffes (inventio), mit der Einteilung (partitio und divisio) und der Anordnung (dispositio). Mit S. 19 beginnt der besondere Teil, der an passend gewählten Beispielen das Wesen der fünf Arten von Aufgaben erörtert, mit steter Hinweisung auf die entsprechenden Meditationen. Dem Anfänger, der mit dem deutschen Unterricht auf der Oberstufe betraut ist, wird die Durcharbeitung dieser Anleitung besonders dienstlich und förderlich sein. Ein Anhang gibt nützliche Winke für Einleitung und Schluß. Beide sind in Schüleraufsätzen, den deutschen wie den lateinischen, für mich immer eine crux gewesen. Ich habe deshalb je länger je mehr den Rat gegeben: Laßt die Vorreden, fangt frischweg an und packt den Stier bei den Hörnern; quält euch auch nicht zum Schluß mit Rekapitulationen oder Hinweisung auf Wert und Bedeutung des behandelten Gegenstandes. Nur wenn das Thema des Aufsatzes eine Aporie enthält, wird die Einleitung diese zur Erregung des Interesses hervorheben und mag zum Schluß ein Satz auf die Wichtigkeit des gefundenen Resultates hindeuten. Hüten wir unsere Schüler vor der Schablone.

Die Meditationen von Schultz hat Matthias im 10. Heft um 10 vermehrt. Es sind nun im ganzen 152, ein reich besetzter Tisch. Nach Stoffen geordnet finden sich 57 Aufgaben über nationale, ethisch-religiöse, psychologisch-ästhetische, geschichtliche, erd- und naturkundliche Stoffe; 95 Aufgaben sind literarischer Art und zwar über mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Zeit

Digitized by Google

sowohl als über antike und neuere ausländische Dichtungen. Klopstock ist mit 4, Lessing nur mit 2 (Odoardo Galotti und Der Tempelherr in Nathan dem Weisen), Goethe mit 16, Schiller mit 22, Heinrich von Kleist mit 5, Gustav Freytag mit 3 (Charakterbilder im Anschluß an die „Fabier") Meditationen bedacht; auf antike Dichtungen kommen 17, auf Shakespeare 13, auf Dryden (Ode auf den Cäcilientag) 1, auf Racine (Phädra), Calderon (Standhafter Prinz) nnd Dante (Divina Commedia) je eine Meditation. Daß in allen viel geistige Arbeit und Wissen steckt und daß alle viel Gutes enthalten, braucht nicht versichert zu werden. Auch wer keine Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze zu geben hat, wird dieses oder jenes Thema von Schultz oder Matthias sich gern vordenken lassen und sich zum Weiterdenken angeregt fühlen. Daß wir hier etwas hinwegwünschen und dort etwas hinzufügen möchten, liegt in der Natur der Sache.

Das 11. von Matthias zusammengestellte Heft enthält Abhandlungen und Aufsätze als Grundlagen und Ausführungen zu Meditationen des 10. Heftes. Darunter Rudolf Sohm: Die sozialen Pflichten des Gebildeten, Adolf Hausrath: Die Klagen über die alltäglichen Sorgen des Lebens, und Hermann Zillinger: „Ich" und die Weltgeschichte. Ich habe sie alle drei mit Vergnügen gelesen. Aber sie liegen doch wohl außerhalb des Bereiches der Schule, womit ich nicht gesagt haben will, daß sie schwer verständlich wären oder über den Horizont eines klügeren und reiferen Primaners gingen. Was aber soll man sagen zu dem Schüleraufsatz: Der Marquis Posa und Max Piccolomini? Die Zusammenstellung ist gesucht und wenig fruchtbar, ein verunglücktes Thema. Es macht keinen gewinnenden Eindruck, wenn die grüne Jugend mit Sensualismus, „gedankentiefem" Rationalismus, Aufklärungsphilosophie, mit großen Namen wie Hume, Kant u. a. um sich wirft. Den häßlichen Fehler „philantropisch" hätte der Lehrer herauskorrigieren sollen.

Es sind noch mehr Hefte erschienen; andere stehen in Aussicht. Möchte der Herausgeber recht kritisch verfahren und von dem Guten nur das Beste geben!

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Karl Kinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts, gesammelt, literargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen. Anhang zu den Denkmälern der älteren deutschen Literatur von Boetticher und Kinzel. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Halle 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. XV u. 288 S. 8. geb. 2,20 *M*.

Wenn es sich um die Verwendung einer Gedichtsammlung im Unterrichte auf den oberen Stufen handelt, so drängt sich einem die Frage auf, wo und wie für sie Zeit geschafft werden soll. Zu ihrer Beantwortung hat Kinzel in dieser Zeitschrift (58. Jahrg., 1904, S. 1 ff.) die nötigen Weisungen gegeben. Er

Digitized by Google

denkt vornehmlich an die für die obersten Klassen vorgeschriebenen Übungen in frei gesprochenen Berichten, deren, wie er sehr richtig bemerkt, mehr als zwei im Kursus der Prima für jeden Schüler sich kaum werden ermöglichen lassen, und für die der amtlicherseits aufgestellte Gesichtspunkt festgehalten werden muß, daß sie in Beziehung stehen sollen zu dem, was der deutsche Unterricht sonst bietet. Es kommt Kinzel daher auf Vorführung geschlossener Dichterpersönlichkeiten an, die sich nicht gewinnen lassen, wenn nicht einerseits das individuell Charakteristische, anderseits das Typische hervorgekehrt wird, durch das nicht sowohl sie selbst, als die Zeit und die geistige Strömung, der sie angehören, beleuchtet werden. Wer die schönsten deutschen Gedichte auf seinem Arbeitstische liegen haben wolle, könne zu mancherlei Sammlungen greifen, die ihm diesen Wunsch befriedigen; darauf habe er es aber nicht abgesehen. Mit Fleiß sind daher auch solche Gedichte aufgenommen worden, die dem Schüler von früheren Unterrichtsstufen her bekannt sind, da die Lehrpläne von 1901 u. a. geeignete Zusammenstellung der im Lesebuche der unteren und mittleren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter verlangen. Nur so in der Tat ist ihre „Ergänzung" und „Würdigung" durchführbar.

Kinzels Sammlung steht heute nicht vereinzelt da. Er selbst macht in der oben genannten Abhandlung auf die Auswahl deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts von Consbruch und Klincksieck (Leipzig 1903, C. F. Amelang) aufmerksam. Was ihm an ihr Bedenken erregt, ist die Hereinziehung der „Allerneuesten" in den Schulunterricht. Ich stehe auf seinem Standpunkte. Was in dem die Gegenwart erfüllenden, mit mehr oder weniger Leidenschaft geführten Streite noch nicht zum fest ausgeprägten Bilde geworden ist, läßt sich in eine geschichtliche Übersicht nicht einordnen, und auf diese kommt es doch an. Anders liegt die Sache, wenn etwa der Schüler, seiner Neigung entsprechend — vorausgesetzt, daß Stoff und Behandlung nicht gar zu weit abseits liegen —, ein Drama eines unsrer ganz modernen Dichter seinem Vortrage zugrunde legt. Denn ein solches ist schon an sich ein wenigstens beabsichtigtes Ganzes, das nach gesprochenem Berichte zum Gegenstande einer kleinen Verhandlung zwischen dem Lehrer und den Schülern gemacht werden kann. Einer kleinen Verhandlung! Wird man sich doch gerade bei der Begutachtung dieser Schülervorträge im Hinblick auf die geringe einem zugemessene Zeit oft mit einem primoribus labris attigisse zufrieden geben müssen, wenn auch nicht in dem Maße, daß man eine sich etwa bietende Gelegenheit, einer (nach meinen Beobachtungen übrigens nicht mehr als früher zu befürchtenden) Pietätlosigkeit im Urteil der Schüler die Spitze abzubrechen, unbenutzt ließe. Die Schule kann nicht für alles sorgen, und es ist nur zu begrüßen, wenn auch dem Leben noch „einiges" zu tun verbleibt.

Digitized by Google

Schlimm genug, daß unsere Zöglinge schon bei manchem Gedicht unsrer Klassiker den verhängnisvollen Eindruck in ihre spätere Zeit mit hinausnehmen, man brauche, da man sie auf der Schulbank „gehabt“ habe, nicht zu ihnen zurückzukehren! Siehe hierzu den sehr beherzigenswerten Fingerzeig von Theobald Ziegler (Schiller, Leipzig 1905, S. 79), der gegen das allzu eingehende Behandeln und Langeweile erweckende „Erklären“ von Schulgedichten ein ernstes Wort spricht. Daher ist es gewiß zu billigen, daß Kinzel solchen Gedichten für seine Sammlung den Vorzug gegeben hat, die möglichst aus sich selbst verständlich sind. Freilich möchte ich hier doch wiederholen, was ich seiner Zeit bei einer Besprechung seiner Klopstockauswahl (in dieser Ztschr. 1901 S. 670) angedeutet habe[1]), daß ich mich nämlich des Eindrucks nicht erwehren könne, etwas reichlicher sollten vielleicht, zumal nun hier, wo es sich um die Benutzung der Lieder für Schülervorträge handelt, die Anmerkungen fließen, selbst wenn sie nur sprachliche Dinge betreffen. Man wird es Pedanterie schelten, und Wustmann (Sprachdummheiten[3] S. 341) wird den Kopf schütteln —, gleichwohl wünschte ich S. 254 in der Schlußstrophe von Hebbels „Bubensonntag“ einen Hinweis auf die ihm eigene, heute als falsch geltende Verbindung: zu Hause gehen. Was Blust (S. 240, Nr. 21) ist, wird der Schüler nicht wissen. Bietet doch diese Geibelstelle z. B. E. Wilke in seiner Deutschen Wortkunde[2] S. 336 Anlaß zu einer besonderen Betrachtung. Auch in dem Schulwörterbuch von Sachs-Villatte, das ich für methodische Entscheidungen solcher Fragen aus bekanntem Grunde gern heranziehe (s. meine Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung[3], Berlin 1903 Weidmann, S. IX), würde der Schüler vergeblich nach „dem nicht allgemein schriftsprachlichen Worte“ suchen. Wie eng oder weit man hier oder auch in sachlichen Fragen, für die der Schüler ja seine geschichtlichen und sonstigen Lehrbücher hat, die Grenze der erklärenden Beihilfen ziehen will, ist allerdings Ansichtssache, desgleichen auch, in welchem Umfange den einzelnen Dichterpersönlichkeiten literargeschichtliche Notizen vorangeschickt werden sollen. Es wird das von der mehr oder weniger starken Überzeugung abhängig zu machen sein, daß sich der Schüler sonst eine brauchbare literaturgeschichtliche Übersicht zur Verfügung gestellt sieht. Hier um einzelnes mit dem Herausgeber zu rechten, wäre ebenso kleinlich, wie es zu weit führen würde. Was seinem Buche dagegen besonders zustatten käme, wäre ein noch größeres Eingehen auf inhaltliche Schwierigkeiten, die der Benutzende viel-

[1]) Für Klopstock darf ich nach meinen seitdem in der Klasse gemachten Erfahrungen feststellen, daß die Schüler bei ihrer häuslichen Vorbereitung durch Kinzels Erläuterungen im ganzen offenbar ausreichend gefördert waren. Wer sich sonst mit dem Dichter privatim beschäftigt, wird sich ja nicht bei dieser einen Ausgabe vor Anker legen.

Digitized by Google

leicht nicht aus eigener Kraft wegzuschaffen vermag. Daß z. B. in Platens Grab im Busento die den Fluß hinauf, hinunter ziehenden Schatten tapferer Goten einiges Kopfzerbrechen verursachen, daran sollte u. a. F. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts, S. 47 Anm., nicht umsonst erinnert haben. Gewiß, dem Schüler ist es früher schon einmal gesagt worden, was der Dichter wohl meine. Weiß er sich aber noch darauf zu besinnen? Oder erscheint, sollte es der Fall sein, die damals gegebene Erklärung als die zutreffende? Die Stelle „wird oft mißverstanden". Bleibt somit hier und da etwas an dem Buche zu wünschen, so sollen solche kleine Bemängelungen, wie gesagt, nicht seinem Werte Abbruch tun, sondern die Schwierigkeiten kennzeichnen, denen der Herausgeber bezüglich seiner Anlage naturgemäß begegnen mußte.

Mit welcher Besonnenheit sich Kinzel seiner Aufgabe unterzogen hat, beweist z. B. auch der Umstand, daß er, in der richtigen Erkenntnis, er dürfe auch dem die Sammlung benutzenden Lehrer keine Rätsel zu lösen aufgeben, die von ihm getroffene Anordnung der Gedichte in der Einleitung lichtvoll begründet. Bei den Romantikern scheidet er die Stifter der Schule nebst ihren Anhängern von den Nachfolgern, den Jungromantikern, um dann die geläuterte Romantik in Österreich vorzuführen. Eine eigene, aber den Romantikern nicht ganz fernstehende Gruppe bilden die Freiheitsdichter (deren Aufnahme in die Sammlung diese auch schon für Untersekunda in Betracht kommen läßt), eine andere die schwäbischen Dichter, während wir aus (Börnes und) Heines Wirken das Junge Deutschland hervorbrechen sehen, in dem besonders Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath ihre Würdigung finden. Nach einem der Droste gewidmeten Abschnitte erscheinen dann die wichtigsten Vertreter neuerer Lyrik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Geibel; Storm; Hebbel; M. Greif; Keller; C. F. Meyer; Fontane; Groth und Reuter) auf dem Plane, auch sie im Anschluß an die von Kinzel mit Boetticher in derselben Sammlung herausgegebene Geschichte der deutschen Literatur, die also überall heranzuziehen sich empfiehlt. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, der dies und jenes nicht ohne gute Gründe beiseite läßt, sich aber natürlich darauf gefaßt machen muß, nicht jedermanns Beifall zu haben, wenn mancherlei über Bord geworfen ist, was man vielleicht ungern entbehrt. So ist z. B. „der ganze Bodenstedt gestrichen", gewiß nicht zum Leidwesen derer, die in seiner Beurteilung mit Adolf Bartels zusammentreffen. Wenn ihn dieser aber (Deutsche Dichtung der Gegenwart S. 107) den Horaz der deutschen Bourgeoisie nennt, so weiß man nicht recht, ob damit der alte Romanae fidicen lyrae digito praetereuntium monstratus oder vielmehr die letztere getroffen werden soll, deren Wohlwollen die Lieder des Mirza Schaffy „bis Mitte der neunziger Jahre 150 Auflagen erleben" ließ, ein Gesichtspunkt, der auch Kinzel nach einer bei

Digitized by Google

Geibel gemachten Bemerkung nicht ganz unwesentlich zu sein scheint. Setzte Bodenstedt auch nur „das Gold Goethes und Rückerts in Scheidemünze“ um, „die dann natürlich (?) kurant wurde“, so bringt es doch manchmal bekanntlich mehr Ehre, mit Silber und selbst Nickel verständig umzugehen, als protzend mit Gold zu klimpern. Man darf vielleicht erwähnen, daß ein so verdienter Literarhistoriker wie Adolf Stern (s. über ihn Bartels' eigenes Urteil a. a. O. S. 7 und sonst) sich der „frischen Poetenjugend“ und dem „hellen frohen Lichte“ nicht verschließt, das in den (nach Bartels lyrisch und geistig armseligen) Liedern des Mirza Schaffy strahlt, und daß er dem „Tone geistreicher Schalkheit“ bei ihm „schwer zu widerstehen“ weiß (Deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart[4] S. 617 f. der Jubiläumsauflage der Vilmarschen Literaturgeschichte). Aber die hiermit angeregte Frage betrifft eine Einzelheit, und niemand kann es allen recht machen. So wird denn angesichts des sich in erneuerter Form darstellenden Werkchens ein candidus iudex seinen fleißigen Bearbeiter, der uns schon manche hübsche Gabe beschert hat, gern mit Epidicus bei Plautus sagen lassen: Si placebit, utitor consilium; si non placebit, reperitote rectius! Der letztere Fall wird jedoch, denke ich, nicht eintreten. Meinen wir uns aber auch hier durch Kinzel gut beraten, so hat uns billigerweise der ihm verdankte Zusatzband der „Denkmäler“ als mehr denn ein bloßes Anhängsel an sie zu gelten.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Briefe des jüngeren Plinius. Herausgegeben und erklärt von R. C. Kukula. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. Text V u. 95 S. Einleitung und Kommentar XXXVIII u. 119 S. 8. steif geh. 2,60 ℳ.

Die vorliegende Auswahl von Briefen des Plinius, 60 an der Zahl, ist das 9. Stück der Sammlung von „Meisterwerken der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben“, die seit 3 Jahren erscheinen und deren erstes Stück wir in dieser Zeitschrift LVII. Jahrg. S. 316—318 besprochen haben. Geleitet von dem Bestreben, nicht nur reiferen, selbständig arbeitenden Schülern der obersten Gymnasialklasse, sondern angehenden Philologen sowie Freunden des klassischen Altertums zunächst zu Zwecken privater Lektüre Texte mit Kommentaren in die Hand zu geben, die die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung verwerten, ohne den Anfänger durch wissenschaftlichen Apparat zu ermüden, bieten die Herausgeber solche hervorragende Werke der altklassischen Literatur, die von der Gymnasiallektüre nicht berücksichtigt zu werden pflegen, also auch dem später an sie herantretenden Leser meist fremd sein werden. Daß in diesen Kreis eine Auswahl der inhaltreichsten Briefe des Plinius, diejenigen, die in öffentliche wie private, politische wie literarische Verhältnisse der Trajanischen Zeit Einblicke gewähren, zudem über eine grofse Zahl

Digitized by Google

von bedeutenden Persönlichkeiten jener Epoche Mitteilung machen, Aufnahme gefunden hat, dürfen wir mit Dank begrüßen. Dazu kommt, daß der Herausgeber und Kommentator in den herangezogenen Briefen auch manchmal fruchtbare Parallelen mit dem Leben und Weben späterer, ja unserer eigenen Zeiten anzuregen vermag, eine Tendenz, der in gleichem Maße die im 2. Hefte gebotene Einleitung zu dienen bestrebt ist. Warum soll der Schüler nicht diesen Schriftsteller, wenn er auch ein „Stern zweiter Größe" ist, kennen lernen (von dem er sonst nicht viel mehr als den Namen hört und daß er ein Freund des Tacitus gewesen), der doch von allen Schriftstellern des Altertums nächst Cicero wohl der uns am genauesten und vollständigsten bekannte ist! Eignet sich doch ein großer Teil der Briefe, deren jeder ein in sich abgeschlossenes Einzelbild, für sich zum Genusse bestimmt, bietet, zu fruchtbringender privater wie nicht minder zu rasch fortschreitender Klassenlektüre. Reifere Schüler werden diese in durchsichtiger Disposition und verständlicher Sprache geschriebenen Briefe mit Vorteil lesen; und wer sie erst als angehender Philologe auf der Universität zur Hand nimmt, dem werden sie um so höheren Genuß bereiten und ihn zu weiteren Studien anlocken, wozu er in dem Kommentar die besten Hilfen findet. Selbst der dem eigentlichen Studium fernerstehende Altertumsfreund wird seine Befriedigung am ehesten in einer solchen Auswahl finden, die so getroffen ist, daß das rein Persönliche in Verbindung mit dem allgemein Historischen und Politischen hervortritt. Wir pflichten dem Herausgeber gern bei, daß an Stelle mancher im Kanon unserer Schullektüre sich haltenden Schriften, wie Ciceros Laelius und Cato, passender die Plinianischen Episteln träten, die den jugendlichen Geist ungleich mehr in Spannung halten würden, und können für diesen Zweck die vorliegende Bearbeitung nur durchaus geeignet finden.

Die Auswahl ist so getroffen, daß jeder Brief für sich ein Stückchen Interessantes aus der Geschichte und den politischen Einrichtungen der Kaiserzeit bringt; selbst die meist kurzen Schreiben der Sammlung ad Traianum, eine Auslese aus der amtlichen Korrespondenz des Kaisers und Plinius, erscheinen nicht farblos und inhaltsarm. — Dem Texte liegt der von C. F. W. Müller (Leipzig 1903) festgestellte Wortlaut zugrunde, von dem Kukula nur an 14 Stellen abweicht, die am Schlusse des Kommentars zusammengestellt sind. Man kann den — meist leichten, wenn auch nicht immer zwingend scheinenden — Änderungen beipflichten. Die etwas dunkle Stelle ep. LIX 2, ad Traian. 113 (114), wird jedoch, meinen wir, weder durch Müllers noch durch Kukulas Lesung völlig geklärt. Immerhin gibt des letzteren Vermutung einen verständigen Sinn, und wenn man den Zweck, den Verf. verfolgt, und die Leser, für die er seine Ausgabe bestimmt, sich vergegenwärtigt, so ist sein Emendationsversuch nicht zu

Digitized by Google

mißbilligen. Kritische Untersuchungen vermeidet er in dieser Ausgabe, und auslassen mochte er den — wenn auch kurzen — Brief Trajans, ein kaiserliches Reskript über „die Ernennungstaxen neugewählter Dekurionen“, um deswillen nicht, weil er für die Regierungsmaximen des Trajan immerhin eine gewisse Bedeutung hat, wie denn Kukula durch eine etwas eingehendere Besprechung im Kommentar seine Wichtigkeit selbst anzudeuten scheint.

Die Einleitung (S. V—XXXVIII des zweiten Heftes) behandelt „Anfänge und Entwicklung der Epistolographie“ und zeigt hierin zugleich, welchen Einfluß die antike Briefform auf die spätere Zeit geübt hat; dann folgt „die Theorie des Briefes“ (Privatbriefe, literarische Episteln, amtliche Schreiben — letztere nach Plinius selbst die *inlitteratissimae litterae,* wie er denn seine amtliche Korrespondenz mit Trajan in einer besonderen Sammlung vereinigt hat), sodann „Inhalt, Sprache und Stil des Briefes“, ferner „das Briefzeremoniell“, endlich „die Briefe des j. Plinius“ (wobei in einer ausführlichen Fußnote das Wissenswerte über Plinius' Leben mitgeteilt ist). In diesem besonders lesenswerten Abschnitte wird ausgeführt, daß bei unserm Schriftsteller das ursprüngliche Wesen des Briefes in der Weise eine Änderung erfährt, daß er es mit bewußter Planmäfsigkeit über die Grenzen der Gattung hinaustreten läßt: es ist nicht mehr ein eigentlicher Brief, sondern eine Plauderei, ein Essay (als dessen Schöpfer Plinius gelten kann) über ein mehr oder minder eng begrenztes, aber in sich abgeschlossenes Thema, das jedesmal auf ein allgemeineres sachliches Interesse Anspruch machen konnte. Plinius hatte nichts weniger in Absicht, als eine Art „Briefsteller“ herauszugeben; vielmehr ist er der „Schöpfer unseres Feuilletons in Briefform“ geworden, und somit hat dieser Schriftsteller, wenn auch nicht der Koryphäen einer, nicht bloß im Mittelalter vorbildlich gewirkt, sondern ist bis in die neuesten Zeiten großen und kleinen Epistolographen bedeutend und nachahmenswert erschienen.

In dem Kommentar ist zur Bequemlichkeit des Lesers jedem Briefe eine kurze orientierende Titelüberschrift beigegeben und außerdem den allermeisten eine ausreichende historische Vorbemerkung vorausgeschickt, die manchmal recht eingehend ist und worin auf das besonders Charakteristische aufmerksam gemacht wird. Trotzdem die Anmerkungen sich auf das Notwendige beschränken und Wiederholungen vermeiden, ist doch, gemäß der Vielseitigkeit des Plinius selbst, sehr viel in ihnen geboten, meist sachliche (insonderheit über Rechtswesen und staatliche Angelegenheiten), aber auch sprachliche Dinge, nicht selten erklärende Übersetzungen; auf den Sprachgebrauch des Plinius wird nur vereinzelt hingewiesen. Zur nutzbringenden zusammenfassenden Wiederholung des Gelesenen steht am Ende des Heftes S. 116

Digitized by Google

bis 118 ein „Register der wichtigsten sachlichen und sprachlichen Erläuterungen", dessen fleißige Benutzung wir mit dem Verf. namentlich dem Anfänger empfehlen möchten; selbst unabhängig von der Lektüre können hier an manchen Stellen Altertümer studiert werden, z. B. über das *tirocinium fori*, das Centumviralgericht, die Prozeßführung *in iure* und *in iudicio* und manches andere. Parallelstellen werden nur selten herangezogen, es sei denn, daß auf die eine oder die andere in diesen Briefen selbst hingewiesen wird. — Zum Schluß können wir unser Urteil dahin zusammenfassen, dafs die vorliegende Ausgabe in der Sammlung der „Meisterwerke" einen hervorragenden Platz einnimmt und dafs sie für den ins Auge gefafsten Zweck aufs angelegentlichste zu empfehlen ist.

Hanau. O. Wackermann.

L. Hüter, Präparationen zu Euripides' Hippolytos. Hannover 1905, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Gödel. 52 S. 8. 0,90 *M*.

Hüter folgt im allgemeinen der Textausgabe von Altenburg 1903. Ob das wohlgetan war, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls genügt es nicht, in der Vorbemerkung zu sagen, daß diese Ausgabe nicht frei von störenden Druckfehlern sei; da sich bei Altenburg kein Druckfehlerverzeichnis findet, konnte es der Schüler von Hüter verlangen. Der Referent muß es hier für beide Herren nachholen: V. 105 fehlt *ὅσον* vor *γε δεῖ*, 417 *σχόον* st. *σκότον*, das *τ* steht falsch 418 in *τ' τοῖχων*, 440 *χἄπειτ* ohne Apostroph, 518 *μοιμή* zusammengedruckt, 500 falsch st. 600 gezählt, 736 *Ἀ Θ ρινῆνᾶς*, 737 *ἄλκας* st. *ἅλμας*, 789 *νεκρόν τιν* ohne Apostroph, 871 Fragezeichen st. Komma; übrigens fehlt am Kopfe dieses Verses die Angabe XO, denn hier spricht doch der Chor, 918 *κἀξευρίστετε*, 920 Fragezeichen falsch, 993 *εἰσορᾶς*, 1245 fehlt *ὅτῳ* vor *τρόπῳ*, 1263 Interpunktion nach *φρόντιζ'* fehlt, 1273 *ἀλμυρόν*, 1361 *προσφορά μ'* st. *πρόσφορά μ'*. In diesem Wort steckt noch ein zweiter Druckfehler, wie 1374 in *προσαπόλλυτε*, da Altenburg sonst in Zusammensetzungen mit *πρός* das Schlußsigma schreibt; vgl. 112 *πρόςφορα*, 1011 *προςλαβών*, 1078 *προςβλέπειν*, 1099 *προςείπαϑ'*.

Doch diese Bemerkungen treffen ja Hüter nur indirekt, insofern er in seiner Präparation, der Altenburgs Text zugrunde gelegt ist, den Schüler nicht auf die Fehler seines Textes aufmerksam macht. Rücken wir ihm also näher auf den Leib. In die Frage, ob gedruckte Präparationen wünschens- oder verdammenswert sind, lasse ich mich nicht ein: da schon so viele Präparationen vorhanden sind, mögen sie ja wohl für die Schüler der Gegenwart ein Bedürfnis sein. Aber wieviel an Vokabeln, Wendungen und Erklärungen in einer solchen Präparation zu geben ist, das ist doch eine nicht zu umgehende Frage. Ich gebe gern zu, daß uns hier ein objektiver Maßstab fehlt und die sub-

Digitized by Google

jektive Erwägung Richterin sein und bleiben wird. Auch sind wir ja eher an ein Zuviel als ein Zuwenig von seiten der Verfasser solcher Präparationen gewöhnt. Aber hier ist des Guten denn doch zu viel getan. Vokabeln wie V. 14 *ψαύω, γάμος*, 47 *ὅμως*, 53 *ἔξω*, 296 *ἰατρός, μηνύω*, 641 *πλεῖον = πλέον* usw., Erklärungen wie 34 '*λείπει* praes. hist.', 101 '*πύλαισι σαῖς ἐφέστηκεν = ἐπὶ ταῖς τῆς σῆς αὐλῆς πύλαις ἕστηκεν*', 147 '*τρύχῃ* 2 Pers. sing. ind. praes. pass.', 235 '*πώλων* abhängig von *ἔρασαι*' usw. weiß der Durchschnittsprimaner wirklich. Dagegen vermisse ich einen Hinweis auf den Unterschied der Formen *ἔσω* (V. 2) und *εἴσω* (V. 4), *κόρη* (V. 15) und *κούρα* (141), ferner war zu erklären 85 *σ' ἀμείβομαι*, 177 *τί σ' ἐγὼ δράσω*, 333 *μέθες*, 457 Subj. zu *ναίουσι*, 503 *μοί γε*, 605 *εὐώλενος*, 607 *πρός σε γονάτων*, 591 *ὤμοι ἐγὼ κακῶν*, 654 *ἐς ὦτα κλύζων*, 788 *ὡς κλύω*, 814 *σᾶς πάλαισμα μελέας χερός*, 1003 *λέχους ἁγνόν*, 1009 *ἐκαλλιστεύετο γυναικῶν*, 1388 *νυκτερός*, 1413 *τᾶν*.

Für nicht ausreichend oder unrichtig halte ich folgende Erklärungen: V. 23 '*με δεῖ* hat den Sinn von *δέομαι*', 104 'so ist es bei Göttern und Menschen', nein, sondern: die einen kümmern sich um diesen, die andern um jenen Gott oder Menschen, 191 *τοῦ ζῆν* = dieses Leben?, 227 *ὁ κλιτύς*, 238 '*παρακόπτει φρένας* Sinnesverwirrung', 252 *ὁ πολὺς βίοτος* 'das lange Leben, d. i. das zunehmende Alter', 347 *ὃ δὴ λέγουσιν ἀνθρώπους ἐρᾶν* erklärt als *ὃ λέγ. περί τινων ὅτι — ἐρῶσιν*, 550 'auf ihrer verzweifelten Flucht vor Herakles', vgl. 545 'obwohl sie ihn liebte', 587 *διὰ πύλας* nicht acc., sondern gen., 649 *νῶσι* steht freilich bei Älian *π. ζ.* VII 12, aber ist es deswegen eine für Euripides mögliche Form?, 1220 die Gepflogenheiten der Rosselenker liegen doch fern, 1299 *ὑπ' εὐκλείας* 'von Ruhm überschattet, in Ehren', aber vgl. 1390 *τὸ δ' εὐγενές σε τῶν φρενῶν ἀπώλεσεν*.

Nicht zu billigen ist es, daß die Erklärungen öfter in verzwickten, vielfach eingekapselten Sätzen gegeben sind, z. B. V. 31, oder zu wortreich ausfallen, z. B. V. 284. 1287.

In Etymologien arbeitet Hüter etwas zu viel; vgl. z. B. V. 733. Unbedingt zu vermeiden sind Angaben wie V. 36 *ναυστολέω* (*ναῦς, στέλλω*), 80 *σωφρονέω* (*σῶς* heil, *φρήν, ἡ*), 109 *κυναγία* (*κύων, ἄγω*) usw. Diese Worte kommen von *ναύστολος, σώφρων, κυναγός* her, erst für letztere paßt die Ableitung von *ναῦς* und *στέλλω* usw. Aber schon die Schreibung *ναυ-στολέω* verrät geringe Erfahrung in der inneren Etymologie, wie sie Uhle in einem Vortrag auf der Görlitzer Philologenversammlung genannt hat. Für unsere Schüler ist diese innere Etymologie mindestens so wichtig wie die äußere, d. h. die Heranziehung der verwandten indogermanischen Sprachen.

Nach den vorstehenden Ausführungen muß ich diese Prä-

Digitized by Google

paration zum Hippolytos entschieden ablehnen. Aber ich tue es mit Bedauern, weil in der Arbeit doch großer Fleiß und liebevolle Vertiefung in das Drama unverkennbar zutage tritt. Hüter hätte keine Präparation, sondern einen Kommentar zum Hippolytos schreiben sollen, der wäre gewiß gelungen.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

Hermann Seeliger, Antike Tragödien im Gewande moderner Musik. Ästhetische und metrische Studien. Wissensch. Beilage zum Programm des Realgymnasiums in Landeshut, Ostern 1905, Nr. 258. 72 S. 8. 3 *M*.

Mit dem Gymnasialwesen hat das vorliegende, sehr frisch, ja „temperamentvoll" geschriebene Schriftchen unmittelbar eigentlich nichts zu tun. Seine ausführlichere Anzeige gehört vielmehr in eine Zeitschrift für Musik. Da es aber immerhin von der antiken Tragödie handelt und gelesen zu werden verdient, so soll hier über seinen Inhalt und Wert kurz berichtet werden. Nach einer Einleitung, in der Wesen und Entwickelung der griechischen Musik kurz charakterisiert werden, bespricht der Verfasser die ihm bekannt gewordenen „Vertonungen" griechischer Tragödien. Am längsten verweilt er bei Mendelssohns Kompositionen der Chöre der Antigone und des Oedipus Col. (S. 15 bis 27); als bedeutend hebt er hervor die Musik des Engländers Stanford zu Oedipus Rex (Cambridge 1887); auch Ed. Lassens Musik zum selben Drama (Weimar 1874) lobt er, während er H. Bellermanns Bearbeitungen von vier Tragödien des Sophokles gering bewertet. Es stellt sich heraus, daß neuere Musiker am meisten von Sophokles angezogen worden sind, während für Euripides wenig Bemerkenswertes geleistet ist. Was Äschylus betrifft, so sei die Komposition der Perser von dem Erbprinzen Bernard von Sachsen-Meiningen (Weimar 1882) „überaus einfach und durchweg würdig gehalten", besonders interessant aber sei die Komposition des Agamemnon von dem Engländer Hubert Parry (Oxford 1880), die „am ehesten den Vorstellungen entsprechen dürfte, die wir uns von einer alten Tragödienmusik machen". S. 60 ist eine Übersicht über die dem Verf. bekannt gewordenen Kompositionen zu den drei Tragikern gegeben. Nicht zu kennen scheint er die Musik zum König Ödipus von Hans Dütschke (Leipzig 1884, Fues's Verlag R. Reisland) und das zu ihr gehörige interessante Büchlein Dütschkes: „Anleitung zur Inszenierung antiker Tragödien" (ebend. S. 8). Auch über die Musik zum Agamemnon von G. Romberg (Ferd. Schultz, weil. Direktor des Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg), die 1895 bei Carl Paez (D. Charton) in Berlin erschienen ist, hätte man gern etwas gehört. Im selben Verlage hat Schultz auch seine Musik zu den Eumeniden herausgegeben. Nach seinem kritischen Bericht kommt der Verf. zu dem, zweifellos richtigen,

Digitized by Google

Schlußergebnis, daß es ein bisher ungelöstes, ja überhaupt unlösbares Problem sei, die antike Tragödie bezüglich der Musik in ihrer ursprünglichen Gestalt auch nur annähernd wieder aufleben zu lassen. Auf der modernen Bühne solle man sich daher mit „Umwertungen“ begnügen, wie sie Goethe in seiner Iphigenie geschaffen habe und wie sie in Opernform vorliegen in H. Purcells Oedipus (17. Jahrhundert) und in dem ganz modernen „Orestes“ von Felix Weingartner. Das sind nun freilich keine „antiken Tragödien“ mehr; Weingartners Orest ist eine ganz neue Dichtung, ein im Wagnerschen Stile gehaltenes „Musikdrama“, bei dem antik lediglich der Äschylus entlehnte, aber frei gestaltete Stoff ist.

Die Kritik der besprochenen Kompositionen im einzelnen prüfen könnte nur wer die gesamte Arbeit des Verf.s selber noch einmal leisten wollte. Er scheint eifriger Wagnerianer zu sein. Daher seine geringe Bewertung Mendelssohns, den er sogar „ein kleines Talent“ nennt. Und auf „Papa Haydn“, meint er, „blicken wir heut kaum anders als mit gutmütigem Lächeln“, auf „den freundlichen alten Herrn mit seinem naiven Kindergemüt“. Es ist nur gut, daß solche Kritiken der unvergänglichen Schönheit so vieler Kompositionen von Mendelssohn und Haydn nichts anhaben können. Daß man, weil man sie im alten Gewande nicht vorführen könne, auf jede Bühnendarstellung antiker Tragödien grundsätzlich verzichten solle, ist doch wohl eine übertriebene Forderung. Denn die Erfahrung hat oft genug erwiesen, wie tief und gewaltig ihre Wirkung von der Bühne ist, obwohl, ja vielleicht eben weil wir sie unserem Publikum nicht so zeigen können, wie sie einst in Athen die Zuschauer entzückten. — Die Polemik gegen v. Wilamowitz (S. 47 f) ist durchaus zu billigen. Die Erörterungen des Verfassers sind mehrfach durch Notenbeispiele unterstützt. Von „metrischen“ Studien ist nicht viel zu merken.

Wittenberg. Heinrich Guhrauer.

W. Schütte, Die Heimkehr des Odysseus. Stralsund 1906, W. Zemsch. 32 S. 8. 0,50 *M*.

Geschickt und in ansprechender Form sind in diesem Drama die Hauptmomente der Odyssee zu einer wirkungsvollen Handlung zusammengezogen. Während der Vorbereitungen zu einem Mahl enthüllt ein Wechselgespräch zwischen Mentes, der hier etwa als des Hauses treuer Hüter erscheint, mit seinem Freunde Phemios das übermütige Treiben der Freier und eröffnet zugleich die Aussicht auf die nahebevorstehende Heimkehr des Königs. Da betritt dieser auch, dem Sohne bereits bekannt, von Eumaios geführt, in Bettlergestalt den heimischen Palast. Es folgt das Mahl der Freier, die Verspottung des Bettlers, sein Kampf mit Iros. Penelope kündet für den nächsten Morgen den Wettkampf an und befragt

Digitized by Google

nach dem Aufbruch der Freier den Fremdling nach Odysseus; dieser wird von Eurykleia erkannt. Der Morgen kommt und mit ihm die Entscheidung. Odysseus allein vollbringt den Schuß; von den Freiern erkannt, vollzieht er die Rache. In einer kurzen wirkungsvollen Szene schließt das Stück mit der Wiedererkennung des Odysseus durch Penelope.

In sinniger Weise sind in diesem kurzen Verlaufe der Handlung die Einzelheiten gestaltet. Der Mordanschlag der Freier auf Telemach wird motiviert, indem Antinoos droht: „Wenn du dir den Gemahl Nicht bald gewählt, so töten wir den Sohn, Verteilen alle Güter des Odysseus, Dich selber senden wir zum Vater hin". Der treue Argos wird nicht übergangen; wirksam steht die Gestalt des warnenden Theoklymenos vor den Freiern. Der zwiefache Wurf nach dem Bettler, eine Wiederholung, die den Kritikern viel zu schaffen macht, vollzieht sich hier ungezwungen.

Das Erscheinen dieses Dramas zeigt von neuem von der unerschöpflichen Lebenskraft Homerischer Dichtung[1]). Es ist für Schüleraufführungen vorzüglich geeignet.

Schöneberg bei Berlin. E. Naumann.

Gerhard Budde, Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1812 bis auf die Gegenwart. Halle a. S. 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. 174 S. 8. 2,80 *M*.

Wer von alt- oder neuphilologischen Kollegen den Titel des Buches liest, das hier besprochen werden soll, wird sich des frohen Gefühls nicht entschlagen können: endlich einmal eine Zusammenstellung, eine klärende Übersicht über die wirre Klasse der methodischen Schriften, Schriftchen und Reden über den umstrittenen Gegenstand des Unterrichts. Nicht wieder eine neue Meinung zu den tausend alten über Wert und Art der schriftlichen Arbeiten — diesen mehr als in einem Sinne echten Schmerzenskindern aller Schulmeister —, sondern eine historische, objektive Betrachtung der Entwickelung dieses Sorgenkindes. In der Tat, solch eine zusammenfassende Arbeit ist — ein Bedürfnis der Gegenwart, wie man nach unrühmlichen Mustern, aber treffend sagen könnte.

Wie ein dichter Regen rieselten und rieseln noch heute die widersprechendsten Urteile über Nutzen und Schaden, Notwendigkeit und Entbehrlichkeit der Extemporalien, Exerzitien, Diktate, Retroversionen, Herübersetzungen, Aufsätze, Narrationen usw. auf den Schulacker nieder und lassen Weizen und Unkraut in buntem Durcheinander aus dem meinungdurchtränkten Boden emporschießen in Gestalt von schriftlichen Arbeiten verschiedenster

[1]) Der Verfasser, ein hochverdienter Schulmann, ist von Fach Mathematiker und Naturforscher.

Digitized by Google

Art. Es ist unmöglich, in diesem trüben Geriesel und auf dem überwucherten Felde klare Wege zu unterscheiden, ein jeder bahnt sich den seinen zu einem mehr oder weniger klar erkannten Ziele, getrieben durch die Windstöße, die, von Zeit zu Zeit von der Höhe des Regierungstisches als Verordnungen herniederfahrend, den Nebel zu zerreißen versuchen. Leider nur versuchen; denn die Nebelschwaden philologischer Meinungen, Liebhabereien und Rechthabereien schließen sich immer wieder, den Fernblick hemmend, zusammen, — und weiter tappt man in seiner Ackerfurche und läßt das Meinungsgeriesel gelassen über sich ergehen.

So geht es vielen, recht vielen Kollegen. Das Buddesche Buch will nun Klarheit in die trübe Landschaft tragen, erklären, wie das Geriesel und warum es entstanden ist, wo die Quellen der Fluten liegen, und es will die Wasser scheiden und sammeln zu Bächen und Flüssen, auf daß man sehe, welcher Strom das Schulschifflein zu tragen tief und ruhig genug ist. Ein mühseliges, aber verdienstvolles Beginnen! Eine Geschichte der schriftlichen Arbeiten, die ein Jahrhundert umfaßt, müßte den Lauf der Ströme und ihrer Nebenflüsse klar erkennen lassen und deutlich zeigen, wo sie münden oder münden werden. So sollte man meinen; leider kann ich ein Aber nicht unterdrücken.

Budde hat eifrig gesammelt, sehr eifrig, aber noch nicht genug. Er hat klar disponiert; wer seinen „Inhalt" (S. 7f.) liest, wird mit Freuden empfinden, daß B.s Einteilungen einen bislang schmerzlich entbehrten Überblick bieten. Die Gliederung, die den reichen Stoff zugleich sachlich und zeitlich scheidet, ist zu loben. In einem ersten Abschnitt werden die altsprachlichen Arbeiten behandelt, er zerfällt in fünf Unterabteilungen. Dem Zeitalter des stilistischen Formalismus (1812—1836) folgt das des grammatischen Formalismus (1837—82), ein Zeitraum, der wieder in mehrere Perioden — leider nicht näher charakterisiert — zerlegt ist. Ihm schließt sich an das Zeitalter[1]) des Übergangs vom stilistischen und grammatischen Formalismus zum historischen Prinzip (1882—92). Den Abschluß bilden das Zeitalter des historischen Prinzips (1892—1901) und „die Verhältnisse" seit 1901. Der zweite Abschnitt bringt in wesentlich kürzerer Fassung (15 Seiten gegen 155 des ersten Abschnitts) die Geschichte der neusprachlichen schriftlichen Arbeiten. Das Ganze läuft in ein Schlußwort aus, in dem der Verfasser den eigenen Standpunkt darlegt.

Dieser äußere Rahmen der „Geschichte", der durch den Stoff gerechtfertigt und um seiner Übersichtlichkeit willen zu loben ist, wird nun angefüllt mit einer so großen Stoffmenge, daß eine noch weiter eindringende, auch im Text sich scharf markierende, nach sachlichen Gesichtspunkten gegliederte Gruppierung nötig gewesen wäre. Die reinliche Scheidung der Ver-

[1]) Könnte auch bloß „Zeit" heißen.

Digitized by Google

treter des Formalismus — um der Kürze halber vielgebrauchte Schlagwörter zu benutzen — und des historischen Prinzips, das den Stoff über die Form stellt, hätte konsequent durchgeführt werden müssen. Größere Gruppen gleicher, ähnlicher oder verwandter Anschauungen in den einzelnen „Zeitaltern" hätten gebildet werden sollen, die Mittelstellungen, die Übergänge, die Extreme begründet und scharf charakterisiert werden müssen. Das hätte die Lesbarkeit des Buches und damit seinen Nutzen für die Lehrerwelt nicht wenig erhöht.

Buddes Buch führt den Titel „Geschichte". Geschichte ist aber nicht Aneinanderreihung von Materialien, und wäre deren Masse noch so groß, Geschichte ist die begründende Klarlegung einer Entwicklung, in der die Einzelheiten den typischen Erscheinungen zwar Farbe und Charakter geben sollen, aber nicht überwuchern dürfen. Der Verfasser ist nun der Einzelheiten, so interessant und lehrreich jede an sich sein mag, nicht überall in dem Maße Herr geworden, daß sie sich zu einem großzügigen Ganzen zusammen schlössen. Budde hätte sein Buch nicht eine „Geschichte", sondern Materialien zu einer solchen nennen sollen. Seine Arbeit ist eine Stoffsammlung, und zwar eine sehr wertvolle, die bereits gesichtet, aber noch nicht glättend und verbindend verarbeitet ist.

Doch ist das Buch auch schon in seiner jetzigen Gestalt wohl geeignet, eine Anschauung zu geben von dem heißen Bemühen der deutschen Philologenwelt der letzten 100 Jahre, die schriftlichen Arbeiten grundsätzlich und in der Praxis so gut zu gestalten, daß sie zu fruchtbaren Bildungsmitteln werden. Die Gründlichkeit und der Scharfsinn dieser Männer ist ebenso zu bewundern, wie die Verschiedenartigkeit ihres Denkens und ihrer Forderungen erstaunlich ist. Buddes Buch lehrt uns, daß Forderungen, die heute unter der Flagge des historischen Prinzips als modern durch die Schulwelt segeln, sich eines ehrwürdigen Alters erfreuen, daß bereits Männer wie Hegel und Herbart den Grundsatz verfochten haben: die klassischen Sprachen dürfen nicht um der formalen Geistesschulung willen getrieben werden, sondern ihr Betrieb — und damit die schriftlichen Arbeiten — ist nur ein Mittel, den Kulturgehalt der alten Welt den Schülern nahe zu bringen. Ist damit der Vorteil formaler Bildung verbunden, insbesondere auf der Mittelstufe, so ist das mit Freuden und dankbar anzunehmen. Wir erkennen aus der Buddeschen Arbeit, daß das Schönreden des stilistischen Formalismus in der Mitte des Jahrhunderts der logischen Schulung durch Grammatikbetrieb geopfert wird. Wir sehen weiter, daß die Übertreibungen dieser Methode, die sich von der Schönrederei des lateinischen Aufsatzes nicht hat frei machen können, in den 70er und 80er Jahren starke Gegner auf den Plan rufen, die der Form den Inhalt gegenüberstellen, die das Verständnis der Schriftsteller über das

Digitized by Google

grammatische Wissen und Können setzen. Der Verfasser zeigt uns auch, daß die Verordnungen und Lehrpläne der Regierung bald der Niederschlag der zeitweilig herrschenden Ansichten sind, bald im Gegensatz zu diesen die Anschauungen nur weniger, aber mächtiger Männer widerspiegeln, sich überleben, durch Neues ersetzt werden und stets ein Gegenstand heißen Streites unter den Schulmännern sind. Der Kampf der Meinungen auf allgemeinen Schulkonferenzen, Philologentagen, Direktorenversammlungen wird uns in nuce vorgeführt, und eine fast erdrückende Masse von Aufsätzen und Broschüren wird herangezogen; die hervorragendsten Pädagogen und Gelehrten fast aller Fakultäten kommen zu Worte. Kurz, ein reichhaltiges, buntes Bild wird uns entrollt, dem ich viele Beschauer wünsche. Insbesondere wünsche ich, daß die Männer eines starren Prinzips — ob historischer oder formaler Richtung, ist dabei ganz einerlei — die Buddesche Arbeit lesen, um daraus zu sehen, daß der Gegner für seine Meinung sehr triftige Gründe ins Feld führen kann. Vom Gegner kann man sehr viel lernen, und was man aus dem Buddeschen Buch lernt, das übersetzt sich ganz von selbst in die Praxis des eigenen Unterrichts. Daß der aber profitiert, ist die Hauptsache bei allem Streit, nicht daß man theoretisch recht behält, womit, so sagt man, mancher Schulmeister schon ganz zufrieden ist.

Zu einer alleinseligmachenden Methode führt auch Buddes Buch nicht, es führt zu einem Kompromiß zwischen formalem und historischem Prinzip; auf Unter- und Mittelstufe vor allem die Form, auf der Oberstufe der Inhalt. Wenn nun irgendwo im Leben der Kompromiß am Platze ist, so ist er es im praktischen Schulleben, sobald es sich um Unterrichtsmethoden handelt.

Daß der erste Versuch, eine Geschichte der schriftlichen Arbeiten zu schreiben, mancherlei Mängel zeigt, ist bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Aufgabe nicht zu verwundern. Im einzelnen möchte ich dem Verfasser vorschlagen, bei einer eventuellen Neubearbeitung die Ausführungen der zitierten Streiter nicht in indirekter Rede wiederzugeben. Es wirkt ermüdend, seitenlang und absatzlos durch solche Redeform sich durcharbeiten zu müssen. Auch würde ich empfehlen, das, was der Verfasser selbst zu sagen hat, äußerlich schärfer von den Zitaten abstechen zu lassen und eine Reihe dieser Zitate getrost ins Souterrain zu verweisen. Der Quellennachweis ist nicht vollständig; tatsächlich hat der Verfasser viel mehr Material verwandt, als er am Schlusse seiner Arbeit aufzählt. Sehr lehrreich wäre es gewesen, wenn auch die ausgezeichneten Instruktionen für die österreichischen Gymnasien berücksichtigt und die Programmliteratur reichlicher benutzt wäre. Schließlich würde es den Überblick über die Gesamtentwickelung der behandelten Frage erleichtert und das Urteil des Lesers sicherer gemacht haben, wenn die Lehrpläne der

Digitized by Google

verschiedenen Perioden nebeneinander, am besten in übersichtlicher, tabellarischer Form, abgedruckt worden wären.

Der Verfasser wird es dem Referenten, der jahrelang mit ihm als Kollege an der gleichen Anstalt gewirkt hat, nicht verargen, wenn er in aller Offenheit auf das, was er an der verdienstvollen Arbeit gebessert sehen möchte, hingewiesen hat. Allen Kollegen aber wird Buddes Buch ein wertvoller und interessanter Führer sein durch das Gewühl des Kampfes um die besten Methoden im fremdsprachlichen Unterricht. Denn die Frage nach dem Wert und der besten Art der schriftlichen Arbeiten erweitert sich von selbst zu der Kardinalfrage: Welchen Wert besitzen die Fremdsprachen, insbesondere die alten, für die Bildung und Erziehung unserer Jugend überhaupt, und wie sollen sie gelehrt werden? Die Antwort auf diese Frage enthält zum Teil auch schon die Lösung jener. Und über diesen „Haupt- und Generalpunkt“ des Unterrichts sprechen im Buddeschen Buche zu uns Männer wie Hegel, Herbart, Böckh, Wiese, Paulsen, Lattmann, Schiller, Münch, Jäger, Matthias und mancher andere namhafte Mann. Tiefes Wissen, scharfes Denken, treffende Worte, vereinen sich hier zu einem Quell, aus dem zu eigenem Nutz und Frommen hoffentlich recht viele Kollegen schöpfen werden.

Wer aber meint, daß in unserer modernen Zeit, der man so gern mit herben Worten Mangel an Idealismus und ebenso oft Gleichgültigkeit gegen die antike Kultur vorwirft, daß in dieser so oft gescholtenen Zeit keine Mühe und keine Methode der wachsenden Unkenntnis in den alten Sprachen zu steuern vermöge, der getröste sich der Tatsache, die aus Buddes Buch evident hervorgeht, daß es keine Zeit gegeben hat, in der nicht über mangelhafte Leistungen der Schuljugend in den alten Sprachen herzzerbrechend gestöhnt worden wäre.

Hameln. E. Erythropel.

---

1) **Ludwig Walker, Grammatisches Übungsbuch für den englischen Unterricht.** Nach der analytischen Methode. — A. u. d. T.: Fremdsprachlicher Unterricht III. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. VII u. 202 S. 8. 2,40 *M.*

Das vorliegende Buch ist für den englischen Unterricht auf Gymnasien nicht geeignet, weil es die dauernde Benutzung der Hölzelschen Anschauungsbilder voraussetzt und lediglich auf die Einübung der alltäglichen Umgangssprache ausgeht. Wenn es trotzdem in dieser Zeitschrift zur Besprechung gelangt, so verdankt es dies der meistenteils vortrefflichen Fassung der grammatischen Regeln und ihrer geschickten methodischen Anordnung, Eigenschaften, durch die es besonders jüngeren Lehrern ein brauchbares Hilfsmittel für die Vorbereitung auf den an die Lektüre anzuknüpfenden Unterricht werden kann, wie es meines Erachtens der einzig geeignete für

Digitized by Google

das Gymnasium ist. Es zerfällt in zwei Kurse, von denen der erste 40, der zweite 25 Lektionen enthält. In jeder Lektion finden sich zunächst englische Einzelsätze, die sich auf ein näher bezeichnetes Hölzelsches Anschauungsbild beziehen und in diesem ihren Zusammenhang haben. An diese Sätze schließen sich grammatische Regeln; sie werden aus Beispielen hergeleitet oder an solche angeknüpft, die größtenteils diesen Sätzen entnommen sind, und durch fetten Druck der auf die Regeln bezüglichen Wörter wird schon in den Sätzen auf diese Regeln hingewiesen. Den Schluß jeder Lektion bilden deutsche Übungssätze nebst einigen in den englischen Sätzen noch nicht vorgekommenen Vokabeln. Über den Standpunkt, den der Verf. zu solchen deutschen Übungssätzen einnimmt, und über ihre Berechtigung im fremdsprachlichen Unterrichte handelt er ausführlich in der Vorrede und gibt sich dadurch als unbedingten Anhänger der analytischen Methode zu erkennen; als solcher glaubt er sich wegen der Zufügung der deutschen Übungssätze seinen Gesinnungsgenossen gegenüber fast entschuldigen zu müssen und verwahrt sich ausdrücklich gegen die etwaige Folgerung von Gegnern der analytischen Methode, daß dies Buch ein Produkt ihrer Schule sei. Ob dieser Standpunkt berechtigt ist oder nicht, lasse ich unerörtert in der Erwartung, daß es die Zukunft lehren wird. Doch sei das, wie es wolle: die Behandlung der grammatischen und stilistischen Regeln ist, ich wiederhole es, nahezu musterhaft im ersten wie im zweiten Kursus. Der letztere greift zunächst immer auf den ersten zurück und bringt sodann zu ihm Ergänzungen, die mehr den englischen Sprachgebrauch und seine Abweichungen vom deutschen betreffen. Auch in diesem Teile des Buches ist an der Fassung und Reihenfolge der Regeln nichts Erhebliches auszusetzen. Den Schluß des Buches bildet May's Journey to England von L. Spies, vom Verfasser des Buches mit einem Worterklärungen enthaltenden Vokabular versehen. Endlich ist dem Buche ein Pictorial Plan of London beigegeben.

In der Fassung der Regeln sind nach meiner Ansicht einige Änderungen wünschenswert oder nötig. Auf S. 9 wird unter Nummer 4 von der Bildung des Plurals der Volksnamen auf -man gehandelt; von ihnen heißt es: 'Sie haben im Plural men, wenn sie Zusammensetzungen sind, also wenn das erste Wort für sich verständlich ist; sie hängen s an, wenn sie keine Zusammensetzungen sind, also wenn das erste Wort nicht für sich verständlich ist'. Ich schlage vor: ihr erster Teil statt 'das erste Wort'. Auf S. 12, Regel 4 heißt es: 'Gebirge und einige Ländernamen sind Plural'. Ich möchte lieber sagen: Einige Gebirge und Ländernamen. Auf S. 58, Regel 2 heißt es von den englischen Verben, die abweichend vom Deutschen transitiv sind, wie to follow, to serve, to meet, to obey usw.:

Digitized by Google

'Sie können abweichend vom Deutschen ein persönliches Passiv bilden'. Ich schlage statt dieser Fassung vor: Sie bilden ein persönliches Passiv. — Die 8. Regel lautet: 'Wenn Haupt- und Nebensatz dasselbe Subjekt haben, tritt an Stelle des Personalpronomens das reflexive'. Der Satz, aus dem die Regel hergeleitet ist, heißt: He imagined himself the cause of discomfort. Hier ist also nur ein Hauptsatz und gar kein Nebensatz vorhanden. Die Regel muß vielmehr lauten: 'Das deutsche Personalpronomen als Objekt wird, wenn die von ihm bezeichnete Person oder Sache zugleich Subjekt des Satzes ist, durch das englische Reflexivpronomen ausgedrückt' oder: 'Wenn Subjekt und Objekt des Satzes dieselbe Person oder Sache sind, so wird das pronominale Objekt durch das reflexive Pronomen ausgedrückt'. — In den Vokabeln zu May's Journey von S. 194 an finden sich die Angaben 'Seite 1' usw., die sich wahrscheinlich auf die Originalausgabe dieses Werkchens beziehen, aber mit dem Abdruck im vorliegenden Buche nichts zu tun haben. Sie müssen künftig entweder durch die Seitenzahlen des Abdrucks oder durch die Zahlen der Abschnitte desselben ersetzt werden. — Zu bedauern ist, daß eine so große Zahl von Berichtigungen auf S. X nötig gewesen ist. Eine von ihnen bedarf selbst einer Berichtigung: S. 105, Zeile 4 v. u. ist nämlich zweimal three statt four zu lesen. Die Berichtigung zu S. 64, Zeile 10 v. u.: 'lies gesünder statt gesunder' halte ich für überflüssig; man vergleiche Duden, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache unter 'gesund'. Dagegen möchte ich folgende Berichtigungen hinzufügen: S. 17, Zeile 19 v. o.: Gutsherr st. Guthserr; S. 49, Zeile 2 v. o.: be st. he; ebd. Zeile 2 v. u: medicine st. medecine.

2) Wilhelm Steuerwald, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit Wörterbuch. Dritte Auflage. Stuttgart 1906, Muthsche Verlagshandlung. VIII u. 390 S. 8. 3,20 ℳ.

Der Herausgeber hat sich nach dem Vorworte bemüht, in diesem Buche 'einen ebenso anziehenden als würdigen Stoff für die englische Lektüre zusammenzutragen'. Er hat ferner 'möglichste Mannigfaltigkeit angestrebt, um die Sprache in verschiedenen Anschauungs- und Wissenskreisen zu Wort kommen zu lassen und so zugleich eine Anlehnung an die verschiedenen Unterrichts-Sprachen (will sagen -Fächer) zu ermöglichen'. Endlich hat er reichlich Stücke geboten, 'welche die britische Nation, ihre Geschichte, Sprache und Literatur, ihr Land, ihre Sitten und Eigentümlichkeiten zum Gegenstande haben'. Angeordnet sind die prosaischen Lesestücke meist nach ihrem Inhalt, abgesehen von den drei Proben der rednerischen Prosa, den Briefen, den Materials for Conversation und den Dialogues, die mit Rücksicht auf die Form zusammengestellt sind. Der erste Abschnitt mit der Über-

Digitized by Google

schrift Human life, Nature, God enthält 51 kürzere und längere Lesestücke: Fabeln, Anekdoten, lehrhafte Erzählungen, naturgeschichtliche Beschreibungen, moralische Abhandlungen, einige Bibelstellen und eine Menge von Sprichwörtern. Der zweite Abschnitt, überschrieben: History, Mythology, Tradition, weist 30 Stücke auf, die meist der englischen Geschichte entnommen sind. Der dritte Abschnitt umfaßt 20 Lebensbeschreibungen englischer Schriftsteller von Chaucer bis Tennyson. Der vierte Abschnitt behandelt in 23 Lesestücken Geographisches und Kulturgeschichtliches. Die beiden nächsten Abschnitte enthalten 3 Rhetorical Passages und 23 Letters usw. Nun folgen in 42 Nummern Materials for Conversation und Dialogues, Schule, Haus, Stadt, Körper, Familie, Jahreszeiten, Wetter, Handwerk, Handel und verschiedene Lebenslagen betreffend. Endlich bringt der Abschnitt Poetry 39 Gedichte, meist lyrischen, nur teilweise erzählenden Inhalts; ihren Schluß bilden einige Stellen aus Miltons Paradise Lost und aus Shakespeares Dramen. Für die Materials for Conversation und die Dialogues ist ein nach der Reihenfolge der Stücke geordnetes Vokabelverzeichnis auf S. 287—310 vorhanden, und dem Verständis des ganzen Buches dient ein alphabetisches Wörterbuch. Eine Übersicht der Aussprachebezeichnungen in diesen letzten Abschnitten ist auf S. 287 gegeben; es sind dieselben, die sich u. a. in Deutschbeins englischen Lehrbüchern finden.

Die Auswahl der Lesestücke ist an sich tadellos, doch scheint sie mir nur den Anforderungen der Mittelstufe höherer Schulen zu genügen, nicht aber den Bedürfnissen des Gymnasiums zu entsprechen. Denn wenn das Buch auch für den Anfangsunterricht in der Obersekunda des Gymnasiums recht wohl brauchbar ist, so wird seiner Einführung doch der Umstand hinderlich sein, daß neben ihm ein grammatisches Lehrbuch nötig sein würde. Es kann deshalb nur für Realanstalten und höhere Mädchenschulen empfohlen werden, wo es auf der Mittelstufe gute Dienste leisten wird und wohl auch schon geleistet hat, wie die wiederholten Auflagen beweisen. Papier, Ausstattung und Druck sind gut. Von Versehen sind mir folgende aufgefallen und bedürfen der Verbesserung in der nächsten Auflage: S. 2, Z. 32: place statt pace, S. 9, Z. 7: for me statt for myself, S. 21, Z. 12: afficers statt officers, ebd. Z. 35: cautions statt cautious, S. 233, Z. 34: Behren's statt Behring's. Auf S. 317 fehlt unter beam die Bedeutung Balken zu S. 8, Z. 11, 14, 24; auf S. 318 fehlt unter bind die Bedeutung einfassen, besetzen zu S. 15, Z. 16.

Quedlinburg. Paul Schwarz.

Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Zusammengestellt von **M. Hoffmann.** Leipzig 1905, Duncker & Humblot. VIII u. 399 S. 8. 6 *M.*

Es war ein glücklicher Gedanke, aus der Fülle der historischen Werke unseres größten Geschichtschreibers eine Reihe kunstvoll herausgearbeiteter und in sich abgerundeter Geschichtsbilder zusammenzustellen und so auch demjenigen, dem es an Zeit gebricht, die einzelnen vielbändigen Werke zu lesen, einen Vorgeschmack des unerschöpflichen Reichtums an historischer Belehrung und reifster Lebensweisheit, den die Werke enthalten, zu geben und die Lust zu erwecken, doch wenigstens den einen oder den anderen Teil, wie etwa die Geschichte der Päpste, die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, die französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, die englische Geschichte im 17. Jahrhundert, sobald die Zeit es erlaubt, durchzuarbeiten. Auch dem Geschichtslehrer der obersten Klassen der höheren Schulen ist mit dieser Auswahl ein großer Dienst erwiesen. Denn sie ermöglicht es ihm, auf seinen eigenen Vortrag diesen oder jenen Abschnitt belebend oder aufklärend wirken zu lassen oder ihn in seinem Wortlaut ohne weiteres den Schülern vorzulesen. Eine gut geschriebene Einleitung beleuchtet die Entstehung und Bedeutung der einzelnen Werke, ihren Zusammenhang mit Rankes persönlichem Wesen und seinem äußeren Leben. Es folgen dann 58 ausgewählte Stücke, unter ihnen eine Reihe scharf umrissener Charakterschilderungen historisch bedeutender Männer und Frauen. Nur die drei ersten Stücke beschäftigen sich mit dem Mittelalter. So gewann der Herausgeber den nötigen Raum, um die Darstellungen aus der Neuzeit von Maximilian I. bis herab zu Bismarck, das Hauptarbeitsgebiet Rankes, mehr berücksichtigen zu können. In der Auswahl mußte sich der Herausgeber Beschränkung auferlegen, um das Buch nicht zu sehr anschwellen zu lassen, sonst hätte man gern noch manches aufgenommen gesehen, z. B. die lebensvolle Schilderung Josephs II. aus dem Werke „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“. Manche Abschnitte wurden gekürzt, um das Bild mehr abzurunden und das Verständnis zu erleichtern. Knappe Anmerkungen unter dem Text geben Aufschluß über Personen und Sachen. Bei jedem Abschnitt wird der Teil der Gesamtausgabe der Werke bezeichnet, aus dem er genommen ist. Ein Porträt Rankes, dem das von Schrader gemalte und in der Berliner Nationalgalerie befindliche Bildnis zur Vorlage diente, ist dem schön ausgestatteten Bande beigegeben.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Herders Bilder-Atlas zur Kunstgeschichte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Teil I: Altertum und Mittelalter. 76 Tafeln (Quer-Folio) mit 720 Bildern. 8 *M.*

Der ganze Atlas umfaßt ungefähr 150 Tafeln. Der zweite

Digitized by Google

(Schluß-) Teil, enthaltend die „Neuzeit“ nebst erklärendem Inhaltsverzeichnis für das ganze Werk, wird Ende 1905 erscheinen.

Der Herdersche Atlas will ein nach pädagogischen Grundsätzen sorgsam ausgewähltes und mit Hilfe der modernen Reproduktionsverfahren möglichst naturgetreu wiedergegebenes Anschauungsmaterial für den Unterricht in der Kunstgeschichte an den höheren Schulen bieten.

Das beste Anschauungsmaterial bieten in größeren Städten Museen, Bau- und Bildwerke im Original; in kleineren Städten, die wenig oder gar keine Kunstschätze besitzen, kommen zunächst größere Einzelreproduktionen oder Sammlungen von solchen in Betracht wie die Brunn-Bruckmannschen Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, die Seemannschen Bilder für Wechselrahmen oder zur Not Skioptikon-Projektionen.

Der Kunstatlas kommt erst in zweiter Linie in Betracht, er gehört in die Bibliothek der Oberklassen und in die Hand des Lehrers, damit das Anschauungsmaterial hier und da ergänzt werden kann. Diesem Zwecke entsprechend ist der Herdersche Kunstatlas eingerichtet. Er erfreut, abgesehen von der griechischen Kunst, durch große Reichhaltigkeit. Die Reproduktionen sind vortrefflich hergestellt, nur sind sie teilweise doch etwas zu klein geraten; insbesondere beeinträchtigt bei der Wiedergabe der Bauwerke die Kleinheit der Ausführung die Deutlichkeit.

Die griechische Kunst ist, wie schon oben angedeutet, sehr stiefmütterlich behandelt. Sie füllt nur 7 Seiten, während z. B. die orientalische, allerdings mit Einschluß der indischen und japanischen, 10 Seiten, die altchristliche 10, die romanische 17, die gotische Kunst 26 Seiten in Anspruch nimmt.

Daß man, entsprechend dem Interesse, welches die mongolische Rasse seit den letzten geschichtlichen Ereignissen bei uns gewonnen hat, auch auf ihre Kunst im Unterricht gelegentlich hinweise, scheint mir empfehlenswert; aber ich kann der ostasiatischen Kunst, so malerisch sie wirken mag, nicht entfernt den gleichen Bildungswert für die Jugend zuerkennen wie der griechischen.

Keine Kunst spricht so zum Herzen der Jugend wie die griechische. Und da fehlen nun in dem Herderschen Atlas Bildwerke, die man der Jugend nicht vorenthalten kann, wenn sie die Entwickelung der griechischen Kunst verstehen soll, wie z. B. der Jüngling von Tenea, die Ägineten, der Hermes des Praxiteles. Eine Rekonstruktion von dem Innern des Zeustempels von Olympia oder des Parthenon ist nicht vorhanden, hingegen ist eine Rekonstruktion des Salomonischen Tempels gegeben. Die ganze Akropolisarchitektur ist, abgesehen von einigen dürftigen Grund- und Aufrissen, mit einer Gesamtrekonstruktion abgetan; von den Schönheiten des Erechtheions sieht der Schüler nichts.

Die Unterschriften sind in deutscher und französischer Sprache

Digitized by Google

gehalten. Die Verlagshandlung hat also wohl den Wunsch, den Kunstatlas auch in Frankreich auf den höheren Schulen eingeführt zu sehen. Sehr eingehend ist die gotische Kunst behandelt. Besonders wertvoll sind hier die vielen Einzelheiten der gotischen Architektur, die ja erst den Reiz derselben voll zur Geltung bringen.

Pr. Stargard. Eins.

Stielers Hand-Atlas, neunte Auflage, 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. Gotha 1905, J. Perthes. 50 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zu je 0,60 ℳ. Dazu ein alphabetisches Verzeichnis aller im Atlas vorkommenden Namen zum Preis von 3,50 ℳ.

Nun liegt der „Große Stieler" fertig vor. Die Reichhaltigkeit seines Inhalts ist durch das vorzüglich sorgfältig ausgearbeitete Namensverzeichnis, das ihn begleitet und jeden in ihn aufgenommenen Namen auf seinen Karten (also ungefähr jeden Ort der Erdoberfläche seiner Lage nach) binnen weniger Sekunden auffinden läßt, deutlich gekennzeichnet: es enhält nahezu eine Viertelmillion Namen!

Der beträchtliche Vorzug der neuen Auflage liegt, wie schon bei Anzeige der Anfangslieferungen an dieser Stelle hervorgehoben wurde, nicht bloß in der Erweiterung auf 100 Karten, sondern in der technischen Vervollkommnung, die insbesondere durch Einführung des braunen an Stelle des schwarzen Kolorits für die Geländeschraffierung die Karten viel leichter lesbar und dabei trotz elegantester Herstellung den Atlas so erstaunlich billiger gemacht hat.

Ein ganzer Stab bestens geschulter Kartographen und Techniker der berühmten Perthesschen Geographischen Anstalt sind viele Jahre hindurch unablässig bei der Arbeit gewesen, dieses Meisterwerk zu vollenden, dem keine Nation ein gleichwertiges an die Seite zu stellen vermag. Es gibt freilich auch nicht viele Örtlichkeiten auf Erden, wo so reichhaltiges Quellenmaterial für kartliche Darstellung der ganzen Erdoberfläche zusammenströmte wie in Perthes' Institut. Um diesen doppelten Glücksumstand, Vorhandensein der bestgeeigneten Kräfte und der Fülle kostbaren Arbeitsmaterials, zur Herstellung eines harmonisch allen Ländern gerecht werdenden Atlas auf der Wissenshöhe der Gegenwart zu verwerten, bedurfte es nun eben dieser Vermehrung der Kartenzahl auf ein volles Hundert.

Diese 100 Karten verteilen sich so, daß vier entfallen auf allgemeine Verhältnisse (zwei Karten des nördlichen und südlichen Sternhimmels, zwei Planiglobenkarten, eine Erdkarte in Merkatorentwurf mit den Weltverkehrslinien u. dgl.), 13 auf Mitteleuropa, 35 auf das übrige Europa, 48 auf die außereuropäischen Länder. In der Reichhaltigkeit der letztgenannten Gruppe wird der Große

Stieler nur um ein Mehr von zwei Karten übertroffen von dem großen Handatlas, den Frankreich Vivien de St. Martin verdankt, der dafür aber in der Anzahl seiner Karten zur europäischen Länderkunde unserem Stieler weit nachsteht.

Sehr zweckdienlich erscheint die in der neuen Auflage nach Möglichkeit durchgeführte Gleichheit des Kartenmaßstabes. Fast alle Länder Europas (natürlich mit Ausnahme Rußlands und Skandinaviens) sind in dem stattlichen Maßstab 1 : 1½ Million gezeichnet, die meisten außereuropäischen Länder in 1 : 7½ Millionen, die Vereinigten Staaten Amerikas gleich dem europäischen Rußland in 1 : 3700000, während für Australien das Maß von 1 : 5 Millionen genügte.

Die Glanzseite des Atlas besteht in der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit seiner Angaben und in der äußerst naturgetreuen und plastisch wirkungsvollen Wiedergabe des Geländes. Welch unendliche Mühe steckt z. B. in den inhaltschweren Blättern 37—39, die wohl zum erstenmal in einem deutschen Atlas die großartigen Aufnahmen der britischen Nation von ihrem vaterländischen Archipel erschöpfend zu einem physischen und kulturgeographischen Kartenbild vereinigt haben! Mitunter wird dabei allerdings unvermeidlicherweise die wünschenswerte Klarheit des Wichtigsten, der natürlichen Grundzüge, mancher Binnenlandschaften durch die Fülle von Siedelungen, Kanal- und Eisenbahnlinien arg belastet. Um so mehr labt sich dann das Auge an den lichtvollen Übersichtsblättern, die stets solchen Sektionskarten mit überreichen Detailangaben beigefügt sind und nun in stets sehr glücklicher Generalisierung das Land als ungetrenntes Ganze zeigen mit anschaulichster Hervorhebung seines Naturantlitzes.

Nur eine Ausnahme muß erwähnt werden, bei der einmal die Geländeformen fast ganz verdeckt werden durch die Masse anderweiter Signaturen. Sie betrifft Japan auf Blatt 65. Für dieses herrliche Land, von dessen Geographie wir jetzt naturgemäß viel mehr zu wissen erstreben als früher, ist der Maßstab zu klein gewählt, dazu kommt aber noch, daß über das Gewimmel von Gebirgen, Flüssen, Eisenbahnen und Städten sich die (für die meisten Benutzer des Atlas ganz gleichgültigen) Grenzen der Verwaltungsbezirke in einem so häßlichen Rotbraun kreuz und quer dahinziehen, daß man das braune Geländebild kaum mit der Lupe verfolgen kann. Dem Zeichner dieser Karte scheint selbst die Übersicht verloren gegangen zu sein, denn sonst würde er gemerkt haben, daß er dem schönen Biwasee auf der Hauptkarte (nicht auf dem randständigen Nebenkärtchen in größerem Maßstabe) den Ausfluß versagt hat! Der große Bogenlauf, den der Yodofluß, dort noch Ujifluß nach dem Teebezirk Ujigori genannt, bis zur Stadt Yodo beschreibt, fehlt einfach, so daß es aussieht, als flösse der Yodogawa von Kyoto her (von wo er tatsächlich nur einen kleineren rechtsseitigen Zufluß empfängt) nach Osaka zum Meer.

Digitized by Google

Auch befolgt der Verf. dieser Karte nur äußerst weitherzig die Regel, zu der er sich selbst in den Worten bekennt: „Für Japan wurde die offizielle englische Transkription der Namen beibehalten“. Er schreibt neben Yokohama und Fujiyama Tokio und Kioto statt Tokyo und Kyoto, wie es uns nun die Zeitungsschreiber glücklich beigebracht haben und wie es die Deutschtümler wohl bald als „national“ sanktionieren werden.

Auf der Übersichtskarte von Asien (Nr. 55) betreffen wiederum Japan zwei Irrtümer; die Hauptinsel Hondo trägt da in Parenthese den Nebennamen „Nipon“, während doch nun sattsam bekannt ist, daß so der richtige Name von ganz Japan lautet, und der Fujiyama steht mit 4321 m um rund 500 m zu hoch angegeben; außerdem liest man hier „Fusijama“ und „Jokohama“ nach dem Motto „varietas delectat“, das für die Akribie der Namenschreibung in mustergültigen Atlanten nicht zulässig dünkt. Ebensowenig versteht man, weshalb auf der nämlichen Karte nach deutscher Marotte „Singapur“ steht anstatt des allein richtigen Singapore, ferner weshalb der Name Kisil Irmak widersinnig zu „Irmak“ gekürzt, aus Liautung der Aussprache zuwider „Liautong“ gemacht wurde. Kleine Versehen in der Gleichmäßigkeit der Namenformen begegnen auch sonst noch hie und da. So die unsinnige lateinische Form „Aluta“ für Alt (rumänisch Olt oder Oltu) auf Karte 16, offenbar nur aus Versehen stehen geblieben, desgleichen das töricht archaistische „Ätna“ auf der Hauptkarte von Blatt 21, während sonst die korrekte italienische Wortform Etna überall eingesetzt wurde. Auf Blatt 76 liest man auf der Hauptkarte den richtigen Namen Paumotuinseln, auf der randständigen Spezialkarte den willkürlich umgestalteten, folglich abzuweisenden „Tuamotu“; ebenda ungenau „Chataminseln“, auf Blatt 6 richtig „Chathaminseln“.

Sachlich wäre noch die Höhe unseres Meruvulkans in Deutschostafrika zu berichtigen: er mißt nicht 4730 m, wie auf Karte 72 zu lesen steht, sondern 4630 m. Ein unangenehmer Irrtum ist dem Zeichner der Übersichtskarte von Afrika (Blatt 68) untergelaufen, indem er das Kalamboflüßchen, das als Grenzfluß unseres ostafrikanischen Schutzgebiets in den Tanganjikasee einmündet, kühn mit dem den Rukwasee speisenden Mombasystem zu einer phantastischen Flußlinie verknüpft hat, so daß der durchaus abflußlose Rukwasee mit einem tatsächlich gar nicht vorhandenen Abfluß zum Tanganjika auf dieser Karte erscheint. Endlich möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß die von Otto Nordenskjöld als „Westantarktis“ bezeichnete Inselgruppe nicht wie ein gegen Nordosten vorspringender Sporn eines großen Südpolarfestlandes dargestellt werden darf, wie hier auf Karte 6 wieder geschehen ist, die sonst so trefflich das antarktische Viktorialand nach den glänzenden Erfolgen der englischen Südpolarexpedition unter Scott zur Darstellung bringt. Der verdienstvolle schwedische Antarktiker

Digitized by Google

O. Nordenskjöld stellt ganz entschieden in Abrede, daß man irgend welche Fortsetzung seiner schmalen und rein insularen Westantarktis über den Polarkreis hinaus kenne, und bestreitet zugleich mit vollem Recht, daß man schon heute von einem antarktischen Festland reden dürfe, nachdem man bisher doch nur kleinere und größere Inseln im Raum um den Südpol gefunden.

In einigen Einzelheiten bleibt also auch heute noch der Große Stieler verbesserungsbedürftig. Als der vollkommenste Handatlas, den es zur Zeit für den wohlfeilen Preis von 30 ℳ gibt, darf er aber in keiner Lehrerbibliothek fehlen, die genügend ausgestattet heißen will.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

Otto Prein, Aliso bei Oberaden, neue Forschungen und Vermutungen. Münster i. W. 1906, Aschendorffsche Buchhandlung. 78 S. 8. 1,50 ℳ. Mit Abbildungen der Funde und einer Karte der Fundstelle.

Kein Name des römischen Germaniens ist in den letzten 6 Jahren häufiger genannt worden als der Name Aliso. Eine ganze Bibliothek, 83 Schriften zählend, ist seit dem Jahre 1824, in welchem Clostermeiers Schrift „Wo Hermann den Varus schlug" geschrieben wurde, entstanden, und noch immer harren wir der Lösung der Frage: Wo liegt Aliso? Freilich, manche Forscher hielten die Sache für wirklich abgetan, seitdem die großen Ausgrabungen in Haltern (von 1899 an) ein großes, ausgedehntes Lager der Römer an einer bedeutsamen Stelle der Lippe konstatierten. Schuchhardt entschied sich im II. Bande der Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen und in dem „Führer durch die römischen Ausgrabungen bei Haltern" durchaus in diesem Sinne, und meine Primaner, die vor einigen Jahren einen Ausflug nach Haltern = Aliso machten, meldeten mir triumphierend auf einer Karte: „Endlich ist Aliso gefunden". Aber trotzdem die neue Entdeckung mit einer fast verblüffenden Sicherheit auf den Markt geworfen wurde und alle Zweifel zu verscheuchen schien, wagten vorsichtige Forscher doch einen Zweifel auszudrücken oder hielten ihr Urteil zurück. Denn einmal lag Haltern in nächster Nähe des Rheins (nur 41 km Entfernung), und andererseits befanden sich alle Orte, die man bisher für das Varianische Schlachtfeld angesetzt, sei es nun die Gegend von Detmold oder Osnabrück oder Beckum—Stromberg, in so weiter Entfernung von Haltern, daß die genannte Hypothese überall auf Zweifel stieß. Man blieb bei der alten Ansicht stehen, Aliso müsse weiter lippeaufwärts liegen. Die ältere Ansicht, Aliso sei identisch mit Elsen bei Paderborn, erwies sich als unhaltbar, da Grabungen auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für ein Kastell oder Standlager des römischen Heeres in jener Gegend ergaben, so verlockend auch der Name erschien. M. F. Essellen verfocht in seinen vielfachen und, wir können nicht anders sagen,

Digitized by Google

verdienstvollen Schriften die Theorie Hamm = Aliso. Hamm ist heute der bedeutendste Punkt am Mittellaufe der Lippe, wo sich Eisenbahnen und Verkehrswege aller Art massenhaft kreuzen, und es erscheint als höchst wahrscheinlich, ja fast sicher, daß die Römer mit ihren Schiffen bis in die Nähe Hamms vorgedrungen sind. Dazu kommt, daß Hamm in dem Winkel zwischen Ahse und Lippe liegt und dadurch ehemals die Bedeutung eines festen Platzes hatte. Allein der völlige Mangel an römischen Spuren verbietet an der Hypothese Hamm—Aliso ferner festzuhalten, wie es zuletzt noch Knoke tat. Es sind zwar in der Nähe Hamms einige römische Münzen gefunden worden, allein sie lagen am nördlichen Lippeufer und rühren augenscheinlich von dem Verkehr her, der, wie jetzt sicher erwiesen ist, sich am nördlichen Ufer hinzog. Ist es mit den bisherigen Hypothesen nichts gewesen, so ist uns nunmehr eine neue beschert worden, die alle früheren an innerer Wahrscheinlichkeit weit übertrifft. Sie rührt von dem evangelischen Geistlichen Otto Prein in Methler bei Camen her. In seinem Buche „Aliso bei Oberaden“ hat er die Ergebnisse seiner langjährigen und mühsamen Untersuchungen zusammenstellt. Schon mancher Archäologe ist an jenem 20 m hohen Hügel, der den Namen „Burg“ trägt und im Winkel zwischen Seseke und Lippe liegt, vorbeigeeilt, ohne ihn zu beachten. Oberaden liegt etwa 15 km lippeabwärts von Hamm, 4 km von Lünen a. L. entfernt. In nächster Nähe desselben berühren sich die Kreise Hamm und Dortmund. Unmittelbar über dem zerstreut an der Chaussee Camen-Lünen liegenden Dorfe erhebt sich in nordöstlicher Richtung die „Burg“, ein sanft ansteigendes Terrain mit breitem Gipfel, vorzüglich geeignet, einem größeren befestigen Lager Raum zu gewähren.

Wie kommt nun Prein darauf, hier Aliso zu suchen? Zunächst hat er aus dem Munde des Volkes viel merkwürdige Sagen und Überlieferungen über die Gegend gehört, sodann sind die Flurnamen so eigenartig, daß auch der ungeübte Forscher merkt: die Namen bedeuten etwas. Vor allem aber waren es zahlreiche römische Funde aus römischer Zeit, Scherben, Münzen, Waffen usw., die mit vollem Recht seine Aufmerksamkeit erregten. Und nun kommt die Hauptsache: Der Bezirk, in welchem die Burg liegt, hieß früher, wie urkundlich absolut fest steht, Else. Schwieriger liegt der Fall bei dem Namen des Baches Seseke. Der römische Name Elison oder Alison scheint unvereinbar mit dem modernen Namen. Aber auch hier sucht Prein durch Heranziehung eines älteren ursprünglichen Namens und sprachliche Parallelen einen Ausweg zu finden. Hoffen wir, daß auch dies Problem seine Lösung findet. Für uns fällt ferner noch folgendes schwer ins Gewicht: die Lippe war bis Oberaden und vielleicht noch einige Kilometer aufwärts schiffbar für die Fahrzeuge der Römer. Von hier aus konnten die Römer viel leichter in

Digitized by Google

das Innere Germaniens an die Ufer der Ems und Weser gelangen als von dem fernen Haltern. Der Unterschied beträgt zwei volle Tagemärsche. Prein weist an den sogenannten „Hünenpädden", deren Spuren noch z. T. sichtbar sind und die in der Überlieferung eine große Rolle spielen, nach, welche Verbindung zwischen Oberaden und der großen geschichtlich nachgewiesenen Heerstraße, die vom Rhein über Duisburg, Dortmund, Unna, Soest, Paderborn zur Weser führte, bestanden hat. Auch viele andere Kombinationen scheinen mir von dem Verfasser glücklich gemacht zu sein. Jedenfalls ist diese Schrift das Bedeutendste und Wichtigste, was je über Aliso geschrieben ist, und ich möchte alle Kollegen, die mit mir den Tacitus in Prima behandeln und dieser Sache ein begreifliches Interesse entgegenbringen, nachhaltigst auf sie hinweisen.

In diesem Frühjahr beginnen die Ausgrabungen*) an Ort und Stelle in umfassender Weise. Pflug und Spaten haben im letzten Herbst fast zufällig so viel Merkwürdiges zutage gefördert, daß man sich von der regelrechten Ausgrabung viel versprechen darf. Das reiche Dortmunder Museum ist durch Pachtkontrakte mit den Besitzern des Hügels allen andern Instituten zuvorgekommen und hat sich zwei Drittel des Terrains gesichert. Für eine sachkundige technische und wissenschaftliche Leitung ist, wie ich aus bester Quelle weiß, Sorge getragen. Für Nichtortskundige bemerke ich schließlich, daß Oberaden und die Burg unmittelbar an der seit Jahresfrist neu eröffneten Bahn Hamm-Osterfeld liegt und von hier aus in einer halben Stunde bequem zu erreichen ist.

Hamm i. W. Hermann Eickhoff.

K. Roesen, Grundzüge der Physik. Mit einem Anhange: Chemie und Mineralogie. Zum Gebrauche für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Leipzig 1906, Verlag von Oskar Leiner. XI u. 180 S. 8. 2 *M.*, geb. 2,50 *M.*

Der Lehrstoff ist für den vorbereitenden physikalischen und chemisch-mineralogischen Lehrgang an allen höheren Lehranstalten vollständig ausreichend. Bei der Behandlung des Stoffes dient überall eine im Anschauungskreise des Schülers liegende Erfahrungstatsache oder ein einzelner deutlich beschriebener Versuch als Ausgangspunkt. Das Gesetz wird kurz erläutert und so zum Ausdruck gebracht, wie es der Schüler dem Gedächtnisse einprägen soll. Das Wichtigste ist durch den Druck hervorgehoben. Jeder Versuch ist tunlichst so gewählt, daß er mit einfachen Mitteln ausgeführt werden kann und das Gesetz leicht erkennen läßt. Mancher nicht gewöhnliche Versuch bekundet den geschickten und fleißigen Experimentator, der sich nirgendwo ausschließlich

*) Unter der Leitung von Prof. Dragendorff-Frankfurt.

Digitized by Google

auf den Gebrauch der Kreide beschränkt. Mathematische Abstraktionen, sowie Hypothesen und Theorien sind geflissentlich vermieden. In der Stoffbegrenzung im einzelnen ist das richtige Maß gehalten; freilich ist es hierin wohl nicht jedem recht zu machen, weil die Umstände an den Anstalten und die Meinungen der Fachlehrer zu sehr verschieden sind. So hätte meines Erachtens vom Kugelblitz weniger oder nichts, dagegen vom Regenbogen etwas mehr gesagt werden sollen. Anzuerkennen ist, daß die Witterungskunde und einige in andern Lehrbüchern vernachlässigte Anwendungsgebiete physikalischer Gesetze berücksichtigt sind. Statt der Rolle ist das Seil, dessen Definition übrigens hätte fehlen können, als einfache Maschine behandelt, wodurch die Bedeutung der Rolle als Mittel zur Verminderung der Reibung ins rechte Licht gerückt wird. Die beim Magneten und beim Strom auftretenden Kraftlininien werden recht geschickt verwertet, so daß schon dem Schüler der Unterstufe ein interessanter Einblick in den Zusammenhang magnetischer und elektromagnetischer Erscheinungen eröffnet und seinem Verständnis der immer mehr an Bedeutung gewinnenden Kraftlinientheorie vorgearbeitet wird. Nun habe ich noch einige Ausstellungen zu machen. Zwar ist die Sprache dem Verständnis des Schülers angepaßt; es enthält jedoch der Text verschiedene Flüchtigkeitsfehler und einzelne Unklarheiten im Ausdrucke; bei der Aufstellung der chemischen Gleichungen ist den neueren chemischen Theorien nicht überall Rechnung getragen; neben vielen guten Zeichnungen sind einige nicht ganz fehlerfrei und andere unschön. Indessen sind die erwähnten Mängel doch alle derart, daß sie gelegentlich einer Neuauflage leicht beseitigt werden können und daher bei einer Prüfung behufs Einführung des Buches nicht ausschlaggebend sein dürfen. Jedenfalls wird ein im Sinne und an der Hand des Buches erteilter Unterricht den Beobachtungssinn und das Interesse des Schülers beleben und vor allem ihn in der richtigen Weise in das Verständnis der Naturerscheinungen einführen.

Aachen. J. Peveling.

Nachtrag zu S. 134.

In meiner Besprechung der Goethe- und Schillerstudien von R. Petsch muß es auf S. 134 Z. 3 v. u. heißen: „daß das Milieu in diesem Drama das hauptsächlich bestimmende Moment sei". Denn Th. Ziegler sagt im Marbacher Schillerbuch (1905) S. 35 wörtlich: „Aus dem Milieu heraus erklärt und begreift sich die eine, größere Hälfte seiner Tat, aus seiner Natur, seinem empirischen Charakter heraus die andere, kleinere".

Berlin. J. Schmidt.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

2. Jahresversammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin.

Im Saale der Kriegsakademie fand am 6. Dez. des vergangenen Jahres die zweite Jahresversammlung der „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg“ statt. Mehrere Hundert Mitglieder und Freunde der Sache hatten sich eingefunden; auch „Reformer“ fehlten nicht. Kurz nach 8 Uhr ergriff der 1. Vorsitzende, Prof. D. Scholz, Pfarrer an St. Marien, das Wort und hieß die Versammelten herzlich willkommen. Das erste Jahr sei erfolgreich gewesen; fast 700 Mitglieder zähle die Vereinigung, und zwar nicht bloß Altphilologen, sondern in der Mehrzahl Angehörige der andern Fakultäten und Männer des praktischen Lebens, die durchdrungen seien von dem Werte humanistischer Bildung für das geistige Leben unseres Volkes. Aber neben dem Fortbestehen des alten Gymnasiums liege ihnen nicht weniger am Herzen die Sorge um seine Weiterentwickelung nach seiner Eigenart. Und zwar geschehe dies methodisch durch zweckmäßige Darbietung des Stoffes und organisatorisch dadurch, daß auf der Oberstufe eine gewisse Bewegungsfreiheit in der Bevorzugung des Griechischen vor dem Lateinischen je nach den besonderen Verhältnissen gegeben sei, und schließlich grundsätzlich, insofern statt der wahllosen Bewunderung der Antike man bestrebt sei, immer mehr zu lernen, ihr Bestes in Freiheit sich anzueignen. Dazu gehöre neben der Größe der Männer die Reinheit ihrer Formen, beides mit dem Atem der Ursprünglichkeit. Er hoffe, daß auch diese Versammlung dazu beitragen werde, die gemeinsame Sache zu fördern.

Hierauf erstattete der 2. Vorsitzende, Direktor Dr. Lück, Steglitz, ausführlich den Jahresbericht[1]), aus dem das Wichtigste hervorgehoben sei.

„Daß viele Schulmänner der Vereinigung angehören, ist natürlich und erfreulich. Man muß an die Sache glauben, der man dient. Bedeutsam aber ist, daß die Nichtfachleute überwiegen. Ganz besonders hoch ist anzuschlagen, daß die Professoren aller Fakultäten bei unserer Abwehr in der vordersten Reihe stehen.

---

[1]) Vollständig abgedruckt im „Humanistischen Gymnasium“ 1906, 1. Heft.

Digitized by Google

Die auf der ersten Versammlung gehaltenen Vorträge von Harnack und Michaelis sind viel begehrt worden und haben verdiente Beachtung gefunden. Aber auch der Widerspruch ist nicht ausgeblieben. Der „Verein für Schulreform“ hat im April in Berlin eine öffentliche Versammlung veranstaltet, um die Einwendungen des Stadtschulrats Michaelis zu widerlegen. Von Mitgliedern unserer Vereinigung ist dabei betont worden, daß wir nicht grundsätzlich Gegner des Reformgymnasiums sind; es mag unter gewissen Umständen zweckmäßig sein; daß es die Normalanstalt der Gegenwart sei, bestreiten wir nach wie vor.

Wie notwendig aber die Vereinigung ist, beweisen die im letzten Jahre besonders zahlreichen wütenden Angriffe derjenigen Gegner, die den Wert der klassischen Bildung überhaupt bestreiten. Und bei dem unleugbaren demagogischen Geschick der Wortführer ist ihr Treiben nicht ungefährlich. Doch stehen die führenden Blätter der Hauptstadt entweder freundlich zum Gymnasium oder verhalten sich neutral. Paul Cauer gebührt das Verdienst, in seiner Broschüre „Deutsche Erziehung“ das Treiben dieser Kreise gründlich beleuchtet zu haben. Ebenso haben die leitenden Männer der Schulverwaltung und die Führer in der pädagogischen Literatur es an deutlicher Ablehnung nicht fehlen lassen. Auch im Parlament ist man für das Gymnasium eingetreten. Zu dem Allgemeinen deutschen Gymnasialverein steht die Vereinigung in einem freundnachbarlichen Verhältnis.

Die Aussicht in die Zukunft ist ermutigend. Was für uns die Antike immer noch bedeutet, zeigt klar der jüngst erschienene Band über griechische und lateinische Literatur und Sprache in dem großen Werke „Die Kultur der Gegenwart“. Das Urteil des ersten Gräzisten der Gegenwart über die Vertreter der klassischen Sprachen an den Gymnasien ist ungerechtfertigt und um so bedauerlicher, als der letzte Hamburger Philologentag unter dem Zeichen einer Annäherung von Universität und Schule gestanden hat.

Das heutige Gymnasium hat sein „Monopol“ verloren, das es übrigens nie zu Unrecht besessen hat. Es darf sich nun wieder mehr auf seine Eigenart besinnen. Und zwar tritt das Griechische in den Vordergrund. Aber dieses muß ungefährdet und unverkürzt bleiben; es ist das Herzstück des Gymnasiums, mit dem dieses steht und fällt. Im übrigen herrscht auch im alten Gymnasium ein rüstiges Vorwärtsstreben, zumal auch von oben her den einzelnen Anstalten größere Bewegungsfreiheit verstattet wird. Den Forderungen der Gegenwart kann auch das alte Gymnasium sehr wohl sich anpassen, wenn nur sein Schwerpunkt unverrückt bleibt.“

Hieran schlossen sich geschäftliche Mitteilungen. Besonderer Dank wurde dem verdienten Schatzmeister, Dr. Vollert, Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, ausgesprochen. Dann ergriff Prof. Roethe das Wort zu seinem Vortrage „Humanistische und nationale Bildung, eine historische Betrachtung“[1]).

Allen Anwesenden wird die hinreißende Beredsamkeit des verehrten Mannes in unauslöschlicher Erinnerung bleiben. Das war kein bloß fein-

---

[1]) Der Vortrag ist im Weidmannschen Verlage soeben erschienen; alle Mitglieder der Vereinigung, auch die neu eintretenden, erhalten ihn kostenfrei. (Jahresbeitrag 1 ℳ, Meldung beim Schatzmeister).

Digitized by Google

sinniger, klar nüchterner akademischer Vortrag herkömmlichen Stils, hier schienen nicht, hier waren Person und Sache in eins verwachsen, aus heißem Herzen quollen die Worte hervor, ermutigend, begeisternd, vernichtend. Nicht was über diese Dinge gedacht werden kann, sondern was an ihnen in persönlicher Erfahrung erlebt, empfunden worden war und wird, das kam zu ergreifendem Ausdruck. Fürwahr, wenn die Antike auch nur wenige solcher Apostel hat, dann müssen immer noch in ihr Zauberkräfte vorhanden sein und wirksam gemacht werden können!

Dem Leser kann das gedruckte Wort keine hinreichende Vorstellung geben von dem gewaltigen Eindruck, den das gesprochene auf den Hörer ausübte, und der Berichterstatter nun erst befindet sich in peinlicher Lage. Möge die folgende kurze Inhaltsangabe bei jedem Leser die Sehnsucht wecken nach dem Ganzen!

Persönlicher und einseitiger als Harnack im Vorjahre wolle er sprechen, so bekannte der Redner gleich zu Anfang offen. Die Notwendigkeit, auch höhere Schulen stärker nach praktischen Bedürfnissen auszugestalten, gab er zu; denn keinem Volke bekomme Hypertrophie rein geistiger Bildung. Allein der geistige Generalstab werde noch auf lange hinaus durch die Schule von Hellas und Rom gebildet werden müssen. Fast sei er erstaunt, in 20jähriger Erfahrung immer wieder bestätigt zu finden, wie weit an bildender Kraft die neueren Sprachen zurückständen. Den Griechen dagegen seien alle Kulturvölker ewig Schuldner. Zwar die Leute von den Erziehungstagen in Weimar leugneten dies; er wolle die Geschichte befragen.

Und nun wies er an der Entwickelung der germanischen Völker nach, was uns Deutschen bis in den tiefsten Winkel unseres Lebens hinein der Einfluß der Antike gewesen sei. Man möge das beklagen, aber dürfe es nicht leugnen; und darum, wer deutsche Art und Eigenart verstehen wolle, der müsse selbst durch die lateinische Schule, die die Nation in langen Jahrhunderten durchgemacht habe. „Der große Karl, ein Freund Alkuins, des Trägers lateinischer Gelehrsamkeit; Friedrich II., dem aus arabischer Kultur eine Ahnung hellenischen Geistes erblüht; der Nibelungen Not ist wohl gar zuerst in lateinischen Versen erklungen; Wolfram, Walter, in antiker Luft lebend. Dann der Niedergang in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters; es fehlt die bildende Macht der Form. Da steigt in der Renaissance die Sonne Homers langsam über den Horizont. Die Humanisten sind ein kampffrohes Geschlecht; unglaublich, wie sich die nationalen Interessen steigern. Auch in dem übel berufenen 17. Jahrhundert ist die nationale Gesinnung, die man nicht verkennen soll, weil sie auch lächerliche Züge zeigt, ganz und gar humanistischer Herkunft. Der letzte große Humanist, Lessing, eröffnet die Pforte der neuen Zeit; das alte Rom tritt zurück, die Griechen ziehen in das Herz unseres Geisteslebens. Und was Goethe für seine Nation und für den einzelnen von der Schule der Griechen erwartete, zeigt er an Faust durch Helena. „Die Tat ist alles“. An Kraft hat's den Deutschen Gott sei Dank nie gefehlt; aber sie bedarf der Form, damit sie zur schöpferischen Tat werde. Und dazu kam uns Hellas. . . . Nicht Römer sind wir geworden: Rom hat uns in harter, aber unendlich segensreicher Schule zu Deutschen gebildet. Und Hellas zumal hat uns in wunderbarer Kongenialität gesteigert über uns selbst hinaus und doch auf unserer Bahn. Auch in der Gegenwart werden die Hellenen uns schützen vor kulturfeind-

Digitized by Google

lichen Wettern, nicht durch Unterricht in Religion und Patriotismus, sondern durch die heilige Kraft adliger Form".

Aber das Gymnasium habe auch schuld. Zu Humboldts Zeiten habe es wirklich gebildet; jetzt verleihe es Berechtigungen. Es müsse wieder die Schule paucorum hominum werden. „Fühlt euch als eine Schule vornehmster Bildung! Füllt euch mit dem Stolze der Unnützlichkeit, der alle Zeit gehört, weil sie der Stunde wohl horcht, aber nicht gehorcht!"

Aber die schwere Arbeit werde dem erleichtert, der die Fühlung mit deutscher Art und Volksgeschichte zu finden wisse. In der Gegenwart müsse man fürchten, daß der Germane seinem besten Ideale, dem Mute selbst zu sein, entfremdet werde. Und dabei sei doch dieser Mut des Allein- und Selbstseins unentbehrlich für jeden, der herrschen wolle. Von den einzelnen und Einsamen komme doch alles Beste her. Die erprobten Freunde, die uns Deutsche, seit wir von uns selbst wüßten, bald fest geführt, bald ermutigend begleitet hätten, solle man nicht verlassen. „Wir vertrauen euch fernerhin der heilsam bildenden Kraft des Altertums; wir wissen wie Goethe: Die Schule der Griechen blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu".

Als der Redner schloß, blieb die Versammlung noch einen Augenblick lautlos im Zauberbann der Worte, dann brach ein ungewöhnlicher Beifall los.

In tiefer Bewegung nahm Prof. Scholz das Wort, um dem Redner zu danken. Dreierlei habe er gezeigt, einmal, wie man die Dinge zusammensehen müsse, die so oft auseinander zu streben schienen; ferner, wie die Geltendmachung der humanistischen Ideale so gar nichts Formelhaftes an sich habe, immer spüre man den Pulsschlag der Gegenwart, und schließlich, wieviel ernste Arbeit nötig sei, um jene Ideale lebendig zu erhalten. Es sei ein täuschender Wahn, das Spiel an die Stelle ernster Arbeit setzen zu wollen.

Dann schloß er die Versammlung. Der größte Teil der Zuhörer aber blieb in den Kasinoräumen zusammen; viele der Gäste traten noch im Laufe des Abends der Vereinigung bei.

Wilmersdorf. Heinrich Müller.

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig o. J., B. G. Teubner.

a) Goethe, Torquato Tasso. Herausgegeben von E. Castle. 108 S. 0,50 ℳ.

b) Wieland, Oberon. Herausgegeben von R. Hanke, neubearbeitet von A. Lichtenheld. XII u. 178 S. 1 ℳ.

c) Shakespeare, Julius Caesar. Herausgegeben von J. Resch. X u. 70 S. 0,50 ℳ.

2. Th. Menden, Über die Aufgaben des Gymnasiums gegenüber den sozialen Irrungen der heutigen Zeit. Bonn 1906, P. Hanstein. 52 S. 0,80 ℳ.

3. Verhandlungen der 6. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege. Ergänzungsheft zu „Gesunde Jugend" Jahrg. V. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 112 S. gr. 8. 1,80 ℳ.

4. Julius Groß, Eine Schulreise nach Sicilien. Progr. Honterusgymnasium in Kronstadt 1904. 15 S. 4.

5. Julius Groß, Eine Schulreise nach Palästina und Ägypten. Progr. Honterusgymnasium in Kronstadt 1905. 20 S. 4.

6. Friedrich Lexen, Italienische Reisebriefe. Zur Erinnerung an die diesjährige Schulreise der Abiturienten des Honterusgymnasiums. Kronstadt 1905, Wilhelm Hiemesch. 74 S. 8.

7. F. Gansberg und W. Eildermann, Unsere Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen. Herausgegeben vom Bremer Jugendschriftenausschuß. Leipzig 1906, B G. Teubner. 109 S. 4. geb. 1,50 ℳ.

8. H. Vaihinger, Die Philosophie in der Staatsprüfung. Winke für Examinatoren und Examinanden. Zugleich ein Beitrag zur Frage der philosophischen Propädeutik. Nebst 340 Thematen zu Prüfungsarbeiten. Berlin 1906, Reuther & Reichard. VII u. 192 S. 2 ℳ.

9. K. Heim, Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Vortrag, gehalten auf der allgemeinen christlichen Studentenkonferenz in Wernigerode. Zweite Auflage. Ascona 1906, C. v. Schmidtz. 19 S. gr. 8. 0,60 ℳ.

10. J. Riffert, Huttens erste Tage. Luthers Abschied von der Wartburg. Zwei Reformationsdichtungen (Dramen). Langensalza 1905, Schulbuchhandlung von F. G. L. Gressler. 100 S. geb. 1,80 ℳ.

11. Georg Biedermann, Lateinisches Übungsbuch für die zweite Klasse des Gymnasiums. Sechste Auflage. München 1905, Theodor Ackermann. VI u. 215 S.

Digitized by Google

12. Karl Friz, Sogenannte Verbal-Ellipse bei Quintilian. Inauguraldissertation von Tübingen 1905. VIII u. 81 S.

13. H. Raeder, Platons philosophische Entwickelung. Von der Königlich Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 435 S. gr. 8. 8 *M*.

14. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Heft geb. 1,25 *M*.

a) C. Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen. VI u. 124 S.
b) C. v. Maltzahn, Der Seekrieg. IV u. 120 S.
c) M. v. Rohr, Die optischen Instrumente. V u. 130 S.

15. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

a) Nr. 326. 327. A. Nestler, Städtische Anlagen und Stadtluft. Mit 5 Abbildungen. 21 S. 50 *h*.
b) Nr. 328. E. Kürz, Gesundheitspflege auf dem Lande. 26 S. 40 *h*.
c) Nr. 329. O. Wiener, Das deutsche Studentenlied. 25 S. 40 *h*.

16. Sammlung Göschen. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb. 0,80 *M*.

a) Nr. 26. Siegmund Günther, Physische Geographie. Mit 32 Abbildungen. Dritte Auflage. 147 S.
b) Nr. 42. Moriz Hoernes, Urgeschichte der Menschheit. Mit 53 Abbildungen. Dritte Auflage. 161 S.
c) Nr. 52. Hermann Joachim, Geschichte der römischen Literatur. Dritte Auflage. 195 S.
d) Nr. 126. Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Zweite Auflage 140 S.
e) Nr. 252. Heinrich Danneel, Elektrochemie. Teil I: Theoretische Elektrochemie und ihre physikalisch-chemischen Grundlagen. Mit 18 Figuren. 197 S.
f) Nr. 256. O. Th. Bürklen, Aufgabensammlung zur Analytischen Geometrie der Ebene. Mit 32 Figuren. 196 S.
g) Nr. 260. J. Vonderlinn, Parallelperspektive. Rechtwinklige und schiefwinklige Axonometrie. Mit 121 Figuren. 112 S.

17. Georg Kolb, Lehrgang der Gabelsbergerschen Stenographie. Nürnberg 1905, Friedr. Korn'sche Buchhandlung Teil I: Die Verkehrsschrift, 3. Auflage. XII u. 79 S. 1,20 *M* (über 10 Ex. 1,10 *M*, über 25 Ex. 1 *M*). — Teil II: Die Redeschrift, 2. Auflage. IV u. 55 S. 1,10 *M* (über 10 Ex. 1 *M*).

18. Georg Kolb, Kaufmännische Aufsätze und Briefe. Gesammelt und in Gabelsberger'sche Stenographie (Verkehrs- und Redeschrift) übertragen. Nürnberg 1906, Friedr. Korn'sche Buchhandlung. 24 S. 0,50 *M*.

19. W. Kaeding, Fortbildungsbuch für Stenographen. Zweiter Teil: Musterübertragung der Übungen des ersten Teiles (zugleich Lesebuch für Stenographen). Achte Auflage. Berlin 1905, E. S. Mittler und Sohn. 100 S. 1,50 *M*.

20. Verhandlungen des VII. Deutschen Kongresses für Volks- und Jugendspiele, herausgegeben von H. Raydt. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 106 S. gr. 8.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur sittlichen Ausbildung unserer Gymnasialschüler.

Im Januarheft der Lehrpr. u. Lehrg. S. 35 weist Fries auf die Bestrebungen amerikanischer Pädagogen hin, die sittlich-religiöse Erziehung auf den höheren Schulen mehr in den Vordergrund zu stellen, und spricht seine volle Zustimmung dazu aus. Gewiß mit Recht; was ein gesunder Instinkt den Amtsgenossen jenseits des Ozeans für die Gegenwart besonders notwendig erscheinen läßt, sollten wir deutschen Lehrer nicht minder tief empfinden. Nichts tut unserer Jugend in den Wirrnissen der Gegenwart mehr not als die Ausbildung ihres sittlichen Urteils und sittlichen Gefühls. Daß aber das Gymnasium in sehr vielen antiken Schriften ganz hervorragende Erziehungsmittel auf ethischem Gebiete besitzt, ist allerseits anerkannt; daß sie zur rechten Verwendung kommen, kann man nicht mit gleicher Sicherheit behaupten.

Soeben hat nun O. Weißenfels bei Teubner eine Anthologie aus Plato erscheinen lassen, der bald eine Auswahl aus den späteren Philosophen, Aristoteles usw., vor allem auch aus Epiktet und Mark Aurel, folgen soll, wie ihr bereits eine solche aus den philosophischen Schriften Ciceros für den lateinischen Unterricht vorausgegangen ist. Dieses Unternehmen kann man nicht freudig genug begrüßen; eine solche Auswahl enthält in der Tat mit die wertvollsten Geistesschätze, die das Altertum zu bieten vermag, und es ist ein entschiedenes Verdienst des Herausgebers, diese zum großen Teil unseren Schülern noch unzugänglichen Werke ihnen zu erschließen; ja m. E. ist der von Weißenfels eingeschlagene Wege der einzige, auf dem wir Verfechter der Gymnasialbildung beweisen können, daß das Gymnasium den Anforderungen der Gegenwart gewachsen ist. Hier wird ein Stoff geboten, der für alle Zeiten, nicht am wenigsten für die unserige, eine zweckmäßige Anregung und Anleitung zum sittlichen Denken, Urteilen und Empfinden zu geben und zugleich die Grundlage für eine gesunde Logik zu legen vermag, die in unseren Tagen, wo gedankenlose Oberflächlichkeit sich auf allen Gebieten breit

Digitized by Google

macht, ganz besonders notwendig ist. Kann es etwas Anregenderes, etwas Bildenderes geben als die Schriften eines Plato, Aristoteles, Epiktet, Mark Aurel? Gerade durch ihre eifrige Benutzung würde das Gymnasium die ihm von vielen Seiten bestrittene Existenzberechtigung auf das kräftigste beweisen können; gerade durch sie ist es den Realanstalten um ein Bedeutendes überlegen. Daß diese in letzter Zeit auf demselben Gebiete anerkennenswerte Bestrebungen zeigen (vgl. die bei Winter in Heidelberg neuerdings von J. Ruska herausgegebene Sammlung philosophischer und kulturgeschichtlicher Schriften der englischen und französischen Literatur, Locke, Hume usw.), ist gewiß erfreulich; so läge eben hier der Anlaß zu einem edlen Wettstreite der humanistischen und realistischen Anstalten vor, der im Sinne einer tieferen Geistesbildung und Geistesgesittung der deutschen Jugend viel Segen bringen kann. Hierbei ist das Gymnasium nach Form und Inhalt seiner Schriftsteller sicherlich im Vorteil. Soll es diesen nicht mit aller Kraft zu wahren suchen?

Meiner Meinung nach hätte Weißenfels in seiner Einleitung den großen Vorzug einer solchen Anthologie für die sittliche Ausbildung unserer Jugend schärfer betonen können. Hier liegt für Gegenwart und Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben des Gymnasiums vor; sittliche Erziehung ist bei den destruktiven Bestrebungen, die von so vielen Seiten her ihren Einfluß geltend machen, das dringendste Bedürfnis der Zeit. Daß die Vorschriften der christlichen Sittenlehre heute in vielen Kreisen, namentlich aber auch bei der Jugend, oft recht wenig Gehör finden, eben weil sie christlich sind und dieses Wort für viele moderne Menschen keinen guten Klang hat, ist leider eine traurige Wahrheit. Da ist es doppelt wünschenswert, den Nachweis zu führen, daß auch das edle Heidentum auf vielen Gebieten der Ethik mit der christlichen Lehre durchaus übereinstimmt und daß diese der menschlichen Vernunft wie der Erfahrung aller Zeiten in gleichem Maße entspricht. In demselben Sinne benutzt z. B. Hilty in seinem Buche „Glück“ I. Teil die Lehren der Stoiker, vor allen Epiktets, zur Einführung in das Christentum. Meinen Standpunkt in dieser Erziehungsfrage habe ich eingehender in einer soeben bei Voigtländer in Leipzig erscheinenden Schrift: „Die Weltanschauung der Hohenzollern und der moderne Materialismus“ vertreten, wo auch S. 9 Anm. noch auf einen anderen amerikanischen Pädagogen hingewiesen ist, der gleich der von Fries erwähnten Zeitschrift die Notwendigkeit ethischer Bildung kräftig betont. Praktische Vorschläge im einzelnen hoffe ich auf Grund langjähriger Erfahrungen auf diesem Gebiete später bieten zu können.

Sollten wir an Verständnis für die Bedürfnisse unserer Zeit hinter den Amerikanern zurückbleiben?

Kassel. K. Endemann.

Digitized by Google

Non scholae, sed vitae.

Wenn man heute die Listen der Gymnasialabiturienten nach den Berufsarten durchmustert, denen sich die jungen Leute widmen wollen, so findet man unter diesen eine überraschend große Zahl, die auf das Universitätsstudium verzichten und ihr Heil in einem praktischen Berufe suchen. Für diese Entscheidung ist in vielen Fällen weniger die persönliche Neigung als die besonderen Verhältnisse der Eltern und die Rücksicht auf eine baldige Unterkunft in einer auskömmlichen Stellung maßgebend. Unter dem Druck dieser Umstände hat also das Gymnasium seinen Charakter als ausschließliche Vorbildungsanstalt für gelehrte Berufsarten verloren. Andrerseits ist den beiden anderen höheren Lehranstalten, dem Realgymnasium und der Oberrealschule, die Berechtigung zur Vorbildung für gewisse akademische Berufe verliehen, und es ist anzunehmen, daß sie nunmehr im Wettbewerb mit dem Gymnasium sowie im Hinblick auf die Forderungen des akademischen Studiums den wissenschaftlichen Charakter strenger betonen und die Ansprüche steigern werden. So tragen also jetzt die drei höheren Lehranstalten Deutschlands, so abweichend ihre Lehrpläne voneinander sein mögen, ein wesentlich gelehrtes Gepräge und teilen alle drei den Gesichtspunkt, der Jugend möglichst viele Kenntnisse auf den Lebensweg mitzugeben. Diesem Beispiele folgen innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen die Realschulen, die Pressen, die landwirtschaftlichen Schulen, die Volksschullehrerseminare und die höheren Töchterschulen; nach diesen Anforderungen richten sich die Prüfungen und die Vorbedingungen zum Eintritt in eine Staats- oder Privatstellung. Die Erfüllung dieser hohen Anforderungen setzt eine entsprechend hohe Kraftentfaltung bei der Jugend voraus. Sie hat auf den mittleren und oberen Stufen der drei erstgenannten Anstalten 8 — 9 wissenschaftliche Fächer zu bewältigen, die bei der Verschiedenheit und dem Umfang des Wissensstoffs an Fleiß und Fassungskraft eines Durchschnittsschülers sehr hohe Ansprüche stellen. Als verschärfendes Moment kommt hinzu die Methode der Klassenarbeiten, die infolge der Einführung der Vierteljahrszeugnisse den Schulbetrieb beherrschen, da sie den Lehrern, die nur mit wenigen Stunden in einer vollbesetzten Klasse beschäftigt sind, das einzige Mittel bieten, um den Beurteilungsstoff für den kurzen Zeitraum eines Schulvierteljahres zu beschaffen. Die vierteljährlichen Zeugnisse, die übrigens von den Lehrplänen weder verlangt noch empfohlen werden, sind allerdings eine Maßnahme, durch welche die Eltern in kürzeren Fristen über das Verhalten und die Leistungen ihrer Söhne amtliche Auskunft erhalten, durch welche also diese einer schärferen Überwachung unterzogen werden. Gegen diesen Zweck ist an sich nichts einzuwenden, nur darf man nicht übersehen, daß

Digitized by Google

diese Zeugnisvermehrung durch das Heer von Klassenarbeiten, das sie im Gefolge hat, auf die Unterrichtsmethode der Lehrer, die Beschaffenheit der Leistungen und die Gesundheit der Schüler einen ungünstigen Einfluß übt. Der ganze Unterrichtsgang spitzt sich heute zu auf das Proloko im Hintergrunde, durch welches der durchgenommene Lehrstoff wiederholt und zusammenfassend eingeprägt wird. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Klassenarbeiten bei sorgfältiger Überwachung der Schüler eine größere Gewähr für selbständige Anfertigung als die häuslichen Arbeiten bieten, auch verschaffen sie dem Lehrer in weit kürzerer Zeit einen, wenn auch weniger gründlichen Überblick über den Kenntnisstand der Klasse; ebenso soll zugegeben werden, daß sie in einzelnen Fächern mit Maß angewandt gute Dienste tun. Wenn aber in allen wissenschaftlichen Fächern mit etwa einziger Ausnahme der Religion Klausuren angefertigt werden, deren Ausfall unter den obwaltenden Umständen für Zensur und Versetzung entscheidend sein müssen, dann mehrt sich wesentlich die häusliche Arbeit, dann häuft sich der Wissensstoff in einem Grade, daß von der großen Zahl der Mittelschüler vieles nur gedächtnismäßig angeeignet wird, was verstandesmäßig verarbeitet werden sollte, und daß schließlich eine Wissenstatsache durch die andere getrübt, verdunkelt und vergessen wird. Zu keiner Zeit ist so viel eingeprägter Lernstoff von den Schülern vergessen worden als bei den gegenwärtigen Unterrichtsverhältnissen. Das ist das sicherste Zeichen, daß sie ein zu umfangreiches Wissen zu bewältigen haben. Wir befinden uns aber in einer argen Selbsttäuschung, wenn wir Schüler von durchschnittlicher Begabung, die doch auf allen Schulen in der großen Mehrzahl vorhanden sind, dadurch rascher zu fördern meinen, daß wir mit massenhaftem Lehrstoff auf sie eindringen, während wir ihnen bei maßvoller Beschränkung und langsamerem Vorwärtsschreiten einen besseren Dienst erweisen würden. Die Köpfe nehmen ja doch nur ein bestimmtes Wissensmaß auf, dessen Überschreitung sich durch Unklarheit, geistige Ungewandtheit, Oberflächlichkeit und Unwissenheit rächt. Wenn nun ein solcher Mittelschüler täglich fünf Stunden im Unterricht angespannt ist und zu Hause außer den laufenden Schularbeiten noch die Vorbereitung zu einer Klassenarbeit zu erledigen hat, deren Bedeutung für seinen Schul- und Hausfrieden er sehr wohl zu würdigen weiß, so ist das ein Kraftaufwand, der auf die Dauer weder seiner geistigen noch körperlichen Entwicklung zuträglich sein kann. In letzterer Beziehung darf man die Gefahr nicht unterschätzen, welche dem jugendlichen Organismus aus den mit der verallgemeinerten Methode der Klassenarbeiten verbundenen Begleiterscheinungen erwächst. Denn diese Methode verlangt von den schwächeren Schülern nicht bloß eine größere geistige Anstrengung, sondern versetzt sie auch das ganze Jahr hindurch in eine gewisse Auf-

Digitized by Google

regung. Sie arbeiten mit Bangen auf das Proloko, fertigen es mit Erregung an und blicken mit Sorge der Rückgabe entgegen. Und wenn sich dieser Nervenreiz im Jahre so oft wiederholt und sich durch die ganze Schullaufbahn hindurch fortsetzt, dann begreift man die Erscheinungen der Blutarmut und der Nervosität, die jetzt häufiger auftreten und sich gewöhnlich im letzten Schulvierteljahr geltend machen. Nicht minder auffallend ist die Zunahme der Kurzsichtigen, welche von Militärärzten, die im Aushebungsgeschäft tätig sind, ausdrücklich festgestellt wird. Nun wenden sich allerdings die Lehrpläne gegen das Übel der überhand nehmenden Klassenarbeiten mit der Bestimmung: „Mit aller Entschiedenheit ist einer einseitigen Wertschätzung des sog. Extemporales entgegenzutreten“, ja Reskripte außerpreußischer Schulbehörden verbieten sogar die Anrechnung der Klassenarbeiten bei Aufstellung der Vierteljahrszensur. So ergibt sich der Widerstreit zwischen Schulverordnung und Schulpraxis, insofern die Klassenarbeiten für die Beurteilung der Kenntnisse des Schülers weniger bezw. gar nicht ins Gewicht fallen sollen, während der mit wenigen Stunden in einer vollbesetzten Klasse beschäftigte Lehrer ohne die Klassenarbeiten nicht imstande ist, das Wissen des einzelnen Schülers angemessen zu bewerten, weil er nicht die Zeit zum gründlichen Durchfragen der Klasse hat.

Unter diesen Umständen würde es naheliegen, die vier vierteljährlichen Zeugnisse durch zwei halbjährliche zu ersetzen. Aber gegen diesen Vorschlag wird eingewendet, daß durch diese Einschränkung die Mitwirkung des Elternhauses mit der Schule vermindert und dadurch das Aufrücken der Schüler in vielen Fällen gefährdet würde. Die Erfahrung lehrt ja, daß viele wegen schwächerer Begabung oder wegen Unfleißes zurückgebliebene Schüler infolge des Eingreifens der Eltern, d. h. infolge der von ihnen beim Beginn des letzten Vierteljahres verordneten Nachhilfe, gerade noch versetzt werden können. Die begabteren, aber unfleißigen unter diesen Nachzüglern werden allerdings weniger Mühe haben, Versäumtes nachzuholen, während die schwächeren nur bei verdoppeltem Fleiß und ausgiebigem Privatunterricht auf Erfolg rechnen dürfen. Aber auf die einen kann es nicht erziehlich wirken, wenn sie sich drei viertel Jahr vernachlässigen dürfen und erst im letzten ihre Kräfte anspannen, und die anderen können leicht durch das Übermaß der Arbeit und die beständigen Aufregungen in ihrer Gesundheit geschädigt werden. Dazu kommt, daß das von beiden Arten von Schülern in so kurzer Zeit erraffte und daher bald wieder verflogene Wissen ihr Fortschreiten in der höheren Klasse wesentlich beeinträchtigen muß. Deshalb würde es sich empfehlen, wenn die Nummern des letzten halben Jahres für die Versetzung zugrunde gelegt würden, damit der weniger Fleißige sich früher anspannen müßte

Digitized by Google

und der weniger Begabte zur Ausfüllung seiner Lücken eine längere Frist erhielte. Soweit indes meine Erfahrung reicht, wird man an der bestehenden Einrichtung nicht rütteln wollen und sich bestenfalls unter Wegfall des Sommerzeugnisses zu drei jährlichen Zeugnissen verstehn. Das ist aber kaum eine halbe Maßregel, weil die oben erwähnten Krankheitserscheinungen erfahrungsmäßig im letzten, als dem längsten und wichtigsten Schulvierteljahre hervortreten.

Dieses jetzige Hetzen und Hasten in unserem gesamten höheren Schulwesen unter Einschluß der Volksschullehrerseminare und der höheren Töchterschulen bildet eine Gefahr für die deutsche Jugend. Daß von den Schülern heute ein eingeprägter Lehrstoff unter der Einwirkung der Gesamtforderungen so bald wieder vergessen wird, daß sich die Fälle der Erschlaffung bei bleicher Gesichtsfarbe, andauerndem Kopfweh und andern nervösen Erscheinungen mehren, daß die Kurzsichtigkeit zunimmt, das sind meiner Ansicht nach nicht mißzuverstehende Anzeichen der Überbürdung. Die Überbürdungsfrage ist so oft von Nichtschulmännern und besonders von Ärzten aufgeworfen und ihre Berechtigung ebenso oft von Schulmännern in Abrede gestellt. Arzt und Schulmann werden in dieser Sache in absehbarer Zeit Gegner bleiben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der eine zu wenig in den Schulbetrieb eingeweiht ist und der andere zu wenig den Einfluß der geistigen Arbeit auf den jugendlichen Organismus kennt, zugleich aber auch aus einem gewissen Parteiinteresse dieser Frage nicht unbefangen genug gegenübersteht. Beider Urteil ist daher einseitig, also nicht unbedingt zuverlässig. Unter diesen Umständen könnte man daran denken, an den höheren Anstalten einen pädagogisch gebildeten Schularzt einzuführen, und in vereinzelten Fällen mag dieser Plan schon verwirklicht oder der Verwirklichung nahe sein. Nichtsdestoweniger ist er nur eine bestechende Theorie, deren Unzulänglichkeit in der Praxis bald zutage treten würde. Wo und wie soll ein solcher Arzt die pädagogische Erfahrung erwerben? Selbst wenn er an der Universität die Vorlesungen eines gewiegten Schulmanns hörte und die hier vernommenen Lehren durch eigene Beobachtung im späteren ärztlichen Schuldienste ergänzte, so würde er doch dem Schulgetriebe immer nur als Theoretiker gegenüberstehn, dessen Urteil entweder zu sehr durch ärztliche oder durch zu allgemeine pädagogische Gesichtspunkte bestimmt würde. Leicht denkbar aber wäre die Möglichkeit, daß er bei eifriger Wahrnehmung seines Amtes in einen Gegensatz zu Direktor und Kollegium geriete. Und Anlaß zu Reibungen würden sich um so leichter ergeben, als jener in ihm einen unbequemen Mitregenten erblicken und dieses ihn als lästigen Fremdkörper empfinden würde. Das Wahrscheinliche würde allerdings wohl sein, daß er im Gefühl seiner Unsicherheit die Anordnungen der

Digitized by Google

Schule guthieße, wodurch er sich als entbehrlich erwiese. Die Schwierigkeit der Lösung der Schularztfrage liegt aber weit weniger in solchen Bedenken persönlicher Natur als in der Tatsache, daß es überhaupt noch keine schulärztliche Wissenschaft gibt, d. h. eine Wissenschaft, die vom Pathologen, Philosophen und Pädagogen gemeinschaftlich aufgebaut werden müßte und die kein geringeres Endziel anzustreben hätte als die Aufdeckung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Geist und Körper. Mit dem Hinweis auf diese Tatsache erledigt sich zugleich die weitere Möglichkeit, daß man zur Verhütung der Überbürdung der Schüler die Lehrer in die Gesundheitslehre einweihte.

Es gibt nur ein wirksames Mittel, um die jetzigen ungesunden Verhältnisse an den höheren Schulen zu heben, und das besteht in einer wesentlichen Herabsetzung der wissenschaftlichen Anforderungen. Die höhere Schule ist heute mehr denn je ein Gegenstand großer Sorge für die Eltern und besonders für diejenigen mäßig begabter Kinder, für diese selbst aber ein Schreckbild, das ihnen den Frohsinn raubt und das Selbstvertrauen, ohne welches der spätere Kampf ums Dasein noch schwerer wird. Es ist die Schattenseite unserer Pädagogik, daß sie über den Einzelheiten der Schulfragen zu sehr das Leben übersieht, als ob die Schule eine Insel für sich bildete. Sie pflegt zu einseitig die Vielwisserei, die für das Leben nicht ausschlaggebend sein, sondern zum großen Teil nur den Wert eines Zierates beanspruchen kann, der dem Besitzer Ansehen und Ehre bringt; sie betrachtet die Schulfächer nur als Selbstzweck, während sie an erster Stelle Mittel sein sollten, um die sittlichen Begriffe der Jugend zu läutern, ihren Willen zu stählen und ihren Verstand zu klären. Charakterfestigkeit, Tatkraft und Verstandesklarheit, das sind die Tugenden, welche das Leben des einzelnen zum Segen für sich und für das Vaterland gestalten. Was man heute bei uns unter einer guten Schulbildung versteht, ist gewöhnlich eine aus den verschiedensten Wissensgebieten zusammengetragene Summe von Kenntnissen ohne innere Einheit, weil der Träger dieser Kenntnisse nicht die geistige Kraft besitzt, sie in Fleisch und Blut aufzunehmen und zur Grundlage erweiterter und höherer Wahrheiten zu machen. Dieses Wissen ist zum großen Teil eingelernte Gedächtnisware, die in neun Jahren mühsam erworben und in kurzer Zeit verweht ist oder neben kümmerlichen Resten wissenschaftlicher Tatsachen die unbestimmten Umrisse der einzelnen Schulfächer hinterläßt. Was von der Schulzeit für das ganze Leben bleibt, ist die Wohltat einer systematischen Verstandesübung und der stärkende und veredelnde Einfluß der Beschäftigung mit den Wissenschaften auf den inneren Menschen. Daraus erhellt am besten, daß positive Kenntnisse nicht in dem Maße Selbstzweck sein können, wie die heutigen Schulanforderungen zu lehren scheinen. Die vorerwähnten drei höheren

Digitized by Google

Lehranstalten können nur in ganz allgemeiner Weise für den Beruf vorbereiten und dürfen sich nicht mit zu vielen Einzelheiten der verschiedenen Wissensgebiete und besonders der Nebenfächer belasten, damit nicht durch den zu großen Umfang des Lehrstoffs die oben erörterten Unzuträglichkeiten für Körper und Geist der Jugend hervorgerufen werden. Sie dürfen es aber auch deshalb nicht, weil sie einen großen Prozentsatz von Schülern vorbilden, die nach bestandener Prüfung sofort ins praktische Leben übertreten. Solchen Schülern einfach den Rat geben abzugehen, wie es noch vor 50 Jahren mit einigem Recht das Gymnasium konnte, geht doch heute nicht mehr an, wo sich an den Besuch einer höheren Schule eine gewisse soziale Bedeutung knüpft. Will man aber etwa jene drei Anstalten zugunsten von Schulen mit kürzerem Lehrgang entvölkern? Oder gibt es nicht bei unserem so hoch entwickelten wirtschaftlichen Leben heute so viele praktische Berufe, die eine höhere und selbst akademische Vorbildung erfordern?

Das Ziel, das unseren höheren Schulen bei diesen hohen Anforderungen vorschwebt, ist, recht kenntnisreiche Zöglinge zu entlassen. „Wissen ist Reichtum", „Kenntnisse sind der beste Schatz", das sind nicht bloß beliebte Aufsatzthemata, sondern eine Art geflügelter Worte, denen man unanfechtbare Weisheit zuschreibt. Tatsächlich sind es indes gefährliche Halbwahrheiten, welche die Übelstände in unserem höheren Schulwesen hervorrufen und viel Unheil im bürgerlichen und staatlichen Leben anrichten. Es kommt aber nicht darauf an, wieviel man weiß, sondern wie man etwas weiß. Man muß unterscheiden zwischen einem Wissen, das aus abgerissenen und zusammenhangslosen Fetzen besteht und einem solchen, das auf innerer Verknüpfung der Wissenstatsachen beruht, zwischen einem eingelernten Notizenkram und einem sicheren geistigen Besitz. Ein gutes Gedächtnis ist gewiß eine Himmelsgabe, ein unentbehrlicher Gehilfe bei jeder geistigen Arbeit, aber an sich ist es ohne Urteilsvermögen, ohne schöpferische Kraft, ein bloßes Magazin für den Rohstoff der Tatsachen. Während das innerlich erworbene Wissen eine andauernde geistige Spannung und Bewegung hervorruft vermöge der Gedankenverknüpfung (Ideenassoziation), welche jede neue Wissenstatsache im denkenden Menschen auslöst, während es neue Ausblicke und Fernsichten eröffnet und sich zu immer umfassenderen Gesichtspunkten erhebt, veranlaßt das Gedächtniswissen keine geistige Rückwirkung, keine neuen Gedankenfolgen, keine Vertiefung und keine Erhebung zu allgemeineren Wahrheiten, es haftet am Stoff der Tatsachen und kümmert sich nicht um deren Bedeutung für Wissenschaft und Leben. So ergibt sich in ersterem Falle mit der Bereicherung des Gedächtnisses eine Bereicherung des Denkens, im letzteren mit zunehmendem Wissen geistige Verarmung. Zwar kommen gedächtnismäßiges

Digitized by Google

und vergeistigtes Wissen in dieser schroffen Sonderung bei Erwachsenen vielleicht seltener vor, desto häufiger aber bei der Jugend, die den Gegenständen weder den geübten Verstand noch das ernste Interesse des reiferen Alters entgegenbringt. Je größer nun die Menge des Lernstoffs ist, den sie sich einzuprägen hat, desto weniger kann sie ihn durchdenken und verarbeiten, desto geringer ist daher ihre Verstandesübung und desto oberflächlicher ihre Geistesbildung. Zur Bemeisterung eines umfangreichen Wissens gehören bedeutende Verstandeskräfte, welche die Gegenstände zergliedern, verknüpfen und unter die richtigen Gesichtspunkte stellen. Diese geistigen Tätigkeiten erzeugen die Klarheit der Erkenntnis, das treffende Urteil und damit die innere Selbständigkeit und die charaktervolle Persönlichkeit. Wer aber bei mittleren nnd selbst besseren Anlagen immer nur Tatsachen in sich aufzunehmen hat, dem geht der kostbarste Ertrag der Beschäftigung mit geistigen Dingen verloren. Trotz der großen Fortschritte, welche die Pädagogik seit dreißig Jahren im einzelnen gemacht hat, war das alte Unterrichtssystem gesunder als das jetzige; denn es bot erheblich weniger Lernstoff und ermöglichte dadurch eine größere geistige Konzentration. Man mag über die damalige Behandlung der alten Sprachen denken wie man will, jedenfalls war mit ihnen am Gymnasium ein geistiger Mittelpunkt geschaffen, um den sich die übrigen Fächer in geringerem oder größerem Abstande gruppierten. Durch diese Abstufung wurde das Vordrängen der Nebenfächer und die damit hervorgerufene geistige Überfütterung der Schüler wirksam verhütet. Heute bilden die alten Sprachen nicht mehr einen solchen Brennpunkt, aber nicht deswegen, weil sie eine Reihe von Lehrstunden eingebüßt haben, sondern weil ihnen von den Nebenfächern ein großer Teil der häuslichen Arbeitszeit der Schüler und vor allem das Interesse entzogen wird. Es fragt sich nur, wie lange die alten Sprachen diese Aushungerung vertragen, d. h. wie lange das Gymnasium dabei fortbestehen kann.

Aber warum muß denn unsere Jugend auf den höheren Anstalten so viel lernen? Wenn man diese Frage mit dem Hinweis auf die Anforderungen des künftigen Berufs oder des Lebens überhaupt zu erledigen glaubt, so muß hier wiederholt werden, daß sich der bei weitem größte Teil des Schulwissens in verhältnismäßig kurzer Zeit vergißt und um so eher vergißt, je mehr hat gelernt werden müssen. Das Beste, was die Schule für alle Verhältnisse mitgeben kann, sind aber auch weit weniger eine Menge positiver Kenntnisse als ein bei Aneignung dieser Kenntnisse erworbener starker Wille und entwickelter Verstand, mit deren Hilfe die Berufsfähigkeiten am gründlichsten erworben und am besten verwertet werden; diese Mitgift ist aber zugleich das beste Rüstzeug für die Entscheidung in vielen Fragen des Lebens und besonders im Kampfe ums Dasein. Allerdings wird

Digitized by Google

sich die geistige Tätigkeit des Gebildeten gewöhnlich nicht mit der Berufsarbeit, mit Existenzsorgen und anderen persönlichen Lebensfragen erschöpfen, er will in Stunden der Muße auch Fragen der Kunst, der Fachwissenschaft, der Politik, der Technik, des Verkehrs, des Handels, der Industrie und aller möglichen anderen Lebensgebiete mit Anteil und Verständnis verfolgen. Dazu gehören aber Vorkenntnisse und praktische Erfahrung, welche die Schule nun einmal nicht bieten kann und zu deren späterer Aneignung er entweder keine Zeit oder keine Lust hat. Das Verlangen, an solchen Zeitfragen teilzunehmen, sowie das Bewußtsein, ihnen aus Mangel an Sachkenntnis nicht näher treten zu können, erzeugt dann jene verdrießliche Stimmung, in der man sich vorwurfsvoll gegen Schule und Schulmänner wendet, welche ihre Zöglinge nicht besser für alle Fragen der Zukunft ausstatten. Bei solchen Ansprüchen, die nur zu oft auf ganz persönliche Zwecke abzielen, nützt es nichts, der Vielseitigkeit des Lebens die enge Fassungskraft des Menschen im allgemeinen und der Jugend im Alter von 9—18 Jahren mit ganz verschiedenen Anlagen im besonderen entgegenzuhalten. Wir Lehrer, die wir nicht alles verstehen und nicht alle Schüler klug machen können, werden immer das gleiche Schicksal teilen mit den Ärzten, die nicht alle Krankheiten heilen, und mit den Advokaten, die nicht alle Prozesse gewinnen können. Und doch ist in keinem Lande die Überproduktion an Bildung größer als in Deutschland, freilich an einer solchen, die mit Vielwisserei gleichbedeutend ist, während die wahre Bildung den ganzen Menschen umfassen sollte; denn der gebildete Deutsche prunkt nun einmal gern mit seinen Kenntnissen und gefällt sich in dem Irrtum, als ob mit dem Umfang des erworbenen Wissens der Umfang seiner natürlichen geistigen Fähigkeiten wachse. In keinem Lande ist man empfindlicher gegen Bildungslücken in den Schulwissenschaften, in keinem sieht man geringschätziger herab auf einen tüchtigen Praktiker, der „mir“ und „mich“ verwechselt. Und doch umfaßt die soziale Frage nicht bloß die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, sondern ebenso diejenige zwischen den Gebildeten und Ungebildeten. Unser Vaterland heißt jenseits seiner Grenzen das gelehrte Deutschland, und wir Deutsche fühlen uns durch dieses Beiwort geschmeichelt. Aber wir sollten bedenken, daß diese Bezeichnung nur zur Hälfte ein Ruhmestitel ist, welcher der deutschen Forschung gilt, zur andern Hälfte aber ein Vorwurf, mit dem wir als Theoretiker gebrandmarkt werden, welche sich durch die einseitige Beschäftigung mit den Büchern der Wirklichkeit entfremden. Diese zu wenig durch Lebenserfahrung ergänzte und berichtigte Gelehrsamkeit erzeugt jene einseitige Weltanschauung, die nichts Höheres kennt als das Wissen und für welche die Erscheinungen des praktischen Lebens nur als Stoff zu gelehrten Abstraktionen Interesse haben.

Digitized by Google

In dieser Luft gedeiht der Doktrinarismus, der die Parlamente zerklüftet, der Bureaukratismus, der den Buchstaben anbetet, das dünkelhafte, laue Philistertum, das zu viel weiß und zu wenig will und kann. Vor dem Bildungsgötzen beugt sich ganz Deutschland, aber dessen Hand liegt schwer auf den deutschen höheren Schulen. Mehr denn je macht sich heute die Einwirkung der Universität, als der Hauptvertreterin der Wissenschaft, auf das höhere Schulwesen geltend; ihrem unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß haben wir die Stoffmenge in den Lehrplänen zu danken, welche die jetzigen unerquicklichen Verhältnisse geschaffen haben. Aber von allen außerhalb der Schule stehenden Beratern in Schulangelegenheiten ist der Universitätsprofessor, der nicht eine angemessene Zeit im Schuldienst tätig gewesen ist, vielleicht der ungeeignetste. Denn er ist einmal vermöge des Ganges seiner akademischen Laufbahn der Schule entfremdet, er ist ferner Spezialist und als solcher immer in dem Vorurteil befangen, daß sein Fach, welches er für das wichtigste hält, auf der Schule zu kurz kommt, und immer von der Neigung beherrscht, es in den Vordergrund zu drängen. Seine Begabung und seine Beschäftigung mit den großen Fragen der Wissenschaft erheben ihn zu hoch über die Durchschnittsbegabung der Jugend und über die elementareren wissenschaftlichen Anforderungen der Schule, als daß er für diese den richtigen Maßstab fände, andrerseits ist aber seine Aufgabe als akademischer Lehrer zu einseitig, als daß er die vielseitigere erziehliche Tätigkeit der Schule entsprechend würdigen könnte. Wie schwer sich der einseitig wissenschaftliche Standpunkt der Universität mit dem allgemein pädagogischen der Schule in Einklang bringen läßt, dafür nur ein Beispiel. Seit Jahren klagt die Universität über die veraltete, ausschließlich topographische Behandlung der Geographie an den höheren Schulen, während diese längst große Gebiete anderer Wissenschaften in ihren Kreis hereingezogen hat. Die Klage der Universität ist sicherlich berechtigt, aber die Schule kann ihr doch erst dann Gehör schenken, wenn sie Lehrkräfte besitzt, welche sich auf diese erweiterte Behandlung der Geographie verstehn. Diese Wissenschaft ist inzwischen ein so unermeßliches Gebiet geworden, daß sie einen akademischen Lehrstuhl erhalten hat, während sie auf der Schule nur Nebenfach sein kann. Wird ihr hier ein größerer Raum zugestanden, so haben entweder andere Fächer oder die Schüler unter dieser Mehrforderung zu leiden. Unser höheres Schulwesen krankt ja eben an dem mangelnden Ausgleich zwischen dem wissenschaftlichen und dem pädagogischen Standpunkt, der nur in der Herabminderung der wissenschaftlichen Anforderungen gefunden werden kann, wenn es seiner erziehlichen Gesamtaufgabe gerecht werden will. Je mehr die Wissenschaft von Jahr zu Jahr fortschreitet, desto mehr muß sich die Einsicht aufdrängen, daß die höhere Schule ihre Lehr-

Digitized by Google

ziele unabhängig von der Universität festsetzen muß, um Herrin im eigenen Hause zu bleiben. Das jetzige Abhängigkeitsverhältnis der Schule zur Universität hat zur Voraussetzung, daß jene nur für diese vorbereitet, was weder der Gesamtaufgabe der Schule noch den Lebensplänen vieler ihrer Zöglinge entspricht. Ein dankenswerter Anfang zur Beseitigung dieses Abhängigkeitsverhältnisses ist bereits dadurch gemacht, daß in die Kommissionen zur Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts Schulmänner berufen sind. Wir Oberlehrer verdanken der Universität allerdings den wissenschaftlichen Geist, durch den wir uns über die Amtsgenossen der meisten andern Länder erheben, aber zugleich die Überschätzung des Wissens und eine gewisse Abneigung gegen alles Pädagogische, das wir als ein minderwertiges Anhängsel unseres Berufes erachten. Wir wollen lieber Gelehrte als Lehrer sein, weil uns das erstere Attribut vornehmer dünkt als das letztere, obwohl wir als Lehrer dem Vaterlande weit größere Dienste leisten können denn als Gelehrte. Andrerseits soll uns aber die Beschäftigung mit der Wissenschaft frisch und strebsam erhalten und uns bewahren vor dem Versinken in ein geistloses und formelhaftes Tagelöhnertum; sie soll unser Denken anregen und befruchten und uns schadlos halten für den öden und zum großen Teil zwecklosen Korrigierdienst. Nur darf das Wissen, das eine notwendige Forderung des Lehrberufs ist, nicht als alleiniges oder auch nur vornehmstes Schulziel aufgestellt werden, sonst ist an eine harmonische Entwickelung der Jugend nicht zu denken. Die höhere Schule hat heute, gleichviel ob ihre Zöglinge zur Universität übergehen oder ins Leben eintreten, vor allem ein körperlich, geistig und sittlich gesundes Geschlecht zu erziehen, das den Zwecken des Staates das rechte Verständnis entgegenbringt und dessen Bedürfnissen gewachsen ist. Der Staat, als Veranstalter der Schule, hat das erste Anrecht an ihre Dienste und ist auf ihre Zöglinge als spätere Staatsbürger angewiesen. Wenn aber ein erheblicher Prozentsatz dieser Zöglinge durch übermäßige Anforderungen in seiner Gesundheit so weit geschädigt wird, daß er dem Heeresdienste nicht genügen kann, so verfährt die Schule selbstherrlich auf Kosten der Zöglinge und des Staates. Wir leben glücklicherweise nicht mehr in den Zeiten, wo das Denken des gebildeten Deutschen nicht mehr am Boden der Wirklichkeit haftete, sondern sich ins Reich der Ideale verlor und im Traume des Weltbürgertums den Erdenwinkel vergaß, der seinem Volkstume durch die Geschichte zugewiesen war. Wir haben ein Deutsches Reich, das alle Kräfte, nicht bloß die geistigen, herausfordert und den nationalen Trieb aufruft, der die volksmäßige Form des Selbsterhaltungstriebes ist. Die Vielwisserei ist ein ungeeignetes Lehrziel, weil sie zu einseitig für die Wissenschaft und zu wenig für Staat und Leben erzieht. Je ernster das Leben wird, desto mehr muß die Schule für die Her-

Digitized by Google

anbildung eines gesunden Geschlechts sorgen, das den schwierigeren Daseinsverhältnissen gewachsen ist; sie hat als erster der berufenen Faktoren die Aufgabe, unser Volk von der allgemeinen Zeitkrankheit der Nervosität zu heilen, und darf nicht im Gegenteil den Keim zu derselben legen. Wir brauchen eine großzügigere Pädagogik, welche das gesamte Erziehungswesen mit der Stellung und den Aufgaben unseres Vaterlandes in Einklang bringt und der Jugend diejenigen Vorzüge aneignet, welche seinen Fortbestand und seine Größe sichern. Im Vergleich mit dieser Lebensfrage ist der Hader um humanistische oder realistische Bildungsform unerheblich, maßgebend allein ist für jede der beiden Schularten, daß sie ein Geschlecht mit gesundem Körper, starkem Willen und klarem Verstande erzieht. Diese Vorgänge können uns Deutschen nicht genug vor Augen gerückt werden, da der grüblerische Hang, das träumerische Versinken, das widerstandslose Aufgehen in fremdes Volkstum die Kehrseite unseres Volkscharakters bilden und durch das politische Elend vergangener Jahrhunderte leider nur zu sehr begünstigt sind.

Die Übelstände im heutigen höheren Schulwesen sind die mit Lehrstoff überfüllten Lehrpläne, die fremde Sprache in der Sexta und die veraltete und verfehlte Methode im deutschen Unterricht. Alle drei Einrichtungen haben die gleiche nachteilige Wirkung, daß sie das Gedächtnis der Schüler übermäßig in Anspruch nehmen. Die Gedächtnisarbeit ist aber die anstrengendste geistige Tätigkeit, weil sie zu wenig Rückhalt an der verstandesmäßigen Verknüpfung findet. Verfasser beobachtete vor längeren Jahren, wie einem an seiner Schule auftretenden Gedächtniskünstler nach einstündiger Arbeit der Schweiß von der Stirne tropfte. Im einzelnen betrachtet, haben besonders die hohen Anforderungen der Lehrpläne die Vermehrung der jährlichen Schulzeugnisse hervorgerufen, welche als eine verdoppelte Anspornung des jugendlichen Fleißes gegenüber den gesteigerten Anforderungen aufzufassen ist. Die vermehrten Zeugnisse aber haben aus den oben dargelegten Gründen die Verallgemeinerung der Methode der Klassenarbeiten zur Folge gehabt, welche, von anderen Schattenseiten abgesehen, für Schüler und Lehrer gleich aufreibend ist. Die fremde Sprache in der Sexta setzt bei 9jährigen Schülern ein Sprachgefühl voraus, das sie im Durchschnitt nicht besitzen, weil sie noch zu wenig mit der Muttersprache vertraut sind, welche das Verständnis für die fremde erschließt, und infolgedessen weniger begreifen und desto mehr auswendig lernen. Die Aneignung des Sprachgefühls macht aber um so langsamere Fortschritte, als die beiden gleichzeitig betriebenen Sprachen einander die heftigste Gegnerschaft bereiten und auf dieser Stufe Verwirrung anrichten. Die Muttersprache an der fremden erlernen zu lassen, ist ein unnatürlicher, also erschwerter Weg zur sprachlichen Erkenntnis, und wer das Goethesche Wort: „Wer

fremde Sprachen nicht kennt, kennt nicht seine eigene“ zur Stütze der veralteten Anschauung anführt, der übersieht, daß der Dichter die sprachvergleichende Tätigkeit reifer Jahre im Auge hat, welche das umgekehrte Verfahren einschlägt, weil sie die Beherrschung der Muttersprache voraussetzen darf. Was schließlich das Lehrverfahren in der Muttersprache anlangt, so muß es sich regeln nach dem Gesichtspunkt, daß die deutsche Unterrichtsfrage an erster Stelle eine Erkenntnisfrage ist, also eine Frage, deren Lösung für das gesamte Unterrichtswesen von der höchsten Bedeutung ist. Maßgebend für die Behandlung der Muttersprache muß die Erwägung sein, daß sie mit allen geistigen Vorgängen aufs engste verbunden ist, daß mit ihrer Hilfe die Sinneseindrücke zu Wahrnehmungen erhoben werden, daß Vorstellung, Begriff und Urteil lediglich durch sie zustande kommen, daß jede innere Regung uns erst durch sie zum Bewußtsein kommt, durch sie erst ihre greifbare Gestalt erhält. Was sie uns Lehrern aber ganz besonders wichtig macht, ist der Umstand, daß wir mit dieser von der Natur gebotenen Handhabe systematisch auf die Entwicklung des jugendlichen Geistes einwirken können, und zwar nach dem Grundsatz, daß die Sprache das Werkzeug zum Denken ist, daß also die Jugend in dem Maße geistig vorwärts schreitet, als sie sich der Muttersprache bemächtigt. Man vergesse nicht, daß jedes Wort, jede Wendung, die in den geistigen Besitz der Jugend übergehn, für sie ein doppelter Gewinn sind, der einmal ihre Ausdrucksfähigkeit erhöht und zugleich ihr Denken bereichert. Der eintönige Stil und der enge Gedankenkreis unserer Jugend sind keine zufällig zusammentreffenden Erscheinungen, sondern notwendig gleichzeitige Folgen des kümmerlichen Wortschatzes, für dessen Pflege im heutigen Unterrichtsverfahren kein Raum ist, weil man seine Bedeutung nicht zu würdigen weiß. Das Mißverhältnis zwischen den Leistungen im Deutschen und denjenigen in den übrigen Fächern liefert nicht sowohl den Beweis, daß der deutsche Aufsatz nicht der Gradmesser der allgemein geistigen Entwicklung ist, als den, daß die Denkfähigkeit über der Fachbildung zu kurz kommt, d. h. daß die Verstandesbildung hinter dem Wissen zurückbleibt. Uns fehlen methodische Vorübungen besonders in den unteren Klassen, welche den Schüler mit einer größeren Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache ausstatten und dadurch nicht bloß bessere Aufsatzleistungen sichern, sondern allen Fächern zugute kommen, weil sie die geistige Entwicklung beschleunigen. Lassen wir endlich einmal ab von unseren Vorurteilen aus längst vergangenen Zeiten, welche der pädagogischen Würdigung der Muttersprache mit der ganzen Befangenheit überwundener Bildungsanschauungen und nationalen Tiefstandes gegenüberstanden. Die Franzosen sind bessere Redner und Stilisten vielleicht weniger, weil sie im Ver-

Digitized by Google

gleich zu uns schwerflüssigen Nordländern temperamentvoller und beweglicher sind, als deshalb, weil sie ihre Sprache mehr pflegen und nicht mit so wissensbeschwerten Köpfen ins Leben hinaustreten wie wir. Die Gelehrsamkeit, welche im Mißverhältnis zur Begabung steht, macht stumm und schwerfällig, weil sie dem Geiste die Spannkraft raubt und das selbsttätige Denken erstickt. Was kann uns Deutschen näher liegen als die deutsche Sprache, die das Abbild unseres Wesens, unser eigenes Fleisch und Blut ist, in der die Wurzeln unseres geistigen Lebens, die Grundbedingungen unserer kulturellen Betätigung liegen! Im Hinblick auf diese überragende psychologische Bedeutung der Muttersprache für den ganzen inneren Menschen darf der deutsche Unterricht nicht das philologische Schema des fremdsprachlichen Unterrichts beibehalten, er muß vielmehr sorgfältiger aufgebaut und reicher gegliedert sein, weil er an erster Stelle die Verantwortung für den geistigen Fortschritt der Jugend trägt. Bis jetzt hängt aber der deutsche Aufsatz in der Luft, genau so wie die als Ergänzungsübungen gedachten Stilarbeiten und wie die nunmehr abgeschafften Vortragsübungen in der Luft hingen. Will man dem deutschen Aufsatz nicht durch systematische, mündliche und schriftliche Stilübungen in den unteren Klassen vorarbeiten, so lasse man ihn ruhig eingehen, er wird keine Lücke hinterlassen, wohl aber Schüler und Lehrer von einer Anstrengung befreien, deren Aufwand in keinem Verhältnis zu den Erfolgen steht. Erschwerend wirkt noch bei der unverhältnismäßigen Menge des Lehrstoffs der Umstand, daß nicht jede Stunde eine Sprechstunde sein kann, wie sie es sein sollte. Sie verläuft jetzt vielmehr der Zeitersparnis wegen in einem Frage- und Antwortspiel oder muß zu einer der vielen Klassenarbeiten geopfert werden. Während der Schüler im ersteren Falle keine Gelegenheit zu zusammenhängender Erörterung findet, muß er im letzteren seine Ansicht schriftlich niederlegen. Jeder Schulmann wird aber die Erfahrung machen, daß die Jugend um so einsilbiger und wortkarger wird, je mehr sie schreiben muß; darin bestärkt sie zugleich die Erwägung, daß die mündlichen Leistungen für Zensur und Versetzung weniger ins Gewicht fallen als die schriftlichen.

Daß der Sinn der gebildeten Deutschen für die deutsche Sprache im allgemeinen und für die deutsche Unterrichtsfrage im besonderen in dem Maße reger wird, wie das Deutsche Reich eine Weltstellung einnimmt, zeigen die Verhandlungen auf den Kunsterziehungstagen in Weimar. Man muß in der Tat dankbar sein für das Interesse, das heute größere Kreise diesem so wichtigen Gegenstande entgegenbringen, dankbar auch dann noch, wenn die Stimmen verworren durcheinander tönen und die Gefahr besteht, daß die deutsche Unterrichtsfrage auf ein Nebengleis geschoben wird und in die Irre geht. Verfasser bekennt

Digitized by Google

sich als aufrichtigen Verehrer der Kunst und kann es nur billigen, wenn uns Schulmännern für die mannigfachen Geschmacklosigkeiten in der Behandlung deutscher Dichtungen einmal gehörig der Text gelesen wird; der Spott, der in jener Versammlung ausgegossen ist über Aufbauarchitekten, Schuldschnüffler, Textgründlinge und andere Schulmeistertypen, ist verdient und wird hoffentlich gute Früchte tragen. Daß Akte von Dramen der häuslichen Lektüre überwiesen und dann wie Cicero- oder Tacituskapitel inhaltlich abgehört werden, daß unsere Klassiker ausgepreßt und zu Fundgruben für Aufsatzaufgaben erniedrigt werden, das heißt allerdings das lebendige Schönheitsgefühl der Jugend durch ein ödes Spiel mit zerbrochenen Kunstformen ertöten. Aber man muß auch die andre Partei hören! Man kann nicht von den Hunderten und Tausenden von Deutschlehrern mit ihren grundverschiedenen Naturanlagen verlangen, daß sie alle gleichmäßig Kunstverständige sind oder daß sie in die Behandlung von Dichtungen den künstlerischen Gesichtspunkt hineintragen, nachdem sie sich in vierjähriger akademischer Schulung den trocknen germanistischen Ton haben aneignen müssen. Auch kann bei der schulmäßigen Erörterung eines poetischen Stoffes — von zarten lyrischen Gebilden etwa abgesehen — der künstlerische Standpunkt nicht allein maßgebend sein, wenn man nicht eine unklare Kunstduselei großziehen will, die sich in Phrasen und Schlagworten entladet, ohne sich den innern Gehalt einer Kunstschöpfung angeeignet zu haben. Sache des pädagogischen Taktes ist es, beiden geistigen Fähigkeiten gerecht zu werden: dem Gefühl, als dem Organ zur Erfassung der Kunstform im weitesten Sinne, und dem Verstande, als dem Organ zur Erfassung des realen Gehaltes. Wie schwer es aber ist, hier die richtige Linie innezuhalten, den Kunstgenuß nicht durch vordringliche Betonung des Verständnisses zu opfern, oder das Verständnis nicht hinter die Würdigung der Kunstform zurückzustellen, davon haben wohl die Schöngeister der Weimarer Kunsterziehungstage keine rechte Vorstellung. Die höheren Schulen sind nun einmal keine Kunstakademieen, und wenn sie es auch wären, so würde doch schließlich auch eine kunstverständige Interpretation den zartesten Schmelz von jedem Kunstwerke abstreifen. Der Kunstgenuß ist eben wie das Kunstschaffen ein persönliches Geheimnis, das bei den einzelnen Genießenden je nach ihrer Eigenart bald weniger bald mehr Deutung verträgt. Der Lehrer aber, der eine Klasse von 20—30 verschiedenen Individualitäten in eine Dichtung einzuführen hat, kann nur einen mittleren Standpunkt wählen, der allerdings den wenigen Feinsinnigeren oder Kunstbegabten unter seinen Hörern leicht als eine Überschreitung der zulässigen Grenze erscheinen mag. Die Schule würde aber in dieser Beziehung den Anforderungen der Weimarer Kunsterziehungstage am besten dadurch entgegenkommen, daß sie weniger dichterische

Digitized by Google

Stoffe böte; ja unsere Zeit würde sich wahrscheinlich weniger von unseren Klassikern abwenden, wenn sie in der Schule nicht so zerfasert und ausgeklaubt würden. Wer will denn später noch auf der Bühne ein solches Stück sehen, das eingehend erklärt und erörtert und zum Schluß noch Gegenstand eines Aufsatzes gewesen ist! Machen wir Lehrer es denn anders, wenn uns nicht etwa unser literarisches oder pädagogisches Gewissen zu der Vorstellung eines klassischen Dramas treibt? Aber der von den Lehrplänen vorgeschriebene reichliche poetische Stoff steht auch im Widerspruch mit dem schlichten sachlichen Vortrage der Gedanken, den wir im deutschen Aufsatze verlangen. Für die Schullektüre bieten wir den Schülern meist dichterische Stilmuster und erzielen damit eine Darstellung, die mit allerhand Redeblumen durchsetzt ist und mit Phrasen prunkt, wo die Gedanken fehlen. Seit Jahren tritt Verfasser ein für erhebliche Einschränkung des dichterischen Stoffes und Einführung eines guten Lesebuches in den oberen Klassen, das die Jugend zugleich mit der Sprache der neueren Schriftsteller bekannt macht. Es kann nur Aufgabe der Schule sein, die Jugend mit dem treffenden sachlichen Ausdruck zu versehen, der den Dingen genug tut, der sie in ihrer wahren Gestalt und nicht in künstlerischer Verkleidung zeigt. Es wäre völlig verfehlt, der Jugend einen persönlichen Stil aneignen zu wollen, der erst die Folge der Beherrschung der Muttersprache sein kann. Wenn man aber einmal wieder über die deutsche Unterrichtsfrage verhandelt, dann stelle man sie nicht wie in Weimar unter den einseitigen Gesichtspunkt der Kunst, damit nicht bloße Anregungen, sondern praktisch verwertbare Ergebnisse erzielt werden. Die Schule ihrerseits möge aber die schönen Worte beherzigen, die aus ihrem Schoße hervorgegangen, aber zu abgenutzten Gelegenheitsphrasen entwertet sind: „Weniger wäre mehr", „Non multa, sed multum", „Non scholae, sed vitae".

Wolfenbüttel. A. Kullmann.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) R. Galle, Konrad Bitschins Pädagogik. Das 4. Buch des enzyklopädischen Werkes de vita coniugali. Gotha 1905, Thienemann. LXI u. 216 S. 8. 4 *M.*

Ein kurzer Hinweis auf das eigenartige Buch dürfte den Lesern d. Ztschr. erwünscht sein. Bitschin war 1430—38 Vikar und Stadtschreiber in Kulm und lebte wenigstens bis 1472, ein in der scholastischen Wissenschaft bewanderter, fleißiger Mann, Fortsetzer der Chronik des Peter von Duisburg. Eine Enzyklopädie im Geschmacke seiner Zeit bilden die 9 Bücher de vita coniugali, handschriftlich im Königsberger Archiv erhalten. Daraus hat nun Galle das 4. Buch (qui est de prole et regimine filiorum) wegen ihrer pädagogischen Kuriosität als Probe scholastischer Erziehungsweisheit mit einigen Kürzungen lateinisch herausgegeben, übersetzt, eingeleitet und literarisch erklärt. Man wird nichts vermissen, was zum Verständnis der Schrift nötig ist, und zugleich in der Arbeit einen trefflichen Wegweiser in das Halbdunkel des sinkenden Mittelalters sehen. Für die Geschichte der theoretischen Pädagogik ist die Veröffentlichung von Belang, kulturgeschichtlich ist ihr Inhalt nicht ohne Wert, literarisch steht Bitschins konfuser und diffuser Erguß tief genug, um nur pathologisches Interesse zu erwecken. Darum sind wir auch dem wissenschaftlich geschulten, fleißigen Herausgeber zu Danke verpflichtet, freilich mit dem Vorbehalt, daß sein Beispiel nicht zu viel Nachahmer finde, damit der Büchermarkt nicht mit scholastischen Minderwertigkeiten beladen wird.

Die Forschungen im Gebiete der Geschichte der Pädagogik sind ja im vollen Fluß. Das Inhaltsverzeichnis zum 15. Jahrgange der „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", über dessen erstes Heft wir in dieser Ztschr. LIX S. 336 kurz berichtet haben, beweist uns das. Es ist ein großer Fortschritt, daß wir nun einen sicheren Mittelpunkt für alle diese Bestrebungen haben. Hoffentlich erweist sich diese Zentralisation nicht nur positiv heilsam, indem sie dafür sorgt, daß das Notwendige auch wirklich getan wird, und zwar von geschickten Händen, sondern auch negativ, indem sie Unnötiges und Wertloses hintanhält, Doppelarbeit verhindert, kurz

Digitized by Google

den interessierten Kreisen den Überblick über die anschwellende Literatur ermöglicht. Denn mit Recht mahnt Schian (Mitteilungen XV 325): „Vergessen dürfen wir über dem minutiösen, textfeststellenden, bibliographischen Arbeiten nie, daß es nur ein Grundlegen, ein Vorarbeiten für eine lebensvolle Erfassung der Art, in der jede Zeit die Unterrichtsaufgabe angefaßt hat, sein darf".

2) Wilhelm Diehl, Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen. Band 3: Das Volksschulwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. (Monumenta Germaniae Paedagogica XXXIII.) Berlin 1905, A. Hofmann & Comp. XV u. 575 S. gr. 8. 12 ℳ.

Die beiden ersten Bände des Diehlschen Werkes sind hier Jahrg. LVIII 621 f. angezeigt. Der vorliegende dritte ist vorläufig als Schlußband ausgegeben. Er enthält A. Übersicht über die Entwicklung des Volksschulwesens in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt von 1567—1806. B. Schulordnungen und andere Aktenstücke zur Geschichte derselben (S. 203—439). C. Erläuterungen und Anmerkungen zu A und B, schließlich ein Register. So anziehend und wichtig die aus gewaltiger Fülle ausgesuchten Aktenstücke auch für den Forscher sind, wird doch der erste Teil des Buches besondere Anerkennung finden. Diese Geschichte des hessischen Volksschulwesens beruht auf einer zehnjährigen emsigen Durchforschung des im allgemeinen reichlich erhaltenen archivalischen Stoffes. Der Verf. denkt freilich bescheiden über seine Arbeit, in der er nur den Entwicklungsgang des Volksschulwesens gezeichnet zu haben glaubt, den weitere Arbeit zu einer Geschichte des Gegenstandes erweitern müsse, aber sie macht doch den Eindruck eines gediegenen und gelungenen Werkes, das die Erkenntnis eines wichtigen Abschnittes deutscher Schulgeschichte wesentlich fördert. Mit besonderer Vorliebe entwirft der Verf. ein Bild von der Tätigkeit der ersten Landgrafen der neuen Landgrafschaft, namentlich der beiden George, und von den verhältnismäßig sehr erfreulichen, überraschend günstigen Zuständen des damaligen Volksunterrichtes. Selbst das Unglücksjahr 1635 konnte diesen Segen nicht tilgen. Fleißig sehen wir diese Trümmer wieder ausbauen, die Pietisten fleißig am Werke, die Aufklärung mit dem Minister v. Moser kräftig eingreifen und erst nach Mosers Sturz (1782) die Reaktion böse Triumphe feiern. Das Ganze ist so anziehend geschrieben, mit sicherer Beherrschung des widerstrebenden und mannigfaltigen Stoffes in einfacher, klarer und warmer Sprache, daß Ref. die 200 S. hintereinander mit gleichem Interesse gelesen hat. Mit ihm werden hoffentlich recht zahlreiche Leser dem Verf. für seine fleißige und verständnisvolle Arbeit dankbar sein. Die Erklärungen und das Register unterstützen das Verständnis der Geschichte und Aktenstücke aufs beste.

Hannover. F. Fügner.

Digitized by Google

Karl Beyer, Der Katechismusunterricht. Präparationen. Nach neueren Grundsätzen methodisch bearbeitet. Berlin 1905, Verlag von Walter Prausnitz. 172 S. (4 Vorw.) gr. 8. 1,50 *M.*

Das vorliegende Buch ist von einem Berliner Volksschullehrer geschrieben und für den Unterricht an Volksschulen bestimmt. Gleichwohl trage ich kein Bedenken, es in dieser Zeitschrift ausführlicher zu besprechen; denn es gibt Veranlassung, auf einen prinzipiellen Gegensatz in der Behandlung des Religionsunterrichtes an Volks- und höheren Schulen hinzuweisen und anderseits diese Präparationen als nutzbringend für die Vorbereitung zum Katechismusunterricht in den unteren Klassen (auch in den beiden Tertien) höherer Lehranstalten zu empfehlen.

Der Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschule vom Jahre 1902, der nach einer Verfügung genau befolgt werden muß, schreibt vor: „Der Unterricht im Katechismus wird davon absehen müssen, den Katechismuswortlaut aus heilsgeschichtlichen Tatsachen herzuleiten. Es wird sich vielmehr empfehlen, die sittlich religösen Wahrheiten zunächst ohne Rücksicht auf den bestimmten Ausdruck, den sie im Katechismus gefunden haben, zu entwickeln. Erst wenn dieses in bezug auf einen bestimmten Vorstellungskreis geschehen ist, wird der betreffende Abschnitt des Katechismus darzubieten und wie ein geschichtliches Quellenstück zu behandeln sein". Man vergleiche hiermit die methodischen Bemerkungen der amtlichen Lehrpläne für höhere Schulen vom Jahre 1901: „Im Mittelpunkte des gesamten Religonsunterrichtes steht die Heilige Schrift. Alle anderen Unterrichtsstoffe sind als auf ihr beruhend oder zu ihr hinführend zu behandeln". Ferner: „Die Grundlage des ganzen Unterrichtes (in den unteren Klassen) hat die biblische Geschichte zu bilden. Ihr sind Spruch und Lied anzugliedern, mit ihr ist die Behandlung des Katechismus in die engste Verbindung zu setzen". Das ist ein diametraler Gegensatz. Auf der einen Seite wird der enge Anschluß an die Bibel abgelehnt und der Katechismus als Quelle behandelt, auf der anderen Seite ist die Bibel die Quelle, aus der alle religiöse Unterweisung, insbesondere der Katechismus hergeleitet wird. Kommt hierin eine verschiedene Auffassung in der Art der religiösen Unterweisung an Volks- und höheren Schulen zum Ausdruck, so ist nach unseren evangelisch-protestantischen Grundsätzen ersteres Verfahren zweifellos zu verwerfen. Der besonnene, erfahrene Lehrer wird ja allerdings die sittlich religiösen Wahrheiten aus der Heiligen Schrift entwickeln und dann den Katechismuswortlaut gewissermaßen als Niederschlag, als Auszug zum Zweck der Einprägung jener Wahrheiten heranziehen, aber ihn nun als Quelle zu behandeln, das ist ein Widerspruch und streift bedenklich den Typus der Scholastik. Man denke ferner, wie gefährlich es ist, etwa einen jungen Lehrer sittlich religiöse Wahrheiten entwickeln zu lassen ohne die bestimmte Vorschrift, sich an die heilsgeschichtlichen Tatsachen an-

Digitized by Google

zulehnen: da ist der Subjektivität die Tür geöffnet, und diese kann höchst verderblich werden, wo wissenschaftliche Durchbildung fehlt.

Beyer hat seine Katechismuspräparationen geschrieben aus Anlaß oben erwähnter Anweisung der Grundlehrpläne der Berliner Gemeindeschulen vom Jahre 1902. Offenbar hat auch er das Schwierige und Verfängliche der Bestimmung gefühlt und erlebt. Daher rechtfertigt sich sein Buch durchaus; aber wir zollen seinen Präparationen auch volle Anerkennung, da sie nicht nur der oben geschilderten Gefahr aus dem Wege gehen, sondern auch eine erfreuliche Klarheit der Methode zeigt und den Weg aufweist, wie man den Katechismusunterricht beleben und Verstand und Gemüt der Schüler für ihn gewinnen kann.

Die sittlich religiösen Wahrheiten werden aus dem bei den Schülern vorhandenen Vorstellungskreis entwickelt, gleichgiltig, ob dieser durch Erfahrungen des häuslichen, Schul- und alltäglichen Lebens oder durch die in früheren Klassen gelehrte biblische oder Profangeschichte gebildet wurde; den Zielpunkt der Erörterung gibt das betreffende Katechismusstück. Wo es irgend geht, wird mit Glück und Takt eine Nutzanwendung des jedesmaligen Lehrstückes auf das Leben des Kindes versucht, um so ein interessiertes Nachdenken und eine persönliche Stellungnahme des Schülers zu erzielen.

Die Form ist das Lehrgespräch, aber nicht in ausgearbeiteter Rede und Antwort; vielmehr sind die Hauptgesichtspunkte in Fragen gekleidet, und als Antwort wird das Ergebnis der vom Lehrer zu leitenden Besprechung hingestellt, etwa das, was ein gewissenhafter Lehrer als Vorbereitung für eine Unterrichtsstunde sich zurechtlegt.

Diese Behandlung des Katechismus erscheint mir als die einzige Lösung der schwierigen Vorschrift in den Grundlehrplänen der Berliner Gemeindeschulen; als Quellstück wird freilich der Katechismus dabei nicht behandelt, sondern als eine präzise Zusammenfassung dessen, was aus den beiden großen Quellen unseres religiösen Bewußtseins fließt, der biblischen Geschichte und den inneren Erfahrungen. Da nun aber, wie auch das vorliegende Buch zeigt, religiöse Vorstellungen bei den Kindern hauptsächlich auf Grund der biblischen Geschichte vorhanden sind, so nähert sich die Behandlungsweise unvermerkt der Art, wie man sich auf Grund der amtlichen Lehrpläne an den höheren Lehranstalten den Katechismusunterricht denken muß. Ich empfehle daher jedem Kollegen, dem der Katechismusunterricht Schwierigkeit macht, diese Präparationen auf das wärmste; er wird viel Anregung für den Unterricht finden und, wenn er in geschickter Weise nach dieser Methode verfährt, bei seinen Schülern lebhafte Augen, fröhliche Antworten und ernsthaftes Sichbesinnen sicherlich erzielen.

Hierbei möchte ich eine allgemeine Bemerkung machen. Die

Digitized by Google

Erklärungen der Katechismusstücke, wie man sie in vielen für die Schüler bestimmten Lehrbüchern findet, sind zweifelhaften Wertes. Sie können, weil sie kurz gehalten sein müssen, nicht viel mehr als eine Paraphrase des Katechismuswortlautes geben, sie enthalten vielleicht nur das, was gerade der betreffende Verfasser als richtig und ausreichend erprobt hat, und greifen dem Unterricht des Lehrers vor, da ja der Schüler schon alles, was er wissen muß, gedruckt in seinem Lehrbuch beisammen sieht. Außerdem liegt die Gefahr vor, daß der Lehrer bequem wird und womöglich auch noch diese Erklärungen zu den Lutherschen Erklärungen „lernen“ läßt. Auch das neueste Lehrbuch für höhere Schulen von Halfmann und Köster, das wegen mancher Vorzüge eine weite Verbreitung gefunden hat, kann sich einer ziemlich abstrakten Katechismuserklärung nicht enthalten; mancher Religionslehrer wird diesen Teil des Lehrbuches nicht gutheißen.

Dagegen wünschte ich in der Hand besonders der Lehrer, die noch keine Erfahrung im Religionsunterricht haben, solche auf die Praxis berechneten Präparationen wie die vorliegende; sie sollen die selbständige Vorbereitung des Lehrers nicht ersetzen, aber sie können einen Anhalt bieten, wie der schwierige Katechismusunterricht zu geben ist.

Auf alle Einzelheiten, die ich mir lobend und mißbilligend bemerkt habe, kann ich des Raumes wegen nicht eingehen. Ich beschränke mich, einiges herauszuheben. Als Beispiel für die Art der Behandlung diene das schwierige 6. Gebot: A. Text. 1) Was hast du von der Eheschließung gehört? 2) Warum schließen Mann und Frau die Ehe? 3) Führen alle Eheleute ein solches Leben? B. Erklärung. 1a) Was bedeuten die Worte lieben und ehren? b) Was folgt daraus für das Eheleben? 2a) Wie lebst du keusch? b) Wie lebst du züchtig in Worten und Werken? Zusammenfassung: Wie lautet der Text des 6. Gebotes? Welche Worte stellt Luther der Erklärung immer voran? Wie lautet das Gebot der Erklärung für die Eheleute? Wie lautet die ganze Erklärung? Das ganze Gebot? — Geschickt wird, um anderes anzuführen, bei der Erklärung im 1. Artikel „Vernunft und alle Sinne“ aus der Geschichte der Steinigung des Stephanus entwickelt: Gedächtnis, Phantasie, Denken, Gefühl, Wille, Vernunft, in einer der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Form. — Aus dem Leben Luthers wird das Bedürfnis nach Erlösung und die Notwendigkeit derselben dargetan, und die Bekehrung des Paulus dient dazu, den Begriff Erleuchtung und Heiligung verständlich zu machen. — Die überlieferte Kirchenlehre ist überall selbstverständliche Voraussetzung; die Bibel wird so, wie sie ist, genommen; daher ist auch der Hebräerbrief von Paulus geschrieben. Vielfach bewegt sich die theologische Erklärung auf der äußersten Oberfläche; so wird, um die Erlösung zu erklären, zur alten Satisfaktionstheorie Zuflucht

Digitized by Google

genommen (S. 103) und, um die Wirkung der Erlösung zu erklären, einfach auf das Abendmahl hingewiesen (S. 104). Komisch wirkt die Beantwortung der Frage: Wie werden wir aus der Gewalt des Teufels erlöst? Nämlich: „Christus sagte: Hebe dich weg von mir, Satan; da verschwand er. Luther warf das Tintenfaß nach ihm, und er ließ sich nicht wieder sehen. Wollen wir uns von ihm befreien, so müssen wir uns diese beiden zum Vorbild nehmen“. Den Teufel läßt Verf. übrigens nur als die böse Lust gelten, — eine Abweichung von der neutestamentlichen Auffassung. — Auffallend ist S. 9 die Erklärung: „Katechismus bedeutet soviel wie Auszug“. Es mußte gesagt werden: „bedeutet Lehre, und man versteht darunter einen Auszug oder besser eine kurze Zusammenfassung . . .“. Ferner hält Verf. es (S. 90) für eine Eigenheit der Propheten, daß sie gesalbt werden, und weist irreführend auf die Salbung Sauls und die Prophetenknaben hin. — Schließlich sei noch bemerkt, daß infolge der Koordination von Fragen, die zum Teil in subordiniertem Verhältnis stehen, die Logik der Disposition gestört erscheint; man kann wohl mündlich so verfahren; gedruckt darf es nicht unbeanstandet bleiben (z. vgl. S. 78, 1. 2. **3. 4.**; S. 81 a. b. c. **d.** e; und öfters).

Waldenburg (Schlesien). C. Boetticher.

Virgil Grimmich, Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien. Wien und Leipzig 1903, Carl Fromme. VI u. 301 S. gr. 8. 4 *M*.

Verfasser war Otto Willmanns Nachfolger in Prag und ist leider schon 1903, in seinem Rektoratsjahre, gestorben. So kann er die Ideen, die er in seinem Werke niedergelegt hat, nicht mehr verteidigen, ausbauen und verwirklichen. Von dem Buche sollte eine Reform des höheren katholischen Religionsunterrichts zunächst in Österreich ausgehen. Das Buch enthält eine Kritik der Verhältnisse im katholischen Religionsunterricht an den österreichischen Gymnasien; Maßstab ist das Ideal, das Grimmich für diesen Unterricht, wenn er den Bedürfnissen unsrer Zeit entsprechen und genügen soll, aufstellt und begründet. Und dadurch erhält das Buch hohen Wert auch für reichsdeutsche Religionslehrer.

Die Einleitung bespricht Bildungswert und Bildungsaufgaben des Gymnasiums und dann die Stellung des Religionsunterrichts im Lehrplan des Gymnasiums. Konzentration des Unterrichts wird verlangt; die unnatürliche Isolierung der Religionslehre unter den übrigen Gymnasialfächern soll aufhören. Also wie die preußischen Lehrpläne fordern: „sie soll ein wesentlicher Bestandteil des Gesamtorganismus der Schule sein, mit allen Zweigen der bildenden und erziehenden Tätigkeit der Schule in reger Wechselbeziehung eng verbunden“. Die Aufgabe dieses Unterrichts, der

Digitized by Google

lebendig und Leben weckend sein muß, kann nicht sein, Miniaturtheologen auf einer Theologenfakultät in nuce zu bilden, nein, seine Aufgabe ist die, dem Schüler Ansätze und Grundlagen einer einheitlichen christlichen Welt- und Lebensanschauung zu geben, ihm Verständnis für religiöse Probleme und ein ruhiges, besonnenes Urteil in Fragen solcher Art zu verschaffen, den Schüler zu einem selbständigen und entschiedenen Urteile über das Eigentümliche seiner religiösen Überzeugung und ihrer Beziehung zu andern und zu den Zeitverhältnissen zu führen, damit seine Religion ihm nicht zu einem äußerlichen Gewohnheitschristentum, sondern zum *κτῆμα ἐς ἀεί* werde. Dazu wird wohl zu ergänzen sein als weitere wichtige Aufgabe, da sich Religionsunterricht doch von der Erziehung zur Religiosität nicht isolieren darf, die Erreichung der pietas, der Gottesfurcht. Lehrstoffe müssen sein biblische Geschichte, Katechismus, Offenbarungsgeschichte, Kirchengeschichte, Glaubens- und Sittenlehre, Liturgik und Apologetik. Nach Kritik der österreichischen Lehrpläne begründet Grimmich seinen eignen Lehrplanentwurf. Die Liturgik darf nicht systematisch behandelt werden; sehr wichtig ist die Offenbarungsgeschichte; ein kirchengeschichtliches Lesebuch oder vielmehr ein Quellenbuch für Perlen christlicher Prosa und Poesie, für markante Väterstellen und historische Zeugnisse wird gefordert; beachtenswert ist, was Gr., seiner Zeit weit vorauseilend, verlangt: „Der Mittelschüler, der besonders durch das Studium der alten Sprachen, der Geschichte und Literatur immer mehr zu einer historischen Auffassung des Geisteslebens geführt wird, soll auch seine Kirche, ihr gegenwärtiges Glaubens- und Verfassungsleben, ihren gegenwärtigen Anteil an der allseitigen Förderung menschlicher Kulturarbeit historisch verstehen und schätzen lernen“. Als erste Aufgabe der Apologetik, die er mit Recht als Abschluß des Gymnasiums verlangt, stellt er hin: „Das kirchliche Lehramt, die hl. Schrift und kirchliche Tradition in ihrer Bedeutung als Erkenntnisquellen für eine wissenschaftliche Erfassung des Inhalts der christlichen Offenbarung hervorzuheben“. Sehr gut sind die Bemerkungen über methodische Behandlung des Stoffes und den Verkehr zwischen Schüler und Lehrer. Er adoptiert die Herbart-Zillerschen Formalstufen und Willmanns Kompromiß: Analyse wenn nötig, Synthese wenn möglich. Die Lehrform muß dialogisch, unter Umständen akroamatisch sein, die Repetition soll eine stündliche, immanente sein. In der Lehrbuchfrage ist seine Ansicht die: Das systematische Lehrbuch beherrschte die Vergangenheit; das Katechismuslehrbuch wird die Zukunft erobern. Am besten scheint mir gelungen der Abschnitt über religiöse Erziehung am Gymnasium. Die Vorbildung des Religionslehrers erheischt dringend Reform. Er braucht eine praktische pädagogische Vorbildung so gut wie jeder Gymnasiallehrer.

Digitized by Google

Vieles in dem Buche mit seinem reichen Inhalt, mit seinen gewichtigen Ratschlägen und Anregungen, vieles ist Goldes wert, manches ist zu ergänzen und zu erweitern, manches ist übertrieben und darnm einzuschränken. Des Verfassers Zweck, zur Diskussion über die Hebung und Umgestaltung des Religionsunterrichtes an Gymnasien beizutragen, ist reichlich erfüllt. Das Buch leistet aber mehr. Solange die Didaktik des höheren Religionsunterrichtes uns noch nicht geschrieben ist, gibt es kein Buch, das den Religionslehrer besser in Geist und Ziel seines hehren und schweren Amtes einführt, das ihn nachhaltiger und ernster zur ständigen Gewissensforschung über seine Methode mahnte und anleitete, das ihn mehr mit Lust und Liebe zu seinem Amte erfüllte.

Breslau. Hermann Hoffmann.

Reuters Werke, herausgegeben von **Wilhelm Seelmann**. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 5 Bände. 8. geb. in Leinw. je 2 ℳ.

Bei der Einweihung des Strasburger Gymnasiums vor nahezu dreißig Jahren hatte meine Rede einem in der Ostmark angesiedelten Gutsbesitzer so heimatlich geklungen, daß er während des Festmahls mit der wohlwollenden Frage an mich herantrat: „Segg'n Se ens, Herr Scholrat, sünd Se nich ut Meckelnbörg?" „Ne, ut Strålsund!" Da rief er laut durch den Saal: „Unkel, Unkel, kumm ens her, hir is ener, de is binah ut Meckelnbörg". Dieser gemütliche Stolz der biederen Obotriten auf ihr Idiom ist ganz berechtigt; denn sie sind der einzige deutsche Volksstamm, von dem noch heute das Wort des Tacitus gilt: Ipsos Germanos indigenas crediderim nullisque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos. Neben ihnen haben die Vorpommern, solange und soweit sie unter schwedischer Herrschaft standen, die gleiche Eigenart entschieden gewahrt, aber seit 1815 sind sie je länger je mehr verhochdeutscht. Schließlich müssen ja aus der Literatur die Dialekte vor der Vulgata verschwinden, welche infolge der Lutherschen Bibelübersetzung die Alleinherrschaft in Kirche, Schule und Staat erlangt hat, und wenn während des letzten halben Jahrhunderts das Plattdeutsche noch eine gewisse Lebenskraft betätigt hat, so ist das vor allem Fritz Reuters Verdienst, quem Germania laudat universa, wie es in dem Rostocker Doktordiplom heißt, und die jetzt erscheinenden neuen Ausgaben seiner Werke werden zweifellos das Interesse weiter Kreise wieder kräftig anregen. Da ist denn nun das Seelmannsche Buch ein wahres Muster von Fleiß und Sorgfalt. Es beginnt mit einer Abhandlung über Reuters Leben und Werke, dann folgen I. die Läuschen und Rimels, Seite für Seite mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, unter Mitwirkung von Joh. Bolte, begleitet, und dann in einem fortlaufenden

Digitized by Google

Kommentar weiter erläutert. In gleicher Weise sind die folgenden Bände bearbeitet; II. und III. Stromtid und Franzosentid, IV. Schurr Murr von Seelmann, Festungstid und V. Reis nah Belligen von Ernst Brandes, Hanne Nüte von Seelmann. Dem ersten Bande ist auch ein Wortverzeichnis beigegeben.

Wie eindringliche Studien die Herausgeber betrieben haben, ist erstaunlich. Da werden die in der Franzosentid vorkommenden 14 Personen nach Lebensverhältnissen und Wesen geschildert — voran das Dienstmädchen Fiken Besserdich, deren Todestag, 19. 11. 69, dem Gedächtnis der Nachwelt eingeprägt wird — und ebenso die 6 „lebenden Vorbilder" aus der Festungstid. Über jedes kleine mecklenburgische Dorf erhalten wir Auskunft; III 131 wird angemerkt, daß das Torschreiberhaus in Stavenhagen Malchinerstraße No. 233 liegt, und II 267 lesen wir die Note: Bauschan hieß der Hund von Reuters Oheim in Jabel. Bei solchen Minutien fragt man denn doch: Cui bono?

Über das Blücherdenkmal in Rostock bemerkt Reuter durch den Mund des Entspekter Bräsig, die Stadt habe sich die Inschrift „for hundert Luggedor bei einem gewissen Göthe bestellt, die aber auch man so knappemang for den halben Preis ausgefallen" sei. Darin findet Seelmann IV 72 eine Anspielung auf die Kürze der Verse; ich bin dagegen der Meinung, daß Reuter hier in humoristischer Form eine berechtigte Kritik ausspricht. Denn: „In Harren und Krieg, In Kampf und Sieg Bewußt und groß, So riß er uns vom Feinde los" ist doch recht mittelmäßig, zumal die letzte Zeile.

Mit vollem Recht sagt Seelmann, die ungeheure Popularität Reuters habe mit der Stromtid begonnen. Denn die Läuschen und Rimels sind zwar teilweise recht drollig, aber schließlich doch nur eine Sammlung in mäßige Verse gebrachter Anekdoten, deren R., wie seine Frau sagt, an einem Abend 7 bis 8 zusammengeschrieben hat. Man amüsiert sich beim ersten Lesen, wenn z. B. die Frau, welche ihren Sohn vom Militär freibittet, dem Großherzog auf die Bemerkung, auch seine Söhne müßten dienen, treuherzig erwiderte: „Je, Sei möten ok bedenken Ehr Ort, de hett ok süs nicks lihrt, Un min Jehann, dat is en Scheper". Auch de Wett, die Fisematenten und etliche andere Stückchen sind ja ganz nett, aber das Interesse beruht doch schließlich auf der Pointe, und der Horazische Vers Haec (sc. poesis) placuit semel, haec decies repetita placebit trifft hier doch nur in seinem erstem Teile zu. Die Stromtid aber ist und bleibt ein monumentum aere perennius echt deutscher Gemütlichkeit und heiteren Humors. So hat denn auch die „Deutsche Bücherei" die dem breitesten Leserkreis für unerreicht billigen Preis einen sorgfältig gewählten Lesestoff bieten und nur bringen will, was echt ist und dauern wird, mit vollem Recht die Strom-

Digitized by Google

tid als Reuters bestes Werk in ihre Sammlung aufgenommen. Der Titel lautet: Ut mine Stromtid. Von Fritz Reuter. Mit erklärenden Anmerkungen von Arnold Reimann. Expedition der Deutschen Bücherei. Berlin SW. 61. 3 Bändchen. 8. No. 22–24. 635 S. Preis des Bandes 75 Pfg.

Reimann kennt Land und Leute, Sitte und Sprache der Niederdeutschen gründlich, und seine Anmerkungen sind durchweg klar und bündig.

Wenn ich somit die Verdienste, welche die Herausgeber sich um Reuter erworben haben, lebhaft anerkenne, so darf ich mir doch in Anbetracht, daß ich seit 75 Jahren täglich plattdeutsch spreche, aus der unmittelbaren Praxis heraus ein paar abweichende Bemerkungen erlauben.

I. 33 „In sin Fett is nu en jeder" ist keineswegs eine „Umdeutschung von fête", sondern von wirklichem Fett hergenommen; vgl. III 73 de in't Fett seten un dorin smörten. — I 83 Scheif-As ist ein Mißverständnis Reuters; in Pommern rat Schefhals, wie I 396 richtiger hergestellt ist (denn ei statt e ist die breitere mecklenburgische Aussprache) ein ganz üblicher Ausdruck, ursprünglich ein Beiname, der in der Redensart „Nu rat, Schefhals" die Geltung eines nomen proprium erhalten hat. — I 137 „liker" heißt nicht „sogleich", sondern „gleichwohl", vgl. 'n beten schef is liker lev. — I 413 „bädeln" bedeutet nicht „übermäßig schnell fahren" oder (Reimann III 17) „jagen, hetzen", sondern „schlendern, bummeln, zwecklos umherstreifen". — I 425 „Pardullge" oder „Brodullj" stammt nicht von brouille sondern, wie Reimann II 159 richtig angibt, von bredouille, Verwirrung. — II 269 Wat dorbi ruter brött ist nicht „eigentlich ausbrütet", sondern „heraus brät" (R. II 31). — III 297 Kutsch hat mit couche gar nichts zu tun; das Lautbild utsch ist durchaus deutsch; vgl. futsch, lutsch, putsch, rutsch. — Von Jochen heißt es: He satt un rokte as wenn en lütt Mann backt. Da wird doch offenbar der etwas derbe Vergleich durch den „lütten Mann" in netter und heiterer Beschränkung gemildert. Seltsamerweise finden Sellmann II 465 und Reimann I 106 das Gegenteil; denn sie sagen: „die Tagelöhner heizen mit frischem stark qualmendem Buschwerk". — Die Redensart „jemandem ein x für ein u machen" erklärt Reimann mit überzeugender Klarheit: X für V.

Danzig. Carl Kruse.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1905. G. J. Göschensche Verlagshandlung. (Sammlung Göschen.) 189 S. kl. 8. geb. 0,80 ℳ.

Die zweite Auflage der vorliegenden Sammlung ist um vier Nummern vermehrt worden, so daß die Seitenzahl des Buches

Digitized by Google

von 183 auf 189 gestiegen ist. Einleitungen und Anmerkungen zu den früheren Stücken sind im wesentlichen unverändert geblieben. Von den Bedenken, die ich in der Anzeige der ersten Auflage in dieser Zeitschrift LVI S. 139 ff. erhoben habe, hat Verf. die meisten berücksichtigt, einige auch unbeachtet gelassen. Darauf zurückzukommen ist nicht nötig, nur das eine will ich bemerken, daß die Note 35 zu S. 71 von mir ohne Grund bemängelt ist. Nach den vom Verf. jetzt gegebenen Hinweisen auf Uhland und das D W. habe ich mich überzeugt, daß das Haar des kranzsingenden Spielmanns nicht als struppig, sondern als kraus oder lockig zu denken ist. Der Vergleich mit dem Igel hinkt zwar gewaltig, aber das kommt wirklich auf die Rechnung des Dichters, nicht auf die seines Interpreten.

Weimar. F. Kuntze.

Paul Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht. München 1906, Becksche Verlagsbuchhandlung. 496 S. gr. 8. 8 ℳ, geb. 9 ℳ.

Das vorliegende Werk bildet den 3. Teil des I. Bandes eines Handbuches für den deutschen Unterricht, das der Geheime Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias in Verbindung mit einer Anzahl Gelehrter und praktischer Schulmänner herausgibt und auf sechs Bände in etwa 14 Teilen berechnet. Der erste Band wird die geschichtliche Entwickelung des deutschen Unterrichtes, die Behandlung des Lesestoffes und des Aufsatzes bringen. Der zweite, dritte und vierte Band haben den Bestand und das Werden der deutschen Sprache darzustellen. Der fünfte wird einen Einblick in die deutsche Altertumskunde, die Religion, Mythologie und Heldensage bieten, der sechste die Literaturgeschichte enthalten, die alles das aus den fünf ersten Bänden gleichsam zusammenfaßt, was an literarischen Werten sich im Laufe der Geschichte abgeklärt und befestigt hat.

Wir begrüßen das Handbuch als willkommen und zeitgemäß. Einer besonderen Begründung des Unternehmens bedurfte es kaum. Da aber der Herausgeber eine solche in dem Prospekt bietet und dabei Behauptungen aufstellt, die unsers Erachtens nicht zutreffen, so müssen wir mit einigen Worten darauf eingehen.

Matthias meint, unsere Gymnasien hätten erst seit Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts mehr und mehr den Charakter von Gelehrtenschulen abgestreift und sich in Pflegestätten höherer Allgemeinbildung verwandelt. Ich halte das für falsch. Sowohl nach Johannes Schulze als nach Ludwig Wiese sollten unsere Gymnasien Pflegestätten einer humanen Bildung und nicht gelehrte Fachschulen sein. Wenn sie dies hier und da mehr oder minder geworden sind, so lag das an einzelnen Lehrern, nicht an den Lehrplänen und Lehranweisungen. Wiese

hat sich stets gegen eine rein philologische, grammatisch-kritische Behandlung der alten Klassiker ausgesprochen, und wir waren längst auf dem besten Wege zu dem Ziel, das man uns heute als eine neue Entdeckung so emphatisch vorhält; ein gewaltsamer Eingriff wäre gar nicht nötig gewesen. Das aber wünschte Wiese und wir mit ihm, daß die Altertumsstudien Kern und Mittelpunkt des humanistischen Gymnasiums sein und bleiben möchten. Sie sind es leider durchaus nicht mehr in wünschenswerter Weise. Wir freuen uns aber von Matthias zu hören, daß er die klassische Bildung als ein wertvolles Erbteil unserer Väter erhalten wissen will und verlangt, daß dem Studium der Antike nicht noch mehr Luft und Licht entzogen werde. Dagegen müssen wir es wieder bestreiten, daß erst in den letzten Dezennien sich der deutsche Unterricht einer rechten Wertschätzung erfreue. Wiese hat auf den deutschen Unterricht stets den größten Wert gelegt und mit ihm viele Schulräte, Direktoren und Lehrer. Ich bin nun bald 40 Jahre beim Lehrhandwerk und habe gerade auf den deutschen Unterricht als den schwersten von allem viel Fleiß und Kraft verwandt. Hunderte von Kollegen, die ich kenne und nicht kenne, haben es gewiß ebenso gemacht. Sollte kein einziger Erfolg gehabt haben? Sonderlinge, die den deutschen Unterricht gering geschätzt hätten, habe ich wenigstens nicht kennen gelernt. Schon vor 50 und mehr Jahren ist diesem Unterrichte liebevolle Sorgfalt und Pflege zuteil geworden. Männer wie Philipp und Wilhelm Wackernagel, Robert Heinrich Hiecke, Ernst Laas, Rudolf Hildebrand, Ludwig Giesebrecht, Cholevius, Koberstein, Imelmann und viele andere haben sich in Theorie und Praxis um den deutschen Unterricht wohlverdient gemacht; und so treffliche Bücher wie die von Gustav Wendt und Rudolf Lehmann sind nicht erst infolge einer Anregung von hoher und höchster Stelle, sondern im Interesse und mit gründlicher Kenntnis der Sache geschrieben worden. Eine objektive Geschichte des deutschen Unterrichts wird diese Tatsachen ins rechte Licht stellen. Ich kann also nicht zugeben, daß für unsern Unterricht erst jetzt die Zeit erfüllet sei. Das von Matthias in Angriff genommene Handbuch wird unzweifelhaft Nutzen stiften, Epoche wird es nicht mehr machen. Sonderbare Schwärmerei und eine Phrase dazu, daß seit gestern der Schwerpunkt alles Unterrichtes in den deutschen Unterricht gelegt sei! Nein, weil deutsche Knaben und Jünglinge in allen Unterrichtsstunden von deutschen Lehrern im Gebrauche der deutschen Sprache unterwiesen und geübt, in deutsche Sagen, Geschichte und Literatur eingeführt, weil jeder Lehrer in jeder Stunde Deutsch treibt oder doch treiben sollte: darum bildet das Deutsche den Mittel- und Schwerpunkt des gesamten Unterrichtes; die paar besondern deutschen Lehrstunden auf dem Lektionsplan machen es nicht. Eine Illusion ist es auch, von der Schule oder gar von diesen

Digitized by Google

deutschen Stunden allein — man tut oft wirklich so — den Erwerb vaterländischer Geistesschätze, heimischer Empfindungen, patriotischen Sinnes und was weiß ich zu erwarten. Vollends aber habe ich mit peinlichem Befremden folgenden Satz auf S. 3 des Prospektes gelesen: „Während wir auf fremdsprachlichem Gebiete in unseren Schulen Hervorragendes geleistet haben und dort fremdem Geiste und fremder Form so zugetan waren, daß uns vielfach das Fremde zur andern Natur geworden ist, waren wir zu deutschem Geist und deutscher Form in ein Verhältnis der Entfremdung geraten und sind erst spät zu der Erkenntnis gekommen, daß wir den eigenen Sprachcharakter fast verloren haben“. Was würden dazu unsere Väter und Vorväter sagen, die doch ihre deutschen Klassiker auch lasen und verstanden, trotzdem oder weil sie ihnen in der Schule nicht erklärt und verekelt wurden! Und verstanden denn die Männer des vorigen Jahrhunderts nicht deutsch zu schreiben? Dachten und empfanden die Knaben und Jünglinge und Männer der deutschen Freiheitskriege nicht deutsch? Hier hört mein Verständnis einfach auf; aber ich glaube beinahe zu verstehen, was Wilamowitz in seiner Geschichte der griechischen Literatur S. 102 schreibt: „So viel muß man diesem rhetorischen Unterrichte (300 bis 30 v. Chr.) unbedingt zugestehen, daß er turmhoch über der pädagogischen Impotenz steht, die unseren Knaben durch den deutschen Aufsatz samt seinen Dispositionen die Fähigkeit zu denken und zu schreiben nur darum nicht verschneidet, weil er bisher noch nicht die zentrale Stelle in dem „nationalen“ Unterrichte errungen hat“.

Nach dieser notgedrungenen Abrechnung wende ich mich zu dem Werke Goldscheiders. Es ist zwar ein großes, aber ein gutes Buch, reich an Inhalt, anregend und frisch geschrieben, daher auch angenehm und nützlich zu lesen. Es zerfällt in vier Abschnitte, von denen die drei ersten die Theorie, der vierte Beispiele enthalten, so jedoch, daß auch die Theorie stets durch Beispiele erläutert wird; im vierten Abschnitt sind eine Anzahl zusammenhängender Erläuterungen von Schriftwerken gegeben. Jedem Abschnitt folgen Literaturangaben in reichlicher Auswahl.

I. Die Eigenart der Erklärung S. 1—23. Goldscheider knüpft in glücklicher Weise an Goethes Aussprüche von der Schwierigkeit des Lesenlernens an, spricht dann über die Unmittelbarkeit der Erfassung und dringt auf Aufnahme eines Ganzen, die ja in der Muttersprache leichter ist als in den fremden Sprachen. Er warnt vor Zerstörung der Empfindungen. „Erkläre so, daß du im einzelnen das Ganze (nach Form und Gehalt) berücksichtigst, daß du die Empfindungen weckst und die Vorstellungskraft belebst!“ Wie das zu machen ist, dafür fehlt es an Vorschriften und Beispielen durch das ganze Buch

Digitized by Google

hin nicht. — Der Lesebuchfrage schenkt unser Verfasser besondere Aufmerksamkeit. Er wünscht für je zwei Klassen ein Buch, das nicht zu umfangreich sein, dafür aber auch ganz durchgelesen werden soll. Das für Sexta und Quinta soll nur Poesie, in gebundener und ungebundener Rede, enthalten, nämlich Märchen und Sagen, Lieder und Geschichten; für Quarta und Untertertia wünscht er auch „wissenschaftliche" Lehrstücke, und zwar, etwas einseitig, lediglich aus den Gebieten der beschreibenden Naturwissenschaften und der Erdkunde. In Obertertia und Untersekunda tritt das Dichterische vor der wissenschaftlichen Prosa zurück, geschichtliche Darstellungen nehmen den breitesten Raum ein. Ich würde mich freuen, wenn dieser Vorschlag durchdränge, wenn von Obertertia bis Obersekunda hin mehr prosaische Aufsätze eingehend mit den Schülern durchgearbeitet würden. Die jungen Leute haben es auf diesen Klassenstufen bitter nötig. In Obersekunda könnten auch bereits Kunst und Literatur in den Bereich wissenschaftlicher Darstellung gezogen werden, in Prima müßten dazu philosophische Lesestücke in einer gewissen Reichhaltigkeit und in innerm Zusammenhange untereinander kommen. Wird ein solches Lesebuch wirklich ausgeschöpft, sind Schüler und Lehrer darin von Sexta bis Prima zu Hause und wirken die Lehrer auf den verschiedenen Stufen einheitlich zusammen, unbeschadet ihrer persönlichen Eigenart: dann kann die Frucht nicht ausbleiben. Es handelt sich aber, wohl gemerkt, nur um Wege, Mittel und Zwecke der Bildung, nicht um Forschung oder System oder was sonst der gelehrten Arbeit auf Universitäten zufällt.

II. Die Entfaltung des Lesestückes und Schriftwerkes S. 24—114. Zu diesem Abschnitt kann ich nur Ja und Amen sagen. Ich will aber doch einiges, was mir wichtig scheint, hervorheben. So gleich die Vorschrift, daß man die erste Kenntnisnahme nicht in der Form eines mündlichen zusammenhängenden Berichtes fordern solle. Gut zu referieren, zusammenhängend den Inhalt anzugeben, ist schwer, viel zu schwer für die Jugend; der Lehrer wird sich mit Abfragen begnügen müssen. Bei jedem Schriftwerk ist es wichtig, Haupt- und Nebeninhalt, Hintergrund und „Milieu" zu unterscheiden. Quellenkunde, um in die Werkstätte des Dichters zu schauen, verwerfe ich mit Goldscheider aufs entschiedenste. Ebenso entschieden stimme ich dem zu, was er von der „lautlichen Verkörperung" sagt. Es ist ein Jammer, wie schlecht es damit bei uns, nicht bloß auf der Schule, bestellt ist; es wäre dringend zu wünschen, daß jeder Lehrer in jeder Stunde der deutschen Sprache ihre Ehre gäbe und seine Schüler mit aller Energie zu einem lauten und deutlichen, richtigen und sinngemäßen Sprechen und Lesen anhielte oder zwänge. Wie jeder Lehrer deutsch treibt, so treibt er auch Ästhetik. Wenn der Mathematiker von seinem Schüler verlangt,

Digitized by Google

daß er einen Beweis in stilistisch korrekter und dem Inhalte durchaus angemessener Form gebe, so fordert er eine ästhetische Leistung. Auch wir Lehrer des Deutschen treiben Ästhetik und Literaturgeschichte nur von Fall zu Fall, empirisch und nicht systematisch. Wir rücken das gerade vorliegende Werk in die rechte historische Beleuchtung und unterwerfen jedes Kunstwerk den gerade ihm innewohnenden ästhetischen Gesetzen. Goldscheider erklärt sich gegen jede formale Ästhetik und lehnt deshalb z. B. die ästhetischen Abhandlungen Schillers ab. Im allgemeinen gewiß mit Recht. Aber wer diese Schriften an konkreten Fällen zu verdeutlichen versteht, der tue es! Und ein Gedicht wie Ideal und Leben gehört mit zum eisernen Bestand des deutschen Unterrichtes in Prima. Hier sage ich nicht Ja zu der vorgeschlagenen Ausmerzung. Goldscheider wird schließlich auch nichts dagegen haben, da er der persönlichen Eigenart überall freien Spielraum lassen will. Vollkommen einig sind wir wieder in der Abweisung der ästhetischen Kritik, die nur eine ganz bescheidene Rolle zu spielen hat. Das Kunstwerk soll vor dem Schüler erglänzen, nicht die Gelehrsamkeit oder der kritische Scharfsinn des Erklärers. Wer es denn durchaus nicht lassen kann, Flecken in der Sonne zu sehen und dafür das eigene Licht leuchten zu lassen, der „stehle weinend sich aus unserm Bund". Sollte ein Lehrer gegen dieses oder jenes kanonische Schriftwerk eine unbesiegbare Abneigung haben, so lasse er es ruhig beiseite! Aber Lessings Emilia Galotti und Schillers Braut von Messina sollten zu diesen angefochtenen Stücken nicht gehören. Man lese die Apologie auf S. 81—87. Ich eile über die „Erweckung der Stimmung", die „häuslichen Aufgaben" und drei andere Nummern hinweg, um zustimmend mit den Versen Rückerts zu schließen:

Laß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen.

III. Stufenfolge des Lehrganges S. 115—198. Verf. kommt auf Einrichtung und Bewältigung des Lesebuches ausführlich zurück. Die Verteilung des Lesestoffes auf die einzelnen Klassen verrät den Kenner und erfahrenen Schulmann. Auch hier freue ich mich, in allem Wesentlichen mit ihm übereinzustimmen. Es ist mir ganz recht, daß beispielsweise die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart nach Obersekunda, Wilhelm Tell und Götz von Berlichingen (auch Minna von Barnhelm als „Major Tellheim") nach Untersekunda verwiesen werden. Nur mit dem Nibelungenliede möchte ich zur Entlastung der Obersekunda die Untersekunda nicht belasten. Im Grunde geschieht es doch wohl nur der lieben Einjährigen wegen. Der wesentliche Zug des Unterrichtes in den oberen Klassen ist: Anregung und

Digitized by Google

Anleitung zu wissenschaftlicher Arbeit. „Eigene, selbständige Vertiefung in die Gegenstände und Arbeitsfreudigkeit möchten wir bei diesen Jünglingen des Obergymnasiums voraussetzen, pflegen und erzielen. Es sollte eine Art von inniger geistiger Tafelrunde sein, die übrig bleibt, nachdem sich der Schwarm verlaufen hat. Natürlich nur ein Ideal, das in der Wirklichkeit oft genug argen Schiffbruch leidet; aber ein Ideal, das wir gerade für unser Fach unbeirrt aufstellen und festhalten müssen". Goldscheider führt uns rasch von den Nibelungen und Walther von der Vogelweide über Luther und Klopstock zu Lessing, Schiller und Goethe. Zu seiner Verteidigung von Lessings Nathan erlaube ich mir ein Fragezeichen zu setzen. Schillers Jugenddramen, Don Carlos eingeschlossen, können m. E. nur als Privatlektüre in Frage und zur Besprechung kommen. Gefreut hat mich, daß unser Autor für Lessings Laokoon eintritt. Seine Behandlung der Teichoskopie halte ich für musterhaft. So interpretiert ein Kenner und Verehrer des klassischen Altertums. Gewundert aber habe ich mich, daß er unter der Literatur den wissenschaftlichen Kommentar zum Laokoon von Hugo Blümner nicht anführt. Wer den hat, kann die Cosack u. a. entbehren. Auch was ich über die Hamburgische Dramaturgie lese, hat meinen Beifall. Gegen die Abhandlungen über die Fabel verhalte ich mich weniger kühl. Goethes Wahrheit und Dichtung für den Unterricht fruchtbar zu machen, wäre eine ebenso lohnende als schwere Aufgabe. Die Gretchenepisode können wir entbehren, aber nicht das Sesenheimer Idyll. Die Gretchentragödie des Faust gehört ebensowenig wie Romeo und Julia oder Othello in die Schule. Die Fausttragödie zu besprechen, wird sich Gelegenheit finden, wenn man sie sucht. Von den „Epigonen" bin ich für Kleists Prinzen von Homburg mit seiner Romantik, seinem brandenburgischen Patriotismus, während wir Paul Heyses Kolberg der Privatlektüre überlassen. Für Grillparzer bin ich sehr eingenommen. Goldscheider schätzt besonders das Goldene Vlies, die Medea. Um so mehr hat mich sein Urteil über die Sappho überrascht. „Im Grunde fesselt uns doch nur die erhabene, herrliche Gestalt der sagenumwobenen großen Sappho". Ist denn das nicht genug? „Man löse einmal die Feierlichkeit griechischer Formgebung ab: was bleibt? Eine hohe Dame in gewissen Jahren verliebt sich in einen weit jüngeren, übrigens vergleichsweise unbedeutenden Mann; und als sie erleben muß, daß sich gleich und gleich gesellt, läßt sie sich zu einer sehr gehässigen Rache hinreißen. Ihre Sühne erscheint uns schließlich doch auch nur deshalb erhaben, weil sie antik ist". Ja, man löse die Formgebung ab: was bleibt in so manchem Drama? Wie kann man so platt und prosaisch sein! — Wenn von Hebbel und Ludwig Tragödien zur Erörterung kommen sollen, so können es nur die Nibelungen und die Makkabäer sein. Gustav Freytags Fabier

würde ich gern entbehren. Mag Freytag immer sorgfältig und gründlich im Gedankengehalt wie in der Stilform sein: für einen Schulschriftsteller halte ich ihn nicht, weil ihm nur allzu viel „vom Hauche des Ursprünglichen“ fehlt. Die Primaner lesen ihn ohnehin genug. Zu den Dramatikern der Gegenwart und modernen erzählenden Dichtungen werden wir schwerlich noch Zeit übrig haben. Ich vermag das kaum zu bedauern. Denn ich denke: wenn die jungen Leute an den Meisterwerken der Griechen und Römer und unsers eigenen Volkes gründlich geschult sind, wenn sie etwas begriffen und im Herzen gespürt haben von den griechischen und deutschen Klassikern, dann werden sie ein Urteil haben über den Wert oder Unwert moderner Dichtungen und sich von der Mode oder dem Schein nicht blenden lassen. Sie brauchen wirklich in der Schule nicht alles „gehabt“ zu haben. Haben sie späterhin Neigung zu seichter und schmutziger Lektüre: wir können sie nicht davor bewahren, durch Ermahnungen und Warnungen gewiß nicht. Wir können dem schädlichen Einfluß unzüchtiger Schriften direkt wenig entgegenwirken. Zwar über bedenkliche Stellen in klassischen Werken bin ich stets ohne Schaden, glaub' ich, hinweggekommen; kastrierte Ausgaben unserer Schriftstellertexte halte ich für eine abgeschmackte Prüderie: aber gegen das Dirnenleben und die häßliche Nacktheit in modernen Dramen und Romanen gestehe ich nichts anderes empfehlen zu können, als was Goldscheider auch empfiehlt mit den Worten: „Die Hauptsache bleibt für uns, durch langjährige Gewöhnung den Geist mit dem Schönen, Edlen, Gehaltvollen zu beschäftigen und dadurch den Geschmack zu erziehen“.

IV. Beispiele S. 199—376. Ein kleines Buch für sich, ein gehaltvolles Buch. Gleich das erste Beispiel ist vortrefflich gelungen. Es zeigt uns Chamisso auf allen Lehrstufen: in Sexta und Quinta Das Riesenspielzeug, in den mittleren Klassen Salas y Gomez, Schloß Boncourt, Die alte Waschfrau (zur Vergleichung Konrad Ferdinand Meyer, Einem Tagelöhner), in den oberen Klassen Peter Schlemihl. Auch das zweite: Epigramme, Sinngedichte, Sprüche für Prima (Griechen, Logau, Lessing, Schiller, Goethe) hat mir sehr gefallen. Doch ich kann unmöglich alles aufzählen, was mir sehr, mehr, minder gefallen hat. Nur noch zweierlei habe ich auf dem Herzen. Goldscheider will nichts wissen von vielen Vergleichen, er warnt z. B. vor der Geschmacklosigkeit, etwa zur Erläuterung von Goethes An den Mond alle möglichen Mondscheinlieder heranzuziehen: die Häufung der Empfindung schwäche den Eindruck der Empfindung. Aber wenn durch Vergleichung ein neues Licht auf den behandelten Gegenstand fällt, darf und soll man vergleichen, freilich nur mit Geschmack und Takt. Warum z. B. verbietet er uns, zu Über allen Gipfeln Alk-

Digitized by Google

mans *εὕδουσι δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες* heranzuziehen? Es springt etwas Charakteristisches dabei heraus. Vergleicht er doch selbst minder passend, wie mich dünkt, Hebräer 4, 5. 9: *εἰσελεύσονται εἰς τὴν κατάπαυσίν μου . . . ἄρα ἀπολείπεται σαββατισμὸς τῷ λαῷ τοῦ θεοῦ.* Lyrische Gedichte, zumal Goethische zu erklären, ist außerordentlich schwer. Nicht selten werden sie in einer breiten Wassersuppe ertränkt. Goldscheider erlaube mir, ihn auf ein Muster aufmerksam zu machen. Das Programm des Gymnasium Martino-Catharineum zu Braunschweig vom Jahre 1878 enthält an erster Stelle: „Herbstgefühl." Gedicht von Goethe. Analysiert vom Oberlehrer H. Corvinus (abgedruckt in dieser Zeitschrift 1890 S. 309—319). Ich kenne bis jetzt nichts Besseres.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß all die poetischen und wissenschaftlichen Stücke, die Verf. erläutert, zur Bequemlichkeit des Benutzers in einem Anhange S. 377—492 abgedruckt sind, so glaube ich meiner Rezensentenpflicht genügt zu haben.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Theodor Matthias, Aufsätze aus Oberklassen. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VI u. 322 S. 8. 2,80 *M*.

Dieses Buch ist eine Ehrengabe, welche der Herausgeber dem Realgymnasium in Zittau, an welchem er 18½ Jahre gewirkt hat, bei der Feier seines fünfzigjährigen Bestehens (7. und 8. Juni 1905) gewidmet hat.

Es umfaßt eine Sammlung von Aufsätzen, welche von Schülern der drei obersten Klassen des Realgymnasiums, Obersekunda, Unter- und Oberprima, geschrieben sind. Aber der Herausgeber will in ihnen nicht allein ein Zeugnis beibringen von der an dem Realgymnasium auf diesem Gebiete geleisteten geistigen Arbeit, sondern verbindet damit auch einen anderen Zweck. Es war in einer Sitzung der Zweiten Kammer des Königreichs Sachsen im Jahre 1904 bei der Erörterung über die Berechtigung des Realgymnasiums von sehr hoher Stelle aus, nämlich von dem Sächsischen Justizminister, wie Matthias sagt, wesentlich nach Hörensagen, ein Urteil über „die deutschen Arbeiten auf den Realgymnasien" gefällt worden, welches bitter wehtun mußte. Dieselben wurden gegenüber denen, die auf den humanistischen Gymnasien angefertigt waren, als minderwertig bezeichnet. Die vorliegende Veröffentlichung soll nun Ministern und Abgeordneten und allen Lesern ihrer Verhandlungen, die davon Kenntnis nehmen wollen, die Möglichkeit einer Nachprüfung bieten. Um diese Prüfung noch genauer zu ermöglichen, hat der Herausgeber wiederholt neben die von Schülern des Zittauer Realgymnasiums auch solche der Zwickauer Anstalt gleicher Art gestellt, an der er jetzt tätig ist; nur zwei Ausarbeitungen sind von ihm selbst.

Digitized by Google

— Er beruft sich bei seiner Veröffentlichung auf ein Urteil W. Münchs, welches dieser in dem Aufsatze „Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung“ (zuerst in den Neuen Jahrbüchern 1898 II veröffentlicht, jetzt in der Neuen Folge seiner vermischten Aufsätze „Über Menschenart und Jugendbildung“ S. 207). Der berühmte Pädagoge sagt dort, daß zwar das Vorbild des Schönen sich beliebig hoch über die vorhandene Nachahmungskraft erheben dürfe, auf anderen Gebieten aber dürfe es nicht höher gehen, als die Schüler ihrerseits unmittelbar gelangen könnten. Und einige Seiten weiter legt er dem gelungenen Schüleraufsatz als einem guten Vorbilde einen großen Wert bei. Zweifellos ist dies ganz richtig. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Schüler an solchen Musterbeispielen sehen kann, was ein Schüler überhaupt auf diesem Gebiete zu leisten vermag.

Von den 55 Nummern gehören 10 nach Obersekunda, 16 nach Unterprima, die übrigen nach Oberprima. Sie lehnen sich der überwiegenden Mehrzahl nach an die Lektüre an, vorwiegend an die deutsche, aber wir sehen in O II auch Sallusts Jugurthinischen Krieg verwertet, in U I auch Livius und Sophokles, in O I auch Shakespeare. Hin und wieder finden sich auf allen drei Stufen auch Aufgaben allgemeinen Inhaltes. Wir haben solchen Aufgaben von jeher das Wort geredet und freuen uns, daß der Herausgeber sie nicht gemieden hat. Nicht selten finden wir über einen und denselben Gegenstand zwei Ausarbeitungen, die den Beweis für die individuelle Auffassung und Behandlung ihrer Verfasser liefern. Die letzte Nummer bietet ein Gedicht „Dem Könige“ oder wie Matthias sagt, einen dichterischen Versuch eines Schülers, und zwar in Stanzen, dem man seine Anerkennung nicht versagen kann. Auch wir halten es für sehr nützlich, die Schüler zu solchen Versuchen anzuregen, namentlich bei Gelegenheit vaterländischer Festtage. Dabei kann so manches schlummernde Talent geweckt werden.

Was nun die in dem Buche gebotenen Aufsätze inhaltlich anbelangt, so sind sie ein beredtes Zeugnis für eine gründliche Durchdringung und für ein gutes Verständnis der gelesenen Schriftwerke, die einen vollgültigen Beweis dafür liefern, daß das Realgymnasium ganz vortreffliche Leistungen auf dem Gebiete des Aufsatzes in den oberen Klassen zeitigt, die denen des humanistischen Gymnasiums durchaus nicht nachstehen. Aber auch die sprachliche Ausdrucksweise, der Stil, ist, wo immer man die Sammlung aufschlagen mag, für Schülerarbeiten in hohem Grade angemessen. So können denn diese Aufsätze sehr wohl vorbildlich wirken; sie werden viel dazu beitragen, daß Schüler der oberen Klassen für ihren Aufsatz etwas lernen; dieselben können sich nach Inhalt und Form daran bilden. Sehr zu empfehlen ist die Anschaffung des nützlichen Buches für Schülerbibliotheken. Aber nicht bloß dem Schüler, sondern auch dem Lehrer des Deutschen in den

Digitized by Google

Oberklassen wird das Werk gute Dienste leisten. Er wird mancherlei willkommene Anregung daraus entnehmen können.

Köslin. R. Jonas.

A Latin Grammar by William Gardner Hale and Carl Darling Buck. Boston, U. S. A., and London 1903, Ginn & Comp. XII u. 388 S. 8.

Diese Grammatik der beiden amerikanischen Gelehrten, von denen besonders Hales Name einen guten Klang unter den Syntaktikern hat, hält die Mitte zwischen einem Schulbuche und einer rein wissenschaftlichen Darstellung. Sie zeigt einerseits präzise, fast dogmatische Fassung der Regeln und das Bestreben nach übersichtlicher Anordnung des Stoffes; anderseits ruht sie doch ganz auf dem Boden wissenschaftlicher Forschung.

Vortrefflich sind die Lautlehre *(Phonology)*, Formenlehre *(Inflection)* und Wortbildungslehre *(Word-Formation)* von Buck, und ich will aus diesen Abschnitten nur ein paar Einzelheiten erwähnen, die mir beachtenswert oder bedenklich erscheinen. In § 32 empfiehlt B. gegen die Regel der späteren Grammatiker die Betonung *bónaque, limínaque, ítaque* (auch wenn *que* kopulative Partikel ist). Eine Elision auslautender Vokale oder Ausgänge auf *m* vor vokalischem Anlaute läßt er nicht gelten. Vielmehr seien die Vokale so miteinander verschleift (slurred, § 34), daß der auslautende doch noch schwach hörbar gewesen sei und das *m* eine Art w-Laut angenommen habe: *bonum addit* = *bon*$\widehat{^{uw}}$*addit.* In der Deklination, insbesondere der dritten, befriedigt die strenge Einteilung nach den Stämmen und namentlich die sich daraus ergebende einfache Fassung der Genusregeln, die aber noch mehr hätten entlastet werden können, wenn in der allgemeinen Betrachtung über das Geschlecht (§ 56 ff.) bestimmter die Regel aufgestellt wäre: Bei Personen stimmt das grammatische Geschlecht mit dem natürlichen überein. Dann konnten Worte wie *vates, rex, dux, coniux, anus* aus den Genusregeln schwinden und dafür einige andre bekannte Wörter aufgenommen werden. Wenn nämlich weder durch die Stammbildung noch durch den Nominativausgang das Geschlecht festzulegen ist, dann verzichtet B. auf weitere Aufzählung und sagt z. B.: 'Other classes vary too much between Masculine and Feminine to be brought under any general statement' (§ 78, ähnlich § 89). In der 3. Konjugation werden § 168 als besondere Präsensklasse die Verba auf *-to* bezeichnet, sodaß *t* als Präsenserweiterung erscheint. Es dürfte aber dem Verbalstamme angehören. Denn *flexum* erklärt sich nur aus **flect-tum* (vgl. § 49, 5), und *flecto flexi flexum* wäre also nicht anders zu beurteilen als *claudo clausi clausum.* Überhaupt erfüllt die Einteilung der Verbalstämme nicht recht ihren Zweck. Das sieht man daran, daß § 185—189 eine nur mit wenigen

Beispielen belegte Übersicht über die verschiedenen Verbaltypen gegeben wird — die der 1., 2. und 4. Konj. gleich nach der Perfektbildung geordnet, die der 3. zunächst nach den Präsensstämmen eingeteilt —, zugleich aber der Lernende auf das alphabetische Verbalverzeichnis am Schlusse (S. 361—370) hingewiesen wird. Eine gute Einteilung mußte das Fachwerk bieten für sämtliche Verba, und durch deren Aufsuchen in den Fachwerken müßte sich der Schüler am besten darin orientieren lernen.

Auch in der Syntax Hales finde ich eine solche Einteilung, die brach liegt. In dem einleitenden Teile wird § 228 eine *Classification of Sentences and Clauses* geboten. Dort werden vier Arten von Sätzen unterschieden: mitteilende, annehmende (bedingende), fragende und ausrufende. Also der für ihre abhängige Form so wichtige Unterschied zwischen Aussage- und Befehlssätzen ist nicht vorhanden. Sie heißen beide mitteilende Sätze *(Declarative Sentences)* mit der überraschenden Bemerkung, daß *veniat, utinam veniat* ja des Redenden Willen oder Wunsch mitteilen *(To declare is to make known)*. Bei den *Assumptive Sentences* unter 2 fällt auf, daß nur Nebensätze als Beispiel dienen: *si venit, si veniat, quisquis venerit*, während es doch unabhängige Konjunktive gibt, die eine Annahme bezeichnen. Daß dann unter 3 Frage- und Ausrufsätze wieder zusammengefaßt werden mit der Begründung, daß beide im Lateinischen dieselbe Form zeigten, mag hingehn. Aber *venit* und *veniat* oder *veni* sind verschiedene Formen. Die ganze Einteilung ist zwecklos, sie wird später gar nicht weiter verwertet, auch nicht bei der oratio obliqua (§ 533 bis 38). Hier ist der Einteilung der Satzarten auf eigentümliche Weise ausgewichen durch die Behauptung, daß jeder Aussage-Hauptsatz der indirekten Rede im Infinitiv ausgedrückt werde. Frage- und Befehlssätze erscheinen in einer Reihe mit Relativ-, Kausal-, Bedingungs- und andern Nebensätzen als untergeordnete Sätze, für die dann die bequeme Regel gegeben wird: sie stehen alle im Konjunktiv, mögen sie Indikative oder Imperative der direkten Rede wiedergeben (§ 534 u. 591). So ist der Unterschied zwischen dem, was in oratio recta Hauptsatz und was Nebensatz war, verwischt. Durch diese Behandlung wird eine wichtige Erkenntnis verhindert, daß nämlich die oratio obliqua im Lateinischen ein getreues Spiegelbild der direkten Rede ist, viel getreuer z. B. als im Deutschen.

In der Kasuslehre ist jedem Kasus eine Übersicht seines Gebrauches vorangestellt, und da hier die verschiedenen Bedeutungen immer unter gewisse allgemeine Bedeutungen zusammengefaßt werden, die größtenteils sich mit dem, was wir Grundbedeutungen nennen würden, decken (z. B. § 403 Ablativus separativus, sociativus und locativus), so erwartet man, daß der Gebrauch aus diesen Grundbedeutungen entwickelt werde. Dies geschieht jedoch nicht. Oft kann man allerdings den Zusammenhang ahnen, oft

Digitized by Google

aber bleibt er unklar. So, wenn unter der Überschrift *The Possessive Genitive and its Derivatives* nach dem eigentlich possessiven Genitiv in § 339 u. 340 folgen Genitiv der Schuld (§ 342), der Strafe (§ 343), Subjektiver Genitiv (§ 344) und Genitiv der Person bei *interest*, ohne daß man über den Zusammenhang dieser Bedeutungen mit der possessiven Rechenschaft erhält. Und doch hatte H. es sich beim Gen., wie beim Dat. u. Abl., ziemlich bequem gemacht, indem er beim Abziehen des edlen Weines in wohletikettierten Flaschen immer einen Napf für überfließende Tropfen unterstellte mit der Aufschrift: *Composite Origin (Fusion)*. Wenn man aber nachprüfen wollte, woraus sich denn diese Marke zusammensetze, so dürfte sich der 'high school student' vergebens bemühen. Unter der III. Klasse des Genitivs, 'G. of Composite origin', stehen Gen. objectivus, qualitatis und pretii. Diese könnten also sich nur zusammensetzen aus den beiden andern Arten des Genitivs, dem I. possessiven und II. partitiven; aber wie, das dürfte schwer zu begreifen sein.

Auch beim Dativ sind *three general classes of ideas* unterschieden. Aber im Grunde zeigt der Dativ nach H.'s Darstellung nur eine Grundbedeutung, nämlich die der Richtung. Dann durfte aber der bei Dichtern vorkommende Dativ der räumlichen Richtung nicht unter II kommen, sondern mußte den Ausgangspunkt bilden, wie ja H. beim Ablativ sehr richtig die räumlichen Bedeutungen vorangestellt hat und die zweite Art mit Recht den Sociativus, nicht den Instrumentalis nennt.

Im Abschnitte über den Akkusativ wird § 392 behauptet, daß die Verba machen, wählen u. s. w. zwei Objekte zu sich nehmen können, ein *principal object* und ein *secondary object*, wie die Note sagt. Das ist fast noch schlimmer als die Bezeichnung unserer Schulgrammatiken, Doppelter Akkusativ. Denn tatsächlich ist in einem Satze wie *consules creat L. Papirium L. Sempronium* nur ein Objekt, die beiden Männer, *consules* aber ist — nicht 'in a kind of predicative relation', sondern wirklich — Prädikatsnomen zu dem Objekte und richtet sich ganz regelrecht nach diesem. Aber die Wichtigkeit des prädikativen Nomens hat H. überhaupt nicht gebührend gewürdigt. Aus verschiedenen Stellen muß man sich das Zusammengehörige zusammensuchen. *Predicate Noun* erscheint § 230, aber das Gesetz seiner Übereinstimmung mit seinem Subjekt folgt erst unter der Lehre von der Kongruenz § 318. *Caesar fit certior* § 320, aber *Caesarem certiorem fercerunt* kann erst nach § 392 gebildet werden. Man erfährt weder, welche Verba wie *esse* befähigt sind, ein prädikatives Nomen zu sich zu nehmen *(fieri, evadere, existere, manere)*, noch welche Nomina besonders, auch bei andern Verben, prädikativ gebraucht werden. In einer solchen Grammatik mußte über das Prädikative Nomen ein ganz besonderes Kapitel handeln.

Die Anordnung des Ablativs im ganzen ist zu billigen. Aber

Digitized by Google

einige Punkte stören doch. Der Abl. absolutus § 421 ist unmittelbar an den eigentlichen Sociativus angeschlossen. Freilich, ob das nun heißt, daß er mit diesem nächstverwandt ist, erfährt man nicht; nach dieser seiner Stellung aber muß man es doch annehmen. Nun heißt es in der Erläuterung zu § 421, der Abl. abs. sei eine streng neutrale Konstruktion, die von den in der Übersetzung nötigen temporalen, kausalen, instrumentalen, modalen u. s. w. Ausdrücken nichts enthalte. Aber diese mannigfachen Übersetzungsformen weisen doch eher auf einen gemischten Ursprung, als gerade auf den Sociativus. Wenn irgend einer, so konnte der Abl. abs. als *Abl. of composite origin* unter Nr. IV gestellt werden. Statt dessen finden wir dort nicht nur den Abl. causae § 444 (den einzigen, für den sich außer jenem ein zusammengesetzter Ursprung nachweisen läßt), sondern auch den Abl. temporis, der doch eine einfache Übertragung des Locativus auf die Zeit darstellt, den Abl. modi (*Abl. of Way or Manner,* § 445), der durch die Verwendung der Präp. *cum*, und den Abl. qualitatis (Descriptive Abl., § 443), der durch den Vergleich von Sätzen wie *cum febri domum rediit*, *erit consul cum summo imperio et potestate* (Verr. I 37) und *erat civitas magna inter Belgas auctoritate*, sowie durch die Übersetzung „mit" (*naso acuto* with a scarp nose) sich als zum Sociativus gehörig ausweist.

Ich komme zu dem Abschnitte über Tempora und Modi, der besondere Beachtung verdient; denn in ihm namentlich hat Hale die Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt, und gerade die systematische Fassung in einem Lehrbuche ist eine gute Probe auf die Stichhaltigkeit wissenschaftlicher Sätze. Hale legt die Erklärung Delbrücks zugrunde, daß Wille und Wunsch die Grundbedeutungen, jener des Konjunktivs, dieser des Optativs sei. Daß man sich damit jede weitere Erklärung des Modusgebrauches verbaut oder der Phantasie Tür und Tor öffnet, habe ich N. Jahrb. 1903 I S. 410 ff. zu zeigen versucht. Aber sehen wir zu, wie H. die Bedeutungen des Konjunktivs entwickelt. Da fällt zunächst eins auf: vierzehn Arten des Konjunktivs! Das macht doch stutzig. Ich wenigstens habe die Empfindung, je wissenschaftlicher die Auffassung eines Modus sei, um so weniger Arten müßten sich ergeben. Aber H. sagt in der Vorrede S. IV: *The addition of categories will at a number of points be found to make for simplicity* und führt als Beispiel die neue Kategorie des 'Subjunctive of Obligation or Propriety' an, durch die ein Konjunktiv wie *quid ego te invitem* mit einem Male Licht bekomme, während er früher fälschlich Deliberativus genannt sei, da doch von Überlegung dabei keine Rede sei. Gewiß nicht; der Ausdruck Deliberativus taugte nichts, da er nur für eine beschränkte Zahl ziemlich gleichartiger Beispiele paßte. Aber man sieht, wie H. zu seinen neuen Bezeichnungen gekommen ist. Er macht sich den modalen Sinn einer Stelle recht klar, fragt sich: Mit welchem abstrakten Begriff

Digitized by Google

kann ich diesen Sinn am genausten bezeichnen?, und wenn dann eine Anzahl von Stellen unter diesen Begriff fallen, so gibt er ihnen die gemeinsame Benennung, und die neue *category of Subjunctive* ist fertig. So sind sie alle — wie mir scheint — gewonnen, der *Subjunctive of Anticipation, Natural Likelihood, Ideal Certainty, Actuality* und wie sie sonst heißen; und es ist etwas Verdienstliches, daß wir einmal die mannigfaltigen Bedeutungsschattierungen des lat. Konjunktivs unter bestimmte Begriffe gebracht sehen. Aber es bedeutet das nicht viel mehr, als wenn man die ineinander fließenden Farben des Regenbogens in Violett, Rot, Orange usw. scheidet. Wird dadurch das Wesen des Regenbogens erklärt? Es wäre nicht schwer, H.s vierzehn Arten noch um einige nach den gleichen Grundsätzen gewonnene zu vermehren. Bezeichnet jenes *quid ego te invitem?* Cic. Cat. I 24 wirklich Verpflichtung oder — ja, für *propriety* ist schwer ein deutsches Wort zu finden; es bezeichnet, daß etwas eigentlich so sein müßte, also etwa — Gehörigkeit oder Schicklichkeit? Es heißt nicht: Bin ich verpflichtet oder muß ich, auch nicht: müßte ich eigentlich dich auffordern? Gehörte es sich, daß ich dich aufforderte? — sondern: Was brauche ich dich noch aufzufordern, *a quo iam sciam esse praemissos, qui tibi . . . praestolarentur*, ich habe es nicht nötig. Also müßte H. noch eine neue Art aufstellen: *Subjunctive of want or needilihood* oder wie es sonst in der nuancereichen englischen Sprache heißen müßte.

Bezeichnend für H.s Verfahren ist auch der *Subj. of Actuality*, der also mit dem Indikativ, dessen Wesen ebenfalls mit *actuality* bezeichnet wird, gleichbedeutend ist. Da nämlich in gewissen Konsekutivsätzen H.s Sprachgefühl ebenso wenig wie unseres irgend eine modale Färbung empfinden konnte, so soll der Konjunktiv, der diesmal wieder *of composite origin* ist, eben indikativischen Sinn haben. In früheren Zeiten hätten es sich die Grammatiker bequemer gemacht und gesagt: conjunctivus pro indicativo. Dieser „Tatsachen-Konjunktiv" kommt natürlich nur in Konsekutivsätzen vor. Aber man ist verwundert, unter den Beispielen auch solche zu finden wie: *nemo fuit quin viderit, nec tam sum demens ut nesciam* und andre der Art, in denen H., wenn er ein Deutscher wäre („gesehen hätte, nicht wüßte"), gewiß noch eine andre Kategorie als Aktualität entdeckt hätte. Überhaupt läßt sich H. außer von abstrakten Begriffen zu sehr auch von der englischen Übersetzung leiten. So gehören nach § 459 zu der alt-konjunktivischen Bedeutung des Willens die mit *will* und *shall* zu übersetzenden Arten, zur alt-optativischen die mit 'may', 'should', 'would' wiederzugebenden. Daher kommt es, daß der 'Subj. of Request or Entreaty' weit von dem volitiven getrennt ist. Denn da Gesuch und Bitte doch andre Begriffe sind als Wille und die englische Übersetzung nicht 'will' oder 'shall' verwendet bei Sätzen wie: *hanc ducat, obsecrare*

Digitized by Google

coepit ne quid gravius statueret — fort mit ihnen in die Rumpelkammer: 'composite origin'.

Daß nach alledem das schwierige Gebiet von den Modi im Lateinischen durch Hale keine erhebliche Aufhellung erfahren hat, ist nach dem Gesagten wohl klar. Für mich ist seine Darstellung ein neuer Beweis dafür, daß sich auf dem Wille-Wunsch-Fundament kein solider Bau errichten läßt.

Noch ein kurzes Wort über die Tempuslehre. Hier sind H.s Behauptungen durchweg besser begründet, und ich will als sein früherer Gegner auf diesem Gebiete kein Urteil fällen. Es wird hier viel Erklärung gegeben, aber völlige Klarheit doch nicht erreicht. In § 475 werden die Handlungen mit echt temporalem Sinn eingeteilt in I. *Acts in Temporal Relation.* II. *Acts not in Temporal Relation.* Aber von den Arten der Beziehung ist nicht weiter die Rede, und wenn man fragt, wann denn nicht bezogenes Tempus stehe, erhält man § 478 die Antwort: *sometimes.*

Eine besondere Eigentümlichkeit der Grammatik ist, daß in der Syntax die leitenden Gesichtspunkte Kasus, Tempora und Modi bilden. Die Satzarten verschwinden ganz, wenn nicht zufällig eine Satzart durch eine bestimmte Modusart zusammengehalten wird. Ob diese wissenschaftlich berechtigte Darstellung sich für die Zukunft empfiehlt, läßt sich nach diesem Versuche noch nicht sicher sagen. Bei H.s weitgehender Einteilung in Arten und Unterarten führt sie doch zu arger Zersplitterung. Daß man die Sätze *te hortor ut maneas in sententia* (§ 502, 3), *optemus ut eat in exilium* (§ 511, 2), *obsecrare coepit ne quid statueret* (§ 530, 2), *huic permisit uti conlocaret* (§ 531, 2) an vier verschiedenen Stellen, oder *reliquum est ut dicamus* (§ 502, c), *est ergo ulla res tanti, ut amittas* (§ 513, 4), *verisimile non est ut anteponeret* (§ 515, 3), *fieri potest ut recte quis sentiat* (§ 517, 3), *adeo variant auctores ut vix ausus sim* (§ 519, 3), *unde fit ut malim* (§ 519, 4), *si quis est talis qui me accuset* (§ 521, 1) an sieben verschiedenen Stellen findet, will einem doch nicht in den Sinn.

Aber immerhin! Diese Grammatik ist ein höchst interessanter Versuch einer ganz neuen Anlage der Syntax, sie enthält im einzelnen manche gute Bemerkung und bietet dem, der sich für grammatische Dinge interessiert, viel Anregung.

Ilfeld. Hermann Lattmann.

Adolf Hemme, Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Leipzig 1904, Avenarius. XVIII S. u. 1236 Sp. 4. 16 *M.*

Das vorliegende Buch, das mit gründlicher Gelehrsamkeit, unermüdlichem Fleiße und außerordentlicher Sorgfalt und Umsicht gearbeitet ist, erfüllt ohne Frage in anerkennenswerter Weise seinen Zweck, den Verf. S. VII dahin bestimmt, daß es die in

Digitized by Google

etymologischen Zeitschriften und Wörterbüchern aufgehäuften Wissenschätze aus dem einschlägigen Gebiete allen denen vermitteln soll, denen ihr Beruf oder ihr wissenschaftliches Interesse eine gründliche Beschäftigung mit den alten und neuen Sprachen zur Aufgabe macht, ohne daß sie Zeit haben, eingehende etymologische Studien zu betreiben bezw. fortzusetzen. Und doch war die Aufgabe, die Verf. sich gestellt hat, bei der gewaltigen Fülle des lateinischen Sprachmaterials in den modernen Sprachen jedenfalls eine sehr mühsame und schwierige, zumal der Inhalt mehr gibt, als der Titel zunächst verspricht; sind doch einmal auch alle die Wörter herangezogen, die aus dem Griechischen auf dem Wege des Lateinischen in unseren Wortbestand übergegangen sind, sodann ist auch der Wortschatz der italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache, soweit es nötig schien, berücksichtigt. Der ganze Stoff ist nach Art eines Wörterbuchs in alphabetischer Anordnung verarbeitet; als Stichworte dienen die lateinischen Stammworte, in der Weise, daß jedem Stammworte sämtliche Derivata und Komposita beigefügt sind. Angehängt sind zum Zwecke leichterer und bequemerer Benutzung ausführliche alphabetische Verzeichnisse schwerer auffindbarer deutscher, lateinischer und französischer Lehnwörter, sowie der behandelten italienischen, spanischen und portugiesischen Wörter. Um den reichen Stoff äußerlich nicht zu sehr anschwellen zu lassen, sind die einzelnen Angaben in möglichst knapper Fassung gegeben, mit zahlreichen, aber praktischen und leicht verständlichen Abkürzungen, in ziemlich kleinem, aber deutlichem und scharfem Druck.

Es wäre ein Wunder, wenn eine derartige Arbeit gleich beim ersten Wurf in jeder Einzelheit tadellos wäre. Verf. bittet selbst, für die ersten Bogen gewisse kleine Mängel zu entschuldigen; und auch sonst finden sich wohl hier und da Ungenauigkeiten, wie z. B. Sp. 645 experior experītus sum angeführt wird. Auch die Wörterverzeichnisse bedürfen wohl hier und da der Ergänzung. So gut wie Sp. 1061 ‘enorm’ konnte Sp. 1058 ‘abnorm’ aufgenommen werden; ebenso Sp. 1074 ‘Repressalien’, das nicht jeder unter reprehendere oder in dem französischen Wörterverzeichnis Sp. 1147 aufsuchen wird. Aber das sind Kleinigkeiten, die dem Werke als ganzem keinen Abbruch tun. Hoffentlich hat das Buch den verdienten Erfolg; vor allem sollte es in der Handbibliothek des Konferenzzimmers in keiner Anstalt fehlen.

Norden. Carl Stegmann.

Index Isocrateus. Composuit Siegmundus Preuß. Ohne Ort und Jahr.

Der vorliegende Isokratesindex ist auf Grund älterer Scheden Baiters, welche auf dem Wege über Arnold Hug, Ad. Kaegi und E. Drerup in die Hand des Verfassers gelangt waren, ausgearbeitet;

Digitized by Google

doch hat der letztere das Material auf die Texthöhe von Blaß' Ausgabe gebracht und dabei die alte Kapitelzählung in die Paragraphenzählung umgesetzt, was sicher eine wenig beneidenswerte Arbeit war. Ausgeschlossen sind die Eigennamen, die Pronomina *ὁ ἡ τό, οὗτος, ἐκεῖνος, αὐτός, ὅς* und die Partikeln *μέν, δέ, καί;* die Vollständigkeit der Lemmata *εἰμί* und *οὐ* beschränkt sich auf die wichtigen Stellen. Wir haben hier mehr als einen kahlen Index nach Art der Indices zu Thukydides von van Essen oder zu Lysias und Demosthenes von Holms und Preuß; den Artikeln ist z. T. auch semasiologische Anordnung zuteil geworden. Es werden zu den Stellen vielfach die Beziehungsworte zitiert und bei den Verben die Konstruktion (Kasus, Präposition, Partizipien, Infinitive usw.) angegeben, so daß man sich wenigstens einen gewissen Überblick über den Sprachgebrauch des Isokrates leicht verschaffen kann. Natürlich von einem wirklichen Lexikon, welches allerdings in keiner Weise angestrebt oder auch nur prätendiert wurde, ist die Bearbeitung der Artikel noch weit entfernt. Besonders bedauere ich, daß der Verf. von einer vollständigen Formenstatistik an der Spitze der umfangreichen Artikel abgesehen hat. Gewiß finden sich besonders bemerkenswerte Formen (z. B. *ἐξετῶμεν* u. d. W. *ἐξετάζω* usw.) besonders angemerkt. Aber warum ist nicht der Komparativ *ἰδιαίτερος* vorweg notiert, sondern in der Masse der sonstigen Stellen vergraben? Ähnlich steht es mit *γίγνεσθαι, φθάνειν* usw. Für den Bearbeiter, der das ganze Schedenmaterial vor sich hat, sind solche Konstatierungen eine kleine Arbeit, mit der er uns anderen viele Mühe und Zeit spart; und wie wenig Raum man für dergleichen Angaben gebraucht, lehrt z. B. Rumpels Pindarlexikon. — Ich habe während des letzten Sommersemersters (1905) im hiesigen philologischen Proseminar Isokrates interpretieren lassen und dabei stets den Preußschen Index in Händen gehabt; ich kann sorgfältige Arbeit für ihn bezeugen. Nur ein Druckfehler (oder wohl Schreibfehler) ist mir aufgestoßen: unter *ἐγκωμιάζω* (2. Zeile) l. Ph. 17 statt Pg. 17. Gewiß werden sich noch andere solche Versehen finden; das ist nun einmal das Menschentum an allen solchen Arbeiten; mein Gesamturteil bliebe auch bei einer größeren Anzahl solcher Versehen bestehen.

Die Nützlichkeit des Index für technische Textkritik liegt auf der Hand. Ich hoffe, er wird auch noch in weiterer Beziehung förderlich wirken. Mir ist seit längerer Zeit aufgefallen, daß für den Wortschatz und -gebrauch des Isokrates etwa das Jahr 360 einen Einschnitt macht. Die strenge Prüderie der Wortwahl in den älteren Reden weicht einer größeren z. T. überraschenden Weitherzigkeit in dem Areopagitikos, der Friedensrede, der Antidosis, dem Philippikos und Panathenaikos. *Γνωσιμαχεῖν* ist ionisch (Herodot), daher auch altattisch; wäre es das nicht, stünde es schwerlich bei Aristoph. Vö. 555 (in Dialoganapästen); die er-

Digitized by Google

haltene Tragödie hat es nur einmal Eur. Heraklid. 706 (in Choranapästen); sonst fehlt es in den erhaltenen Stücken sowie den Fragmenten der Tragödie wie der Komödie. Es fehlt bei Thuk., Platon und sonst den Rednern: aber Isokrates hat es Phil. 7. — *Ἁδρός* hat der Tragödie nicht poetisch geklungen. In der Komödie taucht es erst am Ende des 5. Jahrhunderts auf (Aristoph. Frö. 1099 *ἁδρὸς ὁ πόλεμος*, Strattis fr. 44 K. *ἁδροὺς . . . φάγρους*), erscheint dann oft in den Fragmenten der jüngeren Komödie. Es fehlt bei Thuk. und sämtlichen Rednern; nur Isokr. Panath. 110 *τὴν αὐτὴν δόξαν τοῖς ἁδροτέροις αὐτῶν* (d. h. *τῶν Λακεδαιμονίων*). Xenophon sagt es von kräftigen Ferkeln (Oec. 17, 10), und in dieser sinnlichen Bedeutung von Tieren steht es fast ausnahmslos in jenen Komikerfragmenten; das war also die gewöhnliche Bedeutung; daher das Verhalten der Tragödie. Bei Platon dann auch von Menschen: *τῶν παίδων ὅσοι ἁδροί*, wie vor ihm Herodot. — *ἔδεσμα* ist der Tragödie wie der älteren Komödie völlig fremd; erst Antiphanes — und für uns er allein — hat es. Ebensowenig erscheint es bei Thuk. und den Rednern: nur Isokr. v. Fried. 109. Aber Xenoph. Hier. 1, 23 und Plat. Staat 559 B und Tim. 73 A bieten es; ich werde gleich sagen, daß hier kein Zufall obwaltet. Nur will ich erst konstatieren, wie Isokr. sich in früherer Zeit ausdrückte. In der R. an Nikokles, also bald nach 388, heißt es (§ 45) *τοὺς πολλοὺς αὐτῶν οὔτε τῶν σιτίων χαίροντας τοῖς ὑγιαινοτάτοις οὔτε τῶν ἐπιτηδευμάτων τοῖς καλλίστοις*; in der Friedensrede, also 354: *τοὺς πολλοὺς χαίροντας μὲν καὶ τῶν ἐδεσμάτων καὶ τῶν ἐπιτηδευμάτων τοῖς καὶ τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν βλάπτουσιν*. 388 also noch das rein attische *σιτία*. Einem Einwurf gegen meinen Schluß aus dieser Parallele beuge ich vor: an der früheren Stelle folgt nämlich gleich *οὔτε τῶν θρεμμάτων τοῖς ὠφελιμωτάτοις*; das klingt nur uns leicht dichterisch, war es für den Athener durchaus nicht. Es gibt kein anderes griechisches Wort für 'Zuchtvieh'; die *θρέμματα* und *θρεμμάτων ἀπογραφή* sind uns jetzt aus den Papyri etwas ganz Geläufiges. Nur die Umgebung, ihr Ethos oder Pathos, macht das Wort auch poetisch, wie *μέλιττα Μούσης, Χαρίτων θρέμμα*. Also 354 geht in diesem Punkte (*ἐδεσμάτων*) Isokrates mit Platon zusammen; so war es auch in dem früheren Beispiel (*ἁδρός*). Ich könnte noch andere Belege bringen, doch ich will hier nur an Einzelbeispielen eine Erscheinung klarstellen, welche von wirklicher literarhistorischer Bedeutung für die Prosa des 4. Jahrhunderts ist. Gewiß, Isokrates hat Platon sein Hiatgesetz aufgezwungen; Janells Zusammenstellungen haben das endgültig gelehrt; auch sonst hat der 'Schulmeister' den Philosophen zu stilistischen Konzessionen veranlaßt; aber den engherzigen Kanon des Wortschatzes hat er nicht durchsetzen können; hier hat er vielmehr kapituliert, hat von 360 ab sich der Redeweise geöffnet, welche die geistig gebildeten Kreise Athens damals pflegten. Diese

Digitized by Google

Redeweise aber muß, der Wirkung der sokratischen Schulen und der philosophischen Schriftstellerei überhaupt unterlegen sein; dazu kam für Isokrates persönlich noch sein literarisches Verhältnis zu Platon (Isokr. II 45 ∾ Plat. rp. 559 B). Das Verhalten des Isokr. ist charakteristisch für ihn. Wie er im Staatsleben durchaus ein Vertreter der politischen Möglichkeiten war, aussichtslose Ziele als fruchtloses Kräfteverschwenden betrachtet hat, so hier auf literarischem Gebiete. Er sah die Zeichen der Zeit, erkannte, daß das enge, alte Gefäß, welches unter einer noch rein sophistisch-rhetorischen Bildung für die Kultur des Stadtstaates geschaffen war, nicht mehr den neuen Inhalt fassen konnte, den die philosophische Bildung und der sich erweiternde politische und kulturelle Kreis entstehen ließen. Das braucht ihm noch gar nicht mit der Schärfe historischen Erkennens klar gewesen zu sein wie uns in der Retrospektive, ist es sicherlich auch nicht gewesen; aber er besaß jene Unwillkürlichkeit des Empfindens für das, was rings in der Luft lag. Darum gab er nach, ist noch im Alter freier geworden als Demosthenes, wie in der Politik so in dem hier in Rede stehenden Punkte seiner Kunst. Was ich hier nur andeute, verlangt Ausführung im einzelnen, und für diese Aufgabe, den Wandel der Sprache des Isokrates um 360 darzulegen — auch für die Frage nach der Echtheit der Briefe wird dabei sich einiges ergeben —, bietet der Preußsche Index jetzt eine gründliche Unterlage. Es wird das aber nicht abgehen ohne eine Berücksichtigung des Wandels, den Platons Sprache genau zu gleicher Zeit durchmachte, wie die Untersuchungen von Campbell bis Janell gezeigt haben. Um 360 muß eine durch die Kunstprosa uns bis dahin verdeckte Bewegung in der Sprache der Gebildeten sich an die Oberfläche der Literatursprache durchgefressen haben; die beiden bedeutendsten attischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts haben doch nicht ganz gleichzeitig empfindbare stilistische Neuerungen vornehmen können, wenn in jener Zeit nicht ein bestimmendes Etwas wirksam gewesen oder geworden wäre.

Wir haben nun zum Thukydides den Index von van Essen; ein neues Platonlexikon — möge es so gut werden, wie es das treffliche von Ast in seiner Art ist — dürfen wir erhoffen; für die Redner liegen jetzt die Indices von Ignatius, van Cleef, Formann, Holms, Preuß und die, welche Blaß in richtiger Erkenntnis dessen, was not tut, seinem Aischines und Hypereides beigegeben hat, vor — bis auf Isaios, den der neueste Herausgeber leider ohne solche *ἀρπαλέα δόσις* hat lassen wollen. Für den, der die Technik hat, ist ein Index zu dem kurzen Schriftsteller gewiß keine zu große Aufgabe, und eine Lücke würde er damit ausfüllen. Allerdings nicht kürzer als der Isokratesindex dürfte er gehalten sein, und die Fragmente müßte er mit berücksichtigen.

Straßburg i. E. Bruno Keil.

Digitized by Google

W. Judeich, Topographie von Athen. Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen in Mappe. München 1905, C. H. Beck. Dritter Band, zweite Abteilung, zweite Hälfte des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft von J. v. Müller. XII u. 416 S. Lexikonformat.

Ursprünglich war es nur die Absicht des Verfassers gewesen, die im dritten Bande des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft erschienene Topographie von Athen in neuer Auflage überarbeitet zu bieten. Als er sich aber ans Werk gemacht hatte, änderte er bald seinen Plan: aus dem Lollingschen Abriß, der nicht viel mehr als 50 Seiten füllte, ist ein starker Band von der achtfachen Ausdehnung geworden. Auch war die Sache mühsamer, als er sich zuerst vorgestellt hatte. Was in einigen Monaten schien beendet werden zu können, nahm mehr als neun Jahre in Anspruch. Viel Neues war inzwischen gefunden worden. Daran hatte sich ein Kampf widerstrebender Meinungen entzündet. Ungeheuere Massen bibliographischen Materials waren zu bewältigen. Dann war doch auch wieder ein neuer Besuch in Athen selbst nötig, um an Ort und Stelle in topographischen Streitfragen das Für und Wider abwägen zu können. So erklärt sich die lange Verzögerung. Aber er hofft, daß sein Buch dabei gewonnen hat. Es wolle, sagt er selbst, ein schlichter, zuverlässiger Führer sein auf dem zum großen Teil für immer begrabenen, von Deutungen und Vermutungen überwucherten Boden Alt-Athens. Aber auch dessen darf sich der Verfasser rühmen, daß er den spröden Stoff in lesbarer Darstellung dargeboten hat. Dabei hat er im kleinsten Punkt die größte Kraft gesammelt. So stark auch manchmal die Versuchung war, von den topographischen Fragen auf andere Gebiete der hellenischen Kultur hinüberzugehen, er hat sich stets in die engeren Grenzen seines eigentlichen Themas zurückgezwungen. Die reiche topographische Literatur der letzten Jahrzehnte bezieht sich auf Einzelfragen. Nach längerem Zwischenraum liegt hier wieder ein zusammenfassendes Buch vor. Das reichere Denkmälermaterial, welches jetzt zur Verfügung steht, gestattete ihm, sich dem Berichte des Pausanias gegenüber eine größere Freiheit zu nehmen, als den früheren Bearbeitern dieses Gebietes möglich war. Bei der Herstellung der vorzüglichen Karten und Pläne hat er sich der freundschaftlichen Hilfe W. Dörpfelds zu erfreuen gehabt.

Der Verfasser hat sich vor Abschweifungen in andere Gebiete der Kultur gehütet, um seinem Gegenstande den Raum nicht zu schmälern, ist aber doch darauf bedacht gewesen, seinem topographischen Bau eine feste und breite Grundlage zu geben. Aus der Einleitung, die vierzig Seiten umfaßt, sieht man recht, was der wissenschaftliche Topograph alles wissen muß. Nicht bloß die literarischen Quellen muß er kennen, auch das Baumaterial, die Bauweise, die Arten, wie Steine miteinander verbunden werden können. Das eingehende Kapitel über die früheren Bearbeitungen dieses Themas gibt von der Schwierigkeit der

Digitized by Google

Aufgabe eine Vorstellung. Die topographischen Hauptschriften über Athen von dem vierzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit werden nicht bloß aufgezählt, sondern charakterisiert. Zum Schluß wird dem rastlosen Forschungseifer, dem divinatorischen Scharfblick, der zähen Energie, mit welcher W. Dörpfeld die verschiedensten topographischen Probleme in Angriff genommen hat, ein vollklingendes Lob gespendet. Namentlich ist die Topographie der Burg durch ihn vollständig umgestaltet worden. Seine feinen architektonischen Einzelbeobachtungen haben oft erst die Ruinen verstehen gelehrt. Er hat den alten Athenatempel entdeckt, ihm verdankt die Wissenschaft wichtige Resultate über die Propyläen, über das Dionysostheater usw. Auf die Einleitung folgt zunächst eine Geschichte der Stadt Athen, die vor allem über das Klimatische und das aus der Orographie, Geologie, Hydrographie für die Entwicklung Athens bedeutungsvoll Gewordene handelt und dann die Entwicklung der Stadt von den ältesten Zeiten bis zum Verfall Alt-Athens darstellt. Daß Lord Elgin die Parthenonskulpturen abnehmen und nach England überführen ließ, war nicht schön von ihm; aber der Verfasser gesteht, daß sie dadurch vielleicht vor der Zerstörung während des nachfolgenden griechischen Befreiungskampfes bewahrt worden sind. Von Bedeutung war es, daß Athen die Hauptstadt des griechischen Reiches geworden ist. Der Geburtstag Neu-Athens, sagt der Verf., sei zugleich der Tag der Wiedergeburt der alten Stadt, an deren Freilegung seitdem unausgesetzt und zielbewußt gearbeitet werde. Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit dem Umfang und der Befestigung der Stadt und handelt von dem Pelargikon und der älteren Stadtmauer, von dem Themistokleischen Ring, von den Mauern und den Toren des Peiraieus, von den Langen Mauern, von den Umbauten und Einbauten der Befestigungen. Daran schließt sich eine Erörterung über die Demen und Stadtviertel, über die Plätze und Straßen, über die Wasserbauten. Der dritte Teil endlich bietet die eigentliche Stadtbeschreibung und handelt von der Burg, den Burgabhängen, der Unterstadt, den Vorstädten. Die Darstellung ist knapp, ohne darum trocken zu sein. Bedenkt man den Umfang des Buches, so kann man sich von der Fülle der auf diesem Gebiete aufgewühlten Probleme und von der eingehenden Gründlichkeit der hier vorliegenden Behandlung eine Vorstellung machen. Um in streitigen Punkten die vom Verfasser getroffene Entscheidung nachprüfen zu können, müßte man freilich das ganze Material zur Verfügung haben und zugleich an Ort und Stelle sein können. Jedenfalls macht das Buch einen in jeder Hinsicht vorteilhaften und vertrauenerweckenden Eindruck. Ein volles Lob gebührt auch den prachtvoll ausgeführten Karten.

Gr. Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

Digitized by Google

Karl Schenkls Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische für die Klassen des Obergymnasiums. Bearbeitet von Heinrich Schenkl und Florian Weigel. Elfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien 1905, F. Tempsky. 142 S. 8. 1 *K* 60 *h*, geb. 2 *K* 10 *h*.

Das Buch besteht aus zwei Teilen; der erste (5—88) enthält Übungsstücke mit erklärenden Anmerkungen, der zweite (89 bis 142) ein Wörterverzeichnis, in das die gewöhnlichsten Pronomina und Pronominaladverbia, Konjunktionen und Präpositionen nicht aufgenommen sind. Von den Übungsstücken dienen die mit Einzelsätzen der Einübung der Regeln über die Syntax des Verbs. Daran schließen sich der Schullektüre nachgebildete zusammenhängende Stücke; berücksichtigt sind die Anabasis, Kyrupädie und die Erinnerungen an Sokrates, Herodot, acht Reden des Demosthenes, von Plato Apologie, Krito, die Schlußkapitel des Phädo, die Sage von Ödipus. Den Schluß bilden Stücke ohne Anschluß an die Lektüre.

Der Stoff ist wie man sieht, sehr reichhaltig, die Darstellung so, daß die Regeln sich nicht übermäßig aufdrängen. Das Buch wird da, wo eine Übersetzung ins Griechische Zielleistung in der Reifeprüfung ist, gute Dienste leisten; an preußischen Anstalten ist es aber nicht zu verwenden, da es sich auf eine bei uns nicht eingeführte Grammatik bezieht.

Das Pronomen „derselbe" ist nicht immer richtig verwendet worden.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Hermann Breymanns Neusprachliche Reform-Literatur. 3. Heft. Bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Steinmüller. Leipzig 1905, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 152 S. 8. 4 *M*.

Die beiden ersten Hefte von Breymanns Neusprachlicher Reform-Literatur sind s. Z. von der neusprachlichen Lehrerschaft mit Freude und Dankbarkeit begrüßt worden. Professor Dr. Steinmüller, der im Auftrage Breymanns das dritte Heft bearbeitet hat, darf versichert sein, daß auch seiner Arbeit diese Anerkennung nicht fehlen wird. In geschickter Weise und mit bewundernswertem Fleiße hat er alles zusammengestellt, was die neusprachliche Reformliteratur in dem Zeitraum von 1899—1904 hervorgebracht hat.

Der erste Teil handelt von den Neuauflagen und Zusätzen zu den früheren Schriften; der zweite Teil gibt einen Überblick über neue Schriften und Aufsätze, und zwar 1. über theoretische Erörterungen, 2. über praktische Versuche, 3. über offizielle Verordnungen, 4. über öffentliche Verhandlungen, und schließt mit einem Rückblick auf die Entwicklung, die die neusprachliche Reformbewegung bis zum Jahre 1904 genommen hat. Soweit ich die einschlägige Literatur übersehe, ist das bibliographische

Digitized by Google

Material, das St. anführt, erschöpfend, und wer sich auf diesem Gebiet orientieren will, wird dazu kein besseres Buch finden. Der Rückblick kennzeichnet den Verfasser als einen Mann, der die verschiedenen methodischen Strömungen genau kennt und auf Grund einer umfassenden Belesenheit auf pädagogischem Gebiet und einer längeren Unterrichtspraxis richtig bewertet. Er charakterisiert die Entwicklung folgendermaßen: „Die Periode von 1882—1898 bedeutet den Beginn, die Ausgestaltung und das erfolgreiche Vordringen der Reform. Die Zeit von 1898 (Wiener Neuphilologentag) bis 1900 (Leipziger Neuphilologentag) bezeichnet den Höhepunkt; mit Walters Schrift: „Die Reform des neuphilologischen Unterrichts auf Schule und Universität“ (1901) beginnt der Umschwung in den Erfolgen der Reformer. Der früher latente Widerstand tritt jetzt an die Öffentlichkeit. Auf dem Breslauer Tage (1902) holen sich die Reformer die erste Schlappe, indem alle Anträge und Thesen mit zu hoch gespannten Wünschen unter lebhaftem Widerspruch abgelehnt werden. Endlich bringt der Kölner Tag (1904), wenn auch keine Niederlage, da Walter durch sein persönliches Eingreifen seine Zuhörer zu faszinieren weiß, so doch einen entschiedenen Rückzug der radikalen Reformpartei“. St. stellt fest, daß zur Zeit das Gros der neuphilologischen Lehrerschaft Deutschlands und Österreichs in der Praxis auf dem gemäßigten oder vermittelnden Standpunkt steht. Die imitative Methode hat nur noch wenige Anhänger. Eine Fachautorität wie Prof. Tobler weist die Reformmethode durch eine briefliche Äußerung an die Direktorenkonferenz in Pommern 1899 zurück und fällt „auf Grund der am Neusprachlichen Seminar an der Berliner Universität gemachten Erfahrung über die vielgerühmte Sprechfertigkeit der nach der neueren Methode vorgebildeten Abiturienten ein durchaus abfälliges Urteil“. Die positiven Errungenschaften der Reform werden von St. durchaus anerkannt. Aber fünf Forderungen der radikalen Richtung haben sich in der Schule als unrealisierbar erwiesen, nämlich

1. das Ziel der Sprechfertigkeit,
2. die vollständige Ausschaltung der Muttersprache und in Verbindung damit
3. Ausschluß der Herübersetzung,
4. Ausschluß der Hinübersetzung,
5. Ausschließlich induktiver Betrieb.

In bezug auf die Sprechfertigkeit „stimmen die Mehrzahl der Äußerungen darin überein, daß sie für die höheren Schulen als Zielleistung nicht möglich, daß ferner dieses Ziel in Wirklichkeit gar nicht praktisch sei, da nur ein geringer Bruchteil der Schüler in die Lage komme, die Sprechfertigkeit im Leben zu benutzen, und schließlich daß dieses utilitarische Ziel (von O. Jäger „der Marktnutzen“ genannt) für unsere

Digitized by Google

höheren Schulen nimmermehr als die Hauptsache gelten dürfe". Für die Frage der Ausschaltung der Muttersprache ist Walters Vortrag „über den Gebrauch der Fremdsprachen bei der Lektüre in den Oberklassen" in Köln von größter Bedeutung gewesen. Der springende Punkt war das Zugeständnis, daß, wenn die Erklärung eines unbekannten Wortes in der fremden Sprache zu große Schwierigkeiten bereiten sollte, er kein Bedenken tragen würde, sich der Muttersprache zu bedienen, sowie die Bemerkung, daß von Zeit zu Zeit besonders charakteristische Stellen gründlich und von verschiedensten Gesichtspunkten aus ins Deutsche übersetzt werden sollen. Dies konstatiert, wie St. sagt, auch der entschieden reformfreundliche Berichterstatter in den „Neuphil. Bl." 1904, IX S. 335. Die Frage darf damit wohl als erledigt angesehen werden, und das ist ein Glück; denn die Versuche, die Lektüre ohne Zuhilfenahme der Muttersprache zu betreiben, drohten zu einer heillosen Verflachung des Unterrichts zu führen. — Vietor gab s. Z. die Parole aus: „Das Übersetzen in die Fremdsprache ist eine Kunst, die die Schule nichts angeht". Bierbaum behauptete, daß die Hinübersetzungen die fremde Sprache auf das umbarmherzigste mißhandelten usw., und so wurden denn aus den Lehrbüchern der Reformer die deutschen Sätze und Stücke ausgeschlossen, so von Kühn, Bierbaum, Roßmann-Schmidt. Wie sehr diese Kunst aber doch die Schule angeht, beweist der Umstand, daß sämtliche Herausgeber dieser Art von Lehrbüchern sich gezwungen gesehen haben, „zu dem erprobten Mittel des Sprachunterrichts, der Hinübersetzung, zurückkehren. Neuerdings hat Bierbaum sogar eine „Sammlung deutscher Übungsstücke" herausgegeben, durch die „eine erfolgreiche Vorbereitung für „Seminarien und Gymnasien" erzielt wurde. St. fragt mit Recht: „Ist das bloß Realpolitik, oder hat die Erfahrung Bierbaum klüger gemacht?" Und so sind sämtliche Reformer jetzt zu den Übersetzungen zurückgekommen; tempora mutantur. Ein ebenso glänzendes Fiasko haben die Radikalen mit ihrem Losungsworte „Fort mit der Grammatik! Tod der Grammatik!" gemacht. Mit Mangold u. a. sind wohl jetzt fast alle neusprachlichen Lehrer der Meinung, daß die Grammatik „bei aller wohltätigen Einschränkung keineswegs vernachlässigt werden darf", sondern sorgfältig behandelt und systematisch zusammengefaßt werden muß. Also die „fünf oben erwähnten Hauptforderungen der Extremen können als von der großen Majorität der Neuphilologen Deutschlands definitiv abgelehnt gelten", das ist von St. konstatiert. — In bezug auf die Sprechübungen stellt sich St. auf den Standpunkt A. v. Rodens, der sagt: „In Anerkennung und Würdigung aller Vorteile des Sprechens kann ich dasselbe doch immer nur als einen Nebenzweck ansehen, ohne den zwar

Digitized by Google

der Hauptzweck der allgemeinen Geistesbildung nicht oder doch nur unvollkommen erreicht wird, dem es aber immer zu dienen und über den es nicht etwa zu herrschen hat. In der Schule läßt sich im besten Falle nicht mehr erreichen als eine gewisse Ausbildung der Sprachwerkzeuge, Übung des Gehörs, möglichst richtige Aussprache, ein bescheidener Vorrat an Worten und Redensarten und damit die Fähigkeit zu späterer Weiterbildung". Dem stimme ich voll und ganz zu. Über andere Fragen, wie Anschauungsunterricht, Chrestomatien, Lektoren, fremdsprachliche Rezitationen, internationalen Schülerbriefwechsel, Kanon usw. sind die Ansichten noch nicht geklärt.

Somit können alle, die in der neusprachlichen Methodik auf einem vermittelnden Standpunkte stehen, mit Befriedigung auf die Entwicklung in den letzten Jahren zurücksehen; denn ihr Standpunkt ist jetzt unbestritten der herrschende. Das hat St. vortrefflich dargetan. Ich stimme fast in jedem Punkte mit ihm überein. Aber ganz ohne Ausstellungen soll es nun doch nicht abgehen. Auf S. 56 heißt es in einem Urteil über Münchs Aufsatz „Das Schwanken der Methode im neusprachlichen Unterricht", daß M., „der in letzterer Zeit, auch in der zweiten Auflage seiner Methodik, den Reformern immer mehr zuneigte", hier wieder dem Maßvollen, der vermittelnden Methode, das Wort rede. Ich bemerke dazu, daß ich eine solche Empfehlung der Ausschaltung der Muttersprache, wie sie dieser Aufsatz von M. enthält, und den darin gemachten Vorschlag, die neueren Sprachen an Gymnasien vorwiegend als technische Fertigkeiten zu lehren, nicht zu den Inventarstücken der vermittelnden Methode rechnen kann, und verweise in dieser Beziehung auf meine beiden Aufsätze über Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung in dieser Zeitschrift. Sodann darf ich vielleicht darauf aufmerksam machen, daß das Zitat auf S. 113: „Da außer einem Fremden, nämlich Prof. Schweitzer usw." nicht, wie in einer Anmerkung irrtümlich angegeben ist, in Kaluzas, sondern in meinem Aufsatz über den Kölner Neuphilologentag vorkommt.

Hannover. G. Budde.

Toreau de Marney, Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen nach neuer Methode zusammengestellt. Leipzig 1903, Haberland. VII u. 136 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Ideographische Zeichen zur Veranschauung von Begriffen sind auf zahlreichen Gebieten des menschlichen Wissens allgemein gebräuchlich, da sie in der Tat sehr oft zur Erfassung eines Gedankens und zur Unterstützung des Gedächtnisses schneller und sicherer beitragen als viele Worte und ihre häufige Wiederholung. Hierher gehören stammbaumartige Zeichen, Linien und Farben bei statistischen Übersichten, Signale und so endlos weiter. Auch

die Schule bedient sich, wo es angängig ist und die Vermittelung des Wissens erleichtert und beschleunigt, allüberall derselben, sei es, daß schon die Schulbücher solche Zeichen enthalten (algebraische und andere Formeln, Stammbäume, sämtliche Karten!!), sei es daß der Lehrer sie im Interesse des Verständnisses oder des Gedächtnisses anwendet. So fehlen sie auch nicht in den sprachlichen Fächern, in denen gewiß jeder Lehrer gelegentlich (wenn auch in verschiedenem Maße) zu diesem naheliegenden Hilfsmittel greift, besonders wo es sich um Gruppierung zusammengehöriger grammatischer Erscheinungen (Regeln) handelt. Und wenn der Lehrer des Deutschen (an der Tafel) den Inhalt eines Lesestückes zerlegt oder Stoff für einen Aufsatz sammelt und in Ober- und Unterabteilungen bringt, die er hübsch durch Einrücken der Zeilen oder durch lateinische nnd deutsche Buchstaben und Ziffern kennzeichnet, und wenn er dann die beigefügten Stichwörter auslöscht und an der Hand der noch sichtbaren Ziffern usw. das Durchgenommene rekapituliert, so bedient er sich ideographischer Zeichen. Dabei ist es ziemlich einerlei, ob die Disposition eines Stückes vielleicht durch I, II A 1234, B 1234, III oder durch |—×—×—| angedeutet ist. Wenn aber eine dieser beiden Formen vor der anderen bevorzugt zu werden verdient, so ist es m. E. die erstere. Trotz der gegenteiligen Versicherungen des Vorwortes vorliegender Grammatik bietet also der Verfasser im Prinzip nichts wirklich Neues. Nur die Anwendung solcher Zeichen auf alles und jedes, was eine Grammatik enthält, ist seine Neuerung und — sein Irrtum. Er hat von den soeben beispielsweise angedeuteten Wegen sinnbildlicher Veranschaulichung den letzteren gewählt, und diese immer wiederkehrenden sich kreuzenden oder verzweigenden Linien und Striche müssen das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken, zumal sie weder natürlich und an sich verständlich noch auch untereinander genügend verschieden noch auch einfach sind. In der Verallgemeinerung dieses an sich gelegentlich trefflichen Hilfsmittels liegt ein Hindernis, nicht eine Förderung der Arbeit; es wirkt verwirrend und das Gedächtnis belastend. Wer von denen, die in der oben angegebenen Weise graphologische Zeichen zur augenblicklichen Unterstützung des Gedächtnisses beim Disponieren von Lesestücken anwenden, würde glauben, den Schülern eine Erleichterung zu verschaffen, wenn er von ihnen verlangte, daß sie etwa 100 solcher Kombinationen von Ziffern und Buchstaben oder von Strichen sich dauernd einprägen sollen, um mit ihrer Hilfe sich jederzeit über die Gedankengruppierung eines jeden seit Jahren gelesenen Stückes Rechenschaft ablegen zu können! Theorie und Praxis! Ich wundere mich, daß nicht dem Verfasser selbst Zweifel an der Gangbarkeit seines Weges kamen, als er sich zum ersten Male die Zusammenstellung der Zeichen auf Seite 59, 66, 88 usw. betrachtete. Da gibt es Zeichen, die sich

Digitized by Google

völlig gleichen und doch verschiedene Regeln ins Gedächtnis zurückrufen sollen (meist sind es sternförmige Gebilde z. B. ✳ oder ein Mehrfaches dieser Figur, die dann sagen will: So viele Strahlen, so viele Regeln oder Ausnahmen); da gibt es ferner Gebilde mit über 30 solchen Strahlen oder Verzweigungen. Und alle diese Zeichen soll der Lernende ebensolange klar von einander unterschieden festhalten, wie die Regel selbst, die zu erlernen ihm auch nicht erspart wird. Auch der Lehrer muß natürlich beim Gebrauche dieses Buches alle diese Zeichen zuvor gründlich erlernt haben und auf jede Selbständigkeit in der Anwendung symbolischer Zeichnungen verzichten. Wir hätten eine Abhandlung des Verfassers über den Wert der Ideographie und die Möglichkeit verstärkter Anwendung derselben im Sprachunterricht als wertvolle Anregung mit Freude begrüßt; seine Grammatik müssen wir ablehnen, zumal sie auch in bezug auf Form und Vollständigkeit der Regeln manches zu wünschen übrig läßt.

Geisenheim. K. Beckmann.

Histoire de la révolution française, herausgegeben und erklärt von F. J. Wershoven. Mit 6 Abbildungen und einem Plan von Paris. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 160 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Der Verfasser gibt nach französischen Quellen in großen Zügen eine wohlgegliederte zusammenhängende Geschichte der französischen Revolution mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Ereignisse und Personen. Die Auswahl ist mit Geschick getroffen, die Schilderungen der einflußreichen Männer und der bedeutungsvollsten Vorgänge ist möglichst unparteiisch und objektiv gehalten. Sprachlich bietet die Lektüre keine großen Schwierigkeiten. Da nun eine genauere Kenntnis dieser so überaus folgenschweren Zeit für jeden Gebildeten notwendig ist, so dürfte dieses Werk eine geeignete Klassenlektüre sein. Aber man verkenne nicht die großen Schwierigkeiten, welche das Verständnis des Inhalts namentlich der Jugend bereitet. Die Verwickelungen sind zu mannigfaltig, die auftretenden Personen zu zahlreich, der Wechsel in dem Ministerium, der Kommunalverwaltung sowie die Wandlungen der herrschenden Parteien zu häufig, dazu kommen die militärischen Operationen, das Entstehen und der wachsende Einfluß der Klubs und der zahlreichen comités. Auch konnte es bei der gedrängten Darstellung, welche die Rücksicht auf die beschränkte Zeit der Klassenlektüre erforderte, nicht ausbleiben, daß manches für den Leser nicht genügend motiviert erscheint, z. B. der Befehl auf das Volk zu schießen S. 50, Lafayettes Verhalten u. a., oder nicht ausreichend entwickelt ist, wie die Bedeutung Dantons, der überhaupt zu wenig hervortritt, die schiefe Stellung, in welche die Girondisten infolge ihres Mangels an Tatkraft kamen und die Umstände, durch die sie bewogen wur-

Digitized by Google

den, für den Tod des Königs zu stimmen, der Einfluß, den die Hofpartei auf den König ausübte und die Beweggründe, welche letzteren zu seinen Schritten bestimmten, die gegenseitige Eifersucht und engherzige, egoistische Politik der gegen Frankreich verbündeten Staaten, die ein erfolgreiches Einschreiten vereitelte. Der Lehrer wird daher gut tun, wenn er diese Lektüre wählt, selber zuvor gründliche Studien zu machen, um die mannigfachen und verwickelten Triebfedern im einzelnen darlegen zu können.

Der Herausgeber hat nun freilich nicht unterlassen, in den Anmerkungen S. 119—155 die nötigsten sachlichen Erläuterungen namentlich über die vorkommenden Personen in klarer und bündiger Weise zu geben, und sie bilden eine wertvolle und erwünschte Zugabe, der man die verdiente Anerkennung nicht versagen kann; mit ihrer Hilfe ist der Schüler imstande, sich für die Unterrichtsstunde genügend vorzubereiten. Grammatische Belehrungen werden nicht gegeben, und es findet sich in der Tat für Schüler der obersten Klasse — und nur diese kommen in Betracht — wenig Bemerkenswertes. Jedoch hätte wohl bei les gardes françaises ... postés auf die Konstruktion nach dem Sinne, ähnlich wie bei gens, aufmerksam gemacht werden können, auch bien d'innocentes victimes S. 87, 13 und dans les 24 heures S. 76 = in den nächsten 24 Stunden, sowie die Ellipse S. 29, 30 un (soldat de la) garde française war der Erwähnung wert. Die Angabe der vom Regelmäßigen abweichenden Aussprache der Eigennamen wie Menehould, Sens, Arras, Mons, Boissy-d'Anglas, Lafayette, Sieyès und die Erklärung einiger technischer Ausdrücke, namentlich der militärischen und parlamentarischen Sprache vermißt man. Sehr wünschenswert wäre auch eine genealogische Tabelle des Regentenhauses. Über die neueingeführten Maße und Gewichte S. 118, die übrigens gleich bei der Erzählung von der Einrichtung des neuen Kalenders S. 99 zu erwähnen waren, könnte eine Anmerkung Näheres bringen. Die Tage der zehntägigen Woche, décade, hätten sämtlich genannt werden müssen, von der Marseillaise S. 139 war wenigstens die erste Strophe vollständig mitzuteilen. Bei église de Notre-Dame — Mignet, rév. fr. chap. I schreibt église Notre-Dame — in Versailles S. 12 war hinzuweisen auf die berühmtere gleichen Namens in Paris, bei Joseph Chénier S. 149 auf André Chénier S. 150. Bei der Erzählung von Dantons Tod S. 101 war aufzunehmen der Ausspruch bei Mignet chap. VIII: J'entraîne Robespierre — Robespierre me suit, welcher an das berühmte Wort des Theramenes erinnert: Propino hoc pulchro Critiae! Cic. Tusc. I 40, 96. Die Flugschrift des Sieyès besser nach Barrau zu geben: Qu'est-ce que le tiers état? Tout. Qu'a-t-il été jusqu'ici? Rien. Que veut-il être? Quelque chose. Der Ausdruck régicide wird nur flüchtig in einer Anmerkung S. 150 erwähnt. Auch die Bezeichnung les

Digitized by Google

fournées de la Guillotine (Mignet chap. IX. Lamartine, histoire des Girondins 56, 20), welche selbst deutsche Geschichtschreiber gebrauchen, sollte nicht fehlen. Barrères Äußerung ist zweimal mitgeteilt S. 78 u. 103. Die Gewinnung des Salpeters zur Pulverfabrikation aus dem Boden der Keller und aus den Ställen S. 89 und 90 bedarf der Erklärung. Ästuar S. 136 dürfte vielen unverständlich sein, dafür meerbusenartige Mündung. Bei parlement S. 8 war hinzuweisen auf den Unterschied zwischen der damaligen und der uns geläufigen Bedeutung des Wortes. Über lit de justice S. 124 ist genauere Belehrung erwünscht, ebenso über Mercantil-System im Gegensatz zum physiokratischen S. 122, da unklare Begriffe sich bald verlieren oder gar Verwirrung anrichten. Druckfehler: S. 39, 12 lies quatre statt quatras. S. 17, 24 au nom du Dieu de la paix statt de. S. 44, 10 les. S. 95, 22 fehlt am Ende der Zeile das trait d'union. S. 100, 13 lies Séchelles. S. 118, 30 commencée statt commercée. S. 122, Charles de Secondat, baron de la Brède et de Montesquieu. S. 134 Elisabeth. S. 139 l. Z. bonnet de la liberté. S. 145 duc de Charles.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Shakespeare, Hamlet. Erklärt von H. Fritsche. Neu herausgegeben von H. Conrad. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. LXXXII u. 153 S. 8. geb. 2 *M*. Anmerkungen dazu 181 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Das günstige Urteil, das ich an dieser Stelle über die von H. Conrad besorgte Neuausgabe von A. Schmidts 'Julius Caesar' ausgesprochen habe, kann ich auf die vorliegende Neuausgabe des 'Hamlet' voll übertragen. Conrad hat die Ergebnisse der Shakespeareforschung der letzten Dezennien mit kritischem Urteil in den 'Anmerkungen' und in der vollständig umgearbeiteten und bedeutend erweiterten 'Einleitung' — sie umfaßt mit Einschluß einiger textkritischer Bemerkungen 82 Seiten — geschickt verwertet. Ich kann den Studierenden der englischen Philologie ein Durcharbeiten dieser Einleitung dringend empfehlen; sie können sich auf diese Weise über viele wichtige Fragen der Shakespeare-Literatur Klarheit verschaffen. Zur Erläuterung des Gesagten führe ich hier die Abschnitte der Conradschen Einleitung an: Altenglands und Shakespeares Bühne; Shakespeares Vers; Entstehung des Hamlet; der vorliegende Text; Quellen des Hamlet; Hamlets Charakter; die Lokalität im Hamlet und Zeit der Handlung. Den Anmerkungen sind, wie bemerkt, 12 Seiten textkritische Bemerkungen hinzugefügt; auch diese Zugabe ist im Universitätsunterricht sehr gut zu verwerten. Hoffentlich wird diese Conradsche Neuausgabe des Hamlet, wie sie es verdient, in den Universitätsseminarien fleißig benutzt werden. Sie ist natürlich auch, wenn man von dem etwas hohen Preis absieht, als Primalektüre zu empfehlen.

Landsberg a. d. Warthe. Heinrich Truelsen.

Digitized by Google

H. Stelling, Aus Bismarcks Familienbriefen. Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert. Stuttgart u. Berlin 1905, Cotta. IV. u. 152 S. kl. 8. geb. 1 *M.*

Die Bismarckbriefe wird der Lehrer der Geschichte und des Deutschen freudig begrüßen. Die hohe Bedeutung der Briefliteratur für die Beurteilung großer Persönlichkeiten braucht heute nicht mehr nachgewiesen zu werden. Gerade unser Bismarck zeigt sich in seinen Familienbriefen in seiner ganzen, reinmenschlichen Größe, da er nicht „eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzieht“, sondern stets schlicht, natürlich, einfach und wahr schreibt und durch diese Unmittelbarkeit seiner Schreibweise uns das Ideal eines Briefes darstellt. Der „Mann von Blut und Eisen“ verrät in seinen Briefen eine solche Herzensgüte und reine Menschlichkeit, so viel rührenden Familiensinn und Sorge um Weib, Kind, Schwester, Bruder, eine so weiche Natur, daneben so viel herzerquickenden Humor, daß seine Briefe eine schöne Nahrung für Geist und Gemüt der Schüler sind. Da die Familienbriefe einen Zeitraum von etwa 50 Jahren umspannen, so geben sie überdies einen trefflichen Überblick über den Werdegang unseres ersten Kanzlers. Endlich verdienen sie auch nach ihrer stilistischen Seite wegen ihrer Zugehörigkeit zur klassischen deutschen Briefliteratur Berücksichtigung im Unterricht. Die Auswahl von Stelling ist im ganzen mit Geschick und Verständnis getroffen, Einleitung und erläuternde Anmerkungen erleichtern die Lektüre. Daher kann das Büchlein dem geschichtlichen und deutschen Unterricht gute Dienste tun und eignet sich auch durchaus zur Anschaffung für Schülerbibliotheken.

Stendal. Arnold Zehme.

Register zu Meyers Geographischem Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Ausgabe B mit Namenregister sämtlicher Karten. Leipzig u. Wien, 1905. Bibliographisches Institut.

Zu dem kürzlich an dieser Stelle besprochenen, seiner Handlichkeit und Zuverlässigkeit wegen so empfehlenswerten Meyerschen Atlas bringen die vorliegenden sechs Lieferungen noch das höchst erwünschte alphabetische Register sämtlicher in dem Atlas enthaltenen Namen mit den zugehörigen je zwei Vermerken, die das kleine Viereck bezeichnen, in dem man die Örtlichkeit auf der Karte sofort findet, auf die sich der betreffende Name bezieht. Die großartige Reichhaltigkeit der 115 Karten des Atlas erhellt daraus, daß die Zahl der Namen sich auf nahezu 100 000 beläuft. Mit Hilfe des Meyerschen Handatlas kann man also fortan so ziemlich alle Länder und Meere, Gebirge und Berge, Seen und Flüsse, Staaten und Städte des ganzen Erdenrundes binnen wenigen Sekunden ihrer Ortslage nach auffinden.

Digitized by Google

Wem Geographie bloße Topik ist, dessen Brust kann sich mithin der Jubelruf entwinden: „Gott sei's gedankt, nun braucht man gar keine Geographie mehr zu lernen!"

Mit Einschluß des Registers stellt sich der Preis des Atlas auf 12 *M*, in Halbleder gebunden auf 15 *M*.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

Adolf Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. V. Teil, Oberstufe. Mit 59 Abbildungen im Text. Glogau 1905, C. Flemming. V u. 142 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Der vorliegende Band, für Obersekunda und Prima bestimmt, bildet den Schlußteil des großzügig angelegten und planvoll ausgeführten Schullehrbuches. Die allgemeine Erdkunde in ihrem ganzen Umfange bildet seinen Inhalt. Dieser ist in vier Hauptabschnitte gegliedert: Die Erde als Weltkörper (mathematische Erd- und Himmelskunde) — physische Erdkunde — Erdkunde der Lebewesen — Anhang: Verkehrs- und Handelswege. Der erste Abschnitt ist am ausführlichsten angelegt, er beansprucht genau die Hälfte des Buches und ist eine systematisch durchgeführte mathematische Geographie. Zur Einleitung dient ein kurzer geschichtlicher Überblick, darauf wird die Sternenwelt behandelt, im Abschnitt „Sonnensystem" finden auch Geschichte und Wesen des Kalenders Platz. Beim Kapitel „Erdkörper" werden u. a. auch Kugeldreieck, Loxodrome, Triangulation und Erdsphäroid erörtert. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit den Kartenentwürfen. Der Abschnitt „Physische Erdkunde" ist in die drei Kapitel: Luft, Meer und Land gegliedert; die Erdkunde der Lebewesen zerfällt in die Unterabschnitte: Pflanzen- und Tiergeographie und Anthropogeographie. Im Anhange: Verkehrs- und Handelswege werden die Wege und Verkehrsmittel der Gegenwart einschließlich der Post, Telegraphie und des Fernsprechwesens behandelt. Der Inhalt ist also vielseitig und reichhaltig, nichts Wesentliches ist übergangen. Die Darbietung ist sorgfältig und geschickt durchgeführt, sie beschränkt sich auf die Hauptsachen, trotzdem ist bei aller Kürze doch der Inhalt so umfangreich, daß begründete Zweifel entstehen, ob das hier verarbeitete Material überhaupt auf der höheren Schule mit Erfolg behandelt werden kann. Es wird unstreitig anerkannt werden, daß der Verf. stets das Ziel im Auge gehabt hat, alle Unterrichtsfächer, die irgendwie in einem Zusammenhange mit dem verarbeiteten Stoffe stehen, also in erster Reihe die Mathematik, dann Physik, Chemie, Botanik, Zoologie heranzuziehen und die in diesen Fächern bereits erworbenen Kenntnisse zu verwerten; ebenso wird auch zugegeben, daß er das Ziel erreicht und damit zugleich den Beweis erbracht hat, daß die Erdkunde ein Unterrichtsfach ist, in dem die Konzentration im weitesten Umfange möglich und sogar unumgänglich nötig ist; aber die Bedenken bezüglich der

Digitized by Google

Verwendungsfähigkeit an unsern höheren Schulen bleiben bestehen. Der Verf. ist mit seinen Zielen der Gegenwart weit vorausgeeilt. Nichtsdestoweniger wird das Buch seinen Weg finden, alle, welche über das Schulziel hinaus sich mit erdkundlichen Studien befassen, werden in dem Buche ein willkommenes und zuverlässiges Hilfsmittel finden, für Studierende ist es, sei es zur Einführung in spezielle Studien in orientierender Weise, sei es als Leitfaden bei umfassenden Repetitionen wegen seiner Reichhaltigkeit und Kürze zugleich recht wertvoll, und dem vielbeschäftigten Lehrer wird es in gleicher Weise zur unmittelbaren Vorbereitung gut dienen können. Auch mit diesem Erfolge dürfte der Verf. sich befriedigt erklären können, und zu diesem Zwecke besonders sei sein Buch der Beachtung in Lehrerkreisen empfohlen.

Coesfeld. A. Bludau.

J. Classen, Zwölf Vorlesungen über die Natur des Lichtes. Mit 6 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. VII u. 249 S. 8. geb. 0,00 ℳ.

Im Auftrage der Oberschulbehörde werden in Hamburg alljährlich öffentliche physikalische Experimentalvorträge gehalten, zu welchen die reichen Schätze des Physikalischen Staatslaboratoriums zur Verfügung stehen. So konnte Classen im letzten Winter den kühnen Gedanken zur Ausführung bringen und einem gebildeten Laienpublikum eines der schwierigsten Kapitel der physikalischen Wissenschaft, welches die Natur des Lichtes und seine Verwandtschaft mit den elektrischen Wellen behandelt, durch geeignete Experimente verständlich machen. Die Zuhörer wurden auf diese Weise in die Werkstatt der physikalischen Wissenschaft eingeführt und schöpften für die Zukunft die Hoffnung auf eine immer klarere und tiefere Erfassung jener in der Natur so allgemein verbreiteten Vorgänge. Es liegt hier ein erster Versuch vor, die elektromagnetische Lichttheorie populär zu entwickeln. Wie die Lektüre der 12 Vorlesungen beweist, ist dieser Versuch als in überraschender Weise gelungen zu betrachten. Allerdings wird man ohne einige physikalische Vorkenntnisse das Buch nicht verstehen können, während das durch Anschauung und Experimente unterstützte Wort auch in diesem Falle eher imstande war, ausreichend klare Vorstellungen hervorzurufen. Die Darstellung ist vom pädagogischen Standpunkt ausgezeichnet durchgearbeitet und läßt auch methodisch wenig zu wünschen übrig, so daß alle diejenigen, welche auf unsern höhern Schulen die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität, sowie die Lehre vom Lichte mit Verständnis in sich aufgenommen haben, mit dem erhofften Erfolge und mit Befriedigung das Werkchen durchstudieren werden. Es enthält in den ersten 6 Vorlesungen die Darstellung der Ansichten von Newton und Fresnel und behandelt die Interferenz- und

Digitized by Google

Polarisationserscheinungen mit großer Ausführlichkeit und Klarheit; am Schlusse sieht man, wie die Ätherhypothese zu unhaltbaren Vorstellungen führt. Die 7.—10. Vorlesung führt die elektrischen Schwingungen und Wellen, sowie die Analogieen ihrer ungehinderten und gehinderten Ausbreitung mit den Erscheinungen des Lichtes vor; die 14. Vorlesung beschreibt diejenigen neuesten Untersuchungen, welche darauf ausgehen, jene Analogieen immer vollkommener durchzuführen; die 12. Vorlesung schließt mit den Rubensschen Entdeckungen und führt den Leser bis auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, von dem aus man an einer durchgehenden Analogie beider Erscheinungsgruppen nicht mehr zweifeln kann.

Der wissenschaftliche Ernst und die kritische Zurückhaltung in den Schlüssen, mit denen die Untersuchungen geführt werden, und die gerade auf diesem Gebiete, wie die Geschichte lehrt, besonders notwendig erscheinen, treten überall in den Vorlesungen deutlich zutage. Um dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, zitieren wir einen Teil des Schlußwortes: „Es würde nicht wissenschaftlichem Geiste entsprechen, zu sagen, die Physik hat durch ihre neuesten Entdeckungen bewiesen, daß die Lichtstrahlen elektrische Wellen sind, sondern wir müssen sagen, aus der Annahme, daß Licht und elektrische Wellen wesensgleicher Natur sind, schöpft gegenwärtig die Wissenschaft einen großen Teil ihrer fruchtbarsten Probleme, wie ihr ganz ähnlich vor einem halben Jahrhundert die elastische Lichttheorie zu ähnlichem Zwecke gedient hat. Allem Anscheine nach stellt die elektromagnetische Lichttheorie noch eine Reihe schöner Erfolge in Aussicht, aber wir dürfen deswegen doch nicht ganz übersehen, daß ebensogut auch wieder die Zeit kommen kann, wo die Widersprüche sich mehren, und wo man dadurch genötigt sein wird, wieder zu trennen zwischen einfachen elektrischen Vorgängen und denen, die im Reiche der Moleküle sich abspielen, und daß dann die Theorien beider Gebiete wieder ihre eigenen Wege gehen müssen.“

Die Vorlesungen können gebildeten Laien und reifen Schülern empfohlen werden. Lehrer der Physik finden in der Darstellung der Versuchsreihen ausgezeichnete Winke, wie sie selbst diese schwierige Aufgabe in der Schule zu lösen hoffen dürfen.

Berlin. R. Schiel.

E. Neuendorff, Die Turnlehrer an den höheren Lehranstalten Preußens und der Geist des Turnlehramts. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung II und 131. gr. 8. 2,40 *M*.

Es ist eine verdienstvolle Arbeit, die hier vor uns liegt. Sie deckt Schäden auf, sucht deren Gründe aufzufinden und für deren Abhilfe Mittel zu ersinnen. Verf. ist mit Recht der Meinung, daß das Turnen an den höheren Schulen Preußens immer noch nicht in diejenige Stellung gelangt ist, welche es verdient,

Digitized by Google

daß besonders die Lust am Turnen bei Lehrern und Schülern großenteils gering ist. Die Schuld daran trägt nach seiner Meinung vor allem die Ausbildung der Turnlehrer. Es fehlt da an einer planvollen Instanz. Man hat mit Recht es als das Ideal erkannt, wenn Oberlehrer den Turnunterricht erteilen, und hat diesen darum die Erlangung eines Turnlehrerzeugnisses erleichtert, namentlich durch Einrichtung von Universitätskursen. Aber der Mangel an Turnlehrern überhaupt hat ferner dahin geführt, auch Nichtakademiker, ja auch Nichtlehrer zu solchen Kursen zuzulassen, zu Kursen, deren Anforderungen ganz verschieden sind, und welche die dehnbare Prüfungsordnung ganz verschieden handhaben. So ist es sogar möglich, daß ein 21 jähriger junger Mann, der die Einjährigenprüfung hinter sich hat, nach nur halbjähriger Vorbereitung durch Bestehen einer kurzen Prüfung, in der fast niemand durchfällt, ohne Seminarjahr, ohne Probejahr die Anstellungsfähigkeit als Turnlehrer einer höheren Schule erlangt. Alle Lockungen haben aber nur wenige Akademiker dazu vermocht, sich die Turnfakultas zu erwerben. Die Erfahrung, welche man nun seit mehr als einem Menschenalter gemacht hat, zeigt vielmehr, daß in Zeiten der Anstellungsnot wohl einige Kandidaten ihre Aussichten durch Erwerben der Turnfakultas verbessern, daß sie aber nach erfolgter Anstellung den Turnunterricht möglichst bald loszuwerden suchen, so daß von den Oberlehrern mit Turnfakultas nur etwa die Hälfte wirklich Turnunterricht erteilt. Woher dieser Mangel an Lust zum Turnunterricht? Verf. glaubt, daß er aus Mangel an rechter Hochachtung vor dem Turnen stamme, ferner aus der Schwierigkeit, die das Fehlen eines vorgeschriebenen Lehrplans mit sich bringt, Ratlosigkeit, Planlosigkeit, ewige Wiederholungen, Überdruß. Auch den Mangel einer Möglichkeit, die erreichten Fortschritte abzumessen und zu vergleichen, den Mangel einer Oberaufsicht und den Mangel von Fortbildungskursen erkennt er als Gründe für die Abneigung gegen den Turnunterricht. Daß häufig die Kehle die Anstrengungen des Kommandierens nicht aushält oder die Nerven nicht das Getöse, namentlich wo mehrere Abteilungen gleichzeitig in einer Turnhalle turnen müssen, daß körperliche Unfälle einen Lehrer zum Turnlehrerinvaliden machen können, daß mit zunehmendem Alter häufig körperliche Bequemlichkeit sich geltend macht und daß endlich die wenigsten sich gern die freien Nachmittage durch Turnstunden zerreißen lassen, sind weitere Gründe, welche Verf. übersehen hat. Das schadet indes den Folgerungen der Arbeit nichts. Denn Verf. verzweifelt überhaupt daran, daß jemals genug Oberlehrer mit Turnfakultas vorhanden sein würden, um den Turnunterricht ganz zu übernehmen; es müßten ja neunmal mehr sein als bisher. Aber er fordert, daß dann wenigstens seminaristisch gebildete Lehrer herangezogen werden. Das sogenannte Extra-

Digitized by Google

neerwesen müßte aufhören. An allen Universitäten müßte Gelegenheit geboten werden, sich die allgemeine Vorbildung zum Turnlehrerexamen in regelmäßigen Vorlesungen, nicht in pennälermäßigen Kursen, zu erwerben und vor der Wissenschaftlichen Prüfungskommission zu beweisen; auf die Prüfung müßte ferner eine Zeit praktisch didaktischer Ausbildung folgen, ausführliche Prüfungsbestimmungen müßten erlassen und eine Zentralbehörde geschaffen werden, welche nicht nur den Turnunterricht in den höheren Schulen kontrolliert, sondern besonders den Turnlehrern mit Rat und Tat zur Seite steht. Es sollten auch Fortbildungskurse abgehalten werden, vielleicht von der überflüssig gewordenen Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin, in denen sich die Turnlehrer Anregung und Begeisterung für ihr Amt holen könnten. Endlich aber sollte auch der seminaristisch vorgebildete Fachturnlehrer wenigstens dem Zeichenlehrer äußerlich gleichgestellt werden. Es sind sehr viele gute, kluge, beherzigenswerte Gedanken in der kleinen Schrift niedergelegt. Man erkennt auf Schritt und Tritt den erfahrenen Mann der Praxis, der bei aller Begeisterung für das Turnen doch weiß, daß der Durchschnittsturnlehrer nicht immer an einem Übermaß von Eifer und Begeisterung für sein Fach leidet, daß dieser aber gleichwohl brauchbar gemacht werden muß, um das Ziel des Turnens auf der Schule zu erreichen, während allerdings der begeisterte Turnlehrer und das pädagogische Talent seinen Weg in jedem Falle allein findet. Möchten recht viele, die es angeht, das kleine Buch lesen, die Gedanken und Vorschläge prüfen und dann an geeigneter Stelle durchsetzen! Auf einmal wird sich ja das alles nicht durchsetzen lassen; aber schon das würde ein Erfolg sein, wenn das Buch Veranlassung würde, daß an jeder Anstalt ein ausführlicher, schriftlicher Lehrplan für das Turnen hergestellt würde, in welchem jeder Klasse bestimmte Lehrziele gesetzt sind, und der es nicht gestattet, daß jeder Turnlehrer macht, was ihm gerade einfällt und am bequemsten erscheint.

Halle a. S. G. Riehm.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Estatistica do ensino secundario 1903—1904. C (continuação). Annexo ao Boletim da direcção geral da instrucção publica. — Fasc. VII—XII, Anno de 1904. Lisboa 1905, Imprensa nacional.

2. G. Compayré, Horace Mann et l'École publique aux États-Unis. Paris, P. Delaplane. 121 S. 12.

3. Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands, herausgegeben von Jos. Popp. Vierter Jahrgang. Weihnachten 1905. München 1905, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 156 S. mit 9 Kunstbeilagen. 0,50 *M*.

4. E. Falch, Die Nibelungensage. Dem deutschen Volke erzählt. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 34 S. 4. geb. 1,20 *M*. — Eine zusammenfassende Erzählung des Inhaltes.

5. K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. Zweiter Teil: Sammlung von Entwürfen und ausgeführten Arbeiten für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda. Sechste Auflage. Hannover 1905, Carl Meyer (Gustav Prior). XIV u. 445 S. 4,40 *M*, geb. 5 *M*.

6. P. Wendland, Anaximenes von Lampsakos. Studien zur ältesten Geschichte der Rhetorik. Festschrift für die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 104 S. 2,80 *M*.

7. Harvard Studies in Classical Philology. Vol. XVI (1905). Leipzig, O. Harrassowitz. 166 S. gr. 8. geb.

8. G. L. Hendrickson, The Peripatetik Mean of Style and the Three Stylistic Characters. S.-A. aus dem American Journal of Philology XXV S. 126—146.

9 G. L. Hendrickson, The Origin and Meaning of the Ancient Characters of Style. S.-A. aus American Journal of Philology XXVI S. 249—290.

10. H. Krüger, Kurze Anleitung zur Erlernung des Neugriechischen für solche, welche Altgriechisch können. Tilsit 1905, O. v. Mauderode. 24 S. 0,65 *M*.

11. Haberlands Unterrichtsbriefe. Französisch. Kursus I, Brief 1 (S. 1—40). Jede Sprache umfaßt 2 Kurse zu je 20 Briefen. Jeder Kursus in Mappe 15 *M*, beide Kurse, zusammen bestellt, in Mappe 20 *M*, Probebrief 0,75 *M*.

12. Lord Byron, Ausgewählte Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Jantzen. Gotha 1905, F. A. Perthes. XIII u. 140 S. geb. 1,20 *M*. Dazu Wörterbuch 37 S. 0,60 *M*. (Perthes Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller Nr. 52.)

13. Victor Loewe, Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. Zweite Auflage. Berlin 1905, Johannes Räde. VIII u. 131 S. 2 *M*. — Die erste Auflage kostete 3 *M*; die zweite ist vermehrt und verbessert.

Digitized by Google

14. David Müller, Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter, übersichtlicher Darstellung. Neunzehnte Auflage von Rudolf Lange. Ausgabe für den Schulgebrauch mit 6 geschichtlichen Karten und einem Dreikaiserbildnis. Berlin 1905, Franz Vahlen. XL u. 520 S. gr. 8. geb. 6 M, in Leinen geb. 7 M.

15. Artur Engel, Neue Festreden auf Kaiser Wilhelm II. Für Schulen und Vereine. Berlin o. J., A. Flemming's Buchhandlung (A. Spitz). 96 S. kl. 8.

16. Geographische Zeitschrift, herausgegeben von A. Hettner. 12. Jahrg., 1. Heft. 64 S. und 2 Tafeln mit Abbildungen.

17. Max Eckert, Leitfaden der Handelsgeographie. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 248 S. geb. 3 M.

18. Sammlung Göschen. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Heft geb. 0,80 M.

a) E. Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. 156 S.
b) G. Diercks, Spanische Geschichte. 132 S.
c) J. Hoppe, Analytische Chemie. Teil I: Theorie und Gang der Analyse. 124 S. — Teil II: Reaktionen der Metalle und Metalloide. 137 S.
d) W. Staerk, Die Entstehung des Alten Testaments. 170 S.
e) E. Dennert, Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben. Mit 141 Abbildungen. Dritte Auflage. 152 S.
f) G. Mahler, Ebene Geometrie. Mit 110 zweifarbigen Figuren. Vierte Auflage. 166 S.
g) K. Doehlemann, Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung. Mit 91 Figuren. Dritte Auflage. 181 S.

19. Hermann Schubert, Auslese aus meiner Unterrichts- und Vorlesungspraxis. Zweiter Teil. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 218 S. geb. 4 M.

20. Heinrich Wieleitner, Theorie der ebenen algebraischen Kurven höherer Ordnung. Mit 82 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. XXII u. 313 S. geb. 10 M.

21. J. Horn, Gewöhnliche Differentialgleichungen beliebiger Ordnung. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. X u. 391 S. geb. 10 M. (Sammlung Schubert Band L.)

22. E. Bergold, Bruchrechnen und Zweisatz. Ein kurzer Leitfaden besonders zur Vorbereitung für den Eintritt an Gymnasien und Realschulen. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. VII u. 27 S. geb.

23. Franz Rogel, Das Rechnen mit Vorteil. Eine gemeinfaßliche, durch zahlreiche Beispiele erläuterte Darstellung empfehlenswerter Vorteile und abkürzender Verfahren. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 38 S. gr. 8. 0,80 M.

24. Chr. Harms, Rechenbuch für die Vorschule. Oldenburg 1905, Gerhard Stalling. — Erstes Heft: Das Rechnen im Zahlenkreise 1—100, 13. Auflage. IV u. 64 S. kart. 0,60 M. — Zweites Heft: Das Rechnen im Zahlenkreise 1—1000000, 15. Auflage. VII u. 96 S. kart. 0,90 M.

25. Karl Kraepelin, Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Dritte Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner VI u 181 S. geb. 3,20 M.

26. Karl Kraepelin, Naturstudien in der Sommerfrische. Reise-Plaudereien. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VI u. 176 S. geb. 3,20 M.

27. K. Th. Liebe, Futterplätze für Vögel im Winter. Neu bearbeitet von O. Kleinschmidt. Vierzehnte Auflage. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1905, Th. Hofmann 18 S. 0,20 M (in Particen billiger).

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Über die Aufgaben der pädagogischen Psychologie[1]).

Die pädagogische Psychologie, unter der man vorzugsweise die auf messender und zählender, also experimenteller Methode beruhende Untersuchung der psychischen Vorgänge, wie sie im Jugendunterricht hervortreten, zu verstehen pflegt, hat bisher nur wenig positive Ergebnisse für die pädagogische Praxis zutage zu fördern vermocht. Immerhin dürfte man angesichts des dem wissenschaftlichen Unterricht von berufener Seite gemachten Vorwurfs, daß er die geistige Frische der lernenden Jugend dauernd zu beeinträchtigen geeignet sei, denen, die sich der mühsamen Arbeit unterzogen haben, durch exakte Untersuchungen diesen Vorwurf zu entkräften, Dank schuldig sein.

Weit größere Bedeutung besitzt jedoch für die Pädagogik die auf Beobachtung der Erscheinungen des Seelenlebens gegründete sog. empirische Psychologie, sofern sie es ermöglicht, die im Bewußtsein der Zöglinge hervortretenden Zustände und Vorgänge zu verstehen und hierauf eine planmäßige pädagogische Einwirkung aufzubauen. Sie wird deshalb auch allgemein als die Grundwissenschaft der Pädagogik anerkannt. In dieser Hinsicht kann freilich die psychologische Richtung, welche das gesamte psychische Geschehen auf mechanisch verlaufende Assoziationsvorgänge zurückgeführt haben will, nur wenig in Betracht kommen. Die Pädagogik befindet sich in methodischer Beziehung in anderer Lage als die abstrakte psychologische Forschung. Letztere läßt sich bei ihren Untersuchungen von dem Prinzip leiten, möglichst wenig Hilfsbegriffe der Erklärung zu verwerten. Demzufolge verwirft die bezeichnete psychologische Richtung den Begriff einer die Bewußtseinsvorgänge regelnden geistigen Tätigkeit (der Apperzeptionstätigkeit Wundts). Die Pädagogik hingegen, die gewohnt ist, den

[1]) Die Arbeit sollte auf Veranlassung der Herausgeber der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädagogischen Psychologie und Physiologie als Schlußheft des achten, letzten Bandes derselben erscheinen, konnte aber wegen Mangels an Raum nicht mehr aufgenommen werden, weshalb die Veröffentlichung anderweitig erfolgen mußte.

Digitized by Google

Schülern eine absichtliche Anspannung der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens und vor allem des Willens zuzumuten, wird auf die Annahme eines solchen Hilfsbegriffs, der in letzter Linie mit dem Begriff des Willens selbst gleichbedeutend ist, nicht verzichten können, wenigstens so lange, bis eine befriedigende Erklärung des gesamten geistigen Lebens, auch der höheren Formen desselben, ohne eine solche Annahme erzielt worden ist.

Die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik, wie wir sie hier im Sinne haben, kann in zwiefacher Weise erfolgen, erstlich, indem sie der von den einfachsten psychischen Erscheinungen zu den zusammengesetzten fortschreitenden systematischen Darstellung dieser Wissenschaft folgt und nachweist, wie sich die einzelnen Vorgänge im Bewußtsein der Zöglinge herausstellen. An dies Verfahren, das in deduktiver Form verlaufen würde, lassen sich Winke knüpfen, wie die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, die eben auf jenen Vorgängen beruhen, unterstützt und gefördert werden kann. Oder das Verfahren kann induktiver Art sein, demzufolge der Lehrer das jeweilige Verhalten der Schüler beobachtet und analysiert, um so allgemeine Begriffe und Gesichtspunkte zu gewinnen, die ihrerseits eine planmäßige Behandlung derselben ermöglichen. Wir fassen hierbei die Aufgabe der Psychologie in weiterem Sinne auf, als dies in den systematischen Bearbeitungen derselben zu geschehen pflegt, welche die Lehre von den Vorstellungen, Gefühlen und Willensvorgängen in ihren verschiedenen Abwandlungen umfassen, indem wir ihr auch die Untersuchung der höheren Formen des Psychischen zuweisen. In dieser Beziehung kommt es darauf an, festzustellen, was im Bewußtsein der Schüler vorgeht, wenn sie sich denkend bezw. erkennend oder handelnd verhalten, mit andern Worten die Faktoren nachzuweisen, welche in dem einen oder anderen Falle wirksam sind[1]). Für ein dahingehendes Verfahren eröffnet sich ein fruchtbares, noch wenig bearbeitetes Gebiet der pädagogischen Psychologie. Vorauszusetzen ist hierbei allerdings die Kenntnis der Grundformen der

[1]) Eine derartige Untersuchung muß als Sache der Psychologie betrachtet werden, wenn auch die Ableitung der sich hierbei ergebenden Begriffe, wie desjenigen des Gedächtnisses, der Phantasie und des Verstandes, einem anderen Wissensgebiet, nämlich dem der Erkenntnislehre zuzurechnen sein mag. Die elementaren Bewußtseinsvorgänge, wie sie die empirische Psychologie aufzeigt, bieten sich gleichfalls nicht unmittelbar der Selbstbeobachtung dar, sondern werden erst vermittelst der Analyse des zusammenhängenden psychischen Geschehens festgestellt; es ist deshalb nicht einzusehen, warum die Analyse der verwickelteren Bewußtseinserscheinungen einer anderen Wissenschaft zugeteilt werden soll. Auch die eigentlichen logischen Denkformen sind zu berücksichtigen, die sich bei Gelegenheit des wissenschaftlichen Unterrichts im Bewußtsein der Schüler herausbilden. Hinsichtlich dieser letzteren handelt es sich jedoch nicht um eine Erörterung ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung, sondern wiederum um die psychologische Analyse des auf der Anwendung derselben beruhenden geistigen Verhaltens der Zöglinge.

Digitized by Google

psychischen Vorgänge, wie sie die empirische Psychologie lehrt, da sie den Lehrer befähigt, seine Beobachtungen in der angegebenen Weise zu verwerten.

Das bezeichnete Verfahren findet gleichmäßig in bezug auf den Unterricht und die Erziehung Anwendung. In ersterer Hinsicht wird es sich darum handeln, die geistige Arbeit, wie sie die einzelnen Lehrfächer erfordern, in ihre Faktoren zu zerlegen. Dadurch werden wir in den Stand gesetzt, die geistigen Fähigkeiten eines Schülers wie auch die Mängel seiner Begabung zu beurteilen. Jene Faktoren treten am deutlichsten auf der Stufe des Anfangsunterrichts hervor. Ein Sextaner zeigt z. B. ein gewecktes Wesen, schnelle Auffassung und gutes Verständnis in den realistischen Fächern. Dagegen will ihm die Anwendung der fremdsprachlichen Formenlehre und Regeln durchaus nicht gelingen. Je mehr er nun gewohnt ist, sich konkrete Gegenstände schnell und mühelos anzueignen, um so leichter wird er im sprachlichen Unterricht das Selbstvertrauen verlieren, das einen wichtigen Faktor der geistigen Entwicklung bildet; er wird von Tag zu Tag zerfahrener und macht schließlich den Eindruck eines völlig unfähigen Schülers. Zu ähnlichen Wahrnehmungen pflegt der mathematische Anfangsunterricht Gelegenheit zu bieten. In diesen Fällen wirft sich das Problem der geistigen Begabung auf. Wenn nun, wie oben angedeutet wurde, ein Sextaner gutes Verständnis in den Realien, im Rechnen, bei der Erklärung deutscher Lesestücke und bei der Auffassung des sagengeschichtlichen Lehrstoffs an den Tag legt, im grammatischen Unterricht aber versagt, so werden bei diesem letzteren andere Funktionen zur Geltung kommen als in den zuerst genannten Fächern. Es fehlt ihm nämlich die Gründlichkeit und Nachhaltigkeit des Gedächtnisses, die erforderlich ist, um die von Stunde zu Stunde sich häufende Masse der Vokabeln, Paradigmenformen und Regeln, deren Kenntnis der fremdsprachliche Unterricht voraussetzt, in dem Maße zu bewältigen, daß sie ihm im gegebenen Falle zu Gebote stehen. Auch die Fähigkeit, neue Flexionsformen in Analogie zu den Paradigmen zu bilden, muß schließlich den Charakter einer mechanischen Fertigkeit annehmen, vermöge deren sich ein eiserner Bestand eingeübter Formen herausstellt, mit dem der Schüler arbeitet. Ein Zögling aber, dem die Sicherheit der gedächtnismäßigen Auffassung mangelt, bringt es nicht leicht zu einer derartigen Beherrschung der Formenlehre, so daß der ziemlich verwickelte Gedankenlauf, der bei fremdsprachlichen Übungen zur Anwendung gelangt, nicht in Gang kommen kann[1]). Dagegen scheinen die

[1]) Die Zerfahrenheit, die sich bei manchen Schülern in bezug auf Anwendung der Formenlehre bemerkbar macht, kann freilich noch auf einem anderen Mangel beruhen als auf ungenügender Entwicklung der Gedächtnisfunktion, nämlich auf Ungründlichkeit in der Einübung der ersteren. Infolge mangelnder Sicherheit in der Bildung der richtigen Formen bringen sie fort

höheren Funktionen, die wir dem Verstande zuzuweisen gewohnt sind, in genügendem Grade bei ihm entwickelt; somit läßt sich erwarten, daß er, sobald eine feste Grundlage an mechanisch anzueignendem Lehrstoff vorhanden ist, befriedigende Fortschritte machen wird. Dementsprechend ist es eine erfahrungsmäßige Tatsache, daß nicht selten Schüler, die auf den unteren Stufen nur schwache Leistungen erzielten, auf den höheren nicht bloß, wie dies bei nachhaltigem Fleiß der Fall zu sein pflegt, ihre früheren Lücken ausgleichen, sondern sogar diejenigen ihrer Altersgenossen, gegen die sie anfangs zurücktraten, überflügeln. Umgekehrt gibt es bekanntlich Schüler, die in den untersten Klassen zu den besten zählten, beim Aufrücken in die mittleren und oberen jedoch mehr und mehr abfallen, und zwar deshalb, weil ihre geistigen Fähigkeiten den gesteigerten Anforderungen, die in der Übung der höheren Funktionen bestehen, nicht gewachsen sind.

Im geometrischen Anfangsunterricht hängt das Gelingen von anderen grundlegenden Faktoren ab als im fremdsprachlichen. Es ist die Phantasie in ihren beiden Richtungen, die anschauliche und die kombinierende, vermittelst deren die Zöglinge einerseits die ebenen Figuren nach ihren Teilen und Verhältnissen klar vorzustellen und andrerseits die zwischen ihnen stattfindenden Beziehungen deutlich aufzufassen imstande sein müssen, um dem Lehrvortrag folgen zu können. Wenn wir z. B. beim Beweis der Kongruenz zweier Dreiecke die betr. Figuren aufeinander gelegt denken, so ist dies Sache der kombinierenden Phantasie.

Wie beim fremdsprachlichen, so übt auch beim mathematischen Anfangsunterricht das durch das Bewußtsein des Fortschreitens geförderte Selbstvertrauen Einfluß auf den gesamten Fortgang aus. Hierdurch wird die Selbsttätigkeit angeregt, die, wie wir noch sehen werden, eins der wichtigsten Förderungsmittel des Unterrichts bildet. Für die Arithmetik bzw. das Rechnen ist wieder das Gedächtnis eine grundlegende Funktion. Die gewöhnlichsten Fehler bei Rechenaufgaben entstehen ja meist entweder dadurch, daß die Zahlenwerte im Verlauf der Rechnung nicht genau festgehalten werden, oder dadurch, daß bei den Operationen des Addierens und Multiplizierens, die auf der Anwendung des mechanisch eingeübten Ein und Eins und Einmaleins beruhen, sich Fehler einschleichen. Für das Kopfrechnen tritt als Hilfsmittel die anschauliche Phantasie hinzu. Wir pflegen

---

und fort unrichtige vor, die sich demgemäß neben den richtigen im Gedächtnis festsetzen. So vermischt sich Richtiges und Fehlerhaftes unterschiedslos miteinander, und es erklärt sich daraus das Verhalten der Betreffenden im Unterricht, das wir Zerfahrenheit zu nennen gewohnt sind. Vermeiden läßt sich dieser Übelstand am sichersten dadurch, daß die Zöglinge angehalten werden, nach jeder Verfehlung von selber die richtige Form zu wiederholen, so daß sie mehr und mehr das Übergewicht im Bewußtsein über die unrichtige gewinnt.

Digitized by Google

uns ja vermöge dieser Funktion bei der Ausführung von verwickelteren Aufgaben, die durch das Kopfrechnen zu lösen sind, die Ziffern anschaulich vorzustellen und so denselben Vorgang, den wir beim schriftlichen Rechnen auf dem Papier vollziehen, vor unserem geistigen Auge ins Werk zu setzen. Die kombinierende Phantasie kommt in der Arithmetik überall da zur Anwendung, wo es sich um die Kombination von Zahlenwerten handelt, namentlich also bei der Substitution einer Größe für die andere in Gleichungen mit zwei Unbekannten.

Beide Richtungen der Phantasie haben ferner ihre Bedeutung für die naturwissenschaftlichen Lehrfächer, und zwar die anschauliche vorzugsweise für den naturgeschichtlichen, die kombinierende für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Sie bilden hinsichtlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Befähigung einen grundlegenden Faktor, so daß die Begabung für dieses Gebiet wesentlich von dem Grade abzuhängen scheint, in dem jene Funktionen ausgebildet sind.

Aber auch auf sprachlich-humanistischem Gebiete spielt die Phantasie eine Rolle. Der anschaulichen Funktion derselben bedienen wir uns, um uns die sinnliche Grundbedeutung abstrakter sprachlicher Ausdrücke und Konstruktionen klarzumachen, was dadurch geschieht, daß wir uns die denselben zugrunde liegenden konkreten Situationen vergegenwärtigen. Ferner setzt die Auffassung eines konkreten Lektürestoffes, wie geschichtlicher Schilderungen, immerhin einen gewissen Grad der anschaulichen Phantasietätigkeit voraus. Das Konstruieren eines Satzes der fremdsprachlichen Lektüre nach dem Verhältnis von Subjekt und Prädikat, Verbum und Objekt usw., wie es bei der Übertragung ins Deutsche stattfindet, ein Verfahren, das der Anfänger in bewußt absichtlicher Weise vollzieht, bei größerer Übung mechanisch verläuft, beruht dagegen auf der kombinierenden Funktion der Phantasie. Auch bei der Anwendung grammatischer Regeln auf einen einzelnen Fall, wie dies beim Übersetzen in die Fremdsprache geschieht, muß die geistige Tätigkeit, vermöge deren der Schüler zu dem Beispiel die entsprechende Regel heranzieht, als Sache der kombinierenden Phantasie betrachtet werden. Ebenso der geistige Vorgang, vermittelst dessen das Prädikatsadjektiv in Übereinstimmung mit dem Subjekt gesetzt wird. Fällt dieses Mittelglied des Denkvorgangs, von dem die fremdsprachlichen Übersetzungsübungen abhängen, aus, so arbeitet der Schüler mechanisch; er übersetzt also z. B. „der hohe Baum“ dem deutschen Gebrauch zufolge ohne weiteres „arbor altus“, verbindet ut mit dem Indikativ und was dergleichen aus Gedankenlosigkeit entspringende Mißgriffe mehr sind. Die kombinierende Phantasie pflegt erfahrungsmäßig bei den Zöglingen auf der Stufe des fremdsprachlichen Anfangsunterrichts keineswegs genügend entwickelt zu sein. Man muß sie deshalb zuerst planmäßig zur Ausübung dieser Funktion

Digitized by Google

anleiten. Hierzu dienen Fragen wie: „An welche Regel denkst du nun hier“?, „Wonach richtet sich dies Adjektiv?“ usw.

Die kombinierende Phantasie erweist sich endlich darin, wenn wir bei der Bearbeitung eines Aufsatzthemas Beispiele und Tatsachen herbeiziehen, um die allgemeinen Gedanken der Gliederung zu begründen und durchzuführen, sowie darin, daß wir bei der Durcharbeitung des geschichtlichen Lehrstoffes Tatsachen in vergleichender Gruppierung zusammenfassen, um sie unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten.

Welches sind nun die schon erwähnten höheren Funktionen, in denen sich der sog. Verstand äußert? Wenn ein Sextaner beim fremdsprachlichen Übersetzen immer wieder den Akkusativ und Dativ, das futurum activi und das praesens passivi verwechselt, wenn er fort und fort das Geschlecht eines fremdsprachlichen Substantivs verfehlt, so wird mancher Lehrer glauben, ihm den Verstand absprechen zu sollen. Der Mangel, der hier in dem geistigen Verhalten des Zöglings hervortritt, besteht darin, daß er nicht imstande ist, den syntaktischen Begriff des betr. Kasus des Substantivs oder der betr. Flexionsform des Verbums bzw. die in Frage kommende Geschlechtsregel in bezug auf das vorliegende Beispiel anzuwenden oder, anders ausgedrückt, das syntaktische Verhältnis des Kasus oder der Flexionsform bzw. das Geschlecht des Substantivs im einzelnen Falle nach Maßgabe der betreffenden allgemeinen Denkform, des Begriffs oder der Regel, aufzufassen oder zu bestimmen, was Sache der Ableitung der betr. sprachlichen Erscheinung aus dieser Denkform ist. Diesen geistigen Vorgang weisen wir dem Verstande zu, und zwar der deduktiven Funktion desselben. Vor allem erblicken wir in der Durchführung der mathematischen Beweise eine Leistung, die dem Verstande zuzuteilen ist. Auch hierbei handelt es sich aber um die Ableitung einer neuen Erkenntnis aus einer bereits feststehenden allgemeiner Art[1]). Ferner gilt es als Sache dieser Geistesfunktion, eine natürliche Erscheinung aus einem naturwissenschaftlichen Begriff (z. B. den Fall eines Steins zur Erde aus der Schwerkraft) oder aus einem Gesetz herzuleiten bzw. zu erklären. Kant bestimmte demzufolge den Verstand als das Vermögen der Begriffe, Regeln und Gesetze[2]). Hierbei kommt jedoch noch nicht der geistige Vorgang zur Geltung, der sich vermöge der Verstandesfunktion im Bewußtsein des denkenden oder erkennenden Subjekts vollzieht und der nach dem Gesagten in der Ableitung einer konkreten Erscheinung aus einer allgemeinen Erkenntnis besteht, die meist in Gestalt einer allgemein-gültigen Denkform auftritt. Genauer scheint daher die Erklärung Wundts, der Verstand sei die Eigenschaft, die

[1]) Über das erkenntniserweiternde Verfahren der Mathematik, das auf der synthetischen Deduktion beruht, habe ich in meiner Schrift „Die psychologische Grundlage des Unterrichts“ S. 79 f. gehandelt.

[2]) Vorlesungen über Metaphysik S. 157.

Digitized by Google

Gegenstände und deren Beziehungen (vor allem die kausalen, aber auch die syntaktischen der Satzteile und die mathematischen, z. B. die auf Kongruenz beruhenden der Dreiecke) durch Begriffe zu denken[1]), eine Erklärung, die dasselbe besagt, was wir, um uns eines geläufigeren Ausdrucks zu bedienen, als Ableitung aus dem Begriff bezeichnet haben. Außer dem Begriff können jedoch auch Regeln und Gesetze als Ableitungsgrund des Einzelnen dienen[2]).

In noch höherem Grade, nämlich in schöpferischer Weise erweist sich der Verstand in der Auffindung solcher Denkformen. Es liegt hier die induktive Form dieser Funktion vor. Newton kombinierte bekanntlich die Erscheinung eines vom Baume zur Erde fallenden Apfels und die des Kreisens des Mondes um die Erde bezw. der Planeten um die Sonne und gewann so vermittelst der Induktion den Begriff der allgemeinen Schwerkraft. Die induktive Form des Verstandes äußert sich aber auch, wenngleich nicht in dieser selbsttätig schöpferischen Weise, indem sich im noch unentwickelten Bewußtsein des Schülers zum erstenmal der Begriff der Kasus und der verbalen Flexionsformen (genera, tempora, modi und numeri) sowie die grammatischen Regeln als funktionsfähige Denkformen herausbilden. Die Auffassung des Gedankens, der in einem Satze der fremdsprachlichen Lektüre zum Ausdruck kommt, ist ebenfalls Sache dieser Funktion. Ferner die Auffassung mathematischer und naturwissenschaftlicher Begriffe, wie des Begriffs der Kongruenz, des der Kraft, die Auffassung der allgemeinen Sätze der Mathematik und der naturwissenschaftlichen Gesetze, die Aufstellung von Ansätzen und Gleichungen im Rechenunterricht, die Auffindung der allgemeinen Gesichtspunkte der Aufsatzgliederung und dergl. mehr.

Wenn es vielen Schülern so schwer fällt, die Ansätze und Gleichungen bei eingekleideten Rechenaufgaben sowie die Gesichtspunkte der Aufsatzdisposition aufzustellen, so zeigt sich hierin — abgesehen davon, daß die Bearbeitung von Aufsatzthemen schon einen gewissen Vorrat von eigenen Gedanken voraussetzt — ein Mangel in der Entwicklung der induktiven Verstandesfunktion. Dem Zöglinge, dem die induktive Verstandesfunktion in hinreichendem Grade fehlt, will es auch z. B. nicht klar werden, daß durch den Beweis der Kongruenz zweier Dreiecke oder des Pythagorei-

[1]) System der Philosophie [2] S. 148.

[2]) Vermittelst der allgemeinen Denkformen werden uns bisher noch unbekannte Erscheinungen qualitativ bestimmt, d. h. nach ihrer Eigenart und Bedeutung aufgefaßt. Bei dem wissenschaftlich Gebildeten sind diese Denkformen in Gestalt von psychischen Dispositionen vorhanden, die den bez. Erkenntnisakt vermitteln. Bei den Schülern muß indessen dieser letztere durch einen bewußten psychischen Vorgang, wie er dem systematischen wissenschaftlichen Unterricht zugrunde liegt, ins Werk gesetzt werden, den wir als Ableitung aus der allgemeinen Denkform zu bezeichnen gewohnt sind.

Digitized by Google

schen Lehrsatzes eine Erkenntnis von allgemeiner Gültigkeit gewonnen wird; er begreift nicht, „was das alles soll".

Der Verstand besteht nach diesen Ausführungen in der Anlage des Bewußtseins zur induktiven und deduktiven Funktion, welche sich in der Zurückführung der einzelnen Erscheinung auf eine allgemeine Denkform bezw. der Ableitung der ersteren aus der letzteren äußert. Beide Funktionen müssen bei allen Zöglingen, soweit sie als geistig normal zu gelten haben, als vorhanden vorausgesetzt werden; nur der Grad der Klarheit und Geläufigkeit, in dem sie sich wirksam zeigen, ist verschieden. Eben hierauf beruht die formale intellektuelle Begabung[1]). Die besondere Art der intellektuellen Begabung dagegen ist, da beide Verstandsfunktionen auf allen wissenschaftlichen Gebieten zur Anwendung kommen, von dem Stoff der erworbenen Vorstellungen abhängig, die vermöge der induktiven Funktion des Bewußtseins zu allgemeinen Denkformen verarbeitet werden, welche ihrerseits wiederum den Ausgangspunkt für die Verarbeitung der sich darbietenden neuen Eindrücke bilden, was Sache der deduktiven Funktion ist. Der gesamte organische Aufbau des geistigen Lebens vollzieht sich auf diese Weise. Besonders die in früher Jugend aufgenommenen Eindrücke üben entscheidenden Einfluß auf die geistige Entwicklung eines jungen Menschen aus. Hierbei spielen allerdings noch andere Einflüsse eine Rolle. Zunächst solche physiologischer Art. Die Schärfe in der Funktion des Gesichtssinnes begünstigt die Ausbildung der naturwissenschaftlichen, z. T. auch, sofern nämlich hierauf die deutliche Auffassung der formalen Verhältnisse der Wahrnehmungsgegenstände beruht, der geometrischen, die des Gehörsorgans diejenige der musikalischen Befähigung. Auch moralische Faktoren bedingen die Art der geistigen Begabung. Lebhaft sich regendes Selbstgefühl z. B. begründet die Fähigkeit, den eigenen Standpunkt, aber auch den eines anderen in bezug auf Urteilen und Handeln entschieden zu vertreten. Demnach wird einem Knaben, bei dem diese Regung früh hervortritt, sofern auch die intellektuellen Funktionen entsprechend entwickelt sind, die Veranlagung zum juristischen oder einem sonstigen praktisch einflußreichen Lebensberuf zuzusprechen sein, der die Selbständigkeit im Urteilen und Handeln voraussetzt. Man denke an den jungen Cyrus, bei dem diese Art der Naturanlage deutlich ausgeprägt war. Das Autoritätsgefühl macht ein wesentliches Moment der Veranlagung für den theologischen Beruf aus. Als weiterer Faktor der Veranlagung kommt das vorherrschende Temperament in Betracht. Das cholerische befähigt

[1]) Man kann immerhin je nach dem Vorwiegen der induktiven oder deduktiven Funktion des Verstandes eine schöpferische und eine auf bloßer Empfänglickeit beruhende Art der Begabung unterscheiden, welche letztere indessen auch die Fähigkeit der Anwendung des angeeigneten Wissensstoffes einschließt.

Digitized by Google

für den Offiziersberuf; das sanguinische ist ein Erfordernis für die pädagogische und für die ärztliche Wirksamkeit, insofern der Lehrer für die frohe Art der Jugend zugänglich sein soll und der Arzt bei der Behandlung seiner Patienten selbst gute Zuversicht zu bewahren und auch seinen Kranken einzuflößen imstande sein muß. Das melancholische Temperament begründet die Anlage für den Gelehrtenberuf.

Die intellektuelle Begabung an sich, die wir hier im engeren Sinne in Betracht ziehen, ist, wie schon hervorgehoben wurde, durch den Stoff der Vorstellungen bedingt, die im Laufe der voraufgehenden Entwicklung erworben und verarbeitet wurden; sie ist demgemäß immer an ein bestimmtes Vorstellungs- oder Sachgebiet gebunden. Bahnbrechende Geister, die durch schöpferische Gedanken der Forschung neue Gebiete erschlossen haben, machen freilich hiervon eine Ausnahme. Jedoch pflegen dieselben erst dann zu derartigen schöpferischen Leistungen zu gelangen, wenn sich bei ihnen eine freie geistige Tätigkeit herausgebildet hat, die sie befähigt, sich Problemen zuzuwenden, die außerhalb des Umkreises der überlieferten Kulturarbeit liegen; dies geschieht aber stets erst in einem reiferen Alter. Für die Schule kommt diese Art der Begabung im allgemeinen nicht in Betracht. Wenn wir daher feststellen wollen, wofür ein Zögling befähigt ist, so bleibt nichts weiter übrig, als ihm Fragen oder Aufgaben aus dem einen oder anderen Gebiet vorzulegen, die auf Verarbeitung des hierdurch bedingten Vorstellungsstoffes hinauslaufen, um zu sehen, wie er sich zu helfen weiß. Hierbei gelangen die oben erwähnten Funktionen zur Anwendung. Solche Fragen können allgemeinerer und besonderer Art sein. Für die Beurteilung der Reife seines Schülers hinsichtlich des fremdsprachlichen Anfangsunterrichts z. B. kommt es darauf an, zu prüfen, ob er sich befähigt zeigt, über die Satzteile und Flexionsformen im Zusammenhange des Satzes Rechenschaft zu geben. In bezug auf die Begabung eines jungen Menschen für Philosophie läßt sich ein Maßstab nur dadurch gewinnen, daß man einfachere Probleme aus diesem Gebiet in Form von Frage und Antwort mit ihm erörtert, für Rechtswissenschaft, indem man ihm einen Paragraphen aus dem Gesetzbuch vorträgt, um ihn denselben ausdeuten zu lassen, oder indem man ihm einen konkreten Rechtsfall zur Beurteilung vorlegt, wobei die Schärfe und Klarheit der Auffassung zutage treten wird, die in seiner intellektuellen Naturanlage begründet ist. Häufig treten indessen an Schülern schon früh Spuren selbständigen Nachdenkens über Probleme, die sich ihnen dargeboten haben, hervor, die erkennen lassen, in welcher Richtung ihre eigenartige Begabung sich zu entwickeln verspricht.

In der Schule macht sich übrigens bei manchen Zöglingen nicht selten eine ausgeprägte Befähigung für ein bestimmtes Lehrfach bemerkbar. So für Sprachen, Rechnen, Mathematik, Natur-

Digitized by Google

wissenschaften, Aufsatz oder Geschichte. Zum Teil ist dieselbe wohl auf früh empfangene Anregungen zurückzuführen. Goethe z. B. verdankte sein Erzählertalent („die Lust zu fabulieren"), wie er selber bekennt, den Anregungen, die er in dieser Hinsicht in der Kindheit von seiner Mutter erfahren hatte. Bei einzelnen Schülern zeigen sich Anfänge eines ähnlichen Talents bei der Wiedergabe des Lesestoffs oder des geschichtlichen Lehrstoffs, indem sie denselben in eigener Weise, mit ganz anderen Worten, also mit selbständiger Verarbeitung zu wiederholen verstehen, wobei sich ein in ihnen durch die bildenden Einflüsse ihrer Umgebung reicher entwickeltes Innenleben zu erkennen gibt. Im übrigen tritt in der besonderen Art der Befähigung der Einfluß der verschiedenen Faktoren der formalen Begabung, die wir aufzuführen versucht haben, in die Erscheinung, und es bleibt im einzelnen Fall zu untersuchen, welche derselben hierbei zur Geltung gelangen.

Nach den vorstehenden Darlegungen erledigt sich unmittelbar ein weiteres Problem, nämlich dasjenige, welches die Möglichlichkeit einer formalen geistigen oder Verstandes-Bildung betrifft. Wie wir sahen, bewegt sich die Verstandesfunktion teils in induktiver, aufsteigender, teils in deduktiver, absteigender Richtung, indem sie entweder einzelne Erscheinungen auf allgemeine Denkformen zurückführt oder diese umgekehrt zum Ausgangspunkt nimmt, um die ersteren abzuleiten bezw. zu erklären. Können nun die Begriffe und Sätze, die auf diese Weise z. B. in der Mathematik, die als recht eigentliches Mittel der Verstandesschulung gilt, dazu dienen, sprachliche Erscheinungen und philosophische Probleme begreiflich zu machen, oder etwa gar dazu, einen juristischen Sachverhalt klarzustellen? Eine derartige Übertragung der auf einem Gebiete erworbenen logischen Fähigkeit, die in allen Fällen an die eigenartigen, demselben angehörigen Denkformen gebunden ist, auf ein völlig andersartiges muß als ausgeschlossen erscheinen. Das nämliche gilt hinsichtlich der durch den sprachlich-grammatischen Unterricht vermittelten geistigen Schulung. Die Annahme einer allgemeinen oder formalen logischen Bildung, die noch immer in der einen oder anderen Form wiederkehrt, wird durch die psychologische Analyse der Verstandesfunktion widerlegt. Dem entspricht es, daß die Einarbeitung in ein neues Studiengebiet, wie das der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Volkswirtschaftslehre, auch dem philologisch und mathematisch Geschulten große Schwierigkeiten bereitet, eben deshalb, weil hier völlig andere Grundbegriffe zu bewältigen sind.

Zur Beurteilung des fraglichen Problems ist noch folgendes zu erwägen. Der Begriff der logischen Durchbildung schließt zweierlei ein, die Steigerung der Klarheit und die der Strenge oder Folgerichtigkeit des Denkens im allgemeinen. Nun ist der

Digitized by Google

Grad der Klarheit des Denkens in letzter Linie durch den Grad der Vollkommenheit bedingt, in dem die Sinneswahrnehmung vonstatten geht, da diese uns die Vorstellungen liefert, durch deren Verarbeitung die Denkformen sich herausstellen, die der Verstandesfunktion zur Grundlage dienen. Die Klarheit der Vorstellungen kann freilich, wie die Selbstbeobachtung zeigt, durch Anspannung der Aufmerksamkeit verstärkt werden. Der so erzielte Klarheitsgrad der ersteren ist aber entscheidend für die Klarheit aller sich hierauf aufbauenden höheren Bewußtseinsgebilde. Da nun die Verstandesfunktion sich in der Zurückführung der in der Wahrnehmung gegebenen Erscheinungen auf allgemeine Denkformen äußert, die stets einem bestimmten Vorstellungs- oder Sachgebiet angehören, so kann der Klarheitsgrad, den die Verstandesfunktion auf dem einen Gebiet erlangt hat, keineswegs unmittelbar der Klarheit derselben auf einem anderen zugute kommen.

Was ferner die Folgerichtigkeit des Denkens betrifft, so beruht diese auf der Deduktion aus allgemeinen Denkformen. Da letztere, wie eben bemerkt wurde, immer an ein bestimmtes Gebiet gebunden sind, so vermag die Folgerichtigkeit des Denkens, die auf dem einen erzielt worden ist, ebenfalls keinen Einfluß auf die Folgerichtigkeit auf einem anderen auszuüben. Eine allgemeine Steigerung der Folgerichtigkeit des Denkens ist deshalb ebenso wenig möglich wie eine solche hinsichtlich der Klarheit.

Gleichwohl läßt sich der Begriff einer formalen geistigen Schulung in gewissem Sinne aufrechterhalten. Die Tatsache, daß wir an uns selber wie an unseren Schülern eine allgemeine Verstärkung der Anspannung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens als Frucht des systematischen wissenschaftlichen Unterrichts beobachten können, deutet hierauf hin. Hierher gehört auch die weitere Tatsache, daß der höher Gebildete einen umfangreichen Stoff an Gedanken in der Weise beherrscht, daß er ihn in freier Rede darzulegen imstande ist, ohne die hierbei zur Anwendung kommenden Denkvorgänge mechanisch eingeübt zu haben. Erklären läßt sich diese Tatsache nur durch die Annahme eines einheitlichen, beharrenden Bewußtseinsfaktors, der durch vielseitige Schulung einen höheren Grad der Eindringlichkeit und Nachhaltigkeit erfährt. Es ist die geistige Tätigkeit, die sich als regelndes Prinzip der verschiedenen Funktionen des Bewußtseins erweist. Von diesen ist die Aufmerksamkeit die geistige Tätigkeit in ihrer Richtung auf Gegenstände der Wahrnehmung wie auch auf andere, auf Erneuerung von Wahrnehmungsvorstellungen beruhende, unmittelbar gegenwärtige Bewußtseinsinhalte, und zwar nach ihrer subjektiven, die anschauliche Phantasie dagegen eben diese Funktion nach ihrer objektiven Seite. Die kombinierende Phantasie bezeichnet die geistige Tätigkeit, sofern sie sich im beziehenden und vergleichenden Denken äußert, vermöge dessen die Übereinstimmung oder der Unterschied in Bezug auf Gegen-

stände der Wahrnehmung bezw. des Denkens uns zum Bewußtsein kommt, eine Funktion, durch welche der auf Induktion beruhende Denkvorgang vorbereitet wird. Der Verstand besteht in der geistigen Tätigkeit, die den teils induktiv teils deduktiv verlaufenden Erkenntnisakt vermittelt. Sie wird uns nach dieser ihrer vermittelnden Funktion in Gestalt des das Nachdenken begleitenden Gefühls der geistigen Anspannung deutlich bewußt, wenn das Ergebnis des Erkenntnisaktes sich verzögert.

Dieser letztere ist, psychologisch betrachtet, wie noch kurz angedeutet sein mag, nichts anderes als die Apperzeption in der Form, wie sie sich im entwickelten Bewußtsein des wissenschaftlich Gebildeten vor sich geht. Dem Bedürfnis der wissenschaftlichen Forschung zufolge, Erkenntnisse logischer, d. h. allgemeingültiger Art zu erzielen, hat die Apperzeption eine Umbildung erfahren, wobei die einzelnen Momente derselben ausdrücklich auseinandergehalten werden, um über den betr. Bewußtseinsvorgang Rechenschaft zu geben. Auf diese Weise entsteht das abstrakte Erkenntnisverfahren, das die Logik als Induktion und Deduktion bezeichnet. Hierbei ist die Vorstellung und die Vorstellungsreihe, die dem psychologischen Vorgang der Apperzeption zum Ausgangspunkt dienen, zum Begriff bezw. zur Regel und zum Gesetz umgebildet, Denkformen, die dem wissenschaftlichen Erkenntnisverfahren zugrunde gelegt werden. Für das wissenschaftlich ungeschulte Bewußtsein treten einzelne gleichartige Erscheinungen unmittelbar vermöge der logischen Assoziation, also in Gestalt einer (nicht streng abgeschlossenen) Reihe zusammen; jede neue Erscheinung ähnlicher Art fügt sich derselben ein. Das ist der psychologische Vorgang der Apperzeption. Das wissenschaftliche Denken schafft nun aus der Reihe die Regel (Klasse) oder das Gesetz, d. h. diejenige Denkform, die alle gleichartigen Erscheinungen umfaßt; diese Denkform besitzt logische oder allgemein-gültige Bedeutung. Sie bildet den Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Ableitung der betr. Erscheinungen, ein Denkvorgang, der jedoch auf die Apperzeption vermittelst eben dieser Denkform hinausläuft. Der Begriff beruht seiner psychologischen Natur nach auf der Vorstellung, indessen nicht der Vorstellung als solcher, sondern als Glied einer Reihe ähnlicher Vorstellungen, von denen aber nur die eine aktuellen Charakter hat. Vermöge der Zugehörigkeit zur Reihe verbindet sich mit der betr. Vorstellung das Bewußtsein, daß sie den Begriff, d. i. eben die ganze Reihe ähnlicher Vorstellungen vertritt. Über diese stellvertretende Bedeutung der Vorstellung s. Wundt, Grundriß der Psychologie S. 322 f. Die Apperzeption vermittelst des Begriffs ist, psychologisch betrachtet, nichts anderes als die Einfügung in die Reihe. Das Kind lernt z. B. einen ihm noch unbekannten Gegenstand als Baum auffassen, indem sich die Vorstellung desselben der Reihe bereits vorhandener ähnlicher Art eingliedert.

Digitized by Google

Eine besondere Bedeutung fällt für das Gebiet der Naturerklärung dem Begriff der Kraft zu, der gleichfalls auf psychologischem Wege, nämlich in Analogie zu der Vorstellung menschlicher Kraftäußerung abzuleiten ist. Auf der Stufe naiven Denkens, wie es z. B. in der mythologischen Naturerklärung zur Geltung kommt, tritt ja in der Tat noch der Begriff der Naturkräfte in der Form der Vorstellung persönlicher Wirksamkeit auf (Zeus regnet, Poseidon erschüttert die Erde usw.). Das Erkenntnisverfahren, das von dem Begriff der Kraft ausgeht, vollzieht sich für das Bewußtsein des erkennenden Subjekts vermittelst der Apperzeption. Wir fassen z. B. vermöge dieses Vorgangs die Flutbewegung des Meeres unter den Begriff der Anziehungs- d. h. der Schwerkraft des Mondes. Für das abstrakt wissenschaftliche Denken im Sinne der Logik dagegen verläuft der Vorgang in der Form der Ableitung der Erscheinung aus dem bez. Begriff, womit diese letztere, sofern der Begriff der Kraft als reale Ursache derselben vorausgesetzt wird, ihre logische Begründung erhält.

Wir sagten, daß die geistigen Tätigkeit, von der wir im vorstehenden handelten, als solche, unabhängig von den besonderen Arten ihrer Erweisung, einer allgemeinen, formalen Schulung unterliegt. In den sog. formalbildenden Unterrichtsfächern, den Sprachen, besonders den alten, und der Mathematik, wird nun zwar vermittelst der Jahre lang fortgesetzten systematischen Verarbeitung des Lehrstoffs eine solche Schulung erzielt[1]); immerhin gelangen die Zöglinge hierbei erfahrungsmäßig noch nicht zu der freien geistigen Regsamkeit, zu der Selbsttätigkeit, die sich selber den Gegenstand ihrer Erweisung sucht und so den Antrieb zum Streben nach geistiger Förderung in sich trägt. Das Beispiel von Männern, die Bedeutendes auf dem Gebiet der Kulturarbeit geleistet haben, wie Demosthenes, der bereits in der Jugend die größte Beharrlichkeit in der Ausbildung seiner Rednergabe an den Tag legte, einer Gabe, die bei ihm keineswegs als fertige Naturanlage vorhanden war, Lessing, der schon in frühem Alter ein rastloses Streben auf den mannigfachsten Gebieten betätigte, A. von Humboldt, der ebenfalls bereits in jungen Jahren sich selbst Aufgaben für seine Forschungen zu stellen pflegte, u. a. m. beweist, daß früh entwickelte Selbsttätigkeit einen Hauptfaktor für die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten ausmacht. Um diese freie Geistestätigkeit, wenn auch nur in elementarem Grade, bei

---

[1]) Es ist die Schulung des „Willens" nach seiner inneren, subjektiven Seite, die hierdurch gewonnen wird. Der auf diese Weise geschulte Wille tritt aber nur dann in Wirksamkeit, wenn wieder dieselben Motive sich geltend machen; das ist im späteren Berufsleben das Bewußtsein der amtlichen Überwachung bezw. der hierauf beruhenden Verantwortlichkeit in Verbindung mit der motivierenden Kraft der Gewöhnung, wozu dann noch der Zwang kommt, den die Sorge um den Lebensunterhalt ausübt.

Digitized by Google

den Schülern zu erzielen, wird es nötig sein, einerseits ihnen wenigstens im reiferen Alter neben den von allen gleichmäßig zu erledigenden Aufgaben einen gewissen freien Spielraum in der Arbeit zu gewähren, wozu in letzter Zeit in einzelnen Fällen bereits ein Anfang gemacht worden ist, andererseits im Unterricht gelegentlich auf ihre eigenartige Begabung einzugehen, um sie so zu selbsttätiger Denkarbeit anzuregen. Die oben angegebenen Funktionen, durch welche die letztere bedingt ist, kommen bei einer derartigen freien Regsamkeit vermöge der intellektuellen Naturanlage des Menschen von selbst zur Anwendung.

Die Schüler lassen im allgemeinen einen auffallenden Mangel an eigenem Nachdenken erkennen; die Fähigkeit des Reflektierens fehlt ihnen. Dies ist die Hauptursache, weshalb die deutschen Aufsätze so außerordentlich dürftig auszufallen pflegen. Gerade durch Aufsatzübungen aber kann jene Art der selbsttätigen Geistesarbeit am wirksamsten erzielt werden.

Das Motiv der Selbsttätigkeit ist das Gefühl des geistigen Fortschreitens, der Freude des Gelingens. Es muß daher als eine wichtige Forderung des erziehenden Unterrichts erscheinen, die Lehraufgaben in den einzelnen Fächern so zu bemessen, daß wenigstens der Mehrzahl der Schüler die Möglichkeit geboten wird, bei ihren pflichtmäßig zu erledigenden Arbeiten dies Gefühl zu erleben.

Mit der Beschränkung auf die für Mathematik besonders Begabten muß dieses Lehrfach als hervorragendes Bildungsmittel gelten, insofern es bei denselben infolge der reichlichen Gelegenheit, die es zu selbständigem Aufsuchen von Beweisen der Lehrsätze und der Lösung von Aufgaben bietet, eine freie geistige Tätigkeit zu erzeugen vermag, die sich auch auf andere Wissensgebiete übertragen und dadurch eine logische Bildung, die sich in eigenem Streben nach Klarheit und Strenge des Denkens überhaupt äußert, zum Ergebnis haben kann. Bei den für Mathematik wenig Veranlagten pflegt dies Ergebnis nicht zutage zu treten. Für sie kann das bez. Lehrfach daher, da im Rahmen des Gymnasiallehrplans die Schulung für geistige Arbeit schon recht eigentlich das formale Ziel des altsprachlichen Unterrichts darstellt, einen Bildungswert nur so weit beanspruchen, als es — abgesehen von den Rechnungsarten, die im Dienst des praktischen Lebens stehen — dazu erforderlich ist, sie in den Stand zu setzen, den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Forschung mit Verständnis zu folgen.

Wie für das Gebiet des Unterrichts so hat die pädagogische Psychologie auch für das der Erziehung ihre Bedeutung. Hier kommt es darauf an, die praktisch-sittliche oder Charakter-Veranlagung der Zöglinge zu analysieren, um die Faktoren festzustellen, aus denen sich dieselbe zusammensetzt, Faktoren, deren Kenntnis die Möglichkeit gewährt, unter Berücksichtigung ihrer

Digitized by Google

Eigenart planmäßig auf ihre Entwickelung nach dieser Seite einzuwirken. Wir beobachten ein so verschiedenes Verhalten an den Schülern, ja dasselbe Verhalten kann bei mehreren Individuen verschieden zu deuten sein und verlangt deshalb eine wechselnde Behandlung.

Nun ist der Grundfaktor der Charakterveranlagung der Wille. Denn der Charakter ist ein vollkommen gebildeter, d. h. zu dauernder Bestimmtheit gediehener Wille. Dieser wird aber stets von Motiven geleitet. Folglich ist die Art der Charakterveranlagung von dem vorherrschenden Motiv abhängig. Als Motive in diesem Sinne haben aber die sittlichen Gefühle, das Selbstgefühl, Mitgefühl und Autoritätsgefühl zu gelten. Je nach dem Vorwiegen des einen oder anderen Motivs ergeben sich die Hauptarten der Charakterveranlagung [1]).

Auf dem Vorherrschen des Selbstgefühls beruht die individualistische Naturanlage, die bei dem dieser Veranlagung eigentümlichen Zurücktreten des Gemütslebens recht eigentlich den Verstandesmenschen kennzeichnet [2]). Zöglinge dieser Art gehen meist aus wohlhabenden, besser gebildeten Familien hervor, die in der Lage sind, ihren Kindern reichlichere Mittel zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sowie Anregungen zu selbsttätiger Beschäftigung zu bieten, zwei Momente, die die Entwickelung des Selbstgefühls begünstigen. Sie stammen z. T. aber auch von Eltern, die, sei es aus geschäftlicher Abhaltung oder persönlicher Schwäche, die den Kindern innewohnende natürliche Wildheit nicht zu zügeln vermocht haben, was ebenfalls eine kräftigere Entwicklung des Selbstgefühls zur Folge hat.

Aus dieser Quelle entspringt das früh an solchen Zöglingen sich geltend machende Selbstvertrauen und die hierdurch bedingte Neigung zu selbständigem Hervortreten, die sich ja nach Maßgabe der anderweitig ihre Entwicklung bestimmenden Einflüsse in gutem oder üblem Sinn äußert, insofern sie zu den zuverlässigsten und strebsamsten, aber auch zu den zu Eigenwilligkeit und Unfug neigenden und deshalb der Erziehung am meisten Schwierigkeiten bereitenden Schülernaturen heranreifen können.

Ehrgefühl und Ehrgeiz, der sich in der einen oder anderen Richtung wirksam erweisen kann, sind die Haupttriebfedern ihres Verhaltens.

Auf das Vorwiegen des Mitgefühls gründet sich die altruistische, durch reichere Entfaltung des Gemütslebens ausgezeichnete Ver-

---

[1]) Über die pädagogische Bedeutung dieser Motive habe ich in meiner Schrift „Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre" S. 25—39 ausführlicher gehandelt.

[2]) Das Selbstgefühl ist das Motiv, durch das der Mensch als reines Individuum, d. h. losgelöst von allen sozialen Beziehungen geleitet wird. Eine diesem Verhalten entsprechende Veranlagung mag kurz als die individualistische bezeichnet werden.

Digitized by Google

anlagung. Der Grund zu derselben wird in der Regel, wenngleich eine angeborene altruistische Naturanlage, die sich unabhängig von ihre Entwicklung befördernden Erziehungseinflüssen lebhaft geltend macht, nicht geleugnet werden kann, durch die elterliche Liebe und Fürsorge in früher Jugend gelegt. Es sind anhängliche, für persönliche Einwirkungen leicht zugängliche und leicht zu leitende Zöglinge, die diese Art der Veranlagung erkennen lassen. Für sie ist das persönliche Verhältnis zum Lehrer ein wichtiges Förderungsmittel in der Schule. Sie vor allem bedürfen gelegentlicher Ermunterung, da sie infolge der bei ihnen vorhandenen geringen Entwicklung des Selbstgefühls bei längerem Mißerfolg leicht den Mut verlieren. Wegen der Schwäche des Selbstgefühls fehlt es ihnen aber auch an eigener Regsamkeit, weshalb sie regelmäßige Überwachung nicht entbehren können [1]).

Neben dem Selbst- und Mitgefühl bildet auch das Autoritätsgefühl ein Moment der praktisch-sittlichen Veranlagung, und zwar ein solches, das im Schulleben eine bedeutsame Rolle spielt, da jene innere Regung die Grundvoraussetzung für alle erziehliche Leitung darstellt. Freilich beruht das Autoritätsgefühl nicht, wie die beiden ersteren Gefühlsrichtungen, auf Naturanlage, sondern ist das Ergebnis persönlicher, auf Erweisung überlegener Gewalt gegründeter Einwirkungen, denen der Zögling sich in jungen Jahren ausgesetzt findet. Erst allmählich nimmt es die Form eines unmittelbar das Verhalten desselben regelnden Bewußtseinsfaktors an. Wir nennen die durch Vorwalten dieses Motivs bedingte Veranlagung die autoritativische. Schüler, an denen dieselbe hervortritt, entstammen meist einfachen Lebenskreisen, in denen strenge, gediegene Anschauungen vorherrschen, die sich durch Vorbild, Gewöhnung und Zucht auf die Kinder übertragen. Es sind demnach ernste, gewissenhafte Naturen, die aus eigenem, innerem Triebe den an sie gestellten Forderungen in bezug auf Fleiß und sittliches Wohlverhalten zu genügen sich bemühen. Sie zeigen sich auch — ebenso wie die altruistisch Gerichteten — für die ihnen zuteil werdenden Belehrungen empfänglich, im Gegensatz zu den individualistisch Veranlagten, die, je mehr sie heranwachsen, desto mehr geneigt sind, dem eigenen Urteil zu vertrauen und demgemäß überzeugt sein wollen, wenn sie der fremden Einsicht zugänglich sein sollen.

Natürlich muß das Autoritätsgefühl bei allen Schülern in gewissem Grade rege sein. Hier haben wir indessen solche Individuen im Auge, bei denen es sich in dem Maße ausgeprägt findet, daß es den Grundzug ihres Charakters bildet.

Zu erwähnen ist noch eine vierte Klasse von Zöglingen, die der eigentlich phlegmatisch Veranlagten, bei denen entweder keins

[1]) Es ist dies Sache der sog. haltenden Zucht, die in Verbindung mit der bestimmenden das Benehmen der Schüler zumal auf den unteren Stufen planmäßig zu regeln hat. S. hierüber die oben erwähnte Schrift S. 107 u. f.

Digitized by Google

der bez. Motive in erheblicherem Maße sich geltend macht, oder bei denen das Selbstgefühl sich geradezu in negativer Weise, in Widerwilligkeit und hartnäckigem Unfleiß äußert, demzufolge sie sich allen in bezug auf Anspannung ihrer Kräfte an sie gestellten Forderungen gegenüber ablehnend verhalten und nur durch äußere Mittel zur Pflichterfüllung veranlaßt werden können. Schülernaturen dieser Art sind keinesfalls mit den individualistisch Angelegten zu verwechseln, die für irgend einen Gegenstand selbsttätiges Interesse zu bekunden pflegen, mag derselbe auch außerhalb des Umkreises der pflichtmäßigen Lehrfächer liegen, so daß dadurch die Leistungen in diesen störend beeinflußt werden.

Wir haben in aller Kürze die Unterschiede in der praktisch-sittlichen Veranlagung betrachtet, soweit sie durch die Art des vorwiegenden Motivs bedingt sind. Nun ist aber, wie die Erfahrung lehrt, das Verhalten der Schüler unter gewissen Voraussetzungen (so beim Übergang von einer Altersstufe zur anderen, bei dauerndem Mißerfolg usw.) einer mehr oder weniger tief greifenden, nachhaltigen oder vorübergehenden, teils günstigen teils ungünstigen Veränderung unterworfen. Wir müssen somit, um diese Wandlung verstehen zu können, die Gesetze kennen zu lernen versuchen, nach denen sie sich vollzieht. Ferner ist die Bedeutung festzustellen, den körperliche Verhältnisse und andere Umstände (geistige Begabung, häusliche Zustände, Verkehr, großstädtische oder kleinstädtische Lebensverhältnisse u. dergl. m.) für die Charakterentwicklung der Jugend besitzen. Auch die Einflüsse, die von dem vorherrschenden Temperament ausgehen, sind heranzuziehen.

Endlich bleibt, nachdem wir oben nur die Arten der naiven, d. h. der von unmittelbaren Motiven abhängigen praktisch-sittlichen Veranlagung betrachtet haben, die Frage zu beantworten, inwiefern sich die Formen der reflektierten sittlichen Veranlagung, die verstandesmäßig-realistische und die idealistische im Verhalten der Zöglinge bemerkbar machen.

Auf diese Weise kann es gelingen, ein einigermaßen erschöpfendes Schülerbild zu entwerfen, das die gesamten Momente, die auf die Charakterveranlagung Einfluß haben, berücksichtigt.

Dies alles sind Probleme, deren Lösung der pädagogischen Psychologie zufällt. Sobald aber ein umfangreicherer Stoff an Beobachtungen gesammelt worden ist, wird die systematische Form der Darstellung anzustreben sein. Dies würde Gegenstand einer weiteren Arbeit über „Pädagogische Charakterologie", d. h. die Lehre von den für die Schule in Betracht kommenden Arten der intellektuellen, ästhetischen und sittlichen Veranlagung sein. Vorerst mag es jedoch genügen, auf die Aufgaben hingedeutet zu haben, die mit Hilfe der pädagogischen Psychologie noch zu lösen bleiben.

Heidelberg. A. Huther.

Digitized by Google

Zur Gestaltung des französischen Unterrichts am Gymnasium.

Unter diesem Titel hat A. Rohs in dem Jahrgang 1904 dieser Zeitschrift einen längeren inhaltreichen Aufsatz veröffentlicht, in dem er in detailliertester Weise auseinandersetzt, in welcher Art sich nach seiner Meinung nach den Lehrplänen von 1901 der französische Unterricht an unsern Gymnasien ungefähr gestalten muß. Einer an mich ergangenen Bitte, mich einmal zu diesem Aufsatz zu äußern, komme ich mit dankenswerter Genehmigung der Redaktion in derselben Zeitschrift nach. Ich werde mich dabei vorwiegend auf allgemeinere Gesichtspunkte beschränken und darf in bezug auf Einzelheiten wohl auf meinen Aufsatz über die „Organisation und Methodik des neusprachlichen Unterrichts am Gymnasium“ (Monatschrift, Dezemberheft 1903) verweisen.

Hinsichtlich der durch die neusten Lehrpläne geschaffenen Organisation des französischen Unterrichts am Gymnasium treten in der öffentlichen Diskussion zwei Punkte am meisten hervor, nämlich einmal die Gestaltung des Unterrichts in den beiden Tertien und zweitens seine Einrichtung auf der Oberstufe. Besonders für die Beurteilung des ersten Punktes ist für mich die Stellung entscheidend, die ich überhaupt zu der sprachlichen Methodik einnehme. Ich vertrete sowohl für den altsprachlichen wie für den neusprachlichen Unterricht an unsern höheren Schulen den Standpunkt, daß wir die Schüler die Sprachen in erster Linie lesen lehren sollen. Das Schreiben und Sprechen der Sprachen ist diesem Hauptziel dienstbar zu machen und nicht als Selbstzweck zu betreiben. Wer aber in einer fremden Sprache mit wirklichem Verständnis lesen will, der muß sich das Wesentliche aus der Grammatik, sowie einen ausreichenden Vokabel- und Phrasenschatz angeeignet haben; er muß, um mit Herbart zu reden, sich erst das Handwerkszeug erwerben zu der späteren Arbeit. Dieses Handwerkszeug muß ihm nun der Unterricht auf der Unter- und Mittelstufe liefern, und mit dieser Aufgabe dürfen keinerlei andere Aufgaben verquickt werden. In dieser Beziehung haben sich meiner Meinung nach in der altsprachlichen Methodik Herbartianer wie Schiller und Dettweiler auf einen falschen Weg begeben, wenn sie, verleitet durch die Betonung des Ethischen und Erziehenden in Herbarts Pädagogik, bereits für die beiden ersten Stufen den Inhalt über die Sprache stellten. Der Vorgang ist an und für sich leicht erklärlich. Er bezeichnet eine notwendige Reaktion gegen den sprachlichen Formalismus, der Jahrzehnte lang oder noch länger wie ein Alp auf dem sprachlichen Unterricht unserer höheren Schulen gelastet hat. Aber er ist nichtsdestoweniger nicht als richtig anzuerkennen; denn ohne die nötige formale Sprachkenntnis ist ein wirkliches Eindringen in den Inhalt der

Schriftsteller nicht möglich. Ich meine also, daß im gesamten Sprachunterricht für die Unter- und Mittelstufe die Sprache, für die Oberstufe der Inhalt der Schriftsteller die Hauptsache sein soll. Von diesem Standpunkte aus bitte ich die folgenden Bemerkungen zu der Arbeit von Rohs aufzufassen.

Auf der Unter- und Mittelstufe muß die Möglichkeit gegeben sein, die Elemente der Grammatik durchaus festzulegen, so daß der Schüler sie als sicheren Besitz mit in die oberen Klassen bringt. Das ist im französischen Unterricht am Gymnasium, wie er durch die Lehrpläne von 1901 geordnet ist, in Quarta möglich, aber in den Tertien bei den 2 wöchentlichen Stunden nicht, wenigstens nicht bei der Art, wie der Stoff auf die beiden Tertien verteilt ist. Ich habe seit Einführung der Lehrpläne von 1901 im laufenden Schuljahr zum ersten Male den französischen Unterricht in der Obertertia des hiesigen Lyzeums I. Es ist bei uns das Lehrbuch von Ulbrich eingeführt, und da muß ich in dem Jahre bei 2 Wochenstunden Kapitel 27 bis 50 samt allen unregelmäßigen Verben erledigen. Um damit fertig zu werden, habe ich nicht rückwärts noch seitwärts schauen dürfen, d. h. ich habe absolut keine Zeit zu Wiederholungen und für die von den Lehrplänen geforderte Behandlung der Umgangssprache gefunden. Wenn ich auch das letztere nicht allzusehr bedaure, so empfinde ich es um so mehr als einen großen Schaden, daß die unregelmäßigen Verben zu schnell behandelt werden müssen und deshalb nicht so haften, wie es sein sollte. Rohs vertröstet uns auf den dreistündigen Unterricht in der Prima, den wir allerdings hier in Hannover nicht haben. Aber selbst wenn wir ihn hätten, würde mir dieser Trost nicht genügen. Rohs sagt: „Den großen Vorteil des dreistündigen Unterrichts in den Oberklassen scheint man fast geflissentlich zu übersehen, daß man in rund 360 Stunden Französisch in drei Jahren gegen frühere 240 Stunden in oberen Klassen mit gereifteren Schülern doch unschwer einholen, ergänzen und vertiefen kann, was in den Tertien doch auch bei drei Wochenstunden nicht durchaus gesichert wäre. Die Bedeutung dieser Erweiterung scheint mir relativ noch größer zu sein als die endgültige Wiederherstellung der siebenten Lateinstunde. Es kommt noch hinzu, daß von den früheren 240 Stunden eine ganze Reihe abzuziehen war, die für die — im tiefsten Grunde zwecklosen (?) — schriftlichen Übersetzungen aus dem Französischen geopfert werden mußte, und die jetzt — wenn auch immer zu schriftlichen Arbeiten — doch zu Übungen in der fremden Sprache verwendet werden kann. Es wird daher die Hauptaufgabe unserer Darstellung des französischen Lehrganges am Gymnasium sein müssen, zu überlegen, wie die Einschnürung in den Tertien erträglich gemacht und die Erweiterung in den Oberklassen ergiebig ausgenutzt werden kann“. Rohs meint also, daß das,

Digitized by Google

was auf der Mittelstufe wegen Zeitmangels nicht erreicht werden konnte, leicht auf der Oberstufe nachzuholen sei. Dem kann ich nicht beistimmen; denn das führt auf der Oberstufe zu der unglücklichen Verquickung von Lektüre und Grammatik, die in den alten und den neueren Sprachen die Erfolge des Unterrichts immer stark gehemmt hat. Die Grammatik muß auf der Unter- und Mittelstufe so festgelegt werden können, daß gelegentliche Wiederholungen im Anschluß an die schriftlichen Arbeiten auf der Oberstufe ausreichen, um das für die Lektüre Notwendige zu erhalten; im übrigen muß hier unumschränkt die Lektüre herrschen. Diese Möglichkeit einer gründlichen Festlegung des grammatischen Pensums ist aber für die Obertertia, in der die so wichtigen unregelmäßigen Verben behandelt werden, nicht gegeben. Rohs verweist auf Ricken, der auf zehn Seiten zusammenhängenden Sprachstoff gebe, in dem die unregelmäßigen Verben außerordentlich geschickt in allen gebräuchlichen Formen zur Anwendung kämen, ohne daß die Stücke unfranzösisch, zu bestimmtem Zweck zurechtgemacht erschienen. Diese Stücke könnten auch bei der knappen Zeit in O III lebendig behandelt werden. Das wohl; aber ich glaube nicht, daß die Behandlung dieser Stücke genügt, um die unregelmäßigen Verben zum wirklich sicheren Besitz der Schüler zu machen. Eine Besserung dieser Lage ließe sich, wenn nun einmal für das Französische in den Tertien keine dritte Stunde zu haben ist, schon dadurch herbeiführen, daß man einen Teil der unregelmäßigen Verben schon mit in die Untertertia hineinnimmt, deren Lehrpensum ja fast nur eine Wiederholung des Quartapensums darstellt. Rohs meint, daß man mit der Durchnahme der „orthographischen“ Besonderheiten der Verben mit dumpfem und geschlossenem e dem Untertertianer die Freude an dem Gelernten nicht verderben solle; sie erledigten sich schneller, wenn in O III die Unterschiede der stammbetonten und endungsbetonten Formen bezw. die Wirkungen des Accents auf die Gestaltung der Stammsilbe an kräftigeren Beispielen deutlich geworden sei. Aber warum kann und soll man nicht schon in U III auf diese Unterschiede und diese Wirkungen des Accents aufmerksam machen und sie zum Verständnis bringen? Dazu reicht doch auch schon der Geist des Untertertianers aus. Somit kann ich die Bestimmungen der Lehrpläne für den französischen Unterricht in den Tertien nicht billigen.

In bezug auf den zweiten Punkt betreffend die Organisation des französischen Unterrichts am Gymnasium hält Rohs die Einrichtung, daß die eine neuere Fremdsprache auf der Oberstufe fakultativ gelehrt, dafür die andere mit drei Wochenstunden bedacht wird, für richtig. Ich habe mich in meinem in der Einleitung erwähnten Aufsatz dagegen ausgesprochen und dafür plädiert, daß an allen Gymnasien beide neueren Sprachen obli-

Digitized by Google

gatorisch gelehrt werden, wie es hier in Hannover der Fall ist. Rohs bemerkt dazu in einer Fußnote: „Buddes sonstigen Wünschen, ebenso wie in Hannover überall beide Sprachen als verbindliche Fächer eingerichtet zu sehen, jedes mit zwei Wochenstunden in jeder Oberklasse, vermag ich mich nicht ohne weiteres anzuschließen, ebensowenig wie ich den Satz unterschreibe: Also in beiden Fällen, mag man nun das Englische oder das Französische fakultativ machen, entlassen wir die Mehrzahl der Gymnasialabiturienten mit einer bedauerlichen Lücke in ihrem Wissen von der Schule“. Für einen fakultativen französischen Unterricht gibt aber Rohs den letzten Satz selbst in vollem Umfang zu, wenn er sagt: „Bis Untersekunda ist für das Französische zwar ein Grund gelegt, auf dem weitere Arbeit sich aufbaut; aber die mühevolle Arbeit, die diese Grundlegung gekostet hat, würde für die praktische und geistige Bildung des Schülers wertlos sein, wenn er etwa hinfort an dem französischen Unterricht in den Oberklassen nicht mehr teilnehme. Wenn aber die Obersekundaner noch zur Erlernung einer neuen Sprache gezwungen würden, dann würden viele Eltern ihre Söhne aus mangelnder Einsicht von dem nunmehr wahlfreien französischen Unterricht zurückhalten“. Das ist ganz richtig, trifft aber dann doch auch für einen wahlfreien englischen Unterricht zu. Auch an ihm würde nur ein geringer Prozentsatz der Schüler teilnehmen. Daß aber völlige Unkenntnis des Englischen heutzutage eine bedauerliche Lücke in der Bildung eines Abiturienten sein würde, ist doch wohl nicht zu bestreiten. Eine gewisse Kenntnis des Englischen ist wegen der Weltstellung Englands und auch im Hinblick auf seine klassische Literatur ein unentbehrliches Ingredienz allgemeiner Bildung.

Über die Methodik des Französischen am Gymnasium enthält der Aufsatz von Rohs manche treffende und beachtenswerte Bemerkung, so z. B. über die Übersetzung ins Deutsche: „An der Übersetzung in das Deutsche halten wir im allgemeinen fest; nur sehr leichte Sätze lesen wir, verlangen aber von dem Primaner, daß er fertige und abgerundete deutsche Perioden an die Stelle der französischen setzt, nachdem er einen Überblick über die Konstruktion gewonnen hat“. Oder wenn es über die Grammatik heißt: „Auch auf dem Gymnasium muß ein einfaches System der Grammatik vor dem Auge des Schülers stehen, und das Hauptziel der grammatischen Unterweisungen, „völlige Beherrschung alles Gewöhnlichen“, gilt auch für uns. Es wäre doch schade, wenn ein Gymnasiast, der an eine strenge Gesetzmäßigkeit gewöhnt worden ist, am Schluß der Schulzeit rund 800 französische Stunden gehabt hätte, ohne seine französischen Kenntnisse auf einen festen grammatischen Unterbau gegründet zu haben. Je fester die Hauptgesetze ihm eigen sind, desto fruchtbarer, lebendiger und interessanter kann die Oberstufe die

Digitized by Google

Vorteile der gymnasialen Sprachbildung ausnutzen, indem sie an der französischen Lektüre zeigt, wie die neueren Sprachen teilweise im Gegensatz zu den alten und teilweise im Verfolg der alten ihre Ausdrucksmittel zu schaffen verstehen, wie das Leben der Sprache sich vollzieht und warum die neueren Sprachen so viel fähiger sind als die alten zum leichten Ausdruck der verschiedenartigsten und neuen Gedanken". Oder wenn in bezug auf die beste Methode gesagt wird: „Tout genre est permis, excepté l'ennuyeux" usw. Ich muß mich auf diese Hinweise beschränken, möchte nur noch zum Schluß einige Bemerkungen machen zu der Behandlung der Umgangssprache und zu den schriftlichen Arbeiten.

Für eine gewisse Berücksichtigung der Umgangssprache auf der Unter- und Mittelstufe bin ich gern zu haben. Hier soll im Vordergrund des Interesses die sprachliche Form und noch nicht der Inhalt stehen, und da gewähren auch Stoffe aus dem täglichen Leben, die den Schülern inhaltlich meist nichts Neues bieten, doch wegen des fremden Gewandes, in dem sie erscheinen, eine nicht *verächtliche* Abwechslung. Aber auf der Oberstufe sollte man auf diese „*repas* du jour", um mit Oscar Jäger zu reden, verzichten. Sie stehen mit der eigentlichen Lektüre in keinem Zusammenhang, wenn sie an der Hand von Gesprächsbüchern behandelt werden. Sie aber direkt zum Gegenstand der Lektüre auf der Oberstufe zu machen, kann doch wohl keinem Menschen einfallen, dem nicht auch das letzte Körnchen vernünftiger pädagogischer Einsicht abhanden gekommen ist. Die Sprechübungen sollen hier der Lektüre zugute kommen und sind deshalb nur an sie anzuschließen. Rohs sagt dazu mit Recht: „Kann ich ein Lanfreykapitel in der Oberprima mit geschlossenen Büchern französisch besprechen, dann habe ich befriedigendere und bessere Arbeit getan, als wenn ich Vorkommnisse des täglichen Lebens ohne Anschluß an gediegene Lektüre abgefragt habe". Er erwähnt dabei, daß auch Geheimrat Matthias auf der letzten Posener Direktorenversammlung betont habe, daß in der Pflege der Lektüre die beste Grundlage der Sprechübungen liege.

Wenn aber durchaus Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens auch mit den Schülern der Oberstufe angestellt werden sollen, dann geschieht dies am besten und erfolgreichsten durch Nationalfranzosen, die in besonders dazu angesetzten Stunden, die mit dem eigentlichen wissenschaftlichen Fachunterricht in keiner Verbindung stehen, die Schüler von dieser Fertigkeit so viel lehren, als es nach Lage der Dinge möglich ist. Man stelle sich aber nur ja nicht den praktischen Erfolg einer solchen Einrichtung allzu groß vor. Jedenfalls wird aber auf diese Weise der eigentliche Unterricht nicht durch die Konversationsübungen geschädigt, und von diesem Gesichtspunkte aus

Digitized by Google

ist mir der neuerdings eingeführte Kandidatenaustausch mit Frankreich und England willkommen. Rohs berücksichtigt auch auf der Oberstufe die Umgangssprache insofern, als er das daraus auf den beiden ersten Stufen Gelernte in gelegentlichen Diktaten verwendet und wiederholt. Damit komme ich auf den letzten Punkt, die schriftlichen Arbeiten, zu sprechen. — Alle Übungen, mündliche sowohl wie schriftliche, müssen auf der Oberstufe in den Dienst der Lektüre gestellt werden, die im Mittelpunkt des Unterrichts steht. Schriftliche Übungen, die ihr nicht zugute kommen, sind zu verwerfen. Deshalb kann ich auch nicht mehr für die zur Wiederholung eines grammatischen Abschnitts an die Hauptarbeit als besonderer Teil sich anschließenden Übungssätze eintreten, die ich früher empfohlen habe. Daß ich in diesem Punkte meine Ansicht geändert habe, wird mir doch wohl nicht verübelt werden. Oder sollte es doch noch Doktrinäre geben, die meinen, man dürfe eine einmal vertretene Meinung nicht aufgeben, auch wenn man sie als falsch erkannt hat? Aus demselben Grunde, d. h. wegen der Zentralstellung der Lektüre, kann ich auch die Diktate über die Umgangssprache nicht befürworten, die Rohs auf der Oberstufe anfertigen läßt. Sie stehen in keinem Zusammenhange mit der Lektüre. Die Diktate an und für sich halte ich auch auf der Oberstufe für sehr empfehlenswert, aber sie müssen an die Lektüre angeschlossen werden.

Auf der Unter- und Mittelstufe sollen die schriftlichen Arbeiten vor allem auch der Aneignung der Grammatik dienen, und wenn Rohs an einer Stelle sagt, es brauche auf der Unterstufe noch nicht durch ein Extemporale konstatiert zu werden, ob der Junge ein Verb konjugieren und die Deklinationsformen bilden könne, so will er sich, so wie ich ihn verstehe, damit gegen die noch immer beliebten Prüfungsextemporalien mit dem Motto „Hier sind Fußangeln gelegt“ wenden, aber es nicht verwerfen, daß Klassenarbeiten zur Einübung grammatischer Regeln mit verwandt werden. Wenn Rohs bei dieser Gelegenheit sagt, daß auch in unserer vielgepriesenen neuen Zeit Schüler und Eltern noch lange nicht vor der „einseitigen Wertschätzung des sogenannten Extemporale“ gesichert sind, so hat er damit leider nur zu sehr recht.

So viel ist jedenfalls sicher, daß, wenn der französische Unterricht an einem Gymnasium von einem brauchbaren Lehrer in der von Rohs empfohlenen Weise erteilt wird, auch das Gymnasium seinen Schülern eine nicht zu verachtende Kenntnis französischer Sprache und Litteratur übermitteln und sie so auch mit einem Stück moderner Kultur bekannt machen kann.

Hannover. G. Budde.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

W. Rein, Pädagogik im Grundriß. Vierte Auflage. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 136 S. 8. 0,80 M.

Eine Pädagogik auf 136 kleinen Seiten, ist das nicht „zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel?“, so wird zunächst gar mancher denken, der das Büchlein in die Hand nimmt. Dem durch seine größeren pädagogischen Werke rühmlich bekannten Verfasser liegt selbstverständlich der Gedanke fern, dem Fachmann in dieser Schrift etwas Abgeschlossenes zu bieten, dem ja für seine pädagogische Belehrung zahlreiche größere Werke zur Verfügung stehen. Aber für das große Publikum der gebildeten Laien bietet das Buch in knapper, allgemein faßlicher und lichtvoller Darstellung eine Übersicht über das ganze Gebiet der Pädagogik, teilweise allerdings einen Überblick, der nicht das, was wirklich ist, schildert, sondern das, was nach des Verfassers Wunsch sein sollte.

Nach der Einleitung (S. 5—15) behandelt der I. Teil die „Praktische Pädagogik“ (S. 15—53) und zwar A die „Formen der Erziehung“ (S. 17—38) (Haus-, Anstalts-, Schulerziehung: Volksschule, Realschule, Oberrealschule und Gymnasium, Mädchenschulwesen), B die Schulverwaltung (Verfassung, Ausstattung Leitung, Lehrerbildung, Lehrerfortbildung), der II. Teil die „Theoretische Pädagogik“ (S. 59—133) und zwar A „Von dem Ziel der Erziehung. Teleologie“, B „Von den Mitteln der Erziehung. Methodologie“. Beiden Teilen sind Literaturnachweise angefügt.

Gegenüber dem jetzigen Zustande verlangt Rein (S. 26—27) eine Vereinfachung der Schulgattungen: die Volksschule soll die Grundlage aller Schulgattungen bilden (S. 31); zwischen ihr und den höheren Schulen soll die Realschule stehen, um den mittleren Bevölkerungsklassen eine in sich abgeschlossene, bürgerliche Bildung zu vermitteln (S. 31—32). Von höheren Schulen erkennt er nur zwei Gattungen an: die Oberrealschule und das Gymnasium. Dagegen erscheint ihm das Realgymnasium entbehrlich; er hofft es bald verschwinden zu sehen (S. 32); die Einführung des Lateins habe es zu einer Pseudogelehrtenschule gemacht. Für überflüssig hält er auch das Mädchengymnasium: es könne dadurch ersetzt

werden, daß den jungen Mädchen, die eine gelehrte Bildung sich aneignen wollen, das Knabengymnasium und die Oberrealschule geöffnet werde (S. 39).

Vom Gymnasium heißt es S. 35: „Wer die idealen Grundlagen unserer höheren Bildung beibehalten will, der muß für die Erhaltung des Gymnasiums eintreten". Aber er verlangt „einen breiteren Unterbau, der die vier ersten Jahre der Volksschule umfassen soll, wenn nicht das Frankfurter System angenommen wird;" ferner daß das Griechische in den Vordergrund trete, „da die Bedeutung der römischen Literatur in pädagogischer Hinsicht sich mit der griechischen entfernt nicht messen kann," größere Zurückdrängung der Grammatik, Aufgeben der „Fabel von der formalen Bildung", Beseitigung der Extemporalien und des Übersetzens aus der Muttersprache, wirksameres Hervortreten des künstlerischen Momentes, größere Pflege der körperlichen Ausbildung, intensiveren Betrieb der realistischen Fächer, Beseitigung der Abgangsprüfung; als Ziel stellt er auf: nicht Vermittlung von Kenntnissen, sondern Charakterbildung.

Die Forderung S. 36: „Dem Lehrerkollegium ist Freiheit zu geben in der individuellen Gestaltung der Lehrpläne unter Festhaltung gewisser allgemeingültiger Normen" stimmt mit den Wünschen nach einer freieren Gestaltung des Unterrichts in den Oberklassen überein, welche Geheimrat Matthias und Professor Paulsen im Interesse der gedeihlichen Fortentwicklung unserer höheren Schulen ausgesprochen haben.

Für die Volksschule verlangt Rein, daß die Schulgemeinden sich auf dem Boden der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften gründen, daneben aber auch Simultanschulen gestattet seien (S. 43) Die Kirche müsse auf das Aufsichtsrecht über die Schule verzichten (S. 44), die Schulaufsicht Fachmännern übertragen werden, wobei die Ortsschulaufsicht fortfallen könne (S. 49).

Für die Lehrerbildung bezeichnet er (S. 50) pädagogische Universitätsseminare als unbedingt erforderlich.

Maßgebend für die Pädagogik ist nach Rein Herbarts ethisches System, das den guten Willen, hervorgegangen aus der Einsicht in die absolute Schönheit des sittlichen Idealbildes, als Ziel der Erziehung hinstellt (S. 66). Wie seine Teleologie, so fußt auch seine Methodologie im wesentlichen auf Herbartschen Ideen.

Solingen. Adolf Lange.

---

1) E. Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda. II. Heft. Vierte, verbesserte Auflage. Paderborn 1905, Ferdinand Schöningh. XIV u. 137 S. gr. 8. 1,60 *M*.

Das 2. Heft des bewährten und praktischen Büchleins, auf welches wir früher bereits in dieser Zeitschrift und in den Jahres-

Digitized by Google

berichten über das höhere Schulwesen empfehlend hingewiesen haben, ist jetzt schon in 4. Auflage erschienen. Die 196 darin enthaltenen Aufgaben zu Aufsätzen lehnen sich sämtlich an die Lektüre der in dem Titel angegebenen Klassen an. In doppeltem Sinne setzt sich Verf. mit Anthes auseinander, der sich in seiner Schrift: „Der papierne Drache. Vom deutschen Aufsatz 1905" erstlich dagegen wendet, daß der Lehrer die Aufgabe für den Aufsatz stellt, während er dem Schüler die Wahl überlassen will, und der zweitens dem Literaturaufsatz den Krieg erklärt, worunter er solche Aufgaben versteht, die sich an ein dichterisches Kunstwerk anschließen. Er will solche Aufsätze vermieden wissen, weil sie zu unleidlicher Kritikasterei verleiten. Ziegeler erklärt mit Recht solche Irrwege nicht für notwendig.

Gerade für die Klassen, für die das Heft bestimmt ist, sind nach unserer Ansicht Aufsatzaufgaben aus der Lektüre allein oder doch vorwiegend geeignet. Ab und zu mag man ja auch einmal einen Versuch mit Aufgaben allgemeineren Inhalts machen; immer aber gebe der Lehrer die Aufgaben. Selbst für die Prima möchten wir eine freie Wahl der Aufgabe dem Schüler nicht zugestehen. — Die im ganzen 14 Abteilungen des Heftes lehnen sich an die altsprachliche und an die deutsche Lektüre an (Livius, Ciceros Reden, Vergils Äneis, Xenophons Anabasis, griechische Geschichte und die Memorabilien, an die Odyssee; sodann an Schillers Dramen, Abfall der Niederlande, Goethes Hermann und Dorothea, Wahrheit und Dichtung, Lessings Minna von Barnhelm, Scheffels Ekkehard und an das Nibelungenlied). Fraglich ist es, ob Goethes Wahrheit und Dichtung in diesen Rahmen hineingehört. Gewöhnlich werden Abschnitte daraus wohl bei der eingehenderen Behandlung von Goethes Leben in Prima gelesen. Auch Scheffels Ekkehard möchten wir eher der Prima zuweisen.

Die Dispositionen sind klar und übersichtlich geordnet. Bei genauerer Einsicht in dieselben erkennt man leicht, daß diese vom Verf. gebotenen Aufsatzstoffe den Schüler nicht zu einer unreifen und oberflächlichen Kritik verleiten werden. Sie dienen vielmehr einer Durchdringung der Lektüre, die dem Schüler nur förderlich sein kann. So haben wir in dem Hefte Ziegelers ein wertvolles Hilfsmittel für den deutschen Aufsatzunterricht auf der Mittelstufe, dessen Erscheinen in einer neuen Auflage lebhaft zu begrüßen ist. — Gewidmet ist das Heft dem Andenken des leider so früh verewigten Paul Klaucke.

2) Grammatikblätter für die Hand der Schüler. Eine Übungsschule zum richtigen Gebrauch der Sprache. 7. Auflage, 70. Tausend. Gumbinnen 1904, Verlag von C. Sterzels Buchhandlung (Gebr. Reimer). 32 S. 8. 0,15 *M*.

Verf. handelt in seinem Heftchen nach dem auf dem Titel angegebenen Grundsatze: „Erst das Notwendige, dann das Ent-

Digitized by Google

behrliche!" Hauptziel des grammatischen Unterrichts sei: Richtiges Sprechen. Nur das Notwendige solle geübt werden. Durch fortgesetzte Übung soll Weckung und Bildung des Sprachgefühls erreicht werden.

Ein Blick in das Büchelchen zeigt, daß der Verfasser, A. Kankeleit, dem wir auch Orthographieblätter für die Hand der Schüler verdanken, überall seinen Grundsatz befolgt. Der Stoff ist in Wortlehre und Satzlehre gegliedert. Im ganzen 186 Aufgaben bieten dem Schüler sehr geeignete Gelegenheit zu grammatischen Übungen. Die Regeln sind ganz kurz gefaßt und enthalten nur das Allernotwendigste. Am Schlusse finden wir die wichtigsten Regeln der Satzzeichenlehre, einige Zeitwörter mit besonderen Schwierigkeiten und zuletzt die gebräuchlichsten Abkürzungen. — Man kann wohl annehmen, daß der Schüler sich in dem sehr brauchbaren Heftchen gut zurechtfinden und sein grammatisches Wissen durch dasselbe leicht befestigen wird.

3) Orthographieblätter für die Hand der Schüler. 22. Auflage, 220. Tausend. Gumbinnen 1905, Verlag von C. Sterzels Buchhandlung (Gebr. Reimer). 32 S. 8. 0,15 *M*.

Das kleine, praktisch eingerichtete Heftchen gruppiert die wichtigsten Regeln der Rechtschreibung nach den folgenden Gesichtspunkten: I. Umlautung. II. Achte auf den Endlaut! III. Richte dich nach der Abstammung! IV. Verdoppelung der Mitlaute. V. Die Länge des Selbstlautes. VI. Richte dich nach dem Schreibgebrauch! VII. Der große Anfangsbuchstabe. VIII. Der kleine Anfangsbuchstabe. IX. Silbenbrechung. X. Gleich- und ähnlichklingende Wörter. XI. Gebräuchliche Fremdwörter.

Man sieht, daß in diesen Abschnitten die ganze Rechtschreibung in allen ihren Hauptbestimmungen behandelt werden kann. Und sie findet sich in einer sehr leicht faßlichen und übersichtlichen Weise behandelt, und zwar derart, daß immer das Bei piel, und zwar in recht beträchtlicher Zahl, die Hauptsache bildet. Die sich daraus ergebenden Regeln werden in aller Kürze aufgestellt. Das Büchelchen denken wir uns als steten Begleiter und Ratgeber des Schülers. Er wird sich in demselben schnell zurechtfinden; sagen ihm doch die Überschriften der einzelnen Teile genau, worauf es ankommt. — Zu diesem Heftchen gehört ein Lehrerheft mit 175 Diktaten, welches mir nicht zu Gesicht gekommen ist (Preis 50 Pfg.). — Man kann dem Verfasser, A. Kankeleit (er nennt sich im Vorwort), für seine dem Schüler sehr nützliche Arbeit nur dankbar sein.

Köslin. R. Jonas.

Digitized by Google

1) Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß: Schriften der Brüder Grimm. Auswahl, herausgegeben von Max Koch. Stuttgart 1904, Greiner und Pfeiffer. Erstes bis fünftes Tausend. 266 S. 8. geb. 2,50 ℳ.

2) Jakob Grimms Reden über das Alter und auf Schiller, herausgegeben von Th. Matthias. Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Nr. 31. Paderborn 1905, F. Schöningh. 8. kart. 0,30 ℳ.

Die Auswahl aus den Schriften der Brüder Grimm, herausgegeben von M. Koch, möge weiteren Kreisen, namentlich auch den Lehrern des Deutschen empfohlen sein.

Unter den „Büchern der Weisheit und Schönheit" gehört dieser Band zu den anregendsten, weil er geeignet ist, das Interesse für unsere deutsche Muttersprache wachzurufen, und weil er ein ausgezeichnetes Hilfsmittel bildet, die Ergebnisse der deutschen Altertumsforschung, deren hohe Blüte in erster Linie ein Verdienst der Brüder Grimm ist, auch im Schulunterricht zu verwerten.

Die deutschen Sagen (1816—1818), die deutsche Grammatik (1819), das deutsche Wörterbuch (1852) und die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen (1812—1820) sind die bedeutendsten Werke der Brüder Grimm; ihnen verdanken sie in erster Reihe ihren Ruhm als Begründer der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Mit Recht hat deshalb Koch die Vorrede dieser Werke, die zu den köstlichsten Schätzen deutschen Gelehrtenfleißes zählen, in seine Auswahl aufgenommen. Aber auch sonst ist der Inhalt des Buches sehr reichhaltig. Wenngleich die Lebensschicksale beider Brüder aus der Literatur- und Gelehrtengeschichte allgemein bekannt sind, wird es vielen doch erwünscht sein, die biographischen Quellen im Original kennen zu lernen. Wir finden in der Auswahl Kochs den kurzen 1850 niedergeschriebenen Lebensabriß Jakob Grimms und die weit ausführlichere Selbstbiographie Wilhelms aus dem Jahre 1831. Hierhin gehört auch das schöne Dokument deutschen Mannesmutes, das Jakob Grimm in der unmittelbaren Erregung über den schnöden Verfassungsbruch des hannöverschen Königs und die Entlassung der Göttinger Sieben in den Tagen vom 12. bis 16. Januar 1838 niedergeschrieben hat (a. a. O. S. 21 ff.). Als glühenden Patrioten lernen wir ihn in den fünf Aufsätzen für Schleswig-Holstein, als den allgemein anerkannten Altmeister der deutschen Sprachforschung in seinen Vorträgen und Reden auf verschiedenen Germanistenversammlungen kennen. Zu erwähnen sind endlich Jakobs italienische und skandinavische Reiseeindrücke, der Schluß des 1863 verfaßten Aufsatzes über Ossian (Sage, Epos, Lied), seine Gedächtnisrede auf Wilhelm Grimm und des letzteren akademische Antrittsrede „Über Geschichte und Poesie", die den reichen Inhalt des Buches vervollständigen.

Digitized by Google

Es ist ein Verdienst von Matthias, jetzt, wo das Andenken Schillers überall in deutschen Landen gefeiert worden ist, die am hundertjährigen Geburtstage des Dichters gehaltene Rede J. Grimms zusammen mit der über das Alter durch eine billige Neuausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Sie enthält eine treffliche Würdigung des Charakters und der Poesie unseres volkstümlichsten Dichters, namentlich seiner Dramen, im weiteren Verlauf aber — und das macht sie besonders wertvoll — einen großzügig angelegten und geistvollen Vergleich der Schillerschen und Goethischen Dichtung. Natürlich fehlen auch beide Reden nicht in Kochs Auswahl.

Die Einleitung des Herausgebers enthält in kurzen Zügen (S. 1—11) eine Charakteristik der hohen menschlichen Eigenschaften der beiden Brüder und ihrer Verdienste als Forscher und Gelehrte. Ganz besonders macht er auf ihre Abhängigkeit von der Romantik aufmerksam (S. 7 f.). Mit den bedeutendsten Führern der romantischen Schule, mit Achim v. Arnim, dessen Werke Wilhelm Grimm 1839 herausgab (das Vorwort dazu bei Koch S. 217—220), mit Bettina und Clemens Brentano, Görres u. a. standen die Brüder Grimm in anregendem Verkehr, mit einigen verband sie innige Freundschaft. Ihre Neigung zur Romantik war bei der Wahl und Richtung ihrer gelehrten Studien maßgebend. Rühmend erwähnt sei die gediegene Ausstattung des Buches.

Lyck. Richard Berndt.

Karl Friedrich von Nägelsbachs Lateinische Stilistik. Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Iwan Müller. Nürnberg 1905, Konrad Geiger. XXXII u. 942 S. 8. 12 ℳ.

Das vorliegende Werk ist allen klassischen Philologen schon seit Jahren ein wohlbekanntes und hochgeschätztes Hilfsmittel. Es ist deshalb nicht mehr nötig, auf Zweck und Einrichtung des Buches näher einzugehen; ebenso bedarf ein Werk, das sich schon so lange bewährt hat und es selbst in unserer den klassischen Studien so wenig günstigen Zeit auf neun Auflagen bringt, noch einer besonderen Empfehlung. Aber doch verdient es auch in seiner neuen Gestalt wieder besonderes Lob. Der kundige Herausgeber, der das Werk schon seit der sechsten Auflage bearbeitet hat, ist offenbar emsig bestrebt gewesen, es in jeder Beziehung auf der alten Höhe zu erhalten und durch Verbesserungen, Berichtigungen und Ergänzungen immer mehr zu vervollkommnen. Äußerlich tritt das schon in dem gewaltigen Anwachsen der Seitenzahl hervor, die für einen Band schon reichlich stark und unhandlich geworden ist; bei den inhaltlichen Verbesserungen ist besonders anzuerkennen, daß die neue und neueste Literatur überall in ausgiebigem Maße herangezogen ist.

Digitized by Google

Wer über Einzelfragen der Stilistik näher unterrichtet sein will, als es durch ein das gesamte Gebiet umfassendes Buch möglich ist, findet im Text wie in den Literaturnachweisen am Schluß der einzelnen Abschnitte reiche Auskunft über die einschlägigen Forschungen.

Reichtum des Stoffes und Zuverlässigkeit der Angaben charakterisieren das Buch durchweg; wenn bei alledem hier und da kleine Ergänzungen oder etwas andere Fassungen wünschenswert erscheinen, so ist das kein Wunder bei einem Werke, dessen Inhalt sich aus so vielen Einzelheiten zusammensetzt. Es mag mir gestattet sein, auf einige Kleinigkeiten hinzuweisen, die mir bei der Durchsicht aufgefallen sind.

Neben inexorabilis animus = Unerbittlichkeit hätten S. 165 auch noch Verbindungen erwähnt werden können wie ingratus animus Undankbarkeit, immemor ingenium Vergeßlichkeit, animus parvo contentus Zufriedenheit, fides (animus) venalis Bestechlichkeit. — S. 227 konnte darauf hingewiesen werden, daß Sallust das vereinzelte ciceronische consultrix offenbar absichtlich meidet, wenn er Iug. 64, 5 sagt: cupidine atque ira, pessumis consultoribus, grassare. — S. 343 wird Cic. Planc. 79 distineor et divellor dolore übersetzt 'ich befinde mich in einem s c h m e r z l i c h e n Zwiespalt'; aber dann ist durch 'schmerzlich' nur dolore, nicht auch schon die in dem Hendiadyoin liegende Verstärkung gegeben. — S. 360 wird bemerkt, daß etiam = 'noch' sich selten einem Komparativ zugesellt, wenn dieser mit seinem Positiv oder Superlativ verglichen wird. Aber daß dies etiam doch so selten nicht ist, wie es hier in Übereinstimmung mit Schmalz Antib. I 479 angenommen wird, habe ich schon Neue Jahrb. 1894 S. 25 nachgewiesen, wo ich den vier von Schmalz gegebenen Stellen außer Nep. Thrasyb. 4, 2 noch 14 Stellen aus Cicero und Cäsar hinzugefügt habe. Jetzt kann ich außerdem noch anführen Caes. BG. I 16, 6 graviter eos accusat, quod . . . .; multo e t i a m gravius, quod sit destitutus, queritur; Cic. ep. Quint. I 2, 16 cum spe sum maxima tum maiore e t i a m animo. Auch gehört wohl noch hierher Cic. fat. fr. 5 cum unum et alterum . . . . invitavisset pluresque e t i a m invitaturus videretur; Att. I, 16, 17 crebras a nobis litteras exspecta, ast plures e t i a m mittito; 20, 2 ratio mihi fortasse ad tranquillitatem meorum temporum non inutilis, sed mehercule rei publicae multo e t i a m utilior; dagegen mag parad. 44 filiam quis habet, pecunia est opus; duas, maiore; plures, maiore e t i a m nicht in Betracht kommen, da hier die Zusetzung von etiam ihren besonderen Grund hat. Aber ich möchte noch hinzufügen, daß alle diese Stellen nur bei gelegentlicher Lektüre gefunden sind und deshalb sich wahrscheinlich noch vermehren lassen; z. B. ist Livius noch gar nicht berücksichtigt. — Zu S. 363 bietet ein bezeichnendes Beispiel Sall. Iug. 66, 2 Vagenses, q u o Metellus praesidium imposuerat. — S. 371 war neben ita

Digitized by Google

(usque eo, adeo) non auch Cic. Mil. 56 sic non paratus ut zu erwähnen. — S. 389 mußte bei Behandlung der üblichen Auslassung von is in Sätzen wie virtus conciliat amicitias et conservat doch wohl darauf hingewiesen werden, daß auch die Zusetzung des Pronomens bei dem zweiten Verb namentlich in Verbindung mit que durchaus nicht selten ist. Neue Jahrbb. 1894 S. 32 ff. habe ich dafür 50 Beläge (darunter 42 mit que, 6 mit et und 2 mit atque) gegeben. — Auf derselben Seite wird richtig vor dem unklassischen ex eo (ex quo) sequitur gewarnt; C. F. W. Müller sagt an der angeführten Stelle (zu Cic. off. S. 133, 7) mit Recht, daß sequi ex nie die tatsächliche oder logische Folge bezeichnet, da in diesem Sinne sequi rem stehe, sondern, wo das Verb eine Zeitbestimmung mit ex bei sich habe, absolut = 'später eintreten' zu fassen sei. Demgemäß war denn auch Cic. or. 2, 302 zu erklären. Dagegen findet sich ein ex eo, ex quo u. s. w. sehr oft bei efficitur (häufiger als das einfache efficitur), ebenso bei concluditur, exsistit (so auch Cic. nat. deor. 1, 12), cogitur (fat. 9), conficitur (inv. 2, 145; 158), und der Analogie dieser Wendungen hat sich auch ex quo consequitur fin. 3, 64 angeschlossen (nie aber sequi). Der für die letzte Stelle gemachte Versuch, die Zusetzung von ex quo aus dem eigenartigen Zusammenhange der Stelle zu erklären, ist meines Erachtens gekünstelt und wenig überzeugend; wäre diese Erklärung maßgebend, so sieht man nicht recht ein, weshalb nicht auch z. B. Cic. acad. 2, 50 ex eo sequatur stehen sollte. Übrigens kann es sich bei dieser ganzen Erörterung nur um das folgernde sequitur handeln, nicht um sequitur in Übergängen; deshalb durfte Cic. or. 191 sequitur ut videndum sit nicht herangezogen werden. — S. 400 Anf. heißt es, für den Gebrauch von quisque ohne alle Anlehnung habe Lebreton, Études sur la langue et la grammaire de Cicéron S. 106 ff. 48 Beispiele aus Ciceros rhetorischen und philosophischen Schriften gesammelt; ich möchte dazu einmal bemerken, daß fünf von diesen Belägen aus Ciceros Reden stammen, sodann, daß die meisten dort gegebenen Stellen schon bei Seyffert-Müller Lael. S. 371 stehen. Ich füge noch drei Stellen hinzu, die ich bei keinem von beiden finde: Cic. fin. 5, 46 cuiusque partis naturae; inv. 1, 49 in genus quodque causae; 2, 156 in quoque genere causae (Lesart freilich unsicher). Bei der Gelegenheit möchte ich noch auf einen anderen Punkt hinweisen. S. 398 Anm. heißt es richtig, daß quisque nicht immer unmittelbar hinter dem Possessiv stehe; aber daß es in Relativ- und Fragesätzen ziemlich häufig durch mehrere Wörter vom Pronomen getrennt wird, finde ich weder hier noch sonst irgendwo erwähnt [1]). So findet sich z. B. Cic.

[1]) Auffallend ist, daß im Antib. II 419 ff. quisque im Anschluß an Relative und Interrogative gar nicht besonders behandelt wird.

Digitized by Google

Rab. perd. 1 qua de causa quemque; Planc. 37 quae maxime esset cuique coniuncta; fin. 5, 47 qui vultus in quoque sit; nat. d. 2, 62 qui utilitates quasque gignebant; ebd. quae vis sit in quoque; de or. 2, 208 in quos minime quisque debuerit; or. 15 quibus orationis modis quaeque animorum partes pellerentur; 86 quo sensu quidque pronuntient; 196 quibus orationis generibus sint quique accommodatissimi; inv. 2, 45 qua spe perficiundi quidque factum sit, ähnlich de or. 1, 65; 87; 154; 2, 92; 175; 3, 114; Brut. 185; or. 122 usw. Manchmal ist der Abstand so groß, daß man annehmen möchte, quisque stehe ganz selbständig ohne irgend welche Anlehnung, z. B. Phil. 5, 32 quibus bona fortunaeque nostrae notatae sunt et iam ad cuiusque opinionem distributae; de or. 3, 115 cum quae forma et quasi naturalis nota cuiusque sit describitur; div. 2, 98 quomodo caelo adfecto compositisque sideribus quodque animal oriatur. — S. 404ff. hätte deutlicher klargestellt werden müssen, daß neben hoc t a n t u m bellum auch hoc m a g n u m bellum in etwas modifizierter Bedeutung möglich ist, zumal nach der Darstellung der meisten Lehrbücher (so auch Schmalz Antib. II 582) die Annahme nahe liegt, als ob nur die erstere, vom Deutschen abweichende Ausdrucksweise zulässig sei. Das Richtige trifft meines Erachtens Ch. F. E. Meyer (Progr. von Herford 1897 S. 9), der hoc tantum bellum = dieser g r o ß e Krieg, hoc magnum bellum = d i e s e r große Krieg setzt. — Schließlich möchte ich noch auf die Bemerkung über die scheinbare Anwendung von agmen = Marsch S. 88 hinweisen, da die hier vertretene Auffassung mit dem übereinstimmt, was ich in dieser Zeitschrift (1905 S. 731) zu der Behandlung des Wortes im Antibarb.[9] S. 132 gesagt habe.

Die zahlreichen Zitate sind sorgfältig und angemessen ausgewählt, vermeiden auch, soviel ich sehe, den sonst nicht seltenen und für den Benutzer oft ärgerlichen Fehler, daß Verweisungen gegeben werden, bei deren Nachschlagen man weiter nichts findet, als was schon im Texte steht; derartige Zitate, die gewissermaßen nur zur Stütze und Beglaubigung des Gegebenen, nicht zu weiterer Belehrung dienen, sollten wenigstens äußerlich auch als solche gekennzeichnet werden. Doch hätte S. 158 statt auf Nipperd. zu Tac. ann. 3, 19 und 14, 4 besser auf die Bemerkung zu 6, 32 verwiesen werden sollen; S. 337 ist die Verweisung auf meine Darlegungen in Fleckeisens Jahrbb. 136, S. 265ff. zu streichen, da sie mit der hier erörterten Frage nichts zu tun hat. Auch wäre es wohl praktischer, bei der Anführung von Cicerostellen die Kapitelzahlen wegzulassen, da sie neben den Zahlen der Paragraphen überflüssig und störend sind.

Im Ausdruck ist mir aufgefallen S. 342 'steilrecht' = 'senkrecht', S. 360 das wunderliche: 'mit Nachdruck weggelassen'. Der Druck ist korrekt; ein paar Versehen finde ich S. 223 Sall. Cat. 5, 4 statt 5, 2 (ebenso im Register); S. 350 siebente Zeile

Digitized by Google

von unten videtur statt iubetur; S. 412 Mitte in der Verweisung auf S. 125 statt 153 und 534; endlich im Register ist S. 929 zu Sall. Cat. 1, 4 auf S. 576 statt 577 verwiesen und S. 930 zu Sall. Iug. 96, 2 S. 280 zitiert, wo die fragliche Stelle gar nicht erwähnt ist.

Norden. Carl Stegmann.

Τσερέπης, Γραμματικὴ τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης μάλιστα τῆς ἀττικῆς διαλέκτου πρὸς χρῆσιν τῶν μαθητῶν τῶν ἑλληνικῶν σχολείων ἐγκριθεῖσα ἐπὶ πενταετίαν (1905—1910). *Ἐν Ἀθήναις* 1905, *τύποις Σακελλαρίου.* 264 S. 8. 2,50 *δρ.*

Das griechische Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts hat durch Erlaß vom 18. Mai 1905 diese Grammatik auf fünf Jahre zum Gebrauch in öffentlichen und Privatschulen Griechenlands zugelassen und durch Erlaß vom 10. August desselben Jahres den Preis auf 2,50 Drachmen festgesetzt. Beide Erlasse sind auf dem Umschlag abgedruckt. Der Verf. macht aber auch im Vorwort für seine Arbeit Propaganda. Er bezeichnet die Grammatik als einen neuen Weg, das Altgriechische zu erlernen; da er aber befürchtet, daß sie nicht überall Anklang finden werde, läßt er kein Mittel unversucht, sie Schülern und Lehrern zu empfehlen. Er vergleicht alle, die noch nach der alten Methode die Sprache der Vorfahren lernen wollen, mit Menschen, die statt des Dampfschiffes noch das schwerfällige Segelschiff für Reisen benutzen oder, statt sich der Eisenbahn anzuvertrauen, lieber zu Fuß gehen.

Die Grammatik besteht aus drei Abschnitten, aus der Lautlehre (§§ 3—9), der Flexion des Nomen und des Verbum (§§ 70—370, 371—608) und der Wortbildungslehre (§§ 609 bis 855). Sie ist sehr ausführlich, gibt nicht nur das, was auch unsere Grammatiken enthalten, sondern auch das, was z. B. über Redeteile u. ä. bei uns in Sexta vorausgesetzt wird. Dazu kommt noch ein Anhang, in dem Bemerkungen zu einzelnen Paragraphen zusammenstellt werden, die zwar über die Kräfte der Schüler hinausgehen, für den Lehrer aber unentbehrlich sind.

Das Papier entspricht gar nicht den Anforderungen, die wir an ein Schulbuch stellen.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Wilhelm Ricken, Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschluß der Untersekunda. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Chemnitz, Leipzig 1905, W. Gronau. IV u. 203 S. 8. geb. 2,80 *M*.

Bei der Einbuße von je einer Stunde, die der französische Unterricht an den nach den preußischen Lehrplänen von 1901 eingerichteten Gymnasien in den beiden Tertien erlitten hat, wird ein jeder Lehrer des Französischen am Gymnasium ein Lehrbuch

Digitized by Google

mit Freuden begrüßen, das ausschließlich den Bedürfnissen dieser Lehranstalt angepaßt ist. Ein solches Buch bietet uns der als Verfasser von französischen Unterrichtswerken rühmlich bekannte W. Ricken in seinem bereits in zweiter Auflage erschienenen „Französischen Gymnasialbuch“. Inwieweit dieses berechtigten Ansprüchen genügt, möge die folgende Untersuchung dartun.

Rickens französisches Gymnasialbuch, für den Unterricht von IV bis U II bestimmt, zerfällt in drei Teile: 1. Sprachstoffe verbunden mit Sprachübungen (S. 1—52), 2. Deutsche Übungstücke (S. 53—97), 3. Grammatik (kurze Lautlehre, Formenlehre, Syntax S. 98—145). Drei Wörterverzeichnisse, darunter das letzte mit etymologischen Gruppierungen, und ein Anhang von sechs Gedichten (Zugabe der zweiten Auflage) bilden den Schluß.

1. Die Sprachstoffe, teils dem täglichen Leben, teils der Geschichte entnommen, sind für IV bis O III bestimmt und dienen der Aneignung der Aussprache (St. 1—7) und der Formenlehre. Durch fetten Druck ist jedesmal angedeutet, welcher Punkt der Grammatik an einem Stücke erarbeitet werden soll.

In einer kurzen Besprechung, die Mangold in der Monatschrift für höhere Schulen IV S. 538 der ersten Auflage dieses Buches widmet, sagt dieser, der Sprachstoff beschränke sich auf ein solches Minimum (9 $_3$ S. pro Jahr), daß er ihm um die Hälfte etwa zu kurz gegriffen erscheine. Wer den Stoff aber in der Art, wie der Verf. ihn verarbeitet wissen will, im Unterrichte behandelt hat, wird finden, daß er gerade reichlich genug bemessen ist. Auch hat M. an dem Stoffe auszusetzen, daß er zu wenig interessant sei und viel Zurechtgemachtes aufweise. Interessanteren Stoff mag es schon geben; ob er sich aber in gleich trefflicher Weise dazu eignet, die nun einmal unumgänglich notwendigen grammatischen Kenntnisse auf induktivem Wege daran zu erarbeiten, das ist mir recht fraglich. Jedenfalls muß ich Daudetsche Erzählungen, deren Verwendung schon in der Formenlehre M. an Wimmers Lehrgang der franz. Sprache rühmend hervorhebt, für durchaus ungeeignet halten. Daß Rickens Lesestoffe den Schüler langweilen, habe ich nie wahrgenommen; daß sie nicht über sein Verständnis hinausgehen, ist auf alle Fälle ein großer Vorzug.

Für U II ist zugunsten der Lektüre auf besonderen Sprachstoff verzichtet. Die syntaktischen Gesetze sollen aus den Musterbeispielen der Syntax entwickelt und durch Übersetzen aus dem Deutschen geübt werden.

Der Verteilung der Sprachstoffe auf die verschiedenen Klassen in der Art, wie sie der Verfasser in seinem Vorwort vorschlägt, kann ich nicht ganz zustimmen. Wenn der Anfangsunterricht in IV auf einer gesunden Basis ruhen, wenn besonders auf die Aneignung einer sorgfältigen Aussprache volles Gewicht gelegt werden soll; wenn, wie der Verf. mit Recht fordert, die

Digitized by Google

Stücke in der Klasse selbst eingeübt und unter Benutzung der Schultafel in ihrem Schriftbilde vorgeführt werden sollen; wenn freie Mündlichkeit allgemeines Unterrichtsprinzip sein soll: dann muß der für diese Klasse angesetzte Sprachstoff auch so vorsichtig bemessen sein, daß sich alle diese Forderungen in normaler Weise erfüllen lassen. Eine Erledigung von 30 Stücken, die der Verf. für nicht unmöglich hält, liegt für mich außer dem Bereich aller Möglichkeit. Auch des Verf.s Minimum von 26 Stücken läßt sich nach meiner Erfahrung nur verarbeiten, wenn man St. 20 (Winterbild mit ca. 180 Vokabeln!) ausscheidet und auf ein Übersetzen aus dem Deutschen noch verzichtet. Ich würde also für IV St. 1—19 und 21—26 ansetzen.

Der U III fällt zunächst die Aufgabe zu, das Pensum von IV zu wiederholen und unter Benutzung der deutschen Übungstücke zu befestigen und zu vertiefen, worüber ein kurzes Semester vergehen dürfte. Als neuer Stoff kommen die Stücke 27—33 hinzu. Von diesen beschäftigen sich 27, 32, 33 mit dem Frühlings-, Sommer- und Herbstbilde und bringen wieder eine Unzahl von Vokabeln. Drei Jahreszeitenbilder in einer Klasse mit 2 St. zu behandeln dürfte sich aus verschiedenen Gründen nicht empfehlen. Ich halte es daher, auch um der Entlastung willen, für wünschenswert, daß die vier Bilder ausgeschieden und in einen Anhang verwiesen werden. Dann mögen sie je nach der verfügbaren Zeit und dem Ermessen des Lehrers Verwendung finden. Da an ihnen grammatischer Stoff nicht veranschaulicht ist, so lassen sie sich leicht ohne Ersatz ausschalten.

Für O III bleiben die Stücke 34—39, aus denen die unregelmäßigen Verben und ein nicht geringer Wortschatz angeeignet werden sollen.

Auch mit der A n o r d n u n g der Sprachstoffe kann ich mich, wenigstens für IV, nicht einverstanden erklären. Die einfachen Zeiten des regelmäßigen Verbs und der Hilfsverben sollten auf der Unterstufe in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt sein. Aber was ist hiervon bis St. 21 gelernt? Der Indikativ des Prés. und Impf. der I. Konjugation; *je suis, j'étais*; *j'ai, j'avais.* Erst in St. 21—26, also im letzten Quartal, wird der Indikativ der einfachen Zeiten der drei Konjugationen und der Hilfsverben vollständig behandelt. Die Folge davon ist, daß es der Quartaner zu einer nur sehr geringen Sicherheit auf diesem Gebiete bringt. Und ferner das Pron. pers.! Daß dem Schüler schon früh die verschiedenen Kasus dieses Pronomens zur Anschauung gebracht werden, ist durchaus zu billigen; daß er aber zugleich auch über die Behandlung von zwei Objekten desselben, selbst bei der fragenden, verneinenden und fragend verneinenden Form des Verbs und beim Imperativ aufgeklärt wird (St. 13, 15), dürfte als ein schwerer Mißgriff zu bezeichnen sein. Wozu die unnötige Häufung von Schwierigkeiten? Die Lehrpläne fordern ja auch

Digitized by Google

„die fragende und verneinende Form des Verbs in Verbindung mit Fürwörtern“ erst in U III.

Was bei den einzelnen Stücken an Sprachübungen dargeboten ist, bedarf einer Nachprüfung auf seinen Wert und seine Angemessenheit. Es sei nur auf folgendes hingewiesen. Die Übung „mit einem Substantiv ein anderes im Genitivverhältnis zu verbinden“ ist viel zu umfangreich; bei St. 10 allein $^3/_4$ Seiten, dann wieder bei 11, 12, 14. — Bei St. 16 wird eine logische Gruppierung der Fragesätze vermißt. — Bei St. 24 mußten die Umformungen (S. 21) *je sors, tu sors* etc. wegbleiben; denn die Verbgruppe *dormir* ist unter die unregelmäßigen Verben (S. 118) gesetzt. Seltsamerweise ist dort *sortir* nicht mit aufgeführt. Wohin wird der Schüler *sortir* nun bringen? — Bei St. 30 fehlt eine bündige Fassung der wichtigen Regel über die Veränderlichkeit des Part. passé; nur in einer Anmerkung findet sich ein Hinweis in französischer Formulierung. Soll französische Grammatik in französischer Sprache doziert werden? — In St. 31 wird als Übung verlangt: *Si je veux* (*tu, il,* etc.) *récolter, il faut que je cultive avec soin mon champ.* Aber der Schüler kennt ja das Prés. von *vouloir* noch gar nicht! Ebenso wird dort das Prés. Subj. von *servir* unmittelbar nach *obéir* behandelt, während doch *servir* wie *sortir* unter die unregelmäßigen Verben verwiesen ist. — Ist die in St. 33 geforderte Übung, daß alle Sätze in den meisten bisher gelesenen Stücken in verneinte Fragesätze zu verwandeln sind, an der Stelle wohl noch angebracht oder überhaupt ausführbar?

Zu dem bisher besprochenen Teile des Buches möchte ich eine Änderung in der Anlage vorschlagen. Die einzelnen Stücke sollten nur den Sprach- und etwaigen Anschauungsstoff enthalten, aus dem das jeweilige grammatische Gesetz zu entwickeln dem Lehrer überlassen bleibe, wie es auch in St. 34—39 geschehen ist. Statt der grammatischen Darbietungen, Konjugationstabellen (24, 26, 28) etc. müßte durch Angabe des betreffenden Paragraphen auf die Grammatik verwiesen werden. Die Sprachübungen schließlich müßten, wie in des Verfassers „Neuem Elementarbuch“, für sich gesondert stehen. — Durch eine solche Anordnung würde eine größere Übersichtlichkeit erzielt und die Handhabung des Buches erleichtert werden. Der Schüler würde nun genau wissen, welches grammatische Pensum zu jedem Stücke gehört, und die Grammatik nur an einer Stelle zu lernen haben, wodurch dem Gedächtnis eine wesentliche Stütze gegeben würde.

2. Die deutschen Übungsstücke (S. 53—97) lehnen sich an die Sprachstoffe an. Sie bestehen aus Einzelsätzen, die in größeren Gruppen durch die Einheit des Stoffgebietes zusammengehalten werden. Sehr überraschend ist ihr großer Umfang. Den 28 Seiten reinen Sprachstoffes für IV und III entsprechen 30 Seiten deutscher Übungsätze! Der Zweck, den der Verf. mit solcher Fülle von Übersetzungsmaterial verfolgt, ist aus dem Vor-

Digitized by Google

worte ersichtlich. Er ist nämlich der Ansicht, daß je geringer die Stundenzahl ist, die dem Lehrer des Französischen am Gymnasium zur Verfügung steht, desto mehr den Schülern an ergänzender häuslicher Arbeit zugemutet werden muß. Also, weil wir bei der herabgesetzten Stundenzahl in III im Klassenunterrichte nicht mehr dasselbe zu erreichen vermögen wie früher, sollen die Schüler tüchtig mit Hausarbeiten bepackt werden, damit wir uns möglichst auf dem alten Niveau halten können? Das ist aber schwerlich die Absicht unserer vorgesetzten Behörde. Wir werden uns vielmehr in unseren Anforderungen an den häuslichen Fleiß der Schüler nach wie vor an das Maß von Zeit gebunden halten müssen, das unser Fach nach seiner Stellung im Lehrplane beanspruchen kann, und dieses dürfte 1/2 Stunde wohl nicht übersteigen. Außerdem wird man sich von häuslichen Übersetzungen aus dem Deutschen, die in der Klasse nicht vorbereitet sind, im allgemeinen wenig Segen versprechen dürfen. Nach diesen Erwägungen muß es mindestens als wünschenswert erscheinen, daß die deutschen Übungstücke noch weitere Kürzungen erfahren (um drei Seiten sind sie schon kürzer als in der ersten Auflage). Und Sätze der Art wie: „Ist dieser Fisch mehr wert als jenes Gift? Wirf diesem Verseschmied den Handschuh hin! Gib ihm ein Feile, um seine Verse zu feilen!“ wird man um ihres gekünstelten Inhalts willen nicht ungern ausscheiden sehen. Auch die an die Jahreszeitenbilder angeschlossenen, vorwiegend aus Frage- und Aufforderungssätzen bestehenden Stücke wollen mir wenig gefallen. Hier wären wohl kürzere, aber zusammenhängende Darstellungen eher am Platze. Vielleicht wäre auch zu erwägen, ob sich nicht die Herstellung von Parallelstücken empfiehlt, mit denen in den verschiedenen Jahrgängen abgewechselt werden könnte.

In ihrer Anlage werden die Übungstücke sicherlich manchen Lehrer nicht befriedigen. Wer es liebt, die aus einem Sprachstück gewonnenen grammatischen Gesetze sogleich durch Übersetzen aus dem Deutschen zu üben, wird auf Schwierigkeiten stoßen; denn die Übungstücke sind so eingerichtet, daß sie erst nach fortlaufender Erledigung mehrerer Sprachstücke verwendbar sind. Um z. B. das grammatische Pensum zu St. 22 an den deutschen Sätzen üben zu können, muß man erst die Sprachstücke bis 27 erledigt haben. Ebenso sind die zur Einübung der unregelmäßigen Verben gegebenen Stücke (S. 74—83) erst zu gebrauchen, nachdem die Formen sämtlicher Verben im Anschluß an die Sprachstücke 34—39 angeeignet sind; denn jene sind nach Verben geordnet, während in diesen eine Gruppierung nach den Zeiten (Futur, Part. passé, Parf. déf. etc.) vorgenommen ist. Nur in dem syntaktischen Teile schließen sich die Übungstücke (S. 83—97) unmittelbar an die Paragraphen der Grammatik an.

Sollte der Verf. eine solche Anordnung in der Absicht ge-

Digitized by Google

troffen haben, daß ein Hinübersetzen dem Besprechen eines grammatischen Gesetzes nicht auf dem Fuße folgen, sondern daß der Schüler sich zunächst durch imitative Übungen mehr unbewußt in dieses hineinleben soll, so kann ich diesen Standpunkt nicht ganz mit ihm teilen. Ich bin zwar der Ansicht, daß es sich empfiehlt, in IV das Hinübersetzen zu vermeiden, weil dem Schüler das Sichhineinfinden in die neue Lautwelt dadurch erschwert wird und die Aussprache-, Lese-, Hör- und Sprechübungen ihn schon voll in Anspruch nehmen; aber von U III an sollte man sich, da doch nur wenig Zeit zur Verfügung steht, vorwiegend auf diejenige Übung beschränken, die am schnellsten und wirksamsten Sicherheit in der Grammatik schafft, und das ist das Übersetzen aus dem Deutschen.

Wenn es dem Verf. daran liegt, seinem Buche eine möglichst weite Verbreitung zu sichern, dann wird er darauf bedacht sein müssen, neben Übungstücken über umfassendere Gebiete auch solche mit engerer Beziehung zwischen Sprach- und Übungstück zu bieten.

Auch noch ein anderer Umstand erschwert, wenigstens soweit IV und U III in Betracht kommen, eine rationelle Verwendung der Übungstücke. Offenbar ist es dem Verf. bei ihrer Abfassung besonders darum zu tun gewesen, den Vokabelschatz immer wieder in lebhafte Bewegung zu setzen. Dieses Bestreben könnte man mit Freuden begrüßen, wenn man nicht die Beobachtung machen müßte, daß Wichtigeres darüber vernachlässigt worden ist. Von dem Übersetzungstoff, der in erster Linie der Einübung und Befestigung der Grammatik dienen soll, muß man vor allem verlangen, daß er methodisch angelegt, daß die jeweilig zu übende Regel nachdrücklich berücksichtigt, daß überall ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren beobachtet und daß eine Häufung von Schwierigkeiten vermieden ist. Wie sehr der Verf. gegen diese Forderungen verstößt, möge an einigen Beispielen gezeigt werden.

Unter den Übungsätzen der ersten beiden Seiten, die nach St. 15, also unter Umständen schon in IV übersetzt werden sollen, finden sich unter einfachern folgende: „Verlaß mich nicht! Hast du sie nicht gesehen? Ich habe sie dir schon gezeigt. Zeigen (*montrez*) Sie es ihr! Zeigen Sie es ihr nicht! Warum zeigt er es uns nicht? Welcher (*lequel*) von diesen Fischen gehört (*être à*) ihm? Wen hast du diese Fische bringen sehen (= gesehen)?“ — In St. 7b (S. 55) trifft man auf Sätze mit *jeter*, in St. 15 (S. 58) auf solche mit *appeler* in stamm- und endungsbetonten Formen des Présent, während diese Verben erst St. 31 abgehandelt werden. — St. 23a (S. 63) soll der Einübung des Présent der II. (*-ir*) und III. (*-re*) Konjugation dienen. Zu dem Zweck sind in den Sätzen gegeben: 2 Formen auf *-re*, 6 auf *-ir*, 20 auf *-er*, 5 mit *il te* (*lui* etc.) *faut* und 14 von *servir*, während *punir* ge-

Digitized by Google

übt werden soll! — Aus diesen Beispielen, die nicht etwa als vereinzelte Fälle dastehen, mag man ersehen, in welcher Weise die Übungstücke zusammengestellt sind. Eine vollständige Umarbeitung dieses Abschnittes nach methodischen Grundsätzen will mir als eine dringende Notwendigkeit erscheinen.

Die Übersetzungstoffe für O III (S. 74—83) sind insofern besser, als sie konzentrierter sind. Ein jedes von den 37 kleinen Stücken bringt in der Regel ein oder zwei Verben in den verschiedenen Formen. Für eine abschließende oder auch spätere Wiederholung werden sie die besten Dienste leisten.

Für U II sind, den Paragraphen der Syntax genau entsprechend, 17 Stücke angesetzt, deren Wortschatz im wesentlichen den vorigen Klassen entnommen ist. Der Stoff ist reichlich, aber sehr ungleich zugemessen. Während z. B. zu § 6 (Reflexives Verbum) über eine Seite gegeben ist, findet sich zu § 10 (Subjonctif) nur etwas mehr als eine halbe Seite. Zur Befestigung der Grundgesetze der Syntax (§ 9—13) muß weit mehr Übungstoff geboten werden; dagegen kann bei den mehr lexikalisch-phraseologischen Erscheinungen (§ 3—8) eine Kürzung vorgenommen werden.

Aufgefallen ist mir, daß der Verf., der doch schon im Anfang so hohe Anforderungen an den Schüler stellt, in U II so viele Einhilfen für nötig hält; z. B. auf S. 85: schlagen (*frapper*), gekommen (*venir*), zurückgekehrt (*retourner*), zum Heere (*à l'armée*); auf S. 86: Erinnert ihr euch (*se souvenir*)? Ich erinnere mich seiner (*de lui*; auch *en*) u. a. m. Dagegen begegnet der Schüler in den Übungstücken am Anfang nicht selten unbekannten Vokabeln; auf S. 53 allein folgenden: jetzt, Lehrer, zu (sehr), sich vergnügen, schon, Tochter, denn, dann.

3. Die Grammatik (S. 98—145), die nicht nur „kurz und bündig“, sondern auch „anschaulich und wissenschaftlich befriedigend“ geschrieben ist, reicht für die Bedürfnisse des Gymnasiums vollkommen aus. Die Formenlehre muß in extenso in den geistigen Besitz des Schülers übergehen, während es sich in der Syntax nur um die systematische Einprägung der Grundgesetze handeln kann; anderes wird gelegentlich angeeignet werden müssen.

Inhaltlich dürfte die Grammatik auch höhere Ansprüche befriedigen. Nur in einem Punkte scheint mir der Verf. in seinem Streben nach Wissenschaftlichkeit weiter gegangen zu sein, als es eine praktische Schulgrammatik verträgt. Seine Lehre vom Subjonctif geht über das Fassungsvermögen der meisten Schüler hinaus und ist im Klassenunterrichte nicht gut zu verwerten. Ich kann mir eine praktischere Behandlung dieses Gegenstandes denken, die darum doch noch nicht mechanisch sein soll. Ein näheres Eingehen auf diese Frage verbietet mir der Raum. Dagegen möchte ich mir einige verbessernde Vorschläge besonders in der äußeren Anordnung der Grammatik erlauben.

Digitized by Google

Zunächst erscheint es mir wünschenswert, daß auch die Formenlehre in Paragraphen eingeteilt wird, damit sie bequemer zitiert werden kann. Auf S. 104 darf der Teilartikel nicht durch kleineren Druck als etwas Nebensächliches gekennzeichnet werden. Bei den Pronoms auf S. 105 fg. halte ich die Reihenfolge a, c, b, d für angemessener; ebenso vermisse ich beim Pron. interrog. (S. 108) und relat. (S. 109) die Angabe des Genitivs und Dativs. Eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Kasus, die sich dem Schüler leicht einprägt, ist hier notwendig. Bei den Steigerungsgraden der Adjektive (S. 109) sollte nicht nur *le plus courageux*, *la plus courageuse*, sondern auch *les plus courageux, les plus courageuses* gegeben werden, und dementsprechend auch bei den andern Graden. Die unregelmäßig gesteigerten Adjektiva müssen übersichtlich zusammengestellt werden. Sollte *mauvais, pire, le pire* nicht auch Aufnahme verdienen? Daß 'als' nach dem Komparativ *que* heißt, müßte der Schüler an dieser Stelle auch finden können. Sollen Adverbialbildungen auf *-amment, -emment* überhaupt nicht erwähnt werden? — In der Zahlentabelle (S. 111) würde ich lieber *quatre-vingt*(*s*), *deux cent*(*s*) setzen und den letzten Absatz so formulieren: „*Quatre-vingt* und mehrere *cent* erhalten ein *s*, wenn keine Zahl folgt, sondern ein dazu gehöriges Substantiv folgt oder zu ergänzen ist". — Die Verbtabellen (S. 113—115) müssen in großem, übersichtlichem Druck gegeben werden. Die Hilfsverben sind wegen der Bildung der zusammengesetzten Zeiten voranzusetzen. Der Subjonctif darf um der Übersichtlichkeit willen nicht vom Indicatif getrennt werden. Auch muß dem Schüler wenigstens e i n e durchkonjugierte Zeit in der fragenden, verneinenden und fragend verneinenden Form als Muster gezeigt werden; denn das S. 8 Gebotene ist unzureichend. Außerdem ist hier eine Regel über die Veränderlichkeit des Part. passé anzubringen. — In der Syntax ist manches in eine Anmerkung verwiesen, was mehr Hervorhebung verdient: S. 129 Passé antér. und Plusqueparf.; S. 130 Konjunktionen mit dem Subjonctif; S. 133 Verben mit dem reinen Infinitiv. — Schließlich müßte doch wohl den wichtigsten Präpositionen und Konjunktionen auch eine übersichtliche Zusammenstellung gegönnt werden; denn irgendwo muß sie der Schüler in seiner Grammatik finden können.

Daß der Verf. in seiner Terminologie von seiner früheren Gewohnheit und von der Forderung der Lehrpläne von 1892 (S. 39) abgegangen ist, kann ich nicht für eine erleichternde Verbesserung halten.

Die S p r e c h ü b u n g e n überläßt der Verf. verständigerweise dem Ermessen eines jeden Lehrers. Es dürfte sich aber im Interesse des Schülers empfehlen, das für die Bildung von Frage- und Antwortsätzen notwendigste Material (Fragewörter etc.) in je einem Musterbeispiele zusammenzustellen. *Oui, monsieur*; *si, monsieur* kommen zuerst in St. 28 vor!

Digitized by Google

Das Wörterverzeichnis mit etymologischen Gruppierungen muß als eine wertvolle Zugabe bezeichnet werden, da es den Schüler dazu anleitet, nachzudenken und die nach und nach gelernten Einzelwörter zu Wortfamilien zusammenzufassen. Daß der Lehrer beim Abfragen der Vokabeln auf dasselbe Ziel hinarbeitet, dürfte wohl ein schon allgemein angewandtes Verfahren sein.

An kleinen Versehen sind mir aufgefallen: S. 53 die Fliege mit vier Beinen; S. 28 *Guerre d'Italie* (1858—1859) st. 1859; S. 29 *du 31 août* st. 30.

Von Druckfehlern scheint das Buch fast frei zu sein. S. 159 *feroce* st. *féroce*. Die Interpunktion dagegen bedarf noch mehrfach der Verbesserung. Aufforderungsätze zeigen nicht immer das ihnen zukommende Zeichen. Weshalb bei vollständigen Sätzen, ja Satzgefügen, sobald sie als Muster- oder Übungsätze auftreten (S. 41 u. a.), auf jegliche Interpunktion am Ende verzichtet ist, verstehe ich nicht.

In der äußeren Ausstattung, Druck und Papier, zeigt diese Auflage einen Fortschritt gegenüber der ersten, doch sind die Typen vielfach noch zu klein gewählt. Ein Buch, das den Schüler durch die ganze Schule begleiten soll, sollte auch in Äußerlichkeiten, die aber keineswegs nebensächlich sind, das Beste bieten; der Preis könnte ja dementsprechend erhöht werden.

Mein Endurteil fasse ich dahin zusammen: Rickens Gymnasialbuch kommt einem dringenden Bedürfnisse entgegen. Es ist in seinem Kerne zwar gut, doch wird in der Umarbeitung der deutschen Übungstücke sowie in der Anordnung und festen Verklammerung der einzelnen Teile noch manches geschehen müssen, wenn es als unbedingt brauchbar bezeichnet werden soll. Denn dieses Prädikat kann einem Schulbuche nur dann beigelegt werden, wenn es innerhalb der Grenzen des Erreichbaren und unter Beobachtung allgemein anerkannter didaktischer Grundsätze so übersichtlich angelegt ist, daß der Durchschnittslehrer — und das sind wir ja wohl in der Mehrzahl — das ihm vorgeschriebene Ziel damit erreichen kann, daß der Schüler darin heimisch zu werden vermag und daß auch das einhelfende Elternhaus ihm nicht ratlos gegenübersteht.

Braunschweig. O. Wendeburg.

L'Empire 1813—15. L'Allemagne anti-napoléonienne. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit Anmerkungen herausgegeben von Theodor Haas. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 168 S. 8. geb. 1,80 *M*.

Die von Th. Haas aus der Histoire générale von Lavisse und Rambaud ausgewählten Abschnitte über die Geschichte Napoleons gehören zu dem Besten, was in den letzten Jahren für die französische Schullektüre veröffentlicht worden ist. Besonders das erste Bändchen, „L'Empire 1805—1809“, bietet dem Schüler so

Digitized by Google

viel Interessantes und Neues von Anfang bis Ende, daß er es mit Freude lesen wird. Das zweite Bändchen, „L'Empire 1813—1815," wird zunächst etwas weniger anziehen, da sein Stoff, die Befreiungskriege, im geschichtlichen und deutschen Unterricht ausführlich bekannt geworden ist. Aber die Kunst der Darstellung, die Klarheit und Übersichtlichkeit, das Hervortreten neuer militärischer und politischer Gesichtspunkte wird auch hier bald fesseln.

Im ersten Abschnitt (S. 1—26) schildert der Universitätsprofessor Denis die Neugestaltung des preußischen Staates und würdigt mit bemerkenswerter Objektivität das Wirken von Stein, Scharnhorst und Hardenberg. Der zweite Abschnitt (S. 27—68), von Henri Vast, enthält die Geschichte des Feldzugs von 1813. Henri Houssaye, der besonders durch seine trefflichen Werke „1813" und „1815" bekannte Akademiker, erzählt S. 68—127 den Feldzug 1814 und die Rückkehr Napoleons von Elba. Der letzte Abschnitt (S. 127—141), von Vast, bringt die Geschichte der Hundert Tage und die Katastrophe von Waterloo.

Die Anmerkungen sind sorgfältig bearbeitet, sollten aber vermehrt werden. Wird z. B. der Schüler Bescheid wissen über Grosbois, Lübnitz, Romainville, Bondy, Ste-Marguerite, barrière de Roule, Beugnot, comte d'Artois, le futur roi-poète (de Bavière), grognards, Vendée impériale, abeilles napoléoniennes, Sénat, conseils généraux u. a.? Einige sind nicht ausreichend, z. B. „Tribunat, eine im Jahre 1729 (Druckfehler!) eingesetzte politische Körperschaft von 100 Mitgliedern".

Ich halte es für einen Vorzug, daß die Lektüre dieser Bändchen neben sprachlicher Förderung und sachlicher Belehrung dem Schüler gleichzeitig ein Beispiel bietet dafür, daß ernste Männer der Wissenschaft in Frankreich ebenso unparteiisch zu sein verstehen wie in Deutschland. Auch wird es nicht schaden, wenn sie ein Gegengewicht bilden werden gegen die über Gebühr bevorzugte Lektüre von Lanfrey und Taine.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch auf einige neuere für Neuphilologen bei der Lektüre von Schriften über die napoleonische Zeit besonders brauchbare Werke hinweisen. Es sind dies zunächst die durch billigen Preis allen erreichbaren Monographien über Napoleon von Landmann (München, Kirchheim; Preis 4 ℳ), Lenz (Bielefeld, Velhagen; 4 ℳ), Roloff (Berlin; 3,50 ℳ), sodann die umfangreicheren von Pflugk-Harttung (Berlin, Späth; 2 Bde.; 24 ℳ) und Fournier (Leipzig, Freytag; ca. 15 ℳ). Zahlreiche Illustrationen enthalten Landmann, Lenz und Pflugk-Harttung, sowie besonders das prächtige Bilderwerk von Armand Dayot: Napoléon raconté par l'image, d'après les sculpteurs, les graveurs et les peintres (Paris, Hachette; 15 *fr.*) und desselben Album Napoléon (Paris, Hachette; 6 *fr.*).

Lorsheim (Bez. Trier). F. J. Wershoven.

Digitized by Google

1) H. Saure, Auswahl französischer Gedichte für Schule und Haus. Dritte Auflage. Berlin 1905, F. A. Herbig. IV u. 143 S. 8. 1,60 ℳ, geb. 2 ℳ.

Das vorliegende Buch enthält in chronologischer Anordnung Dichtungen von 43 französischen Dichtern; den Anfang macht Corneille mit dem 'Combat du Cid contre les Maures', den Schluß bildet Nicolas Martin, der von 1814 bis 1877 gelebt und Deutschland aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, mit drei kleinen Gedichten, von denen das letzte mit der Überschrift 'A l'Allemagne' in warmen Worten unser Vaterland preist. Bei jedem Dichter ist das Geburts- und Sterbejahr angegeben. Ich hätte gern gesehen, daß einige Dichter der neuesten Zeit, etwa Sully Prudhomme oder Paul Verlaine bei der Neuauflage dieser Gedichtsammlung berücksichtigt worden wären; die Sammlung, die für Schule und Haus bestimmt ist, hätte, scheint mir, dann noch besser ihren Zwecken entsprochen. Aber was die Sammlung in ihrer jetzigen Gestalt bietet, zählt ohne Frage zu den besten Leistungen der betreffenden Dichter; die ausgesuchten Gedichte dürfen auch den Schülern unbedenklich in die Hand gegeben werden. Heutzutage werden wohl die meisten Lehrer des Französischen sich einen mehr oder minder verbindlichen Kanon von Gedichten zum Auswendiglernen gemacht haben: sie werden, glaube ich, die meisten der von ihnen ausgesuchten Dichtungen in Saures empfehlenswerter „Auswahl" vorfinden.

2) K. Köhler, English History in Biographies. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 144 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Dieses Buch aus der Schulbibliothek von Bahlsen und Hengesbach bildet einen guten Lesestoff für das zweite oder dritte Jahr des englischen Unterrichts. In elf Abschnitten werden in Anlehnung an bekannte geschichtliche Persönlichkeiten, wie Harold, Richard Coeur de Lion, The Black Prince u. a., die wichtigsten Begebenheiten und Zeiten der englischen Geschichte erzählt. Diese Erzählungen sind den besten englischen Geschichtschreibern, wie Macaulay und Beale, entlehnt. Die als Einleitung verwertete 'Summary of the History of England' würde ich bei einer Neuauflage, die ich dem brauchbaren Buche wünsche, durch eine Biographie von Alfred the Great ersetzen. Diese Summary erscheint mir entbehrlich, weil die Persönlichkeiten, die darin erwähnt werden, in den folgenden Biographien doch wieder erscheinen. Die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen zum Text sind kurz gefaßt und einwandsfrei. Der Druck ist gut.

3) Hamilton, The Practical Englishman. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 163 S. 8. geb. 2,80 ℳ.

Das vorliegende, englisch geschriebene Buch, ein gutes Seitenstück zu dem in demselben Verlage erschienenen französischen Übungsbuch 'A travers la Vie pratique' von Lagarde und

Digitized by Google

Müller, will die Englisch lernenden Deutschen besonders mit solchen Ausdrücken bekannt machen, die beim Unterricht nach einer systematischen Grammatik naturgemäß nur geringe Beachtung finden können. So bietet denn Hamiltons 'Practical Englishman' neben leichten Beschreibungen von Gegenständen und Einrichtungen des täglichen Lebens, wie The House, Garden, Sport, Post and Telegraph, verschiedenartige Anzeigen aus den Times und dem Daily Telegraph, ferner eine Seite aus einem englischen Kursbuch, mehrere Briefmuster, eine Liste von Abkürzungen, Regeln über Rechtschreibung u. v. a. m. Die wichtigsten der einzuprägenden Wörter und Redensarten sind im Text durch den Druck hervorgehoben und, wo es nötig erschien, durch die entsprechenden deutschen Worte erklärt. Da der Verfasser des 'Practical Englishman' ein Engländer ist, so ist der gebotene Lernstoff unbedingt gutes, gangbares Englisch. Schon aus diesem Grunde sei das Büchlein den Studierenden des Englischen auf der Universität und den Handelsschulen, den Lehrern und Lehrerinnen des Englischen an Knaben- und Mädchenschulen, sowie überhaupt allen denjenigen, welche ihre englischen Sprachkenntnisse durch Ausdrücke aus dem Sprachschatz des täglichen Lebens, etwa zur Vorbereitung für einen Aufenthalt in England, erweitern oder befestigen wollen, hiermit bestens empfohlen.

Landsberg a. d. Warthe. Heinrich Truelsen.

Görlich und Hinrichs, Kurzgefaßtes Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache für Realschulen, Realprogymnasien sowie für Reformschulen und Gymnasien. Paderborn 1905, F. Schöningh. XII u. 348 S. 8. 3,20 ℳ.

Das vorliegende Schulbuch ist eine Zusammenfassung und Kürzung (hauptsächlich in bezug auf Grammatik und Übungsstoff) des englischen Unterrichtswerkes von Ewald Görlich. Es enthält den gesamten Lehrstoff für die im Titel genannten Schularten, also für einen englischen Kursus von drei Jahren. Teil I enthält englische Prosastücke (21 Seiten), Teil II 15 Gedichte, Teil III eine Grammatik in Beispielen (64 Seiten), Teil IV eine Grammatik in Regeln, Teil V deutschen Übungsstoff (85 Seiten), Teil VI getrennte Wörterverzeichnisse zu I, II, III und V, die beiden letzten alphabetisch. Die Grammatik ist derart angeordnet, daß, nach kurzen orthographischen und Interpunktionsregeln sowie einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Zusammenziehungen, die Formenlehre des Verbs an den Anfang gestellt ist, worauf dann die übrigen Wortarten folgen. In gleicher Reihenfolge schließt sich daran die Syntax der einzelnen Wortarten, und den Schluß bilden die Regeln über die Wortstellung. Die Grammatik zeigt weise Beschränkung auf das Wesentliche; die beigefügten Mustersätze haben die lobenswerte Eigenschaft,

Digitized by Google

einfach zu sein und die Regel klar widerzuspiegeln. Der englische Lesestoff ist geschickt ausgewählt, und seine Anordnung vom Leichteren zum Schwereren ist zu billigen. Er ist auch ausreichend, da im dritten Jahre die Schriftstellerlektüre dazukommt. Der deutsche Übungsstoff ist so reichlich bemessen, daß er Auswahl und Abwechslung gestattet. Er bringt Einzelsätze und zusammenhängende Stücke und schließt sich zum Teil an die englischen Prosastücke an, zum Teil besteht er aus Umformungen von Lesestücken des Lesebuches von Görlich.

Die Verfasser stehen auf einem methodisch vermittelnden Standpunkte. Ihr Ziel ist, durch sofortige Einführung in die lebende Sprache und durch möglichst schnelle Übermittelung genügender grammatischer und lexikalischer Kenntnisse die Schüler „recht bald instand zu setzen, englische Schriftsteller selbständig zu lesen und zu verstehen und sich, wenn auch nur in bescheidenem Maße, in der fremden Sprache mündlich und schriftlich auszudrücken“. Ich denke, dieses Ziel, welches den neuen Lehrplänen entspricht, kann von allen Kollegen angenommen werden. Die Art der Durchführung zeugt von sprachlichem und pädagogischem Geschick und läßt dem Lehrer hinreichende Freiheit, ohne ihm gar zu viel selbst zu überlassen. Auch methodisch läßt sie den Anhängern der verschiedenen Richtungen hinreichenden Spielraum, vorausgesetzt nur, daß man der Reform nicht ganz ablehnend gegenübersteht, sondern das viele Gute, welches sie geschaffen hat, zu verwerten bestrebt ist. In bezug auf die Sprechübungen greift das Buch dem Lehrer nicht vor, nur daß es ihm einen Stoff bietet, an dem derartige Übungen leicht und angenehm vorgenommen werden können.

Es ist schwierig, ein englisches Lehrbuch zu schaffen, welches gymnasialen und realen Anstalten gleichmäßig gute Dienste leistet. Dort haben wir 17jährige Knaben, die über die grammatischen Schwierigkeiten des Lateinischen, Griechischen und Französischen einigermaßen hinaus sind und schon Vergil und Cicero, Xenephon, Thiers, Daudet u. a. kennen gelernt haben; hier handelt es sich um drei Jahre jüngere Schüler, die nur das Französische kennen und überhaupt noch keinen Schriftsteller gelesen haben. Es liegt deshalb nahe, für beide Gruppen auch verschiedene Lehrbücher zu schaffen, die in Behandlung der Grammatik und in Auswahl des Stoffes sich den daraus ergebenden Unterschieden anpassen. Allein die Verfasser haben die in dieser Beziehung ihrer Aufgabe entgegenstehenden Schwierigkeiten gut überwunden. Sie sind in den ersten Stücken des englischen und deutschen Stoffes nicht trivial und gelangen bald zu Texten, die auch den Geist älterer Schüler beschäftigen können. Das Buch erscheint deshalb auch für gymnasiale Anstalten recht geeignet.

Bei dem Interesse, welches diesem Buche sicherlich ebenso

Digitized by Google

entgegengebracht werden wird wie den früher erschienenen Lehrbüchern des ersteren der beiden Verfasser, ist es wohl angebracht, Vorschläge für eine Reihe kleinerer Verbesserungen nicht zu unterdrücken. Zuerst möchte eine kurze Lautlehre den Wünschen mancher Kollegen entsprechen. Jedenfalls muß aber für die in der Grammatik und den Wörterverzeichnissen zur Aussprachebezeichnung angewandte Umschrift eine erläuternde Tabelle vorhanden sein. — Bei den unregelmäßigen usw. Verben ist die Bezeichnung der Aussprache hinter mancher Form des Präteritums und des Partizips ebenso wünschenswert wie hinter vielen Präsensformen. Im § 27 der Grammatik ist diesen Verben überhaupt keine Umschrift beigefügt worden. Ihre Aussprache wäre aus dem folgenden Paragraphen zu suchen. Das aber ist zeitraubend, zumal da im § 28 38 Verben weniger (weshalb?) verzeichnet stehen, die dann im Gesamt-Wörterverzeichnis nachzusehen wären, in welchem wiederum dem Präteritum und Partizip oft auch dann keine Aussprachebezeichnung beigegeben ist, wenn ihre Aussprache nicht zweifellos ist. — Mit einem einzigen Zeichen für die i-Laute kommt die Umschrift nicht aus. — Das nachvokalische r ist keineswegs immer völlig unhörbar; ich glaube, daß bei der Transkription die Andeutung desselben in einer der gebräuchlichen Weisen dem Lernenden manchmal vor Irrtum bewahren würde. — Die unbetonte Vorsilbe con wird wohl (ähnlich wie die erste Silbe von submit) besser mit ə als mit o gesprochen. — In der Grammatik ist die auch in anderen Görlichschen Grammatiken wiederkehrende Einrichtung getroffen, daß zuerst ausschließlich Beispiele über alle syntaktischen Erscheinungen geboten werden, denen dann eine Grammatik in Regeln folgt. Letztere bringt wiederum hinter jeder Regel ein Beispiel als Muster, das auch im vorhergehenden Teile vorkommt und dort durch Schrägdruck gekennzeichnet ist. Die Schwäche dieser Einrichtung liegt darin, daß erstens durch das doppelte Zitieren von Beispielen der Umfang des Buches um mehr als einen Bogen vermehrt werden mußte, und daß zweitens im Unterricht leicht ein unbequemes Hin- und Herschlagen der Bücher erforderlich wird. Die zugrunde liegende pädagogische Absicht der Verfasser wird besser erreicht durch häufigen Gebrauch der Kreide bei geschlossenen Büchern. — S. 124, § 42 muß es heißen: im Plural, wenn er auf -s endigt. In § 45 wird die Regel über das Geschlecht der Tiernamen erst wertvoll, wenn nähere Angaben (Aufzählungen) gemacht werden. In § 52 d möchte für sechsklassige Schulen, um die Knaben nicht zu verwirren, no als Nebenform für not auszulassen sein. In § 53, 5 fehlt „höchst" als Bedeutung von most. Entbehren wird man zuweilen die Adverbien, welche gleiche Form mit dem Adjektiv haben (§ 56). In § 78, 2 ist hinter „Infinitiv" einzuschieben: mit to. In § 78,3 muß auf die Wortstellung aufmerk-

Digitized by Google

sam gemacht werden. Die Tempora sind in der Syntax etwas dürftig behandelt; das letzte Beispiel (I have not seen him this week) paßt nicht zur Regel, daß im Englischen nach gewissen Zeitangaben das Perfekt oft für das deutsche Präsens stehe (§ 99). S. 154, § 130 ist als Beispiel für den artikellosen Gebrauch von mankind gewählt worden: Mankind has wandered from the East to the West. Wenige Zeilen weiter, § 132, heißt es: Man sagt: from east to west. Wenn der in beiden Ausdsücken liegende Bedeutungsunterschied zur Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches nicht angegeben werden soll, so wird das erste Beispiel besser durch ein anderes ersetzt. Im § 152 darf others nicht fehlen, ebenso wie § 169 der Unterschied von each other und one another. Ausdrücke wie „Substantivsätze“ und „faktitive Verba“ müssen erklärt werden. Pluralbildungen wie the ins and the outs fehlen.

Diese durch Stichproben festgestellten Kleinigkeiten hindern jedoch nicht, die auch typographisch gute „Grammatik in Regeln“ eine tüchtige Leistung zu nennen.

Geisenheim. K. Beckmann.

---

1) Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Vierter Band: Der Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas. Die deutsche Reformation. Stuttgart und Berlin 1905, I. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. X u. 473 S. 8. 5,50 ℳ. geb. 7 ℳ.

Auf die Eigenart dieser Weltgeschichte — im Unterschied von der Helmoltschen und Schillerschen —, insbesondere auf ihre Einheitlichkeit und vornehm-ruhige Darstellung, die eine Fülle von Einzeluntersuchungen zusammenfaßt, ist bei den früheren Besprechungen nachdrücklich hingewiesen worden (vgl. diese Zeitschrift 1903 S. 191 ff. und 1904 S. 381 ff.). Daher glaubt sich Ref. beim vierten Bande kürzer fassen zu sollen. Unter den fünf „Büchern“ behandelt das erste (S. 1—50) den Orient, das letzte (S. 405—438) die ersten Entdeckungen. Von diesen beiden Kapiteln ist die den größten Teil des Bandes umfassende Geschichte Europas eingerahmt. „Innere Notwendigkeit erforderte die Anordnung; denn in dieser Zeit ging von Europa die zunächst äußerliche Verknüpfung aller Erdteile aus, die den künftigen Vorrang dieses kleinsten Kontinents eröffnete. Damit verbindet sich die Frage, warum die alten Kulturen zurückblieben, die europäische dagegen sich mächtig emporarbeitete“. Im zweiten Buche (S. 51 bis 230) werden die europäischen Staaten in elf Abschnitten behandelt, die ausführlich das innere Wesen und nur kurz den äußeren Verlauf der staatlichen Verhältnisse schildern, wobei Deutschland unter der Regierung Friedrichs III. und Maximilians I.

Digitized by Google

besonders berücksichtigt ist, weil dort in jener Zeit die verfassungsmäßigen und territorialen Bildungen bereits zu einem gewissen Abschluß auf lange hinaus kamen. Das dritte Buch (S. 231—334), betitelt „Die Zersetzung des Mittelalters“, berichtet von den bedeutsamen Zwischenstufen, die das wirtschaftliche und das geistige Leben durchlief. Aus dem 16. Abschnitte, der „Humanismus und Renaissance in Italien“ behandelt, sei als Beispiel für die Auffassung und Darstellungsweise L.s folgende Stelle wörtlich mitgeteilt. „Seit Georg Voigt und Jakob Burckhardt ist die allgemeine Lehre: die Renaissance bezeichne die 'Entdeckung von Mensch und Welt', die 'Befreiung des Geistes', den 'Ursprung des modernen Menschen'. Nachfolger fügten hinzu, damals habe ein neues seelisches Kulturzeitalter, das individualistische, begonnen. Das ist zuviel gesagt; denn auch das eigentliche Mittelalter hat individuelle Männer auf allen Lebensgebieten aufzuweisen. Jeder Mensch war auch damals ein besonderes Wesen, das sich von anderen unterschied. Wie verschieden sind die Gestalten unserer deutschen Kaiser und Päpste! Die großen Gelehrten, Abälard mit seiner Heloise, und ebenso er verglichen mit seinem mystisch gestimmten Gegner Bernhard von Clairvaux waren gewiß nicht alle gleichen Schlages. Wir wissen nur zu wenig von diesen Zeiten, um die einzelnen Persönlickeiten schärfer umreißen zu können, aber das Dunkel verhüllt wohl die Einzelheiten, hebt sie jedoch nicht auf“.

Das Ergebnis der im dritten Buche dargestellten Wandlungen war die deutsche Reformation, die den Gegenstand des vierten (S. 335—404) bildet. Mit Recht wird sie für sich behandelt, weil sie, obgleich auf allgemeinen Grundlagen entstanden, ihre Eigenart bewahrte. „Wie dann ihr rascher Erfolg anderen Völkern mächtigen Anstoß gab, welchen Einfluß die weithin verbreitete Bewegung auf die gesamte Entwickelung ausübte, wird der folgende Band darlegen“.

Die allgemeinen Literaturangaben im Anhange berücksichtigen alle wichtigen Hilfsmittel; das Personen- und Ortsverzeichnis ist, nach manchen Stichproben zu schließen, durchaus sorgfältig und erschöpfend. Der Fortsetzung dieser Entwickelungsgeschichte, die gerade uns Gymnasiallehrern gute Dienste leisten kann, sehen wir mit großem Interesse entgegen. Daß der dritte, vierte und fünfte Band eine Einheit bilden, habe ich bei der vorigen Besprechung hervorgehoben.

2) von Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters (1438—1519). Erster Band: Deutsche Geschichte zur Zeit Albrechts II. und Friedrichs III. 1438—1486. Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII u. 655 S. gr. 8. 8 *M*.

Die staatlichen Zustände Deutschlands im Ausgange des Mittelalters bieten ein trostloses Bild der Zerfahrenheit. Der schroffe Gegensatz zwischen den kaiserlichen Machtansprüchen und der

Digitized by Google

„Libertät“ der Reichsstände, sowie die unendlich vielen Streitpunkte zwischen Kaiser und Papst, ferner zwischen den Fürsten einer- und den Städten andrerseits, endlich zwischen Fürsten und Städten untereinander machten Deutschland zu einem lockeren Staatenbunde ohne einheitliche gesetzliche Ordnung und ohne kräftige Zentralgewalt. Des Reiches lose Glieder konnten nicht mehr unter die starke Autorität des Königtums zusammengefaßt werden, und eine Fülle einander befehdender Mächte suchten sich dem Drucke des werdenden territorialen Fürstentums zu entziehen. Der Begriff des „Reiches“ erschöpft sich, wie unser Verf. mit Recht betont, wesentlich in der Wahl des Königs durch die Kurfürsten und in den end- und ergebnislos sich dahinschleppenden Reichstagen; aber auch diese vertraten das gemeine deutsche Wesen nur in sehr eingeschränktem Umfange. „So wird die deutsche Geschichte dieser Periode zu einer Geschichte einzelner glanzvoller Personen“, und diese dem Verständnis und der Anteilnahme näher gebracht zu haben, ist ein Verdienst des Krausschen Werkes, das den Freunden ernster, in alle Einzelheiten der Reichs- und der Territorialverhältnisse eindringender Geschichtschreibung willkommen sein wird. Es gehört zu der seit etwa 20 Jahren im Cottaschen Verlage erscheinenden Bibliothek Deutscher Geschichte, deren Vorzüge und Mängel in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen worden sind (zuerst 1898 S. 231 ff., zuletzt 1905 S. 239 ff.) und die bald ihren Abschluß finden dürfte.

Den Stoff gliedert Verf. folgendermaßen. Erstes Buch — mit elf Abschnitten —: Fortschreitender Verfall des Reiches und Zusammenbruch des kirchlichen Reformwerkes (bis S. 298). Zweites Buch — mit 14 Abschnitten —: Die Zeit vergeblicher Versuche einer Reichsreform (bis S. 528). Drittes Buch — mit sieben Abschnitten —: Das Reich unter burgundischen und ungarischen Einflüssen (bis S. 655). Eingehend werden die Ereignisse in Böhmen, das doch dem Namen nach zum Reiche gehörte, in Polen und in Ungarn geschildert; denn sie greifen tief und bestimmend in die Geschicke Deutschlands ein. Der von der slawisch-nationalen Geschichtschreibung vertretenen Auffassung, als sei Georg Podiebrad das Opfer seiner religiösen Überzeugung geworden, tritt K. aufs entschiedenste entgegen. „Ethische Beweggründe, und insbesondere solche auf dem Glaubensgebiete, standen dem Böhmenkönige völlig fern. Scharfsinnig in Beurteilung und Ausnutzung der momentanen Lage ging er rasch und nicht wählerisch in den Mitteln zum Handeln über. Ihn beseelte nur der eine Gedanke, sich auf der Höhe der schwer errungenen Lebensstellung zu behaupten“. Daß seinem nationalen Königtum gerade Kirche und Papst die offizielle Weihe gegeben hatte, gehörte mit zu den seltsamsten Fügungen dieses an Widersprüchen so reichen Zeitalters. Verwickelt in den unlösbaren Konflikt der Pflichten gegenüber dem Papste einerseits,

Digitized by Google

dem national-slawischen und utraquistischen Wesen, dem er die Krone verdankte, anderseits, ist der staatskluge König schließlich an diesem „Zwiespalt zwischen innerer Neigung und ungestillter Sehnsucht nach äußeren Erfolgen“ zugrunde gegangen. „Eine gerechte und national vorurteilslose Betrachtung der Dinge wird ihm den Platz unter den hervorragendsten Geistern des sinkenden Jahrhunderts niemals streitig machen“. Zu diesen gehörte auch Matthias Corvinus, bei dem Verf. mehr hätte hervorheben können, daß er ganz unter dem Einflusse der humanistischen Bildung stand, eine der berühmtesten Bibliotheken seiner Zeit besaß und einen Gelehrtenkreis um sich hatte, zu dem der in ganz Europa bekannte Marsilio Ficino gehörte. Sehr scharf, aber durchaus gerecht urteilt K. über den Kaiser Friedrich, dem „die Gabe mannhafter Wahrhaftigkeit und der ernste Wille, selbst mit scharfem Schwerte Ordnung zu schaffen“, ganz abgingen.

Den Hauptinhalt der Darstellung bilden die kirchenpolitischen Fragen; das Kulturgeschichtliche ist — wie das soeben bei Matthias Corvinus Bemerkte beweist — etwas in den Hintergrund getreten. Nur gelegentlich (z. B. S. 55) betont Verf. das neben dem Verfall der öffentlichen Zustände sich vollziehende Sinken von Moral und Sitte; er kündigt jedoch in der Vorrede an, daß am Schluß des zweiten Bandes (den Kaser — Verfasser einer trefflichen Monographie über politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertume zu Beginn des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 1899 — übernommen hat) der Entwicklung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete eine eingehendere Betrachtung gewidmet werden soll. Im allgemeinen hat Verf. den schwierigen Stoff durchaus sachgemäß behandelt; am besten gelungen scheint mir das dritte Buch, dessen Gegenstand K. offenbar am meisten beherrscht. Dies an Einzelheiten nachzuweisen, ist hier nicht der Ort. Die Darstellung ist lebendig und gewandt; nur selten stören unmittelbar aufeinanderfolgende Wiederholungen desselben Wortes (z. B. S. 336 „allerdings“) oder Austriazismen, wie die bekannte Verwendung der Präposition „über“ oder die Substantiva „Entgang“ und „Anwart“ (S. 55 f.). Die Literaturnachweise sind nur S. 465 nicht ausreichend. Auf Äußerlichkeiten — verschiedene Schreibweise der Namen und Druckfehler, an denen es nicht ganz fehlt — soll hier nicht weiter eingegangen werden, vielmehr mögen den Schluß unserer Besprechung, die den vielseitigen Inhalt des Bandes nur kurz andeuten konnte, die sehr zu beherzigenden Worte der Vorrede (C. VI) bilden: „Den warmblütigen Deutschen überkommt bei Betrachtung der damaligen Zustände das Gefühl tiefer Beschämung. Wer diesem Geiste kleinlicher Rechthaberei und selbstmörderischer Zuchtlosigkeit in Stadt und Land näher tritt, dem liegt eine bange Frage nahe, ob das deutsche Volk trotz aller Schicksalsschläge der späteren Jahrhunderte die Folgen dieser Erbübel endlich doch schon ganz überwunden habe“.

Digitized by Google

3) Hans Helmolt, Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 36 Fachgelehrten herausgegeben. Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. 9 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder 18 broschierte Halbbände zu je 4 Mark. Fünfter Band: Südost- und Osteuropa. Von Rudolf von Scala, Heinrich Zimmerer, † Karl Pauli, Hans F. Helmolt, Berthold Bretholz, Wladimir Milkowicz und Heinrich von Wlislocki. Mit 5 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. XVI u. 630 S. gr. 8.

Im ersten, von R. von Scala verfaßten Abschnitte (bis S. 116) „Das Griechentum seit Alexander dem Großen“ werden in unmittelbarem Anschluß an das fünfte Kapitel des vierten Bandes zunächst der Hellenismus und die Weltstellung des Griechentums knapp, aber klar und die Hauptsachen erschöpfend dargestellt. Da in unseren Tagen alles, was mit dem Griechentum zusammenhängt, in Gefahr ist, unterschätzt zu werden, so mag eine Probe gerade aus diesem ersten Abschnitte hier Platz finden. „Mit Alexanders Reichsgründung war für den Osten eine Ausbreitung griechischer Kultur, ein Austausch östlicher und westlicher Erzeugnisse, eine Vermischung barbarischer und griechischer Stammesart verbunden, wie sie die antike Welt in diesem Maße vorher doch noch nicht gekannt hatte. Iberische Stämme Spaniens, keltische Clans in Südfrankreich, etruskische Städte, italische Kunstübung, ägyptisches Heerwesen und ägyptische Sage, lykische Gräberarchitektur und karische Denkmäler, skythische Goldarbeiten, persische Palastbauten haben früher schon unter griechischem Einfluß gestanden, so daß die Griechen weit mehr als durch ihre inneren Kämpfe in ihrer Rolle als Zivilisatoren des Mittelmeerkreises ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhielten. Aber nun wird die alte griechische Kolonisationstätigkeit, die zwei volle Jahrhunderte aufgegeben war, wieder aufgenommen in einem weiten Reichsgebiete, dessen politisches Leben griechisch, dessen Verwaltung persisch, dessen Herrscher griechisch, dessen Heer griechisch ist. Die Gründung von Alexandrien und die Neubelebung von Babylon hat Weltstädte im Orient geschaffen, deren geistige und materielle Hochkultur sie zu Mittelpunkten des neuen Alexanderreichs machen mußte. Der ganze Strom des Reichtums ergoß sich in den Westen; die lange aufgestapelten Schätze der Achämeniden werden dem Kreislaufe der Güter zurückgegeben, und die chaldäischen Beobachtungen und Berechnungen, die auf Jahrtausende zurückgingen, werden der griechischen Astronomie nutzbar gemacht. Schon Pytheas, später Hipparch benutzten für die Entfernungen von Sternen babylonische Maße. Ja auch die politisch-religiösen Überlieferungen Babylons, die schon die assyrischen Herrscher in ihren Bann gezwungen hatten und ihnen die Krönung in Babylon als abschließende Weihe erscheinen ließen, spielten in dem Weltkönigtum Alexanders eine große Rolle und paßten wunderbar in die theo-dynastischen Pläne: neben der An-

Digitized by Google

lage von Häfen und Werften bildete der Aufbau des Marduktempels Esaggil einen wichtigen Zukunftsplan Alexanders. Das Griechentum hat nun diese eroberten Länder zu wirklichem geistigem Besitz erworben" (S. 9f.). „Kaum hat die Welt jemals eine derartige Durchtränkung so vieler Gebiete und so verschiedener Völker mit einer Kultur gesehen, die — mag sie auch 'Weltkultur' geworden sein — doch noch ihren nationalen Ursprung in der weitaus größten Mehrzahl ihrer Bestandteile aufwies. Der größere Flächenraum der angelsächsischen Rasse von heutzutage ist erfüllt von der englischen Weltsprache, — die Weltkultur jedoch ist nur angelsächsisch gefärbt, nicht rein. Jene Jahrhunderte aber vor Christus sahen die Sprache Athens zur griechischen Gemeinsprache, diese zur Weltsprache werden und den damals zu rechnenden Erdkreis in ziemlich großem Umfange zu einer Kulturprovinz griechischen Geistes" (S. 20).

Der zweite Abschnitt (bis S. 212), aus der Feder H. Zimmerers, behandelt die europäische Türkei und Armenien von den dunklen Anfängen des Osmanischen Reiches bis zur glänzenden, auch einen künstlerischen Aufschwung zeigenden Höhe unter Suleiman II., und dann abwärts bis zu dem auf die verschiedenste Weise sich offenbarenden unaufhaltsamen Niedergange. Der dritte Abschnitt (bis S. 222), von dem verstorbenen K. Pauli, überarbeitet und ergänzt vom Herausgeber selbst, beschäftigt sich mit dem tapferen Volke der Albanesen, deren vornehme Geschlechter, um sich ihre Unabhängkeit zu wahren, seit dem 15. Jahrhundert zum Islam übertraten. Der vierte Abschnitt (bis S. 266), von B. Bretholz, befaßt sich mit den Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien bis zu ihrer Vereinigung mit Österreich 1526. Nachdrücklich weise ich auf S. 240ff. hin, wo von der deutschen Kolonisation die Rede ist; erst seitdem kann von höherer Bildung, von Siedelungen und Städtegründungen die Rede sein, erst seitdem entwickelt sich allmählich ein bis dahin ganz unbekannter freier Bauernstand, und in den Städten erblühen Handwerk, Handel und Kunst. Der fünfte, von Wladimir Milkowicz (Professor an der Universität Czernowitz) verfaßte Abschnitt (bis S. 312) hat den slowenischen und den serbo-kroatischen Stamm zum Gegenstande. Der sechste (bis S. 414), aus der Feder H. v. Wlislockis, ist nach dessen anscheinend unheilbarer Erkrankung vom Herausgeber gründlich umgearbeitet und „teilweise unter beträchtlichem Zeitaufwand" auf die Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft gebracht worden. Er umfaßt die Donauvölker, worunter Hunnen, Bulgaren, Rumänen, Magyaren und Zigeuner verstanden sind; ich möchte besonders die Ausführungen über die Deutschen in Ungarn (S. 389ff.) hervorheben und darauf hinweisen (in unserer Weltgeschichte ist es nicht nachdrücklich genug geschehen), daß seit Jahrhunderten die gesamte Jugend Siebenbürgens in Bruder- und Schwesterschaften eingereiht und zum opferfreudigen Gemeinsinn erzogen wird. Zu S. 402 unten ist

Digitized by Google

anzumerken, daß auch jetzt noch jeder Sachse, dem es seine Mittel erlauben, wenigstens einen Sohn auf deutsche Hochschulen sendet, damit er hier zum nationalen Kampfe geistig ausgerüstet wird. Die Zigeuner — nach sprachwissenschaftlichen Untersuchungen stammen sie unzweifelhaft aus dem Nordwesten Indiens — sind wohl in keiner anderen Weltgeschichte ähnlichen Umfanges so ausführlich berücksichtigt worden, wie hier; es findet sich auch eine inhaltlich recht wertvolle Mitteilung über die von der Literatur bisher gänzlich übersehenen mittel- und südamerikanischen Zigeuner.

Der siebente Abschnitt (bis S. 595), Osteuropa betitelt rührt von dem Verfasser des fünften her und ist besonders wichtig. Denn sehr mit Recht weist das Vorwort darauf hin, daß Osteuropa von der deutschen Wissenschaft bisher arg vernachlässigt worden ist und daß sich die Helmoltsche Weltgeschichte es sicherlich als Verdienst anrechnen darf, zum erstenmal eine weltgeschichtlich angefaßte und durchgeführte, dabei in sich geschlossene und auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehende Entwicklungs- und Kulturgeschichte jenes weiten und nicht erst jetzt interessant gewordenen Gebietes vorzulegen. Wir finden in der Tat hier eine „von hohen Gesichtspunkten aus gegebene lichtvolle Übersicht über die Gesamtentwicklung des Slawentums mit seinen Einsprengseln“ (S. VIII). Der Abschnitt hebt mit einer geographisch-geschichtlichen Übersicht an, die darauf hinweist, daß schon in den Naturverhältnissen der Gegensatz zwischen West- und Osteuropa begründet liegt und daß Osteuropa erst hat entdeckt werden müssen. „Materiell und geistig ist Rußland, von verhältnismäßig kleinen Strecken abgesehen, ein asiatisches Land, alles trägt hier den Stempel der Masse, des Mangels an Abwechslung, der Beharrung und Unwandelbarkeit des Geistes“. Für die Entwicklung des ganzen Reiches haben die Wasserstraßen, namentlich die Wolga, den Ausschlag gegeben. Von bemerkenswerten Einzelheiten, die uns in nicht geringer Anzahl begegnen, sei hervorgehoben das „in der Geschichte wohl einzig dastehende Denkmal“ von des Zaren Iwan des Schrecklichen Hand, nämlich das Buch, in dem er für 3470 (!) von ihm hingemordete Opfer Messen stiftete. Wir lesen S. 551: „Deshalb, weil selbst bedeutende Menschen von der Macht der Verhältnisse bezwungen werden können, sollten nicht ausschließlich die groß genannt werden, die beträchtliche Erfolge erzielt, sondern gerechterweise auch die, die Großes erstrebt haben“, und S. 580: „Solange man oben von der Ansicht ausgeht, daß eine Beaufsichtigung der Beamten durch die Öffentlichkeit das Gewicht der Regierung gefährden könne, kann von einer Gesundung öffentlicher Verhältnisse keine Rede sein. Andrerseits müßte die Beamtenschaft besser besoldet werden; ein Beamter kann bloß dann dauernd verläßlich und gewissenhaft sein, wenn er vor Willkür ... geschützt ist“. Recht anziehend betitelt

Digitized by Google

Verf. seine Schlußbetrachtung „Die russische Kulturfeindschaft“; es heißt darin zum Schluß: „Die Welt kann heutzutage nur kulturfreundliche Völker leiden und dulden. Man erwartet von einem großen Volke vor allem kulturelle Arbeit. Westeuropa möchte endlich einmal von Rußland etwas lernen. Kriegerische und politische Eroberungen allein bringen kein Heil. Daher sind sie den ungeheuren Betrag an Opfern, den das russische Volk dafür hat bringen müssen, schwerlich wert gewesen“. — —

Fünf eingehende Besprechungen der Helmoltschen Weltgeschichte hat diese Zeitschrift bereits gebracht (die letzte findet sich im 58. Jahrgange 1904 S. 375—381). Daher diesmal nur noch wenige Bemerkungen! Eine Gruppierung des Stoffes in die angeführten sieben Abschnitte ist nicht einheitlich und infolgedessen nicht übersichtlich genug; denn während der ethnographische Einteilungsgrundsatz in den fünf ersten gewahrt ist, liegt den zwei letzten der geographisch-politische zugrunde. Beide konnten miteinander verbunden werden. Die Geschichte der „Donauvölker“ und der „Balkanvölker“ hätte sich gerade so gut im Zusammenhange behandeln lassen wie die der Russen und Polen, der Böhmen und Mähren. Bei der jetzigen Einteilung steht der vierte Abschnitt auf keinen Fall an dem richtigen Platze, und die Entwicklung Neugriechenlands z. B. findet sich an drei verschiedenen Stellen (S. 111 ff., 170 ff., 190 ff.). Die Schicksale der verschiedenen Völker berühren sich eben sehr oft aufs engste — das zeigen äußerlich gerade in diesem Bande auch die recht häufigen Verweisungen auf früher erschienene Teile sowie auf andere Abschnitte desselben Bandes. Dadurch werden diejenigen im verständnisvollen, die Zusammenhänge beachtenden Lesen einigermaßen gestört, denen die geschichtlichen Ereignisse nur oberflächlich bekannt sind.

Das muß dem Herausgeber zugestanden werden, daß der Vorwurf, im Verhältnisse zu den führenden Nationen sei unbedeutenden Völkern zu viel Raum gewährt, im allgemeinen nicht zutrifft. Ereignisse, „die oft schon mit behaglicher Breite geschildert worden sind“, nochmals sehr ausführlich darzustellen, ist in der Tat weniger wichtig als bisher ganz außer acht gebliebene Gebiete „endlich einmal angemessen zu berücksichtigen“. Sieben Bearbeitern gegenüber wäre es natürlich dem einen Beurteiler leicht, einzelne Mängel und Ungenauigkeiten sachlicher und sprachlicher Art hervorzuheben; doch angesichts der eigenartigen Vorzüge des Ganzen glaube ich hier davon abstehen zu müssen. In recht ungleichem Maße ist das Kulturgeschichtliche berücksichtigt, am wenigsten bei den Russen und Polen, am ausführlichsten (wie begreiflich) bei den Byzantinern; hier hat sich v. Scala das ihm in der Vorrede gespendete Lob wohl verdient und durch sorgfältige Auswahl und Feilung der Steinchen „ein prächtiges Mosaik“ geschaffen.

Digitized by Google

Von der Ausstattung auch dieses Bandes ist nur höchst Rühmliches zu berichten. Liegt doch gerade in der Wiedergabe von Abbildungen und Karten die besondere Stärke des Bibliographischen Instituts. Wir finden vier prächtige Farbentafeln (z. B. den „Alexandersarkophag" aus Sidon) und 16 in Holzschnitt und Ätzung (eine beträchtliche Anzahl von ihnen stellt Fürsten dar); unter den fünf farbigen Karten dienen die zur Geschichte Rußlands, Polens und der Türkei ebenso dem Verständnis des Textes wie die sechs Stammtafeln. Druckfehler sind sehr selten (S. 245 steht 1441 statt 1341 und S. 424 Wolgau), und auch das Register weist wiederum Sorgfalt und Vollständigkeit auf.

Von den neun Bänden, auf die das große Unternehmen der Helmoltschen Weltgeschichte berechnet ist, fehlen nunmehr noch der sechste und der neunte. An den Eingang jenes soll die ursprünglich als achter Abschnitt geplante Abhandlung über die geschichtliche Bedeutung der Ostsee gestellt werden, wo sie als Überleitung von einem Völkerkreise zum andern der Einführung zum vierten Bande genau entsprechen wird. Hoffentlich kann hier in nicht zu ferner Frist von der glücklichen Vollendung des wegen seiner Grundauffassung und seiner Anordnung eigenartigen Sammelwerkes berichtet und dann ein abschließendes Urteil darüber gefällt werden, wie weit dieser erste Wurf gelungen ist und ob er in der Tat eine neue Ära der Weltgeschichte ins Leben gerufen hat. Das bei Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift (1899 S. 727) gefällte Urteil, er sei „eine Zierde der deutschen Wissenschaft und des deutschen Buchhandels", gilt jedenfalls von fast allen bisher erschienenen Bänden — einzelne Abschnitte ausgenommen — und nicht zum mindesten auch von diesem fünften.

Görlitz. E. Stutzer.

H. Althof, Geschichtstafeln für die einzelnen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Auflage. Weimar 1905, A. Huschke Nachf. (R. Buchmann), Hofbuchhandlung. I u. 24 S. gr. 8. kart. 0,80 *M*.

Die vorliegenden Geschichtstafeln, die bereits in zweiter Auflage erschienen sind, sollen „bei größeren Wiederholungen unabhängig vom Lehrbuche als Merkzeichen und Wegweiser durch das in den Unterrichtsstunden durchwanderte Geschichtsgebiet dienen und die Erinnerungen an die Tatsachen vor Verworrenheit schützen" (Vorwort). Daß es zur Erreichung dieses Zweckes besonderer, unabhängig vom eingeführten Lehrbuche gearbeiteter Tabellen bedarf, davon habe ich mich trotz langjähriger Erfahrung im Geschichtsunterricht noch nicht überzeugen können. Ich halte es vielmehr für das Richtigste, daß für Wiederholungen die Tabellen benutzt werden, die das eingeführte Lehrbuch ent-

Digitized by Google

hält und die noch einmal den in den Lehrstunden dargebotenen Stoff in kurzer und übersichtlich geordneter Form zusammenfassen. Löst das Lehrbuch diese Aufgabe nicht, dann wäre es wohl an der Zeit, sich nach einem geeigneteren umzusehen; will man trotzdem das Lehrbuch vielleicht wegen anderer hervorragenden Eigenschaften beibehalten, dann müßte man allerdings besondere Geschichtstabellen zu Hilfe nehmen, und vermutlich verdanken auch die Althofschen Tafeln einem solchen Bedürfnis ihr Dasein. Irre ich mich in dieser Annahme und sollen die Tafeln wirklich neben dem mit Tabellen versehenen Lehrbuche bei größeren zusammenfassenden Wiederholungen Verwendung finden, so scheint mir die Anordnung nicht ganz glücklich zu sein: dem in Klassenabschnitten von Quarta bis Obertertia zusammengestellten Stoff folgen noch Nachträge für obere Klassen aus der griechischen, römischen, französischen, englischen Geschichte und aus der Geschichte der übrigen Länder; innerhalb der einzelnen Abschnitte wird fast durchweg die rein chronologische Darstellung angewendet. Vermißt habe ich dabei einen Abschnitt für Untersekunda. Oder wird etwa in der Heimat des Verfassers in dieser Klasse alte Geschichte betrieben? Fast scheint es so, denn das Pensum für Obertertia ist bis zur neuesten Zeit geführt. Abgesehen nun davon, daß jetzt der Lernstoff für die oberen Klassen an verschiedenen Stellen untergebracht ist, wodurch die Einprägung ohne Zweifel erschwert wird, eignet sich nach meinen Erfahrungen für solche — doch wohl freiere — Wiederholungen, wie sie Verf. im Auge hat, besser eine etwas freiere Anordnung der Tabellen: es darf nicht sklavisch an der zeitlichen Folge der Ereignisse festgehalten, sondern inhaltlich Zusammengehöriges muß, wenn es auch ganz verschiedenen Zeitabschnitten angehört, unter diesem oder jenem Gesichtspunkte vereinigt werden. Ein Versuch ist damit vom Verf. in der griechischen Geschichte gemacht worden; leider ist es bei diesem Versuche geblieben. Auch durfte der Text für den angegebenen Zweck nicht gar zu wortkarg sein: jetzt ist das Ganze nur ein trockenes Gerippe des Geschichtstoffes. Wie ein solches Hilfsmittel für größere zusammenfassende Geschichtswiederholungen, die unabhängig vom Lehrbuche ausgeführt werden sollen, etwa angelegt sein muß, das zeigen uns die Neukirchschen Tabellen: mit außerordentlichem Geschick nach den angegebenen Gesichtspunkten gearbeitet, können sie allen Freunden solcher Tabellen aufs wärmste empfohlen werden.

Wenn ich nun auch den vorliegenden Tabellen im Prinzip keine eigentliche Berechtigung zuerkennen kann, so verdienen sie doch im einzelnen manches Lob. Der Text ist zwar sehr dürftig, doch klar und verständlich. Besonders hat mir gefallen, daß bei den meisten weniger bekannten Örtlichkeiten die Lage näher bezeichnet ist; das halte ich für durchaus wünschenswert. Nur

Digitized by Google

weniges scheint mir in dieser Hinsicht versäumt, wie S. 10 bei Canossa, S. 11 Clairvaux, S. 15 St. Germain en Laye, S. 16 Baden (hier besonders wichtig, da das am Bodensee gelegene gemeint ist). Daß ferner, um die richtige Aussprache der Wörter zu erleichtern, von der Angabe der Quantität der vorletzten Silbe wiederholt Gebrauch gemacht worden ist, kann ich nur loben; vielleicht konnte auch hier noch mehr geschehen, z. B. habe ich die Angabe bei Alessandria (S. 17) vermißt. — Ein sicheres Kriterium für die den einzelnen Stufen zuzuweisenden Zahlen zu finden, ist unmöglich; deshalb will ich mit dem Verf. nicht darüber rechten, ob nicht vielleicht diese oder jene Zahl schon auf der früheren Stufe einzuprägen sei; aber der Friede des Antalcidas, eins der wichtigsten Ereignisse der griechischen Geschichte und von der Darstellung der Perserkriege gar nicht zu trennen, gehört nach meiner Auffassung unbedingt der Quartastufe an. In der Auswahl der Zahlen hat sich der Verf. die größte Beschränkung auferlegt, um das Gedächtnis der Schüler nicht zu sehr zu belasten; das ist gewiß anerkennenswert, doch darf diese Beschränkung nicht zu weit gehen. So fehlt die orientalische Geschichte, abgesehen von den Persern, so gut wie ganz; bei der Bedeutung, die der Orient in der wissenschaftlichen Forschung gerade dieser Tage einnimmt, ist das nicht zu billigen. Auch die griechisch-römische Geschichte ist sicher zu kurz gekommen, besonders wenn auf der Oberstufe der Anstalt, für welche die Tabellen zunächst in Betracht kommen, zwei Jahre zur Verfügung zu stehen scheinen; die beiden attischen Seebünde, von denen der erste doch einigen Anspruch auf Bedeutung hat, sind gar nicht erwähnt, während ich in der Darstellung des römischen Ständekampfes das Jahr 287 vermißt habe, das wegen der dritten, schließlich doch noch am besten beglaubigten Secessio und der bedingungslosen Gleichstellung der Beschlüsse der plebejischen Sonderversammlungen mit denen des ganzen Volkes durch die lex Hortensia zu den wichtigsten dieser merkwürdig erregten Zeit gehören dürfte; auch die lex Manilia und Gabinia möchte ich in einer Tabelle für Obersekunda nicht entbehren. In der Kaiserzeit ist das Jahrhundert vom Tode Mark Aurels bis Diokletian ganz übergangen; mag diese Zeit auch nicht viel erfreuliche Erscheinungen bieten, einige sind doch darin, die für die Entwicklung der römischen sowie der deutschen Verhältnisse wichtig sind. — In der deutschen Geschichte habe ich eine Bemerkung über die Auflösung des Deutschen Reiches unter Ludwig dem Kinde vermißt (S. 10), ebenso ein Wort über die Ausbreitung des Deutschtums im Osten, das etwa bei Albrecht dem Bären oder Heinrich dem Löwen anzubringen war (S. 11). Wenn 1180 erwähnt wird, daß Bayern an die Wittelsbacher fällt, so durfte das auch vom östlichen Sachsen betr. der Askanier geschehen. Den Reichstag zu Mainz 1235, der nicht weniger

Digitized by Google

wichtig als die Schlacht bei Cortenuova erscheint, habe ich ebenso ungern vermißt wie das Sterbejahr der Königin Luise (S. 18). Die preußische Unionspolitik von 1849 und 1850 ist mit Stillschweigen übergangen, während sie doch gewiß ein wichtigeres Glied in der Reihe der preußischen Einheitsbestrebungen bildet als der Fürstenbund Friedrichs des Großen. Die Ereignisse von 1866 — es fehlen z. B. Custozza und Prag — und vor allem 1870/71 — ohne die Schlacht bei Sedan am 1. September! — verdienen auch in einer Tabelle größere Berücksichtigung. Der Berliner Kongreß und die Botschaft des alten Kaisers vom 17. November 1881 mit der sich daran anschließenden sozialen Gesetzgebung zeigen das neue Deutsche Reich auf seinem Höhepunkte; ich vermisse beide Ereignisse sehr, besonders das letztere, das doch nicht bloß vorübergehend im Unterricht erwähnt werden darf, sondern zum Ausgangspunkt belehrender Besprechungen über schwerwiegende Erscheinungen der Gegenwart zu machen ist. Da aber andere Ereignisse der allerneusten Zeit eingeprägt werden sollen, so durfte S. 13 auch als fünfter Zeitraum die Zeit von 1871—X angegeben werden. Wegen ihrer Bedeutung für das Haus Romanow ist die Zahl 1613 zu merken; auch ist es wohl für einen Primaner nicht zu viel, wenn er sich die Regierungszeit Peters des Großen einprägt und weiß, daß Viktoria in England seit 1837 geherrscht hat (S. 23). — Während Verf. also vielfach zu wenig bringt, ist einiges entbehrlich, wie die Grumbachschen Händel (S. 14), die Abtretung von Samogitien an Polen 1411 (S. 15), die Regierungszeit Omars (S. 23) und der Kardinalsname Clemens' XIV. (S. 24). — Im übrigen finde ich mich in der Auffassung der Ereignisse im allgemeinen mit dem Verf. in Übereinstimmung. Nur glaube ich, daß der sogenannte erste Samnitenkrieg 343 aus der Reihe der historisch beglaubigten Tatsachen gestrichen werden muß (S. 6 und 20). — Daß Achaja im Jahre 146 römische Provinz genannt wird, kann irreführen (S. 7); besondere römische Provinz unter dem Namen Achaja wird Griechenland doch erst unter Augustus. — Zur Zeit Kaiser Konrads III. ist in dem Kampfe zwischen Hohenstaufen und Welfen Heinrich der Stolze nur in beschränkter Weise beteiligt: er stirbt schon 1139; die Hauptvorkämpfer der Welfen sind Welf VI. und Gertrud (S. 11).

Druck und Papier sind gut, Übersichtlichkeit vorhanden, Druckfehler mir nicht aufgefallen.

Alles in allem: das Büchlein mag bei nicht zu hohen Ansprüchen, und wenn das Lehrbuch keine tabellarische Übersicht bietet, genügen, ist aber jedenfalls verbesserungsbedürftig.

Dessau. G. Reinhardt.

Digitized by Google

C. G. Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika. Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen Original-Tag- und Nacht-Aufnahmen des Verfassers. Zweiter Abdruck. Leipzig 1905, R. Voigtländer. 558 S. gr. 8. 12,50 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*

Dieses Buch des noch vor wenigen Jahren fast ganz unbekannten Verf. hat eine in unserer mit Büchern überschwemmten Zeit ungewöhnliche und — sagen wir es gleich — wohlverdiente Verbreitung gefunden. Denn zum ersten Male bietet es uns im Freien aufgenommene Momentphotographien der reichen Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika, namentlich unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika, zu deren Erforschung Schillings viermal hinausgegangen ist (in den Jahren 1896—1897, 1899—1900, 1902, 1903—1904), Tieraufnahmen, die einer der besten Kenner der Tierwelt, der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Heck, in einem dem Sch.schen Buche vorausgeschickten kurzen Aufsatz „C. G. Schillings und sein Erstlingswerk" mit Recht als „Naturkunden" bezeichnet. Schillings nimmt vermöge dieser absolut naturgetreuen Photographien, die uns das afrikanische Wild in der typischen Umgebung zeigen, in der Afrikaforschung eine ganz eigenartige Stellung ein, die kein anderer Afrikareisender, auch der größte und beste nicht, durch ähnliche Leistungen verdunkeln kann, so daß Heck nicht übertreibt, wenn er sagt, daß Sch. sich durch seine afrikanischen Tieraufnahmen unsterblich gemacht hat. Müssen die Bilder jedem Freunde der Zoologie, insbesondere der Tierwelt des „schwarzen Erdteils", sowie jedem Jäger, Sportsfreund, Amateurphotographen u. a. schon wegen der geradezu verblüffenden Naturtreue entzücken, so haben diese „Naturkunden" einen besonderen wissenschaftlichen Wert in Anbetracht der unzweifelhaften Tatsache, auf die Sch. mit Wehmut immer wieder hinweist, daß ein großer Teil der herrlichen Großtierwelt Afrikas unrettbar verloren ist und manche dieser Tiere schon in wenigen Jahrzehnten vollkommen vernichtet sein werden. Wenn einmal Tiere wie Elefant, Nashorn, Löwe, Büffel und andere schöne und merkwürdige Geschöpfe nicht mehr existieren werden — und unabsehbar ist leider diese Zeit keineswegs — dann wird man, so urteilt Dr. Heck mit Recht, erst den unermeßlichen Wert vollkommen würdigen, den Schillings' „Naturkundenarchiv" für alle Zeiten hat.

Das Werk enthält gegen 300 Tieraufnahmen, die ganz genau so, wie sie die Originalnegative ergeben, reproduziert sind, ohne durch Retusche irgend wie verändert oder „verbessert" worden zu sein. Es sind also absolut naturwahre Momentphotographien, aufgenommen von Tieren Ostafrikas, die in voller Freiheit und in ihrer typischen Umgebung sich befanden; das muß gegenüber den auch auf

Digitized by Google

diesem Gebiet sich vorwagenden Täuschungen mit besonderem Nachdruck betont werden. Die Aufnahmen zerfallen in gewöhnliche Tagesaufnahmen, in Teleaufnahmen, die in einer Entfernung bis zu 400 m zustande kamen, und in mittelst künstlichen Blitzlichtes erzielten Nachtaufnahmen. Um mit den letzteren zu beginnen, so betreffen sie hauptsächlich die Raubtiere, wie Löwe, Leopard, Hyäne u. s. w., die im wesentlichen nur des Nachts, wenn sie auf Raub ausgehen, dem Kamerajäger vor den Apparat kommen. Als ganz besonders wirksam möchte ich unter diesen Blitzlichtaufnahmen die Bilder S. 265 (Drei Löwinnen an der Tränke), S. 281 (Eine Löwin reißt einen Esel), S. 497 (Ein alter Mähnenlöwe am Wasser eines Sumpfes), S. 297 (Leopard an der Tränke), die prächtigen Zebra-Aufnahmen S. 89, 241, 249, 251 u. a. hervorheben. Daß die Teleaufnahmen bei Tage vermittelst der von der Weltfirma Görz in Friedenau gelieferten Apparate selbst auf Entfernungen von 100—400 m noch sehr deutlich ausfielen, beweisen die Bilder S. 113 (Zwei riesige in einem Urwaldtale des westlichen Kilimandscharo inmitten haushoher Vegetation aufgenommene Elefantenbullen) und S. 153 (Zwei riesige Elefantenbullen in Symbiose mit einem alten einsamen Giraffenbullen). Von den gewöhnlichen Tagesaufnahmen endlich sind m. E. besonders die Bilder auf S. 160 (Zwei Nashörner im Schilf, auf 15 Schritte Entfernung aufgenommen), S. 161 (Nashörner im Bade), S. 233 (Giraffe im Bergwald), S. 347 (Gnus auf der Flucht) u. a. besonders gelungen. Ein kleinerer Teil der Bilder sind lediglich Landschaftsaufnahmen, die die Vegetation, die Bodenformation u. a. klar zur Anschauung bringen; auch die Eingeborenen, namentlich der interessante Stamm der Masai mit ihrem hohen Wuchs und den z. T. aristokratischen Gestalten, treten uns in einigen Bildern lebenswahr entgegen.

So viel über die bildliche Seite des Werks, die im Titel „Mit Blitzlicht“ angedeutet ist. Daneben hat jedoch auch der weitere Titel „Mit Büchse“ seine volle Bedeutung. Die jagdlichen Streifzüge, die in der Masai-Steppe unternommen wurden — diesen Teil Ostafrikas hat Schillings auf seinen vier Expeditionen vor allem durchstreift und erforscht — sind in so fesselnder Darstellung geschildert, ganz neue Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere so packend mitgeteilt, daß auch der erzählende Teil des Werks eine besondere Beachtung verdient uud auch nach dieser Richtung hin der Wert des Schillingsschen Buches von Dauer sein wird. In 33 Kapiteln, deren Aufzählung ich hier aus Raumersparnis übergehen will, erzählt uns Sch. mit lebendigster Anschaulichkeit und in schwungvoller, teilweise hinreißender Darstellung seine Pürschgänge mit photographischem Apparat und Büchse durch die Masai-Nyika. Die einzelnen Tiere,

Digitized by Google

Elefant, Nashorn, Flußpferd, Büffel und Krokodil, Giraffe, Zebra, Löwe, Leopard, Hyäne, Schakal, Gazellen und Antilopen aller Art, Affen und die verschiedenartigsten Vögel ziehen an uns vorüber; teilweise ganz neue von ihm entdeckte Arten führt uns der Verf. vor, so eine Küstengiraffe, eine gestreifte Hyäne, eine Bergantilope (Klippspringer), sowie verschiedene bisher unbekannte Vogelarten. Über den wissenschaftlichen Wert der Sch.schen Sammlungen von Fellen und Bälgen der durch ihn erlegten Tiere und Vögel, die der Verf. gleich an Ort und Stelle hat präparieren lassen und dann zum größten Teil in hochherziger Weise den verschiedensten Museen Deutschlands und z. T. auch Österreichs zum Geschenk gemacht hat (das Berliner Museum hat dank der Schenkungen Sch.s inbezug auf die afrikanischen Sammlungen jetzt selbst das Londoner überflügelt), äußern sich in einem Anhang zu dem Sch.schen Buch Prof. Paul Matschie, Kustos am Königl. Zoologischen Museum zu Berlin, und Prof. Dr. A. Reichenow (S. 529ff. und 537ff.). Beide stimmen darin überein, daß Sch. mehr verschiedene Formen der ostafrikanischen Tierwelt gesammelt hat als irgend ein anderer Reisender vor ihm, daß namentlich die Vogelsammlung eine der umfangreichsten ist, die jemals in jenen Ländern veranstaltet worden ist. So ist der wissenschaftliche Wert dieser Sammlunlungen für den Zoologen ungeheuer groß.

Wie nun diese Sammlungen allmählich zusammengekommen sind, wie Schillings unter ungeheuren pekuniären Opfern mit seiner 130—140 Mann starken Karawane, die er aus eigenen Mitteln auf allen seinen Reisen unterhalten mußte, die Masai-Steppe durchstreift und sich seiner Aufgabe, der Erforschung des afrikanischen Tierlebens, gewidmet hat, unter welchen Schwierigkeiten er die Tiere teils photographiert, teils erlegt und an Ort und Stelle präpariert hat, in der Trockenzeit den Qualen des Durstes und Wassermangels mehr wie einmal fast erliegend, in der großen Regenperiode von den mit Macht hereinbrechenden Wasserfluten im Vordringen behindert und durch Verlust oder Unbrauchbarmachung seiner kostbaren photographischen Apparate, der Chemikalien zum Präparieren und des sonstigen Gepäcks geschädigt, wie er den Schauern der Malaria zu erliegen drohte, wie sein Leben des öfteren durch die Tiere der Wildnis und Überfälle kriegerischer Stämme gefährdet war, das alles erzählt uns der Verf. in den 33 Kapiteln mit lebhafter und kraftvoller Sprache. Füge ich noch hinzu, daß in dem Werke reichlich Bemerkungen über koloniale Verhältnisse abfallen, namentlich über Klima und wirtschaftlichen Wert Deutsch-Ostafrikas sowie über unser Verwaltungssystem in den Kolonien und die Behandlung der Eingeborenen, Bemerkungen, die in unserer Zeit, wo von unsern Kolonien so viel die Rede ist, ein besonderes Interesse haben, ferner sich auch anschauliche Ex-

Digitized by Google

kurse über die Flora Ostafrikas und endlich eine kleine Studie über das interessante Hirtenvolk der Masai und ihren semitischen Ursprung findet, so glaube ich gezeigt zu haben, daß Schillings' Werk in der Tat ein Ereignis genannt werden muß. Freuen wir uns, daß es eines deutschen Forschers Arbeit ist dieses Aufsehen erregende und in vieler Beziehung einzig in seiner Art dastehende Buch, und hoffen wir, daß es noch immer weitere Verbreitung finde! Namentlich sollte es in keiner Lehrer-Bibliothek einer höheren Lehranstalt fehlen. Denn nicht nur als Unterhaltungslektüre eigener Art wird es ein begehrter Band aller Bibliotheken sein, sondern auch manche für den Unterricht brauchbare Anregung wird der Lehrer, namentlich der Natur- und Erdkunde, aus dem Werk schöpfen. Ganz besonders seien zum Schluß die höheren Schulen noch auf die Vergrößerungen der Schillingsschen Natururkunden als Wandbilder aufmerksam gemacht, welche die Verlagshandlung von R. Voigtländer in Leipzig besorgt. Sie scheinen mir als Anschauungsmittel für den Unterricht in der Naturkunde auf den unteren und mittleren Klassen vortrefflich geeignet zu sein. Die Vergrößerungen werden auf Bromarytpapier gefertigt, einem milde glänzenden Bromsilber-Gelatinepapier, auf dem das Bild den Eindruck einer schwarzen Photographie macht. Da die Bilder durchaus Natururkunden bleiben sollen, so sind auch an ihnen ebenso wie an den Abbildungen des Buches keinerlei Retuschen vorgenommen. Mir haben einige dieser Vergrößerungen vorgelegen, und ich kann mir nicht denken, daß einem Schüler, dem Exemplare der Tiere der Wildnis in Tiergärten bezw. zoologischen Museen vorzuführen unmöglich ist, ein besseres Anschauungsmittel geboten werden könnte als diese Vergrößerungen der Schillingsschen Momentphotographien, die dem Schüler mit dem wahren Bilde des Tieres zugleich die Anschauung von der Natur, in der es lebt, vermitteln. (Bestellungen auf Vergrößerungen der Schillingsschen Tieraufnahmen aus dem Buche „Mit Blitzlicht und Büchse" sind zu richten an R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Geliefert werden die Bildgrößen 75 × 55 cm zum Preise von 15 ℳ und 41 × 30 cm zu 7,50 ℳ; andere gewünschte Größen werden nach Vereinbarung berechnet.)

Rössel. E. Hohmann.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Otto Atmanspacher, Der Rechenunterricht im ersten Schuljahre. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 55 S. gr. 8. 1 *M.*

2. K. Brunner, Im Silberkranz. Eine Festgabe zum 27. Februar 1906. Dem deutschen Volke dargeboten. Berlin 1906, Ulrich Meyer. 77 S. 12. Steif brosch. 0,30 *M.*, 100 Ex. 20 *M.* (Ulrich Meyers Bücherei Nr. 21.)

3. R. Canat, La littérature française par les textes. Paris 1906, Paul Delaplane. 747 S. kl. 8. 3 *fr.* 50 *c.*

4. O. D. Chwolson, Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie. Braunschweig 1906, F. Vieweg und Sohn. 90 S. 1,60 *M.*

5. Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik, bearbeitet von F. Weigel. Fünfundzwanzigste Auflage. Wien 1906, F. Tempsky. IV u. 299 S. gr. 8. 2 *K* 60 *h*, geb. 3 *K* 10 *h*.

6. Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. Kurzgefaßte Ausgabe, bearbeitet von F. Weigel. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. 1906. 176 S. gr. 8. 2 *K*, geb. 2 *K* 50 *h*.

7. M. Ebeling, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten. Teil II: Organische Chemie. Mit 63 Abbildungen und einer farbigen Tafel. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 202 S. gr. 8. geb. 2,80 *M.*

8. J. Ellinger und A. J. P. Butler, Lehrbuch der Englischen Sprache. Teil I (Elementarbuch). Mit 10 Abbildungen und 1 Münztafel. Wien 1906, F. Tempsky. 165 S. 1 *K* 75 *h*, geb. 2 *K* 25 *h*.

9. F. Engleder, Zeichenskizzen zum naturkundlichen Unterricht nach biologischen Grundsätzen. Bearbeitet im Auftrage des Bezirkslehrervereins München. München 1906, Max Kellerer's Hof-Buchhandlung. 15 Tafeln mit Text. 4. 0,90 *M.*

10. Französische Parlamentsreden aus der Zeit 1789—1814. Für den Schulgebrauch herausgeben von E. Schulenburg. Leipzig 1906, G. Freytag. 152 S. geb. 1,50 *M.*

11. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig, B. G. Teubner. Je 0,50 *M.*
   a) Schiller, Fiesko. Herausgegeben von R. Richter. 88 S.
   b) Schiller, Braut von Messina. Herausgegeben von J. Trötscher. 87 S.

12. K. Heilmann, Psychologie und Logik mit Anwendung auf Erziehung und Unterricht. Für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare sowie zum Selbstunterricht. Zehnte Auflage. Mit 52 Abbildungen.' Leipzig 1906, Dürr'sche Buchhandlung. 190 S. gr. 8. geb. 2 *M.*

13. W. Herbst, Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte. Bearbeitet von E Brenning. Achte Auflage. Gotha 1906, F. A. Perthes. V u. 216 S. 2 *M.*

14. P. Heyse, Im Bunde der Dritte. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von A. Brunnemann. Dresden 1906, L. Ehlermann. VIII u. 61 S. geb. 0,80 *M.*

15. J. Jäkel †, Die Freiheit des menschlichen Willens. Herausgegeben vom Deutschen Schulverein. Wien 1906, C. Fromme. 75 S. gr. 8. 1 *M.*

16. H. Kleinpeter, Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichts auf zeitgemäßer Grundlage. Wien und Leipzig, 1906, C. Fromme. 100 S. gr. 8. 2,50 *M.*

Digitized by Google

17. C. A. Laisant, Initiation Mathématique. Ouvrage étranger à tout programme dédié aux amis de l'enfance. Avec 97 figures. Genève 1906, Georg & Cie. VII u. 167 S.

18. L. Langemann, Die höhere Mädchenschule an einem Wendepunkte ihrer Geschichte. Kiel 1906, Robert Cordes. 26 S. 0,80 *M*.

19. H. Lorenz, Die Beamten-Besoldungstitel des Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Haushaltungs-Etats für das Rechnungsjahr 1906. Dreizehnte Ausgabe. Berlin 1906, Kommissions-Verlag O. Nahmmacher. 140 S. 12.

20. Macaulay. Selections. Für den Schulgebrauch herausgegeben von August Sturmfels. Leipzig 1906, G. Freytag. 164 S. geb. 1,60 *M*.

21. P. Mehlhorn, Grundriß der protestantischen Religionslehre. Fünfte Auflage. Leipzig 1906, J. A. Barth. 84 S. geb. 1 *M*.

22. J. Neve, Preußisches Normal-Alphabet. Neuer Schriftduktus. Achter Abdruck. Neubrandenburg, C. Brünslowsche Hofbuchhandlung (E. Brückner). 6 S.

23. Th. Newest, Einige Weltprobleme, Teil III: Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. Wien 1906, C. Konegen (E. Stülpnagel). 131 S. 2 *M*.

24. L. Pallat, Schule und Kunst in Amerika. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 34 S. Lex.-8. 0,80 *M*.

25. K. Remus, Der dynamologische Lehrgang. Versuch einer geschlossenen Naturkunde. Mit 36 Abbildungen. Leipzig 1906, B. G. Teubner. X u. 132 S. Lex.-8. 2,60 *M*.

26. A. Scanferlato, Lezioni Italiane. Prima parte. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sichern Erlernen der Italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Dritte Auflage. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VIII u. 254 S. geb. 2,40 *M*.

27. Zur Schärfung des Sprachgefühls. Zweihundert fehlerhafte Sätze mit Verbesserungen und sprachlichen Bemerkungen, geprüft von einem Ausschusse des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Mit einer einleitenden Abhandlung von H. Dunger: Was ist Sprachgefühl? Warum soll es geschärft werden? Berlin 1906, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold). IX u. 137 S.

28. Rudolf Schulze, Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen. 5.—12. Tausend. Leipzig 1906, R. Voigtländer. 34 S gr. 8. 0,60 *M*.

29. Scribe, Le verre d'eau ou Les effets et les causes. Édition accompagnée d'un commentaire et d'un questionnaire-répétiteur par J. Delâge. Leipzig 1905, B. G. Teubner. Teil II: Notes et répétiteur. 84 S.

30. R. Wahle, Vorschlag einer universellen Mittelschule. Wien und Leipzig 1906, W. Braumüller. 17 S.

31. H. Wolgast, Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 140 S. 1,60 *M*.

32. Kleine Schriften des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. Leipzig 1906, B. G. Teubner.

a) Band 2. F. A. Schmidt, Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen. Vierte Auflage. VIII u. 124 S. geb. 1,20 *M*.

b) Band 3. A. Hermann, Handbuch der Bewegungsspiele für Mädchen. Dritte Auflage. VIII u. 181 S. geb. 1,80 *M*.

33. Zeitschrift für deutsche Mundarten. Herausgegeben von O. Heilig und Ph. Lenz. Jahrgang 1906, Heft 1 (S 1—96). Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold). Jährlich 4 Hefte von je 6 Bogen. Preis des Jahrgangs 10 *M*.

34. Blätter für deutsche Erziehung. Herausgegeben von Arthur Schulz. Jahrg. 1906, Heft 1—4 (S. 1—64).

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die harmonische Verbindung des griechischen Skriptums mit der Klassenlektüre in Obersekunda und Prima.

Jeder, der in der Lage ist oder gewesen ist, Material für die griechischen Skripta zu suchen, weiß, wieviel Zeit und Mühe diese Arbeit meist kostet und wie oft der Ausfall einer solchen Arbeit in der Klasse in gar keinem Verhältnis steht zu den Erwartungen des Lehrers und zu seiner mühevollen Sucharbeit. Für dieses Mißverhältnis werden sich im Einzelfalle gewiß verschiedene Gründe beibringen lassen; ein Grund, der fast immer mitspricht, ist sicherlich der, daß unsern Schülern es bei der heutigen Lage der Dinge, d. h. bei ihren häufig mangelhaften Kenntnissen in Mythologie, Geschichte und Grammatik, mit denen wir leider rechnen müssen, zu schwer fällt, in der kurzen ihnen zu Gebote stehenden Zeit in den Zusammenhang und den Sinn des fremden Textes so einzudringen, daß eine einigermaßen vernünftige Übersetzung zustande kommt. Fast überall muß die ganze Arbeit in einer Unterrichtsstunde geleistet werden, von der noch eventuell die Pause abgeht. Vor 'Halb' wird man kaum mit dem Diktat des Textes fertig, also bleiben noch 30 Minuten für die Übersetzung, d. h. nicht gerade viel Zeit zum Überlegen, Niederschreiben und Ausfeilen. Wie ist da zu helfen?

Ich meine, unbedingt ließe sich eine Hebung der Leistungen herbeiführen, wenn man nicht ganz wildfremde Texte, die von beliebigen Personen und Dingen handeln, ex abrupto vorlegte, sondern Stoffe wählte, die mit dem eben oder kurz vorher gelesenen Schriftwerke in näherer oder doch greifbarer Verbindung stehen, wenn also eine Art sinngemäßer Vorbereitung stattfände. Solche Stoffe zu finden, ist bisweilen mühsam, aber bei gutem Willen geht es doch. Ich lege im folgenden zur Prüfung 22 Stücke vor, die sich an die Behandlung des Platonischen Laches in Unterprima anschließen. Sie sind mit einer Ausnahme,

Digitized by Google

dem Stück aus Platons Protagoras, so gewählt, daß sie in einer Stunde bewältigt werden können, d. h. sie schwanken zwischen 15 und 20 Druckzeilen gewöhnlichen Teubnerschen Textes. Besondere Schwierigkeiten und vokabelreiche Auslassungen sind mit Absicht gemieden. Änderungen am Texte habe ich nicht gemacht, weil ich mir solche aus Pietät gegen die Alten nicht erlauben mag und diese Kunst nicht zutraue. Nur Streichungen und Kürzungen schienen mir hier und da aus leicht ersichtlichen Gründen angebracht, sei es, daß eine Schwierigkeit wegfallen oder etwas für den vorliegenden Zweck Überflüssiges ausscheiden sollte. Daß ich, um in den Zusammenhang einzuführen, besonders im Anfange eines Stückes den Namen der redenden oder handelnden Person eingefügt habe, dürfte selbstverständlich erscheinen. Besondere Freude hat es mir gemacht, dem Buche zu Ehren zu verhelfen, das nach meiner Meinung mit Unrecht in Mißkredit geraten ist, den Memorabilien des Xenophon. Herodot habe ich vermieden. Die Beschäftigung mit seinem Dialekt darf man den Primanern nicht zumuten. Ihn ins Attische zu übertragen, schien mir nicht angebracht.

Von Sokrates abgesehen, sind im Laches die wichtigsten Mitunterredner, um dieses Wort zu gebrauchen, Laches selbst und Nikias. Wer sind sie eigentlich? Zwei athenische Feldherren des Peloponnesischen Krieges. Es wird nichts schaden, wenn man den Schülern in der einleitenden Stunde ganz kurz etwa das von ihrem Leben erzählt, was die ersten 6 aus Thukydides ausgewählten Stücke — es sind über jeden von ihnen 3 — erzählen, und dann das eine oder das andere von ihnen als Skriptum vorlegt. Empfehlenswert erscheint es mir, dabei jedem eine deutsche Überschrift zu geben, etwa: Laches unternimmt eine Expedition nach Sicilien (1); Laches nimmt Mylai (2) usw. Ich lasse die Texte unmittelbar folgen.

1. Thukydides III 86. (Überschrift s. o.)

τοῦ δ' αὐτοῦ θέρους τελευτῶντος Ἀθηναῖοι εἴκοσι ναῦς ἔστειλαν ἐς Σικελίαν καὶ Λάχητα τὸν Μελανώπου στρατηγὸν αὐτῶν καὶ Χαροιάδην τὸν Εὐφιλήτου. οἱ γὰρ Συρακόσιοι καὶ Λεοντῖνοι ἐς πόλεμον ἀλλήλοις καθέστασαν. ξύμμαχοι δὲ τοῖς μὲν Συρακοσίοις ἦσαν πλὴν Καμαριναίων αἱ ἄλλαι Δωρίδες πόλεις, αἵπερ καὶ πρὸς τὴν τῶν Λακεδαιμονίων τὸ πρῶτον ἀρχομένου τοῦ πολέμου ξυμμαχίαν ἐτάχθησαν, οὐ μέντοι ξυνεπολέμησάν γε· τοῖς δὲ Λεοντίνοις αἱ Χαλκιδικαὶ πόλεις καὶ Καμάρινα· τῆς δὲ Ἰταλίας Λοκροὶ μὲν Συρακοσίων ἦσαν, Ῥηγῖνοι δὲ κατὰ τὸ ξυγγενὲς Λεοντίνων. ἐς οὖν τὰς Ἀθήνας πέμψαντες οἱ τῶν Λεοντίνων ξύμμαχοι κατά τε παλαιὰν ξυμμαχίαν καὶ ὅτι Ἴωνες ἦσαν, πείθουσι τοὺς Ἀθηναίους πέμψαι σφίσι ναῦς· ὑπὸ γὰρ τῶν Συρακοσίων τῆς τε γῆς εἴργοντο καὶ τῆς θαλάσσης. καὶ ἔπεμψαν οἱ Ἀθηναῖοι τῆς μὲν οἰκειότητος προφάσει, βουλόμενοι δὲ μήτε σῖτον ἐς

Digitized by Google

τὴν Πελοπόννησον ἄγεσθαι αὐτόθεν, πρόπειράν τε ποιούμενοι, εἰ σφίσι δυνατὰ εἴη τὰ ἐν τῇ Σικελίᾳ πράγματα ὑποχείρια γενέσθαι. καταστάντες οὖν ἐς Ῥήγιον τῆς Ἰταλίας τὸν πόλεμον ἐποιοῦντο μετὰ τῶν ξυμμάχων. καὶ τὸ θέρος ἐτελεύτα.

2. Thukydides III 90. (Überschrift s. o.)

τοῦ δ' αὐτοῦ θέρους ἐπολέμουν μὲν καὶ ἄλλοι, ὡς ἑκάστοις ξυνέβαινεν, ἐν τῇ Σικελίᾳ καὶ αὐτοὶ οἱ Σικελιῶται ἐπ' ἀλλήλους στρατεύοντες καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ξὺν τοῖς σφετέροις ξυμμάχοις· ἃ δὲ λόγου μάλιστα ἄξια ἢ μετὰ τῶν Ἀθηναίων οἱ ξύμμαχοι ἔπραξαν ἢ πρὸς τοὺς Ἀθηναίους οἱ ἀντιπολέμιοι, τούτων μνησθήσομαι. Χαροιάδου γὰρ ἤδη στρατηγοῦ τεθνηκότος ὑπὸ Συρακοσίων πολέμῳ, Λάχης ἅπασαν ἔχων τῶν νεῶν τὴν ἀρχὴν ἐστράτευσε μετὰ τῶν ξυμμάχων ἐπὶ Μυλὰς τὰς τῶν Μεσσηνίων· ἔτυχον δὲ δύο φυλαὶ ἐν ταῖς Μυλαῖς τῶν Μεσσηνίων φρουροῦσαι καί τινα καὶ ἐνέδραν πεποιημέναι τοῖς ἀπὸ τῶν νεῶν. οἱ δὲ Ἀθηναῖοι καὶ οἱ ξύμμαχοι τούς τε ἐκ τῆς ἐνέδρας τρέπουσι καὶ διαφθείρουσι πολλούς, καὶ τῷ ἐρύματι προσβαλόντες ἠνάγκασαν ὁμολογίᾳ τήν τε ἀκρόπολιν παραδοῦναι καὶ ἐπὶ Μεσσήνην ξυνστρατεῦσαι. καὶ μετὰ τοῦτο ἐπελθόντων οἱ Μεσσήνιοι τῶν τε Ἀθηναίων καὶ τῶν ξυμμάχων προσεχώρησαν καὶ αὐτοὶ ὁμήρους τε δόντες καὶ τὰ ἄλλα πιστὰ παρασχόμενοι.

3. Thukydides III 103. (Überschrift: Die Athener berennen Inessa; Laches siegt am Kaikinos.)

οἱ δὲ ἐν τῇ Σικελίᾳ Ἀθηναῖοι τοῦ ἐπιγιγνομένου χειμῶνος ἐπελθόντες μετὰ τῶν Ἑλλήνων ξυμμάχων καὶ ὅσοι Σικελῶν κατὰ κράτος ἀρχόμενοι ὑπὸ Συρακοσίων καὶ ξύμμαχοι ὄντες ἀποστάντες αὐτοῖς ἀπὸ Συρακοσίων ξυνεπολέμουν, ἐπ' Ἴνησσαν, τὸ Σικελικὸν πόλισμα, οὗ τὴν ἀκρόπολιν Συρακόσιοι εἶχον, προσέβαλλον καί, ὡς οὐκ ἐδύναντο ἑλεῖν, ἀπῇσαν· ἐν δὲ τῇ ἀναχωρήσει ὑστέροις Ἀθηναίων τοῖς ξυμμάχοις ἀναχωροῦσιν ἐπιτίθενται οἱ ἐκ τοῦ τειχίσματος Συρακόσιοι καὶ ἀπέκτειναν οὐκ ὀλίγους. καὶ μετὰ τοῦτο ἀπὸ τῶν νεῶν ὁ Λάχης καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ἐς τὴν Λοκρίδα ἀποβάσεις τινὰς ποιησάμενοι κατὰ τὸν Καϊκῖνον ποταμὸν τοὺς προσβοηθοῦντας Λοκρῶν μετὰ Προξένου τοῦ Καπάτωνος ὡς τριακοσίους μάχῃ ἐκράτησαν καὶ ὅπλα λαβόντες ἀπεχώρησαν.

4. Thukydides IV 129 (gekürzt). (Überschrift: Nikias wird vor Mende verwundet.)

ὑπὸ γὰρ τὸν αὐτὸν χρόνον ἐξέπλευσαν ἐπί τε τὴν Μένδην καὶ τὴν Σκιώνην οἱ Ἀθηναῖοι, ὥσπερ παρεσκευάζοντο, ναυσὶ μὲν πεντήκοντα· ἐστρατήγει δὲ Νικίας ὁ Νικηράτου καὶ Νικόστρατος ὁ Διιτρέφους. ἄραντες δὲ ἐκ Ποτιδαίας ταῖς ναυσὶ καὶ σχόντες κατὰ τὸ Ποσειδώνιον ἐχώρουν ἐς τοὺς Μενδαίους. οἱ δ' αὐτοί τε καὶ Σκιωναίων τριακόσιοι βεβοηθηκότες Πελοποννησίων τε οἱ ἐπίκουροι, ξύμπαντες δὲ ἑπτακόσιοι ὁπλῖται, καὶ Πολυδαμίδας ὁ ἄρχων αὐτῶν, ἔτυχον ἐξεστρατο-

Digitized by Google

πεδευμένοι ἔξω τῆς πόλεως ἐπὶ λόφου καρτεροῦ. καὶ αὐτοῖς Νικίας μὲν Μεθωναίους τε ἔχων εἴκοσι καὶ ἑκατὸν ψιλοὺς καὶ λογάδας τῶν Ἀθηναίων ὁπλιτῶν ἑξήκοντα καὶ τοὺς τοξότας ἅπαντας κατὰ ἀτραπόν τινα τοῦ λόφου πειρώμενος προσβῆναι καὶ τραυματιζόμενος ὑπ' αὐτῶν οὐκ ἠδυνήθη βιάσασθαι. Νικόστρατος δὲ ἄλλῃ ἐφόδῳ ἐπιὼν τῷ λόφῳ δυσπροσβάτῳ ὄντι καὶ πάνυ ἐθορυβήθη, καὶ ἐς ὀλίγον ἀφίκετο πᾶν τὸ στράτευμα τῶν Ἀθηναίων νικηθῆναι.

5. Thukydides V 16 (gekürzt). Überschrift: Nikias bemüht sich um den Frieden.)

ἐπειδὴ δὲ καὶ ἡ ἐν Ἀμφιπόλει ἧσσα τοῖς Ἀθηναίοις ἐγεγένητο καὶ ἐτεθνήκει Κλέων τε καὶ Βρασίδας, οἵπερ ἀμφοτέρωθεν μάλιστα ἠναντιοῦντο τῇ εἰρήνῃ, τότε δὴ ἑκατέρᾳ τῇ πόλει σπεύδοντες μάλιστα ἡσυχίαν[1]) *Πλειστοάναξ τε ὁ Παυσανίου, βασιλεὺς Λακεδαιμονίων, καὶ Νικίας ὁ Νικηράτου, πλεῖστα τῶν τότε εὖ φερόμενος ἐν στρατηγίαις, πολλῷ δὴ μᾶλλον προυθυμοῦντο, Νικίας μὲν βουλόμενος, ἐν ᾧ ἀπαθὴς ἦν καὶ ἠξιοῦτο, διασώσασθαι τὴν εὐτυχίαν καὶ ἔς τε τὸ αὐτίκα πόνων πεπαῦσθαι καὶ αὐτὸς καὶ τοὺς πολίτας παῦσαι καὶ τῷ μέλλοντι χρόνῳ καταλιπεῖν ὄνομα, ὡς οὐδὲν σφήλας τὴν πόλιν διεγένετο, νομίζων ἐκ τοῦ ἀκινδύνου τοῦτο ξυμβαίνειν καὶ, ὅστις ἐλάχιστα τύχῃ αὑτὸν παραδίδωσι, τὸ δὲ ἀκίνδυνον τὴν εἰρήνην παρέχειν· Πλειστοάναξ δὲ ὑπὸ τῶν ἐχθρῶν διαβαλλόμενος καὶ ἐς ἐνθυμίαν τοῖς Λακεδαιμονίοις ἀεὶ προβαλλόμενος ὑπ' αὐτῶν, ὁπότε τι πταίσειαν, ὡς διὰ τὴν ἐκείνου κάθοδον παρανομηθεῖσαν ταῦτα ξυμβαίνοι.*

6. Thukydides VII 86. (Überschrift: Nikias' Tod.)

ξυναθροισθέντες δὲ οἱ Συρακόσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι τῶν τε αἰχμαλώτων, ὅσους ἐδύναντο πλείστους, καὶ τὰ σκῦλα ἀναλαβόντες ἀνεχώρησαν ἐς τὴν πόλιν. καὶ τοὺς μὲν ἄλλους Ἀθηναίων καὶ ξυμμάχων, ὁπόσους ἔλαβον, κατεβίβασαν ἐς τὰς λιθοτομίας, ἀσφαλεστάτην εἶναι νομίσαντες τήρησιν, Νικίαν δὲ καὶ Δημοσθένη ἄκοντος Γυλίππου ἀπέσφαξαν. ὁ γὰρ Γύλιππος καλὸν τὸ ἀγώνισμα ἐνόμιζέν οἱ εἶναι ἐπὶ τοῖς ἄλλοις καὶ τοὺς ἀντιστρατήγους κομίσαι Λακεδαιμονίοις. ξυνέβαινε δὲ τὸν μὲν πολεμιώτατον αὐτοῖς εἶναι, Δημοσθένη, διὰ τὰ ἐν τῇ νήσῳ καὶ Πύλῳ, τὸν δὲ διὰ τὰ αὐτὰ ἐπιτηδειότατον· τοὺς γὰρ ἐκ τῆς νήσου ἄνδρας τῶν Λακεδαιμονίων ὁ Νικίας προυθυμήθη, σπονδὰς πείσας τοὺς Ἀθηναίους ποιήσασθαι, ὥστε ἀφεθῆναι. ἀνθ' ὧν οἵ τε Λακεδαιμόνιοι ἦσαν αὐτῷ προσφιλεῖς κἀκεῖνος οὐχ ἥκιστα πιστεύσας ἑαυτὸν τῷ Γυλίππῳ παρέδωκεν. —

Im 2. Kapitel ist von der Notwendigkeit einer guten Erziehung die Rede und dem törichten Verfahren, Jünglinge sich selbst zu überlassen. Lysimachos sagt da: *καὶ τοῖσδε τοῖς*

---

[1]) *ἡσυχίαν* scheint mir sinngemäßer als *ἡγεμονίαν*.

Digitized by Google

νεανίσκοις αὐτὰ ταῦτα ἐνδεικνύμεθα λέγοντες, ὅτι, εἰ μὲν ἀμελήσουσιν ἑαυτῶν καὶ μὴ πείσονται ἡμῖν, ἀκλεεῖς γενήσονται, εἰ δ' ἐπιμελήσονται, τάχ' ἂν τῶν ὀνομάτων ἄξιοι γένοιντο, ἃ ἔχουσιν. οὗτοι μὲν οὖν φασιν πείσεσθαι· ἡμεῖς δὲ δὴ τοῦτο σκοποῦμεν, τί ἂν οὗτοι μαθόντες ἢ ἐπιτηδεύσαντες ὅ,τι ἄριστοι γένοιντο. Ist hier also von *μάθησις* und *ἐπιτήδευμα* die Rede, so schließt sich gut eine Stelle an, in der von dem *μανθάνειν* in seinem Zusammenhange mit dem *ἀσκεῖν* und *μελετᾶν* gehandelt wird in der Erörterung der Frage: Kann man vergessen, was man einmal gelernt hat? Es ist folgende.

7. Xenophon Memor. I 2, 19—20. (Überschrift: Lernen und Üben.)

Ἴσως οὖν εἴποιεν ἂν πολλοὶ τῶν φασκόντων φιλοσοφεῖν, ὅτι οὐκ ἄν ποτε ὁ δίκαιος ἄδικος γένοιτο, οὐδὲ ὁ σώφρων ὑβριστής, οὐδὲ ἄλλο οὐδέν, ὧν μάθησίς ἐστιν, ὁ μαθὼν ἀνεπιστήμων ἄν ποτε γένοιτο. ἐγὼ δὲ περὶ τούτων οὐχ οὕτω γιγνώσκω· ὁρῶ γὰρ ὥσπερ τὰ τοῦ σώματος ἔργα τοὺς μὴ τὰ σώματα ἀσκοῦντας οὐ δυναμένους ποιεῖν, οὕτω καὶ τὰ ψυχῆς ἔργα τοὺς μὴ τὴν ψυχὴν ἀσκοῦντας οὐ δυναμένους· οὔτε γάρ, ἃ δεῖ, πράττειν οὔτε, ὧν δεῖ, ἀπέχεσθαι δύνανται. διὸ καὶ τοὺς υἱεῖς οἱ πατέρες, κἂν ὦσι σώφρονες, ὅμως ἀπὸ τῶν πονηρῶν ἀνθρώπων εἴργουσιν, ὡς τὴν μὲν τῶν χρηστῶν ὁμιλίαν ἄσκησιν οὖσαν τῆς ἀρετῆς, τὴν δὲ τῶν πονηρῶν κατάλυσιν. μαρτυρεῖ δὲ καὶ τῶν ποιητῶν ὅ τε λέγων

Ἐσθλῶν μὲν γὰρ ἄπ' ἐσθλὰ διδάξεαι· ἢν δὲ κακοῖσι
συμμίσγῃς, ἀπολεῖς καὶ τὸν ἐόντα νόον·

καὶ ὁ λέγων

Αὐτὰρ ἀνὴρ ἀγαθὸς τοτὲ μὲν κακός, ἄλλοτε δ' ἐσθλός.

κἀγὼ δὲ μαρτυρῶ τούτοις· ὁρῶ γὰρ ὥσπερ τῶν ἐν μέτρῳ πεποιημένων ἐπῶν τοὺς μὴ μελετῶντας ἐπιλανθανομένους, οὕτω καὶ τῶν διδασκαλικῶν λόγων τοῖς ἀμελοῦσι λήθην ἐγγιγνομένην.

Kapitel 3 bringt eine Würdigung des Sokrates aus dem Munde des Laches und des Nikias. Der eine sagt von ihm: *ἐνταῦθα ἀεὶ τὰς διατριβὰς ποιούμενον, ὅπου τί ἐστι τῶν τοιούτων, ᾧ σὺ ζητεῖς περὶ τοὺς νέους ἢ μάθημα ἢ ἐπιτήδευμα καλόν*, der andere: *τοῦτο μέν σοι κἂν ἐγὼ ἔχοιμι εἰπεῖν οὐ χεῖρον Λάχητος*, womit sich auch das im 13. Kapitel zum Lobe des Sokrates von Nikias Vorgebrachte vergleichen läßt. Prächtig hat seinen Meister aber noch ein anderer gewürdigt, dessen Worte wir unsern Jungen nicht vorenthalten sollten. Ich meine die folgende Stelle.

8. Xenophon Memor. IV 8, 11. (Überschrift: Lob des Sokrates.)

τῶν δὲ Σωκράτην γιγνωσκόντων, οἷος ἦν, οἱ ἀρετῆς ἐφιέμενοι πάντες ἔτι καὶ νῦν διατελοῦσι πάντων μάλιστα

Digitized by Google

ποθοῦντες ἐκεῖνον ὡς ὠφελιμώτατον ὄντα πρὸς ἀρετῆς ἐπιμέλειαν. ἐμοὶ μὲν δὴ τοιοῦτος ὤν, οἷον ἐγὼ διήγημαι, εὐσεβὴς μὲν οὕτως, ὥστε μηδὲν ἄνευ τῆς τῶν θεῶν γνώμης ποιεῖν, δίκαιος δέ, ὥστε βλάπτειν μηδὲ μικρὸν μηδένα, ὠφελεῖν δὲ τὰ μέγιστα τοὺς χρωμένους αὐτῷ, ἐγκρατὴς δέ, ὥστε μηδέποτε προαιρεῖσθαι τὸ ἥδιον ἀντὶ τοῦ βελτίονος, φρόνιμος δέ, ὥστε μὴ διαμαρτάνειν κρίνων τὰ βελτίω καὶ τὰ χείρω, μηδὲ ἄλλου προσδεῖσθαι, ἀλλ' αὐτάρκης εἶναι πρὸς τὴν τούτων γνῶσιν, ἱκανὸς δὲ καὶ λόγῳ εἰπεῖν τε καὶ διορίσασθαι τὰ τοιαῦτα, ἱκανὸς δὲ καὶ ἄλλους δοκιμάσαι τε καὶ ἁμαρτάνοντας ἐλέγξαι καὶ προτρέψασθαι ἐπ' ἀρετὴν καὶ καλοκἀγαθίαν, ἐδόκει τοιοῦτος εἶναι, οἷος ἂν εἴη ἄριστός τε ἀνὴρ καὶ εὐδαιμονέστατος. εἰ δέ τῳ μὴ ἀρέσκει ταῦτα, παραβάλλων τὸ ἄλλων ἦθος πρὸς ταῦτα οὕτω κρινέτω.

Im 4. Kapitel ist, wenn man will, von der *ἀνδρεία* des Sokrates die Rede. Laches sagt: *ἐγὼ καὶ ἄλλοθί γε αὐτὸν ἐθεασάμην οὐ μόνον τὸν πατέρα, ἀλλὰ καὶ τὴν πατρίδα ὀρθοῦντα· ἐν γὰρ τῇ ἀπὸ Δηλίου φυγῇ μετ' ἐμοῦ συνανεχώρει, κἀγώ σοι λέγω, ὅτι, εἰ οἱ ἄλλοι ἤθελον τοιοῦτοι εἶναι, ὀρθὴ ἂν ἡμῶν ἡ πόλις ἦν καὶ οὐκ ἔπεσε τότε τοιοῦτον πτῶμα.* Dazu bietet sich ganz von selbst als Parallelstelle die schöne Erzählung des Alkibiades über seinen Lehrer, die ja auch des Laches Erwähnung tut. Gemeint ist

9. Platon Symposion 221 A—C (gekürzt). (Überschrift: Sokrates in der Schlacht am Delion.)

ἄξιον ἦν θεάσασθαι Σωκράτη, ὅτε ἀπὸ Δηλίου φυγῇ ἀνεχώρει τὸ στρατόπεδον· ἔτυχον γὰρ παραγενόμενος ἵππον ἔχων, οὗτος δὲ ὅπλα. ἀνεχώρει οὖν ἐσκεδασμένων τῶν ἀνθρώπων οὗτός τε ἅμα καὶ Λάχης· καὶ ἐγὼ περιτυγχάνω καὶ ἰδὼν εὐθὺς παρακελεύομαί τε αὐτοῖν θαρρεῖν καὶ ἔλεγον, ὅτι οὐκ ἀπολείψω αὐτώ. ἐνταῦθα δὴ καὶ κάλλιον ἐθεασάμην Σωκράτη ἢ ἐν Ποτιδαίᾳ· αὐτὸς γὰρ ἧττον ἐν φόβῳ ἦν[1]) *διὰ τὸ ἐφ' ἵππου εἶναι· ἔπειτα ἔμοιγε ἐδόκει καὶ ἐκεῖ διαπορεύεσθαι ὥσπερ καὶ ἐνθάδε βρενθυόμενος καὶ τὠφθαλμὼ παραβάλλων, ἠρέμα περισκοπῶν καὶ τοὺς φιλίους καὶ τοὺς πολεμίους, δῆλος ὢν παντὶ καὶ πάνυ πόρρωθεν, ὅτι εἴ τις ἅψεται τούτου τοῦ ἀνδρός, μάλα ἐρρωμένως ἀμυνεῖται. διὸ καὶ ἀσφαλῶς ἀπῄει καὶ οὗτος καὶ ὁ ἕτερος· σχεδὸν γὰρ τῶν οὕτω διακειμένων ἐν τῷ πολέμῳ οὐδὲ ἅπτονται, ἀλλὰ τοὺς προτροπάδην φεύγοντας διώκουσι. πολλὰ μὲν οὖν ἄν τις καὶ ἄλλα ἔχοι Σωκράτη ἐπαινέσαι καὶ θαυμάσια.* Diese Stelle läßt sich übrigens auch an Laches 14 (Schluß) anschließen.

Im 7. Kapitel spricht Laches den Satz aus: *εἴς γε τὰ ἄλλα πάντα ἐκ τούτων οἱ ὀνομαστοὶ γίγνονται, ἐκ τῶν ἐπιτηδευσάντων ἕκαστα.* Hierzu empfiehlt sich als Parallele die folgende

---

[1]) Im Text steht: *ἢ*.

Digitized by Google

Stelle, deren Schlußworte an unsern Wortlaut anklingen. Daß in dieser Stelle hauptsächlich von der *ἀνδρεία* die Rede ist, macht sie für unsern Zweck noch geeigneter.

10. Xenophon Memor. III 9, 1—3. (Überschrift: Übung macht den Meister.)

Πάλιν δὲ ἐρωτώμενος (*ὁ Σωκράτης*), *ἡ ἀνδρεία πότερον εἴη διδακτὸν ἢ φυσικόν, Οἶμαι μέν, ἔφη, ὥσπερ σῶμα σώματος ἰσχυρότερον πρὸς τοὺς πόνους φύεται, οὕτω καὶ ψυχὴν ἐρρωμενεστέραν πρὸς τὰ δεινὰ φύσει γίγνεσθαι. ὁρῶ γὰρ ἐν τοῖς αὐτοῖς νόμοις τε καὶ ἔθεσι τρεφομένους πολὺ διαφέροντας ἀλλήλων τόλμῃ. νομίζω μέντοι πᾶσαν φύσιν μαθήσει καὶ μελέτῃ πρὸς ἀνδρείαν αὔξεσθαι. δῆλον μὲν γάρ, ὅτι Σκύθαι καὶ Θρᾷκες οὐκ ἂν τολμήσειαν ἀσπίδας καὶ δόρατα λαμβάνοντες Λακεδαιμονίοις διαμάχεσθαι· φανερὸν δ', ὅτι Λακεδαιμόνιοι οὔτ' ἂν Θρᾳξὶ πέλταις καὶ ἀκοντίοις οὔτε Σκύθαις τόξοις ἐθέλοιεν ἂν διαγωνίζεσθαι. ὁρῶ δ' ἔγωγε καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων πάντων ὁμοίως καὶ φύσει διαφέροντας ἀλλήλων τοὺς ἀνθρώπους καὶ ἐπιμελείᾳ πολὺ ἐπιδιδόντας. ἐκ δὲ τούτων δῆλόν ἐστιν, ὅτι πάντας χρὴ καὶ τοὺς εὐφυεστέρους καὶ τοὺς ἀμβλυτέρους τὴν φύσιν, ἐν οἷς ἂν ἀξιόλογοι βούλωνται γενέσθαι, ταῦτα καὶ μανθάνειν καὶ μελετᾶν.*

Sokrates ist bekanntlich der Meinung, daß Tugend lehrbar sei und daß geistige und sittliche Tüchtigkeit untrennbar verbunden seien. 'Niemand ist freiwillig böse'. Es kommt also nach ihm nur darauf an, dem Menschen die *ἐπιστήμη* — das ist ein Name für mehrere gleichbedeutende — zu übermitteln. Von dieser *ἐπιστήμη* heißt es in unserm 9. Kapitel: *ἐπιστήμῃ γὰρ οἶμαι δεῖ κρίνεσθαι, ἀλλ' οὐ πλήθει τὸ μέλλον καλῶς κριθήσεσθαι.* Diesem Satze geben wir zwei Xenophonstellen zur Folie, die von Erwerbung, Anwendung und Wert der 'Sachkenntnis' handeln.

11. Xenophon Memor. III 9, 10—11. (Überschrift: Von der *ἐπιστήμη*.)

βασιλέας δὲ καὶ ἄρχοντας οὐ τοὺς τὰ σκῆπτρα ἔχοντας ἔφη εἶναι (*ὁ Σωκράτης*) *οὐδὲ τοὺς ὑπὸ τῶν τυχόντων αἱρεθέντας οὐδὲ τοὺς κλήρῳ λαχόντας οὐδὲ τοὺς βιασαμένους οὐδὲ τοὺς ἐξαπατήσαντας, ἀλλὰ τοὺς ἐπισταμένους ἄρχειν. ὁπότε γάρ τις ὁμολογήσειε τοῦ μὲν ἄρχοντος εἶναι τὸ προστάττειν, ὅ,τι χρὴ ποιεῖν, τοῦ δὲ ἀρχομένου τὸ πείθεσθαι, ἐπεδείκνυ ἔν τε νηῒ τὸν μὲν ἐπιστάμενον ἄρχοντα, τὸν δὲ ναύκληρον καὶ τοὺς ἄλλους τοὺς ἐν τῇ νηὶ πάντας πειθομένους τῷ ἐπισταμένῳ, καὶ ἐν γεωργίᾳ τοὺς κεκτημένους ἀγρούς, καὶ ἐν νόσῳ τοὺς νοσοῦντας, καὶ ἐν σωμασκίᾳ τοὺς σωμασκοῦντας, καὶ τοὺς ἄλλους πάντας, οἷς ὑπάρχει τι ἐπιμελείας δεόμενον, ἂν μὲν αὐτοὶ ἡγῶνται ἐπίστασθαι, ἐπιμελομένους*[1]*· εἰ δὲ*

[1]) Im Text steht: *ἐπιμέλεσθαι.*

Digitized by Google

μή, τοῖς ἐπισταμένοις οὐ μόνον παροῦσι πειθομένους, ἀλλὰ καὶ ἀπόντας μεταπεμπομένους, ὅπως ἐκείνοις πειθόμενοι τὰ δέοντα πράττωσιν.

12. Xenophon Memor. III 6, 16—18. (Überschrift: Gutes wirkt nur der *ἐπιστήμων*.)

φυλάττου, ἔφη (ὁ Σωκράτης), ὦ Γλαύκων, ὅπως μὴ τοῦ εὐδοξεῖν ἐπιθυμῶν εἰς τοὐναντίον ἔλθῃς. ἢ οὐχ ὁρᾷς, ὡς σφαλερόν ἐστι τό, ἃ μὴ οἶδέ τις, ταῦτα ἢ λέγειν ἢ πράττειν; ἐνθυμοῦ δὲ τῶν ἄλλων, ὅσους οἶσθα τοιούτους, οἷοι φαίνονται καὶ λέγοντες, ἃ μὴ ἴσασι, καὶ πράττοντες, πότερά σοι δοκοῦσιν ἐπὶ τοῖς τοιούτοις ἐπαίνου μᾶλλον ἢ ψόγου τυγχάνειν καὶ πότερον θαυμάζεσθαι μᾶλλον ἢ καταφρονεῖσθαι· ἐνθυμοῦ δὲ καὶ τῶν εἰδότων, ὅ,τι τε λέγουσι καὶ ὅ,τι πράττουσι· καί, ὡς ἐγὼ νομίζω, εὑρήσεις ἐν πᾶσιν ἔργοις τοὺς μὲν εὐδοκιμοῦντάς τε καὶ θαυμαζομένους ἐκ τῶν μάλιστα ἐπισταμένων ὄντας, τοὺς δὲ κακοδοξοῦντάς τε καὶ καταφρονουμένους ἐκ τῶν ἀμαθεστάτων. εἰ οὖν ἐπιθυμεῖς εὐδοκιμεῖν τε καὶ θαυμάζεσθαι ἐν τῇ πόλει, πειρῶ κατεργάσασθαι ὡς μάλιστα τὸ εἰδέναι, ἃ βούλει πράττειν· ἐὰν γὰρ τούτῳ διενεγκὼν τῶν ἄλλων ἐπιχειρῇς τὰ τῆς πόλεως πράττειν, οὐκ ἂν θαυμάσαιμι, εἰ πάνυ ῥαδίως τύχοις, ὧν ἐπιθυμεῖς.

Im 11. Kapitel setzt Sokrates seine Anschauungen über die Erziehung auseinander, in denen wie auch schon in dem vorhergehenden Kapitel der *διδάσκαλοι* gedacht wird. Hierbei kommt er auf seinen eigenen Bildungsgang zu sprechen und sagt mit der ihm eigenen Bescheidenheit: *πρῶτος περὶ ἐμαυτοῦ λέγω, ὅτι διδάσκαλός μοι οὐ γέγονε τούτου πέρι. καίτοι ἐπιθυμῶ γε τοῦ πράγματος ἐκ νέου ἀρξάμενος. ἀλλὰ τοῖς μὲν σοφισταῖς οὐκ ἔχω τελεῖν μισθούς, οἵπερ μόνοι ἐπηγγέλλοντό με οἷοί τε εἶναι ποιῆσαι καλόν τε κἀγαθόν· αὐτὸς δ' αὖ εὑρεῖν τὴν τέχνην ἀδυνατῶ ἔτι νυνί.* Sokrates' grundsätzlicher Gegensatz gegen das Verfahren derjenigen Sophisten, die den Unterricht in erster Linie des Gelderwerbs wegen betrieben, muß illustriert werden durch den Hinweis darauf, daß es ihm nur um den Erwerb idealer Güter wie Freundschaft und gegenseitiges Helfen zu tun war.

13. Xenophon Memor. I 6, 11 ff. (gekürzt). (Überschrift: Warum unterrichtete Sokrates unentgeltlich?)

πάλιν δέ ποτε ὁ Ἀντιφῶν διαλεγόμενος τῷ Σωκράτει εἶπεν· ὦ Σώκρατες, ἐγώ τοί σε δίκαιον μὲν νομίζω, σοφὸν δὲ οὐδ' ὁπωστιοῦν· δοκεῖς δέ μοι καὶ αὐτὸς τοῦτο γιγνώσκειν· οὐδένα γοῦν τῆς συνουσίας ἀργύριον πράττει. δῆλον δή, ὅτι, εἰ τὴν συνουσίαν ᾤου τινὸς ἀξίαν εἶναι, καὶ ταύτης ἂν οὐκ ἔλαττον τῆς ἀξίας ἀργύριον ἐπράττου. ὁ δὲ Σωκράτης πρὸς ταῦτα εἶπεν· ὦ Ἀντιφῶν, τὴν σοφίαν τοὺς μὲν ἀργυρίου τῷ βουλομένῳ πωλοῦντας σοφιστὰς ἀποκαλοῦμεν[1]), *ὅστις δέ, ὃν ἂν*

[1]) Im Text steht: *ἀποκαλοῦσιν*.

γνῷ εὐφυᾶ ὄντα, διδάσκων, ὅ,τι ἂν ἔχῃ, ἀγαϑὸν φίλον ποιεῖται, τοῦτον νομίζομεν, ἃ τῷ καλῷ κἀγαϑῷ πολίτῃ προσήκει, ταῦτα ποιεῖν. ἐγὼ δ' οὖν καὶ αὐτός, ὦ Ἀντιφῶν, ὥσπερ ἄλλος τις ἢ ἵππῳ ἀγαϑῷ ἢ κυνὶ ἢ ὄρνιϑι ἥδεται, οὕτω καὶ ἔτι μᾶλλον ἥδομαι φίλοις ἀγαϑοῖς, καὶ ἐάν τι ἔχω ἀγαϑόν, διδάσκω, καὶ ἄλλοις συνίστημι, παρ' ὧν ἂν ἡγῶμαι ὠφελήσεσϑαί τι αὐτοὺς εἰς ἀρετήν. καὶ τοὺς ϑησαυροὺς τῶν πάλαι σοφῶν ἀνδρῶν, οὓς ἐκεῖνοι κατέλιπον ἐν βιβλίοις γράψαντες, ἀνελίττων κοινῇ σὺν τοῖς φίλοις διέρχομαι, κἄν τι ὁρῶμεν ἀγαϑόν, ἐκλεγόμεϑα καὶ μέγα νομίζομεν κέρδος, εἰ ἀλλήλοις ὠφέλιμοι γιγνώμεϑα.

In demselben Ideenkreise, d. h. der Nichtachtung materiellen Gutes gegenüber wahrhaft idealer Gesinnung, bewegt sich auch noch das folgende Stück. Derartige Dinge können wir gerade in unserer Zeit den Schülern nicht oft und eindringlich genug nahe bringen.

14. Xenophon Memor. I 2, 5—8. (Überschrift: Sokrates pflegt bei seinen Schülern eine ideale Gesinnung.)

οὐ μὴν οὐδ' ἐρασιχρημάτους γε τοὺς συνόντας ἐποίει Σωκράτης. τῶν μὲν γὰρ ἄλλων ἐπιϑυμιῶν ἔπαυε, τοὺς δὲ ἑαυτοῦ ἐπιϑυμοῦντας οὐκ ἐπράττετο χρήματα. τούτου δ' ἀπεχόμενος ἐνόμιζεν ἐλευϑερίας ἐπιμελεῖσϑαι· τοὺς δὲ λαμβάνοντας τῆς ὁμιλίας μισϑὸν ἀνδραποδιστὰς ἑαυτῶν ἀπεκάλει διὰ τὸ ἀναγκαῖον αὐτοῖς εἶναι διαλέγεσϑαι, παρ' ὧν λάβοιεν τὸν μισϑόν· ἐϑαύμαζε δ', εἴ τις ἀρετὴν ἐπαγγελλόμενος ἀργύριον πράττοιτο καὶ μὴ νομίζοι τὸ μέγιστον κέρδος ἕξειν φίλον ἀγαϑὸν κτησάμενος, ἀλλὰ φοβοῖτο, μὴ ὁ γενόμενος καλὸς κἀγαϑὸς τῷ τὰ μέγιστα εὐεργετήσαντι μὴ τὴν μεγίστην χάριν ἕξοι. Σωκράτης δ' ἐπαγγείλατο μὲν οὐδενὶ πώποτε τοιοῦτον οὐδέν, ἐπίστευε δὲ τῶν συνόντων ἑαυτῷ τοὺς ἀποδεξαμένους, ἅπερ αὐτὸς ἐδοκίμαζεν, εἰς τὸν πάντα βίον ἑαυτῷ τε καὶ ἀλλήλοις φίλους ἀγαϑοὺς ἔσεσϑαι. πῶς ἂν οὖν ὁ τοιοῦτος ἀνὴρ διαφϑείροι τοὺς νέους; εἰ μὴ ἄρα ἡ τῆς ἀρετῆς ἐπιμέλεια διαφϑορά ἐστιν.

An diese beiden Vorlagen schließen wir ein Stück, in dem Xenophon den Nachweis führt, wie sehr Sokrates durch seine eigenartige Denkweise und Methode als wahrer *δημοτικός* und *φιλάνϑρωπος* nicht nur seinen Mitbürgern, sondern allen Menschen genützt hat, und betonen dabei gern, wie er auch heute noch als leuchtendes Vorbild für ein wissenschaftlich angelegtes und zugleich sittlich einwandfreies Leben dasteht.

15. Xenophon Memor. I 2, 60—61. (Überschrift: Sokrates als Freund seines Volkes und aller Menschen.)

ἀλλὰ Σωκράτης φανερὸς ἦν καὶ δημοτικὸς καὶ φιλάνϑρωπος ὤν. ἐκεῖνος γὰρ πολλοὺς ἐπιϑυμητὰς καὶ ἀστοὺς καὶ ξένους λαβὼν οὐδένα πώποτε μισϑὸν τῆς συνουσίας ἐπράξατο, ἀλλὰ πᾶσιν ἀφϑόνως ἐπήρκει τῶν ἑαυτοῦ· ὧν τινες μικρὰ

Digitized by Google

μέρη παρ' ἐκείνου προῖκα λαβόντες πολλοῦ τοῖς ἄλλοις ἐπώλουν καὶ οὐκ ἦσαν ὥσπερ ἐκεῖνος δημοτικοί. τοῖς γὰρ μὴ ἔχουσι χρήματα διδόναι οὐκ ἤθελον διαλέγεσθαι. ἀλλὰ Σωκράτης γε καὶ πρὸς τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους κόσμον τῇ πόλει παρεῖχε, πολλῷ μᾶλλον ἢ Λίχας τῇ Λακεδαιμονίων, ὃς ὀνομαστὸς ἐπὶ τούτῳ γέγονε. Λίχας μὲν γὰρ ταῖς γυμνοπαιδίαις τοὺς ἐπιδημοῦντας ἐν Λακεδαίμονι ξένους ἐδείπνιζε, Σωκράτης δὲ διὰ παντὸς τοῦ βίου τὰ ἑαυτοῦ δαπανῶν τὰ μέγιστα πάντας τοὺς βουλομένους ὠφέλει· βελτίους γὰρ ποιῶν τοὺς συγγιγνομένους ἀπέπεμπεν.

Das 13. und 14. Kapitel bringen Bemerkungen über Solon, die sich an seinen bekannten Spruch *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* anschließen. Es scheint mir nicht unangebracht, hier eine Vorlage zu bieten, die Solons bekanntestes Erlebnis zum Gegenstande hat, die Begegnung mit Kroisos. Ich glaube auch nicht, daß sich gegen die Heranziehung des Plutarch etwas sagen läßt, wird er doch auch in unserer Zeit noch öfters auf Schulen gelesen. Für eine ungewöhnliche Wendung oder Vokabel wie *μεθ' ἡμέραν* oder *ἀλλόκοτος* darf immerhin Hilfe gegeben werden.

16. Plutarchos Solon 27, 15ff. (gekürzt). (Überschrift: Solon und Kroisos.)

ἠρώτησεν (ὁ Κροῖσος) (τὸν Σόλωνα), εἴ τινα οἶδεν ἀνθρώπων αὐτοῦ μακαριώτερον. Ἀποφηναμένου δὲ τοῦ Σόλωνος, ὅτι οἶδε Τέλλον αὐτοῦ πολίτην, καὶ διεξελθόντος, ὅτι χρηστὸς ἀνὴρ ὁ Τέλλος γενόμενος καὶ παῖδας εὐδοκίμους καταλιπὼν καὶ βίον οὐδενὸς ἐνδεᾶ τῶν ἀναγκαίων ἐτελεύτησεν ἐνδόξως ἀριστεύσας ὑπὲρ τῆς πατρίδος, ἤδη μὲν ἀλλόκοτος ἐδόκει εἶναι τῷ Κροίσῳ καὶ ἄγροικος. Οὐ μὴν ἀλλὰ πάλιν ἠρώτησεν αὐτόν, εἰ μετὰ Τέλλον ἄλλον ἔγνωκεν ἀνθρώπων εὐδαιμονέστερον. Πάλιν δὲ τοῦ Σόλωνος εἰπόντος εἰδέναι Κλέοβιν καὶ Βίτωνα, φιλαδέλφους καὶ φιλομήτορας διαφερόντως ἄνδρας, οἳ τὴν μητέρα τῶν βοῶν βραδυνόντων ὑποδύντες αὐτοὶ τῷ ζυγῷ τῆς ἁμάξης ἐκόμισαν πρὸς τὸ τῆς Ἥρας ἱερὸν εὐδαιμονιζομένην ὑπὸ τῶν πολιτῶν καὶ χαίρουσαν, εἶτα θύσαντες καὶ πιόντες οὐκ ἔτι μεθ' ἡμέραν ἀνέστησαν, ἀλλὰ τεθνηκότες ἀναλγῆ καὶ ἄλυπον ἐπὶ δόξῃ τοσαύτῃ θάνατον ὤφθησαν, Ἡμᾶς δ', εἶπεν ἤδη πρὸς ὀργὴν ὁ Κροῖσος, εἰς οὐδένα τίθης εὐδαιμόνων ἀριθμὸν ἀνθρώπων;

Wie der ganze Dialog Laches einen Versuch darstellt, das Wort *ἀνδρεία* zu definieren, so bringt uns Kapitel 19 eine Musterdefinition, die den richtigen Weg weisen will. Gewählt wird von Sokrates der Begriff *ταχυτής*, und es heißt da: *εἴποιμ' ἂν αὐτῷ, ὅτι τὴν ἐν ὀλίγῳ χρόνῳ πολλὰ διαπραττομένην δύναμιν ταχυτῆτα ἐγὼ καλῶ καὶ περὶ φωνὴν καὶ περὶ δρόμον καὶ περὶ τἆλλα πάντα .... πειρῶ δὴ καὶ σύ, ὦ Λάχης, τὴν ἀνδρείαν οὕτως εἰπεῖν, τίς οὖσα δύναμις ἡ αὐτὴ ἐν ἡδονῇ καὶ ἐν λύπῃ*

Digitized by Google

καὶ ἐν ἅπασιν, οἷς νῦν δὴ ἐλέγομεν αὐτὴν εἶναι, ἔπειτα ἀνδρεία κέκληται. Die Übung im Definieren ist doch der Pflege wert. Ich lege darum eine Xenophonstelle vor, in der zwei wohlbekannte Männer, Perikles und Alkibiades, den Begriff *νόμος* erörtern.

17. Xenophon I 2, 40—43. (Überschrift: Definition des Wortes *νόμος*).

λέγεται Ἀλκιβιάδης, πρὶν εἴκοσιν ἐτῶν εἶναι, Περικλεῖ ἐπιτρόπῳ μὲν ὄντι ἑαυτοῦ, προστάτῃ δὲ τῆς πόλεως, τοιάδε διαλεχθῆναι περὶ νόμων. Εἰπέ μοι, φάναι, ὦ Περίκλεις, ἔχοις ἄν με διδάξαι, τί ἐστι νόμος; Πάντως δήπου, φάναι τὸν Περικλέα. Δίδαξον δὴ πρὸς τῶν θεῶν, φάναι Ἀλκιβιάδην. ὡς ἐγὼ ἀκούων τινῶν ἐπαινουμένων, ὅτι νόμιμοι ἄνδρες εἰσίν, οἶμαι μὴ ἂν δικαίως τούτου τυχεῖν τοῦ ἐπαίνου τὸν μὴ εἰδότα, τί ἐστι νόμος. Ἀλλ' οὐδέν τι χαλεποῦ πράγματος ἐπιθυμεῖς, ὦ Ἀλκιβιάδη, φάναι τὸν Περικλέα, βουλόμενος γνῶναι, τί ἐστι νόμος· πάντες γὰρ οὗτοι νόμοι εἰσίν, οὓς τὸ πλῆθος συνελθὸν καὶ δοκιμάσαν ἔγραψε, φράζον, ἅ τε δεῖ ποιεῖν καὶ ἃ μή. Πότερον δὲ τἀγαθὰ νομίσαν δεῖν ποιεῖν ἢ τὰ κακά; Τἀγαθὰ νὴ Δία, φάναι, ὦ μειράκιον, τὰ δὲ κακὰ οὔ. Ἐὰν δὲ μὴ τὸ πλῆθος, ἀλλ' ὥσπερ ὅπου ὀλιγαρχία ἐστίν, ὀλίγοι συνελθόντες γράφωσιν, ὅτι χρὴ ποιεῖν, ταῦτα τί ἐστι; Πάντα, φάναι, ὅσα ἂν τὸ κρατοῦν τῆς πόλεως βουλευσάμενον, ἃ χρὴ ποιεῖν, γράψῃ, νόμος καλεῖται. Κἂν τύραννος οὖν κρατῶν τῆς πόλεως γράψῃ. τοῖς πολίταις, ἃ χρὴ ποιεῖν, καὶ ταῦτα νόμος ἐστί; Καὶ ὅσα τύραννος ἄρχων, φάναι, γράφει, καὶ ταῦτα νόμος καλεῖται.

Für Kapitel 22 und den darin enthaltenen Satz: *ὅτι ταῦτα ἀγαθὸς ἕκαστος ἡμῶν, ἅπερ σοφός, ἃ δὲ ἀμαθής, ταῦτα δὲ κακός* darf ich auf unser 11. und 12. Stück und seine Vorbemerkungen verweisen. Auch mit der später folgenden Protagorasstelle läßt sich dieser Abschnitt des Laches in Verbindung setzen.

Das 23. Kapitel bringt die ironische Bemerkung des Laches, *ὅτι γε τοὺς μάντεις καλεῖ τοὺς ἀνδρείους.* Wer Platons Euthyphron gelesen hat, weiß einiges über *μάντεις* und *μαντική*. Trotzdem dürfte es nicht uninteressant sein, etwas über Sokrates' Stellung zur Mantik aus anderer Quelle zu erfahren, zumal auch von dem vielerörterten *δαιμόνιον* dabei die Rede ist. Die apologetische Tendenz Xenophons in ihrer Aufrichtigkeit ist uns kein Hindernis.

18. Xenophon Memor. I 1, 2—4. (Überschrift: Des Sokrates *δαιμόνιον* und die Mantik.)

θύων τε φανερὸς ἦν (Σωκράτης) πολλάκις μὲν οἴκοι, πολλάκις δὲ ἐπὶ τῶν κοινῶν τῆς πόλεως βωμῶν, καὶ μαντικῇ χρώμενος οὐκ ἀφανὴς ἦν· διετεθρύλητο γάρ, ὡς φαίη Σωκράτης τὸ δαιμόνιον ἑαυτῷ σημαίνειν· ὅθεν δὴ καὶ μάλιστά μοι

Digitized by Google

δοκοῦσιν αὐτὸν αἰτιάσασθαι καινὰ δαιμόνια εἰσφέρειν. ὁ δ' οὐδὲν καινότερον εἰσέφερε τῶν ἄλλων, ὅσοι μαντικὴν νομίζοντες οἰωνοῖς τε χρῶνται καὶ φήμαις καὶ συμβόλοις καὶ θυσίαις. οὗτοί τε γὰρ ὑπολαμβάνουσιν οὐ τοὺς ὄρνιθας οὐδὲ τοὺς ἀπαντῶντας εἰδέναι τὰ συμφέροντα τοῖς μαντευομένοις, ἀλλὰ τοὺς θεοὺς διὰ τούτων αὐτὰ σημαίνειν, κἀκεῖνος δὲ οὕτως ἐνόμιζεν· ἀλλ' οἱ μὲν πλεῖστοί φασιν ὑπό τε τῶν ὀρνίθων καὶ τῶν ἀπαντώντων ἀποτρέπεσθαί τε καὶ προτρέπεσθαι· Σωκράτης δ' ὥσπερ ἐγίγνωσκεν, οὕτως ἔλεγε· τὸ δαιμόνιον γὰρ ἔφη σημαίνειν. καὶ πολλοῖς τῶν συνόντων προηγόρευε τὰ μὲν ποιεῖν, τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, ὡς τοῦ δαιμονίου προσημαίνοντος. καὶ τοῖς μὲν πειθομένοις αὐτῷ συνέφερε, τοῖς δὲ μὴ πειθομένοις μετέμελε.

Im 25. Kapitel erwähnt Sokrates im Scherz das Schwein von Krommyon, das bekanntlich Theseus erlegt hat. Hier würde sich von selbst aus Plutarchs Theseus Kapitel 9 zur Ergänzung darbieten. Ich halte es aber besonders wegen der am Schluß vorgebrachten rationalistischen Mythendeutung für ungeeignet, während ich dem Theseus gern ein Stück widmen wollte. Ich habe deshalb aus derselben Schrift die Stelle entnommen, die von der Freundschaft des Theseus und Peirithoos und dem Lapithen- und Kentaurenkampfe handelt. Sie dient gleichzeitig den kunstgeschichtlichen Unterweisungen (vgl. Westgiebel von Olympia usw.) und der Verbindung mit Ovids Metamorphosen XII 210 ff.

19. Plutarchos Theseus 30 (gekürzt). (Überschrift: Theseus und Peirithus.)

Δόξαν εἶχεν (ὁ Θησεὺς) ἐπὶ ῥώμῃ καὶ ἀνδρείᾳ μεγίστην. βουλόμενος οὖν ὁ Πειρίθους ἐξελέγξαι ἠλάσατο βοῦς ἐκ Μαραθῶνος αὐτοῦ καὶ πυθόμενος διώκειν μετὰ τῶν ὅπλων ἐκεῖνον οὐκ ἔφυγεν, ἀλλ' ἀναστρέψας ἀπήντησεν. ὡς δὲ εἶδεν ἅτερος τὸν ἕτερον καὶ τὸ κάλλος ἐθαύμασε καὶ τὴν τόλμην ἠγάσθη, μάχης μὲν ἔσχοντο, Πειρίθους δὲ πρότερος τὴν δεξιὰν προτείνας ἐκέλευσεν αὐτὸν γενέσθαι δικαστὴν τὸν Θησέα τῆς βοηλασίας· Θησεὺς δὲ καὶ τὴν δίκην ἀφῆκεν αὐτῷ καὶ προὐκαλεῖτο φίλον εἶναι καὶ σύμμαχον· ἐποιήσαντο δὲ τὴν φιλίαν ἔνορκον. Ἐκ δὲ τούτου γαμῶν ὁ Πειρίθους Δηϊδάμειαν ἐδεήθη τοῦ Θησέως ἐλθεῖν καὶ τὴν χώραν ἱστορῆσαι καὶ συγγενέσθαι τοῖς Λαπίθαις. Ἐτύγχανε δὲ καὶ τοὺς Κενταύρους κεκληκὼς ἐπὶ τὸ δεῖπνον. ὡς δὲ ἠσέλγαινον ὕβρει καὶ μεθύοντες οὐκ ἀπείχοντο τῶν γυναικῶν, ἐτράποντο πρὸς ἄμυναν οἱ Λαπίθαι. καὶ τοὺς μὲν ἀπέκτειναν αὐτῶν, τοὺς δὲ πολέμῳ κρατήσαντες ὕστερον ἐξέβαλον ἐκ τῆς χώρας τοῦ Θησέως αὐτοῖς συμμαχομένου καὶ συμπολεμοῦντος.

Noch in demselben Abschnitt des Laches erörtert Nikias die Begriffe *θρασύτης*, *τόλμη* und *ἀνδρεία* und ihre Beziehungen zueinander. Es ist also interessant, die Ansichten des berühmten Sophisten Protagoras über dieselben Dinge kennen zu lernen, wenn

Digitized by Google

wir sie auch nur so kennen, wie sie uns Platon dargestellt hat. Dieser Vermittelung dient das folgende Stück. Es ist sicherlich schwerer und länger als die anderen, und doch hätte ich es ungern weggelassen. Vielleicht kann es dann vorgelegt werden, wenn man den ganzen Laches erledigt hat und sich einmal ausnahmsweise zwei Stunden hintereinander für das Skriptum gesichert hat. So gut die Kollegen für einen deutschen Aufsatz oder eine mathematische Arbeit in Prima bisweilen gar 4—5 Stunden sich ausbedingen, dürfte wohl auch einmal der „Grieche" bescheiden um 2 Stunden petitionieren, wenn sie einer zusammenfassenden Arbeit dienen sollen.

20. Platon Protagoras 350 C. ff. (Überschrift: *θαρραλέοι* und *ἀνδρεῖοι* nach Protagoras).

οὐ καλῶς, ἔφη (Πρωταγόρας), μνημονεύεις, ὦ Σώκρατες, ἃ ἔλεγόν τε καὶ ἀπεκρινόμην σοι. ἔγωγε ἐρωτηθεὶς ὑπὸ σοῦ, εἰ οἱ ἀνδρεῖοι θαρραλέοι εἰσίν, ὡμολόγησα· εἰ δὲ καὶ οἱ θαρραλέοι ἀνδρεῖοι, οὐκ ἠρωτήθην· εἰ γάρ με τότε ἤρου, εἶπον ἄν, ὅτι οὐ πάντες· τοὺς δὲ ἀνδρείους ὡς οὐ θαρραλέοι εἰσί, τὸ ἐμὸν ὁμολόγημα, οὐδαμοῦ ἐπέδειξας, ὡς οὐκ ὀρθῶς ὡμολόγησα. ἔπειτα τοὺς ἐπισταμένους αὐτοὺς ἑαυτῶν θαρραλεωτέρους ὄντας ἀποφαίνεις καὶ μὴ ἐπισταμένων ἄλλων καὶ ἐν τούτῳ οἴει τὴν ἀνδρείαν καὶ τὴν σοφίαν ταὐτὸν εἶναι· τούτῳ δὲ τῷ τρόπῳ μετιὼν καὶ τὴν ἰσχὺν οἰηθείης ἂν εἶναι σοφίαν. πρῶτον μὲν γὰρ εἰ οὕτω μετιὼν ἔροιό με, εἰ οἱ ἰσχυροὶ δυνατοί εἰσι, φαίην ἄν. ἔπειτα εἰ οἱ ἐπιστάμενοι παλαίειν δυνατώτεροί εἰσι τῶν μὴ ἐπισταμένων παλαίειν καὶ αὐτοὶ αὑτῶν, ἐπειδὰν μάθωσιν, ἢ πρὶν μαθεῖν, φαίην ἄν· ταῦτα δὲ ἐμοῦ ὁμολογήσαντος ἐξείη ἄν σοι χρωμένῳ τοῖς αὐτοῖς τεκμηρίοις τούτοις λέγειν, ὡς κατὰ τὴν ἐμὴν ὁμολογίαν ἡ σοφία ἐστὶν ἰσχύς. ἐγὼ δὲ οὐδαμοῦ οὐδ' ἐνταῦθα ὁμολογῶ τοὺς δυνατοὺς ἰσχυροὺς εἶναι, τοὺς μέντοι ἰσχυροὺς δυνατούς. οὐ γὰρ ταὐτὸν εἶναι δύναμίν τε καὶ ἰσχύν, ἀλλὰ τὸ μὲν καὶ ἀπὸ ἐπιστήμης γίγνεσθαι, τὴν δύναμιν, καὶ ἀπὸ μανίας τε καὶ ἀπὸ θυμοῦ, ἰσχὺν δὲ ἀπὸ φύσεως καὶ εὐτροφίας τῶν σωμάτων. οὕτω δὲ κἀκεῖ οὐ ταὐτὸν εἶναι θάρσος τε καὶ ἀνδρείαν· ὥστε συμβαίνει τοὺς μὲν ἀνδρείους θαρραλέους εἶναι, μὴ μέντοι τούς γε θαρραλέους ἀνδρείους πάντας· θάρσος μὲν γὰρ καὶ ἀπὸ τέχνης γίγνεται ἀνθρώποις καὶ ἀπὸ θυμοῦ τε καὶ μανίας ὥσπερ ἡ δύναμις, ἀνδρεία δὲ ἀπὸ φύσεως καὶ εὐτροφίας τῶν ψυχῶν.

Im 26. Kapitel wird mit ironischem Anfluge der Athener Lamachos als Typus eines *σοφός* und *ἀνδρεῖος* genannt. Bekanntlich hat auch Aristophanes[1]) diesen Mann als Bramarbas gekennzeichnet. Mir schien es passend, eine Stelle zu bringen, die dem Tadel gegen ihn dadurch die Spitze raubt, daß sie uns lehrt, wie er in treuer Pflichterfüllung für seine Vaterstadt gefallen ist.

[1]) Acharner 565 ff.

Digitized by Google

21. Thukydides VI 101, 4ff. (Überschrift: Tod des Lamachos.)

καὶ μάχη ἐγένετο καὶ ἐν αὐτῇ ἐνίκων οἱ Ἀθηναῖοι· καὶ τῶν Συρακοσίων οἱ μὲν τὸ δεξιὸν κέρας ἔχοντες πρὸς τὴν πόλιν ἔφυγον, οἱ δ' ἐπὶ τῷ εὐωνύμῳ παρὰ τὸν ποταμόν. καὶ αὐτοὺς ἀποκλῄσασθαι τῆς διαβάσεως οἱ τῶν Ἀθηναίων τριακόσιοι λογάδες δρόμῳ ἠπείγοντο πρὸς τὴν γέφυραν. δείσαντες δ' οἱ Συρακόσιοι (ἦσαν γὰρ καὶ τῶν ἱππέων αὐτοῖς οἱ πολλοὶ ἐνταῦθα) ὁμόσε χωροῦσι τοῖς τριακοσίοις τούτοις καὶ τρέπουσί τε αὐτοὺς καὶ ἐσβάλλουσι ἐς τὸ δεξιὸν κέρας τῶν Ἀθηναίων. καὶ προσπεσόντων αὐτῶν ξυνεφοβήθη καὶ ἡ πρώτη φυλὴ τοῦ κέρως. ἰδὼν δὲ ὁ Λάμαχος παρεβοήθει ἀπὸ τοῦ εὐωνύμου τοῦ ἑαυτῶν μετὰ τοξοτῶν τε οὐ πολλῶν καὶ τοὺς Ἀργείους παραλαβὼν καὶ ἐπιδιαβὰς τάφρον τινὰ καὶ μονωθεὶς μετ' ὀλίγων τῶν ξυνδιαβάντων ἀποθνήσκει αὐτός τε καὶ πέντε ἢ ἕξ τῶν μετ' αὐτοῦ. καὶ τούτους μὲν οἱ Συρακόσιοι εὐθὺς κατὰ τάχος φθάνουσιν ἁρπάσαντες πέραν τοῦ ποταμοῦ ἐς τὸ ἀσφαλές, αὐτοὶ δὲ ἐπιόντος ἤδη καὶ τοῦ ἄλλου στρατεύματος τῶν Ἀθηναίων ἀπεχώρουν.

Im 28. Kapitel ist endlich von der *στρατηγία* die Rede. *ὅτι ἡ στρατηγία κάλλιστα προμηθεῖται τά τε ἄλλα καὶ περὶ τὸ μέλλον ἔσεσθαι, οὐδὲ τῇ μαντικῇ οἴεται δεῖν ὑπηρετεῖν, ἀλλὰ ἄρχειν, ὡς εἰδυῖα κάλλιον τὰ περὶ τὸν πόλεμον καὶ γιγνόμενα καὶ γενησόμενα* usw. Von der hohen Verantwortlichkeit des Feldherrnamtes handelt meine letzte Vorlage, wie ich denke, nicht unpassend, wie auch von den Vorstudien, die zur Übernahme eines solchen Amtes nötig sind. Die sonst naheliegenden Stellen des Thukydides, die von der Vorliebe gerade des Nikias für übernatürliche Dinge und der Beeinflussung seiner Strategie durch sie handeln, lasse ich als zu schwierig hier beiseite.

22. Xenophon Memor. III 1, 1—3. (Überschrift: Das Feldherrnamt.)

ὅτι δὲ τοὺς ὀρεγομένους τῶν καλῶν ἐπιμελεῖς, ὧν ὀρέγοιντο, ποιῶν ὠφέλει (Σωκράτης), νῦν τοῦτο διηγήσομαι. ἀκούσας γάρ ποτε Διονυσόδωρον εἰς τὴν πόλιν ἥκειν ἐπαγγελλόμενον στρατηγεῖν διδάξειν, ἔλεξε πρός τινα τῶν συνόντων, ὃν ᾐσθάνετο βουλόμενον τῆς τιμῆς ταύτης τυχεῖν· Αἰσχρὸν μέντοι, ὦ νεανία, τὸν βουλόμενον τῇ πόλει στρατηγεῖν, ἐξὸν τοῦτο μαθεῖν, ἀμελῆσαι αὐτοῦ· καὶ δικαίως ἂν οὗτος ὑπὸ τῆς πόλεως ζημιοῖτο πολὺ μᾶλλον ἢ εἴ τις ἀνδριάντας ἐργολαβοίη μὴ μεμαθηκὼς ἀνδριαντοποιεῖν. ὅλης γὰρ τῆς πόλεως ἐν τοῖς πολεμικοῖς κινδύνοις ἐπιτρεπομένης τῷ στρατηγῷ, μεγάλα τά τε ἀγαθὰ κατορθοῦντος αὐτοῦ καὶ τὰ κακὰ διαμαρτάνοντος εἰκὸς γίγνεσθαι. πῶς οὖν οὐκ ἂν δικαίως ὁ τοῦ μὲν μανθάνειν τοῦτο ἀμελῶν, τοῦ δὲ αἱρεθῆναι ἐπιμελόμενος ζημιοῖτο; τοιαῦτα μὲν δὴ λέγων ἔπεισεν αὐτὸν ἐλθόντα μανθάνειν.

Ich bin mit meinen heutigen Vorschlägen zu Ende und hoffe,

Digitized by Google

deutlich gemacht zu haben, wie ich mir die Verbindung des Skriptums mit der Klassenlektüre denke. Daß ich ebensogut 44 wie 22 Stücke hätte bringen können, ist selbstverständlich. Es kam mir auch nur darauf an, einen Weg, den gewiß mancher im stillen schon gegangen ist, allgemeiner bekannt zu machen und vielleicht auch hier und da einem Kollegen die Sucharbeit zu erleichtern. Was den letzten Punkt betrifft, so ließe sich darüber reden, ob es nicht verlohnte, auch für die übrigen Schriftwerke der statarischen Lektüre ähnliche Stellensammlungen zu Skripten aufzustellen. Ich wäre jedenfalls zum Ausbau dieses Gedankens und zu weiterer Mitarbeit gern bereit.

Berlin. H. Gillischewski.

Wie soll man Gedichte erklären?

1. Sprachliche und Sacherklärung, 2. logische, 3. moralische, 4. philosophisch-symbolische, 5. ästhetische, 6. ästhetisch-technische Erklärung.

Ein idealer Zustand wäre es, wenn sich zwischen Kunstwerk und Kunstgenuß überhaupt keine Mittelsperson zu stellen brauchte. Es hat Zeiten gegeben, in denen sich Künstler und Publikum so nahe standen, daß dieses ideale Verhältnis das normale war, aber sie sind längst vorüber und werden nimmer wiederkehren. In der Schule ist immer der Lehrer als Vermittler zwischen Kunst (Poesie) und Schülern aufgetreten, ebenso wie bei den Wissenschaften.

Künstler und Gelehrte arbeiten eben nicht für Kinder und Knaben, ihre Werke müssen ihnen mundgerecht gemacht werden. Gedichte werden deshalb für die kleinen wie für die großen Kinder besprochen, behandelt, erklärt, erläutert, interpretiert, kommentiert, rezensiert, kritisiert, je nach dem Ziel, das vorschwebt.

Jüngere Lehrer fragen gewöhnlich, wenn sie sich bei der ihnen anvertrauten Jugend als verantwortungsvolle Dolmetscher eines großen Dichters fühlen: wie soll ich es machen? welchen Weg muß ich einschlagen? welche Methode ist die beste oder einzig wahre? muß ich das Gedicht erst selbst vorlesen, oder kann ich die Schüler sogleich lesen lassen? muß ich erst Sachliches, dann Sprachliches erklären? Strophe für Strophe? analytisch oder synthetisch, induktiv oder deduktiv? Alle diese Fragen sind nebensächlich und führen nicht zum rechten Wege. Die erste Frage ist nämlich: wohin will ich? was will ich erreichen?

Viele Wege führen zum Ziel, schnurgerade und auch Umwege, verschlungene Pfade durch Wald und Flur. Wenn wir nur wohl und vergnügt am Ziel ankommen, wenn die Reise uns nur Belehrung, Genuß und Freude gebracht hat, wenn uns das unter-

Digitized by Google

wegs Gesehene und Gehörte nur zum Erlebnis geworden ist und in unser Herz, nicht bloß in Verstand und Gedächtnis eingedrungen ist, dann können wir zufrieden sein mit unserer Arbeit; das geistige Vermögen des Schülers ist gewachsen, der Zuwachs ist, wie unser israelitischer Religionslehrer sich auszudrücken beliebte, gleich einem Wertpapier, von dem man die Kupons jeden Tag abschneiden kann. Also die Hauptsache ist das Ziel. Die Methode dagegen kann zwar den Weg verkürzen und dem Geübten auch die Arbeit erleichtern; für den Anfang ist jedoch ihr schweres Rüstzeug manchen ein Hindernis, ihrem Träger ist zumute wie dem jungen David, als er den Goliath erschlagen sollte: „Saul zog dem David seine Kleider an, setzte ihm seinen ehernen Helm auf sein Haupt und legte ihm einen Panzer an, und David gürtete sein Schwert über seine Kleider". Aber David konnte nicht gehen, denn er war die schwere Rüstung nicht gewöhnt, und schließlich erlegte er den stolzen Gegner, vor dem sich alle Helden Israels gefürchtet hatten, mit Stein und Schleuder.

1. Das erste Ziel, das dem jungen Pädagogen bei der Behandlung eines Gedichtes von selbst entgegentritt, ohne daß er sich dessen klar bewußt zu sein braucht, ist sprachliches und sachliches Verständnis. Verschiedene Ausdrücke sind den Schülern unbekannt, oder Dinge, Personen und Ereignisse sind ihnen fremd, der Zusammenhang ist an einzelnen Stellen schwer verständlich. Der Lehrer räumt gewissermaßen die Steine weg, an die sich der Fuß seiner jugendlichen Begleiter stoßen kann, oder läßt sie wegräumen; er faßt sie bei der Hand und hilft über unwegsame Stellen und Felsen hinweg, er überbrückt abschüssiges Gelände, so daß sie Kraft und Zeit haben, die Schönheit des Weges kennen zu lernen und zu genießen; er zeigt ihnen die Punkte, auf welche sie besonders ihr Augenmerk richten müssen; denn auch von ihnen kann man oft mit dem Psalmisten sagen: „Augen haben sie und sehen nicht, Ohren haben sie und hören nicht". Zu diesen Hindernissen gehören auch die Schwierigkeiten des Lesens und der sinngemäßen Betonung. Die Gründe, warum gerade dieses Wort in einem Vers den Ton hat, läßt man aufsuchen, dadurch wird Sinn und Gedankengang weiter geklärt. Die betonten Silben selbst läßt man anfangs mit Akzenten versehen. Den Inhalt kann man dann nach den einzelnen Teilen feststellen lassen, liest selbst das Gedicht vor und läßt es durch einzelne und schließlich im Chor lesen. Einige Begabtere können dann das Ganze schon ansprechend erzählen, und wenn man einige Minuten Zeit gibt, können sie das Gedicht zum Teil oder ganz auswendig. Bei Gedichten von mäßiger Größe stellt man sich die Ökonomie für eine Stunde so fest, daß man am Schlusse seine Aufgabe erledigt hat. Wenn noch Zeit übrig ist, kann man auch noch den Inhalt schriftlich wiedergeben lassen, selbst wenn

Digitized by Google

man weiß, daß sie in den wenigen Minuten nicht mehr als eine halbe Seite fertig bringen werden. Der Anfang ist gewöhnlich das Schwierige, deshalb ist darin fleißige Übung erforderlich.

So hat man also das Gedicht, um mit Oskar Jäger zu sprechen, wie eine wirkliche Geschichte behandelt, ohne allen gelehrten Alexandrinismus. Es wird eine bedeutungsvolle Geschichte sein; denn sonst hätte sie kein hervorragender Dichter zu einem Kunstwerk gestaltet. Der Lehrer hat sich dem Gedicht naturwüchsig und naiv gegenübergestellt, er wollte nur erklären, was wirklich unbekannt oder unklar war. Alle überflüssigen Fragen und Erläuterungen hat er sorgfältig vermieden. Die weitere Wirkung überläßt er dem Kunstwerk selbst, gleich dem Landmann, der das edle Samenkorn eingesenkt hat; die Früchte werden schon zu ihrer Zeit sich einstellen. Diese Art der Interpretation mag ästhetischen Kritikern sehr äußerlich erscheinen, man mag ihr vorwerfen, daß sie nur die Neugierde und den Stoffhunger der Jugend befriedigen und fördern könne, aber ästhetisch wertlos sei. Der Vorwurf ist jedoch unberechtigt, wenn nur der Lehrer etwas vom Geiste Rudolf Hildebrands (Über den deutschen Unterricht) in sich hat, bei der Erklärung vom Konkreten und von dem Gesichtskreise der Schüler ausgeht und ihren Interessenkreis kennt, daran anzuknüpfen versteht und sich auch an die Phantasie und das Gemüt wendet. In den untern Klassen, auch bei kursorischer Lektüre, wird man sich mit diesem Ziel der Erklärung begnügen können. Tadeln kann man höchstens, daß nur das Einzelne erklärt ist, nicht aber das Gedicht als Ganzes.

2. Braucht der Lehrer bei dieser Art Erklärung sich eigentlich keinen besonderen Plan zu entwerfen, so haben wir ein mit Bewußtsein und Überlegung aufgestelltes Ziel vor uns bei der logischen Erklärung. Diese verlangt, daß der Schüler vor allem das Gedicht nach seinem Zusammenhange und als Ganzes verstehen soll, wie der Ausdruck heißt.

Der Plan des Dichters, seine Disposition wird herausgeschält aus dem prunkenden Kleid der Kunst; die Idee als Extrakt wird herausdestilliert, das Skelett wird Knochen für Knochen aus dem lebendigen Organismus herausgezogen und dann wohlpräpariert zusammengestellt, wie die Spötter sagen, oder „Teil- und Grundgedanken“ werden in gemeinsamer Arbeit gefunden, wie die Lehrpläne sich ausdrücken.

Dem Unbefangenen ist klar, daß das Streben nach logischer Klarheit auch in der Poesie nicht der Berechtigung entbehrt. Interessieren kann man sich für ein Gedicht nur dann, wenn man es verstanden hat, über den oder die Grundgedanken und den Sinn, die dichterische Absicht sich Klarheit verschafft und durch die Disposition oder Schematisierung, wie der vornehmere, in den meisten

Digitized by Google

Fällen gleichbedeutende Ausdruck lautet, die Übersicht über das Ganze sich erworben hat. Man kann wohl theoretisch das Intellektuelle vom Ästhetischen trennen, aber in unserer Seele arbeiten beide Faktoren gemeinsam; man kann praktisch keine psychologische Funktion ausschalten, sondern nur von dem Überwiegen der einen oder andern Tätigkeit sprechen. Sogar von dem lyrischen Gedicht sagt Goethe, es möge im einzelnen etwas unvernünftig, im ganzen aber sehr vernünftig sein. Alle Gedichte sind mehr oder minder schematisiert. Schon Homer hat schematisiert in der Ilias, wie Wilamowitz in seiner Geschichte der griechischen Literatur nachweist, Goethe spricht oft vom Schematisieren seines Stoffes, Schiller disponiert besonders sorgfältig, z. B. in der Glocke sogar mit durchgehenden Einteilungsgründen. „Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen“, sagt Goethe, „so ergötzen sie sich am ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben kann. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht“.

Auch das Aufsuchen der Idee ist nicht von vornherein abzuweisen. Kein Geringerer als Goethe spricht über die Ideen in Shakespeares Dramen: in jedem seiner Werke liege ein anderer Begriff zugrunde und sei im ganzen wirksam. „So geht durch den ganzen Koriolan der Ärger, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesamtheit wirken zu können. Antonius und Kleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und Tat unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben“. Schillers Gedichte verkörpern Ideen, wie er selbst sagt: „Das Bewußtlose (dunkle aber mächtige Totalidee) aussprechen und mitteilen zu können ist Sache des Dichters“ (Brief an G. 807), und (No. 329) bei der Übersendung des Polykrates: „es ist jetzt eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen“. Man behält von einem Kunstwerk nach seiner Ansicht schließlich nur die Idee. So wäre also gegen das Schematisieren eines Gedichtes und das Aufsuchen der Grund- und Teilgedanken an und für sich nichts einzuwenden, vielmehr ist das logische Verständnis als Vorstufe für den ästhetischen Genuß zu empfehlen. Freilich nur als Vorstufe, denn die Aufgabe des Interpreten kann damit nicht erledigt sein; bedenklich ist dann sein Verfahren, wenn er das Ziel der logischen Klarheit als Endzweck seiner Tätigkeit ansieht und sich deshalb keine Mühe mehr gibt, zum Ästhetischen vorzudringen, so daß dann alle Poesie von dem Logischen aufgesogen wird. Ein solcher Verstandesmensch sieht ein Gedicht für eine dunkle Stube an, in die er Licht bringen muß, während doch

Digitized by Google

ein Kunstwerk ein blendendes Gestirn ist, dessen Strahlen wir kaum zu fassen vermögen, und auf das unsere Organe vorbereitet und dem gegenüber die Betrachtenden auf den richtigen Standpunkt gestellt werden müssen. Er soll nur das Ganze in den richtigen Gesichtswinkel rücken und mit der Sprache des Verstandes nachhelfen, wo wir dem Fluge der Phantasie des Dichters nicht zu folgen vermögen. Daß in diesem Punkte viel gesündigt wird, und daß Schülern die Freude an der Poesie durch einseitig logische Erklärung verdorben werden kann, das läßt sich ahnen, wenn man Kommentare durchmustert. Doch ist wohl zu beachten, daß der Unterricht nicht bloß nach Kommentaren beurteilt werden darf, sondern in den meisten Fällen besser ist, weil er durch Wechselwirkung zwischen Schülern und Lehrern, wenn dieser nicht ein hartgesottener Philister und Pedant ist, wohltätig in meliorem partem geleitet wird. Wenn man aber z. B. bei Leimbach für die Kraniche des Ibykus folgendes Schema für die Disposition mit den zugehörigen Inhaltsangaben findet:

I. 1, a, b, c, d, e,
2, a, b, c, d, e,
II. 1, a, b, c, d, e,
2, a, b, c, d, e,
III. 1, a, b, c, d, e,
2, a, b, c, d, e,

so weiß man kaum, ob man lieber spotten soll über solche Erzpedanterie mit den peinlich korrekten Einteilungen, bei denen sich sogar die einzelnen Glieder in den Unterabteilungen genau nach Zahl entsprechen, oder ob man ergrimmen soll über ein so banausisches Gebaren im Tempel der Kunst. Noch schlimmer ist bei Leimbach die Disposition für die Bürgschaft, wo sich bei a auch noch α, β, γ, δ finden. „Möchte bei solchen Äußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erstarren und Pegasus sich mausern", würde Goethe solchem Treiben zurufen. Doch wollen wir zur Entschuldigung anführen, daß diese Kommentare nicht bloß Dispositionen bringen, sondern alles Material, dessen sie nur habhaft werden konnten; bei dem Unkraut fehlt nicht der Weizen.

Weit schlimmer als die Dispositionssucht, ja der Tod der Poesie ist die Erklärung nach grammatischen und logischen Kategorien, die mit den Allüren methodischer Gründlichkeit und dem schulmeisterlichen Selbstbewußtsein methodischer Sicherheit auftretend eine Karikatur echter Pädagogik bildet. Wer kommt? so fragt ein solcher Schulmeister z. B. in dem Lied des kleinen Walter Tell. Was tut er? Wohin geht er? Was hat er bei sich? Welches ist sein Zweck? Von wem ist in diesem Verse die Rede? Worüber handelt die zweite Strophe? Diese Art Maieutik, in der Poesie wie in den Wissenschaften, hat wohl am meisten dazu beigetragen, die Lehrer in Verruf zu bringen. Diese Methode ist

Digitized by Google

also unter allen Umständen zu verwerfen; dagegen läßt sich das Aufsuchen der Disposition oder des Schemas und das Herausfinden der Grund- und Teilgedanken (Idee) in der Schule nicht entbehren und schadet auch nicht, wenn der Lehrer sich nur in angemessenen Grenzen hält. Nur soll der Lehrer nicht um jeden Preis Probleme aufspüren, selbst da, wo der Dichter an kein Problem gedacht hat, oder die Idee aufsuchen, selbst wenn der Dichter keine Idee verkörpern, sondern schlicht und recht das Leben darstellen will, wie z. B. Homer. Statt von Problemen und Ideen kann man hier, wie bei manchen Gedichten, nur von sittlichen Grundanschauungen sprechen; bei andern nur von Motiven, über die man den Schülern Klarheit verschaffen muß, z. B. in der Glocke von Schiller und in den meisten lyrischen Gedichten. Lyrische Gedichte soll man nicht disponieren, wohl aber den leitenden Faden in ihnen nachweisen oder, wie man jetzt sagt, den Leitungsdraht, an dem die Gefühle haften und sich fortpflanzen.

3. Das Aufsuchen der Idee wäre nicht so verächtlich geworden und hätte den Lehrern nicht so viel verdienten und unverdienten Spott und Hohn eingetragen, wenn man unter Idee nicht meistens eine moralische Idee verstanden hätte. Fast alle Gedichte werden, in den meisten Kommentaren wenigstens, über den Leisten geschlagen, der für das Gedicht die „Katzen und der Hausherr“ paßt, wie für fast alle Produkte der Zeitgenossen des sel. Lichtwer und Pfeffel. Ihre carmina enthalten gewöhnlich, dem Geiste ihrer Zeit entsprechend, als Moral eine Platitüde, wie „blinder Eifer schadet nur“, oder „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doktor schlagen“. In der nämlichen platten Tendenz oder Gedankenlosigkeit werden dann auch die Balladen Schillers nach Ideen abgesucht; die Idee im Taucher heißt z. B.: „Man soll Gott nicht versuchen“. In dem Kampf mit dem Drachen: „Sich selbst besiegen ist mehr wert als große Taten“, oder „Gehorsam ist die erste Pflicht“. Im Grafen von Habsburg: „Alles Gute findet seinen Lohn“. Oder im Herzog Ernst: „Man muß Vater und Mutter gehorchen, wenn man nicht ins Verderben stürzen will“.

Das Wesen einer solchen Methode ist allerdings „unerträgliche moralisierende Pedanterie“; glücklicherweise ist aber diese Mißhandlung z. B. bei den Balladen Schillers nicht so verbreitet, wie B. Litzmann im Marbacher Schillerbuche annimmt. Allerdings liegen auch bei Schiller moralische Ideen zugrunde, L. weist einige Seiten vorher selbst darauf hin, indem er betont, daß die Schule der Kanal der Popularisierung Schillers geworden ist: „daß aber die Schule sich Schillers bemächtigt hat, das hat wieder seinen Grund in der im edelsten Sinne didaktischen Ader Schillers. Die Illustrierung eines sittlichen Gedankens ist zugleich Ursache und Endzweck der bedeutendsten Schillerschen Dich-

tungen, und diese zur Gestaltung drängende sittliche Idee ist auch das fruchtbarste Samenkorn, aus dem die Schillersche Ballade hervorgeht". Also ist es recht und billig, daß der Lehrer die sittliche Idee und den sittlichen Gehalt bei Schillers Balladen klarlegt; es kommt nur darauf an, 1. daß der Lehrer die richtigen Ideen Schillers herausfindet und nicht etwa seine eigenen hineinlegt, und 2. daß er das Moralische, den Gehalt, nicht so gründlich und eingehend verarbeiten läßt, daß die Schüler alle Freude an dem Kunstwerk verlieren. Es hat nun bei der Schillerfeier nicht an Literaten und Schöngeistern gefehlt, die auf die Schulmeister schimpften, weil sie ihnen Schiller in der Jugend verekelt hätten. Meine Ansicht ist anders: soweit ich mir nach meinen Erfahrungen in Schule und Leben ein Urteil erlauben kann, ist die Schillerfeier zugleich ein Ehrentag für die deutschen Schulmeister gewesen, die als seine begeisterten und begeisternden Sendboten sein neues Evangelium verbreitet, in fast allen Schichten unseres Volkes heimisch und für die nationale und soziale Entwicklung wie für die sittliche Veredlung aller fruchtbar gemacht und so die Vorbedingungen für eine solche Feier geschaffen haben. Auch den Schulmeistern verdankt Schiller weitgehenden, tiefgründigen und unsterblichen Einfluß auf das Leben der Nachwelt.

Freilich daß nicht alle Apostel den Propheten verstanden haben und daß ihn viele mehr im Wagnerschen als im Sinne Fausts erklären, das ist nicht zu verwundern. Seine Schöpfungen gehören zu jenen erhabenen Büchern, welche jede Zeit und jeder Mensch anders liest, je nach seinem Standpunkt und seiner Bildungsstufe; oft nimmt jeder sich einen Ausschnitt, der gerade für ihn paßt, ohne die Berechtigung auch anderer Auffassungen anzuerkennen, wie Goethe (Br. 338 an Sch.) von einem Kritiker der Kunst des Altertums bemerkt: „er sieht nicht ein, daß Lessings, Winckelmanns und seine, ja noch mehr Enunziationen zusammen erst die Kunst begrenzen". Es klingt naiv und zeugt von einem bedenklichen Mangel an historischen Kenntnissen, wenn jeder Kritiker mit hochtrabender Süffisance und im Tone moderner Reklame alle von seiner vermeintlich neuen Weisheit abweichenden Meinungen niederzutreten sucht, als wenn man mit ihm eine neue Ära datieren müßte, besonders wenn sie in Wirklichkeit doch nur offene Türen einstoßen.

Freilich wenn die Lehrer das sog. Moralisieren bei der Erklärung von Gedichten als Ziel betrachteten, dann hätten die Kritiker recht; Schiller selbst hat über diese Methode den Stab gebrochen, indem er von Voß behauptet, er habe keine Ahnung von dem Geist der Poesie (Brief 428 und 659 von Voß und Genossen); „in Ermangelung der Poesie waltet bei allen die Furcht Gottes, alle stehen auf der gleichen Stufe der Platitüde". Daß ihm diese Art Auffassung ästhetisch, ja sogar physisch zu-

Digitized by Google

wider war, sehen wir in einem Briefe vom 25. 6. 1799. Nr. 612 an Goethe: „Ich fürchte, daß Sie diesen paar Zeilen ansehen werden, wie penibel es mir jetzt geht. Mein Schwager ist hier mit seiner Schwester (Rheinwald); er ist ein fleißiger, nicht ganz ungeschickter Philister, 60 Jahre alt, aus einem kleinstädtischen Ort, durch Verhältnisse gedrückt und beschränkt, durch hypochonderische Kränklichkeit noch mehr darniedergebeugt, sonst in neuern Sprachen und in der deutschen Sprachforschung, auch in gewissen Literaturfächern nicht unbewandert. Sie können denken, wie wenig Konversationspunkte es da zwischen uns gibt und wie übel mir bei den wenigen zu Mute sein mag. Das Schlimmste ist, daß ich in ihm eine nicht ganz kleine und nicht einmal verächtliche Klasse von Lesern und Urteilern repräsentiert finde, denn er mag in Meiningen, wo er Bibliothekar ist, noch vorzüglich sein. Diese ganze imperfektible enge Vorstellungsweise könnte einen zur Verzweiflung bringen, wenn man etwas erwartete. Ich muß diese Woche rein ausstreichen aus meinem Leben".

Eine solche imperfektible Vorstellungsweise liegt zum Beispiel vor, wenn man als Idee des Tauchers die Warnung ansieht: „Der Mensch versuche die Götter nicht", mit andern Worten: sei vorsichtig im Leben, gehe Gefahren aus dem Wege; fliege nicht wie Ikarus zu hoch, dann wirst du ins Meer versinken; verbrenne nicht die Flügel am Licht. Hole die Kastanien nicht für andere aus dem Feuer, die Menschen kennen doch keine Dankbarkeit. Die Hauptsache ist, quieta non movere; weit vom Schuß gibt 'nen alten Kanonier, wie die russischen Großfürsten dachten, als sie nicht gegen Japan zogen. Bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Après nous le déluge, solange wir leben, wird sich die Sache noch halten. Laß andere ihre Haut zu Markte tragen, oder wie sonst die Grundsätze des Biedermeiertums heißen mögen. Siehe zu, was die andern tun und mache es auch so; suche zuerst zu erfahren oder zu erraten, was die Höherstehenden wollen, darnach richte dich allein. Widersprich nicht. Initiative und Selbständigkeit im Denken und Tun vermeide nach Möglichkeit. Verdirb es mit keiner Partei. Laß dich weder durch Ehrgeiz noch durch andere Leidenschaften, wie der Taucher, vom rechten Wege abführen, besonders nicht durch die Liebe. Mach keinen Sprung in das Dunkle, sondern vorsichtig tastend gehe vorwärts. Bleib bei deinen Leisten; studiere nicht, wenn du kein Geld hast. Ob du wenig oder nichts zustande bringst, ist nicht so schlimm, tu aber ja nichts Verkehrtes. Dann wirst du dir eine gesicherte Position im Leben schaffen und dich redlich nähren bis an das Ende deiner Tage und — kann man hinzufügen — wirst ein richtiger Normalphilister sein.

Sollte das wirklich Schillers Idee sein? Wer Schillers Leben kennt, wird das mit Nachdruck verneinen. Wie sollte auch der

Digitized by Google

Dichter des Tell ein solches Evangelium verkünden? Er selbst hat sich im Jahre 1782 in den Abgrund einer unsichern Existenz freiwillig herabgestürzt, als er von Stuttgart flüchtete; seine Ehre litt nicht, daß er in der gesicherten Existenz eines Militärarztes blieb, er wählte den Sprung in eine dunkle Zukunft. Die Folge ist gewesen, daß er Jahre lang entbehren, ja hungern und sein Leben lang sich quälen und placken mußte und daß er eines frühen Todes gestorben ist. Wie viele kluge Männer werden im Jahre 1782 über seine Torheit gelächelt und gespottet haben, — und doch war diese Tat der erste Schritt zur Unsterblichkeit! Was also will uns Schiller lehren? Lehren ist nicht der richtige Ausdruck; er will nicht etwa am Schlusse eines Gedichtes sagen: „gehe hin und tue desgleichen". Vielmehr will er uns seine Ansichten über das Leben mitteilen. Das Leben, sagt er hier, ist so tyrannisch gegen die Menschen wie nur je ein Despot; es stellt uns Aufgaben ohne Rücksicht darauf, ob wir ihnen gewachsen sind oder nicht. Es stellt uns vor Gefahren, die wir für Geld und Gut nicht übernehmen wollen; aber trotzdem werden sie überstanden, denn mächtiger als die treibende Kraft des Geldes und der Trieb der Selbsterhaltung ist das Ehrgefühl und die Liebe; die idealen Motive im Menschen überragen an Kraft und Erfolg die materiellen. Aus dem Stoffe, wie der Taucher, sind alle großen Menschen geschaffen, sie bringen der Menschheit den Fortschritt, und ihnen sind unsere Sympathien gewiß für alle Zeiten. Solche Männer waren die Kämpfer von Marathon und Thermopylä; die Athener, welche zweimal ihre Stadt verbrennen ließen, um die Freiheit zu retten; Wilhelm Tell, als er Baumgarten rettete, Arnold von Winkelried und die Schweizer bei Sempach, die Preußen im Jahre 1813 und in jeder Schlacht die Tapfern, welche das Leben in die Schanze schlagen aus Ehrgefühl und Liebe zum Vaterlande. Imgleichen auch die Vorkämpfer des geistigen Lebens auf allen Gebieten, die Ritter und Knappen der Feder und der Zunge. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" darin liegt kurz gesagt die Idee; auch an die Schüler kann man diese Frage oft genug richten, sowie Schillers Mahnung: „Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein". Nicht übersehen wollen wir, daß in Uhlands Ballade „Der blinde König" dieselbe männliche Gesinnung gestaltet worden ist; der junge Königssohn zeigt als hervorstehenden Charakterzug, wie der Taucher, edlen Wagemut, dem sinnlose Abenteuersucht so fremd ist, wie Furcht vor Gefahr. „Ere is dwank genog", wie eine Inschrift in einem alten Kaufhause der Hansa besagt; so mußte auch auf den Jüngling in Schillers Ballade der Appell des Königs an den Mut seiner Ritter stärker wirken als äußerer Zwang.

Sollten die Ideen fruchtbar auf das Herz der Schüler wirken, überhaupt sie zum Interesse zwingen, so muß man sie erläutern

Digitized by Google

und verkörpern an Beispielen aus der Geschichte und aus dem Leben. Nur dadurch bringt man sie in den Interessenkreis des Schülers, daß man dabei operiert mit dem Anschauungsmaterial, den Kenntnissen, Erlebnissen und Erfahrungen der Schüler. Dieses gilt bei jeder Erklärung von Gedichten und ebenso bei Aufsätzen. Sonst ist alle Mühe wertlos, es geht nur in den Kopf und nicht an das Herz. Wie Goethe sagt, der Lehrer muß sich produktiv verhalten (Br. 244 an Sch.), wenn er an irgend einer Produktion teilnehmen will; passive Teilnahme genügt nicht; und wenn manche klagten, sie könnten Goethes W. Meister nicht zu Kopf bringen, so gab er ihnen zu bedenken: „Freilich faßt der Kopf kein Kunstprodukt als nur in Gesellschaft mit dem Herzen".

Ebenso wie im Taucher wird auch Schiller im Kampf mit dem Drachen verkannt. „Der Sieg über dich selbst ist mehr wert als die größte Heldentat" soll die Idee sein. Ich fürchte, Schiller, der mit Kant die Entfaltung der Persönlichkeit als sittliches Ideal aufstellte, würde auch dieses Urteil für eine imperfektible Vorstellungsweise ansehen. Oder ist nach ihm etwa eine fromme Arbeiterin höher zu schätzen als Alexander d. Gr., Cäsar, Napoleon? Gilt das sittliche Ideal des Mönches auch für das Leben in der Welt? ist die Disziplin und der Drill der Kaserne das höchste ethische Ziel? Wie heißt es doch schon im Vicar of Wakefield? „Ein redlicher Mann ist das edelste Werk Gottes" behauptet der Geistliche mit Pope; darauf antwortet ihm der überlegene Welt- und Menschenkenner Burchell alias Thornhill: „Jenen abgedroschenen Grundsatz habe ich stets eines Mannes von Genie für unwürdig gehalten und als eine Herabsetzung seines Werkes. Da der Wert eines Buches nicht in dem Mangel an Fehlern, sondern in der Größe der darin enthaltenen Schönheiten liegt, so sollte man auch die Menschen nicht nach dem Mangel an Fehlern, sondern nach der Größe ihrer Tugenden schätzen". Glücklicherweise wissen wir von Schiller selbst, was er sagen will. Am 4. 9. 1798 No. 501 schreibt er an Goethe: „Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonischen Ganzen vereinigt hätte". Also den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist hat er darstellen wollen, nicht seine eigene Ethik. Die beiden sittlichen Ideale des Mittelalters waren die des Ritters und des Mönches. Es waren ergänzende Gegensätze und beide segensreich für die Kultur ihrer Zeit; daß aber die Tugenden des Ritters und des Mönches, also Ehrgefühl, Tapferkeit, Mut, Selbstbewußtsein einerseits und Gehorsam, Demut, Selbstverleugnung andrerseits in einer Person wie bei den Ordensrittern harmonisch sich verbinden sollten, war eine Forderung, die sicher zu manchen Kollisionen führte. Schiller führt uns meisterhaft in seinem Kampf mit dem Drachen

Digitized by Google

eine solche Kollision vor, der Drachentöter ist ein tapferer Ritter und demütiger Mönch zugleich; aber er will damit nicht sagen, daß jeder sich vor allen der Autorität fügen soll, daß eine solche Selbstverleugnung auch für uns noch mehr wert sei als die größten Taten, ebensowenig wie er in der Jungfrau von Orleans das Gelübde der Jungfräulichkeit hat verherrlichen wollen. Nein, die Hauptsache ist, daß der Ritter den Drachen erschlagen hat, und wenn er am Schluß gesagt hätte: ich verzichte darauf, einem Orden anzugehören, der solche Zumutungen stellt, dann würden wir mit unserer Sympathie sicher ebenso auf seiner Seite stehen wie jetzt. Für die korporative Gebundenheit des Mittelalters wäre es aber ein Anachronismus gewesen. Für unser modernes Gefühl ist und bleibt die Hauptsache, daß er den Drachen erschlagen hat; deshalb vor allem ist er besungen worden, dadurch hat er Rhodus gerettet, dadurch hat er vielleicht das Volk vor dem Aufruhr gegen den Orden, der seine Pflicht nicht mehr erfüllen konnte, zurückgehalten Denn was hätte aus Rhodus und dem Orden werden sollen, wenn der Ritter wie die andern dem Verbote des Meisters gehorcht hätte? Vielleicht würde im Mittelalter das Volk die Verwüstungen des Ungeheuers geduldig, wenn auch seufzend, als Strafe Gottes und als heilsame Züchtigung hingenommen haben; kann sein, aber wir in unserer Zeit denken anders, wir machen die Regierenden verantwortlich für die Mißstände. „Wenn sich im Schoß der Städte der Feuerzunder still gehäuft“, so muß der Zündstoff entfernt werden, sonst bricht der Brand des Aufruhrs aus. So ist es jetzt in Rußland. Hätte dort ein energischer Mann die Mißbräuche abgeschafft, wenn auch mit gewaltsamer Hand und das Herkommen und die Rechte der Privilegierten verletzend, er wäre als Retter zu preisen und hätte die Revolution verhütet. Ebenso hätte es vor 1789 in Frankreich sein können. Bismarck hat den Drachen des Dualismus in Deutschland 1866 getötet, zugleich aber damit die Rechte des Abgeordnetenhauses verletzt und sich bei der Depossedierung von mehreren Fürsten nur durch die Rücksicht auf das Wohl seines Staates leiten lassen. Er hat sich nachher im Parlament nicht gedemütigt, das Nachsuchen der Indemnität war bloß eine Form. Doch gehen wir noch weiter zurück; wer wie Schiller ein Verehrer Luthers ist, der muß das Töten des Drachens als ausreichend ansehen, um ihn in die Zahl der größten Männer einzureihen, selbst wenn er eine Unterwerfung unter die hergebrachten Formen zurückweist. Wie Schiller denkt, zeigen uns auch seine Schweizer in W. Tell: sie töten den Drachen, d. h. sie beseitigen mit Gewalt die Unterdrückung durch die Vögte, obschon sie damit gegen den Willen des Kaisers handeln, aber sie beschließen dann nicht etwa, mit bedrücktem Gewissen beim Kaiser um Entschuldigung zu bitten.

Gehorsam ist zwar eine wichtige Tugend im Leben des

Digitized by Google

Einzelnen und der Völker, ohne Disziplin läßt sich nichts Großes schaffen. Selbstbeherrschung ist dazu die erste Voraussetzung. Aber sie soll den Menschen nicht verkümmern lassen in Talentlosigkeit. Das Höchste ist Disziplin mit Freiheit vereint. Auch das Evangelium verlangt, daß man seine Talente nicht vergrabe. „Verleugne dich selbst“ heißt daher nicht „gehorche unter allen Umständen“, sondern „bezwinge deine schlechten Triebe“. Dagegen im Kampfe gegen das Böse und für das Gute oder für die Wahrheit kann die Autorität nicht die letzte Entscheidung geben. Ja es gibt Fälle, in denen einer gerade dadurch sittlich höher dasteht als andere, daß er aus gewichtigen Gründen bewußt gegen ein zu Recht bestehendes Gebot oder Verbot handelt. Gehorchen ist freilich bei solchem Widerstreit der Pflichten bequemer und leichter als Handeln nach eigener Verantwortung; denn Gehorchen heißt hier der Gefahr aus dem Wege gehen und die Verantwortung andern überlassen. Wollen wir Schillers Ballade aus der Zeit des Mittelalters in die Betrachtung sub specie aeterni rücken, so müssen wir darauf hinweisen, Schiller habe in dieser Ballade wie in vielen Werken ein Problem behandelt, das zu allen Zeiten wiederkehrt und das er immer wieder in neuer Form vorführt, nämlich den Widerstreit zwischen Autorität und Selbstbestimmung, Überlieferung und eigenem Urteile, Gesetz (Sitte, Herkommen) und Freiheit, Gehorsam und eigener Initiative; — es sind die Prinzipien, die sich zwar widersprechen, aber beide berechtigt sind, die im Leben der Völker, wie jedes Gebildeten, im ewigen Kampf liegen und Kollisionen herbeiführen, für die jede Zeit und jeder einzelne selbst eine Lösung suchen muß. Die notwendige Vorbedingung aber für die Freiheit der Entscheidung ist ihm dabei immer ein starkes, die egoistischen Triebe zurückdrängendes Gefühl der Verantwortlichkeit. Kinder und ungebildete Völker oder Volksklassen können deshalb nicht frei sein.

Als analoge Fälle aus der Geschichte führe ich noch Antigone und Kreon an, ferner den Gehorsam des Sokrates gegen die Staatsgesetze bei seiner ungerechten Verurteilung, Solon und die Seisachtheia, die Hinrichtung des jungen Manlius durch seinen Vater, Papirius Cursor und Fabius Maximus, die bekannte Anekdote über das Verfahren des Papstes Sixtus V. beim Aufrichten des Obelisken von St. Peter, Kleists Prinzen von Homburg, Napoleon I. als Bezwinger der Revolution und Yorks Abfall von den Franzosen 1812. Wenn der Schüler sich so in die Gedankenwelt Schillers hineinlebt, wird er „seines Geistes einen Hauch spüren“ und nicht bloß Schillersche Verse lesen oder lernen; er wird dadurch sittlich gefördert werden und Verständnis bekommen für alles Große und alle Größen in der Weltgeschichte, statt als verständnisloser Nörgeler zu verdammen. Er wird auch begreifen, daß ein Staatsmann sich nicht mit Cato trösten dürfe:

Digitized by Google

Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni, sondern Treitschke recht geben, wenn er sagt: „Mit mönchischer Gelassenheit sich an den rauchenden Trümmern des Vaterlandes die Hände wärmen, mit behaglichem Selbstlob: ich habe nicht gelogen, das ist die Tugend eines Mönches“. Also auch ein Gewinn für die politische Ausbildung läßt sich damit verbinden. Für die schweren sittlichen Kollisionen der leitenden Persönlichkeiten in der Geschichte und die Tragik ihres Lebens die Augen des Schülers zu öffnen, ist jedenfalls ersprießlicher als die hergebrachte aber schlecht bewährte Methode mancher Geschichtslehrer zu beweisen, daß die Herrscher des eigenen Volkes in allen Kämpfen mit den Nachbarn und im eigenen Lande immer recht hatten, ihre Gegner jedesmal unrecht.

Die Ideen haben Schiller zu den herrlichsten Balladen begeistert; er kann verlangen, daß wir sie nicht bloß herausfinden, sondern daß diese edlen Keime bei jeder Generation neue reiche Früchte hervorbringen. So z. B. auch bei der Bürgschaft. Was soll der Schüler anfangen mit der Formulierung ihrer Idee „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn“? Es sind für ihn leere Worte, wenn ihr Gehalt ihm nicht an seinen eigenen Erfahrungen und Kenntnissen gezeigt wird. Man soll, wie Kühnemann sich treffend ausdrückt, den Kontakt herstellen zwischen der Seele und Schiller, jede Generation hineinleben lassen in die vornehme, sittlich hochstehende Persönlichkeit des Dichters. Das ist jetzt nötiger als je. Denn trotz aller technischen und wirtschaftlichen Erfolge ist das Gefühl der Unbefriedigung jetzt mehr als je verbreitet. Welche Gedanken sind es nun, die in der Bürgschaft für uns zu einem Erlebnis werden? Schiller besingt hier eine außerordentliche sittliche Tat. Für gewöhnlich — das weiß auch der Dichter — handeln die Menschen anders; sie lassen sich in ihrer Tätigkeit leiten von Motiven, die von dem Hunger und dem Selbsterhaltungstrieb ausgehen. Das Streben nach Geld und Gut, das rastlose Jagen nach Schätzen, das Streben nach einer behaglichen und sorgenlosen Existenz setzt die Kräfte der Menschen Tag für Tag in Bewegung. Das sieht man bei allen Menschen, und es ist durchaus in der Ordnung, weil es unserer Natur entspricht. Aber der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden an seiner Seele litte? Neben den materialen Triebkräften gibt es auch noch die idealen, wie Ehre, Nächstenliebe, Vaterlandsliebe, Verantwortlichkeit und Treue. Es gibt Menschen und Völker, bei denen die idealen Motive noch weit stärker sind als die materialen; solchen Männern und Völkern ist die höchste Stellung zuzuweisen, und sie siegen über die andern. Beispiele bietet die Geschichte in Fülle. Dionysius freilich hat den Glauben an die bessern Seiten im Menschen nie besessen. Durch die Beförderung der Habsucht und des Strebens nach äußerlichen Ehren

Digitized by Google

hat er sich auf seinem gefährlichen Posten behauptet. Er kennt die Menschen, für Geld kann man alles kaufen, auch die Seele des Menschen; denn „nur vom Nutzen wird die Welt regieret“. Er stutzt deshalb, als ihm Möros die Bürgschaft des Freundes anbietet, zugleich reizt es ihn aber als praktischen Psychologen, das Experiment auf seine Menschenkenntnis zu machen. Er ist überzeugt, daß Möros nicht wiederkommen wird. Wer die Menschen kennt, wird den Ansichten des praktischen Menschenkenners die Berechtigung nicht abstreiten. Mancher geht ein Versprechen ein und kann es nicht halten (vis maior), mancher will es nicht halten. vielen ist die Erfüllung eines Versprechens zum mindesten gleichgültig, ihnen genügt ein Vorwand oder eine Ausrede, um sich und ihr Gewissen von der Pflicht zu entbinden. Freilich ist die Zuverlässigkeit der Menschen im Verkehr immer größer geworden; aber das kommt daher, weil hier zugleich der Nutzen die Treue gebietet, z. B. bei den Beamten, im allgemeinen auch in der Industrie und im Handel. Sobald aber die Treue mit dem Vorteil kollidiert, siegt oft der Nutzen; sobald sie in größere Gefahr bringt, siegt die Liebe zum Leben. Petrus z. B. hat den Herrn dreimal verleugnet, obschon er kurz vorher beteuert hatte, er wäre bereit, sein Leben für ihn hinzugeben. Doch wenden wir uns zur profanen Geschichte: die Annalen des deutschen Mittelalters sind eine Kette von Treubrüchen und Verrätereien der Fürsten gegen den Kaiser, mehr als einmal nehmen seine eigenen Söhne daran teil. So ist auch Wellington den Preußen bei Ligny nicht zu Hilfe gekommen, obschon er es Blücher versprochen hatte. Von der geringen Zuverlässigkeit mancher Schüler will ich nicht sprechen. Wie Bismarck entlassen war, verspotteten und verkleinerten ihn Männer, die ihm vorher geschmeichelt hatten; Napoleon I. wurde am Rhein als zweiter Solon und Cäsar gepriesen, und in Berlin rief man aus voller Kehle Vive l'empereur!

Also die Treue, denkt mancher, nicht bloß Dionysius, mit Recht, ist ein leerer Wahn. Freunde in der Not gehen 100 auf ein Lot oder, wie Tell sagt: „Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst“.

Schiller jedoch will uns hier zeigen, daß es auch Menschen gibt, die höher stehen. Wenn wir genauer das Leben betrachten, werden wir ihm zustimmen. Schon Penelope ist Odysseus treu geblieben trotz aller Not, 20 Jahre lang; die Germanen hielten nach Tacitus auch dann ihr Wort, wenn es sich um den Verlust ihrer Freiheit handelte. Wie viele Dichter haben gesungen von Treu' und Heiligkeit (das Nibelungenlied, Gudrun, Herzog Ernst, der Postillon von Lenau, das Grab im Busento)! Wie mancher opfert sein Vermögen, seine Gesundheit, ja das Glück seines Lebens, weil er die Treue hält, täglich, im stillen, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Beispiele wird jeder aus dem Kreise

Digitized by Google

seiner Erfahrung kennen. Wie es im kleinen ist, so ist es auch im großen. Napoleon I. verachtete die deutschen Ideologen, und doch ist er durch sie in den Befreiungskriegen gestürzt. Einen solchen Ideologen führt uns Schiller in der Bürgschaft vor: ihn macht nicht der Gedanke an den bevorstehenden Tod am Kreuze wankend, keine vis maior, keine Ausrede und kein Vorwand, kein Zureden kann ihn aufhalten. Was ein Mann verspricht, ist so gut wie geschehen. Xerxes, sagt Herodot, sah bei Thermopylä ein, daß in seinem Heere viele Menschen, aber wenig Männer seien, man konnte sich nicht auf sie verlassen. Möros dagegen war ein Mann. Was hättet ihr an seiner Stelle getan? — Sind die Schüler schon älter, dann mache ich sie auch darauf aufmerksam, daß die Treue im kleinen oft schwerer ist als die im großen, gegen einen Löwen zu kämpfen kann angenehmer sein als gegen Mücken. Schiller und Körner sind so ideal, daß ihre Gedanken in der Praxis leicht als eine Art transzendentaler Moral für außergewöhnliche Fälle gelten können und deshalb wirkungslos bleiben. „Ein Butterbrot verlangen Sie von mir? Das gebe ich Ihnen nicht! Aber mein Leben mit Vergnügen“, läßt Hebbel in der Kritik von Kleists Prinzen von Homburg einen Jüngling sagen.

Bei einer Wiederholung oder auch der Abwechslung wegen kann ich auch einen andern Weg einschlagen. Ich weise darauf hin, daß die Erzählung in der Bürgschaft ganz andere Verhältnisse voraussetzt als unsere, daß sie also veraltet ist. Einen Tyrannen haben wir nicht; ein solches Experiment könnte er in unserer Zeit auch gar nicht machen, da allein die Gesetze über die Behandlung eines Attentäters bestimmen. Die Schwester kann Möros nicht in drei Tagen verheiraten wegen der Vorschriften des Standesamtes. Jetzt würde er mit der Bahn, mit dem Rade oder Automobil fahren, entgegentretende Hindernisse würde er telegraphisch oder telephonisch melden und um einige Stunden Aufschub bitten. Es ist interessant, sowohl die veränderten Verhältnisse finden zu lassen als auch die Erkenntnis, daß alle diese Umstände nebensächlich sind und den Kern der Sache nicht ändern. Selbstverständlich interessiert es uns, wie Schiller das Typische gestaltet, individualisiert oder glaubhaft macht. Was jemand tut, darüber entscheidet die Zeit und Gelegenheit. Die Gesinnung jedoch, die Grundanschauung, die Motive sind das Wesentliche und Gleichbleibende zu allen Zeiten. So ist es im Taucher, im Kampf mit dem Drachen und so auch in der Bürgschaft. Ferner kann auch noch das Thema besprochen werden „Warum verherrlichen die Dichter aller Zeiten die Treue?“ Welche Mittel haben die Menschen, um die Treue zu sichern? (Handschlag, Eid, schwere Strafen auf Meineid, Verächtlichkeit der Augendienerei, des Betruges, der Lüge, des Verrates, Bürgschaft.) Ich kann auch schildern lassen, wie es dem Freunde des Möros in den drei Tagen ergangen ist. Vertrauen ist oft noch schwerer

Digitized by Google

als Treue, fides und πίστις bedeutet beides zugleich, wie kommt das? Ich kann zeigen, daß der mächtigste Herrscher machtlos ist ohne die Treue und den Glauben seiner Untertanen, Beispiel Rußland. Auch über die Grenzen der Treue zu sprechen lohnt sich, z. B. über die Treue im Verhältnis der Nationen untereinander; über den Grund, warum alle Verträge der Völker im Laufe der Zeit gebrochen werden, über deutsche Treue und Untreue in der Geschichte und Poesie, Freundestreue, Gattentreue, Pflichttreue, Vertragstreue, Bundestreue, Treu' und Glauben, bona und mala fides, Hundetreue. Über Tyrannenmörder und Attentäter in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern und ihre Motive. Schließlich frage ich noch: wie kann Schiller die Treue besingen, da er selbst doch seinem Herzog die Treue nicht gehalten hat, sondern als Militärarzt desertiert ist? Man kann Luthers Bruch seiner Gelübde zum Vergleich heranziehen.

Wenn wir diese Fragen alle oder zum Teil beantwortet haben, dann sind wir in der Stimmung, in der Schiller gewesen sein muß, als er die Bürgschaft dichtete, und dann lesen wir sie noch einmal ganz. Die Wirkung ist ergreifend. Auch die ästhetische Stimmung fehlt nicht. Es ist uns so erhaben zumute, als wenn wir nach einer längern anregenden Wanderung bergan jetzt oben auf einem hohen Gipfel der Alpen stehen und Umschau halten über Tiefen und Höhen.

Daß eine solche Betrachtung der Schillerschen Balladen moralisch wirksam ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Als Moralisieren wird man aber eine solche Methode darum nicht bezeichnen wollen, ebensowenig wie ein normaler Mensch ihn im Ernste als den Moraltrompeter von Säkkingen charakterisieren wird. Es ist derselbe Weg, den Fr. W. Foerster in seiner „Jugendlehre" (Berlin 1905, Reimer) einschlägt. Poesie im Dienste der Veredlung des Menschengeschlechts ist sein Ziel, sein Buch ist jedem zu empfehlen, der da meint, die ästhetische Besprechung der Gedichte sei die allein richtige, alle andern müsse man verbieten. Schiller selbst glaubte auch ästhetisch zu wirken, aber nicht ästhetisch in der begrenzten Auffassung unserer Ästheten. Er hat das Schöne und das Gute in seinen Balladen in denselben Helden verkörpert, das Gute soll zugleich das Schöne sein, das Ästhetische ist auch ethisch. Ist das Ziel Schillers nicht auch das höhere? auch für die Erziehung der Jugend? Gute Verse und hübsche Gedichte machen, nach Wilamowitz, noch keinen großen Dichter, er muß den Menschen Weisheit lehren, die noch keiner so gehört, er muß uns das Menschenleben vorführen so klar und packend, wie es noch keiner gesehen; er ist ein Prophet (vates), ein Seher; was wir nur ahnen und dunkel fühlen, wird von ihm gestaltet und in ein helles Licht gesetzt; er spricht wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten. Aber auch nicht wie die Schöngeister; er ist ein Mensch im voll-

Digitized by Google

endetsten Sinne, kein Dekadent oder bloßer Salonheld; intellektuell, sittlich und ästhetisch auf der Höhe der Menschheit stehend, nicht bloß ästhetisch. Und deshalb ist bei einem großen Dichter eine rein ästhetische Erklärung so unzureichend, als wenn ich von dem siebenfarbigen Sonnenlicht nur die roten oder gelben Strahlen betrachten und kennen wollte.

Es kann nun bei der Betonung des Gehaltes leicht geschehen, daß die Moral das ästhetische Element zurückdrängt oder sich auch da einschiebt, wo sie nicht vom Dichter beabsichtigt ist. „Schulmeisterliche Rücksichten (denn Homer büßt es schwer, daß er seit 700 v. Chr. Schulschriftsteller ist) werfen eine moralische Idee, Schuld, Strafe, Versöhnung in die Ilias oder gar Treue in die Odyssee hinein“, sagt Wilamowitz in seiner Geschichte der griechischen Literatur des Altertums S. 9. Das ist erklärlich; denn die Dichter haben nicht für Knaben und Jünglinge geschaffen, in der Schule ist aber die Poesie wie die Wissenschaften nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Ausbildung und Erziehung[1]). Sicherlich wird daher nach der moralisierenden Seite hin oft des Guten zu viel getan; aber ebenso verkehrt ist der entgegengesetzte Fehler jener ästhetisierenden Salonpädagogen, die z. B. auch alle tragische Schuld leugnen und die Frage darnach von vornherein abweisen. Solange man noch in der Schule an die Willensfreiheit des Menschen glauben darf und Dichter liest, die daran glaubten, solange sollen unsere Schüler weiter lernen, daß die Menschen zwar nicht Herr sind über ihre Empfindungen und Gefühle, wohl aber über ihre Entschlüsse und Taten. Seien wir doch in bezug auf die Ziele und Grenzen der Erklärung eines Kunstwerks nicht zu engherzig, sondern ebenso tolerant wie Goethe, der doch ein überaus feinsinniger Interpret gewesen ist: „Gibt man nun aber dem Erklärer zu“, sagt er über die Besprechung seiner Harzreise im Winter von Dr. Kannegießer, „daß er nicht gerade beschränkt sein soll, alles was er vorträgt, aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen“. Wenn diese weise Bemerkung irgendwo das Recht der Anwendung hat, dann sicher in der Schule. Es gilt, das Gedicht gewissermaßen zu verankern in der Seele des Schülers, es soll sein geistiges Eigentum werden, nicht bloß ein vorübergehender Genuß; es soll ein Gärungsstoff werden, der seine Gesinnung und Denkungsart veredelt; eine treibende Kraft in seinem Leben, ein Stück seines Ichs. Alle Mittel, die zu diesem

---

[1]) Horaz, der doch eigentlich kein Schulmeister war, hat auch die moralische Erklärung nicht verschmäht; von Homer sagt er Epist. I 2: Qui quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non, Planius ac melius Chrysippo et Crantore dicit.

Digitized by Google

Ziele führen, wollen wir willkommen heißen. L'art pour l'art hat für die Schule keine Berechtigung, sondern nur l'art pour moi.

Bei der Besprechung der Ideen eines Gedichtes kommt es vor allem, wie wir sahen, darauf an, daß die Teil- und Grundgedanken nicht trocken präpariert aufgestellt werden, sondern in ihrer Bedeutung fürs Leben. Muster dieser Art trifft man in Kommentaren selten oder gar nicht, wohl aber bei unsern bedeutenden Dramaturgen wie Bulthaupt und Bellermann und in den Rezensionen der bessern belletristischen Monatsschriften. Die beste finde ich bei Hebbel in der Besprechung des Käthchens von Heilbronn (Bd. 11 der Ausgabe von Kuh S. 270—272). Wie feinsinnig hat er sich in das Leben Käthchens hineingedacht, wie schalkhaft und wehmütig schildert er uns in einer Apostrophe an Käthchen, warum er sie nicht mehr so lieben könne wie früher, und daß die Ausführung der Idee in dem Drama verfehlt sei. „Daß kaiserliche Briefe dieser Art und Prinzessinnentitel unwiderstehlich sind, sagt er schließlich, hat die sonst so ungläubige Welt nie bezweifelt und bedurfte nicht erst des Beweises durch dich. Du zeigst also eigentlich das Gegenteil von allem, was Du zeigen solltest, Dein Beispiel lehrt, daß Schönheit und Edelmut, ja Wechselneigung und der erklärte Wille des Himmels selbst nichts bedeuten, wenn sich nicht Rang und Stand hinzugesellen, und darum wünscht' ich, Du wärest die simple Waffenschmiedstochter geblieben."

4. Mit unsern Ausführungen über die Idee sind wir schon übergetreten in die nächste Art der Erklärung, in die philosophisch-symbolische. Sehen wir zuerst, welches Ziel sie sich setzt. In dem Briefe 291 schreibt Schiller an Goethe: „Die tiefliegende Wahrheit soll man nicht verlieren, in der eigentlich alles Poetische liegt. In den Trachinierinnen z. B. wird uns Dejanira geschildert, der Zustand, das Empfinden, die Existenz derselben ist trefflich gefaßt, sie ist ganz die Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für diesen einzigen Fall passend ist dieses Gemälde, und doch wie tief menschlich, wie ewig wahr und allgemein". Er meint hier, daß die Griechen mehr idealische Masken geschaffen haben, doch in No. 339 (7. 7. 97) schränkt er seine Meinung ein: „Die allerneusten Ästhetiker lassen es sich recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Der Begriff Schönheit ist doch nicht immer bei Homer anwendbar. Dieser falsche Begriff ist aus dem Umlauf zu bringen und die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle zu setzen". Ferner heißt es in einem Briefe Schillers vom 29. 8. 1798 No. 491: „Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung abzuwickeln, auch möchte es der Natur der handelnden

Digitized by Google

Charaktere gemäßer erscheinen. Sobald man sich erinnert, daß alle poetischen Personen symbolische Wesen, daß sie als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben und sich von der Wirklichkeit auf offene und ehrliche Art entfernen, und daran erinnert, daß man es tut, dann ist man gerechtfertigt".

Das Wesen des Typischen und Symbolischen, auf das hier Schiller so großes Gewicht legt, besteht darin, daß man von den Ideen und den Charakteren oder wie bei Ibsen wenigstens von den Problemen eines Kunstwerks sagen kann: „So ging es und geht es noch heute, der Dichter nur rückt es ins Weite, so geht es auch in unserer Zeit, so geht es auch meinem Volke, so geht es auch mir". Mutato nomine de te fabula narratur, wie Horaz sich ausdrückt. Dieses Wesen des Symbolischen ist Goethe z. B. bei dem Besuch seiner Vaterstadt im Jahre 1797 besonders klar geworden, indem er sich darüber Rechenschaft ablegt, was auf der Reise am meisten auf seinen Verstand, auf Phantasie und Herz wirke (Br. 16. 8. 97, 355). „Eine gewisse Sentimentalität im bessern Sinne tritt ein, wenn die Gegenstände symbolisch sind: es sind eminente Fälle, die, in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit, als Repräsentanten von vielen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen auf eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen". Die Poesie ist bekanntlich philosophischer als die Geschichte. Wenn Aristoteles sich so ausdrückt, so faßt er Geschichte und Poesie als Beispielsammlung für die Philosophie auf. Er hat recht, natürlich soll damit das Wesen der Poesie nicht erschöpft sein. Philosophie ist nun das höchste Ziel aller Wissenschaft, auch die Schule soll dem Drange des Menschen zu spekulativer Auffassung der Dinge entgegenkommen und ihn fördern. Der Schüler soll lernen, nicht bloß das Äußerliche, sondern auf den Kern zu sehen; er soll sehen, was dahinter steckt, hinter die Kulissen schauen, die Drahtzieher für wichtiger nehmen als die Handelnden, bedeutende Persönlichkeiten von Schaumschlägern unterscheiden, Nichtiges und Wichtiges, Wahn und Wirklichkeit, Mittel und Ziel auseinanderhalten, die treibenden Kräfte des Menschenlebens, die Bedingtheit und die Grenzen seiner Macht und seines Strebens nach Glück, die Wunden der Menschheit und ihre Heilmittel und die Prophylaxe, ihre Ketten und die Mittel zur Befreiung kennen und berücksichtigen lernen. Es genügt nicht, irgend ein philosophisches System zu lernen, der junge Mann findet da nicht, was er nötig hat, oder er versteht es nicht, es bleibt äußerlich angelernte Gelehrsamkeit. Keine Schulphilosophie, sondern Lebensphilosophie gilt es zu erwerben. Die Poesie bietet den bequemsten Zugang zu den Hallen der Weisheit, leicht ist ja das Lehren durch Beispiele, durch den Einzelfall, den Spezialfall. In meinem Aufsatze „Über typische Probleme und

Digitized by Google

Charaktere in der Poesie und Geschichte“ (Prog. St. Wendel 1904) habe ich diese Frage eingehend behandelt und eine Reihe von immer wiederkehrenden Problemen und Charakteren zusammengestellt. Ich darf hier wohl auf diese Zusammenstellung verweisen. Dort ist auch festgestellt, daß symbolische Erklärung nicht etwa mit allegorischer zu verwechseln ist. Als Muster für die Erklärung der Probleme habe ich schon Hebbel bezeichnet. Als Beispiel für ein passendes Aufsatzthema, das sich aus symbolischer Erklärung ergibt, will ich nur eins aus der Praxis anführen: Erfolg und Mißerfolg im menschlichen Leben, nach Schillers Siegesfest. Für die Charakteristik genügt es nicht, auf eine Seite die guten, auf die andere die bösen Menschen zu stellen; auch nicht, den Charakter auf eine trockene Formel zu bringen, z. B. der Held ist tapfer, mutig, bescheiden usw. Schreibe nun einen Aufsatz und zeige, aus welchen Worten und Handlungen du das folgern kannst; oder suche die Stellen zusammen, in denen sich der Charakter des Helden zeigt[1]). Die Ausführung einer solchen Aufgabe ist oft langweilig und wertlos zugleich. Vielmehr muß man hier denselben Weg einschlagen wie bei der Idee. Der Held soll mir ein Bekannter werden, der meinem Herzen, nicht bloß dem Verstande nahe tritt, den ich verstehe, mit dem ich fühle, mit dem ich mich identifiziere; seine Pläne, Grundanschauungen, die treibenden Kräfte seiner Seele, seine Motive und Ziele, seine Sorgen, seine Angst, sein Lieben und Hassen, sein Mühen, Zweifeln und Streben, seine Erfolge und Mißerfolge soll ich miterleben. Wie soll ich mich sonst für ihn interessieren? Fremde Menschen können höchstens meine Neugierde wachrufen, mehr wohl kaum. Deshalb gehört also zu einer gründlichen Erklärung von Gedichten auch die Charakteristik der Haupthelden oder einer bedeutenden Nebenperson. Richtig betrieben, macht uns diese Art der Erklärung die Gestalten der Poesie zu Freunden und Vertrauten fürs Leben, sie lehrt die Menschen nicht begrifflich wie die Psychologie, sondern als Zuschauer ihrer Tätigkeit mitten in dem Strome des Lebens kennen. Warum zitierte der junge Goethe in Leipzig mit Vorliebe Worte der Bibel, um seine Ansicht klar zu machen? Warum beruft sich Bismarck in Wort und Schrift und auch unser jetziger Reichskanzler auf die Aussprüche und Helden der Poesie? Treffender als mit vielen Worten zeichnen sie damit die oft komplizierte Sachlage oder ihren der Menge unverständlichen Standpunkt. Die Ideen und Charaktere sind gewissermaßen zu Formeln geworden, die dazu dienen, wie in den Naturwissenschaften und in der Mathematik die ewigen Gesetze der stets wechselnden Natur, so das Bleibende im Wesen, Tun und Treiben der Menschen zu erkennen und zu begreifen, ohne jedoch dem

[1]) Das Verfahren soll nicht deskriptiv, sondern analytisch-synthetisch-deduktiv sein, wie P. Geyer in seinem inzwischen erschienenen Buche „Der deutsche Aufsatz“ trefflich auseinandersetzt.

Digitized by Google

Individuellen und Subjektiven jeder Persönlichkeit und jeden Augenblickes damit Gewalt antun zu wollen. Als Muster für eine solche Charakteristik kann Goethes Hamlet in Wilhelm Meister gelten; von den neuern kenne ich keine bessere als den Herakles von Wilamowitz, dessen Schilderung ich in der oben genannten Abhandlung, so auch hier im Interesse der Leser wiedergebe:

„Die Heraklessage", heißt es bei ihm, „spricht zu dem dorischen Manne: nur für ihn ist sie das Evangelium; sie kennt keine Menschen außer ihm, sondern nur Knechte und Bösewichter. Also spricht sie: Du bist gut geboren und kannst das Gute, so du nur willst. Auf deiner eigenen Kraft stehst du, kein Gott und kein Mensch nimmt dir ab, was du zu tun hast. Aber deine Kraft genügt zum Siege, wenn du sie gebrauchst. Du willst leben: so wirke. Leben ist Arbeit, unausgesetzte Arbeit, nicht Arbeit für dich, wie der Egoismus sie tut, noch Arbeit für andere, wie der negative Egoismus, die asketische Selbstaufopferung, sie tut, sondern schlechtweg zu leisten jeden Tag, was immer man kann, weil man es kann und weil es zu leisten ist. Du sollst eben tun, wozu du da bist, und du bist aus göttlichem Stamm entsprossen und sollst mitarbeiten, das Reich deines Gottes aufzurichten und zu verteidigen. Wo immer etwas Böses oder ein Feind dieses Reiches sich zeigt, stracks geh auf ihn los und schlag ihn nieder ohne Zagen; mit welchen Schreckbildern er dich grauen machen, mit welchem Zauber er dich verführen will, packe kräftig zu und halte fest: wenn du dich nicht fürchtest, wird der Sieg dein sein. Eitel Mühe und Arbeit wird dein Leben sein, aber der köstlichste Lohn ist dir gewiß. Du mußt nur nicht die breite Heerstraße wandeln, wie die feige Masse, die von der Erde stammt, an der Erde klebt: den schmalen Pfad mußt du gehen, so wahr du göttlichen Stammes bist, und dann vorwärts, aufwärts. Droben winkt dir die Himmelspforte, und wenn du anpochest, dann bereiten dir die seligen Himmelsherrn einen Platz auf ihren Bänken und bieten dir zum Willkommen die Schale, in der der Himmelstrank des ewigen Lebens schäumt. Für die ἀρετή, die Manneskraft und Ehre, bist du geboren: sie sollst du erwerben. Feil ist sie nur um das Leben: aber wer diesen Preis einsetzt, hat sich das ewige Leben gewonnen.

Ein Volk, das diesen Glauben im Herzen hat, ist jugendfrisch und jugendstark. Der Mann, der dieses Selbstvertrauen im Busen hegt, wird unwiderstehlich sein. Nicht mit dem kümmerlichen Stecken der Pflicht, der in jede Hand gleich gut paßt, wird er die flache Heerstraße des Lebens hinabziehen, einer unter vielen, Null unter Nullen, niemand zu schaden, niemand zu frommen, sondern die Keule wird er sich brechen, die kein anderer heben kann und in den wilden Wald sich stürzen, um zu bezwingen die Drachen und Löwen, zu überwinden Tod und Teufel: der Ehre gehorchend, die im Busen wohnt, und deren

Digitized by Google

Gebote ihm allein gelten, weil er allein sie erfüllen kann. Ein freier Mann wird er sein, das Haupt vor niemandem beugen und die Sklavenseelen verachtend, aber seine Kraft wird er einstellen in den Dienst des Allgemeinen, in den Dienst der Gesittung und des Rechtes!“

Die symbolische Erklärung findet besonders in den oberen Klassen Verständnis und günstigen Boden; aber auch für VI schon gibt es dafür geeignete Märchen und kleine Gedichte. So denken wir bei Dornröschens Schlaf an den Winter; der Frühling ist der Prinz, der alles wieder zum Leben erweckt. Für die Geschichte heißt er Arminius, Kaiser Barbarossa, der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Kaiser Wilhelm und Bismarck. Wenn ein Schüler beanlagt ist, so ist er wie Siegfried in dem kleinen Gedicht von Uhland (Siegfrieds Schwert) auch ein Königssohn, er wird mehr erreichen als andere, muß aber auch mehr leisten. Er will nicht bei Vater und Mutter bleiben und ein bequemes Leben führen und deren Geld verzehren, voll Tatendrang geht er in die Welt hinaus, um seine Kraft den bedrängten Menschen zur Verfügung zu stellen, nicht um des Lohnes und der Dankbarkeit willen, sondern weil Gott ihm diese Aufgabe gegeben hat. In unserer Zeit würde er sich mit Eifer den Wissenschaften oder der Technik widmen, um später seinen Mitmenschen in irgend einer hervorragenden Stellung zu helfen, um Mißstände abzuschaffen, Ordnung zu halten, ihnen Arbeit und Lebensunterhalt, ein friedliches Leben zu verschaffen, das Vaterland zu beschützen und seine Macht und Größe zu mehren. Kurzum, Siegfried seid ihr selbst, sagt der Lehrer, oder werdet ihr sein. Siegfried traf unterwegs Ritter mit festem Schild und blanker Wehr. Er sah mit Bitterkeit auf seinen Stecken und wollte auch ein Schwert. Er dachte: „Was die können, kann ich auch, und was die haben, will ich auch haben“, gerade wie ihr denkt und auch die erwachsenen Menschen; denn sie sind ehrgeizig und eifersüchtig. Das kann schlimme Folgen haben, auch gute. Der Lehrer denkt an Macbeth und Wallenstein, ohne es zu sagen, vielleicht trägt er selbst auch nur einen Stecken und hält sich doch für würdig, das Zepter zu tragen oder doch wenigstens in II und I zu unterrichten; vielleicht ist es auch ihm ergangen wie dem jungen Adler in Goethes „Adler und Taube“: ein Mißgeschick, eine Krankheit, Vermögensverluste, Tod der Eltern hat seine Sehnen schon früh der Kraft beraubt, so daß er sein Leben lang am Stecken gehen muß, wie der angeschossene junge Adler, oder ein Gewitter hat schon im Frühling die hoffnungsvolle Saat vernichtet. Er denkt an den Trost der freundlichen Taube: „O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug“ und an die Antwort: „O Weise, sprach der Adler und tief und ernst versank er tiefer in sich selbst, O Weisheit, du redest wie eine Taube!“

Digitized by Google

Doch davon spricht er nicht, aber er darf, ja er soll mehr denken, als er den Schülern beibringen will; denn aliter puer Terentium legit, aliter Grotius. Also Siegfried geht weiter, und da sieht er im finstern Wald eine Schmiede. Halt, da merken wir, daß wir in einer andern Zeit leben! Warum war damals die Schmiede im Walde, jetzt im Dorfe? Wer sieht noch im Anfang des Gedichtes, daß es in alter Zeit gewesen sein muß? Er stieg von der Burg herab; warum wohnten damals die Fürsten und Vornehmen nicht wie jetzt in den Städten, sondern auf den Bergen, z. B. hier in der Nachbarschaft auf dem Drachenfels, Renneberg, in Neuenahr, Altenahr, Dattenberg, trotzdem es noch keine Drahtseilbahn gab? Dann macht noch jemand auf die Ritter mit ihrem Schild aufmerksam, schließlich auf die Drachen, und wir wissen, daß es im Mittelalter war. Romantisch ist das Gedicht, denkt der Lehrer, und dabei fällt ihm der Freischütz und die Jungfrau von Orleans und noch vieles ein, wovon er nicht spricht. Nach diesem Exkurs in das mittelalterliche Milieu, zu dem bei der Kürze des Gedichtes die Zeit sehr wohl reicht, gehen wir auf die Symbolik zurück. Siegfried macht sich ein gutes Schwert, so breit, so lang. Wie macht ihr das für euer Leben, das auch ein Kampf sein soll? Wer ist euer Meister? Was willst du später mit dem Schwerte anfangen? In der Prosaerzählung im Lesebuch haben wir noch gelesen, daß Siegfried eine hörnerne Haut bekommen hat, bekommt ihr die auch? Ja, ihr sollt merken, daß ihr etwas könnt und immer mehr wisset und könnt, dann vertraut ihr euch selbst, seid nicht mehr ängstlich; was andere können, könnt ihr auch; euer Selbstvertrauen und eure Zuversicht wächst; je mehr euch gelingt, desto stärker wird die Hornhaut. Eine verwundbare Stelle behält aber wohl jeder. Mancher bekommt auch in der Schule und Leben überhaupt keine hörnerne Haut, sondern höchstens ein dickes Fell. Was ist der Unterschied und woher kommt das? Diese Frage kann vielleicht nicht einmal der Lehrer beantworten. Preußen hat seine hörnerne Haut in der Schlacht bei Fehrbellin bekommen. Die Drachen und Riesen kann ich nur symbolisch erklären, muß aber doch eingestehen, daß die Menschen früher an ihre Existenz geglaubt haben. „Was waren das Dumme", murmelte dabei ein kleiner Bursche vor mir in der ersten Bank. Kürzlich bei der Prosaerzählung hat der kleine Kritiker behauptet, die Geschichte sei nicht wahr. Jetzt haben wir eingesehen, daß sie nicht bloß ein Mal geschehen und wahr ist und nicht bloß bei Siegfried, sondern daß sie jeden Tag sich wiederholt und bei jedem jungen Manne in den wichtigsten Zügen wiederkehrt, aber bei jedem in anderen Formen (individuell). Sie ist typisch oder symbolisch, denke ich für mich, das Motiv ist: die Entwicklung eines jungen Helden. So ging es und geht es noch heute, gehet hin und tuet desgleichen! Doch ich will heute nicht moralisieren.

Digitized by Google

Wenn wir jetzt noch einmal resümierend den Sinn der einzelnen Stellen durchgehen und dann das Gedicht lesen, so ist es nicht mehr die Neugierde, die befriedigt wird, sondern die ganze Seele der Kinder kommt in Schwingungen, sie erleben das Gedicht, sie gehen von der Burg herab, sie sehen scheel und bitter nach dem Stecken zur Seite, sie schmieden das Schwert so breit und lang und schwingen es; ihre Augen glänzen. In der folgenden Stunde deklamiert einer das Gedicht, dann sage ich z. B.: mir ist auffällig in der Geschichte, daß der Vater ihm kein ordentliches Schwert mitgegeben hat, als König hatte er sicher genug. Ein Schüler meint, Siegfried sei seinen Eltern durchgebrannt, und in der Eile habe er keine Waffe mitnehmen können. Wir weisen diese Erklärung mit Gründen energisch zurück. Er mußte vielmehr sein Schwert selbst schmieden, er konnte es wohl erben oder kaufen, aber dann wäre es ein Schwert gewesen, wie andere; er hätte damit nichts Besonderes leisten können, und das wollte er doch, mehr als andere leisten. Jeder muß sich das Schwert selbst schmieden, eure Eltern können euch nur helfen; einige Eltern wollen ihren Kindern auch das Schwert mitgeben, ihnen das Leben möglichst bequem machen, oft zum Unglück für beide; warum? Die Lehrer geben die Anleitung; aber das Lernen, die eigentliche Arbeit kann euch keiner abnehmen. Denn das Höchste im Leben kann man nicht für Geld kaufen, man kann es nicht erben, selbst wenn man ein Königssohn ist; kein Mensch und kein Gott kann es dir schenken, sondern du mußt es dir selbst erarbeiten. Auch die edelsten Freuden und die feinsten Genüsse kann man für Geld nicht haben. Diese löbliche Einrichtung der Welt fassen wir noch einmal ins Auge, wenn wir in Quinta mit Herkules zu den Äpfeln der Hesperiden ausziehen, die ihm auch keiner schenken kann, obschon Zeus sein Vater ist; oder wir erinnern uns daran, wenn wir mit dem sechzehnjährigen Theseus den schweren Stein authebeu, unter dem sein Vater die Schuhe und das Schwert für ihn geborgen hat. Da wir eben von Herkules sprechen, so will ich noch darauf aufmerksam machen, daß er immer wiederkehrt und seine zwölf Arbeiten von neuem verrichten muß. So kann ich auch jetzt noch erzählen: das menschliche Leben ist gleich einem reichen Grundbesitzer mit Namen Augias, der eine blühende Rindviehzucht besaß. Sie gedieh und brachte viele Schätze ein. Nur eins hinderte auf die Dauer den Betrieb: was sollte er mit dem Dünger anfangen? Ihn fortzuschaffen war schließlich unmöglich geworden, da man ihn schon Jahre lang liegen ließ. Dann kam Herkules und säuberte den Stall. Als er aber seinen Lohn wollte, da wies man ihn höhnisch ab. So hat man bei einigen Völkern keinen Herkules aufkommen lassen, und der Betrieb ist deshalb eingegangen. Andere haben den Herkules, als er halb mit der Arbeit fertig war, verjagt, gehängt, gekreuzigt

Digitized by Google

oder verketzert; wieder andere haben ihm, als er seine Arbeit vollendet hatte, bedeutet: der Mohr kann gehen. So wird es bleiben, solange es Menschen gibt.

Auch Midaskinder gibt es noch, und zwar im schlechten und guten Sinne. Als die glücklichen Midassöhne betrachte ich die Optimisten, die das Leben von der Sonnenseite ansehen, die das Böse vergessen und das Gute behalten, die sich freuen können wie die Kindlein über das Geringste wie das Größte und deshalb schon hier im Himmelreich leben, die fröhlichen, starkmutigen Männer und liebenswerten Frauen, in deren Händen alles zu Gold wird. Ein Ritter vom Gral hat viel Verwandtes mit ihnen in seinen Zügen und in seinem Auftreten. Auch als junger Parzival tritt der Jüngling von der Schule ins Leben, das Lehrgeld muß jeder selbst im Leben zahlen; aber wenn die Lehrer Ritter vom Gral sind, so wird auch der Jüngling leichter den Weg nach Montsalvage finden. Dann wird auch dem Lehrer Ellen Key nicht als moderne Kassandra erscheinen, sondern eher als Loreley, sei es die von Simrock, die ihn mit bleichem Mund küßt, oder die von Heine, welche ein Lied singt mit wundersamer, gewaltiger Melodei, aber das Schifflein der Erziehung ins Verderben zieht.

In die ewigen Wahrheiten der Poesie und Kunst muß sich jeder selbst hineindenken und hineinleben. Das Tiefste versteht man erst ganz, wenn man es selbst erlebt hat. Gedruckte Kommentare können dem Schüler nicht helfen. Sie werden ihn höchstens dem Sonntagsjäger gleich machen; wer sein Wild mit Silber schießt, wird kein echter Weidmann werden.

Auf das Symbolische als Vorstufe des ästhetischen Naturgenusses will ich hier nicht eingehen. Es ist bekannt, daß Kinder und ungebildete Leute die Natur nicht ästhetisch betrachten, sondern objektiv. Der gangbarste Weg, zum ästhetischen Genusse der Natur zu erziehen, liegt in der symbolisierenden Betrachtung; dahin gehört z. B. das schon abgegriffene Aufsatzthema: der Fluß ein Bild des menschlichen Lebens. Goethes lyrische Gedichte wie der Erlkönig, der Fischer, Mahomets Gesang sind Meisterwerke der Natursymbolik [1]). Das Nachempfinden der Lyrik kann nur durch symbolische Erklärung erreicht werden. Manchen freilich bleibt der Genuß der Lyrik immer verschlossen und unverständlich. Wer die ungeheure Zahl der lyrischen Ergüsse überschlägt, die jährlich — abgesehen von denen, die im Papierkorb ein jähes Ende finden — gedruckt werden, der muß erstaunt sagen: wer liest sie? Ich kenne viele gebildete, für Kunst und Poesie warm empfindende Männer, die kein Hehl daraus machen: „Ein lyrisches Gedicht zu lesen, das bringe ich nicht über mich, es geht mir gegen die Natur“. Für dieses Un-

[1]) Die Gedichte seines Alters sind mehr allegorisch, obschon er sie symbolisch nennt.

Digitized by Google

behagen, für das man oft ungerechterweise die Schule verantwortlich macht, finde ich in den „Ethischen Präludien" von M. Kronenberg (München 1905, Beck) die psychologische Begründung. Nachdem er die Bedeutung der sentimentalen Naturbetrachtung gewürdigt hat, fährt er fort: „Indessen es leuchtet ohne weiteres ein, daß mit dieser sentimentalen Naturbetrachtung auch erhebliche Gefahren verbunden sind, Gefahren, die gerade in unserer Zeit stärker als je hervortreten. Nichts ist so sehr imstande, zur mystischen Grübelei zu verleiten, als der beständig genährte Naturenthusiasmus. Mystik aber ist, wie Goethe treffend sich ausdrückt, die Scholastik des Herzens und die Dialektik des Gefühls; sie erschöpft sich leicht in Spitzfindigkeiten und Grübeleien und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit von den starken und klaren Gefühlen ab, durch welche die gesamte Lebensanschauung schließlich allein festen Halt gewinnen kann. Aus diesem Grunde erklärt sich leicht der Unmut und Überdruß, der bei Menschen mit gesunder Empfindungsweise, oft ohne daß sie sich über die Ursache klar wären, durch die Lektüre jener nicht seltenen Sammlungen lyrischer Gedichte erregt wird, in denen, neben zahllosen Variationen des Liebesthemas, Natursymbolik und Naturmystik die Hauptrolle spielen. Es bedarf schon einer großen dichterischen Persönlichkeit, um uns für dergleichen beständige Variationen ein besonderes Interesse abzugewinnen". Wer diesem Urteil beistimmt, wird auch zugeben müssen, daß nur wenige von den lyrischen Gedichten der Modernen in der Schule Verwendung finden können. Auch Münch ist der Ansicht (Zukunftspäd. 233), daß die Kunst der Gegenwart, bildende wie Poesie, in der gestaltlose Stimmung so stark überwiegt, als einer gesunden Jugend an sich wenig kongenial bezeichnet werden dürfe, und auf der Hamburger Philologenversammlung stellte er in seinem Vortrag „Die Pädagogik und das akademische Studium" u. a. die Frage: Kann wirklich von der ästhetischen Bildung die jetzt vielfach erhoffte neue Kraft und Wertentwicklung ausgehen? (Neue Jahrb. II 1905, Heft 10, S. 567). Die Frage aber in dieser Form stellen heißt sie verneinen.

5. Bisher haben wir erörtert, wie der Lehrer das Sachverständnis vermittelt und dadurch indirekt den Genuß der Kunst. Den Kunstgenuß an sich kann er nicht lehren, sondern nur vorbereiten, am besten wohl durch eine gute Erklärung, wie wir sie geschildert haben. Auch läßt sich nicht begrifflich fassen, worin das Wesen eines ästhetischen Genusses besteht; denn ein Verstehen des Gefühls ist eine contradictio in adiecto. Einige Richtpunkte lassen sich aber doch aufstellen: man soll den Vorgang anschaulich machen, ferner soll man die Ausdrücke, welche im Geiste des Schülers infolge häufigen Gebrauchs mechanisiert sind und bloß als Glieder der Gedankenverbindung begrifflich und automatisch ohne Bewußtsein wirken, wieder mit den ursprünglichen Sinneseindrücken

und Empfindungen verbinden. Der Schüler soll den Vorgang miterleben, als Zuschauer oder als Held, sich mit ihm identifizieren, dieselben Gefühle durchkosten wie der Dichter („und wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen"); die Schicksale des Helden, seine Worte und Taten sollen durch die Besprechung, welche die Fäden zwischen den Vorstellungen des Schülers und den neuen des Gedichtes schlingt, in seinen Interessenkreis eintreten, so daß eine fruchtbare Apperzeption, wie Herbart sagen würde, sich vollzieht. Vor allem, der Lehrer soll selbst ästhetisch empfinden können. Wenn er z. B. fragt: Welcher Charakter in Hermann und Dorothea hat euch am besten gefallen?, so muß der Schüler vom moralischen Standpunkt antworten: Hermann. Ästhetisch aber gewährt der Apotheker oder der Vater mir wenigstens und auch vielen Schülern denselben Genuß oder höhern. Einige verwechseln auch das lokalhistorische Interesse mit dem ästhetischen: wenn ein Gedicht die benachbarte Gegend als Schauplatz hat, so genügt es nicht, die einzelnen Punkte nach dem Verlauf örtlich festzustellen, obwohl das örtliche Interesse sicher auch ein Mittel ist, um den ästhetischen Genuß zu fördern oder vorzubereiten. Auch Anschauungsmittel bei der Erklärung von Gedichten und Kostümtreue auf der Bühne befriedigen in erster Linie nur das historische oder archäologische Interesse; deshalb überschätze man nicht ihre Wirkung für das Ästhetische. Die Einleitung sei kurz und führe nicht von der Sache ab, man nehme in den untern Klassen kein Gedicht durch aus einem Gebiete, auf dem die Schüler ganz unbewandert sind oder das ganz außerhalb ihres Interessenkreises liegt, z. B. die Morgen-, Abend- und Frühlingslieder in VI oder „Wer wollte sich mit Grillen plagen?" Bei Balladen lasse man besonders für die erste Strophe die Situation feststellen; wo sind wir? was sehen wir? welche Personen, Gegenstände? was denken sie, wollen sie, tun sie? wie kommen sie dazu? Wo habt ihr ähnliches gesehen? oder wo ist ähnliches geschehen? Vor allem vergesse man nicht die erste und elementarste Forderung: die Schüler müssen gut lesen können, alle Buchstaben aussprechen, auf Tonstärke, Tonhöhe, Tempo, Pausen achten. Das Lesen der schwierigen Stellen übe man nach diesen Gesichtspunkten, als Stütze für das Gedächtnis lasse ich die Zeichen, wie sie bei den Noten in der Musik gebräuchlich sind, an den Rand setzen. Einige Schüler können auch annähernd richtig modulieren, bloß ist hier jede Manier und alle Übertreibung zu vermeiden, wenn man nicht Heiterkeit erregen und die Stimmung verderben will. Das Pathos soll man nicht ungebührlich hervortreten lassen, wozu die Jugend neigt und Schillers Dichtungen reizen; doch ist jedenfalls das Plappern Schillerscher Verse, so wie es jetzt auf dem Theater Mode ist, als wäre es Alltagsgewäsch, ebenso unausstehlich. Einfach und gemessen sei der Vortrag.

Digitized by Google

Vielen Schülern macht es keine Schwierigkeit, Gedichte zum Teil oder ganz auswendig zu lernen. Einigen dagegen verdirbt das Memorieren jeden Genuß, weil sie ängstlich nur denken: wie geht's weiter? Es liegt im Interesse der Poesie, nur einige Strophen von allen Schülern lernen zu lassen, das Erlernen von größeren Gedichten aber nicht von allen zu erzwingen. Ich persönlich erachte es aber als einen wertvollen Besitz, daß ich eine Reihe von Gedichten, von vielen die gehaltreichsten Strophen, außerdem Stellen aus Dramen und auch aus der Bibel auswendig weiß.

Ist ein Gedicht gut gelernt, dann tritt der Lehrer bald an ein gefährliches Dilemma: wiederholt er das Gedicht gar nicht, so ist es bald spurlos aus dem Gedächtnis verschwunden; wiederholt er es aber so oft, daß alle Schüler bei der Revision wie zur Parade damit antreten können, so hat er jedenfalls die Musen verscheucht und dem Schüler das Kunstwerk verekelt; im günstigen Falle empfinden sie nichts mehr dabei, da das Hersagen nach den Gesetzen der Assoziation mechanisiert ist und automatisch verläuft, ohne daß das Bewußtsein noch in Anspruch genommen wird. Um beide Klippen nach Möglichkeit zu meiden, lasse man ein Gedicht, das man zum eisernen Bestande rechnet, sooft es nötig erscheint, von den Schülern leise wieder durchlesen, am liebsten in der Schule, und dann zur Probe nur eine Strophe laut hersagen. In den untern Klassen kann man geeignete Gedichte auch dramatisieren oder, wenn auch mit den primitivsten Mitteln, in einzelnen lebenden Bildern vorführen, z. B. das Erkennen von Vogl. Voraussetzung dabei ist, daß der Lehrer seine Klasse, was Disziplin anbelangt, sicher in der Hand hat. Lyrische Gedichte werden, wenn möglich, in VI, IV gesungen; die untern Klassen haben sonst wenig Freude an der Lyrik, sie lieben einseitig das Heldenhafte.

Die Besprechung lyrischer Gedichte macht überhaupt, auch in den oberen Klassen, große Schwierigkeiten. Die Aufgabe besteht darin, daß Lehrer und Schüler sich in die Stimmung des Dichters versetzen müssen. Dazu gehört besonders Zeit und Ruhe, alles Hasten ist vom Übel. Ein Meisterstück liefert z. B. Anthes in seinem Büchlein: „Dichter und Schulmeister" in der Besprechung von Uhlands „Schäfers Sonntagslied". Wir sehen den Schäfer auf seinen Stab gestützt, er ist allein. Was ist an Werktagen um ihn? Die Glocken verklingen jetzt, eine nach der andern, schließlich klingt nur eine nach; die anderen Menschen sind in der Kirche, er sieht die Türme in der Ferne. Er fühlt und hört um sich das geheime Leben in der Natur, in Gras und Strauch, Busch und Halm — so feierlich, als knieten Tausende ungesehn um ihn. Zum Himmel schaut er andächtig in ungemessene Fernen; jetzt hat man das Gefühl, als wenn der letzte Schleier weichen und man in den Himmel sehen sollte und Gott

Digitized by Google

herniederschaut zu den betenden Menschen. In der praktischen Pädagogik von Matthias S. 79 der 2. Auflage findet man zwei Erklärungen dieser Perle der Lyrik, eine zum Abschrecken und eine zur Nacheiferung. Wie man sich in Dichter und Dichtungen hineinleben kann, lernt man am besten im Goethe von Bielschowsky. Das Büchlein von Anthes enthält viele anregende Bemerkungen, beschränkt sich aber in den Beispielen auf die Lyrik. Seine Ansicht jedoch, daß die Wirkung aller Lyrik wesentlich auf einer schnellen Erweckung einer ganzen Folge von Erinnerungsbildern beruht (S. 14), ist, wie man bei Theodor A. Meyer „Das Stilgesetz der Poesie" (Leipzig 1901, Hirzel, S. 52) ersehen kann, ein Irrtum. Auch muß man ihm den Vorwurf machen, daß er die Grenzen für die Erklärungen des Lehrers enger zieht, als nötig ist; im Interesse der Freiheit ist das sehr zu bedauern.

Noch schwieriger als die lyrische ist die dramatische Poesie in der Schule zu behandeln. Die methodischen Bemerkungen in den Lehrplänen mißbilligen die frühere Lesemethode, sie fordern das Herausarbeiten der wichtigsten Gedanken des Dramas und für die oberen Klassen auch das Verständnis der Komposition. Diese Richtlinien werden manchen nicht genügen, um einen geeigneten Weg mit Sicherheit zu finden. Deshalb seien noch folgende Bemerkungen zur Orientierung gestattet. Das Lesen des ersten Dramas veranlaßt besondere Schwierigkeiten; die Schüler müssen sich mit der Einteilung in Akte und Szenen, mit dem Orte und dem Wechsel des Ortes, mit der Zeit der Handlung, mit der Gruppierung der Personen, mit den Begriffen Exposition, Konflikt und Lösung des Knotens bekannt und vertraut machen. Daß hier nicht jede deutsche Stunde eine sogenannte Weihestunde sein kann, das wird die Praxis jedem Lehrer bald klar machen. Wer den Kern genießen will, muß erst die Schale mit mehr oder minder Anstrengung zerbrechen. So lasse ich z. B. bei W. Tell zuerst eine Skizze vom Vierwaldstätter See mit seiner Umgebung entwerfen und den Schauplatz für die Orte eintragen. Wenn man sogleich lesen läßt ohne diese Vorbereitung, so geht den Schülern bald alles durcheinander. Die Übersicht über ein aus verschiedenen Teilen bestehendes Ganze ist Knaben und auch Jünglingen schwerer, als ein älterer Mann sich vorstellen kann. Die Begriffe Exposition, Konflikt und Lösung erkläre ich an Schillers Balladen, die dem Schüler genau bekannt sind, an der Bürgschaft, an dem Taucher oder dem Kampf mit dem Drachen. Auch die zwei nebeneinander herlaufenden Handlungen eines Dramas zeige ich an einem vertrauten Stoff, nämlich an der Bürgschaft; ebenso lehrt diese uns die Fäden, welche von der einen Handlung zu der andern herüberlaufen, kennen, und wie beide sich schließlich treffen. Ebenso lasse ich die verschiedenen möglichen Lösungen von den Schülern

Digitized by Google

an diesen Balladen auffinden. Im Laufe des Stückes lernen wir die Bedeutung der Zwischenakte kennen, und daß nur ein Teil der Handlung auf dem Theater vorgeführt wird; wir schematisieren einen solchen Zwischenakt als aufgeführt und geben dem Stück noch einen Akt vor den ersten. Damit sind wir vom Technischen schon zum Inhalt übergegangen. Die Wort- und Sacherklärungen beschränke ich auf das Nötigste, meist genügt hier das Verweisen auf die kurzen Anmerkungen, die jede kleine Ausgabe bietet. Größere Kommentare mit sog. ästhetischen Erklärungen sind für den Schüler überflüssig, aber nicht so gefährlich, als man sie gewöhnlich bezeichnet (Münch nennt sie einen Stall des Augias); denn die Schüler lesen sie — nach dem Gesetz des geringsten Kraftaufwandes — für gewöhnlich nicht, weil sie den Text ohne Kommentare zu verstehen glauben, soweit der Inhalt ihr stoffliches Interesse wachruft. Die Schüler müssen zu Hause die Szene durchlesen, die man in der nächsten Stunde besprechen will; man kann bei der Zuweisung dieser Aufgaben auf den einen oder andern Punkt hinweisen, auf den sie beim Durchlesen besonders ihr Augenmerk richten sollen. Die Motivierung der Handlung ist ein wichtiger Teil der Erklärung. So lernt der Schüler das Drama verstehen. Als gebildeter Mann soll er später imstande sein, ein Schauspiel auch ohne Kommentar im Theater oder als Lektüre aufzufassen. Er soll dann zwar vorurteilslos und unbefangen, aber darum nicht unvorbereitet an das Studium und den Genuß eines solchen Kunstwerkes herantreten; nicht mit der Absicht, auf jeden Fall zu kritisieren, sondern um sich Rechenschaft darüber geben zu können, warum ihm das Stück gefällt oder nicht gefällt, wie scheinbare Widersprüche sich auflösen, was sich der Dichter bei der Abfassung des Stückes gedacht, was bei den bedeutendsten Personen; was ihn getrieben hat, das Stück zu dichten, d. h. den Menschen sein Evangelium zu verkündigen. Die Probleme eines Dramas lernen wir kennen und wir schauen mit seinen Augen die Welt und in das Herz verschieden gearteter Menschen, die sich in einem Kampfe gegenüberstehen, „so daß die Gedanken der Menschen offenbar werden“, wie es in der Bibel heißt. In den Charakter wenigstens von einigen der Handelnden suchen wir uns hineinzudenken, wir vergleichen sie mit verwandten Gestalten aus Poesie und Geschichte, die wir schon kennen. Wir fragen: Was sind das für Leute, wie würden sie nach ihrer Veranlagung in unserer Zeit handeln? Welche Fragen würden sie jetzt in Tätigkeit setzen? Wann ist das Drama bei andern Völkern aktuell gewesen, oder bei welchen Menschen? Wann und in wiefern bei uns? Bleiben wir z. B. bei W. Tell. Bis 1848 hat dieses Drama in Deutschland eine starke politische Wirkung gehabt. Als wir erlangt hatten, was Schiller als politische Ideale aufgestellt hat, nämlich Einheit und Freiheit, da

Digitized by Google

verlor Tell bei dem deutschen Bürgertum sein aktuelles Interesse. Anders ist es jetzt bei den Arbeitern, sie kämpfen für soziale Freiheit und in den Volkslesehallen wird deshalb kaum ein Dichter so fleißig entliehen und gelesen wie Schiller. Bei der Schillerfeier ehrten ihn die Sozialisten als einen der ihrigen, obschon er das Distichon verbrochen hat: „Freiheit ist ein herrlicher Schmuck, doch steht er, ihr seht es — jeglichem Volke so gut wie nur ein Halsband dem Schwein". Mit Recht freilich weisen sie darauf hin, daß man die Arbeiter unserer Zeit nicht mit den ungebildeten und politisch ungeschulten Massen vor 100 Jahren vergleichen dürfe, sie glauben vielmehr jetzt, nachdem ihnen ein Jahrhundert des Lichtes Himmelsfackel geleuchtet hat, die Männer zu sein, welche wegen ihrer intellektuellen und sittlichen Bildung nach den Lehren Schillers die persönliche Freiheit beanspruchen können. Mit Recht können sie auch betonen, daß der Dichter nicht bloß für politische, sondern auch für soziale Freiheit das Verständnis geweckt hat, indem er z. B. den W. Tell feierlich mit den prophetischen Worten schließen läßt: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte". Aktuelles politisches Interesse aber hat W. Tell auch jetzt noch bei Volksstämmen, die, größeren Staaten von anderer Nationalität einverleibt, sich in der Entwicklung ihrer nationalen Eigenart gehemmt fühlen.

Doch auch bei uns ist Wilhelm Tell noch von lebendiger Wirkung; denn auch für uns gibt es noch Tyrannen genug zu bekämpfen. Unter Tyrannen soll man sich eben nicht bloß politische Machthaber vorstellen, dann hätte das Drama für uns nur mehr historische Bedeutung. Aber die Entwicklung der Kultur macht den Menschen, indem sie ihn auf einigen Gebieten befreit, auf anderen um so mehr zum Sklaven. Der eine läßt sich sein Leben lang tyrannisieren durch seinen Ehrgeiz, der andere durch seine Geldgier; dieser durch die Mode, jener durch gesellschaftliche Rücksichten und Verpflichtungen oder durch die Meinung seiner Nachbarn; wieder andere durch ihr Haus und ihre Einrichtung. Tyrannen können ferner sein das Kapital, die Masse, eine Partei und überkommene Verhältnisse und Vorurteile. Also, seid freie Männer! ruft auch uns Schillers Tell zu. Doch kann man auch Tyrannen dort sehen, wo keine vorhanden sind, und gegen solche auch dort kämpfen wollen, wo friedliche Arbeit allein angebracht ist. Leicht kann dabei, wie bei allen großen Ideen, die Begeisterung in Fanatismus ausarten. So z. B. haben auch unter den Pädagogen Deutschlands die unzufriedenen Elemente auf dem Erziehertag ihre Rütliversammlung, wie sie meinen. Die Vögte werden deutlich gekennzeichnet, die Vertreter der Urkantone fühlen sich in ihrer völkervertretenden Mission, die Schule ist Zwinguri. „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht", klingt aus mehr als einem beredten Munde, und klagend lautet der Schluß: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?"

Digitized by Google

Doch kehren wir von der Schulpolitik zum Unterricht zurück. Der Schüler soll sich darüber klar werden, daß das Schauspiel nicht einmal, sondern ewig wahr ist, auch für ihn oder für sein Volk, auch noch für die Gegenwart und für die Zukunft, daß die Personen noch leben und wirken wie lebende Menschen, ja noch einflußreicher und wirksamer. Wer so ein Drama versteht, der hat das Ziel erreicht, das Goethe sich in Gedanken vorstellt, als er den Vorwurf erhebt: „Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurteilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im verborgenen geschieht und meistens nur eine gleichgültige Erscheinung an den Tag kommt? Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll". Die symbolische Erklärung läßt sich also auch beim Drama mit Nutzen verwenden. Die dauernde Wirkung in der Seele des Schülers ist hierdurch bedingt, der ästhetische Genuß aber bei der Darstellung wird dadurch nicht zurückgedrängt, sondern eher erhöht. Um so stärker werden die Schüler sich z. B. in Wilhelm Tell für die Freiheit der Schweizer begeistern, sich empören über die Tyrannei der Vögte, alle Aufregung, Angst und Rache, andererseits das Gefühl der Verantwortlichkeit bei der Ausführung der Empörung und das Schwere der Mäßigung im Sieg mitempfinden; sie werden mit den Hirten die Faust in der Tasche ballen oder in Zorn geraten über ihren Mangel an Mannhaftigkeit und den Schmerz und Rachedurst Melchthals und das Schaudern beim Apfelschuß nachfühlen. Vor allem aber ist das Stück nach der Erklärung ganz und in einem Zuge zu lesen oder auf dem Theater vorzuführen, wenn die ästhetische Wirkung erzielt werden soll (Hellinghaus). Es ist jetzt Mode, dieses Nachempfinden als die Hauptsache hinzustellen; wir wollen aber nicht vergessen, daß vor etwa zehn Jahren ein anderes Ideal empfohlen wurde, nämlich den Gehalt von möglichst vielen Gesichtspunkten aus zu betrachten. So hat z. B. Münch, damals in seiner Abhandlung über Macbeth nicht weniger als 49 solcher Themata aufgestellt, z. B. wie kennzeichnen die Hexen sich selbst, und wie bewährt sich diese Selbstcharakteristik in ihrem Tun? Wie haben wir uns die Vorgeschichte der Macbethschen Ehe zu denken? Wie erklärt sich der entscheidende Einfluß der Lady auf ihren Gemahl? Wie ist sie ihm überlegen? Worin besteht das echt Königliche im Wesen Duncans? Wir wollen nicht mit doktrinären Kritikern sagen 'incende, quod adorasti', sondern weiter anerkennen, daß die Schüler aus der Besprechung solcher Fragen, von denen natürlich nur die eine oder andere schriftlich ausgeführt werden soll, reichen Gewinn ziehen können. Man kann solche Fragen für die nächste Stunde diktieren, damit die

Digitized by Google

Schüler sich in Ruhe darauf vorbereiten; so wird auch die Pflege des freien mündlichen Ausdruckes gefördert, die namentlich auch unter dem starken Vorwiegen der katechetischen Unterrichtsform, des ewigen Wechsels von Fragen und Antwort leidet, wie mit Recht getadelt wird. Maß zu halten in der Zahl der Fragen ist für die Poesie jedenfalls eine wichtige Forderung, „um der unmittelbaren Wirkung ihr Recht zu sichern gegenüber der allzu geschäftigen intellektuellen Vermittlung". Den Gehalt soll man nicht ausschöpfen, geschweige das Drama ausquetschen, so daß es schließlich nicht mehr höher geschätzt wird als eine ausgepreßte Zitrone.

Als letzte Frage bleibt hier noch zu streifen, ob man den Inhalt eines Gedichtes oder eines Auftrittes oder Aufzuges in einem Drama mündlich oder schriftlich wiedergeben lassen soll. Es gibt Pädagogen, die solches verbieten [1]), und zwar mit der Begründung, die schon Quintilian X 5 kennt, der Schüler würde damit gezwungen, etwas Schlechteres zu liefern, als er vor sich habe; denn sein Machwerk sei gegen das Gedicht doch die reinste Stümperei. Diese Begründung hat den logischen Fehler, daß sie nicht auf den Unterschied zwischen einem ästhethischen Kunstwerk und einer auf den Intellekt berechneten guten Darstellung Rücksicht nimmt. Wir haben z. B., wenn wir in einer guten Prosaerzählung den Inhalt oder Gedankengang eines Gedichtes im Lesebuch durchnehmen, durchaus nicht den Eindruck, als wenn wir etwas Minderwertiges vor uns haben; nach einer Seite, nämlich nach der logischen, ist die Prosadarstellung sogar vollkommener. Nehme ich z. B. in Schillers Bürgschaft den Vers „Da lächelt der König mit arger List", oder „Und schweigend umarmt ihn der treue Freund", oder im Taucher „Und den Mantel legt er, den Gürtel ab", „Und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört", so ist das ästhetisch genommen eine Ausdrucksweise von wunderbarer Wirkung, die Phantasie und Gefühl aufs höchste anregt, aber vom logischen Standpunkt ist die Darstellung mangelhaft; da will ich nicht bloß den entscheidenden Entschluß oder die Tat in packender Weise vorgeführt sehen, sondern ich will hören, warum der König lächelt? So ist es auch mit den andern Stellen. Außerdem braucht der Dichter zu wenig Konjunktionen, um das logische Gefüge des Ganzen klar zu stellen. Wenn ich also den Inhalt erzählen lasse, so heißt das nichts anderes, als das Gedicht aus der Sprache der Phantasie und des Gefühls in die des Verstandes übertragen. Dieses Übersetzen ist, wie das Übersetzen aus einer fremden Sprache in die eigene, nicht bloß eine treffliche Geistesschulung, sondern ein vorzügliches Mittel zum Verständnis. Auch zur Probe auf das Verständnis soll man es verwenden, es ist oft das einzige. Selbstverständlich ist das Erzählen des Inhalts nicht die Hauptsache, es

[1]) z. B. auch die österreichischen Lehrpläne.

Digitized by Google

ist nur als eins der vielen Mittel zum Zweck anzusehen. Besonders zu empfehlen ist das Erzählen nach einem andern Gesichtspunkte, als die Überschrift des Gedichtes angibt.

6. Nach den Erörterungen über den Kunstgenuß kommen wir noch zum Kunstverständnis. Hier handelt es sich um das Erkennen der Mittel, welche der Dichter angewandt hat, um seinen Bau aufzurichten, und um die Herkunft und Beschaffenheit seiner Bausteine. Das Interesse der Jugend für diese Art ästhetischer Interpretation ist gering. Sie beschäftigt sich mit dem Philologischen, Rhetorischen (Komposition, Kontrastwirkungen, Tropen und Figuren, Wahl der Worte nach Sinn und Klang, Versmaß, Reim) und Historischen des Kunstwerks und kann eigentlich auf den Namen ästhetisch nur im weitern Sinne Anspruch machen. Gegen die Ableitungsästhetik haben sich deshalb die großen Dichter ablehnend verhalten und sich darüber sogar verächtlich ausgesprochen. So schreibt Goethe an Schiller (354), als er Schiller Näheres über die von Herder als Grundlage des Tauchers festgestellte Erzählung über Nicola Pesce mitteilt: „Wenn aber unser alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll man's dem übrigen Publikum verdenken, wenn es sich erkundigt, ob das denn alles fein wahr sei" (also wenn es vom Ästhetischen keine Ahnung hat)? In den untern Klassen kann diese Art Erklärung kein Verständnis finden; was sollte es z. B. heißen, wenn man bei „Siegfrieds Schwert" klar machen wollte, warum Uhland ihn nicht den Schmied töten läßt wie in dem Prosastück? Sie kennen zwar noch nicht den Begriff der künstlerischen Notwendigkeit, aber um so stärker halten sie an der natürlichen Notwendigkeit fest. Bei einem Gedicht kann man nach ihrer Überzeugung so wenig etwas nehmen oder etwas hinzufügen als etwa bei den Gliedern des Körpers. Auf der Universität nimmt diese literarhistorische Erklärung neben der textkritischen und dem Studium der deutschen Sprache für die Germanisten den breitesten Raum ein. Diese Ausbildung ist zwar sehr wertvoll für den künftigen Lehrer, sie reicht aber nicht aus, sondern philosophische, historische, politische und besonders psychologische Kenntnisse, Begeisterung für die Poesie, Freude an der Tätigkeit des Lehrers, Liebe zur Jugend und Verständnis für das, was sie interessiert und fördert, Welt- und Menschenkenntnis, eigener Kampf im Leben, Ringen mit den großen Fragen der Menschheit, Glück und Unglück am eigenen Selbst, das sind die wichtigsten Vorbedingungen für den Erfolg eines Vermittlers zwischen den größten Geistern und den noch so jungen und unerfahrenen Kindern und Jünglingen. Auf der Universität kann man diese Ausbildung nicht erreichen; denn die Professoren haben keine Fühlung mit der Jugend der Schule, und den Studenten fehlt das praktische Interesse und die Möglichkeit der Verwertung.

Digitized by Google

Für das Ästhetische der Form haben die Franzosen mehr Sinn als die Deutschen. Schiller behauptet z. B. von Frau von Stäel, für das eigentlich Poetische habe sie keinen Sinn, sondern mehr für das Rhetorische, das Leidenschaftliche und Allgemeine in der Poesie. Taine dagegen schätzt die Schönheit der Form so hoch, daß er glaubt, Goethes Dichtung und Wahrheit, die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister, auch Schillers 30jähriger Krieg seien keine Kunstwerke (H. Taine, Sa vie et sa Correspondance II 367). Vielleicht ist es auf deutschen Schulen um so mehr angebracht, auch die Schönheit der Form zum Verständnis und Genuß zu bringen. Wie wirksam und interessant z. B. die Behandlung des Metaphorischen in der Schule gemacht werden kann, zeigt A. Biese in seinen bekannten Abhandlungen. Es ist gradezu töricht, dieses vorzügliche Mittel zur Einführung in die Symbolik, d. h. in den Geist und das Herz der Sprache in Mißkredit bringen zu wollen.

Jedenfalls soll der Lehrer selbst klar sein über die Kunstmittel des Dichters. Sein Genießen soll ein bewußter Genuß sein, wenn er auch überzeugt ist, daß er das Letzte und Tiefste in der Poesie nicht erklären und daß die Kenntnis aller Mittel doch keinen zum Dichter machen kann, sondern daß hier das Wort Schillers gilt, das er Joh. 3, 8 nachgebildet hat: „Wie in den Lüften der Sturmwind saust, Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust, Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, So des Sängers Lied aus dem Innern schallt Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Wer aber einen tiefen Blick in die Werkstatt des Künstlers tun und das Ästhetische gründlich erfassen will, der lese das oben erwähnte Buch von Meyer, der sogar Goethes Mignon zu erklären weiß [1]).

Wenn mich nun zum Schlusse ein junger Amtsgenosse fragen sollte: Welches Ziel soll ich mir setzen von den sechs, die hier vorgeführt sind?, so antworte ich: Alle, bei jedem Gedicht ein anderes, bald eins, bald mehrere. Für den Anfang kommt es natürlich auch darauf an, welches Ziel am ersten erreichbar erscheint. Wer eine Orgel vor sich hat, spielt nicht immer dieselbe Oktav, dieselbe Tonart und nur mit einem Register, sondern alle, je nach Bedarf; gerade so ist es mit der Poesie und mit ihrer Erklärung.

Linz a. Rhein. Josef Baar.

---

[1]) Für die Praxis wird jedem das Buch von Goldscheider, wie ich bei der Korrektur nachtragen kann, vielfache Anregung bieten.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) E. Rausch, Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichts im Abrisse dargestellt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1905, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). VIII u. 192 S. 8. 3,20 *M*.

Die zweite Auflage des vorliegenden Werkes hat alle wichtigen in den letzten Jahren erschienenen Schriften über Pädagogik und ihre Geschichte verwertet und steht so auf der Höhe der Gegenwart. Es will namentlich dem angehenden Pädagogen, dem Studierenden, ein Leitfaden sein auf dem immerhin weit verzweigten und schwierigen Gebiete. — Verf. schickt eine Angabe der Quellen für die Geschichte der Pädagogik voraus; er teilt dieselbe sodann in 6 Abschnitte ein: 1. Mittelalterliche Pädagogik, 2. Die Pädagogik des Humanismus, 3. Der Verfall des humanistischen Schulwesens, 4. Das Zeitalter der Aufklärung, 5. Das Zeitalter des Neuhumanismus, 6. Der Kampf um die Schulreform. Verf. führt den Leser demnach von den ersten Anfängen des gelehrten Schulwesens bis zur lebendigen Gegenwart mit ihren mancherlei Strebungen und Regungen. Es ist nur natürlich, daß die Entwickelung des Unterrichtswesens in engster Beziehung zu allen in den einzelnen Zeiträumen geltenden geistigen Anschauungen und Kulturverhältnissen steht. Das tritt denn in unserem Buche auch überall deutlich hervor. Wir nennen hier nur das Zeitalter der Reformation, in dem, allerdings unter dem Einfluß des von Italien ausgegangenen Humanismus, das ganze Unterrichtswesen, besonders das gelehrte, ganz andere Bahnen einschlug. Kein Zeitalter ist ohne Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichtswesens gewesen, so später das der sog. Aufklärung, nachdem inzwischen das humanistische Schulwesen einen Niedergang hatte erleiden müssen. Von welcher Bedeutung dann später die großen Philologen und die großen Philosophen des 18. und 19. Jahrhunderts für die Gestaltung des Schulwesens gewesen sind, ist allgemein bekannt. Um nur eines hervorzuheben: man braucht nur an Herbart zu denken, der seiner Philosophie gewisse Grundlagen für die Pädagogik entnahm. Das

Digitized by Google

war das Zeitalter, in welchem die pädagogische Kunst in die engste Verbindung mit der Ethik und Psychologie trat. Und nun die neueste Zeit! Mit Recht erörtert Verf. beim Beginn derselben, inwiefern sich in ihr die ganze Weltanschauung umgestaltet hat. An die Stelle der literarischen und spekulativ philosophischen Interessen treten mehr und mehr politische, kirchliche, soziale, wirtschaftliche. Von welcher Wichtigkeit wurde für Deutschland das Erwachen des nationalen Gefühls! Unausbleiblich waren eben nun als die Folgen solcher Wandlungen in den allgemeinen Anschauungen auch Wandlungen auf dem Gebiete des gesamten Schulwesens, besonders des höheren. Immer gebieterischer traten die aufs Reale gerichteten Forderungen der Gegenwart hervor; ihnen mußte Folge gegeben werden, ohne daß dabei die humanistische Idee aufgegeben wurde, wenn sie auch naturgemäß etwas litt. — Durch alle diese Zeiträume, deren wichtigste wir ein wenig zu skizzieren versuchten, führt uns der Verf. in seinem Buche. Wir lernen die einzelnen Perioden nach ihren pädagogischen Anschauungen kennen und verstehen, und zwar, wie schon bemerkt, im Zusammenhange mit den Gesamt-Anschauungen und Verhältnissen. — Die Darstellung ist kurz, klar und treffend. Man lese nur z. B. die Abschnitte über die neuerdings entstandenen Reformanstalten nach dem Frankfurter und Altonaer System, so wird man ein übersichtliches und klares Bild von den einschlägigen Verhältnissen gewinnen. Naturgemäß werden auch die Fragen der Mädchenbildung berührt und behandelt.

Wenn das praktische Buch vielleicht in erster Linie dem Schulmann sehr gute Dienste leisten wird, so kann es auch dem bereits im Berufe stehenden Lehrer sehr nützen, ja wir möchten es allen Gebildeten sehr empfehlen, die für die Pädagogik ein Interesse haben. Und die Zahl solcher ist ja heutzutage ziemlich erheblich.

2) **Karl Oppels Buch der Eltern.** Fünfte Auflage, herausgegeben von J. Ziehen. Frankfurt a. M. 1906, Moritz Diesterweg. XVII und 391 S. 8. 3 *M*.

Das vorliegende Werk nennt sich „eine praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit“. Es war, als es im Jahre 1877 zum ersten Male erschien, das erste Buch seiner Art. Später sind ihm andere gefolgt, unter denen wir nur das weitbekannte Werk von A. Matthias erwähnen: „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß Oppels Buch in hohem Grade wert war erhalten zu werden, daß es neben manchem neueren wie bisher in den Kreisen deutschen Bürgertums segensreich auf die Förderung einer richtigen Erziehung einwirken wird. Daher hat sich der Herausgeber ein großes Verdienst

Digitized by Google

erworben, als er die Neuherausgabe desselben übernahm. Änderungen hat er nur da vorgenommen, wo sie unbedingt nötig waren, weil er die Eigenart Oppels nicht beeinträchtigen wollte. Er hat jedoch, wo es ihm für das Verständnis ersprießlich erschien, Anmerkungen hinzugefügt, in denen Ergänzungen, fachwissenschaftliche Begründungen und nähere Ausführungen gegeben werden. Überdies hat er eine Schilderung von Karl Oppels Persönlichkeit und Lebensgang vorausgeschickt.

Wenden wir uns nun dem Inhalt des Oppelschen Buches zu. Eine praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder will es sein. Es gliedert sich in 2 Hauptteile: Körperliche Erziehung und geistige Erziehung, von denen der zweite wieder A. Allgemeines, B. Besonderes umfaßt. Die Einleitung, in welcher die Gedanken in Form eines sehr anregenden Gespräches zwischen einem jungen Vater und einem Freunde entwickelt werden, kommt zu dem Ergebnis, daß über keine Wissenschaft so ohne Sachkenntnis und so viel Verkehrtes gesprochen wird wie über Pädagogik. Es sei ein Irrtum, wenn man glaube, planmäßige Erziehung vermöge nichts und sei deshalb überflüssig. Wer da sage, die Menschen seien trotz aller Erziehung im Laufe der Zeit nicht fortgeschritten, zeige dadurch, daß er von der Kulturgeschichte nichts wisse. Zuweilen vorkommendes Mißraten mühevoll erzogener Kinder beweise nichts gegen den Einfluß der Erziehung. Auch der Unterricht trage wesentlich dazu bei, die Menschen weiser, besser und glücklicher zu machen. Trotz der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und Neigungen vermöge die Pädagogik doch, allgemein gültige Grundsätze der Erziehung aufzustellen. Die nun folgenden Ratschläge über die Erziehung erscheinen in Gestalt von Briefen. Die Darstellung hat dadurch einen besonderen Reiz, daß vielerlei Beispiele aus der Praxis und dem Leben eingeflochten sind, welche die auf die Erziehung bezüglichen Lehren beleuchten und leichter verständlich machen. Nachdem, wie wir bereits bemerkten, zunächst die wichtigsten Grundsätze für die körperliche Erziehung erörtert worden sind (in Betracht kommen dabei Luft und Licht, Waschen und Baden, Kleidung, Wärme, Bewegung, Ruhe, Nahrung, Abhärtung), geht Verf. auf die geistige ein. Daß hierbei in erster Linie die Einwirkung der Mutter in Frage kommt, versteht sich von selbst. Gewöhnung solle die Grundlage aller Erziehung bilden, das Beispiel wirkt fördernd ein, daher kommt es sehr auf die Umgebung und den Verkehr an. Die mannigfachsten Arten der Einwirkung werden ihrem Werte nach erörtert; auch Tadel und Strafen, Belobung und Belohnung dürfen nicht fehlen. Wir werden dem Buche recht geben, wenn es in gewissen Märchen, in denen phantastische Wesen und Gegenstände ihr regelloses Spiel treiben, eine große Gefahr für das Kindergemüt erblickt. Die Erziehung soll aber nicht allein gute Eigenschaften und Triebe

Digitized by Google

fördern, sondern auch üble Eigenschaften bekämpfen. Da lese man denn die Abschnitte, welche davon sprechen, wie Trägheit, Empfindlichkeit, Rechthaberei, Eigensinn, Trotz beseitigt werden sollen. Man wird sich über die gesunde, natürliche und im besten Sinne des Wortes volkstümliche Auffassung der Verhältnisse freuen und zugeben, daß auf den vorgeschlagenen Wegen und mit den angegebenen Mitteln die genannten übeln Eigenschaften ausgerottet werden können. Aber abgesehen von den genannten sind auch noch andere vom Übel, so z. B. der Geiz und die viel öfter vorkommende Verschwendung. Keine Tugend ist mehr zu pflegen als die Wahrhaftigkeit. Der Nachweis, daß sie in allen Fällen und Lagen notwendig ist, wird in einfacher und völlig überzeugender Weise geführt. Der Pflege der guten Triebe und Anlagen, der für den Verkehr mit den Menschen erforderlichen geselligen und anderen guten Eigenschaften, die Bekämpfung von den bei dem Kinde vorkommenden Fehlern: alles wird nicht in theoretisierender Weise dargestellt, sondern es ist so recht aus dem Leben gegriffen, für jeden verständlich; darin eben besteht der große Vorzug des Buches, daß der Leser die Tätigkeit des Erziehers greifbar vor sich sieht. Allerdings werden die erziehlichen Erfordernisse dann auch in bestimmten Sätzen zusammengefaßt, aber immer erst dann, wenn die Erläuterung der einzelnen Fälle in der Praxis und an Beispielen vorangegangen ist. — Die Erziehung im Elternhause wird bis zur Wahl des Berufs dargestellt, und zwar für beide Geschlechter. War die Erziehung eine richtige, so wird auch der rechte Beruf gewählt werden, und hierbei soll völlige Freiheit herrschen. — Das Buch ist ein vortrefflicher Ratgeber für jedes Elternhaus. Man kann nur wünschen, daß es ein Hausbuch werde. Auch für den Erzieher und Lehrer wird es sehr förderlich sein.

Köslin. R. Jonas.

---

1) Hans Amrhein, Die deutsche Schule im Auslande. (Sammlung Göschen). Leipzig, 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 175 S. 8. 0,80 *M.*

Je größer die Zahl der Deutschen im Auslande von Jahr zu Jahr wird, desto größere Bedeutung gewinnt auch die deutsche Schule im Auslande: ist sie es doch in erster Linie, der die ebenso schwierige als wichtige Aufgabe zufällt, unsere Landsleute in der Fremde dem Deutschtum zu bewahren, deutsche Sprache, deutsche Art und Sitte und deutsches Nationalgefühl lebendig und gegenüber allen sie bekämpfenden Einflüssen fremdländischen Wesens und fremder Nationalität und Kultur siegreich zu erhalten. Die Erkenntnis von der stets steigenden nationalen Bedeutung der deutschen Schule im Auslande durchdringt erfreulicherweise denn auch immer weitere Kreise unseres Volkes. Unter welchen Verhätnissen sie wirkt und schafft, welche Schwierigkeiten sie zu

Digitized by Google

überwinden, welche Aufgaben sie zu lösen hat, das zeigt in kurzer, klarer, übersichtlicher und allgemein verständlicher Darstellung Amrheins Schrift, die einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt. Sie ist nicht bloß für den Fachmann, sondern für die Gebildeten überhaupt berechnet; sie verbindet warme, echt deutsche Empfindung mit einem freien, durch keinerlei Vorurteile, weder nationale noch religiöse noch pädagogische, gehemmten Blick und mit gründlicher Sachkenntnis. Wir wünschen ihr deshalb recht weite Verbreitung.

Nach der Einleitung, welche die für die deutsche Schule im Ausland in Betracht kommenden „Faktoren und Prinzipien" behandelt (S. 7—32), schildert der erste Abschnitt die „Entstehung und Ausbreitung der deutschen Schulen im Auslande" (S. 33—89), der zweite deren Einrichtung (S. 90—110), der dritte ihre Verwaltung (S. 111—139), der vierte die „Pädagogik der deutschen Schulen im Auslande" (S. 140—164), der fünfte die „Vereinsorganisation der deutschen Lehrer im Auslande". Als maßgebendes und gleichartiges Erziehungs- und Unterrichtsziel aller deutschen Schulen im Auslande, gleichviel ob sie niederer oder höherer Art sind, ob sie mannigfaltige oder nur ganz wenige Unterrichtsfächer behandeln, wird mit vollem Recht S. 95 hingestellt: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

2) **Gabriel Compayré, Charles Démia et les Origines de l'Enseignement primaire.** Paris (ohne Jahr), Paul Delaplaine. 118 S. 8. 0,90 *fr.*

Compayrés Schrift über Charles Démia bildet das neunte Bändchen der von ihm herausgegebenen Sammlung „Les grands éducateurs" (die früheren behandeln Rousseau, Spencer, Pestalozzi, Jean Macé, Condorcet, Herbart, Pécaut und Montaigne, sämtlich von Compayré dargestellt, außer Condorcet, den Franc. Vial behandelt hat). Nach einer Schilderung des Lebens des Charles Démia, der, 1637 geboren, als Geistlicher zu Lyon lebte und zuerst in Frankreich Armenschulen gründete, zugleich aber die Aufsicht über das ganze Schulwesen des Erzbistums Lyon führte, bis er nach reich gesegneter Wirksamkeit 1689 starb, stellt Compayré in den folgenden Kapiteln die Zustände des Unterrichtswesens jener Zeit und die Bestrebungen Démias dar, und zwar im zweiten zunächst die Bedeutung des grundlegenden Werkes, in dem Démia seine Ansichten über die Notwendigkeit der Gründung von Armenschulen darlegt, der 1666 erschienenen „Remontrances". Das dritte Kapitel (S. 31 ff.) behandelt die Gründung der Armenschulen in Lyon durch Démia und die Schaffung einer Aufsichts- und Verwaltungsbehörde für diese in dem „Bureau des écoles", an dessen Spitze Démia trat. Das vierte Kapitel schildert die Einrichtung des „Séminaire de St. Charles" zur Ausbildung von

Digitized by Google

Lehrern und der „Communauté de femmes“ zur Ausbildung von Lehrerinnen für die Armenschulen. Im fünften wird der Zustand der Schulen für die wohlhabende Bevölkerung (écoles des riches) und die Einrichtung regelmäßiger Lehrerkonferenzen (der „assemblées des maîtres“) durch Démia dargestellt, im sechsten die Einwirkung Démias auf das Schulwesen des übrigen Frankreichs, im siebten die Finanzquellen für die Armenschulen, im achten die Pädagogik Démias, im neunten seine Fürsorge für das Mädchenschulwesen.

Die Darstellung stützt sich nicht nur auf Démias Schriften, sondern auch auf die Akten des „Bureau des écoles“; außer Faillons Buch „La vie de Démia“, Paris 1827, hat Compayré auch das nur handschriftlich vorliegende Leben Démias von Perrin Belin aus dem Ende des 18. Jahrhunderts benutzt. Compayré entwirft ein klares Bild der Zeitverhältnisse und der Persönlichkeit des Démia; gründliche Sachkenntnis und Vorurteilslosigkeit zeichnen die für jeden Pädagogen sehr interessante Schrift aus. Nur darin möchten wir Compayré nicht beistimmen, wenn er Démia als den französischen Pestalozzi hinstellt, vielmehr liegt weit näher der Vergleich mit August Hermann Francke: die gleichen Ziele, denen der Gründer des Waisenhauses in Halle zustrebte, hat Démia schon einige Jahrzehnte vor ihm in Lyon aufgestellt; sein ganzes Wirken hat die größte Ähnlichkeit mit dem Franckes, der allerdings Compayré weniger bekannt zu sein scheint.

Solingen. Adolf Lange.

H. Vaihinger, Die Philosophie in der Staatsprüfung. Winke für Examinatoren und Examinanden. Zugleich ein Beitrag zur Frage der philosophischen Propädeutik. Nebst 340 Themen zu Prüfungsarbeiten. Berlin 1906, Reuther und Reichard. VIII u. 192 S. 8. 2 ℳ.

Die interessante Arbeit bespricht zunächst ausführlich die Bedeutung der Prüfung in der Philosophie bei der Lehramtsprüfung, hebt den Wert der philosophischen Allgemeinbildung für den Lehrer an den höheren Schulen hervor und wendet sich gegen den Versuch, die Forderung einer schriftlichen Arbeit als bedeutungslos fallen zu lassen. Dann bespricht sie eingehend, mit liebevollem Verständnis für die Lage der Examinanden, die Vorbereitung der Prüfung, d. h. die Stellung des Themas für die schriftliche Arbeit, und das Verfahren in der mündlichen Prüfung. Für die Auswahl des Themas stellt sie drei Gesichtspunkte auf, den der Aktualität, die Aufgaben anzuknüpfen an eine z. Z. interessante Erscheinung, ein neues Werk u. dgl. m., den der Konzentration, sie in Verbindung zu setzen mit den Fachstudien des Kandidaten, den der Individualisierung, die Persönlichkeit des Prüflings, den Gang seiner Studien, sein individuelles Verhältnis zu philosophischen Studien in Betracht zu ziehen. Die beiden

Digitized by Google

letzten Gesichtspunkte sind auch maßgebend für die Ausgestaltung der mündlichen Prüfung, und hier bieten die Ausführungen des Verfassers eine sehr erfreuliche Erweiterung der Gedanken, die R. Lehmann bezüglich der Anknüpfungspunkte dieser Prüfung an die Spezialfächer des zu Prüfenden ausgesprochen hat. Dieser Teil der Arbeit ist wohl geeignet, schon den Studierenden jedes Faches auf die Punkte aufmerksam zu machen, über die sich zu orientieren ihm von Wert sein muß, damit er dereinst seinen Unterricht in dem der höheren Schule wohl anstehenden philosophischen Charakter zu erteilen imstande ist. Eine Betrachtung der Abweichungen, die zur Geltung kommen, wenn es sich um einen Bewerber um die Lehrbefähigung der philosophischen Propädeutik handelt, macht den Beschluß. Im Anhang sind dann die Themata aufgeführt, die der Verfasser während seiner Tätigkeit als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission gestellt hat, eine reichhaltige und abwechslungsreiche Sammlung, die von der Sorgfalt, mit der der Verfasser seines Amtes waltet, rühmliches Zeugnis ablegt.

Die Gedanken, die über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik dargelegt werden, decken sich insofern mit denen von A. Gille, als der Verfasser Logik nicht als Unterrichtsfach, sondern als Unterrichtsprinzip fordert, d. h. er wünscht, daß der Lehrer bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Lehren der Logik an vorliegenden Beispielen erörtere, so daß allmählich ein immer mehr sich vervollständigendes Wissen bei den Schülern entsteht, und er betont, sehr zur Genugtuung des Berichterstatters, die für jeden Lehrer obwaltende Pflicht, die in seinen Unterrichtsfächern enthaltenen philosophischen Elemente „okkasionalistisch" hervorzuheben.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

August Wünsche, Die Schönheit der Bibel. I. Band: Die Schönheit des Alten Testaments. Leipzig 1906, Eduard Pfeiffer. X u. 390 S. gr. 8. 8 *M*, geb. 9,50 u. 10 *M*.

Wie sehr die Bibel seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag in christlichen Ländern den bildenden Künstlern, den Musikern und Dichtern Anregung und Stoff zu gewaltigen Werken geboten, ist den Freunden dieser Künste wohl bekannt; man darf ohne Übertreibung sagen, daß die größten und schönsten Kunstwerke auf ihrem Grunde aufgebaut, aus ihrem Geiste entsprungen sind. Das wissen die, welche zu den Gebildeten rechnen, sehr wohl, aber doch ist und bleibt ihnen die Bibel ein fremdes Buch, eine versiegelte Quelle, ein verschlossener Brunnen, sie ruht im Bücherschrein und wird nur selten hervorgeholt. Die Gründe für diese Tatsache sind mannigfach, sie einzeln durchzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur sei darauf hingedeutet,

Digitized by Google

daß die Art, wie die Einführung in sie auf den niederen und höheren Schulen nun einmal betrieben wird, für eine Spanne Zeit zwar eine Beschäftigung mit ihr erzwingt, aber, wenn der Zwang vorüber, das Verlangen nach weiterem Forschen, nach innigerer Vertrautheit mit ihr versiegen läßt. Die übliche dogmatische und ethische Behandlung des Inhalts in den Lehrstunden wie in den öffentlichen Predigten versperrt zumeist den Weg zur naiven Auffassung des in ihr waltenden Geistes; dient sie doch fast ausschließlich äußeren Zwecken, den kirchlichen und konfessionellen Interessen, die dann unser bürgerliches Leben so vielfach trüben und vergiften. Zwar hat die seit einem Jahrhundert etwa vorherrschende philologisch-kritische Bibelexegese es wohl zuwege gebracht, bei besonders wichtigen Entdeckungen und neuen Ergebnissen die Aufmerksamkeit verschiedener Kreise auf diesen oder jenen Teil der Bibel zu lenken; allein ein tieferes, liebevolles Versenken in ihren Inhalt ist nicht erzielt worden.

Der gelehrte Verfasser unseres Buches will auf einem andern Wege die Bibel wieder den Herzen der Gebildeten nahebringen, auf dem Wege der ästhetischen Betrachtung. An bedeutenden Vorgängern hat es ihm nicht gefehlt. Am Ende des 18. Jahrhunderts schrieb Herder das epochemachende Werk: „Vom Geiste der hebräischen Poesie", das zum ersten Male das Verständnis der hebräischen Dichtung und ihrer Formen eröffnete, leider aber unvollendet blieb. Weiter sei erwähnt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts „die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer" von Ernst Meier; aus neuerer Zeit in kleinerem Rahmen die Arbeiten von Ehrt, Steiner, Baethgen, Kautzsch.

Im Geiste und Schwunge Herders hat unser Verf. seine Aufgabe gestellt und gelöst. Die tiefe Einsicht in die hebräische Sprache und Literatur, die Vertrautheit mit den neuentdeckten babylonischen und assyrischen Schrifttümern, dann aber auch die gründliche Kenntnis der Kunstgeschichte auf den verschiedenen Gebieten, vor allem aber ein empfängliches Gemüt und ungetrübtes Verständnis für das Schöne haben ihn ein Werk schaffen lassen, das jeden nur entzücken kann. Auch hier wird dem Leser zu seiner Freude die Wahrheit zum Bewußtsein kommen, daß die Kunst in allen ihren Formen und Sprachen doch im Grunde dieselbe ist; die großen Genien der Volksstämme um den Jordan herum vor mehr als 2000 Jahren haben ebenso wie unsere großen Dichter gefühlt und empfunden; das menschliche Herz in seiner Freude und in seinem Leid, in seiner Gedrücktheit und in seinem Aufjauchzen, es ist dasselbe geblieben, wie es ehedem war; die Zeit der alten Patriarchen, der Propheten, der edlen Sänger und derer, die ihnen lauschten, liegt nicht so fern hinter uns, wie wir meist wähnen; die Namen sind alt, aber die Gestalten sind jung und werden jung bleiben.

Verf. bietet uns nicht eine dem historischen Gange der

Digitized by Google

geistigen Entwickelung des jüdischen Volks nachgehende Literaturgeschichte; er hat sich in der Anordnung des gewaltigen Stoffes ausschließlich durch ästhetische Rücksichten leiten lassen. Er beginnt mit einer Darlegung der Schönheit des alttestamentlichen Schrifttums im allgemeinen, dann folgen die Einzelabhandlungen, in denen er die besonderen Formen zur Darstellung bringt, in welchen sich die Schönheit offenbart: die Schönheit in der Geschichtsdarstellung, die Schönheit in den poetischen Schriften, in den prophetischen, in den Volksgedichten, in Parabeln und Fabeln, in Fluch- und Segenssprüchen, in Trauer- und Klageliedern, in Spottliedern, die Schönheit in der Poesie des Todes, in der Naturpoesie, in der religiösen Dichtung, in den Liedern von „Weib, Wein und Gesang“. Die ganze Darstellung ist belebt durch Zitate in geschmackvoller Übersetzung, durch Hinweise auf die Geschichte der Künste unter den andern Völkern. Den Schluß bildet die Abhandlung „Das alte Testament und die bildenden Künste“. — Wie mutet es den Leser an, wenn Verf. nachweist, daß dieselben Kunstgesetze, die Lessing den Homerischen Dichtungen abgelauscht, auch für die alttestamentlichen Dichter gegolten haben. Wenn es sich z. B. um einen fertig gerüsteten Krieger handelt, so gibt der Dichter für die erwartete Beschreibung eine Erzählung des allmählichen Sichankleidens. So erzählt der Chronist, wie Saul dem David, als er im Begriff steht mit Goliath zu kämpfen, seine Kleider anzieht, ihm einen Panzer anlegt und einen ehernen Helm auf sein Haupt setzt. Da aber David an die Kriegertracht nicht gewöhnt ist, so legt er sie wieder ab und zieht seine Hirtenkleider an, sucht sich fünf glatte Schleudersteine aus dem Bache, steckt sie in die Hirtentasche und geht dem Riesen entgegen. Hierauf folgt ebenso wie bei Homer ein Zwiegespräch zwischen den beiden Streitern. Nun erst beginnt der Kampf und nach diesem das Siegeslied der paukenschlagenden Jungfrauen. — Die Macht und Wucht der religiösen Poesie in den Gesängen der Propheten und Psalmisten weiß uns Verf. in großartiger Weise vor die Seele zu führen, nicht minder die Schönheiten der Naturpoesie, die auch einen Alexander v. Humboldt entzückt hat. Erschütternd ist die Poesie des Todes, öde, düster und trübselig sind die Vorstellungen, eine Poesie der Resignation, der Hoffnungslosigkeit; man lese die aus dem 6. Jahrhundert stammende Schilderung Jesaj. 14 von der Ankunft des Königs von Babel bei den Schatten; es ist ein Gemälde, großartig in seiner Lebendigkeit und dramatischen Bewegung. Die Schatten erkennen den neuen Ankömmling sofort an seinen königlichen Abzeichen und geraten in Verwunderung und Erstaunen, daß der stolze, mächtige, übermütige Weltherrscher zu Falle gekommen und an Kraftlosigkeit ihnen gleich geworden ist. — Wie trostlos die Klage Hiobs: Es gibt für den Baum eine Hoffnung; wenn er abgehauen wird, so schlägt er wieder aus, und sein Schößling bleibt nicht aus.

Digitized by Google

Wenn aber ein Mensch stirbt, so liegt er hingestreckt! Wie Wasser verrinnen aus dem Meere und ein Strom versiegt und vertrocknet, also legt ein Mensch sich hin und steht nicht wieder auf. Bis die Himmel vergehen, erwachen sie nicht und regen sich nicht aus ihrem Schlaf. — Hiob 14. — Von schneidender Bitterkeit sind die mannigfachen Spottlieder, die Verf. zusammenstellt, Spottlieder über die Torheit der Menschen, wie über die heidnischen Machthaber, wenn ihre räuberischen Eroberungszüge gegen Israel mißglücken und sie mit Schimpf und Schande den Rückzug antreten müssen. So schildert Jesaj. 14 mit triumphierendem Hohne in effektvollen Kontrasten den Sturz des Babyloniers; echt poetisch nimmt auch die Pflanzenwelt an dem Spottjubel teil: „Sogar die Zypressen freuen sich ob dir, die Zedern des Libanons; seit du daliegst, kommt keiner herauf, der uns ausrottet. Wie bist du gefallen vom Himmel, du Glanz des Morgensterns! Ist das der Mann, der erzittern machte die Erde, in Beben versetzte die Königreiche? der den Erdkreis gleich machte der Wüste und seine Städte niederriß?“

Wie noch heute, so erfreuten auch damals Wein, Gesang und Weib der Menschen Herzen. „Gebt Rauschtrank dem, der am Untergange ist, und Wein bekümmerten Seelen! Trinken soll er und seiner Armut vergessen und seiner Mühsal soll er nicht fürder gedenken“. Dem wirklichen Leben abgelauscht ist die malerische Beschreibung eines Berauschten: Seine Augen sehen Seltsames, und sein Herz redet Verkehrtes; er ist wie einer, der da liegt im Herzen des Meeres, und wie einer, der da liegt auf eines Mastes Spitze. Sie haben mich geschlagen, so spottet er über sich selbst, nicht schmerzte es mich; sie haben mich geprügelt, nicht verspürte ich es. Wann werde ich aufwachen? Aufs neue will ich mich ihm ergeben!“ — Das Hohelied ist ein minniglicher Hochzeitsliederstrauß, der in bezug auf Innigkeit und Zartheit der Empfindung alles übertrifft, was die Dichterzunge der alten Völker über Liebessehnsucht und Liebeswonne gesungen hat. Das Hauptthema der in der Überlieferung durcheinandergeworfenen Lieder ist glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen unter höchst einfachen Umständen. „Stark wie der Tod ist Liebe, fest wie die Unterwelt ist Leidenschaft, ihre Gluten sind Feuergluten, Flammen Jahves! Große Wasser können nicht auslöschen die Liebe und Ströme sie nicht überfluten“. Das Spruchbuch ist besonders reich an Versen, die das Weib in seiner Gottesfurcht, Sittsamkeit und Zucht verherrlichen. Aber es gibt uns auch ein ergreifendes Bild von der Verführung eines Jünglings durch eine Buhlerin. — 7, 6—23. — Im Gegensatze dazu die poetische Zeichnung der Hausfrau — Kap. 31, 10—31 — mit dem packenden Schluß: Sie überschaut den Gang ihres Hauses, und das Brot der Trägheit ißt sie nicht. Es erheben sich ihre Söhne und preisen sie,

Digitized by Google

und ihr Eheherr rühmt sie: „Viele Töchter haben Wackeres geleistet, du aber überragst sie alle".

Die letzte Abhandlung bietet in großen Zügen eine Zusammenstellung und Besprechung der hervorragendsten malerischen und plastischen Darstellungen alttestamentlicher Szenerien, eine höchst schätzenswerte Zugabe. — In den „Nachträgen" bringt Verf. noch eine Reihe interessanter Erläuterungen über „den babylonischen Schöpfungsmythus", „das Hohelied und die Liebespoesie der Ägypter" usw. Ein Stellen-Namen-Sachregister schließt das Buch.

Den zweiten Band des Werkes: „Die Schönheit des Neuen Testaments" hofft Verf. in Jahresfrist zu veröffentlichen.

Papier, Druck, Ausstattung sind schön und geschmackvoll.

Das vorzügliche Buch sei hiermit allen Kollegen, im besondern den Verwaltern der Bibliotheken bestens empfohlen.

Stettin. Anton Jonas.

Heinrich Weinel, Die Gleichnisse Jesu, zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VI u. 135 S. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*. („Aus Natur und Geisteswelt" Band 46.)

Das Buch ist ein Abdruck von Vorträgen, die Professor Weinel in einem Ferienkursus für evangelische Volkslehrer in Bonn gehalten hat. Der Verf. bekämpft zuerst die verbreitete Neigung, die Gleichnisse in möglichst vielen Einzelzügen allegorisch auszudeuten, und dringt darauf, sie als eigentliche Parabeln — in dem aus der Poetik bekannten Sinne dieses Wortes — aufzufassen, also, nach Art der Lessingschen Ansicht von der Fabel, als Veranschaulichungen von Wahrheitsgedanken durch Erzählung von Einzelfällen, in denen sie sich recht deutlich darstellen. Die Tatsache, daß doch manche der synoptischen Gleichnisse allegorisch zu deutende Bestandteile enthalten und dadurch in ihrer Einheitlichkeit beeinträchtigt werden, führt den Verf. zu einem zweiten Hauptgegenstande seiner Schrift, nämlich zur Untersuchung der Überlieferung der Gleichnisse. Diese Untersuchung hängt aufs engste mit der Frage nach der Art der evangelischen Überlieferung überhaupt zusammen; seine Ansicht über diese entwickelt der Verf. in besonders lichtvoller und überzeugender Darstellung. Das Ergebnis ist der rein parabolischen Auffassung der Gleichnisse günstig; die allegorischen Stücke erscheinen als spätere, der Urgestalt fremde, Zutaten. Auf Grund der echten Bildreden wird schließlich ein Bild von „Jesus als Gleichnisdichter" gezeichnet, in welchem gezeigt wird, wie der Unvergleichliche mit seinem für Göttliches aufgeschlossenen Sinne überall, in der Natur und Menschenwelt um sich herum, in der Heiligen Schrift Alten Testaments und in der überlieferten Weisheit seines Volkes, die Beispiele und Belege zu seinen Gedanken der Lehre, der Ermahnung, des Trostes findet, und wie er sie mit ungesuchter, unbewußter

Digitized by Google

Kunst meisterhaft für seine Zwecke im Vortrag gestaltet hat, knapp, wahr, treffend. Den Schluß des Buches bildet eine Zusammenstellung der sämtlichen (59) bei den Synoptikern vorfindlichen Gleichnisse, von den größten bis zu den kleinsten, im wesentlichen in verbesserter Lutherscher Übersetzung, die parallelen, mehrfach vorkommenden Stücke zum Zwecke der Vergleichung nebeneinander, mit Angaben der mutmaßlichen Quellen, aus denen sie vom Evangelisten geschöpft worden sind.

Für uns Religionslehrer an Gymnasien liegt der Wert des anziehend und leicht lesbar geschriebenen kleinen Buches wohl nicht am meisten in der Warnung vor dem Allegorisieren; teils wird es ohnehin vermieden, teils braucht es ja nicht in einem so sehr dem geschichtlichen Jesus fremden Geiste zu geschehen, wie er z. B. die vom Verfasser angeführten Deutungen Kirchbachs durchzieht. Wesentlicher schon wird für uns die Mahnung sein, auf das Erfassen der Pointe hinzuwirken durch sachgemäßes, auf Geschichts- und Landeskunde beruhendes Darlegen des vom Herrn gezeichneten Bildes. Wo der Verf. diesen Gegenstand behandelt, entwirft er selbst weit bessere Beispiele als das von ihm gelobte Frenssensche zum „Ungerechten Haushalter“ aus den „Dorfpredigten“, in dem er freilich „unvergleichliche Kraft und Lebendigkeit“ findet, das aber tatsächlich durch Mangel aller Wahrscheinlichkeit abschreckt. Am meisten dürfte der längere Abschnitt von der Überlieferung der Gleichnisse interessieren, welcher zeigt, welch schöne, wohlgegründete Ergebnisse die wissenschaftliche Forschung über die Entstehung der synoptischen Evangelien und die Echtheit ihres Inhalts bereits erreicht hat. Man wird nicht leicht anderswo so einfach und klar wie durch diese Darstellung Weinels sich über Markus und Urmarkus und seine Verarbeitung in den Evangelien des Matthäus und des Lukas mit der sogenannten Spruchquelle, über die Eigenart, mit der jeder der Evangelisten gearbeitet hat, über die Sonderquellen, die Matthäus und Lukas noch benutzt haben, über die Art und Glaubwürdigkeit der schließlich zugrunde liegenden mündlichen Überlieferung sich unterrichten können. Weinel wünscht, daß auch der Schulunterricht sich diese Ergebnisse zunutze machen und die Ehrfurcht vor dem wesentlichsten Teile der Bibel auf sie statt auf die Theorie von der Inspiration gründen möge. Den höchsten Geschichtswert unter den drei Synoptikern schreibt er übrigens dem Ev. Lucä zu. Lehrer des Deutschen in den höheren Klassen seien noch besonders auf das Anfangskapitel des Buches, „Allgemeines über Gleichnisse und Bildreden“, aufmerksam gemacht; hier wird in didaktisch vorbildlicher Weise an bekannten Dichtungen Eigenart und Unterschied von Allegorie und „Gleichnis“ (Parabel) aufgewiesen.

Waren (Mecklenburg-Schwerin). R. Niemann.

Digitized by Google

1) O. Grundke und H. Schmidt, Die evangelische Religionsfakultas. Hilfsbuch zur Erlangung der Lehrbefähigung für evangelische Religion vornehmlich in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten. Breslau 1906, Trewendt und Granier's Buchhandlung (Alfred Preuß). XI u. 426 S. gr. 8. 8 *M.*

Kompendien, die zur Vorbereitung auf Prüfungen dienen sollen, pflegt man mit Vorurteilen entgegenzukommen, da man meint, daß sie tiefere und anstrengende Arbeit überflüssig machen und nur ein möglichst müheloses Bestehen des Examens bezwecken sollen. Daß aber das vorliegende Hilfsbuch zu diesem Vorurteil nicht berechtigt, kann man sofort aus der Fülle des dargebotenen Stoffes erkennen. Der erste Abschnitt behandelt die einleitenden Fragen über Religion, Offenbarung und Bibel und schließt sich hauptsächlich an den 3. Teil von Heidrichs Handbuch für den evangelischen Religionsunterricht an. Der erste Paragraph zeichnet mit klaren, festen Strichen das Wesen der Religion und deutet kurz die verschiedenen Anschauungen darüber im Laufe der kirchengeschichtlichen Entwickelung an. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle die hier vorgetragene Ansicht über die Arten der Offenbarung und den Wunderglauben teilen werden. Dagegen wird die scharfe Begrenzung von Wissen und Glauben (S. 17) und der Abschnitt über das Recht und die Grenze der Kritik kaum Widerspruch finden. In dem Abschnitt über die alttestamentliche Offenbarung wird besonders die Entstehung und das Alter des Pentateuchs, die Zeit der Patriarchen, die Gesetzgebung und S. 47 das Wesen der Prophetie treffend gekennzeichnet. Diese hätte aber noch genauer in ihrer fortschreitenden Entwickelung vorgeführt werden sollen. Bei den Psalmen wäre ein kurzer Hinweis auf die wissenschaftlichen Ergebnisse in bezug auf ihre Entstehungszeit angebracht gewesen. Mit großem Geschick und mit weiser Beschränkung auf das Wichtigste sind die biblischen Altertümer dargestellt. Der dritte Abschnitt bringt die neutestamentliche Offenbarung. Der religiös-sittliche Zustand in Israel und in der Heidenwelt zu Beginn unserer Zeitrechnung erfährt eine recht ansprechende Beleuchtung, ebenso die synoptische Frage. Viele werden eine kritischere Stellung des Verfassers zum Quellenwerte der einzelnen neutestamentlichen Schriften wünschen, da aber auch die abweichenden Ansichten berücksichtigt werden, kann man sich leicht damit abfinden. Freilich wenn es S. 121 heißt, daß die Echtheit des vierten Evangeliums „kaum ernstlich zu bezweifeln" ist, so ist diese Behauptung angesichts der wuchtigen Argumente, die Jülicher dagegen ins Feld führt, etwas kühn. In § 18 wäre passend darauf hingewiesen worden, daß es in den Parabeln Jesu meist nur auf einen Vergleichungspunkt (tertium comparationis) ankommt, und daß die hergebrachte, häufig sehr gekünstelte allegorische Erklärung aufzugeben ist. § 21 enthält ein durchaus gelungenes Lebens- und Charakterbild des Apostels Paulus, wie auch die Inhaltsangaben

Digitized by Google

zu den neutestamentlichen Schriften und die daran geknüpften Bemerkungen die eingehenden Studien des Verfassers und eine gewissenhafte Benutzung der neuesten Literatur bekunden. Volle Anerkennung verdient auch die übersichtliche, durch knappe und leicht verständliche Sätze sich auszeichnende Darstellung der Kirchengeschichte. Wie sicher und bestimmt sind die Entstehung und Entwickelung des Papsttums, sowie die reformatorischen Bewegungen und die Zustände in Deutschland im Anfang des 16. Jahrhunderts gezeichnet! Ausführlicher und lebhafter ist das Leben Luthers, seine innere Entwickelung, die Veranlassung zu seinem Auftreten und der Verlauf der Reformation geschildert. — Sehr breit ausgeführt ist die Glaubenslehre. Bei den Anhängern der traditionellen Richtung wird sie Beifall finden, bei den andern im allgemeinen Ablehnung. Aus den dogmengeschichtlichen Partien werden alle Gewinn ziehen, wie aus § 35, wo auch Ritschls weitreichende Bedeutung gewürdigt wird. In der Symbolik sind besonders die Ausführungen über Luthers Katechismen wertvoll. Ein recht brauchbarer Überblick über die Geschichte des Kirchenliedes bildet den Schluß des Werkes.

Schwerlich dürfte in dem Hilfsbuche etwas fehlen, was zur Erlangung der Religionsfakultas in den mittleren Klassen verlangt wird. Denn es ist genau nach den Vorschriften der Prüfungsordnung gearbeitet, und wer dann noch die geforderte eingehende Beschäftigung mit der Heiligen Schrift nachweist, kann des Erfolges sicher sein. Auch zur Vorbereitung auf die Prüfung für die oberen Klassen und auf die erste theologische Prüfung ist das Werk ein gutes Hilfsmittel, indem es dazu dient, die vorangegangenen tieferen Studien noch einmal schnell zu überschauen und die einzelnen Kenntnisse zu ergänzen und zu befestigen. Der in dem Buche niedergelegte Gedächtnisstoff reicht zu diesem Zwecke völlig aus. Nur auf dem Gebiete der biblischen Theologie und der Ethik werden neben genauerer Bekanntschaft mit den Quellen eingehendere Kenntnisse verlangt. Endlich kann das Hilfsbuch auch für die Präparation auf den Unterricht gute Dienste leisten, wenn auch hierzu selbstverständlich ein Vertiefen in die Meister der theologischen Wissenschaft die erste und unerläßliche Bedingung ist.

2) Frohnmeyer und J. Benzinger, Bilderatlas zur Bibelkunde. Ein Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund. Stuttgart 1905, Theodor Benzinger. VIII u. 188 S. Lex. 8. Kartonband 6 ℳ, Leinenband 7,20 ℳ.

Der erste Teil des Bilderatlas enthält Bilder zur biblischen Geographie. Es geht, wie bei jedem Teile, ein erläuternder Text voran, der Ägypten, die Sinaihalbinsel, Palästina, Syrien, Babylonien und Assyrien, sowie die Stätten der apostolischen Wirksamkeit behandelt. Eine Nillandschaft eröffnet die Reihe der

Digitized by Google

120 prachtvollen Abbildungen, die mit dem Forum der Welthauptstadt Rom schließt. Aus der Darstellung der Wüste Sinai (11) mit ihren „starr und steil in ungestörter ruhiger Majestät" sich erhebenden Berggipfeln und ihrer „schauerlichen Einöde" kann man tatsächlich begreifen, „daß die Israeliten sich aus diesen Steinwüsten nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnten". Recht geschickt werden die Verbindungslinien zwischen dem Altertum und der neuesten Zeit hergestellt, wenn z. B. S. 6 auf „das aufblühende Haifa (Abb. 62) mit freundlicher deutscher Kolonie, wo Kaiser Wilhelm II. am 25. Oktober 1898 das H. Land betrat", hingewiesen wird. Zahlreiche Abbildungen versetzen uns an die Stätten von Jesu Wirksamkeit, und die Darstellungen des Ölberges, von Bethphage und Gethsemane wirken recht stimmungsvoll.

Die Bilder des zweiten Teiles, die das Verständnis für die Geschichte Israels hervorragend zu fördern geeignet sind, zeigen uns zuerst die Völkertypen des alten Morgenlandes, wie sie ägyptische Künstler dargestellt haben. Abbildungen 121—130 weisen deutlich die charakteristischen Merkmale der semitischen Rasse auf, die uns vielleicht am reinsten bei den Beduinen der großen syrisch-arabischen Wüste entgegentritt. Historisch höchst interessant sind die Abbildungen 131 und 132, die aus einem Grabe in Beni Hassan in Oberägypten stammen (um 2000 v. Chr.) und semitische Familien darstellen, wie sie um Einlaß in Ägypten bitten, ebenso die folgenden, durch welche die Beziehungen zwischen Ägypten und Israel hell beleuchtet werden, und der Stein des Moabiterkönigs Mesa. In Abbildung 150 haben wir ein schönes Bild des assyrischen Königs Sanherib, der die Lanze in einer Hand hält. Zwei Leibwächter folgen ihm, und hinter ihm erblicken wir einen Eunuchen mit dem reich geschmückten Pferde des Königs. Die folgende Abbildung gibt die Siloahinschrift wieder, „die einzige althebräische Inschrift, die wir besitzen".

In Teil III finden wir Abbildungen zum israelitischen Kultus. Sie sind teilweise dem assyrischen und ägyptischen Kult entnommen, aus dem man auf den israelitischen Gottesdienst Schlüsse ziehen kann. So sehen wir in 233—237 und 243 ägyptische und assyrische Opferszenen. Abb. 238 zeigt eine alte Kultusstätte der Edomiter und Abb. 268 die schönste der wenigstens in Ruinen erhaltenen Synagogen in Kefr Birim in Nordgaliläa. Von außerordentlicher Wichtigkeit ist Abb. 276, „weil sie sich oben auf dem großen Dioritblock befindet, der die älteste babylonische Gesetzsammlung, ja die älteste der Welt eingegraben enthält". Die Abbildung stellt dar, wie der Sonnengott dem mächtigen Könige Hammurabi die Gesetze übergibt.

Auch der folgende Teil, der sich auf das Alltagsleben der alten Israeliten bezieht, ist sehr lehrreich. Dabei wird vielfach von den Einrichtungen der Bauern und Beduinen von heute ausgegangen, deren Sitten und Gebräuche teilweise vortrefflich mit

Digitized by Google

der Schilderung der Bibel übereinstimmen. So erhalten wir eine klare Vorstellung vom Nomadenzelt, dem Hausrat des Zeltbewohners, vom Bauernhause und seinen Einrichtungen, der Kleidung, dem Schmuck, der Beschäftigung und der Schreibkunst des Israeliten. In Abb. 341 haben wir den hieroglyphischen Teil der hochwichtigen Inschrift von Rosette, die 1799 bei der Expedition Napoleons gefunden wurde, und 346 ein Beispiel babylonischer Keilschrift auf einem Backstein Nebukadnezars. Ebenso werden wir mit dem Geldverkehr, den Grabanlagen, den Musikinstrumenten und der Bewaffnung der Israeliten bekannt gemacht.

Auf gleicher Höhe steht auch der letzte Teil, der die Tier- und Pflanzenwelt der Bibel darstellt. Kann man auch heute nicht mehr sagen, daß im Heiligen Lande Milch und Honig fließt, so ist doch im allgemeinen der Charakter des Landes, was die Tier- und Pflanzenwelt betrifft, nicht wesentlich verändert. So läßt heute noch der gefräßige Schakal sein nächtliches Geheul erschallen, und noch heute fliegen die Wachteln in ungeheueren Schwärmen vom Mittelmeer nach Süden und umgekehrt und werden, wenn sie ermattet zu Boden fallen, mit Leichtigkeit gefangen. Auch giftige Schlangen (Abb. 439 und 440), die als Bild der Sünde und des Verderbens, aber auch der Intelligenz gelten, kommen noch jetzt vielfach in Palästina vor. Unter den Bäumen des Heiligen Landes ragen besonders der nützliche Ölbaum (Abb. 446) und die majestätische Zeder (Abb. 445) hervor.

Die Liebe zur Bibel, besonders zum Alten Testamente, ist in unserm Volke offenbar zurückgegangen. Neben andern Ursachen liegt dies auch daran, daß viele biblische Dinge der Vorstellungswelt des modernen Menschen zu fremdartig und unverständlich erscheinen. Auch in der Schule werden häufig mehr Worte, mit denen der Schüler keine Vorstellung verbindet, als wirkliche Dinge gelernt. Dabei ist natürlich ein tieferes Interesse unmöglich. Wenn man aber diesen Bilderatlas mit seinen Abbildungen und Erläuterungen zur Hand nimmt, wird sich über viele Dinge ein helles Licht verbreiten, so auch über den in der letzten Zeit so viel besprochenen Zusammenhang zwischen Israel und den großen Kulturvölkern der alten Welt. Jedem Bibelfreunde, vorzugsweise aber jedem Religionslehrer, ist daher dieses Buch, das nicht nur den Verfassern wegen der gründlichen Beherrschung des Stoffes und der geschickten Auswahl der Bilder, sondern auch dem Verleger wegen der aufgewandten Opfer und Mühen zur Ehre gereicht, dringend zu empfehlen. Nur wenn wir unsere Schüler wirklich hineinblicken lassen in die Welt, in der sich das Christentum vorbereitete, und wenn die Personen, Ortschaften und Erzählungen der Bibel nicht nur leerer Schall sind, sondern lebendige Bilder in ihrem Geiste hervorrufen, erst dann werden wir die Forderungen der Lehrpläne erfüllen und

Digitized by Google

die Heilige Schrift mit wirklichem Erfolge in den Mittelpunkt des gesamten Religionsunterrichts stellen.

Görlitz. A. Bienwald.

Paul Mehlhorn, Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. Ein Hilfsbuch. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1905, J. A. Barth. 93 S. gr. 8. geb. 1 *M*.

Ich habe alle Ausgaben dieses vortrefflichen Lehrbuches mit anerkennenden Worten in dieser Zeitschrift begleitet. Es freut mich, auch die sechste Auflage den höheren Schulen, Gymnasien und Realgymnasien zur Einführung oder, wo andere gute Lehrbücher im Gebrauche sind, doch den Kollegen zur Kenntnisnahme zu empfehlen. Das Buch will mehr als eine Einleitung in die Bibel im Sinne einer bloßen Erörterung über sie sein, vielmehr eine wirkliche Einführung in ihren lebendigen Geist. Mit möglichster Knappheit, Klarheit und Übersichtlichkeit unter unbefangener Benutzung der Ergebnisse der neueren Bibelforschung hat Verf. die Besprechung der einzelnen Literaturwerke des Alten Testamentes in die Geschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion eingefügt, ebenso die Mitteilungen über die Schriften des Neuen Testamentes mit der Geschichte Jesu, der Apostel und der Entstehung der altkatholischen Kirche verbunden. Dem Schlusse beider Abschnitte sind zweckentsprechende Zeittafeln beigegeben. Den einzelnen Abschnitten folgen jedesmal zur Prüfung des Gebotenen die entsprechenden Belegstellen. Die Übersichtlichkeit des Ganzen in seinen Teilen, der Freimut in der Beurteilung, die vornehme Darstellungsweise, die freundliche Ausstattung werden dem Buche nicht nur die alten Freunde erhalten, sondern ihm, was wir sehr wünschen, weiter neue Freunde gewinnen.

Stettin. Anton Jonas.

P. Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart. Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. von Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. Berlin und Leipzig 1905, B. G. Teubner. VII u. 464 S. Lexikonformat. geb. 12 *M*.

Das Zusammenfassen ist dem Menschen ebenso natürlich, ja natürlicher als das geduldige Sammeln. Es scheint nur zeitweilig, als liege es im Wesen der gelehrten Beschäftigung, mit unersättlicher Lust Materialien zusammenzuschleppen. Früher oder später kommt doch der Augenblick, wo es selbst denen, die nur für eine subalterne Gelehrtenarbeit gemacht zu sein scheinen, ein Bedürfnis ist, die aufgestapelten Stoffmassen zu ordnen und zu verarbeiten. Umgekehrt werden selbst die, welche mehr *συνοπτικοὶ* als *συλλεκτικοὶ* sind, gern selbst mit Hand anlegen, um neues Korn auf die leer gewordenen Mühlen der Wissenschaft zu

Digitized by Google

schütten, wenn über das Maß des Erträglichen hinaus die Probleme von Großen und Kleinen eine Zeitlang immer nur aus höheren Gesichtspunkten betrachtet worden sind. In Deutschland, wo am unmäßigsten philosophiert, konstruiert, ästhetisiert worden war, hatte sich eine besonders starke Ernüchterung eingestellt. Erschöpft durch die hohe Fiebertemperatur einer vor nichts zurückbebenden Spekulation hungerte man förmlich nach Tatsachen: auf das nubes et inania captare folgte nunmehr ein vorsichtiges per humum repere, bei manchem ohne alles Erhebungsbedürfnis. Aber schneller als in Platos Phaidros sind den Seelen der im Geistigen Lebenden wieder die zerbrochenen Flügel gewachsen. Man will jetzt wieder das einzelne in seinen Zusammenhang eingeordnet sehen und zu Höhen geführt werden, von denen aus sich das Ganze überschauen läßt. An Übersichten so bescheidenen Umfangs wie früher läßt man sich aber nicht mehr genügen. Auch unter den Palmen der Fachwissenschaft wandelt sich's nicht ungestraft. Was jetzt von Büchern dieser Art erscheint, will den höchsten Ansprüchen der Besten genügen. Auch dieses im Werden begriffene zusammenfassende Werk über die Kultur der Gegenwart videtur monumentum regali situ pyramidum altius futurum esse. Dieses videri werden die einen durch „versprechen", die andern freilich durch „drohen" übersetzen wollen. Wird es doch zu einem Umfange anschwellen, daß man davon, um es recht fruchtbar zu machen, eine verkürzte Ausgabe wird herstellen müssen.

Etwa die Hälfte des Bandes nimmt die Darstellung der griechischen Literatur des Altertums von U. v. Wilamowitz-Moellendorff ein. Sie besitzt alle Vorzüge und Eigenheiten seiner früheren literarischen Darbietungen. Die emsige gelehrte Tätigkeit auf so verschiedenen Gebieten hat das Feuer seiner Seele nicht zu dämpfen vermocht. Man fragt sich mit Erstaunen, wie ein Mensch in einem Leben so vieles und so Mannigfaltiges hat lesen können. Auch wer mit Verstand liest, muß ja doch während des Lesens sein eigenes Denken und Empfinden, um das von dem andern Gesagte rein zu erfassen, in einen gewissen Schlaf versenken. Deshalb sind die Vielleser meist matte Naturen: Fremdes gewinnend, scheinen sie fortwährend bereit, sich selbst aufzugeben. Nicht so dieser Verfasser! Er sitzt wie auf hohem Throne und läßt sie an sich vorüberziehen, all die großen und all die kleinen Schriftsteller so langer Jahrhunderte, hier und da einem ungewöhnlich huldvoll zunickend, andern zornige Blicke zuschleudernd, noch andere mit Hohn zurückweisend. Um die Gunst und Ungunst des Lesers ist er völlig unbekümmert: *πᾶσι ἁδεῖν* scheint ihm nicht bloß *χαλεπόν*, sondern *αἰσχρόν*. Auf werdende und unselbständige Menschen wird er deshalb eine starke, ja eine unterjochende Wirkung ausüben; wer sich aber selbst strebend und mit einigem Erfolge

Digitized by Google

bemüht hat, wird sich gegen diese so zuversichtlich vorgetragenen Entscheidungen, gegen diesen schroffen, herrischen Ton des Lobens wie des Tadelns innerlich fortwährend auflehnen. Wo Licht ist, ist eben auch Schatten, und, wenn man es recht erwägt, wird die temperamentvolle Art des Verfassers immerhin der maßlosen Mäßigung jener anderen vorzuziehen sei, die ewig die Meinungen möglichst vieler sammeln und schließlich nicht den Mut haben, ein deutliches Ja oder ein deutliches Nein auszusprechen. Leider fehlt es dieser Darstellung der griechischen Literatur an Proportion und Gleichmäßigkeit. Es widerstrebte wohl dem Verfasser, gewisse oft behandelte Schriftsteller von neuem ausführlich zu behandeln. Fast macht es den Eindruck, als habe er die Berührung mit den klassizistisch gesinnten Schulpedanten, in denen er ein plebejisches Gegenstück zu den wahren Gelehrten und Philologen erblickt, vermeiden wollen. Wenigstens umfaßt die zusammenhängende Betrachtung über Sophokles nur zwei Seiten von dieser 236 Seiten füllenden Geschichte der griechischen Literatur. Nun muß man zwar gestehen, daß zwei Seiten, zumal dieses Formats, vollständig ausreichen, die Art eines großen Schriftstellers zu charakterisieren. Kann man aber sagen, daß hier mit Schärfe und Klarheit auf einen kurzen Ausdruck gebracht sei, was vor allem über Sophokles gesagt werden mußte? Euripides, sagt der Verf., sei nur Dichter, während Sophokles dem politischen Leben zugewandt sei. „Die ästhetisierende Betrachtung, die ihn vor hundert Jahren zur Inkarnation des damals geträumten Hellenentums machte, legte dem keinen Wert bei, daß er die höchsten Verwaltungsstellen, und zwar in kritischen Zeiten, eingenommen hat. Die Antigone ist mit der frischen Lebenserfahrung eines Staatssekretärs des Reichsschatzamtes geschrieben. Mag er auch nach dem Urteil eines Zeitgenossen nur so viel politische Fähigkeit besessen haben wie ein ordentlicher Durchschnittsathener: seine beiden dionysischen Genossen haben auch so viel nicht besessen. Ein anderes haben wir jüngst gelernt: er hat einen neuen Gott in Athen eingeführt, den Asklepios, ohne Zweifel weil er ihn glaubte, er hat Träume gehabt und danach gehandelt, er ist zum Heros nach seinem Tode erhoben worden: auch dies hätten die beiden anderen nicht gekonnt". Ich schweige von dem übrigen. Ich fürchte, die Leser werden, am Ende dieses Kapitels angelangt, verwundert aufblicken und fragen: „Ist das alles? Und mußte, wenn nicht mehr Raum zur Verfügung fand, gerade dies gesagt werden?" Man darf übrigens wohl annehmen, daß Sophokles als „Staatssekretär des Reichsschatzamtes" Rechnungsräte, vielleicht sogar Geheime Rechnungsräte zur Bewältigung dieser eines Dichters unwürdigen Arbeit zur Verfügung gehabt hat. Auch brauchte er wirklich nicht Hellenotamias zu werden, um als Dichter das zu werden, was er geworden ist.

Digitized by Google

Litt die frühere Betrachtung der Literatur und Kultur an einer zu großen Geringschätzung dessen, was man im engeren Sinne Geschichte nennt, so verspricht sich die heutige zu viel Förderung von dieser Seite. Erst durch Zurückführung auf die großen Ereignisse der Geschichte, auf die politischen und sozialen Bestrebungen scheint vielen jetzt die Betrachtung bedeutender Literaturwerke Weihe und Tiefe gewinnen zu können. So wird hier von Alexander, dem Sohne Philipps, wie von einem geredet, von dessen Erdentagen die Spur nicht in Äonen untergehen kann, ohne dessen Erscheinung die ganze menschliche Entwickelung ins Stocken geraten wäre. Es gibt ja doch aber der Möglichkeiten so viele. Außer der einen, die zur Wirklichkeit geworden ist, hätte immer früher oder später auch eine andere zur Wirklichkeit werden können. Allem berechtigten Streben droht in der Nähe eine *παρέκβασις*. Bei dem Bestreben, alle Einwirkungen der Zeit und der Umgebung aufzudecken, geht die Literaturforschung leicht in eine Literaturkrämerei über, die das Sekundäre zur Hauptsache macht und das in erster Linie Wichtige übergeht oder nur leise streift. Umgekehrt stellt sich bei dem Forschen nach den geheimen, unversiegbaren, aller zufälligen Gunst und Ungunst entrückten Quellen genialischer Hervorbringungen leicht Phantastik und Deklamation ein. Der Literarhistoriker möge also seinem Geiste die Bleisohlen historischer Tatsachenforschung anlegen; aber er sorge auch, diese Sohlen nicht so schwer zu wählen, daß er ohne alle Erhebung immerfort an schalem Zeuge klebt und sich und dem Leser Steine statt Brot bietet. Viel schwerer als die Ereignisse der Geschichte wiegen für die Erklärung genialer Werke die klimatischen Einwirkungen, durch welche das zustande kommt, was man das Milieu nennt. Mit glänzender Geschicklichkeit hat diesem Erklärungsprinzip der Franzose Taine abgewonnen, was irgend ihm abgewonnen werden konnte. Aber auch dieser Weg führt nicht in die Tiefe. Der Verfasser, wiewohl ein Bewunderer Taines, betont doch ihm gegenüber die Bedeutung der individuellen Begabung. Was dieser von allen französischen Vorurteilen freie Franzose vorbringt, lehrt die Durchschnittsleistungen bis auf den Grund erkennen; für das Geheimste aber, dem die *ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαφέροντες* ihre nachhaltige Wirkung verdanken, reicht seine Erklärungsart nicht aus. Dies ist auch die Meinung des Verfassers. Lesbos, sagt er, habe die Sappho nicht zur Sappho gemacht. Was auch empfängliche Seelen aus der Natur des griechischen Bodens geschöpft haben, diese Seelen selbst, sagt er, „stammten nicht von der Erde: sie hat sie nicht gezeugt, sonst würde sie ihresgleichen heute wieder zeugen“. „Von 300 v. Chr. bis heute ist in Athen und gar durch Athener Klassisches nichts, Geschmackloses nur allzuviel ans Licht gebracht worden. Unattischer, unklassischer als das heutige Athen kann wirklich nicht

Digitized by Google

gut etwas sein". Der Verfasser redet in seiner Darstellung von der griechischen Literatur in weiterem Sinne, als von den „klassizistisch" Gebildeten die Literatur gefaßt zu werden pflegt. Er beschränkt sich nicht auf das Gestaltete, nicht auf das, dem, mit Schiller zu reden, die Kraft innewohnt, die verloren gegangene Totalität des Menschen wiederherzustellen, sondern er umfaßt zugleich alles, was nur sachliche Spezialbelehrungen bieten will. Was gewöhnlich als griechische Literatur gepriesen wird, nimmt deshalb auch nur ein Drittel seiner Darstellung ein. Darauf folgt die hellenistische Periode (320—30 v. Chr.), die einen größeren Raum umfaßt als die attische; darauf in beinahe gleicher Ausdehnung die römische Periode (30 v. Chr.—300 n. Chr.) und schließlich die oströmische Periode (300—529), die an Umfang nicht viel hinter der attischen zurücksteht. Der Verf. ist ein moderner, fortgeschrittener Mensch, der alles haßt, was sich an Nachahmung des von anderen Geschaffenen genügen läßt. Er beklagt es, daß die Literatur sich in der Folge ganz von der Sprache und Denkweise des Volkes loslöste und immer nach dem Kanon klassischer Vollkommenheit hinüberschielte. Man wird freilich erwidern müssen, daß das der Entwickelungsgang aller Literaturen ist. Bei den Griechen hat sich sogar sehr früh schon die literarische Sprache über das im gewöhnlichen Sinne Volksmäßige und Natürliche hinaus zur Kunst gesteigert. Das braucht niemand einem so gelehrten Manne zu sagen. Von Sophokles sagt er selbst wörtlich so: „Das Künsteln an der Sprache, nicht ohne Gewaltsamkeit und Übertreibung, ist er in Wahrheit nie losgeworden". Natur und Wahrheit sind aber zweideutige Ausdrücke. Wenn es nicht gestattet ist, der „Natur nachlässig rohe Töne" zu veredeln, dann kann überhaupt keine Literatur entstehen. Es gibt aber eine doppelte Natur: eine rohe und eine zu ihrer Erfüllung gelangte. Diese zweite nun kann man Kunst nennen. Aufgabe der Kunst wäre es demnach, zugleich die Natur zu überwinden und zu erfüllen. In diesem Sinne sagt Aristoteles: *Ἐπιτελεῖ ἡ τέχνη, ἃ ἡ φύσις ἀδυνατεῖ ἀπεργάζεσθαι.* „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn und haben sich doch, eh' man's glaubt, gefunden". Wie die Natur aber kaum je in voller Reinheit erscheint, sondern stets Neigung hat, in Roheit auszuarten, so droht der literarischen Kunst immer die Klippe der Künstelei. Es werden sich aus der alten wie aus der neuen Literatur nicht viele nennen lassen, die nie und nirgends Spuren zeigen von jenem nimium studium orationis quadrandae et quasi faciendae, denen man stets einen perfectus verborum rerumque concentus nachrühmen kann. So redet der Verfasser von dem modischen Figurenschmuck des Thukydides, und vom Stil des Demosthenes sagt er, dieser sei ganz und gar Kunst, und er behauptet, daß die wohlgerundeten Perioden, die peinlichst temperierte Wortwahl seiner ausgearbeiteten Reden von dem Stile seiner

in Wirklichkeit gehaltenen Reden kein richtiges Bild verschaffen können. Aber selbst die improvisierten Reden eines Demosthenes werden neben denen eines gewöhnlichen, ungeschulten Atheners, falls er nicht, wie Demades, ein Redner von Gottes Gnaden war, den Eindruck des zur Kunst oder zur Künstelei Gesteigerten gemacht haben. Es ist begreiflich, daß der Zwischenraum, welcher das geschriebene und gestaltete Wort von dem gesprochenen, durch keinerlei stilisierende Bemühungen in seiner Natürlichkeit getrübten trennt, immer breiter wird. Daraus erklärt es sich, daß von Zeit zu Zeit sich eine Periode der Reaktion zugunsten des Natürlichen einstellt. Dann verfährt man eine Weile nach dem einfachen Lutherschen Rezept und sieht dem Volke aufs Maul. Das führt zu einer Verjüngung der Sprache. Freilich dringt auch viel Schmutz mit ein. Des formlosen plebejischen Geredes überdrüssig, wendet man sich dann in einer nachfolgenden Periode wohl wieder nachahmend berühmten Mustern zu. Der wahre Nachahmer aber ist ein Nacheiferer im Sinne Herders: die aemulatores sind mit dem servum pecus imitatorum nicht auf eine Linie zu stellen. Funkelnagelneues ohne alle Beimischung von Gemeinheit oder Tollheit zu bieten ist in einer weit vorgeschrittenen Zeit nicht mehr möglich. Aber zwischen solchen Auswüchsen und dem sklavischen Festhalten an dem Überlieferten liegt ein weites Zwischengebiet. Heute leben wir wieder einmal in einer Periode, wo man aller idealisierenden Potenzierung überdrüssig ist und auch in der Literatur nur treue Wiedergaben des Wirklichen gelten lassen will. Wer noch unter das Durchschnittsniveau des Wirklichen hinabsteigt, der ist sicherer zu gefallen, als wer nach der entgegengesetzten Seite zum Ungewöhnlichen Gesteigertes bietet. Das gilt vom Inhalt wie von der Form. Es liegt dem der demokratische Gedanke zugrunde, daß durch die unbewußte Arbeit der Massen Wahres, Vernünftiges, Harmonisches hervorgebracht werde, während die Schöpfungen hervorragender einzelner wegen der Einseitigkeit selbst der höchsten individuellen Begabung stets etwas Gemachtes, Disharmonisches, Geziertes an sich hätten. Von literarischen Autoritäten will man schon recht nichts mehr wissen. Die erste Bedingung alles Gelingens scheint zu sein, daß man, wie es in dem Goetheschen Epigramm heißt, um keines lebenden Meisters Gunst buhle und sich auch davor hüte, von Toten etwas zu lernen. Vor allem neu und selbständig sein, das ist jetzt die Parole. Auch die Künstler von heute wollen sich lieber in den Anblick eines unbearbeiteten Stückes Natur vertiefen als in die halb unbewußt, halb mit weiser Berechnung zustande gebrachten Werke eines großen Meisters. Für philologische Untersuchungen über die Entwickelung der Sprache und der einzelnen Literaturgattungen scheint es erst recht nötig, auf das Volksmäßige, zu dem, was im engeren Sinne schön heißt, noch nicht Gesteigerten zurückzugehen. So läßt der Botaniker

Digitized by Google

die glänzenden Erzeugnisse der Gartenkunst gleichgültig beiseite liegen und versenkt sich in die Betrachtung einer unscheinbaren Blume, die am Wege steht. „Es kann gar nicht anders sein“, sagt der Verf., „als daß die Sympathie des modernen Menschen sich allein dem zuwendet, was im Gegensatze zu der Sklaverei der Tradition an neuem Leben sich regt, einerlei, wie formlos es sei“. Es erregt seinen Zorn, daß es immer noch Leute gibt, die das nicht einsehen, die, selbst wenn man es ihnen noch so ausdrücklich sagt, bei ihrem klassizistischen Wahne beharren, anstatt auf die Knie zu sinken und im Chore zu singen: *Ἀχλὺν δ' αὖ μοι ἀπ' ὀφθαλμῶν ἕλες, ἣ πρὶν ἐπῆεν.*

Am zweiter Stelle bringt der vorliegende Band einen Abriß der griechischen Literatur des Mittelalters von K. Krumbacher. Wer seine Geschichte der byzantinischen Literatur im neunten Band des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft von I. v. Müller kennt, wird auch dieser kurzen Darstellung die günstigste Meinung entgegenbringen. Ein besserer Pfadfinder und Führer auf weiten, oft noch von keinem wissenschaftlichen Fuße betretenen Strecken läßt sich schwerlich finden. In dem Vorwort zu jenem größeren Werke findet sich folgender Satz: „Ich brauche hier nicht, wie es sonst in Vorreden hergebracht ist, mein Verhältnis zu Vorgängern darzulegen — denn ich habe keine“. Auch er spottet über die klassizistische Engherzigkeit. Nachdem der ästhetische Horizont im Laufe des letzten Jahrhunderts mächtig erweitert worden ist, scheint es ihm nunmehr an der Zeit, auch die Grenzen der Wissenschaft weiter hinauszurücken. Die Naturwissenschaft ist längst vorangegangen: die Philologie und die Geschichte zeigen jetzt den besten Willen, es dieser gleichzutun. Buffon mochte sich seinerzeit nur mit dem im engeren Sinne Schönen der Natur beschäftigen: die heutige Naturforschung verschmäht auch das unseren Sinnen Widerwärtige nicht und rechnet die nicht zu ihren echten Jüngern, die sich nur mit dem Löwen und Adler, mit der Eiche und Rose befassen wollen. Der Verf. hat recht, wenn er sagt, daß die Philologie als historische Wissenschaft sich nicht in den engen Kreis dessen bannen darf, was ästhetischen Genuß verschafft oder pädagogisch brauchbar ist. Aber sein Räsonnement ist doch an einem Hauptpunkte unhaltbar. Sucht etwa der Zoologe, der Ornithologe, der Botaniker alle irgendwo vorhandenen oder vorhanden gewesenen Exemplare einer Gattung zusammenzubringen? Hält er das infolge ungünstiger Umstände Verkümmerte oder matt Ausgeprägte derselben Beachtung für wert wie das zu seiner charakteristischen Entfaltung Gelangte? Ja die eigentliche Naturforschung wird doch auch nicht auf äußere Vollständigkeit des Materials aus sein, sondern sich vielmehr bemühen, die Vertreter des Ganzen möglichst vollständig zusammenzubringen. Auch ist es ganz etwas anderes, wenn ein Landschaftsmaler, der ewigen himmelblauen Seen, rosigen

Digitized by Google

Alpenglühen, üppigen Frühlingsgelände überdrüssig, die seelische Stimmung auch des nicht im engeren Sinne Schönen zum Ausdruck zu bringen versucht. Solche Darbietungen haben ihre Berechtigung. Mit den Tatsachen der Geschichte und mit den literarischen Werken der Gegenwart wie der näheren und ferneren Vergangenheit steht es aber ganz anders. Nur ein kleiner Teil davon ist den nicht verkümmerten Werken der Natur vergleichbar, die, auch wenn sie für den nicht hinlänglich ausgeweiteten ästhetischen Sinn etwas Abstoßendes haben, doch Offenbarungen des Wesens der Dinge sind. Allerdings muß an vielen Stellen der Vergangenheit nach Gold gegraben werden, und, wenn viel Arbeiter zur Verfügung stehen, wird man sie nicht auf einen Punkt zusammendrängen wollen. Aber est modus in rebus, sunt certi denique fines. Wenn diese Grenzen überschritten werden, so werden nicht bloß die ästhetischen Feinschmecker, die an vielen Stellen des vorliegenden Bandes verspotteten engherzigen und kurzsichtigen Klassizisten dazu ein mürrisches Gesicht machen, sondern die Wissenschaft selbst wird auch nicht gedeihen können, soviel auch in ihrem Boden von wissenschaftlichen Arbeitern gewühlt werden mag. Da nach Betätigung verlangende wissenschaftliche Kräfte in so großer Zahl heute vorhanden sind, mag man in viel größere Breiten gehen als früher; aber das Heil der Wissenschaft hängt nicht davon ab, daß möglichst viel zusammenschleppt, sondern daß das Wertlose fallen gelassen und das Wertvolle ins rechte Licht gerückt werde. Es ist nicht nötig, daß jeder Dichter formgewandt sei, daß ein Schriftsteller das, was er sagen will, in rhythmisch gestalteten Perioden zum Ausdruck bringe. Möge man selbst Schriftsteller einer Zeit, in der man nach *ἀπὸ* den Akkusativ setzen durfte, der Beachtung für wert halten. Darf man aber deshalb solche, die weder etwas Rechtes zu sagen haben noch auch es recht zu sagen wissen, als ungefähr gleich Berechtigte neben die wenigen stellen, die beides gekonnt haben? Man habe nur politische Ideen wie Polybios, und man wird trotz seiner schwerfälligen Darstellung doch Anerkennung finden; man habe nur Philosophie in seiner Seele, und man wird, wie Epiktet, trotz der schmucklosen, gelegentlich plebejischen Redeweise gelesen und verehrt werden. Wer aber in der einen wie in der andern Hinsicht unbedeutend ist, der ist doch nicht jenen Tieren gleich zu achten, die dem äußeren Sinne zunächst mißfallen, aber doch organische, ja harmonische und weisheitsvolle Produkte der Natur sind.

An dritter Stelle enthält das Buch eine kurze, aber alles Wichtige behandelnde und geschickt das Licht auf die Hauptpunkte lenkende Übersicht über die Wandlungen der griechischen Sprache von J. Wackernagel. Ausführlich, wenn auch kürzer als das Griechische, wird sodann die römische Literatur des Altertums von Fr. Leo behandelt. Alles ist klar und fein formuliert. Kein

Digitized by Google

wüster Enthusiasmus im Loben! Kein wüster Haß im Tadeln! Vor allem keine maßlose Verleumdung des Römertums. Und bei aller Toleranz eine Darstellung, die ganz und gar nicht nüchtern ist. Man sieht, daß hier einer, der seinen Gegenstand vollständig beherrscht, seine Gedanken auf den knappsten und klarsten Ausdruck zu bringen gesucht hat. Eine würdige Fortsetzung zu Leos Darstellung bildet die Übersicht über die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter von Ed. Norden. Vor allem sei hingewiesen auf die Kapitel über Hieronymus, Tertullianus und ganz besonders auf das prachtvoll gelungene literarische Porträt des Augustinus. Den Schluß des Bandes bildet die nicht umfangreiche, aber bei aller Knappheit klare Darstellung der Entwickelung der lateinischen Sprache von Franz Skutsch. Sie verfolgt das Latein von seinen nebelhaften Uranfängen an bis in die Neuzeit hinein.

Groß-Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

Statuen deutscher Kultur. Band I: Die Germania des Tacitus, deutsch von Will Vesper. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 57 S. 8. 1,20 ℳ.

Unter dem Titel „Statuen deutscher Kultur" läßt die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München eine Sammlung von allen besonders wertvollen und merkwürdigen Werken deutscher Kunst und Kultur erscheinen, in der jede Strömung, jede Epoche unserer geschichtlichen, kulturellen und künstlerischen Entwickelung durch ihre Hauptwerke charakterisiert werden soll. Auf diese Weise hofft sie in wenigen Jahren einen Überblick über die Entwickelung unseres Volkes und seines Charakters zu geben, anschaulicher, als sie die beste Kulturgeschichte zu geben vermag.

Zunächst wird sie naturgemäß der frühesten Zeit unsere besondere Aufmerksamkeit widmen: neben bekannteren Werken des Mittelalters soll gerade aus seinen vielen vergessenen herrlichen Schätzen manches in neuen und lesbaren Übersetzungen dem modernen Leser erschlossen werden. Daß nun diese Sammlung mit dem Werke eines nichtdeutschen Schriftstellers eröffnet wird, ist damit begründet, daß diese frühe Zeit nur durch die Germania des Tacitus beleuchtet werden kann. Diese Übersetzung aber wird den eigenartigen, zwiefachen Reiz des vielgenannten, wenig bekannten Werkes endlich auch dem Laien vermitteln: unserer Vorfahren Art und Land mit den Augen eines erfahrenen, geistvollen Zeitgenossen zu betrachten; und dann: interessante, nicht immer erfreuliche Parallelen zu ziehen zwischen damals und heute.

Eine kurze Einleitung geht jedem Bande voraus. So stellen uns hier die „zur Einführung" vorausgeschickten anziehenden Bemerkungen deutlich vor Augen, wie man Tacitus nach und nach schätzen lernt. Ein in der Schule gelesenes Werk von ihm entlockt uns das Wort: Ein unglaublich schweres Latein, aber

Digitized by Google

interessante Tatsachen. Was man als Student findet, nötigt zu dem Urteil: Solches Latein hat keiner geschrieben, und dieses goldene, typische Latein sind erst die wuchtigen, schweren Sätze des Tacitus. Er erst hat für dieses Volk der Gewalt, der starren Entschlossenheit, der unerbittlichen Härte die gewaltige, unerbittliche Sprache geformt, in der seine Dichter hätten schreiben müssen. In seinem Leben und in seinen Taten hatte der typische Römer nichts Gewundenes, nichts Elegantes, auch nichts Pathetisches und Empfindsames. Daß seine Sprache all diese Schwächen bekam, war Griechenlands unseliger Einfluß auf Roms Dichter und Künstler. Das mag mit ein Grund sein, daß die künstlerische Kraft der Römer so gering und Tacitus ihr einziges, überragendes schriftstellerisches Genie war.

Geht man später dem Wesen des Tacitus weiter nach, dringt man tiefer ein in sein Wesen und in das Wesen der Menschen und ihrer Geschichte, dann wird Tacitus' Bedeutung für die ganze Kultur klar, und Ehrfurcht erfaßt uns vor diesem Gehirn, das unsere heutigen Erkenntnisse und Weisheiten über das Wesen und den Wert der Geschichte schon besessen und verarbeitet hat.

Tacitus gehört zu den tiefsten Historikern aller Zeiten. Als Sprachschöpfer kann man nur die Größten, etwa Luther und Goethe, neben ihm nennen, und er war Roms größter Dichter, größter Künstler, wenn man einmal den Dichter nennen will, der seinen Stoff — ob der erfunden oder erfahren, ist gleichgültig — so vermittelt und verarbeitet, daß er uns überwältigt. — Tacitus' Werke sind Tragödien. Ihr Schluß und letzter Gedanke heißt: Alle Mühe ist vergeblich. Hinauf und hinab, aber es ist aus mit dem großen Rom. Ein tragisches, herrliches Bild, den letzten, großen Römer, den alle bewunderten Eigenschaften der Welteroberer schmücken, in den Wirrnissen seines niedergehenden Volkes zu sehen, wie er alle Krankheitserscheinungen in dem verfaulenden Körper seines geliebten Staates untersucht, hartnäckig, streng und unerbittlich alle Konsequenzen zieht, das langsame Sterben verfolgt und feststellt. Es genügt ihm nicht wie manchem seiner Vorgänger, plump Tatsachen an Tatsachen zu reihen. Die tiefsten Gründe legt er klar; die letzten Folgen sucht er zu finden. Aber die Verderbnis seines Geschlechtes mit ansehen müssen, die Kleinlichkeit und Verächtlichkeit seiner Handlungen durchschauen, auch da, wo sie bei Roms großer äußerer Macht uns natürlich noch umfassend und gewaltig scheinen, und dann nicht helfen können, ruhig ansehen müssen, wie das Vaterland, das man mit allen Fibern umspannt, von wahnsinnigen Herrschern zu Tode gehetzt wird — da braucht man auch einem großen Menschen oder gerade seiner vornehmen Empfindlichkeit keinen Vorwurf zu machen, wenn er rauh und gehässig wird. Tacitus hat sich darum nicht vom Leben zurückgezogen. Er ist Quästor, Prätor, Ädil und Konsul gewesen, hat sich im Heer- und Staatsdienst

Digitized by Google

ausgezeichnet und auch als Schriftsteller mit glühendster Sehnsucht und ernstester Liebe sein Volk zu retten versucht. Die Germania schrieb er nicht als ein Tendenzwerk; er schildert in ihr kein ideales Nirgendheim, sondern sie ist eine ethnographisch-geographische Studie. Daß er bei solchen Gelegenheiten, wo es möglich und verlockend war, Parallelen zwischen germanischem und römischem Wesen zieht, ist genügend in seiner Art und seiner eben angeführten Liebe zu psychologischen Verbindungen begründet. Er schrieb ein nach bestem Wissen und Wollen wissenschaftliches Werk. Fehler und Schwächen verschweigt er nicht, hebt sie im Gegenteil mit einer gewissen Freude heraus, sooft ihm da die Möglichkeit zu einer Überwindung der „germanischen Gefahr" erscheint, deren Größe er wohl nicht beweisen konnte, aber dunkel, doch stark fühlte.

Selbstverständlich ist, daß den Römer gewisse vorgefaßte Begriffe verhinderten, uns zum Beispiel die klimatischen Verhältnisse des Landes und die religiösen Anschauungen seiner Bewohner zu vermitteln, so wunderbare Worte er auch über ihre Götterverehrung sagt. Dem Südländer erscheint ja heute noch Deutschland kalt und rauh, und die tiefe Scheu, die unsere Vorfahren vor den Göttern hatten, mit der sie ihren Kult verbargen, erklärt genügend die Unkenntnis des Römers.

Ich habe die meisten von den Gedanken, die der Verf. hier zur Einführung der Germania ausspricht, hervorgehoben, und wenn wir nach ihnen die Beurteilung seiner Auffassung des Buches ins Auge fassen, so können wir durchaus mit ihr uns einverstanden erklären. Gern vernehmen wir dann auch noch die Schlußworte, die zu der Übersetzung des Buches selbst überleiten: „Es ist ein sonderbarer Reiz dies Werk zu lesen, in dem alle guten und schlechten Grundeigenschaften eines Volkes, die es in späterer zweitausendjähriger Geschichte enthüllte, vorgezeichnet sind, ehe diese Geschichte begann. Deshalb soll in dieser Sammlung, die ja die Entwickelung der Geschichte, der Religion und der Sitten unseres Volkes in den hervorragendsten Werken jeder einzelnen Epoche und Strömung zusammenfassen will, die Germania den Ehrenplatz einnehmen als dasjenige Werk, das wie eine Verheißung der ganzen weiteren Entwickelung an ihrem Anfange steht. Die erste Statue, das erste Denkmal, das der deutschen Kultur gesetzt wurde von einem der Größten des Volkes, dessen Kultur die Germanen zum größten Teil die eigene verdanken".

Nun folgt eine Seite, deren 14 Zeilen der Besprechung von Tacitus' Lebenszeit, von seiner staatsmännischen und, soweit man von ihr unterrichtet ist, seiner schriftstellerischen Tätigkeit gewidmet sind; auf der folgenden beginnt die Übersetzung. Diese kann ich nicht anders als wohl gelungen bezeichnen; sie ist wort- und namentlich sinngetreu, ohne steif und unbeholfen zu sein, frei und gewandt wie die von Bacmeister.

Digitized by Google

So lautet die zweite Hälfte des neunten Kapitels folgendermaßen: „Die Götter zwischen engen Wänden einzusperren und von ihnen menschenähnliche Bilder zu machen duldet der Germanen hohe Vorstellung von der Herrlichkeit der Himmlischen nicht. In heiligen Wäldern und Wiesen betet er sie an. Und die Götter sind ihm nur ein Begriff, in dem ihm das Unnennbare, Unbegreifliche, das er in innerer Andacht fühlt, nahbar wird“. — Oder aus dem herrlichen 14. Kapitel vom Gefolgswesen im Kriege lautet der Anfang so: „Im Kriege muß der Fürst alle überragen, der Gefolgsmann des Fürsten wert sein und mit ihm in den Tod gehen, wenn er nicht der allgemeinen Verachtung verfallen will. Denn das ist die erste Pflicht, den Führer zu verteidigen und zu schützen und die eigenen Heldentaten seinem Verdienste zuzuschreiben. Die Fürsten streiten um den Sieg, die Mannen um den Fürsten“. — Oder endlich von der Göttin Nerthus heißt es im 40. Kapitel: „In einem heiligen Haine auf einer Insel des Nordmeeres steht für gewöhnlich ihr (der Göttin Nerthus) heiliger Wagen, mit Tüchern verhangen. Nur ein Priester darf ihn berühren. Er ahnt auch, wenn die Göttin in ihr Heiligtum tritt, und begleitet dann ihren Wagen, den Kühe ziehen müssen, unter allen möglichen Zeichen der Verehrung. Frohe Feste begrüßen überall der Göttin Ankunft und dauern, solange sie bleibt. Kampf und Waffen ruhen; alles Eisen wird verschlossen, als wüßte man von nichts als Frieden und liebte nichts als ein ruhiges Glück, bis dann die Göttin, der Menschen satt, von dem Priester wieder in den heiligen Hain gebracht wird. An einem geheimen, versteckten See werden dann Wagen und Decken und, wenn man es glauben will, auch die Göttin gewaschen. Die Sklaven, die das zu tun haben, verschlingt sogleich der See. Daher umspinnt schaurig mystisches Dunkel die Gottheit, deren Anblick den Tod bringt“. Die Übersetzung ist nicht weiter disponiert, und Inhaltsangaben sind den Kapiteln nicht beigefügt.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. U. Zernial.

Otto Kern, Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 101 S. 8. 1,80 ℳ

Diese vier Vorträge sind in den Hochschulkursen für das bürgerliche Leben im Mai und Juni v. J. zu Rostock gehalten worden. Der erste, die Einführung, handelt vom Wesen und Wert der Antike; die drei andern behandeln je einen großen Dichter, Künstler und Gelehrten, um an ihnen das Fortleben und Fortwirken der Antike zu zeigen. Wir freuen uns, daß der Redner für das klassische Altertum und somit auch für eine so wichtige Pflegestätte der Altertumsstudien wie das humanistische Gymnasium mit warmen Worten und, was mehr ist, mit klaren und einleuchtenden Gründen eintritt. Noch befinden wir Huma-

Digitized by Google

nisten uns in Kampfesstellung; darum wissen wir es jedem Dank, der sich mutig und sachkundig in unsere Reihen stellt.

Was für Goethe antike Literatur und Kunst bedeutet, ist bis jetzt nur im allgemeinen bekannt. Erst wenn das Goethe-Archiv alle dem Altertum abgewonnenen Schätze zutage gefördert hat, wird es an der Zeit sein, das Buch über Goethe und das klassische Altertum zu schreiben. Möchte es bald geschehen! Möchten aber ja die Kompilatoren und Stümper die Hand davon lassen! Einstweilen nehmen wir dankbar hin, was Kern uns zu bieten vermag. Ich erlaube mir nur eine Kleinigkeit aufzustechen.

Kern sagt nämlich S. 50, der Dichter habe nach der Aufführung der Iphigenie „bekanntlich" Corona Schröter ein Exemplar gewidmet mit den Worten:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Das ist mir unbekannt. Soviel ich bisher wußte, hat Goethe dem Schauspieler Krüger am 31. März 1827 ein Prachtexemplar mit den Versen gewidmet:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Zu den beiden Vorträgen über Böcklin und Mommsen weiß ich nichts zu sagen, nur daß mir der letzte gar zu pangeyrisch gefärbt zu sein scheint. Dagegen kann ich einige Bemerkungen zu dem ersten, die Einführung, nicht unterdrücken.

Ich stockte gleich am Anfang, der so lautet: „Wer einmal später die Kulturgeschichte unseres Zeitalters schreiben wird, muß einem gewichtigen Kapitel Raum geben, das die Überschrift tragen wird: Der Kampf um die Antike. Denn der Kampf um die Antike ist identisch mit dem Kampf um das alte Gymnasien" usw. Das „schreiben wird" empfinde ich als einen Latinismus und das „denn" scheint mir nicht recht logisch. Aber das ist Mikrologie. Ich bitte um Verzeihung. Mehr verletzt mich der immer wieder aufgewärmte Vorwurf, als würden in unsern Gymnasien Dichter wie Homer, Sophokles, Horatius „als Material zum Einpauken grammatischer Finessen verwandt" (S. 11). — Die Polemik gegen Lessings Laokoon und seine Auffassung der griechischen Kunst schießt vielfach über das Ziel hinaus. Auch die Behauptung, in Thorwaldsen sei auch nicht ein leiser Hauch echt griechischen Geistes zu spüren, halte ich für anfechtbar (S. 14). Übertreibungen frommen nirgends. So auch die Über-

Digitized by Google

treibungen nicht, in denen sich die um Wilamowitz gefallen, als hätten alle Gymnasiallehrer, „Schulmeister“, vor dem Erscheinen des großen Lichtes einem wesenlosen Schattenbilde von griechischer Kunst und Literatur nachgejagt. Kern ist nicht ganz frei von solchen Spötteleien. Wenn Tausenden und aber Tausenden die Quelle für ihre Anschauung vom Griechentum Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ geworden ist (S. 22), so müssen sie wenig oder doch sehr einseitig gebildet gewesen sein. „Die Mehrzahl der Gebildeten“, meint Kern (S. 24), beziehe ihre Vorstellung von griechischer Religion aus diesem Gedichte. „Es soll noch jetzt in Schulen gelesen werden“, fügt er wie weltfremd hinzu. Warum soll es denn nicht gelesen werden? Es ist doch wertvoll: erstens für Schiller und sein Verständnis der griechischen Götterwelt, zweitens für den Unterschied einer poetischen (personifizierenden) und einer wissenschaftlichen (mechanischen) Naturbetrachtung; endlich drittens könnte man, an die polemische Spitze gegen das Christentum anknüpfend, sprechen von dem Gegensatz zwischen dem in astronomischer Erhabenheit thronenden Gott des Verstandes und dem lebendigen Gott der christlichen Offenbarung, sowie von der glühenden Sehnsucht des Dichterherzens nach einer die Phantasie und das Gemüt gleicherweise erquickenden Religion (vgl. Friedrich Perthes' Leben Bd. III S. 223).

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Karl Brunner, Aus der Jugendzeit berühmter Männer. Berlin 1905, Ulrich Meyer. XVI u. 732 S. geb. 6,50 ℳ.

Es war unzweifelhaft ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, der deutschen Jugend nach Selbstzeugnissen und anderen gleichzeitigen Quellen die Jugend hervorragender Männer so zu schildern, wie sie sich vornehmlich ihnen selbst in späterem Alter oder auch ihren Zeitgenossen dargestellt hat. Das lebendige Bild der Persönlichkeiten, durch manche gute Abbildungen unterstützt, tritt auf diese Weise frisch und unmittelbar vor die Seele und fesselt durch den Reiz kräftig gefärbter Ursprünglichkeit. Von Kaiser Wilhelm I. ist das Konfirmationsgelöbnis mitgeteilt; es folgen dann als Männer der Tat: Bismarck, Moltke und Nettelbeck, als Männer des Wortes: Arndt, Seume, Goethe, Schiller, Kerner, Immermann, die Brüder Grimm. Dies soll nicht eine schablonenhafte Anordnung sein, sondern nur zwei Hauptgruppen schaffen; in Wirklichkeit erweist ja auch unser Buch wieder bei nicht wenigen dieser Männer, daß sie mit der Tat sowohl wie mit dem Worte gewirkt haben und hoffentlich noch lange nachwirken werden. Gewiß unterschätzen wir nicht den Wert geschichtlicher und insbesondere kulturgeschichtlicher Belehrung, wie sie sich hier in so anziehender Form bietet; aber wir glauben im Sinne des Herausgebers zu sprechen, wenn wir auf die charakterbildende

Digitized by Google

Kraft dieser mannhaften Gestalten den Hauptnachdruck legen. Je weniger absichtlich die erzieherische Tendenz des Buches herausgekehrt wird, desto tiefer wird sein Einfluß gehen; wir können nur wünschen und hoffen bestimmt, daß es recht vielen deutschen Jungen ein freundlicher zugleich und fester Führer in ihr eigenes Leben hinein sein wird. Wer die köstlichen Selbstbiographien ganz kennt, aus denen diese Schätze geschöpft sind, wird es hie und da bedauern, daß nach dem Plane des Buches die Erzählung mit der Jugendgeschichte abbricht; aber wir denken, sowohl was der Herausgeber über seine Helden noch kurz mitteilt, wie namentlich das hier Gelesene selbst wird bei den jugendlichen Lesern ein so starkes Interesse an den Männern, welche den Stolz unseres deutschen Volkes bilden, wachgerufen haben, daß sie in reiferen Jahren nicht nur hier ergänzend weiterlesen werden, sondern auch gern zu den vielen schönen anderen Lebensbeschreibungen greifen werden, deren wir uns erfreuen. Gesundere Geistesnahrung, als sie hier unserer deutschen Jugend geboten wird, gibt es nicht, und sie tut wahrlich not gegenüber den mannigfachen Lockungen zu verderblichster Lektüre, wie sie überall sich breit machen. An uns ist es, unsere jungen Freunde zu den lauteren Quellen sittlicher Reinheit hinzuführen; es ist eine ernste Pflicht, aber eine Pflicht, deren Erfüllung auch den reichsten Lohn bringt; auf dem Wege zu solch hohem Ziele wird uns dieses Buch ein trefflicher Gefährte sein.

Sondershausen. A. Funck.

---

1) Julius Sahr, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. III. Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 155 S. kl. 8. 0,80 *M*.

Der Titel des Bändchens gibt schon den Inhalt an. Die Proben sind passend gewählt, aber bei dem geringen Umfang des Bandes natürlich knapp bemessen. Die Einleitungen sind instruktiv und ansprechend, die Noten, wenn man die dem Verf. durch die Einrichtung der Sammlung auferlegte Beschränkung berücksichtigt, einwandfrei. Das Versehen, das sich auf S. 58 in der Angabe findet, Baden sei oberhalb der Mündung der Reuß in die Limmat(!) gelegen, wird sich wohl in einer zweiten Auflage berichtigen lassen. Daß es neben dem masculinum besem auch noch ein femininum beseme gibt (S. 141), ist mir unbekannt. Wohl aber hat man das Wort beseme für eine Pluralform gehalten.

2) Rudolf Kleinpaul, Deutsches Fremdwörterbuch. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 180 S. kl. 8. geb. 0,80 *M*.

Auf 180 Seiten ein Fremdwörterlexikon mit Erklärungen zusammenzustellen, ist keine Kleinigkeit. Es kann ja nur eine beschränkte Auswahl sein, und diese so zu treffen, daß nichts

Digitized by Google

Wesentliches fehlt, nichts Überflüssiges gebracht wird, ist um so schwieriger, weil die Ansichten darüber sehr verschieden sein können. Welche Gesichtspunkte den Verf. bei der vorliegenden Auslese geleitet haben, ist nicht ganz klar. Oft scheint es ihm darauf anzukommen, Wörter zu bringen, die man anderswo, z. B. bei Kluge oder Seiler, nicht findet. Augenscheinlich aber bevorzugt er exotische Wörter, besonders solche, die aus dem Orient stammen. Auf diesem Gebiet ist er offenbar besonders gut orientiert. Slawische Einflüsse hat er weniger beachtet. Die Wörter Peitsche, Knute, Kantschu, Droschke, Kutsche (eigentlich ungarisch) fehlen — freilich auch Equipage, Karosse, Kalesche —, desgleichen die Gruppe Dolch, Degen, Säbel, Pallasch, auch Namen wie Sklave, Grenze, Stieglitz, Zeisig u. a. sucht man vergeblich. Auffallend sparsam sind die um die Kirche gelagerten Begriffe vertreten, ich habe nur Bibel, Pfingsten, Ketzer, Bischof, Dekan, Altar, Kanzel notiert, das Wort Kirche selbst fehlt. Auch von den Wörtern für Hausbau und Hausgerät findet sich nicht viel. Eingehender ist die ebenfalls aus der Fremde stammende Obstkultur berücksichtigt; es fehlen aber doch die Wörter Aprikose, Apfelsine, Orange, Pomeranze, Pflaume, Zwetschge. So vermißt man auch in kleineren Kreisen oft naheliegende Synonyma oder Ergänzungsbegriffe oder sonst Naheliegendes. Aufgenommen ist das Wort Medizin, aber Arzt und Arzenei fehlen; da ist der Karfunkel, richtiger Karbunkel, auch im Sinne eines Blutgeschwürs, aber nicht der Furunkel, die Aurikel, aber nicht ihre Zwillingsschwester, die Primel. Wir finden Katheder und Katheter, aber nicht die Kathete, und ebenso wenig die Hypotenuse, die um so mehr vermißt wird, als das Wort bekanntlich oft falsch, nämlich mit th, geschrieben wird. Unter den Spielen bemerken wir das indisch-persische Schach, aber nicht das dazu gehörige Wort matt. Und von den Kartenspielen wird zwar das aristokratische Whist angeführt, aber das alte deutsche Bauern- und Studentenspiel, der Skat, heutzutage bekanntlich Gemeingut des deutschen Volkes wie seine Klassiker, ist vergessen. Unter Scharteke ist allerdings das italienische Grundwort scarto, jedoch ohne Bezugnahme auf das Spiel, erwähnt. Das As, eigentlich dem Würfelspiel angehörig, ist verzeichnet, aber der Trumpf und der Pasch fehlen. Auch eine Reihe von Eigennamen enthält das Buch: einige Länder- und Völkernamen und etwa 60 Personenbezeichnungen, darunter etwa die Hälfte Götternamen, diese zum Teil mit höchst eigentümlicher, ja abenteuerlicher Etymologie. Und sehen wir von den Namen der griechischen und römischen Hauptgottheiten ab, so macht gerade diese Auswahl den Eindruck, als sei sie lediglich vom Zufall diktiert.

Damit soll dem Verf. der Sammlung kein Vorwurf gemacht werden. Der mußte sich nach der ihm zugemessenen Decke strecken. Aber es geht daraus hervor, daß es eine mißliche

Digitized by Google

Sache ist, einen so weitschichtigen Stoff in einem so engen Rahmen behandeln zu wollen. Aus dem in dem einen Bändchen verarbeiteten Stoff hätten sich bequem drei machen lassen: einer für das eingedeutschte Lehnwort, ein zweiter für die noch jetzt als Fremdlinge empfundenen Auslandswörter, der dritte für die Eigennamen.

Verf. begnügt sich nicht damit, jedem der besprochenen Wörter sein Heimatsattest auszustellen, sondern er sucht, nicht immer, aber doch oft, ihren Ursprung bis auf die Wurzel zu verfolgen. Dabei erhalten wir zuweilen kulturhistorische Bildchen, die bei der ausgebreiteten Kenntnis des Verf. auf den Gebieten der Volkskunde recht belehrend sind. Freilich ist es für unsereinen nicht leicht, den Verf. überall zu kontrollieren, namentlich da nicht, wo er sein Lieblingsgebiet, das exotische, betritt. Wo man das aber kann, findet man manche gewagte Behauptung, ja manchen offenbaren Mißgriff. Verf. liebt es, seine eigenen Wege zu gehen, auch wenn es Irrwege sind; er möchte um jeden Preis originell sein. Und er urteilt mit einer Sicherheit, die oft Befremden erregt; die limitierenden Wörter vielleicht, möglicherweise usw. finden sich selten in seinem Register, die ars nesciendi scheint ihm ganz unbekannt zu sein, und Leute, die anderer Meinung sind als der Verf., werden machmal recht schulmeisterlich abgekanzelt. Das alles auszuführen, ist hier nicht möglich; ich will nur ein paar Beispiele herausheben. Altare (Altar) soll auf alta ara zurückgehen. Aber altare ist Neutrum zum Adjektiv altaris, wie der in klassischer Latinität allein übliche Plural altaria beweist. Das Wort wird aus altus entwickelt sein und sich zu diesem verhalten wie singularis zu singuli oder natalis zu natus. Zu dem Namen Caesar wird bemerkt, der große Julius sei nach P l i n i u s durch Kaiserschnitt a c a e s o matris utero auf die Welt befördert worden, daher der Name Caesar. Aber Plinius (7, 47) berichtet dies nicht von dem Diktator, sondern von dem primus Caesarum, also dem ersten Abkömmling der gens Julia, der das cognomen Caesar führte. Übrigens liegt der ätiologische Charakter dieser Notiz auf der Hand, sie gehört zu den „etymologischen Histörchen", von denen nach der Buchhändleranzeige Verf. nichts wissen will. Diner wird auf decimare („das Zehnebrot essen") zurückgeführt, während zehn gegen eins zu wetten ist, daß es von decenare, italienisch desinare, (so Dietz und Littré) herkommt. In Dose findet Verf. das griechische *δόσις* wieder, weil „Dosen und Taschenuhren beliebte Gaben sind", und *μόντjα*, richtig als Grundform zu *μοῦσα* angesetzt, soll vielleicht mit mons, Berg, zusammenhängen. Nur gut, daß diesmal wenigstens „vielleicht" dabeisteht. Ganz neu und originell sind die Erklärungen der studentischen Ausdrücke Philister, Fidibus, Krambambuli und Salamander. Die des ersten kommt allerdings der mutmaßlichen Wahrheit nahe, aber die andere wird man nur gelten lassen, wenn man Beweise sieht. Und die fehlen.

Digitized by Google

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Sammlung auch der Humor nicht fehlt. Zum Worte Isaak wird, nachdem die Namen Itzig, Hitzig, Eskeles — ob mit Recht, weiß ich nicht — darauf zurückgeführt sind, folgendes bemerkt: „Eduard Lasker hieß eigentlich Isaak Lasker, schrieb sich dann, weil er(!) in England so ausgesprochen wurde: Eisak und endlich: Eduard“. Und zum Beweise, daß der Name Jesus, den übrigens außer Christus nicht nur der Verbrecher Barrabas und Sirach, sondern viele andere getragen haben, jüdisch gewesen sei, wird die wohlklingende Verbindung Jesus Hirsch angeführt. Solche kleinen Scherze liebt der Verfasser unserer Sammlung. Wenn es aber unter dem Namen „Berserker“ heißt: „diesen Namen erhielt ein Werwolf, der als Bär herumlief“, so ist das kein Scherz, sondern eine Flüchtigkeit des Ausdrucks, die eigentlich in einem Buche von der Bestimmung des vorliegenden nicht vorkommen sollte.

Summa summarum: Das Buch ist nicht einwandfrei, aber es kommt doch darin so viel Neues, Brauchbares, Wissenswertes vor, daß man es nicht verwerfen kann. Aber eins tut not bei der Lektüre, nämlich Vorsicht! „Mit Vorsicht zu gebrauchen“ müßte eigentlich das Motto sein. Leider sind die, für die das Buch wohl in erster Linie bestimmt ist, wohl am wenigsten in der Lage, bei seiner Benutzung Vorsicht zu üben.

Weimar. F. Kuntze.

---

1) Goethes Werke. Herausgegeben von K. Heinemann. Neunzehnter Band und achtundzwanzigster Band. 425 und 417 S. 8. Leipzig o. J. Bibliographisches Institut. Jeder Band geb. 2 *M*.

Der neunzehnte Band, besorgt von K. Heinemann, enthält die Sing- u. Festspiele und das Lustspiel „Die Wette“. Zu den Singspielen liefert der Herausgeber eine allgemeine Einleitung und dann noch Einleitungen zu den einzelnen Stücken. In jener erörtert er u. a. den Zusammenhang der Singspiele Goethes mit der französichen Oper und dem französichen Singspiel sowie der italienischen Opera buffa, den Gegensatz zwischen dem italienischen und deutschen Geschmack auf diesem Gebiet und den ungelösten Widerstreit des Bestrebens, in diesen Stücken sich dem leichteren und heiteren Text der Italiener zu nähern mit dem Wunsche andererseits, doch auch etwas zu schaffen, was die Forderungen eines ernstgemeinten Dramas erfüllte. Unter den Einleitungen zu den einzelnen Sing- und Festspielen hebe ich besonders die zu „Lila“ und zu „Des Epimenides Erwachen“ hervor. In jener zeigt der Herausgeber u. a. die Beziehung der „Lila“ zu der unglücklichen Ehe des Herzogs und der Herzogin von Weimar; in dieser tritt er der viel verbreiteten Annahme entgegen, Goethe habe in „Des Epimenides Erwachen“ vor dem deutschen Volke Abbitte geleistet wegen seines unpatriotischen Benehmens in den Jahren der Not und der Befreiung, und gibt

Digitized by Google

er die richtige Deutung des Festspiels. Ebenso sachverständig und interessant sind auch die Erörterungen den in Italien vorgenommenen Umarbeitungen einzelner Singspiele und die Vergleichung der verschiedenen Fassungen derselben.

Der achtundzwanzigste Band enthält Goethes Anhang zur Lebensbeschreibung Cellinis, die Übersetzung von Rameaus Neffe von Diderot, die Übersetzung von Diderots Versuch über die Malerei nebst Goethes Anmerkungen über Personen und Gegenstände und Nachträgliches zu diesem Werke. Wie die Einleitung zu Cellinis Selbstbiographie im 27. Band, so zeigen auch die Einleitungen zu den beiden Werken Diderots und zu den Reden große Sachkenntnis. Dasselbe gilt von den Anmerkungen zu Band 27 und 28, die am Schluß des 28. Bandes vereinigt sind. In der Einleitung zu dem vielumstrittenen Dialog „Rameaus Neffe" bespricht der Herausgeber die interessante Entstehung des Werkes und weist nach, daß ebensowenig wie in der Cellini-Übersetzung hier die Eigenart des Franzosen im Deutschen mit Treue wiedergegeben sei, in der Einleitung zu dem „Versuch über die Malerei" bringt er Vortreffliches über den Unterschied der ästhetischen Anschauung Diderots und Goethes, und beide geben ihm Gelegenheit, die innige Schaffensgemeinschaft Goethes und Schillers in der Zeit der Entstehung dieser Übersetzungen hervorzuheben. In der Einleitung zu den Reden finden sich ebenso zutreffende Bemerkungen, u. a. über Goethe als Redner. Goethe befleißigte sich in seinen Reden der größten Sachlichkeit; von dem, was man gemeinhin rednerisch nennt, zeigen sie keine Spur, und überall suchen sie sich vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben.

2) Goethes Werke. Herausgegeben von K. Heinemann. Zwanzigster und siebenundzwanzigster Band. 511 und 441 S. 8. Leipzig o. J., Bibliographisches Institut. Jeder Band geb. 2 ℳ.

Der 20. Band enthält dramatische Fragmente und Einzelheiten, sodann Opernfragmente und Übersetzungen (besorgt von Th. Matthias). Den meisten dieser dramatischen Fragmente liegt ein Stoff aus dem klassischen Altertum zugrunde. In dem „Prometheus", der in der markigen Sprache seiner freien Rhythmen und der Tiefe seiner Gedanken ein würdiges Denkmal der geistesgewaltigen siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bildet, stellte Goethe Rousseaus verneinendem Räsonnement gegen die Kultur in einem großzügig symbolischen Bilde ein bejahendes Bekenntnis zu den Segnungen der Kultur gegenüber, die Verkörperung selbstherrlichen Künstler- und Menschentums. Die Ausführung des „Elpenor" wäre eine der „Iphigenie" würdige Offenbarung einer milden, still in Gottes Fügungen ergebenen Humanitätsreligion, die der „Pandora" zu einem Hochgesang auf die friedlichen Segnungen der Kunst

Digitized by Google

und Wissenschaft geworden, und die Tragödie „Nausikaa", wie die „Pandora" aus des Dichters persönlichstem Empfinden entquollen, hätte das dem Dichter aus dem eigenen Leben bitter vertraute Motiv durchgeführt, wie eine hochgestimmte Mädchenseele sich in Berührung mit einem überragenden Manne hoffend erschließt und ihn dann enttäuscht zu höherer Verpflichtung von dannen ziehen sieht. Unter den übrigen dramatischen Fragmenten hebe ich hervor die Bruchstücke einer Tragödie aus der Zeit Karls des Großen, in der Goethe sich in einer Nachbildung von Calderons Dichtweise nach Inhalt und Sprache versuchte, die Entwürfe zu Schillers Totenfeier, besonders aber die Bruchstücke zu einem Lustspiel „Falstaff", interessant als Äußerung für die meist von der Würde verdunkelte komische Seite des Goetheschen Genius wie als Zeugnis für Goethes bewundernde und doch freie Stellung zu Shakespeare in den ersten Weimarer Jahrzehnten, das dramatische Fragment „Mahomet", in dem, einem echten Vorwurf der Sturm- und Drangzeit, das Wesen und Wirken des Genies, im besonderen des religionsstiftenden, behandelt werden sollte. Mehr als die Opernfragmente erregen die Übersetzungen unser Interesse, und unter diesen wieder besonders die beiden vollendeten Übersetzungen des „Mahomet" und des „Tancred" nach Voltaire, in denen getreue Übersetzung und freie Bearbeitung sich verbunden zeigen und die dem Dichter in seinem Bestreben die Weimarer Bühne zu einer Pflanz- und Pflegestätte auch des hohen Stils zu machen, dienen sollten. In den Einleitungen zu den Fragmenten und Übersetzungen findet der Leser immer Aufschluß über die Entstehung, die Quellen der Dichtungen, über ihren Zusammenhang mit dem inneren und äußeren Leben des Dichters, den Zeitereignissen, die Aufnahme, über die Ergänzungsversuche (z. B. für die „Nausikaa", den „Elpenor") oder Vermutungen, wie die Fortsetzung gedacht war, über Vertonungen, z. B. der „Pandora". Die Fußnoten und die Anmerkungen hinter dem Text sind ebenso gehalten wie die in den früheren Bänden.

Der 27. Band enthält Goethes Übersetzung der „Vita" des Benvenuto Cellini (besorgt von K. Voßler), die Goethe nicht nur als ein Markstein erster Ordnung in der Entwicklung des Gewissens, sondern auch als ein wichtiges historisches Dokument aus der Zeit der italienischen Renaissance erschien. Goethes Übersetzung, der freilich der fehlerhafteste und nachlässigste aller Drucke zugrunde liegt, die oft den Wortsinn verfehlt und den Stilcharakter des Originals im großen nicht wahrt, gibt „fremden Sinn" mit „eigenem Sinn" wieder. Goethes Stil ist von dem des Originals ebenso weit entfernt, wie Goethes Natur von der Cellinis. So hat er den italienischen Cellini dem deutschen Geschmack mundgerecht gemacht. Auf seine eigene Selbstbiographie „Dich-

Digitized by Google

tung und Wahrheit“ blieb das Werk nicht ohne Einfluß. Eine vortreffliche Einleitung erörtert die Entstehung der Übersetzung, ihr Verhältnis zum Original, besonders auch die sprachliche Eigenart des Originals und der Übersetzung. Die Anmerkungen soll der 28. Band bringen.

3) Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Revidiert von H. Conrad. Fünf Bände. XIII u. 375, 638, 532, 501 und 595 S. 8. Stuttgart und Leipzig o. J., Deutsche Verlagsanstalt. 10 *M.*

Seit einem Jahrhundert ist für die weitesten Kreise des deutschen Volkes der Name Shakespeare unlösbar mit den Namen Schlegel und Tieck verbunden. Die Schlegel-Tiecksche Shakespeareübersetzung gilt ihnen ohne weiteres als die deutsche Shakespeareübersetzung überhaupt. So viele Übersetzungen auch seither erschienen sind und so Vortreffliches diese auch geleistet haben, sie vermochten nicht die gleiche Verbreitung und Volkstümlichkeit zu erlangen. Und doch wissen die wenigsten, daß schon die Angabe auf dem Titelblatt jener „übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck“ eine Unrichtigkeit enthält. Denn während Schlegel siebzehn der Dramen übersetzt hat, sind die anderen nicht von L. Tieck, sondern, freilich unter seiner Leitung, von seiner Tochter Dorothea und von Wolf von Baudissin übersetzt. Schlegels Verdeutschung ist bis jetzt nicht übertroffen und gilt mit Recht als ein Meisterwerk der Übersetzungskunst, als eine in der Wiedergabe des Gedanken- und Gefühlsgehaltes und der Melodie der Verse gleich vollendete Nachschöpfung. Schlegel besaß eben ein feines Formtalent und eine erstaunliche Fähigkeit intuitiver Anempfindung. In dieser Hinsicht stehen die Leistungen der beiden anderen der Schlegels weit nach. Aber so gelungen auch der Wurf Schlegels im ganzen ist, so finden sich doch eine große Anzahl von Fehlern und Mängeln im einzelnen, teils Mißverständnisse des Originaltextes, begreiflich bei der Unzulänglichkeit seiner Hilfsmittel, teils sprachliche Härten und Sonderbarkeiten, vielfach entschuldbar bei der damals noch geringeren Gelenkigkeit der deutschen Sprache. Diese Fehler finden sich noch viel zahlreicher in den Übersetzungen Baudissins und der Tochter Tiecks. Bei der Unverdränglichkeit der Schlegel-Tieckschen Übersetzung einerseits, bei der großen Zahl der Versehen und Fehler, die sie enthält, und den großen Fortschritten der Shakespeareforschung und der Lexikographie seit ihrem Erscheinen andererseits ist es nicht zu verwundern, daß die Forderung einer gründlichen Revision des Textes der Übersetzung immer wieder laut wurde, und es ist das Verdienst des Nürnberger Professors Chr. Eidam, den ehemaligen Präsidenten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft Dr. Oechelhäuser und durch diesen die deutsche Verlagsanstalt für den Plan gewonnen zu haben. Letztere beauftragte dann Hermann Conrad, Professor an der Hauptkadetten-

Digitized by Google

anstalt zu Groß-Lichterfelde, einen gründlichen Kenner der englischen Sprache und Literatur, mit der nicht leichten Aufgabe, die Schlegel-Tiecksche Shakespeareübersetzung von den ihr anhaftenden Fehlern, Versehen und Mängeln zu reinigen. Die revidierte Übersetzung liegt jetzt in fünf schön ausgestatteten Bänden vor. Wer den gewaltigen Vorzug dieser neuen Ausgabe vor der alten kennen lernen will, der lese einmal ein Stück in der alten und dann in der vorliegenden neuen Ausgabe oder Conrads Aufsatz „Eine neue Revision der Schlegelschen Shakespeareübersetzung" (Preuß. Jahrb. Band 111, S. 1 ff.), in dem eine große Anzahl von Stellen in der alten und in der neuen Übersetzung nebst der Begründung der Änderungen aufgeführt ist. Mit Hilfe des reichen sachlichen und sprachlichen Materials, das die Shakespeareforschung seit einem Jahrhundert aufgehäuft hat, sind zahlreiche Fehler und Mißverständnisse der früheren Übersetzung beseitigt, dunkle Stellen aufgehellt und der ursprüngliche Sinn des Wortlautes des Urbildes getreuer wiedergegeben. Sprachliche Härten sind durch glättere und zulässige Wendungen und Ausdrücke ersetzt. Und doch ist das Wesentliche der alten, dem deutschen Volke vertraut gewordenen Übersetzung gewahrt geblieben. So wird diese Revision nicht verfehlen, die Schlegel-Tiecksche Übersetzung immer mehr einzubürgern und damit die Werke des großen britischen Dichters dem deutschen Volke näher zu bringen.

4) W. Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Dramen. Erster Band (Hamlet). 98 S. 8. Sechster Band (Julius Cäsar). 82 S. 8. Berlin u. Dresden 1901 u. 1905, L. Ehlermann. je 1,50 *M*.

Der Verfasser dieser Erläuterungsschriften zu Shakespeares „Hamlet" und „Julius Cäsar" behandelt die Vorfabel (wenigstens im „Hamlet"), den Entwicklungsgang der Handlung durch die einzelnen Akte und Szenen, am Schluß jedes Aktes die Bedeutung dieses im Organismus des Ganzen hervorhebend, den einheitlichen Gesichtspunkt, die Gliederung des Stückes, wobei er von der sog. „Technik des Dramas", deren Anwendung in der von G. Freytag aufgestellten Vollständigkeit auf die Erklärung von Dramen nur zu Künsteleien geführt hat, nur einige Hauptpunkte verwendet, zuletzt Zeit und Ort der Handlung. Der „Hamlet" ist dem Verfasser die Tragödie des Pessimismus und die Hauptperson der Tragödie der Vertreter dieses Pessimismus. Hamlets Pessimismus beruht auf dem jähen Sturz aus einer schönen Idealwelt in eine häßliche Wirklichkeit. Der Weg, diesem Pessimismus zu entrinnen, wäre der Versuch, diese häßliche Wirklichkeit umzugestalten und dem Idealen anzunähern. Diesen Weg zeigt Hamlet der Geist, indem er ihn auffordert, dem Brudermörder den verdienten Lohn zu geben und so die unwürdige Regierung zu beseitigen und seine Ideale in die Wirklichkeit zu übertragen. Aber dazu fehlt es Hamlet an der

Digitized by Google

nötigen Willenskraft. Er verzichtet auf ein planvolles Handeln und macht alles abhängig von einem geeigneten Anlaß. In der durch seine Willensschwäche herbeigeführten Verdüsterung findet er seinen Untergang. — Im „Julius Cäsar" sind alle politischen Motive ausgeschieden, rein menschliche Verhältnisse vorgeführt. Cäsar bereitet sein ehrgeiziges Trachten nach der Königskrone den Untergang. Seine Nachfolger führen seine Sache zum Sieg. Noch wesentlicher ist, daß sie als Rächer seiner Ermordung auftreten und ihre Gegner in ihrem Untergang eine Sühne ihrer Mordtat sehen. Da ist Cäsar der eigentliche Träger des Spiels. Tragisch ist aber erst der Konflikt im Brutus: der Staatsbürger gerät in ihr in Widerspruch mit dem Freunde, seine republikanische Gesinnung mit seiner Freundschaft zu Cäsar. Seine sittlichen und intellektuellen Vorzüge bestimmen Cassius, ihn, der nach seiner mehr innerlich und spekulativ angelegten Natur mehr für das Privatleben geschaffen war, für die republikanische Sache zu werben. Er erweckt in ihm die Illusion, die Römer erwarteten von ihm eine befreiende Tat. So hält es Brutus für etwas Preiswürdiges, den Freund dem Vaterlande zu opfern. Der Ausgang klärt ihn auf, daß das Opfer fürs Ganze wertlos und die Mittel verwerflich waren. Der letzte Grund des tief tragischen Ausgangs liegt darin, daß Brutus in dem Konflikt mit sich selbst nicht rein seinen Regungen folgte, kurz, daß er sich selbst untreu wurde.

Die beiden Bändchen können als sehr geeignete Mittel zur Einführung in das Verständnis der beiden Dramen bestens empfohlen werden.

Freiburg i. B. L. Zürn.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. 4. und 5. Band. Leipzig und Wien o. J., Bibliographisches Institut. 410 u. 507 S. je 2 ℳ.

Die neue schöne Kleistausgabe, deren erste Bände in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1905 S. 598f.) besprochen sind, liegt mit diesem vierten und fünften Bande nunmehr abgeschlossen vor. Der vierte Band bringt zunächst die „kleineren Gedichte", herausgegeben von E. Schmidt (S. 9—48), dann die „kleineren Schriften", herausgegeben von R. Steig (S. 57—238), beides mit einer Einleitung der Herausgeber und den literarischen Nachweisen (S. 239—281) versehen. Den Schluß des Bandes machen die Lesarten zu den ersten vier Bänden (S. 282—406). Der fünfte Band enthält die Briefe, herausgegeben und in Anmerkungen erläutert von G. Minde-Pouet.

In gewissem Sinne sind diese beiden Bände die interessantesten der Ausgabe, da sie mancherlei bringen, das bisher schwer oder gar nicht zugänglich war. Dahin gehören unter den

Digitized by Google

„kleineren Schriften“ die Proben aus dem „Phöbus“ (S. 122 bis 126), vor allem aber die bisher zerstreuten, jetzt den ganzen fünften Band füllenden Briefe. In den Gedichten sowohl wie in den kleineren Prosaschriften liegt der Schwerpunkt in den patriotischen Gefühlsäußerungen, in der Bewunderung und Verherrlichung Österreichs nach der Schlacht bei Aspern, in dem glühenden Haß gegen alles direkt und indirekt Französische, in der Hoffnung auf Preußens Erhebung. Ausschließlich diesem Ideenkreise gewidmet sind die Aufsätze und Arbeiten für die „Germania“: die „satirischen Briefe“, das „Lehrbuch der französischen Journalistik“, der „Katechismus der Deutschen“ u. a., während die „Abendblätter“ in erster Linie der Unterhaltung dienen. Für Kleists ganzes Leben und Wesen aber sind seine Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube. Gerade für das Verständnis dieses eigenartigen, sich selbst verzehrenden Charakters sind sie unentbehrlich, und schon dadurch, daß sie hier zum ersten Male vollständig und kritisch bearbeitet erscheinen, ist die neue Kleistausgabe von besonderer Bedeutung geworden. Was sie für die Textgestaltung geleistet hat, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Es genüge der Hinweis, daß es viel und bedeutsam in jeder Beziehung ist. Die Einleitungen zu beiden Bänden zeugen wiederum davon, daß die Ausgabe keinen berufeneren Händen anvertraut werden konnte, und die Erwartung, die man von Steigs und Minde-Pouets Leistung nach ihren zahlreichen Vorarbeiten auf diesem Gebieten hegen durfte, ist in reichstem Maße erfüllt worden.

In wenigen Jahren kehrt der 100. Todestag Kleists wieder. Ein würdiges Denkmal ist ihm in dieser Ausgabe nunmehr bereits gesetzt worden, aber das überhebt uns nicht der Pflicht, auch für seine Ehrung in Stein und Erz einzutreten. Ein „Kleist-Komitee“ hat sich bereits gebildet, das dem Dichter in Frankfurt, im Säkularjahre seines Todes, ein Denkmal setzen will. Auch an dieser Stelle sei daher auf dieses schöne Unternehmen hingewiesen. Zahlstelle für Berlin ist die Verlagsbuchhandlung Ernst Hoffmann & Co., Derfflingerstr. 16, sonst das Bankhaus Mende in Frankfurt a. O. Möge die alte Dankesschuld des deutschen Volkes, insbesondere der Märker, gegen seinen größten patriotischen Dichter endlich getilgt werden!

Berlin. Gotthold Boetticher.

Etudes sur Schiller, publiées pour le centenaire de la mort du poète par la Société pour l'étude des langues et des littératures modernes et la Société d'histoire moderne. Paris 1905, Félix Alcan. 230 S. 8. 4 *fr*.

Diese Schillerstudien bilden den ersten Band einer infolge der Schillerfeier in Paris gegründeten Zeitschrift, die sich „Bibliothèque de philologie et de littérature modernes“ nennt

Digitized by Google

und durch Veröffentlichung umfassender wissenschaftlicher Abhandlungen die Zwecke der „Revue germanique“ ergänzen will. Das Buch ist ein neues höchst erfreuliches Symptom dafür, daß unsere westlichen Nachbarn mit immer wachsender Regsamkeit und immer wachsendem Erfolge sich in die deutsche Gedankenwelt hineinarbeiten. Nicht nur Schillers Werke selbst, sondern auch der Einfluß, den sie auf die jüngeren Generationen unserer Literatur ausgeübt haben, werden mit warmem Interesse in echt wissenschaftlichem Geiste ohne Phrasen und Vorurteil behandelt. Der Einblick in die Schwierigkeiten, die die französische Sprache auf Schritt und Tritt der Wiedergabe abstrakter deutscher Gedanken bereitet, läßt uns beim Lesen dieser Aufsätze den auf sie verwandten Fleiß doppelt hoch anschlagen. Mit Recht haben die Verfasser, die zum größeren Teile Gelehrte von anerkanntem Rufe auf dem Gebiete der Philosophie und Literatur sind, im Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit ihrer Sprache mehrfach dem zur Übersetzung gewählten Worte das deutsche Wort hinzugefügt, so z. B. force naturelle (Naturkraft), le matériel (das Materielle), acte (Tathandlung) und wiederholt civilisation (Kultur).

Nach einem Vorwort, das treffend die „vitalité vigoureuse de la pensée schillérienne“ hervorhebt, wird, wie billig, zunächst vom Archivar des Nationalarchivs, Charles Schmidt, der „Sieur Giller“ als derjenige deutsche Dichter besprochen, der den Ideen der Revolution am nächsten stand. Die Arbeit enthält manche interessante Notiz, kann aber nichts wesentlich Neues bringen, da leider ein schriftliches Protokoll über den Antrag, den Dichter der Räuber zum citoyen zu ernennen, nicht vorhanden ist. Es folgt eine Studie über den Pessimismus Schillers von André Fauconnet; es soll bewiesen werden, daß, wie es zum Schlusse heißt, „aus Schiller, der in der Jugend ein unzufriedener Optimist war, mit den Jahren ein resignierter Pessimist wurde“. Das reiche Material aus Schillers Dichtungen ist wohl vollständig zusammengestellt, und die Arbeit erfreut durch einzelne treffende Bemerkungen. Indes hätte der Gedanke, daß alles, was an dem Dichter als Pessimismus gedeutet werden kann, im Grunde nur die Kehrseite seines Idealismus ist, schärfer betont und klarer ausgeprägt werden müssen. Wer so wie Schiller „die Angst des Irdischen“ überwunden hat, den pflegt man nicht einen Pessimisten zu nennen. In der dritten Studie „De deux sources médiévales de la Fiancée de Messine“ sucht Charles Andler nachzuweisen, daß zwei Werke, die Schiller im Jahre 1789 zu seinen geschichtlichen Arbeiten verwendete, noch auf die Braut von Messina eingewirkt haben, und zwar nicht nur auf den geschichtlichen Hintergrund und das „Ideenkostüm“, sondern selbst auf Inhalt und Form einzelner Sätze dieser Tragödie. Es handelt sich um die griechische Alexias der Anna Comnena, mit deren Übersetzung Schiller die Sammlung seiner historischen Memoiren

Digitized by Google

eröffnete, und um die lateinische Chronik des Bischofs Otto von Freisingen, die er zu seinem Aufsatz über die merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. mitbenutzte. Die Untersuchung ist insofern wertvoll, als sie lehrt, daß Schiller diese Werke, besonders das erste, doch weit ernster studiert hat, als man bisher zu glauben pflegte; auch hat die Annahme, daß seine früheren Studien über Sizilien unter der Normannenherrschaft auf das Kolorit der Tragödie Einfluß gehabt haben, viel für sich. Was dagegen die einzelnen „rapprochements" betrifft, die der Verfasser mit großem Fleiß ausfindig gemacht hat, so werden sie m. E. wenig Gläubige finden.

Bei den folgenden neun Studien, welche sämtlich Schiller in Beziehung zu anderen Persönlichkeiten bringen, ist mit Recht die chronologische Reihenfolge beobachtet. Zunächst setzt Léon Xavier, der in seiner „Philosophie de Fichte" sich als gründlichen Kenner des deutschen Idealismus bewährt hat, die Beziehungen zwischen Schiller und Fichte auseinander: ihre Geistesverwandtschaft, insofern beide mit derselben Energie nach einem Mittel suchen, die Welt der Sinne und die der Vernunft zu vereinigen; sodann den Gegensatz in der Wahl dieses Mittels, der bei Gelegenheit des von Fichte für die Horen verfaßten Aufsatzes „Über Geist und Buchstab in der Philosophie" besonders scharf sich äußerte; und endlich die Achtung, die der sonst so empfindliche Philosoph bis an sein Ende dem Dichter bewahrte. Während diese Studie für die Kenntnis beider großen Denker gleich wertvoll ist, liegt es in der Natur der Untersuchung von E. Spenlé über Schiller und Novalis, daß sie hauptsächlich bei dem Romantiker und seiner jugendlich-schwärmerischen Begeisterung für den Verfasser des Don Carlos und der Theosophie des Julius verweilt, dagegen für Schiller und seine Beziehungen zur Romantik, die ja erst nach dem Weggange Hardenbergs aus Jena bedeutsam wurden, weniger ergiebig ist. Auch ist das über Schillers Dichtungen Gesagte nicht immer ganz einwandfrei; so z. B., wenn auf S. 109 bei einem Vergleich mit den phantastisch-unklaren Hymnen der Nacht das Gedicht „Das Ideal und das Leben" ein philosophischer Rebus genannt wird und dann dies gewaltige Erzeugnis deutscher Gedankenlyrik mit den Worten charakterisiert wird: „Schiller n'arrive à évoquer son univers élyséen qu'à grand renfort d'abstractions, de schèmes philosophiques, d'oripeaux mythologiques, d'antithèses subtiles". Richtiger jedenfalls ist die Schätzung, die in unserm Buche auf S. 191 dem Gedicht zuteil wird: „Tout ce que la religion et la morale ont de bon, ne peut être représenté de façon plus pure et plus puissante que dans l'hymne immortel qui se termine par l'ascension du fils des Dieux tant éprouvé".

In der Studie von Baldensperger über Schiller und Camille Jordan lernen wir die sympathische Gestalt eines jungen Emi-

Digitized by Google

granten kennen, der 1797 als Gegner der Jakobiner aus Paris floh, in den beiden folgenden Jahren sich zeitweise in Weimar aufhielt und als Verehrer Klopstocks und Schillers auf das Urteil der ihm befreundeten Frau von Staël einwirkte. Später als Professor an der Akademie seiner Vaterstadt Lyon hielt er Vorlesungen über die deutsche Literatur und regte einen seiner Neffen zu einer Prosaübersetzung Schillerscher Gedichte an. Der auch von Goethe am Schlusse der Kampagne lobend erwähnte Jordan besaß indes mehr Liebenswürdigkeit als Geist; seine Auffassung Schillers ist jedenfalls eine einseitige und wenig gründliche gewesen. — Im Anschluß an eine Rede von Edward Schröder über „Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode“ zeigt uns sodann J. Dresch, wie die Vertreter des jungen Deutschlands, Menzel, Börne, Heine, Wienbarg, Gutzkow, Laube und Mundt, über den Dichter geurteilt haben. Interessant ist es dabei zu sehen, wie bei der Beurteilung Schillers sich hier fast immer gleichsam von selbst der Vergleich mit Goethe einstellt, und wie alle diese Männer, so verschieden sie an sich sind, und trotz ihrer im einzelnen oft ungerechten Kritik sich doch im Grunde des Herzens zu Schiller als dem Dichter der Freiheit hingezogen fühlen. — Die folgende Arbeit von A. Tibal über Schiller und Hebbel stellt das Material sorgfältig und übersichtlich zusammen; die Frage, inwieweit Hebbel mit seiner scharfen Kritik, die im wesentlichen mit der Otto Ludwigs übereinstimmt, im Rechte ist, wird zum Schlusse aufgeworfen, aber nicht beantwortet.

Was das geistige Leben Österreichs an Beziehungen zu Schiller von dessen Tode bis auf die Gegenwart aufzuweisen hat, von der politischen Theaterzensur, die unter Kaiser Franz des Dichters Dramen verstümmelte, und den Klängen der IX. Symphonie bis zu den Schauspielern, die jetzt in Wien Schillers Hauptrollen verkörpern und zu den literarischen Arbeiten Minors, alles das finden wir in dem Aufsatze von Auguste Ehrhard „Schiller et l'Autriche“ in einem Rahmen vereinigt und ebenso knapp wie anschaulich dargestellt. — Die Studie von Henri Lichtenberger „Schiller jugé par Richard Wagner“ bildet zu der ebenfalls im Schillerjahr erschienenen Schrift von R. Sternfeld „Schiller und Wagner“ eine dankenswerte Ergänzung besonders insofern, als sie uns einen unmittelbaren Einblick vergönnt in die Art, wie Wagner nach manchem Schwanken sich selbst gleichsam als Nachfolger und Vollender des Schillerschen Kunstideals auffaßt.

Die beiden letzten Studien führen uns von der Kunst zu Schiller dem Philosophen zurück. Inwiefern der Geschichtschreiber des Materialismus, Friedrich Albert Lange, sein Rüstzeug für die Kritik des Materialismus nicht nur aus Kant, sondern auch aus Schillers idealer Gedankenwelt entlehnt hat, das zeigt

Digitized by Google

Frau J. Talayrach d'Eckardt in einem mit Sachkenntnis und Scharfsinn geschriebenen Aufsatz. Endlich beschäftigt sich die Studie von Albert Lévy mit dem allzufrüh verstorbenen kühnen Denker Heinrich von Stein, einem schwärmerischen Schillerverehrer, der als Schüler Wagners in den Dramen von Maria Stuart bis Wilhelm Tell gleichsam Vorstufen zum Parsifal erblickt und aus Schillers Ästhetik den rein menschlichen, musikalischen und metaphysischen Charakter des Kunstwerks zu begründen versucht.

Für uns deutsche Leser — das mag zum Schlusse noch über die Wahl der Themata bemerkt sein — wäre es wohl interessanter gewesen, aus französischer Feder den Einfluß Schillers auf die jetzige französische Literatur geschildert zu sehen. Aber sind nicht diese Aufsätze selbst der beste Beweis dafür, wie Schillers Idealismus noch heute in Frankreich die auf das Ideale gerichteteten Geister anzieht? Von Herzen wünschen wir der neuen Zeitschrift den besten Erfolg diesseit und jenseit der Vogesen.

Berlin. Johannes Schmidt.

---

1) **Graesers Schulausgaben klassischer Werke.** Leipzig 1905, B. G. Teubner.

1. **Schillers Gedichte.** Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von **Ambros Mayr.** 12.—14. Tausend. VIII u. 122 S. 8. 0,50 *M*.
2. **Goethe, Dichtung und Wahrheit.** In Auswahl. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von **Leo Smolle.** 8.—10. Tausend. XII u. 83 S. 8. 0,50 *M*.

Die Gedichte Schillers verteilt der Herausgeber auf drei Zeiträume. Die erste Periode (1780—84; in der vorliegenden Auswahl 1—7) umfaßt die Jugendgedichte (stürmischer Geist der siebziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts). In der zweiten Periode (1785—1790; in der Auswahl 8—11) „erreicht der Schwung des Geistes schon reinere Höhen", insofern sich Schiller an die Welt der Griechen anlehnt. Die dritte Periode, umfassend die sogenannten Ideendichtungen Schillers, ist in der vorliegenden Auswahl am reichlichsten (70 Nummern einschließlich der Epigramme) bedacht. Die Höhe wird nach des Herausgebers Urteil im Spaziergang und im Liede von der Glocke erreicht. Die Auswahl will der Jugend das Beste und Edelste der Schillerschen Muse spenden und soll noch nach der Schulzeit für Jünglinge und Jungfrauen ein freundlicher Lebensbegleiter sein. Aber auch der Lehrer wird manches für die Behandlung von Gedichten im Unterrichte lernen können. Denn die gehaltvollen Anmerkungen kennzeichnen äußerst knapp Gedanken und Inhalt der einzelnen Gedichte, geben dann in derselben Knappheit ästhetische und sprachliche Erörterungen, immer unterbrochen von Fragen, die den Schülern zur Beantwortung gestellt werden.

Digitized by Google

Von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ sind, wie der Herausgeber ausführt, die ersten drei Teile in den Jahren 1811—1814 erschienen, der vierte Teil wurde erst im März 1831 beendet und erschien im Druck nach dem Tode des Dichters. Weitere Abschnitte der Einleitung sprechen über Quellen und Inhalt des Werkes und über die Behandlung des Stoffes in teilweisem Anschluß an Hettners Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts. Die Aufnahme des Werkes war wegen des darin waltenden echt deutschen Geistes eine enthusiastische: Goethe schuf damit „ein wahres Erbauungsbuch für alle Gebildeten und geistig Strebenden“. Der Text ist behufs leichterer Übersichtlichkeit gegliedert in vier Gruppen mit den Überschriften: Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Frankfurt und Wetzlar. Die Auswahl ist geschickt. Indessen ist nicht recht ersichtlich, warum die Bücher 4, 14, 15, 16, 17 ganz ausgeschaltet sind. Die Anmerkungen ergänzen in angemessener Weise die vom Dichter dargestellten Verhältnisse.

2) **Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.** Wien (F. Tempsky) und Leipzig (G. Freytag) 1904 und 1905.

1. **Schiller, Maria Stuart.** Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Edmund Aelschker**. Erste Auflage, Dritter Abdruck in neuer Rechtschreibung. 171 S. 8. 0,80 ℳ.
2. **Schiller, Wallenstein.** Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Franz Ullsberger**. Mit einem Kärtchen. Dritte Auflage. 352 S. 8. 1,25 ℳ.
3. **Lessing, Laokoon** oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Martin Manlik**. Mit einer Abbildung. Erste Auflage, zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung. 128 S. 8. 0,60 ℳ.
4. **Die Lyrik des 19. Jahrhunderts.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Heinrich Spieß**. 232 S. 8. 1,50 ℳ.

Die ersten beiden Ausgaben sind in der Hauptsache wörtliche Abdrucke früherer Auflagen beziehentlich Abdrucke. Die Einleitung zu Maria Stuart beginnt mit einem geschichtlichen Überblick (dazu Stammtafel der Häuser Tudor und Stuart); dann folgen Bemerkungen über Entstehung des Dramas, Behandlung des Stoffes. Aufbau der Handlung, Charaktere, Abweichungen von der Geschichte, Zeit und Ort der Handlung, Sprache und Metrum. Wenn S. 19 gesagt ist: „Hat sie (Maria) das Schicksal durch Bothwells Tod von einem verbrecherischen Ehebunde befreit, so malt sie der Dichter auch nicht als Mutter ..... Aber auch als Königin wollte sie der Dichter eigentlich nicht zeichnen“, so fragt man notwendig: als was hat sie denn der Dichter gemalt? Auch würde der Unterzeichnete die dramatische Zusammendrängung der in Wirklichkeit weit auseinander liegenden Begebenheiten keinesfalls als eine Abweichung von der Geschichte (vgl. S. 20) bezeichnen. Die Anmerkungen sind angemessen und auch meist knapp gehalten — 732 „Themis wird als Gerechtigkeitsgöttin mit Schwert und Wage dargestellt“ konnte wegbleiben —. Aus

Digitized by Google

der ziemlich umfangreichen Einleitung zum Wallenstein sei nur weniges hervorgehoben. Zunächst bedurfte es nicht der zahlreichen, oft recht künstlich konstruierten Gründe, um zu beweisen, daß „Wallenstein“ vielmehr als Charaktertragödie, nicht als Schicksalstragödie zu fassen sei. Ebenso ist es ohne Belang zu behaupten, daß Wallenstein sich vermöge seines ehrsüchtigen Charakters auch ohne Dazwischenkunft der Gräfin Terzky für die verräterische Tat würde entschieden haben. Tatsache vielmehr ist, daß die Gewissensskrupel, die ihn doch im tiefsten Grunde vom Verrate abhielten, erst durch die dämonische Sophistik der Gräfin zerstreut werden. Daß der „Wallenstein“ fälschlich als Trilogie bezeichnet werde, ist richtig; auch ist das Stück kein Doppeldrama im Sinne Gustav Freytags, und die Liebesszenen — nach Hegel die sittliche Substanz dieser Tragödie — sind „kein überflüssiger Bestandteil der Dichtung, keine Episode in dem Sinne einer entbehrlichen Zutat“. Die Anmerkungen — auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden. — haben den Vorzug, daß sie vor jedem Aufzuge eine Gliederung desselben bieten.

Die vorliegende Ausgabe von Lessings „Laokoon“ enthält nur eine Auswahl. Wenn der Verfasser die Erläuterungen, „in denen Lessing namentlich zur Winckelmannschen Geschichte der Kunst des Altertums Stellung nimmt“, desgleichen die letzten vier Abschnitte, wo Lessing einige Fehler Winckelmanns aufzudecken sucht, aus seiner Ausgabe ausscheidet, so kann man ohne weiteres zustimmen. Wenn aber auch andere Abschnitte ausgeschieden werden, so bedurfte das zur Orientierung des Lesers einer wenn auch nur kurzen Begründung. Die hübsche Einleitung behandelt in äußerst knapper Form die Sage von Laokoon, den leidenden Laokoon in der Dichtkunst, die Marmorgruppe: Laokoon — S. 7 „Gegenwärtig weiß man aus einer jüngst aufgefundenen Inschrift, daß die Gruppe der Diadochenzeit [der Nachblüte der griechischen Bildhauerkunst], angehört“, die eingeklammerten Worte bleiben besser weg —, weiter den Zweck des Laokoon, Ansichten über bildende Kunst und Poesie vor Lessing, Entstehung des Laokoon, Aufnahme und Wirkung des „Laokoon“ — S. 18 „das Gesetz, der Dichter soll nicht malen, ist heutzutage allgemein anerkannt“, sollte das wahr sein? —, endlich die Methode im „Laokoon“ und die Sprache. Die Anmerkungen sind knapp gehalten und angemessen, nur ist es auffallend, daß die Beschreibung des Schildes des Achilles bei Homer und Vergil in einer mehr als neun Seiten umfassenden Übersetzung eingefügt wird.

„Die Lyrik des 19. Jahrhunderts“ von Spieß stellt sich im Gegensatz zu der Sammlung von Consbruch und Klincksieck die Aufgabe, nur 23 Autoren — Referent zählt 22 — mit desto mehr Gedichten zu berücksichtigen. Schwierig wird es ja stets sein, durch solche Auswahl die Leser zu befriedigen, da jeder je

Digitized by Google

nach Individualität bald diesen oder jenen Dichter berücksichtigt, bald dieses oder jenes Gedicht weggelassen oder hinzugefügt wissen möchte.

Die Einleitung gibt zunächst ganz knappe Biographien des einzelnen Dichters, um dann um so ausführlicher in recht geschmackvoller und feinsinniger Weise ihren Wert und ihre Eigenart zu kennzeichnen. Nur versteht man nicht, warum Ferdinand Freiligrath, von dem doch drei seiner besten Gedichte der Sammlung eingefügt sind, in der Einleitung übergangen ist. Denn was S. 24 im Anschluß an Geibel über diesen Dichter gesagt ist, kann doch unmöglich dem formgewandten und phantasievollen Freiligrath gerecht werden. In der Auswahl selbst, der wir eine recht weite Verbreitung wünschen, berührt es wohltuend, daß — dem Geiste der Lyrik entsprechend — von erklärenden Anmerkungen abgesehen ist.

3) Deutsche Schulausgaben herausgegeben von J. Ziehen. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann. Band 36. Zriny, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner, herausgegeben von Hugo Schladebach. Mit 2 Illustrationen und einem Faksimile der Originalhandschrift. 104 S. 8. 0,80 ℳ.

Die Einleitung beginnt mit „Körners Leben“ und mit den geschichtlichen Voraussetzungen zu „Zriny“ und ihrer dichterischen Gestaltung. Wenn der Herausgeber im folgenden Kapitel „Der tragische Gehalt des Zriny“ bemerkt: „Es fehlt dem Drama der Faktor der seelischen Erschütterung, welche durch das Werden der Charaktere hervorgerufen wird“, so wolle man auf diesen Mangel nicht so viel Wert legen. Denn von diesem Gesichtspunkte aus würden auch gerade die anerkannt besten griechischen Tragödien als mangelhaft bezeichnet werden müssen. Im übrigen werden die offenbaren Mängel des Körnerschen Dramas richtig gekennzeichnet, aber auch das Herzerquickende dieser Dichtung wird gebührend hervorgehoben. Weiter wird im strengen Anschluß an die Freytagsche Theorie — Referent ist kein Freund derselben — der geschickte Aufbau der Handlung erörtert. Ein Kapitel über Quellen und Bearbeitungen des „Zriny“ nebst Aufzählung der verwendeten literarischen Hilfsmittel beschließt die Einleitung, die der Unterzeichnete mit vielem Interesse gelesen hat. Die mit Recht äußerst knapp gehaltenen Anmerkungen stehen unter dem Texte, nicht, wie bei den meisten heutigen Schulausgaben, in einem dem Texte beigefügten Anhange. Ersteres erleichtert die Benutzung wesentlich.

2) Dreizehnlinden von F. W. Weber. Mit Erläuterungen des Verfassers. Billige Ausgabe. Mit Porträt. 11.—20. Tausend. Paderborn 1905, Ferdinand Schöningh. 264 S. 8. 2,50 ℳ.

3) Kommentar zu F. W. Webers Dreizehnlinden. Für Schule und Haus. Von J. B. Feitel. Paderborn 1905, Ferdinand Schöningh. 79 S. 8.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Verlagshandlung, daß

Digitized by Google

sie das formvollendete Epos des westfälischen Sängers durch eine billigere Ausgabe — die Salonausgabe, jetzt in 125. Auflage, wird auch weiter zu haben sein — nun auch der Schule zugängig gemacht hat. Möge dadurch noch mehr als bisher der Kreis der Leser wachsen, welche in Webers Dichtung „Dreizehnlinden“, die in 27 Jahren 126 Auflagen erlebte, poetische Anregung und religiöse Erbauung finden. Der Kommentar von Professor Feitel bringt in seinem ersten Teile den Lebenslauf des Dichters, der, am 25. Dezember 1813 im Dorfe Alhausen im Kreise Höxter in bescheidenen Verhältnissen geboren, nach Absolvierung des Paderborner Gymnasiums in Greifswald und Breslau Medizin studierte. Wier erfahren, daß er dann nach einer längeren Reise nach dem Süden in Driburg und Lippspringe als Arzt praktizierte, daß er vom Jahre 1862 ab dreißig Jahre lang den Wahlkreis Warburg-Höxter im Berliner Abgeordnetenhause zu vertreten hatt e und sich von da ab sein Leben zwischen Driburg, Lippspringe und Berlin bewegte, daß er weiter auf den Wunsch eines vorneh men Patienten das Schloß Thienhausen bewohnte, immer der ärzt ichen Praxis und der Poesie obliegend, daß er endlich im Jahre 1887 von Thienhausen nach dem mehr südlich gelegenen Nieheim übersiedelte, wo er in seiner Villa am 4. April 1894 starb. „In den erstarrten Fingern hielt er noch jenes einfache Holzkreuzlein, das er sich selbst aus Haselzweigen geschnitzt hatte, bevor er die Heimat verließ, um nach Greifswald zu gehen und dort sein Studium der Medizin zu beginnen“. Bis zum letzten Atemzuge ein wahrhaft liebenswürdiger katholischer Christ!

Der 2. Abschnitt des Kommentars gibt Erläuterungen hauptsächlich sprachlicher Art (manches ist überflüssig, wie z. B. die Bemerkungen über „Zwerge“, „Pergamente“, „Moloch“ usw.). Der 3. Abschnitt enthält ästhetische Bemerkungen: Lob der Presse, Zweck der Dichtung: „Sie will den endgültigen Sieg der milden Lehre des Kreuzes über den heidnischen Trotz und Aberglauben verherrlichen“. Nach einer kurzen Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge wird hauptsächlich erörtert, „daß der Dichter den Charakter Elmars auch in bezug auf die Beschaffenheit des Geistes im Laufe der Erzählung und Handlung nach den Regeln der Kunst entwickelt, bis er klar vor unseren Augen steht“. Mit einer Mahnung an den Leser, daß er sich durch die glatten, wohlklingenden Strophen ja nicht zu einer raschen, flüchtigen Lektüre der Dichtung verleiten lassen solle, schließt der ansprechende Kommentar.

Chemnitz. Bernhard Arnold.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Leipzig, 1906, G. Freytag. VI. Teil (Obersekunda) 1. Halbband: Poesie. VIII u. 204 S. 8. geb. 3 ℳ. 2. Halbband: Prosa. IV u. 186 S. 8. geb. 1,60 ℳ. VII. Teil (Prima) VI u. 336 S. 8. geb. 3 ℳ.

Der erste Halbband des Obersekunda-Teiles enthält als Poesie

den Stoff für die mittelhochdeutsche Lektüre, die sich der Herausgeber als Klassen- und Privatlektüre denkt. Als Mitarbeiter ist neben Lehmann Herr Dr. Joh. Lochner tätig gewesen, der Anmerkungen und Wörterbuch selbständig geliefert und die Texte vorbereitet hat. Ob eine Privatlektüre der mhd. Dichtungen möglich und empfehlenswert ist, scheint mir sehr fraglich; für eine solche würden m. E. weder Anmerkungen noch Wörterbuch genügen; übrigens ist die Auswahl so verständig getroffen, daß alles in der Schule behandelt werden kann.

Die Texte sind nach den besten Ausgaben abgedruckt und, wenn ich nach einer genauen Vergleichung der Texte aus Minnesangs Frühling urteilen darf, sorgfältig wiedergegeben. Wo der Herausgeber von Lachmann abweicht, geschieht es entweder in Rücksicht auf eine Normierung der Orthographie für das ganze Buch, oder es sind aus anderen triftigen, leicht ersichtlichen Gründen andere Lesarten gewählt. Nur an einer Stelle ist von allen Lesarten abgewichen (Nr. 33 Z. 2 u. 6), aber gerade hier zeigt sich, wie sorgfältig bei der Herstellung des Textes vorgegangen ist.

Auch gegen die getroffene Auswahl läßt sich kaum etwas einwenden. Nur hätte ich bei den Kürenberger Liedern, die doch wohl nur wegen ihrer Beziehung zur Nibelungenfrage gebracht werden, dann auch noch M. F. 8, 1 abgedruckt; auch von Spervogels Strophen hätte man vielleicht einige andere wählen können (M. F. 20, 17. 21, 13 als Beispiele für Priamel). Die Gedichte Walthers, 53 an der Zahl, sind unter den Überschriften: Leben und Wandern, Vaterland, Gott und Welt, Lenz und Liebe, sehr geschickt zusammengestellt, und die Auswahl bringt gewiß alles Wünschenswerte. Warum aber ist auch hier wieder das einfachste und doch kunstvollste aller Lieder Walthers (Lachm. 39, 11) weggelassen? Ihm wäre um so mehr Aufnahme zu wünschen, als auch bei der Auswahl der übrigen Lieder alles Sinnliche so peinlich vermieden ist, daß man leicht einen gar zu ungünstigen Eindruck gewinnen kann von einer Literatur, die für unsern Geschmack immer noch konventionell und steif genug ist. Die pädagogischen Gründe, die zu einer derartigen Vorsicht bei der Auswahl von Gedichten führen, kenne ich sehr wohl. Aber ist es denn wirklich so schädlich, wenn der Jüngling Natürliches in poetischer Gestalt bei taktvoller Behandlung durch den Lehrer erfährt? Für viel schlimmer halte ich es, wenn derartige Dinge künstlich ferngehalten und dann in häßlicheren Formen um so gieriger verschlungen werden. Das gilt auch sonst für Ausscheidung sogenannter „anstößiger“ Stellen, auf die oft erst dadurch aufmerksam gemacht wird. Vielleicht sind wir mit übertriebener Vorsicht hier, wie so oft, gerade auf dem unrichtigen Wege. Hoffentlich bringt uns eine spätere Ausgabe das Lied (das übrigens in einer so verbreiteten Sammlung wie Avenarius' Hausbuch deutscher Lyrik Aufnahme gefunden hat).

Digitized by Google

Für ein Verdienst halte ich es, daß auch von der Lyrik nach Walther, insbesondere von Neithard, einiges gebracht ist. Ob die dann folgenden lehrhaften Dichtungen (Winsbeke, Welscher Gast, Freidank, Boner) nicht besser zur epischen Dichtung gehören, darüber soll nicht gerechtet werden. Erfreulich ist, daß auch aus ihnen schöne Proben gegeben sind.

Mit dem epischen Teil kann ich mich nicht ebenso einverstanden erklären, wie mit dem lyrischen, wenn auch hier die Tendenz zu erkennen und zu billigen ist. Es soll eben auch hier möglichst von allem etwas geboten werden. Da hätte aber wohl zunächst mit Rücksicht auf den im Vorwort betonten „Längsdurchschnitt" durch die Sprache wenigstens das gotische Vaterunser und das Hildebrantslied Platz finden sollen. Sodann hat unter dem genannten Gesichtspunkte das Nibelungenlied zu viel eingebüßt. Von ihm muß meiner Meinung nach die Behandlung des Mittelhochdeutschen ausgehen; es ist das bedeutendste Werk, das einzige, das wir den griechischen Epen an die Seite stellen können. Zu diesem Zwecke muß es in seiner Gesamtkomposition als Kunstwerk erscheinen. Das ist aber bei der hier getroffenen Auswahl nicht möglich. Leider ist gerade der erste, schönere Teil stark gekürzt. Die Jugend Sigfrids, die erste Begegnung zwischen ihm und Chriemhilde, die Episode vom Sachsenkrieg und der Streit der Königinnen sollten im Buch enthalten sein; erst dann wäre es möglich, den kunstvollen Aufbau des Ganzen zum Schluß klar zu machen. Im 2. Teile ist das Wichtigste und Schönste vorhanden, durch Hinzufügung weniger Strophen würde auch hier der Zusammenhang hergestellt und der Eindruck eines in sich geschlossenen Kunstwerkes gewonnen werden können. Der Text ist auch hier sorgfältig, und zwar verständiger Weise nach der Handschrift A, wiedergegeben.

Zu billigen ist es, daß aus Gudrun, die man mit Unrecht oft dem Nibelungenepos zur Seite stellt, nur eine knappe Auswahl geboten wird. Ebenso geben die Proben aus Spielmanns-, Tier- und höfischem Epos charakteristische Bilder von diesen Dichtungsarten. Aus Parzifal läßt sich schwer ein kurzes Stück auswählen; man hat ihn wohl nicht ganz weglassen wollen.

Anhang I bringt als Abschluß des Ganges durch die ältere deutsche Sprache einiges von Hans Sachs, als Ergänzung sollen die Proben der Sprache Luthers im 2. Halbbande dienen. Dann folgt als Anhang II eine gute Auswahl aus modernen Dialektdichtungen, die uns die Sprache von Mecklenburg, Holstein, Bayern, Schwaben und Österreich repräsentieren. Etwas derartiges hätten schon die früheren Teile bringen sollen.

Die Anmerkungen sind nicht aufdringlich, wie das sonst in Schulbüchern leider so häufig der Fall. Manches hätte noch wegfallen können, z. B. die Bemerkung, daß beslozzen von besliezen kommt u. a. Das Wörterbuch dächte ich mir, nament-

Digitized by Google

lich wenn es auch dem Selbststudium dienen soll, etwas anders; wie, mögen einige Beispiele zeigen. Wenn sowohl bei selwen als bei velwen nur „entfärben“ angegeben wird, so genügt das nicht: der Hinweis auf ahd. salo im einen, auf nhd. falb im anderen Falle wäre sehr lehrreich. allez „durchaus“ müßte wenigstens als adverbialer Genitiv erklärt werden. Bei Alman „Deutscher“ genügt die in Klammer beigefügte Bemerkung Alemanne und frz. Allemand, um auf den Zusammenhang hinzuweisen. ambet Amt könnte als keltisches Lehnwort charakterisiert werden. hinter ar „Adler“ wäre Edel-ar am Platze. Es wären dies kurze Bemerkungen, die meist nur den ohnehin leerbleibenden Raum der Spalte ausfüllten, durch die man aber das Verständnis wesentlich förderte und dem Vorgange von Menge und Stowasser folgte. Dies soll indessen kein Tadel, sondern nur eine Anregung für später sein.

Im übrigen scheint mir dieses mhd. Lesebuch einen Fortschritt gegenüber den bisherigen zu bedeuten, und es wird hoffentlich dazu beitragen, diesen leider noch arg vernachlässigten Unterrichtsgegenstand zu fördern. Die Bedeutung dieses „Schmerzenkindes“ unter den Unterrichtsfächern hat auch diese Besprechung etwas ausführlicher werden lassen.

Der 2. Halbband bringt in seiner Auswahl deutscher Prosa zunächst eine Anzahl von Abhandlungen zur Geschichte und Kultur des Altertums, die eine gute Unterstützung für den Geschichtsunterricht bilden können und so ausgewählt sind, daß sie sich ohne weiteres zur Privatlektüre eignen. Mit Freude begrüßen wir neben den geradezu klassischen Abschnitten aus Curtius (Griechenland) und Mommsen (Das alte Italien und eine Reihe von Charakteristiken aus der römischen Geschichte) auch moderne Darstellungen, wie „Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen“ aus Belochs Griechischer Geschichte und kultur- und kunstgeschichtliche Abhandlungen aus Lübke und Springer. Von diesen mag besonders der nach Form und Inhalt vollendete Vortrag von Wilamowitz über Olympia genannt sein.

Die Stücke des 2. Abschnittes zur deutschen Kultur, Sprache und Dichtung dienen zur Ergänzung des Unterrichtes in der deutschen Literaturgeschichte. Die älteren Meister der deutschen Philologie, Jak. und Wilh. Grimm, Scherer und auch Uhland kommen hier zu Worte, während eine Reihe von anderen Abhandlungen dem von dem Lehrplänen geforderten Ausblick auf nordische Mythologie und Sage gerecht werden. Zur deutschen Kulturgeschichte sind mit Recht Perlen aus Freytags Bildern a. d. d. V. abgedruckt; eine Analyse des Parzifal von Wilh. Hertz bildet eine wilkommene Ergänzung zu der kleinen Probe aus dieser größten mittelalterlichen Dichtung, während der Abdruck von Luthers Brief an die Ratsherrn deutscher Städte, wie gesagt, den Gang durch die deutsche Sprache beendet, den wir im ersten

Digitized by Google

Bande mitmachten. Es folgen auf 35 Seiten schließlich Abhandlungen zur Erdkunde und Naturwissenschaft, die im VII. Teil einen breiteren Raum einnehmen (55 S.).

Auch dieser bringt eine Auswahl von Abhandlungen zur Geschichte und Kulturgeschichte, und zwar diesmal natürlich zur deutschen. Die Auswahl scheint mir nicht ganz so glücklich wie im vorigen Teile, weil moderne Forscher weniger zahlreich vertreten sind; vor allem bedaure ich, daß Lamprecht ganz fehlt. Indessen bietet dieser Teil eine ebenso willkommene Unterstützung für den Geschichtsunterricht durch Privatlektüre, wie der Teil zur Literaturgeschichte und Ästhetik eine solche durch Klassenlektüre abgeben kann. Auf Einzelheiten verzichte ich. Wer sich für eine schöne Zusammenstellung von Abhandlungen zur Literatur und Ästhetik interessiert, lese die Überschriften, vielleicht liest er dann mit Genuß auch manche Abhandlung, die ihm noch nicht bekannt und sonst nicht bequem zugänglich ist.

Zum Schluß aber noch ein Wort über die Abhandlungen zur Erdkunde und Naturwissenschaft. Die Art der Auswahl entzieht sich meiner Beurteilung. An welcher Stelle des Unterrichts aber sollen die Aufsätze ihren Platz finden? Denn als Privatlektüre sind sie, abgesehen von einigen geographischen, doch nur für Schüler geeignet, die sich speziell für exakte Wissenschaften interessieren und dafür begabt sind. In der Klasse aber könnten sie nur vom Lehrer der Naturwissenschaften behandelt werden; denn für den Lehrer des Deutschen wird sich nach meiner Erfahrung höchstens in einer Vertretungsstunde Zeit finden, und selbst dann greift er lieber nach einer der geschichtlichen Abhandlungen, da eine eingehende Vorbereitung nach Lage der Dinge in diesem Falle nicht gut möglich und ohne diese eine ersprießliche Behandlung ausgeschlossen ist. Der Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften aber hat wohl mit der Vorführung und Einprägung seines Stoffes genug zu tun, er hat ihn vor allem vorzuführen und exakte Methode daran zu lehren, wird also für schulmäßige Interpretation guter Abhandlungen aus seinem Gebiete selten Zeit haben. Die Abhandlungen eignen sich also im wesentlichen zur Privatlektüre für die Schüler, die ohnedies speziell auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften arbeiten, und diesen kann die Schüler- und Lehrerbibliothek, die Privatbibliothek des Lehrers und schließlich jede öffentliche Bibliothek größere Dienste tun. Dies bitte ich im Sinn einer Anfrage und nicht einer Kritik ansehen zu wollen. Ein näheres Eingehen darauf würde zu einer eingehenden Behandlung der Frage des Lesebuches in den oberen Klassen führen und somit über den Rahmen einer Besprechung hinausgehen.

Kassel. Carl Heinze.

Digitized by Google

W. Wunderer, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. Teil I: Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg 1905, Buchners Verlag. XVI u. 404 S.

Das Buch will speziell bayerischen Gymnasien dienen, in denen der Schulordnung entsprechend in Prima zur Belebung des Unterrichts in der Literaturgeschichte Proben aus den Dichtungen mitgeteilt werden sollen. Der Verfasser denkt sich den Gebrauch so, daß der Schüler vor oder nach der betreffenden Lehrstunde die Lesestücke zu Hause durchliest. Diesem Zwecke entspricht das Buch im wesentlichen durchaus, und man wird es auch auf nichtbayerischen Schulen verwenden können; doch ist auffallend, daß von Goethe 75 Seiten geboten werden, von Schiller — und zwar nur aus dem Briefwechsel — bloß 12 Seiten; gar nichts findet sich z. B. von Paul Gerhardt, Voß, Matthias Claudius, Hebel, Mörike, dagegen von König Ludwig I. neun Nummern! Auch die neueste Dichtung, wie sie z. B. in der bei Voigtländer erschienenen Sammlung „Vom goldenen Überfluß“ zu finden ist, mußte mehr zu ihrem Rechte kommen.

Kassel. K. Endemann.

W. Splettstößer, Deutsche Sprachübungen für die Vorschulen höherer Lehranstalten. Berlin 1906, Trowitzsch & Sohn. 3 Hefte: Heft 1 für das erste Schuljahr. 32 S. 0,55 *M*; Heft 2 für Oktava. VIII u. 96 S. 1 *M*; Heft 3 für Septima. VIII u. 116 S. 1 *M*.

Der Verfasser hat in einem Begleitwort die Grundzüge seiner Sprachübungen dargelegt. Dem gewissenhaften Beurteiler wird sich jedoch auch ohne dieses Begleitwort bei Durchsicht der Hefte die Überzeugung aufdrängen, ein ganz eigenartiges Werk in Händen zu haben, dem man ein gründliches, sorgfältiges Studium schuldig ist. Es sind zum Teil neue Wege, die der Verfasser geht; so will er bereits im Laufe des 1. Schuljahres die besonderen Rechtschreibeübungen von den eigentlichen Leseübungen loslösen und gesondert betreiben. Man wird dieses Verfahren nur billigen können; denn nur unter dieser Voraussetzung ist es wirklich möglich, für das Rechtschreiben im ersten Schuljahr ein bestimmtes, klar abgegrenztes Ziel, nämlich das lautrichtige Schreiben, aufzustellen und auch zu erreichen. Das Verquicken des Lesens und Schreibens während des ganzen ersten Schuljahres muß in den kleinen Köpfen Verwirrung erzeugen, da sie sich bei den Abschreibeübungen schon fortgesetzt mit Dehnung, Schärfung usw. plagen müssen, ohne im lautrichtigen Schreiben einigermaßen sicher zu sein. Für letzteres bietet das erste Heft der „Sprachübungen“ ausreichenden und grundlegenden Übungsstoff in vorzüglicher Anordnung nach sachlichen und lautlichen Gesichtspunkten. Die Übungssätze wie die kleinen Lesestücke sind inhaltlich dem geistigen Standpunkt der Schüler durchaus angemessen; die lautgetreue Schreibung ist überall streng durchgeführt.

Das zweite Heft der Sprachübungen beschreitet ganz neue

Digitized by Google

Bahnen; es stellt den Versuch dar, den deutschen Unterricht mehr als bisher zu konzentrieren, Grammatik und Orthographie nicht nebeneinander in gesonderten Lehrgängen zu betreiben, sondern durch fortgesetzte wechselweise Beziehung beider Gebiete eins durch das andere zu fördern und zu befestigen. Die Art und Weise, wie der Verfasser dies zu erreichen sucht, zeugt von großer Geschicklichkeit und verdient volle Anerkennung. Zwar erscheinen, rein äußerlich betrachtet, die Lehrgänge dieser beiden Stoffgebiete nicht so klar und übersichtlich, wie bei dem bisherigen Verfahren; doch das ist kein Nachteil. Ich möchte vielmehr behaupten, daß durch das fortwährende Ineinanderschieben grammatischer und orthographischer Stoffgebiete ohne äußere Rücksicht auf ihre Gliederung nach rein grammatischen oder orthographischen Gesichtspunkten die ganze Materie für die Schüler etwas Lebensvolles und Interessantes gewinnt, wodurch sein Eifer angespornt wird. Der Verfasser hat sorgfältig darauf geachtet, daß nichts fehlt, was zum Pensum dieser Klasse gehört.

Das dritte Heft der „Sprachübungen" sucht Orthographie und Grammatik zu einem gewissen Abschluß zu führen. Beide Stoffgebiete finden auf dieser Stufe wieder gesonderte Behandlung, wobei sich das orthographische Pensum hauptsächlich um die einzelnen Vokale gruppiert, wozu dann noch als besondere Schwierigkeiten einige Endsilben, die S-Laute und fremdartige Lautbezeichnungen (x, ph, y usw.) treten. Im grammatischen Teil sind die einzelnen Wortarten und die Teile des erweiterten Satzes eingehend behandelt. Überall ist auf sorgfältige Wiederholung des Lehrstoffes der zweiten Klasse Bedacht genommen worden; für jedes Gebiet finden wir ausreichendes Übungsmaterial. Man hat auf Schritt und Tritt die Empfindung, daß die „Sprachübungen" nicht am grünen Tisch entstanden, sondern aus der Unterrichtspraxis hervorgewachsen sind. Dazu hat die Verlagsbuchhandlung durch klare Anordnung des Druckes und übersichtliche Inhaltsangabe dem Lehrer die Orientierung sehr erleichtert und auch in bezug auf Einband, Papier und Druck die Hefte vorzüglich ausgestattet.

Schließlich erwähne ich noch, daß ich in den „Sprachübungen" ein unentbehrliches und vorzügliches Hilfsmittel für den deutschen Unterricht nicht nur in den Vorschulklassen sehe; ihre praktische Brauchbarkeit dürfte sich in demselben Maße für alle die Schulen erweisen, in denen nach drei- bis vierjährigem Unterricht in der Muttersprache die Erlernung einer Fremdsprache einsetzt, also auch in den höheren Töchterschulen und in den Mittelschulen; denn in diesen Schulen kommt es ebenso sehr wie in den Vorschulen darauf an, daß die Schüler die Elemente ihrer Muttersprache richtig erkennen und mit Bewußtsein richtig gebrauchen lernen.

Wilmersdorf b. Berlin. Ferdinand Pudel.

Griechische Tragödien übersetzt von **Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff.** Bd. VIII. Euripides Der Kyklop. 62 S. 0,80 *M.* Bd. IX. Euripides, Alkestis. 95 S. 1 *M.* Bd. X. Euripides, Medea. 97 S. 1 *M.* Bd. XI. Euripides, Troerinnen 107 S. 1,20 *M.* Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung.

Die vorliegenden Bändchen bilden die Fortsetzung der von demselben Verfasser herausgegebenen Übersetzungen griechischer Tragödien. Sie bringen ausschließlich Dichtungen des Euripides, und zwar solche, die ein besonderes Interesse dadurch in Anspruch nehmen, daß sie gewissermaßen vier verschiedene Typen von Euripides' dramatischer Dichtung darstellen, die, wenn auch nicht der Zeitfolge ihrer Entstehung, doch ihrem Wesen nach eine gewisse Reihenfolge der Entwicklung bilden, zum Teil auch dadurch, daß sie bis in die Neuzeit Dichter und Musiker zu erneuter Behandlung des von ihnen gebotenen Stoffes angeregt haben. Es wird uns zunächst der Kyklop geboten, ein Satyrspiel, das als einziges Beispiel dieser den Griechen eigentümlichen Form erhalten geblieben ist. Es weist noch den Bockschor auf, wie er in den Gestalten von Silenen und Satyrn sich dem Dionysosdienste angeschlossen hatte und den Ausgangspunkt für die Entstehung und Entwicklung des griechischen Dramas bildete (Einleitung zum Kyklop S. 8 ff.). Es folgt die Alkestis, die in der Tetralogie an die Stelle eines Satyrspieles trat, aber, wie v. Wilamowitz ausführt (Einl. zum Kyklop S. 13), in der Empfindung, daß die Satyrn als typische Personen verbraucht waren, auch für das letzte Stück der Tetralogie diesen Chor aufgab und gewissermaßen durch Herabstimmen des Tones und die Einführung lustiger Personen und Situationen dem bleibenden Bedürfnis des Publikums genügte. Diesem Gedanken entspricht hier das burleske Auftreten des Herakles und sein Kampf mit dem Tode, die sich in eigentümlicher Weise den Satyrspielen nähern, während im übrigen der Grundton der Tragödie festgehalten wird. An dritter Stelle stehen die Troerinnen, die ohne eine fortschreitende Handlung nur eine Reihe von Einzelbildern bieten, äußerlich durch den Stoff, das Schicksal der gefangenen Troerinnen, zusammengehalten und in gewissem Sinne um die dauernd auf der Bühne bleibende, aber durchaus passiv gehaltene Hekabe gruppiert, jedoch immerhin auf ein bestimmtes Ziel gerichtet (Einl. S. 7 u. 9). Den Schluß der Reihe bildet die Medea, eine vollendete Tragödie mit einer vom Dichter frei geschaffenen Handlung, in deren Entwicklung er sich wissentlich von der ihm vorliegenden Überlieferung entfernt hat.

Die Eigenart und Vorzüge der Übersetzungen, die v. Wilamowitz uns gegeben hat, sind so bekannt, daß es hier eines Wortes über sie nicht bedarf. Bei dem Streben, den Gedankeninhalt in einer dem Wesen unserer Sprache durchaus angemessenen Ausdrucksform wiederzugeben, sind, wie es mir vorkommt, die Abweichungen von dem Wortlaute des Originals stärker hervor-

Digitized by Google

tretend als früher; aber Anstoß daran habe ich ebensowenig genommen, wie an den Verkürzungen, die die wortreiche Ausdrucksweise des Euripides hier und da erfahren hat.

Einen wertvollen Teil der Bändchen bilden die Einleitungen, die, von beträchtlichem Umfange, fast die Hälfte des gesamten Raumes füllen und schon dadurch sowie durch ihren Inhalt Anspruch auf eine eingehendere Betrachtung haben. Wir finden hier ausführliche Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Mythen und mythischen Personen, die den Stoff zu den Dichtungen des Dramatikers lieferten. Dahin gehören besonders die Auseinandersetzungen, wie sich Göttergestalten aus Tiergestalten entwickelten (Kyklop Einl. S. 5 ff.) und auf welchem Wege Götter zu den Menschen wurden, die der Dichter auf die Bühne brachte. Bemerkenswert ist hier namentlich die Auffassung des Verfassers, die in der Alkestis und der Medea die Hauptpersonen mit den Gottheiten der Unterwelt in Verbindung setzt. Admetos, der Unbezwingliche, ist der Tod, nicht der Töter, sondern der Herr, der tief im Erdenschoße über dem Leben waltet; das Mädchen, die Kora des Unbezwinglichen, ist zugleich Kora-Persephone und Artemis Brimo (Alk. Einl. S. 6). Die tiefsinnige alte Göttergeschichte hat ihre Heimat in dem thessalischen Pherae, die Dichter aber, die in erfindsamer Willkür diese Göttergeschichte in das Menschliche herabzogen, sind nicht Thessaler, sondern Angehörige des griechischen Mutterlandes, wo damals, als sie dichteten, Apollo als Hauptgott waltete, und diesen Gott brachten sie mit jener Sage in Verbindung. Der Verkehr Apollos mit Koronis, die durch ihn Mutter des Asklepios wurde und ihre Untreue gegen den Gott mit dem Tode büßen mußte, die Sage von der Tötung des Asklepios durch den Blitz des Zeus und von der daraus im weiteren Verlauf verhängten Verbannung Apollos in den Dienst des Admetos gaben die Mittel, die thessalische und die hellenische Sage in Verbindung zu bringen und eine Parallele in der Vermählung des Admetos und der Alkestis und dem Verhältnis des Unterweltgottes zu Persephone zu finden. Diese Andeutungen im einzelnen weiter auszuführen, überläßt der Verf. dem eigenen Nachdenken des Lesers (S. 12), aber es dürfte nicht jedem leicht sein, seinem Gedankengange zu folgen und fehlende Zwischenglieder so zu ergänzen, daß er zu einem unanfechtbaren Ergebnisse kommt.

Nicht ganz so kompliziert ist die Gedankenreihe, welche die Medea mit der Unterwelt in Verbindung bringt. Aietes als Bewohner und Beherrscher von Aea, d. i. *Αἶα*, der Erde, in deren Tiefen er wohnt, ist der Höllenfürst *Ἀίδης* = *Αἰήτης*, wie v. Wilamowitz mit Zustimmung zu der von Jakob Wackernagel aufgestellten Etymologie annimmt (Medea Einl. S. 13); die Tochter dieses Höllenfürsten ist Medea, und daher verfügte sie über die Künste der Hölle, über Tod und Leben. In diesem

Digitized by Google

fernen Fabellande fand nun das thessalische Märchen ein Ziel für die Abenteuerfahrt der Argo, und als die Ionier diese Sage in ihre epischen Stoffe aufnahmen und sie als Abbild ihrer eignen erobernden Küstenfahrten ausbildeten, setzten sie Aea nach Kolchis, den äußersten von ihnen im Osten erreichten Punkt. Mit dem Aufblühen von Korinth und der Ausdehnung seiner Seefahrten kam mit anderen epischen Stoffen auch die Sage von Medea nach dieser Stadt und schloß sich hier an den Kultus des Sonnengottes an. Medea ward eine korinthische Königstochter; irgend welche uns unbekannte Heroen, die im Haine der Hera begraben lagen, wurden für ihre Kinder erklärt, und später bildete sich die Legende, sie seien von den Korinthern, die sich die Herrschaft der Medea und ihres Geschlechts nicht wollten gefallen lassen, umgebracht worden. Und endlich trat in Athen eine Verbindung der Medea mit der Sage von Aegeus und Theseus ein. Dies sind die Elemente, die Euripides vorfand, für seine Tragödie verwendete und umformte und in freier Erfindung seiner Medea den Stempel der Kindesmörderin aufprägte, der dieser tragischen Gestalt für alle Zeiten geblieben ist.

Die Analysen der Dramen, die in den Einleitungen gegeben werden, sind so geistreich und feinsinnig ausgeführt, wie wir es bei v. Wilamowitz gewohnt sind. In unmittelbarem Zusammenhang steht auch die Nachforschung nach den Beziehungen, die sich zu den zur Zeit der Aufführung in Athen vorhandenen Zuständen und Stimmungen ergeben. So wird in der Einleitung zur Medea S. 33 f. darauf hingewiesen, daß Euripides damals, als der Ausbruch des Peloponnesischen Krieges drohte, „es ängstlich vermieden hat, irgend etwas wirklich Korinthisches hineinzutragen, kein Wort, das sich zu einer Demonstration mißdeuten ließ“. Ausführlich wird in der Einleitung zu den Troerinnen dargelegt, wie dieses Drama auf dem Boden der Stimmungen steht, die damals in Athen herrschten, als die Kraft und der Unternehmungsgeist des Volkes beeinflußt von Alkibiades zu der sizilischen Unternehmung hindrängte. Wenn nach v. Wilamowitz' Auffassung die Troerinnen den Eindruck machen müssen: Die Welt geht unter, geht unter in Sünden und Schanden, so hat Euripides so gedichtet als ein Prophet, der die Strebungen der Gegenwart in dem Abbilde der alten Heldensage schaute, dem sich da enthüllte, wie der Ausgang der größten Heldentat seines Volkes gewesen wäre. Wir lesen diese Erörterungen mit Interesse, vielleicht auch mit Zustimmung, allein wer will sagen, ob Euripides in seinen Zuhörern auch diese Gedanken und Empfindungen angeregt hat?

Die Darlegung der Charaktere in den einzelnen Personen ist klar und scharf, dem Zwecke wohl entsprechend, dem Leser der Übersetzungen das Verständnis der Euripeidischen Dichtungen zu erleichtern und namentlich zu zeigen, wie Euripides seinen Gestalten die Züge wirklicher Menschlichkeit zu geben verstand.

Digitized by Google

Letzteres tritt besonders in dem Abschnitte hervor, der das Wesen der Medea darlegt und aus ihren Entschlüssen und Handlungen nachweist (Medea Einl. S. 25 ff.). Überall sind die Charakterzüge sorgfältig gesammelt und in eine bestimmte Beleuchtung gestellt, mitunter in einer überraschenden Form. So erscheint z. B. Admetos als Grandseigneur und Majoratsherr, der durchaus den Pflichten und Ansprüchen seines Standes entsprechend handelt (Alkestis Einl. S. 27), Iason als ein ganz kalter Egoist, als ein schöner Mann, glatter Kavalier und kühner Abenteurer, der als solcher bei den Frauen immer Erfolg gehabt haben wird, der, als sich ihm die Gelegenheit bietet, durch eine vorteilhafte Heirat sofort eine gesicherte Stellung und in Bälde ein reiches Erbe zu erlangen, natürlich zugreift (Medea Einl. S. 23).

Ich habe bei den Einleitungen ihrer Bedeutung entsprechend länger verweilt, muß es mir dagegen versagen, auf Einzelheiten in der Übersetzung, die etwa einen Anlaß dazu bieten könnten, einzugehen, und will nur noch hinzufügen, daß auch diese Bändchen, wie die früher erschienenen, am Schlusse einige knapp gehaltene Bemerkungen zu dem griechischen Texte geben.

Die wertvolle Gabe, die wir hier erhalten, wird in weiten Kreisen mit demselben Beifall aufgenommen werden, den ihre Vorgänger sich erworben haben.

Berlin. B. Büchsenschütz.

---

1) **Thukydides.** Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearbeitet von **Christian Harder**. Erster Teil: Text. Mit 1 Titelbilde und 3 Karten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag (Wien, F. Tempsky). 282 S. 8. geb. 2 *M.*

Da ich die erste Auflage der Auswahl in ZG. 51. Jahrgang einer genaueren Besprechung unterzogen habe, kann ich mich bezüglich der vorliegenden zweiten Auflage kurz fassen. Während die Stücke des Anhangs, für deren Durchnahme schwerlich Zeit gefunden werden konnte, wenn man sie nicht gelegentlich als Vorlage für Klassenarbeiten benutzen wollte, fortfielen, sind einige Abschnitte aus Thukydides selbst hinzugefügt, was zu billigen ist: I 119—124. 125—146. II 59—64. III 36—50. IV 3—6. 8—23. 26—41. V 84—116. Die Inhaltsangaben am Rande sind beseitigt. An Kartenbeilagen enthält das Buch jetzt eine Karte des Kriegsschauplatzes in Griechenland und Kleinasien, zwei Plänchen von Athen, je eine Skizze für Pylos-Sphakteria und Syrakus. Mit Recht hat der Herausgeber jetzt die Klammern im Texte aufgehoben und die erforderlichen orthographischen Änderungen *αἰεί*, *μεῖξας* u. dgl. aufgenommen, den Text besonders nach der Hudeschen Ausgabe nachgeprüft und mehrfach geändert. Die Abweichungen vom Texte der ersten Auflage sind im Anhange zusammengestellt und bedürfen keiner besonderen Bemerkung, da die Ausgabe nur für die Schule bestimmt ist. Im ganzen hat sie an Brauchbarkeit gewonnen.

Digitized by Google

2) K. Fecht, Präparationen zu Thukydides. Buch VII. Erste Hälfte: Kapitel 1—43. IV u. 36 S. Zweite Hälfte: Kapitel 44—87. 40 S. Gotha, 1903, F. Perthes. kl. 8. 0,50 *M*.

Die Präparation bietet mehr als die Teubnerschen, und zwar erstens, insofern sie den vollständigen Text berücksichtigt, nicht eine bloße Auswahl, und zweitens, weil sie bei der Auswahl der Vokabeln geringere Kenntnisse voraussetzt als jene. Der Durchschnittsprimaner, dessen Wissen hier zugrunde gelegt ist, unterscheidet sich doch ziemlich von dem dort vor Augen schwebenden Kameraden. So sind z. B. bei dem preußischen, dem sächsischen und württembergischen Primaner Vokabeln vorausgesetzt wie VII 1 *ἐπισκευάζειν, παραπλεῖν, παντελής, ἀποτειχίζειν, οὔπω, διακινδυνεύειν, προσλαμβάνειν, ὅμως, περαιοῦσθαι, πορθμός, ἀνέλκειν, πανστρατιᾷ, ἀπαντᾶν, προσχωρεῖν, νεωστί, ἀναλαμβάνειν, ἐπιβάτης, μάλιστα, ψιλός*, die für den badischen als unbekannt angenommen sind. Einen Teil davon mag vielleicht im ersten Augenbliche auch der „Leipziger“ Durchschnittsprimaner nicht sofort scharf wiedergeben können, aber es wird ihm die Denkarbeit doch nicht so ganz erspart, wie dem „Gothaer“. So seien die beiden Idealprimaner (?) nur der Kürze halber bezeichnet ohne jede Beziehung auf ihre reale Existenzberechtigung. *πλεῖν, σκευάζειν, τειχίζειν, λαμβάνειν, ἕλκειν, χωρεῖν* darf man doch hoffentlich noch von beiden fordern, und wenn das, dann kann man von ihnen auch erwarten, daß sie ein wenig nachdenken und die durch Zusammensetzung mit den Präpositionen *ἀνά, ἀπό, ἐπί, πρός* verursachte Bedeutungsänderung selbst herausfinden, ohne das Lexikon zu wälzen oder sofort zur Präparation zu greifen. Diese Schulung, durch Überlegen die Bedeutung zu finden, ist eine der größten Arbeitserleichterungen für den Schüler, und darum darf sie ihm nicht erlassen werden durch das Auftischen des genußfertigen Präparats. Wörter wie *ψιλός, τὸ ἄριστον, θόρυβος* (vgl. 22, 37, 40), *αἴρειν, διατρίβειν, τέμνειν, ἐξελθεῖν, δεινός, βραχύς, ἀσθενεῖν, στάσις, κινεῖν, φλόξ, μεταβολή, ἄξιος, φωνή* sollte man von einem Schüler, der vier Jahr lang Griechisch gelernt hat, erwarten dürfen. Selbst wenn solche Vokabeln an einzelnen Stellen eine besondere Übersetzung benötigen, wird man guttun, sie lieber in der gemeinsamen Arbeit herauszubringen als sie zu bieten. Die Präparation enthält in dieser Hinsicht für den Primaner viel zu viel. Auch billige ich nicht, daß sie „gelegentlich besonders schwierige Stellen ganz oder teilweise zu übersetzen nicht verschmäht“, wenigstens solche Stellen wie VII 6 *ταὐτὸν ἐποίει αὐτοῖς*, wo doch ausgereicht hätte: „es bewirkte für sie dasselbe“, während noch hinzugefügt ist: „= es war für sie gleichgültig, ob sie ... siegten ... oder überhaupt nicht kämpften“, oder 29 *μὴ ἂν* ... *ἐπιθέσθαι* „daß ... angreifen würde“, wo die Erklärung in der Klammer genügt. Die wiederholte Angabe von Vokabeln wie

Digitized by Google

νεωστί (1, 33), *ἀξιοῦν* (5, 25, 34), *ξυναμφότεροι* (1, 19) ließ sich vermeiden. Dagegen konnte viel eher eine oder die andere Konstruktionshilfe mehr gegeben werden, z. B. von 33 *μετ' οὐδετέρων εἶναι* oder von *ὁμοῖα* 29, wo „= *ὁμοίως*" nichts hilft. Zweckmäßig sind die knappen „Vorbemerkungen" über den altattischen Dialekt, entbehrlich die geographischen Eigennamen. Bei einer Neuauflage lassen sich die gerügten Mängel beseitigen. Brauchbar sind die beiden Hefte auch jetzt, aber sie erscheinen doch zu sehr als Eselsbrücken, die sie nach der Absicht des Verfassers sicher nicht sein sollen.

Hadamar. S. Widmann.

Lysias' ausgewählte Reden mit einem Anhang aus Xenophons Hellenika, herausgegeben von A. Weidner. Zweite Auflage, besorgt von Paul Vogel. Leipzig und Wien 1905, G. Freytag und F. Tempsky. 164 S. 8. 1,50 *M*.

Diese Ausgabe der ausgewählten Reden des Lysias ist unter Vogels Hand eine Ausgabe für Schüler geworden. Verf. hat allen kritischen Apparat, den die erste Auflage hatte, weggelassen; er hätte aber auch die Angabe der Disposition, die sich am Rande durch Buchstaben und Zahlen ausgedrückt findet, beseitigen sollen. Der Schüler muß die Anordnung der Gedanken selbst finden, dies ist für ihn eine geistbildende Arbeit, wenn auch Ludwig Gurlitt in seinem Buche: „Der Deutsche und seine Schule" das Auffinden und Aufstellen der Disposition als einen schweren Schaden für die Ausbildung des Stils bei den Schülern hinstellt.

Die Sammlung enthält 14 Reden; einer jeden ist eine kurze Einleitung vorausgeschickt, die dem Schüler das Verständnis erleichtert.

Der Verf. glaubt, daß mancher Lehrer im Anschluß an die Rede gegen Eratosthenes und gegen Agorat sich mit der Geschichte der Dreißig eingehender beschäftigen möchte, er spricht auch die Befürchtung aus, daß Xenophons Hellenische Geschichte nicht so häufig in den Gymnasien gelesen werde; deshalb hat er aus diesem Werke Xenophons das 2.—4. Kapitel des 2. Buches als Anhang abdrucken lassen.

Der Text ist derselbe wie der bei Teubner erschienene, von Thalheim herausgegebene, über den ich mich in dieser Zeitschrift 1902 S. 453 f. ausgelassen habe.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Walther Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache. Zweite, verbesserte Auflage. Göttingen 1905, Vandenhoeck & Ruprecht. XXIV u. 524 S. 8. 10 *M*, in Halblederband 11,60 *M*.

Als dieses etymologische Handwörterbuch der griechischen Sprache in mäßigem Umfange 1892 zuerst erschien, wurde es

Digitized by Google

in allen philologischen Kreisen freudig aufgenommen und auch von uns in dieser Zeitschrift 1893 S. 279—284 dankbar begrüßt. Unsere damalige ausführliche Charakteristik der ersten Auflage überhebt uns jetzt der Notwendigkeit, über die Einrichtung und den Wert des Buches zu sprechen. Es ist nur nötig, auf die Veränderungen in der neuen Auflage einzugehen.

Gleich zuerst bemerkt man, daß der Umfang des Buches erheblich gewachsen ist, von 382 auf 524 Seiten, obwohl das 12 S. starke deutsche Wörterverzeichnis, das den Schluß der ersten Auflage bildete, nun fortgeblieben ist. Dieses deutsche Wortregister war von Prellwitz seiner Zeit beigegeben worden, weil der Titel eine „besondere Berücksichtigung des Neuhochdeutschen" versprach. Die zweite Auflage verzichtet zwar im Titel auf diesen Nebenzweck, aber die Muttersprache ist trotzdem nicht zu kurz gekommen; sie wird überall zur Vergleichung herangezogen; dasselbe geschieht mit den übrigen verwandten Worten indogermanischer Sprachen. Die neue Auflage erhebt indes nicht größere Ansprüche als die alte: auch sie will den Fachmännern schnellen Nachweis gewähren, fernerstehenden Kreisen einen Einblick und bequeme Übersicht. Der größere Umfang erklärt sich außer der Vermehrung des Wortmaterials dadurch, daß jetzt vielfach der Urheber einer Vergleichung oder Wortdeutung namhaft gemacht und überall auf Stellen verwiesen wird, an denen der Suchende nähere Auskunft finden kann. Wir hatten 1893 das Fehlen aller Zitate zwar nicht getadelt, besonders deshalb, weil es Umfang und Preis des Werkes vergrößert haben würde, wenn überall auf die wissenschaftliche Literatur verwiesen worden wäre. Aber viele Beurteiler und schließlich der Verfasser selbst sahen doch einen Mangel darin, und dem ist nun abgeholfen. So erledigt sich auch unsere Klage, daß der Name eines Brugmann, dessen Grundriß eine wesentliche Unterlage für alle, insbesondere die griechische Etymologie bildet, eines O. Schrader nur gelegentlich einmal in der Einleitung der 1. Auflage zitiert, H. Osthoff aber überhaupt nicht erwähnt worden war. Nun ist allen Findern und Forschern ihr Recht geworden.

Die Fortschritte der Sprachwissenschaft, die im Laufe von 13 Jahren erheblich gewesen sind, hat Verf. nun nach jeder Richtung hin berücksichtigt. Unsere Kenntnis des griechischen Sprachschatzes ist in der Zwischenzeit außerordentlich bereichert worden. Die Frucht davon ergab für die neue Auflage mannigfache Berichtigungen. Manche früher zuversichtliche Behauptung ist nun bescheidener gefaßt worden, manche Vermutung zur Gewißheit geworden, und vor allem ist die Zahl der ungedeuteten Wörter erheblich zusammengeschmolzen. So sind z. B. die von mir 1893 vermißten Wörter *ἀγυιά*, *βάσανος*, *βάναυσος*, *εἴδομαι*, *ξουθός*, *οἴη*, *ὄλβος*, *ὁπλή*, *ὀῤῥωδέω*, *οὐτάω*, *σίλφη*, *σίλφιον*, *σίφων*, *σταλάσσω*, *ὠβή*, *ὠχρός* jetzt aufgenommen und erklärt worden. Gedeutet sind auch die früher nicht erklärten *Ὠκεανός*, *Ἀρ-*

Digitized by Google

γειφόντης. Allerdings fehlen noch immer *Κύκλωψ*, *φιδίτια* (*φειδίτια*), *χαραδριός*, *μυρίκη*, *πιστάκη*, *σατίνη*, *στρύχνος* und vielleicht noch andere nicht gerade hervorragend wichtige Wörter. Aber überall sieht man deutlich die Spuren der bessernden Hand, so bei *ἠύτε*, *κλωβός*, *ὕρχη*, *ὄνειδος*. Geblieben ist gegen unsere Erwartung die Erklärung von *ἀνδράποδον*, *δισσός*, *νίκη*, *πάλιν* u. a. Hier hat Verf. abweichende Deutungen sich nicht aneignen können.

Kurz, die Verbesserungen der neuen Auflage sind so erheblich, daß die erste Auflage dagegen gehalten nun als veraltet betrachtet werden muß. Wir raten daher allen interessierten Kreisen, die Kosten der Neubeschaffung nicht zu scheuen. Prellwitz' Etymologisches Wörterbuch ist ein ein ebenso notwendiges Rüstzeug und Nachschlagebuch für jeden Philologen wie die gleichartigen Wörterbücher von Kluge, Körting, Walde für die deutsche, romanische und lateinische Sprache, die wohl in keiner besseren Bibliothek fehlen.

Kolberg. H. Ziemer.

H. Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Clausthal 1905. 48 S. 8.

Hoffentlich gewinnt die Ansicht immer mehr Anhänger, daß ein wirklich gutes Übersetzen aus den Fremdsprachen in das Deutsche einen weit größeren bildenden Wert enthält als das Übersetzen in die Fremdsprachen. Es stellt an den Geist viel höhere Anforderungen und ist deshalb ein besserer Gradmesser der wirklichen Intelligenz der Schüler als das Hinübersetzen; dazu kommt, daß es, natürlich immer vorausgesetzt, daß nicht bloß sinngemäß, sondern in gutes, natürliches und fließendes Deutsch übersetzt wird, der Muttersprache wesentlich zugute kommt. Aber leicht ist es nicht. Das zeigt auch wieder ein Blick in die vorliegende Abhandlung, in der in geschickter Weise an vielen Beispielen die Eigentümlichkeiten des französischen Sprachstils im Vergleich mit dem deutschen gezeigt werden. Die Abhandlung ist hauptsächlich für Schüler bestimmt, und es sind nur solche Beispiele ausgewählt, „die in der Lektüre oft vorkommen und dem Schüler beim Übersetzen Schwierigkeiten bereiten oder ihn durch ihre scheinbare Einfachheit zu schlechtem Deutsch verleiten können“. „Die Zusammenstellung der französischen Spracheigenheiten soll nicht etwa starre Regeln geben, nach denen der Schüler zu übersetzen hat, sondern nur Winke, die seinem noch mangelhaften Sprachgefühl zu Hilfe kommen, ihn auf den rechten Weg hinleiten und ihm die eine gute Übersetzung hemmende Befangenheit nehmen werden“. Zunächst behandelt der Verfasser die Wortstellung und weist darauf hin,

Digitized by Google

daß die französische Sprache wegen ihrer Armut an Flexionsendungen im Vergleich mit den alten Sprachen zu einer strengen Ordnung der Wortfolge ihre Zuflucht hat nehmen müssen, um zu der Klarheit zu gelangen, die sie auszeichnete. Es folgen Abschnitte über den Artikel, das Substantiv, Adjektiv, Adverb, Pronomen, Konjunktion, Verbum, Passiv, Tempus, Satzfügung und Nebensätze. Schon aus diesen Überschriften erkennt man die Reichhaltigkeit des Inhalts. Die Beispiele sind durchweg praktisch ausgewählt. Wenn man sich durch diese Abhandlung einmal darüber belehren läßt, wie man aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen sollte, und damit vergleicht, wie es an den meisten Stellen in Wirklichkeit geschieht, dann wird man mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß der eminente Bildungswert guter Herübersetzungen leider noch sehr wenig gewürdigt und ausgenutzt wird.

Hannover. G. Budde.

Carl Steinweg, Corneille. Kompositionsstudien zum Cid, Horace, Cinna, Polyeucte. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas. Halle a. S. 1905, Max Niemeyer. VIII u. 303 S. 8.

Das Neue und Eigenartige dieses hochinteressanten und geistreichen Buches ist in seinem Titel mit dem Worte Kompositionsstudien ausgedrückt. Steinweg, der bei seinen kunstgeschichtlichen Studien auf die Vermutung gekommen ist, das klassizistische Drama der Franzosen möchte zum Teil nach ähnlichen Kompositionsprinzipien gebaut sein wie eine große Anzahl von Renaissancewerken aus dem Gebiete der bildenden Kunst, hat daraufhin die Meisterdramen Corneilles einer eingehenden Untersuchung unterworfen. In welchem Sinne er diese Untersuchung geführt hat, drückt er selber in seiner Einleitung S. V klar aus: „Es handelt sich nun aber nicht um Interpretationen im Sinne von Schulausgaben, noch um ästhetische Charakterstudien oder auch darum, die Stücke aus ihren literarhistorischen Verhältnissen heraus zu deuten, sondern in erster und letzter Linie um die Frage, wie sind sie zustande gekommen, und was haben sie mit der hohen Kunst zu tun? Eben deshalb mußte vermieden werden, mit einem festen Maßstab an sie heranzutreten, sie etwa nach einer landläufigen Technik des Dramas oder nach allgemeinen ästhetischen Grundsätzen zu messen“.

Vorangestellt ist die Untersuchung über den Horace, weil dieses Stück die Kompositionsweise Corneilles am klarsten erkennen läßt. Nach kurzer Behandlung der Quelle und vorzüglicher Darlegung der Handlung und der Charaktere des Stückes geht Steinweg zu seinem Hauptthema, der fomalen Komposition, über. Schon die Untersuchung der einzelnen Szenen zeigt schlagend, daß Corneille vielfach strophische Gliederung durchgeführt hat (1096

Digitized by Google

von 1782 Versen) und dann, wo es irgend ging, bei dieser Gliederung ein bestimmtes Kompositionsschema verwendete, mit Vorliebe das fünfteilige, von Steinweg mit Buchstaben kurz und deutlich a + b + c + b + a bezeichnet, wo gleichen Buchstaben symmetrische Gedanken entsprechen. Dieselben schematischen Einteilungen zeigen sich dann auch bei der Zusammenfassung der Szenen zu Akten. Corneille geht in seinem Streben nach einem solchen architektonischen Bau sogar so weit, daß er ihm zuliebe inhaltlich Zusammengehöriges auseinanderreißt, und daß wir diese Inkongruenzen geradezu durch das architektonische Prinzip zu erklären haben und sie nur dadurch befriedigend erklären können. Den Altphilologen wird besonders das Kapitel interessieren, in dem der Verfasser die Kompositionsart Corneilles mit der von ihm 1897 in dem Jahrbuch für klassische Philologie (Kallimachos und die Nomosfrage) behandelten Kompositionsweise des Terpander vergleicht und Analogien aus dem Gebiet der Hochrenaissance (Lionardos Abendmahl und Raffaels Schule von Athen) bringt. Es vertieft den Eindruck der vorangegangenen Ausführungen, die mit einer treffenden Kritik des Horace abgeschlossen werden.

Die Untersuchung des Cid in derselben Weise zeigt schon hier die im Horace so bis ins einzelne überlegte symmetrische Architektonik in einfacherer Weise in den einzelnen Szenen, aber noch nicht in der Aktzusammenstellung. Ein geradezu glänzend geschriebener Vergleich zwischen dem Cid und dem Horace schließt diese zweite Untersuchung; er zeigt vor allem, wie die Horatier eigentlich nur eine neue Fassung der Motive des Cid sind.

Auch im Cinna sind Versgruppen noch deutlich erkennbar, auch hier ist an manchen Stellen noch architektonische Anordnung der einzelnen Teile vorhanden, und die Akte sind hier sogar noch deutlicher als im Horace nach dem fünfteiligen Schema aufgebaut. Ein schöner Vergleich mit dem Cid und den Horatiern, der unter anderem die Ähnlichkeit der Themen hervorhebt und die lediglich der Architektur des Stückes zuliebe eingeführten Füllfiguren und Füllszenen behandelt, weist dem Cinna seinen rechten Platz unter Corneilles Schöpfungen an.

Der Polyeucte endlich zeigt zwar in erhöhtem Maße die Zusammenfassung von Versen zu Versgruppen, aber von der Kompositionstechnik, die namentlich in den Horatiern so streng durchgeführt wurde, ist hier nur noch wenig zu spüren. Interessant ist in diesem Teile der kurze, treffende Hinweis, daß manches in der mangelhaften Ausdrucksweise in dem Stücke demselben Zwange des Kompositionsschemas zuzuschreiben ist, aus dem sich die Fehler im Aufbau und in der organischen Gliederung der Stücke erklären, ein Hinweis, dem eine eingehendere Untersuchung folgen möge.

Nachdem dann das Neue im Polyeucte seinen Vorgängern gegenüber und das Altbekannte darin hervorgehoben ist, liefert

die Schlußbetrachtung eine Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse über Quelle, Handlung, Charakter und Persönlichkeit des Dichters und erklärt die Horatier mit Recht für das Stück Corneilles, das in erster Linie auf den Schulen zu lesen sei.

Ich muß es mir hier versagen, auf die vielen feinen und treffenden Bemerkungen einzugehen, welche Steinweg über die Handlung der besprochenen Dramen und deren Charaktere gemacht hat. Mir kam es vor allem darauf an, auf das ganz Neue hinzudeuten. Ohnehin muß jeder Fachmann dieses Buch lesen, das ich nicht anstehe für das beste in letzter Zeit über Corneille als Dramatiker geschriebene zu erklären. Damit ein jeder die aufgestellten Behauptungen nachprüfen kann, bringt ein zweiter Teil des Buches die wichtigsten Textproben aus Corneilles Dramen.

Das Buch ist vorzüglich geschrieben und gut gedruckt. Druckfehler sind zwar in größerer Zahl vorhanden, bessern sich aber leicht. Ich möchte zum Schlusse noch den lebhaften Wunsch aussprechen, daß Steinweg seine Untersuchungen auch noch auf andere Dramatiker, vor allem die Italiener der Renaissance, ausdehnen möge.

Halle a. S. Berthold Wiese.

The Growth of Great Britain, by Sir J. R. Seeley, being a selection from the author's Expansion of England and Growth of British Policy. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erläutert von K. Fahrenberg. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 156 S. 8. geb. 1,50 *M*.

„Seeley beginnt ein beliebter Schriftsteller zu werden“, so leitet der Herausgeber sein Vorwort ein. Das ist richtig, und es ist auch sicher, daß er diesen Vorzug vor sehr vielen anderen der Schule zugänglich gemachten Schriftstellern verdient. Den eigentlichen Grund dafür erblicke ich allerdings nicht zuerst darin, daß wir in seinem Werke echt nationalen Stoff und aktuelle Fragen vor uns haben, daß es sich an das Geschichtspensum anschließt, in schlichtem Stil geschrieben ist und die Möglichkeit bietet, bequeme Sprechübungen mit der Lektüre zu verbinden. Das sind fast alles Dinge, welche die Sympathie für diesen Schriftsteller, besonders in ihrer Gesamtheit, nachträglich zu stärken oder zu stützen imstande sind; geweckt aber ist diese Sympathie durch die Neuheit des Grundgedankens bezw. des historischen Betrachtungsstandpunktes, der uns zahlreiche bekannte Tatsachen in ein neues, überraschendes Licht rückt, der auch hoch genug genommen ist, um einen weiten Überblick zu bieten, ohne sich durch zu viele Einzelheiten aufhalten zu lassen, so daß die gedankenreiche Betrachtung frisch voranschreitet. Dazu kommen die ethischen Züge des Schriftstellers und seines Werkes: warme Begeisterung für sein Heimatland und für sein ihm die

Digitized by Google

Feder führendes politisches Ideal, den engen Zusammenschluß des Mutterlandes und seiner über den ganzen Erdball verbreiteten Kolonien; gepaart mit Gerechtigkeitsgefühl und objektiver Urteilsfähigkeit, die ihn vor blindem Chauvinismus bewahren und ihn zu freimütiger Kritik der Politik seines Landes befähigen, freilich ohne ihm den Krieg gegen Englands Nebenbuhler im Handel und in der Weltmachtspolitik anders als eine natürliche Folge berechtigter Bestrebungen auf diesem Gebiete erscheinen zu lassen. Fügen wir dazu noch die Aktualität der behandelten maritimen und kolonialen Probleme und den der Konsequenz und Klarheit der Gedanken ebenbürtigen ebenso verständlichen wie schlichten Stil, so haben wir m. E. die Hauptgründe für den Reiz und den Wert der Arbeiten Seeleys als Schullektüre.

Der Herausgeber hat den Text seiner Ausgabe derart zusammengestellt, daß er aus dem Werke „The Expansion of England" nur den ersten Teil stark gekürzt wiedergibt (59 Seiten). Der mit Indien sich beschäftigende Second Course ist fortgelassen; dafür sind aber aus dem [von Tauchnitz in seine Sammlung noch nicht aufgenommenen] unvollendet gebliebenen Werke „The Growth of British Policy" einzelne der wichtigsten Abschnitte ausgewählt worden (68 Seiten). Diese behandeln Maria Stuart, Elisabeth, sowie Englands Kolonialpolitik gegenüber Spanien, Holland und Frankreich hauptsächlich im 17. Jahrhundert, schließen sich also an den ersten Teil „Our Colonial Expansion" inhaltlich gut an. Da für Seeley der Wert der Geschichte in der Belehrung liegt, die sie uns für unsere eigenen politischen Aufgaben gibt, so stoßen wir natürlich überall auf entsprechende Winke. Auf Grund der Vergleichung vieler Stellen mit dem vollständigen Werke glaube ich versichern zu können, daß der vorliegende Auszug eine geschickte Auswahl bietet und den inneren Zusammenhang ebenso gewahrt hat wie die Klarheit des einzelnen Gedankens. Die Anmerkungen (25 Seiten) sind ausschließlich sachlicher Art. Wenn sprachliche Kommentierung unserer Schulschriftsteller m. E. überhaupt nur ausnahmsweise erforderlich ist, so ist sie bei Seeleys leicht faßlicher Ausdrucksweise gewiß zu entbehren. Das Maß der Erklärungen scheint ebenfalls billigen Wünschen zu entsprechen; ein sicheres Urteil wird hierüber, wie wohl immer, nur auf Grund der Benutzung des Buches in der Schule zu fällen sein. Auch an der Zuverlässigkeit der Mitteilungen ist nichts auszusetzen (Anm. zu 10, 5: Holländer). Ein Sachregister erleichtert das oft nötige spätere Wiederauffinden der Erläuterungen. Ebenso ist die dem Texte vorgesetzte Zeittafel von den Plantagenets bis auf die neuere Zeit (1864) eine sehr brauchbare Zugabe, deren Erweiterung durch manche vor allem auf die Kolonialfrage sich beziehende Daten wohl für später ins Auge zu fassen ist. Seeleys Studien über das Anwachsen des Britischen Reiches sind auch für die Oberprima der Gymnasien eine ganz

Digitized by Google

vortreffliche Lektüre, um so mehr als bei dem geringen Umfang des englischen Lesestoffes an diesen Schulen es hier stärker als an realen Anstalten ins Gewicht fällt, daß dadurch die Schüler nicht etwa mit einem für sie zusammenhangslosen Bruchteil, sondern mit den wichtigsten Ereignissen der ganzen neuesten englischen Geschichte und ihrer leitenden Idee bekannt gemacht werden. Fahrenbergs Auszug bietet hierfür ein empfehlenswertes Handbuch.

Geisenheim. K. Beckmann.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompeius, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Zweite Auflage, herausgegeben von P. Groebe. Dritter Band: Domitii—Iulii. Leipzig 1906, Gebr. Bornträger. 829 S. gr. 8. 24 ℳ.

Der erste Band dieser neuen Bearbeitung des für jeden Artertumsforscher unentbehrlichen Werkes erschien 1899, der zweite 1902; den dritten viel umfangreicheren und schwierigeren Band hat die frische Schaffenskraft des Bearbeiters in ungefähr 3¾ Jahren fertig gestellt. Während der erste Band 484 Seiten enthielt, der zweite 569, umfaßt der dritte 829 Seiten. Und welch ungeheure Arbeit steckt in diesen 829 Seiten! Es wird kaum eine Seite zu finden sein, wo der Herausgeber nicht einen oder einige wichtige und fördernde Beiträge, Zusätze, Verbesserungen usw. geliefert hätte. Die Literatur, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage, seit 1837, zu einem bedenklichen Umfang angewachsen ist, hat er durchzuarbeiten und zu verwerten sich bemüht. Alle Stellen, die Drumann anführt — und es sind das ja viele tausend —, hat er nachgeschlagen, verglichen, nötigenfalls berichtigt und nach den jetzt am meisten verbreiteten Ausgaben angeführt. Im Appian z. B., der unendlich oft zitiert wird, ist es fast unmöglich, nach Drumanns erster Ausgabe irgend eine Stelle in den jetzt gangbaren Ausgaben zu finden; nach der neuen Bearbeitung findet man sofort, was man sucht. Oft genug ist auch in dieser neuen Ausgabe der Wortlaut einer in Betracht kommenden Stelle ausgeschrieben, namentlich wenn es sich um Schriftsteller handelt, die nicht jeder sofort zur Hand hat. Irrtümer Drumanns werden regelmäßig berichtigt, oft durch eine kurze Bemerkung, zum Teil aber auch durch eine etwas ausführlichere Untersuchung. Und was sich im Rahmen einer Anmerkung nicht erledigen ließ, ist im Anhange durch eine eingehende Untersuchung ins reine gebracht.

Dieser Anhang, der die Seiten 691—827 umfaßt, ist eine außerordentlich wertvolle Zugabe, ja einige Teile des Anhangs werden künftig für jeden, der sich mit dem römischen Altertum beschäftigt, unentbehrlich sein. Abgesehen von kleineren Untersuchungen, die nachweisen sollen, weshalb im Text und in den

Digitized by Google

Anmerkungen einzelne Änderungen vorgenommen werden mußten, enthält dieser Anhang z. B. folgende größere Abhandlungen: Caesars Legaten im Gallischen Kriege (S. 696—701); Caesars Legionen (im Gallischen Kriege, im ersten Jahr des Bürgerkrieges, bei Pharsalus, im Alexandrinischen, Afrikanischen, Spanischen Kriege) S. 702—720; der Endtermin der gallischen Statthalterschaft S. 720—723; der Anfang des Bürgerkrieges S. 725—728; Caesars Marsch von Asculum nach Corfinium S. 728—731; der Mundvorrat der römischen Soldaten S. 731—735; Caesars Diktaturen S. 735—739; Dyrrachium—Pharsalus und das Schlachtfeld von Pharsalus S. 739—752; und endlich die allernützlichste und wertvollste Beigabe: der römische Kalender in den Jahren 65—43 S. 753—827. Hier wird behandelt in besonderen Untersuchungen 1) das vorjulianische Kalenderjahr der Römer; 2) die Kalenderverwirrung, ihre Entstehung, Ausdehnung und Beseitigung durch Caesar; 3) die bisherigen Versuche, den römischen Kalender in der Zeit des Zusammenbruchs der Republik auf den julianischen Kalender zurückzuführen; 4) die astronomischen Grundlagen; 5) Begründung des angenommenen Systems; 6) eine vergleichende Übersicht des altrömischen und des julianischen Kalenders für die Jahre 65—43 v. Chr., aus der man sofort jede Kalenderangabe für diese Jahre in die richtige julianische Zeit umsetzen kann; endlich 7) das 355tägige Mondjahr der Römer.

Der Druck ist sorgfältig überwacht; nur ganz vereinzelt ist ein Druckfehler stehen geblieben, wie S. 20 Z. 23 v. u. *ψηφίσασϑαι*, S. 108 Z. 5 v. u. *hand* st. *haud*, S. 151 Anm. Z. 4 *in exilium permitti* st. *exilium permitti*, S. 449 Z. 1 v. u. *Plut. Pomp. 65* st. *66*; S. 452 Z. 2 v. u. *γελοιότατσι* st. *γελοιότατοι*, S. 477 Z. 3 v. u. Liv. per. *111* (st. *112*). Irrtümer Drumanns sind sehr selten unberichtigt geblieben, wie S. 403 u. 405 der Name des Quästors Marcius (nicht Marcus) Rufus oder S. 409, wo Ilerda, das am westlichen Ufer des Sicoris lag, am nördlichen Ufer liegen soll. — Stellen der alten Schriftsteller, die Drumann übersehen hatte, sind von Groebe in großer Zahl nachgetragen; bisweilen natürlich vermißt man auch jetzt noch eine derartige Stelle, wie S. 393 A. 7: Frontin. strat. 1, 5, 5, oder S. 405 Anm. 4: Caes. 2, 40, 3.

Für jeden Historiker und Philologen, der seinen Unterricht in wissenschaftlichem Geiste erteilen oder wissenschaftlich arbeiten wollte, war Drumanns Werk stets unentbehrlich. Wollte man sich über irgend eine Persönlichkeit aus der Zeit Sullas oder Caesars unterrichten, wollte man wissen, was über irgend eine geschichtliche Tatsache jener Zeit bei den alten Schriftstellern zu finden ist, so durfte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, bei Drumann die zuverlässigste Auskunft zu erhalten. Drumann darf daher in keiner Gymnasialbibliothek fehlen. Aber auch wo die erste Auflage vorhanden ist, ist die Anschaffung der neuen Auf-

Digitized by Google

lage, wie sich aus dem oben Gesagten ergibt, aufs dringendste zu empfehlen, da die Irrtümer Drumanns hier berichtigt, die Inschriften und Münzen überall berücksichtigt sind, die neuere Literatur verwertet und das Werk durch zahlreiche sorgfältige und scharfsinnige Untersuchungen bereichert ist. Es handelt sich, da höchstens alle 3—4 Jahre ein Band erscheinen kann, um eine Ausgabe von durchschnittlich 3—6 Mark für jedes Jahr, und soviel kann auch die kleinste und ärmste Lehrerbibliothek für ein unentbehrliches Werk erübrigen.

Berlin. H. Meusel.

Albert Gruhn, Das Schlachtfeld von Issos. Jena 1905, H. Costenoble. V u. 47 S. m. 1 Karte. 8. 1 *M*.

Im Gegensatz zu Delbrück, der das Schlachtfeld von Issos am heutigen Pajas suchte und in diesem den Pinaros der Schlachtberichte erkannte, kam Oberst Janke bei einem Besuche, den er im Jahre 1902 mit mehreren militärischen Begleitern dem betreffenden Kriegsschauplatze abstattete, zur Überzeugung, daß die Schlacht von Issos weiter nördlich am rechten Ufer des Deli Tschai geliefert worden sei. Seine Ansicht als irrig zu erweisen, ist der Zweck der Abhandlung Gruhns, deren Ergebnis der Verfasser kurz dahin zusammenfaßt: „Darius vollzog seinen Anmarsch über den Beilanpaß, die Stadt Issus hat in der Gegend des heutigen Iskenderum gelegen, und das Schlachtfeld von Issus ist nicht am Deli Tschai, sondern am Pajas zu suchen“. Die Sicherheit des Urteils, mit welcher er, „um die Geschichtschreibung vor Schaden zu bewahren, seine Gedanken hastig an 6 Abenden im Galopp anstürmender Reiter zu Papier gebracht hat“, steht im umgekehrten Verhältnis zur Sicherheit seiner Aufstellungen; die Frage ob Pajas oder Deli Tschai, kann vielleicht nicht als endgültig gelöst angesehen werden, die Bestimmung der Lage von Issos und der Anmarschlinie des Perserheeres, wie sie von Gruhn gegeben wird, widerstreitet dagegen maßgebenden Zeugnissen der alten Schriftsteller.

Der Aufbruch Alexanders am Morgen der Schlacht kann ebenso gut von den Höhen von Eski Ras Pajas aus erfolgt sein, wie von den Bergen am Jonaspfeiler, die größere Wahrscheinlichkeit spricht nach Arrian II 8, 1 *ὡς κατασχεῖν αὖθις τὰς πύλας — ἐκράτησεν τῶν πυλῶν — ὑπὸ τὴν ἕω κατῄει ἀπὸ τῶν πυλῶν* für erstere Annahme. Nach Curtius III 8, 23 oriente luce pervenerunt ad angustias, quas occupare decreverant soll Alexander die „Engpässe“ am frühen Morgen in seine Gewalt bekommen haben; aber angustias bezeichnet auch die enge Strandebene am Issischen Busen: III 7, 9 cum angustiae multitudinem non caperent, § 10 inter angustias saltus hostem opperiri statuit und ist die Übersetzung von *τὰ στενά*: Polyb XII 17, 2 *Ἀλέξανδρον ἤδη διαπεπορεῦσθαι τὰ στενὰ καὶ τὰς λεγομένας ἐν τῇ*

Κιλικίᾳ Πύλας, Plut. Alex. 20 *ὡρμημένον ἰδὼν Δαρεῖον εἴσω τῶν στενῶν βαδίζειν ἐπ' Ἀλέξανδρον* und *Ἀλέξανδρος σπεύδων ἀπαντῆσαι περὶ τὰ στενά, Δαρεῖος δὲ τὴν προτέραν ἀναλαβεῖν στρατοπεδείαν καὶ τῶν στενῶν ἐξελίξαι τὴν δύναμιν.* Auch die Meldung der vorausgesandten Abteilungen: Dareum triginta inde stadia abesse nimmt in inde nicht auf den Nordabhang des Rückens von Eski Ras Pajas Bezug; wäre dem so, dann wäre damit die Angabe Polybs (XII 20, 1) unvereinbar, daß Alexander in einer Entfernung von 40 Stadien vom Feinde das Heer zur Kampfformation habe übergehen lassen. Diodor XVII 35, 1 hat seinen Bericht sehr gekürzt und knüpft die Meldung der Kundschafter gleich an den Aufenthalt Alexanders in Issos, stimmt aber darin mit Curtius und, von der Zahlendifferenz abgesehen, mit Polyb überein, daß nach empfangener Meldung das makedonische Heer den Aufmarsch zur Schlachtlinie vollzog. Aus diesen Angaben die Entfernung des Pinaros von den Engpässen berechnen zu wollen, ist daher verlorene Mühe. Ebensowenig gewinnen wir aus der Berechnung der Zeit, welche Gruhn für die einzelnen Vorgänge fordert, um den Beginn des Kampfes möglichst hinauszurücken und die zurückgelegte Wegstrecke möglichst kurz erscheinen zu lassen; die Nachricht, daß Alexander beim Abreiten der Front jeden Offizier, Feldwebel und Wachtmeister angerufen habe, braucht nicht wörtlich genommen zu werden, und der Befehl kurz zu treten wurde erst unmittelbar vor dem Zusammenstoß erteilt, um die Truppen geschlossen und nicht außer Atem an den Gegner heranzubringen, vgl. Xenoph. Anab. I 8, 18. Unrichtig ist es ferner, den Ausdruck *ὄχθαι* für die stellenweise 2—3 oder 3—4 m hohen senkrechten Lehmufer des Deli Tschai (Arr. II 10, 4 *πολλαχῇ κρημνώδεσι ταῖς ὄχθαις*) abzuweisen, er bezeichnet nur erhöhte Uferränder, nicht Felsenufer. In der Beschreibung, welche Arrian II 8, 7 von dem Gebirgszug südlich des Pinaros gibt: *τὸ ὄρος πῇ μὲν διεχώρει εἰς βάθος καὶ κολπῶδές τι αὐτοῦ ὥσπερ ἐν θαλάττῃ ἐγίνετο* ist das Wort „buchtartig" durchaus nicht unwesentlich, deutlich läßt die Karte südlich des Deli Tschai eine Ausbuchtung erkennen, deren südlicher Rand wohl geeignet war, feindliche Abteilungen in den Rücken von Alexanders Heer zu bringen, nur liegt sie nicht, wie Gruhn annimmt, nördlich des nahe am Flusse erscheinenden zungenartigen Bergvorsprungs, sondern südlich von diesem. Gegen die hier in einer Offensivflanke stehenden Perser ließ Alexander die Agrianer usw. einen Defensivhaken bilden, aber nicht „mit der Front nach Süden", was schon durch *ἐς ἐπικαμπήν* ausgeschlossen ist.

Ob man sich für Pajas oder Deli Tschai entscheiden soll, mag zweifelhaft sein, zweifellos falsch ist es aber, Issos südlich vom Passe am Jonaspfeiler zu suchen. Wenn Gruhn die überaus dankenswerten Bemühungen sachverständiger Offiziere um

die Aufklärung historisch-militärischer Fragen mit den stolzen Worten: „So arbeiten wir in der heutigen Geschichtsforschung nicht mehr“ abfertigt, so sollte doch seine eigene Leistung ihn zur Behutsamkeit mahnen. Wer Issos südlich von dem syrisch-kilikischen Passe ansetzt, der schiebt den Marschbericht Xenophons, der mit Kyros den Weg von Issos durch den genannten Paß nach Myriandros zurücklegte (Anab. I 4, 1—6), unbeachtet zur Seite und muß den Berichterstatter Diodors (XIV 21, 2 u. 3) für einen unzurechnungsfähigen Menschen halten. Über die Lage von Issos läßt auch Strabo XIV 5 S. 676 keinen Zweifel: „Auf Mallos folgt das Städtchen Ägää mit einem Ankerplatz, dann der Amanische Paß mit einem Ankerplatz . . . Auf Agää folgt das Städtchen Issos mit einem Ankerplatz und der Fluß Pinaros. Hier fand die Schlacht zwischen Alexander und Darius statt. Auch der Meerbusen heißt der issische. An demselben liegt die Stadt Rhosus und eine andere Myriandros, ferner Alexandria, Nikopolis und Mopsuhestia, auch die sogenannten syrischen Pässe, die Grenze zwischen Kilikien und Syrien“. Zur Anordnung der Städte am Busen von Issos bemerkt Daebritz, De Artemidoro Strabonis auctore S. 40: ex ordine itineri Straboniano adverso nominata sunt. Der Amanospaß Strabos ist der Kara Kapu, der vom Westen zur issischen Ebene führt: Curt. III 7, 6 quem (Parmenion) praemiserat ad explorandum iter saltus, per quem ad urbem Isson nomine penetrandum erat, Arrian II 5, 1. Issos muß am nördlichsten Punkte des nach der Stadt benannten Busens gelegen haben, sonst könnte Strabo in einer Berichtigung Apollodors nicht die Linie Amisos—Issos als die schmalste Stelle der kleinasiatischen Halbinsel bezeichnen: S. 677 *ἀλλὰ καὶ τῶν κατ' ἀλήθειαν στενῶν τῶν μεταξὺ Ἀμισοῦ τε καὶ Ἰσσοῦ· οὐδὲ γὰρ ἐκεῖνος ὀρθῶς ἀφώρισται τὸν ἰσθμὸν καὶ τὰ κατ' αὐτὸν στενὰ ἐκεῖνα ἀντὶ τούτων τιθείς.* Nicht besser urteilt Gruhn über den Anmarsch des Perserheeres. Hätte Dareios den Beilanpaß benutzt und sich dann nach Norden zu dem kilikisch-syrischen Passe gewandt, dann wäre er nicht dem makedonischen Heere gefolgt, sondern hätte sich von ihm entfernt; dem widerstreiten aber Polyb (III 17, 3 *ἀκολουθεῖν καὶ συνεγγίσαντα τοῖς στενοῖς στρατοπεδεῦσαι παρὰ τὸν Πίναρον*) und Curtius (III 8, 16 u. 24 vix credenti occurrere etiam, quos ut fugientes sequebatur). Gruhn findet es unbegreiflich, wie man angesichts der genauen Angaben Plutarchs über den Anmarsch des Darius verschiedener Meinung sein könne; indessen der Biograph hat die genaue Angabe, wie sie bei Curtius III 8, 17 forte eadem nocte et Alexander ad eum locum, quem Amanicas Pylas vocant, pervenit vorliegt, gröblich entstellt: c 20 *ἐν δὲ τῇ νυκτὶ διαμαρτόντες ἀλλήλων αὖθις ἀνέστρεφον*, wozu vielleicht die mehrfache Anwendung des Namens „Amanischer Paß“ für verschiedene Gebirgspässe den Anlaß gegeben hat (für den Beilanpaß z. B. Strabo XVI 751). Es hält schwer sich vorzustellen, wie vor dem

Digitized by Google

Beilanpasse die beiden Heere einander verfehlen konnten, auch hätte eine Rückwärtsbewegung des Perserheers dieses nicht nach dem Pinaros, sondern wieder nach dem Beilanpasse geführt. Nur auf einem der nördlichen Amanosübergänge (Polyän IV 9, 5; Plut. Demetr. 47 u. 49, Cicero ad fam. II 10; III 8; XV 4) ist Darius in Kilikien eingedrungen und nach Issos gelangt, von hier rückte er dem nach Syrien in südlicher Richtung abgezogenen Alexander nach: Curt. III 8, 16 motisque castris superat Pinarum amnem in tergis, ut credebat, fugientium haesurus.

Gruhn bezeichnet es als seine „Hauptabsicht, zu zeigen, wie eine solche Untersuchung zu führen ist". Ob er gegenüber „den Herrn vom Militär" der berufene Vertreter der Geschichtsforschung ist, darf nach dem Ausgeführten bezweifelt werden.

Köln. Fr. Reuß.

David Müller, Geschichte des deutschen Volkes. Neunzehnte Auflage, besorgt von Rudolf Lange. Berlin 1905, Franz Vahlen. XL u. 520 S. geb. 6 ℳ.

Wenn ein so umfangreiches Buch, wie es die Geschichte des deutschen Volkes von David Müller nach und nach geworden ist, immer nach 2 oder 3 Jahren in neuer Auflage erscheint, so ist damit zunächst äußerlich seine Brauchbarkeit erwiesen. Daß das Buch seinen guten Ruf auch wirklich verdient und daß es namentlich durch die Tätigkeit seines jetzigen Herausgebers viel gewonnen hat, habe ich in der Besprechung der 17. Auflage im LV. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 47 ff. bereits hervorgehoben. Ich kann mich diesmal darauf beschränken, die wesentlichsten Neuerungen und Änderungen der neusten Auflage zu verzeichnen. Auch sie zeigt wieder die rastlos bessernde und ergänzende Arbeit des Herausgebers. Neben einigen durchgreifenden Änderungen finden wir im einzelnen zahlreiche Verbesserungen, die diesmal meist sachlicher Natur sind, da der früher sehr verbesserungsbedürftige Stil des Buches bereits in den letzten Auflagen wesentlich gefeilt worden ist. Gleich der Anfang (§ 1) ist verändert; es wird jetzt noch schärfer als früher die Unsicherheit unseres Wissens über die Heimat des großen indogermanischen Völkerstammes betont. Die Wohnsitze beider Stämme, der Kimbern und Teutonen, über die die Forschung wohl nie zu ganz sicheren Ergebnissen gelangen wird, werden jetzt (§ 4) an die Nordsee, nach Schleswig-Holstein und Jütland, verlegt. — Die Wiederverleihung der Herzogtümer Kärnten, Bayern und Schwaben, die Heinrich III. früher nebst Franken in seiner Hand gehabt hatte, und die dadurch herbeigeführte Schwächung der Macht des Kaisers wird in § 133 betont.

Die früher noch wiedergegebene landläufige Erzählung (§ 164), daß den Kaiser Friedrich Barbarossa mitten im Strome beim Schwimmen die Kraft verlassen, daß ihn aber einer seiner Begleiter gefaßt und noch lebend ans Ufer gebracht habe, ist jetzt

Digitized by Google

durch die glaubwürdigere Überlieferung ersetzt worden, daß ein Schlagfluß beim Baden im Seleph dem Leben des Kaisers ein Ziel setzte. — Der wohl etwas übertreibende Satz der früheren Auflagen über das Schicksal des vor das Konzil zu Konstanz entbotenen Johann Hus (§ 224): „wurde aber bald nach seiner Ankunft auf Befehl des Papstes verhaftet und in ein ekelhaftes ungesundes Gefängnis geworfen“ lautet jetzt: „wurde aber, nachdem er anfangs ganz unbehelligt geblieben war, nach einigen Wochen auf Veranlassung der in Konstanz anwesenden Kardinäle verhaftet und ins Gefängnis geworfen“. — In § 352 ist jetzt der Grund für die Kriege Karls V. und Franz I. eingefügt: „Karl wollte dem König das Herzogtum Mailand wieder abnehmen und machte ferner Anspruch auf das Herzogtum Burgund“. — In § 417 wird jetzt gegen früher hervorgehoben, daß 1648 für die Untertanen der einzelnen Landesherren die Glaubensfreiheit zwar nicht grundsätzlich anerkannt, aber tatsächlich — außer in Österreich — unter mancherlei Einschränkungen doch gewährt wurde. Die früheren Auflagen hatten nur den rechtlich allerdings unanfechtbaren Satz enthalten, daß der Westfälische Friede die Religionsfreiheit für die Untertanen nicht gewährte. — In § 471 wird jetzt der Widerstand König Friedrich Wilhelms I. gegen den Plan einer Doppelheirat des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie von England und des Prinzen von Wales mit Friedrichs Schwester Wilhelmine nicht mehr bloß mit der Abneigung des Königs gegen England wie bisher, sondern mit der Unmöglichkeit, auf die politischen Forderungen, die England stellte, einzugehen, erklärt. — Der § 487 ist völlig umgearbeitet. Dadurch tritt die Bildung der neuen europäischen Bündnisse: Frankreich, Österreich, Rußland einerseits, England und Preußen andererseits klarer als bisher hervor. Verzichtet wird auf die unverbürgten Geschichten der Beziehungen Maria Theresias zur Marquise von Pompadour, dagegen wird scharf hervorgehoben, daß die Verpflichtung, die Friedrich der Große England gegenüber einging, Hannover im Falle eines französischen Angriffes zu schützen, in Frankreich Verdruß erregte. Vielleicht hätte hier zur Erklärung der politischen Situation angedeutet werden können, daß der König die Möglichkeit, durch sein Versprechen an England Frankreich zu verstimmen, wohl hätte voraussehen können, tatsächlich aber beim Abschluß des Bündnisses mit England gar nicht in Betracht gezogen hat. Friedrich der Große hat ja damals einen recht verhängnisvollen Rechenfehler gemacht. Durch das Bündnis mit England hoffte er die Freundschaft Rußlands zu gewinnen, die mit Frankreich aber nicht zu verlieren. Er verpflichtete sich ja England gegenüber zu nichts anderem, als Hannover gegen feindliche Angriffe zu schützen. Das würden ihm die Franzosen, so meinte er, sicher nicht so übel nehmen. Es kam aber bekanntlich ganz anders. Rußland gewann er nicht,

Digitized by Google

und Frankreich verlor er. Diesen schweren Fehler haben die Brüder des Königs, vor allen der Prinz Heinrich, früher erkannt als der König und haben ihre Ansicht dem König gegenüber nicht verhehlt. Das hat sicher zu der im Laufe des Siebenjährigen Krieges immer heftiger werdenden Spannung zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich mit beigetragen.

Die schönen, aber leider unverbürgten Worte Courbières: „Nun so bin ich König in Graudenz" sind (§ 587) gestrichen worden. — Die Vorgänge nach der Schlacht bei Friedland (§ 588) sind schärfer entwickelt; dabei wird die für Alexanders Unzuverlässigkeit wichtige Tatsache hervorgehoben, daß der russische Kaiser sofort nach der Schlacht um den Waffenstillstand gebeten hat. — Die Entlassung des Freiherrn vom Stein (§ 597) hat die historische Legende sehr bald in ihrer Weise dargestellt. Der in Napoleons Hände geratene unvorsichtige Brief Steins ist nach ihr der einzige Grund der sofort erbetenen Entlassung des Ministers, während wir jetzt wissen, daß Stein auch nach der Veröffentlichung des Briefes im Moniteur noch im Amt blieb und erst später, um den König nicht Napoleon gegenüber in eine noch bedrängtere Stellung zu bringen, seinen Abschied forderte, ein Schritt, der ihm sicher erleichtert wurde durch das kühle Verhältnis, das stets zwischen ihm und dem König bestand. Diese Tatsache ist in der neuen Auflage gebührend hervorgehoben worden (§ 597). — § 796 ist erweitert worden. Erwähnt wird die veränderte Wirtschaftspolitik des Reiches: der Übergang von der Freihandelspolitik zu einem gemäßigten Schutzzollsystem unter Bismarck im Jahre 1879. — Etwas verändert ist (§ 798) die Darstellung des Kampfes zwischen Staat und Kirche, die übrigens immer noch reichlich kurz ausgefallen ist. Den Ausdruck „Kulturkampf", der in den früheren Auflagen nicht zu finden war, nimmt die neue Auflage auf.

Nicht unbedeutende Veränderungen finden sich in der Darstellung der ersten Jahre der deutschen Reformationsgeschichte (§ 336). Hier hat der Herausgeber persönliche Mitteilungen Professor Kalkoffs in Breslau, eines unserer besten Kenner der Reformationsgeschichte, benutzen können. Kalkoff ist in seinen Forschungen (zu vergleichen sind die Aufsätze: „Zu Luthers römischem Prozeß" in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 25, und „Forschungen zu Luthers römischem Prozeß" in der Bibliothek des Kgl. Preußischen historischen Instituts in Rom, Bd. 2) über den römischen Prozeß Luthers zu wesentlich neuen Ergebnissen gekommen. So erfahren wir denn auch in der neuen Auflage der „Geschichte des deutschen Volkes", daß Miltitz, ein eitler und unzuverlässiger Herr, gar keinen Auftrag hatte, mit Luther zu verhandeln, und daß die Kurie die Altenburger Abmachungen auch immer völlig unbeachtet gelassen hat. „Und wenn der Papst den Prozeß gegen den doch grundsätzlich

Digitized by Google

verurteilten Luther trotzdem ein volles Jahr ruhen ließ, so tat er dies nur deshalb, weil er damals ernstlich damit umging, dem sächsischen Kurfürsten, obwohl er Luther schützte, die Kaiserkrone zuzuwenden". — Da die Kritik mehrfach betont hatte, daß die Schilderung der Ereignisse von 1848 und 1849 (§ 711—715) bisher allzu dürftig ausgefallen sei, hat sich der Herausgeber entschlossen, diesen Abschnitt umzuarbeiten und zu erweitern. Solche Umarbeitungen verursachen naturgemäß große Schwierigkeiten. Der Umfang des Werkes soll nicht wesentlich überschritten werden, die Einteilung muß im ganzen dieselbe bleiben. Berücksichtigt man diese den Herausgeber hemmenden Fesseln, so ist das Geschick zu bewundern, mit dem er trotzdem die bisherigen Mängel beseitigt hat. Dreierlei war an der alten Darstellung auszusetzen. Wir erfuhren kaum etwas über die Vorgänge in Wien, die Berliner Bewegung war nur angedeutet und über die Entstehung der Frankfurter Nationalversammlung war kein Wort zu finden. Durch etwas veränderte Gruppierung des Stoffes und einige Zusätze weiß es der Herausgeber jetzt zu erreichen, daß der Leser trotz der gebotenen Kürze der Darstellung doch ein anschauliches Bild gewinnt von den stürmischen Vorgängen in Österreich, von der erst freudig erregten, dann in das Gegenteil umschlagenden Stimmung in Berlin, von den blutigen Barrikadenkämpfen, von der schwankenden Haltung des Königs, von der völligen Niederlage der Krone. Er erfährt ferner, daß der Frankfurter Nationalversammlung ein Vorparlament vorausging, diesem wieder eine völlig frei zusammentretende Versammlung von 51 Männern verschiedener politischer Richtung in Heidelberg, die über die Forderungen der Zeit berieten und dann durch einen Ausschuß das Vorparlament nach Frankfurt einberufen ließen.

Eine bedeutende Erweiterung hat das Buch am Schlusse erfahren, da die Darstellung bis in die Gegenwart fortgesetzt worden ist. Die Zahl der §§, deren Zählung schon von § 799 an eine andere geworden ist, ist von 802 auf 806 vermehrt worden. Die beiden letzten Auflagen hatten mit der kurzen Erwähnung der Entlassung Bismarcks und seines Todes geschlossen. Jetzt hat der Herausgeber eine wenn auch gedrängte, aber doch außerordentlich inhaltsreiche Darstellung der für die äußere und innere Politik Deutschlands wichtigen Ereignisse bis zum Abschluß der neuen Handelsverträge von 1904/5 hinzugefügt. So schwierig eine solche Aufgabe ist, ich halte sie doch für dankbarer als das beständige Feilen an den früheren Abschnitten des Buches, die ein pietätvoller Herausgeber trotz mühevoller eigener Arbeit doch immer als Werk und Eigentum ihres ersten Verfassers weiter bestehen lassen will. Im letzten Abschnitt von § 804 an wird dagegen der Herausgeber selbst zum Verfasser und kann seinen eigenen Anschauungen ganz gerecht werden. Gern möchten wir

Digitized by Google

manchmal noch mehr hören, aber wir freuen uns schon des Gebotenen. Scharf wird zunächst (§ 804) der auf die Dauer nicht vereinbare Gegensatz der tatkräftigen Schaffensfreude des jüngeren Herrschers zu der Machtgewohnheit und der reiferen Erfahrung des älteren Staatsmanns hervorgehoben. Der aufmerksame Leser erkennt in der Darstellung der letzten gemeinsamen Tätigkeit des neuen Kaisers und des ersten Kanzlers und ihres für die Uneingeweihten so schroffen und plötzlichen Bruches beides: Takt und Wahrheitsliebe, die nicht allen Verfassern populärer Geschichtswerke in gleichem Maße eigen sind. Die Nachfolger Bismarcks werden dann, jeder nach seiner Eigenart, kurz geschildert: Caprivis redliches und doch im Grunde erfolgloses Bemühen, dann die besonnene Leitung der Staatsgeschäfte durch Hohenlohe, der als 74jähriger Greis Reichskanzler wurde zu einer Zeit, da er den Höhepunkt seines Lebens und seines für Deutschlands Einigung zweifellos sehr bedeutenden Wirkens längst überschritten hatte, endlich Bülows frische Kraft und mühevolles Wirken. — Ein Geschichtswerk, das bis ins 20. Jahrhundert hineinreicht, muß der gegen früher völlig veränderten Weltlage gedenken. Die Welt wird heute gleichsam von neuem geteilt. Nicht in ihren nationalen Grenzen wirken und schaffen heute die Staaten, sondern in weiten Fernen. So wird (§ 805) der verringerten Bedeutung des Dreibundes, der Zerrüttung Rußlands durch den russisch-japanischen Krieg ebenso gedacht wie der Notwendigkeit für Deutschland, auch seinerseits eine gemäßigte Weltpolitik zu treiben und Opfer für seine Kolonien zu bringen. Die Flottengesetze von 1898 und 1900 werden erwähnt. Wünschenswert wären hier einige wichtige Einzelheiten über die Verstärkung unserer Flotte statt der bloßen Erwähnung, daß sie „bis 1917 in angemessener Weise vergrößert werden“ soll. Mit einem Hinblick auf die imperialistische Politik Englands, auf die chinesischen Wirren, auf den russisch-japanischen Krieg endet die Darstellung der äußeren Geschichte, mit einem zusammenfassenden Überblick über die neuste Gesetzgebung des Deutschen Reichs (Abschluß der Rechtseinheit durch das Bürgerliche Gesetzbuch, Erweiterung der sozialpolitischen Gesetze) die der inneren Politik.

Wenn ich schließlich noch einige Wünsche äußern soll, so kann ich mich sehr kurz fassen, da es sich ja nicht um ein ganz neues Buch handelt und da alles, was etwa eingewendet werden könnte, schon längst gesagt und in den neueren Auflagen auch berücksichtigt worden ist. Die alten Stilsünden des Buches sind, wie schon erwähnt, bereits in früheren Auflagen beseitigt worden. Ab und zu kann man noch am Ausdruck Anstoß nehmen. § 125 heißt es noch immer: „was er sich davon versprochen“ statt versprochen hatte. Von Gustav Adolf heißt es in § 397: „sein hoher Charakter strahlte aus dem herrschenden blauen Auge“.

Digitized by Google

Hoher Charakter will mir wenig behagen; das ganze Bild ist verfehlt. In § 493 heißt es in der Ansprache, die Friedrich der Große an seine Generale und Stabsoffiziere am 3. Dezember 1757 gehalten hat: „ich werde gegen alle Regeln der Kunst die zweimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen". Nun ist bekanntlich unsere Überlieferung über die Rede sehr ungenau. Zwei Ohrenzeugen berichten darüber, „der eine breit und pathetisch, der andere in soldatischer Kürze" (Oncken). Den genauen Wortlaut der Ansprache hat eben niemand festzuhalten vermocht, nur der überwältigende Eindruck war geblieben. Jedenfalls enthält die Überlieferung kein Wort des Königs über das gegenseitige Zahlenverhältnis der Truppen. Das Verhältnis ist ja lange genug 1 : 3 (30 000 gegen 90 000) angegeben worden.

Falsch ist das Datum des Februarpatentes zur Einberufung des Vereinigten Landtages. Dieser ist durch den Erlaß vom 3. (nicht 2.) Februar 1847 einberufen worden. — Endlich möchte ich noch einen Wunsch wiederholen, den ich bereits bei der Besprechung der 17. Auflage ausgesprochen habe. Die noch immer auf Seite 303 sich findende Anmerkung: „Die Stellen, die sich auf die brandenburgische Geschichte besonders beziehen, finden sich §§ 196, 263 . . . u. s. w." — möchte ich gern entbehrlich gemacht haben. Eine Geschichte des deutschen Volkes, die doch zu einem großen Teile eine Geschichte des preußischen Staates ist, darf sich auf die Dauer der Aufgabe nicht entziehen, auch die frühere brandenburgisch-preußische Geschichte vor dem Großen Kurfürsten in einem wenn auch kurzen, so doch zusammenhängenden Abschnitte zu schildern, statt auf die zerstreuten Stellen hinzuweisen, in denen etwas darüber zu finden ist.

Berlin. Ernst Fischer.

Stöckel, Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit vom ersten Auftreten der Germanen bis zur Gegenwart. Dritte Auflage. München und Leipzig 1906, G. Franzscher Verlag (J. Roth). XV u. 763 S. gr. 8. geb. 6 *M*.

Als ich das vorliegende Buch zur Anzeige erhielt, nahm ich es, wie ich offen gestehen will, mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand, da ich glaubte in ihm wieder eins von den ziemlich überflüssigen Machwerken sehen zu müssen, die gerade auf geschichtlichem Gebiete in letzter Zeit mehrfach auf den Markt gebracht worden sind. Doch ich bin in der angenehmsten Weise enttäuscht worden; denn Stöckels Buch ist in seiner Art eine ausgezeichnete Leistung. Übersichtliche und sachgemäße Gruppierung des umfangreichen Stoffes, klare und gutverständliche Sprache, ein lebhaftes nationales Empfinden, völlige Objektivität der Berichterstattung ohne parteipolitische oder konfessionelle Tendenzen sind beachtenswerte Vorzüge des Werkes. Dazu kommt die über-

raschende Kunst des Verfassers, auf dem verhältnismäßig kleinen Raum eine ungeheuer große Stoffmenge geschickt zu verarbeiten, so daß alle wesentlichen Gesichtspunkte, die für die geschichtliche Entwicklung der letzten 2000 Jahre in Betracht kommen, voll zur Geltung gebracht werden. Dabei spielen eine wesentliche Rolle die zahlreichen Fußnoten mit ihren Detailangaben, ihren Erläuterungen des Textes, vielen Stammtafeln und höchst geschickt gewählten Hinweisen auf Quellen, auf wichtige Werke der geschichtlichen Literatur, aber auch auf Verwertung geschichtlicher Ereignisse in der Dichtkunst und Malerei. So gibt das Buch die mannigfaltigsten Anregungen nicht bloß auf geschichtlichem, sondern auch auf andern Gebieten. Der Druck ist ungemein korrekt, die Ausstattung gut, der Preis auffallend gering. Die Brauchbarkeit des Werkes wird durch ein sorgfältiges Namen- und Sachregister erhöht. Da die Darstellung bis zum Jahre 1905 fortgeführt wird (den Schluß bildet die des russisch-japanischen Krieges), so kann das Buch auch als ein Wegweiser durch die jüngste Vergangenheit benutzt werden. Für die Bibliotheken der höheren Klassen unserer Lehranstalten ist Stöckels Arbeit sehr brauchbar; ich halte sie aber auch für sehr tauglich zur Vorbereitung auf den Unterricht und glaube sie besonders den jüngeren Fachgenossen für diesen Zweck sehr empfehlen zu dürfen.

Halle a. S. Otto Genest.

Karl Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien 1905, F. Tempsky. 207 S. 8. geb. 2 *K*. 60 *h*.

Vorliegendes Lehrbuch für die oberen Klassen der Gymnasien, mit K. K. Ministerialerlaß allgemein zulässig erklärt, bietet die Geschichte des Mittelalters vom ersten Zusammenstoß der Deutschen mit den Römern bis zum Tode Kaiser Friedrichs III. (1493).

Der Inhalt des Gebotenen ist in acht Abschnitten folgender: Auflösung des abendländisch-weströmischen Staats- und Kulturlebens durch die Germanen. — Das Oströmische Reich im Zeitalter Justinians und seine Kämpfe gegen die germanischen Staaten. — Der Islam und das arabische Weltreich. — Die Entstehung der mittelalterlichen Welt- und Lebensordnung durch die Vereinigung germanischer, römischer und christlicher Kulturelemente im Frankenreiche. — Begründung des Deutschen Reiches und des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Herrschaft des Kaisertums über die Kirche. 919—1056. — Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum. 1056—1273. — Kulturverhältnisse im westlichen Europa und namentlich in Deutschland von der Zeit der Karolinger bis zum Ausgange der Kreuzzüge. — Das deutsche Königtum losgelöst von den Plänen einer Weltherrschaft. Verfall des Papsttums und der Kirche. 1273—1493.

Digitized by Google

In diesen Abschnitten, die in sich wiederum sachgemäß gegliedert sind, stellt Verf. sowohl die äußeren Vorgänge als auch die inneren Verhältnisse klar und anschaulich dar. Vor allem kommt es ihm darauf an, das Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang derjenigen Ereignisse anzubahnen, welche die europäische Machtstellung des Hauses Habsburg am Ausgang des Mittelalters zur Voraussetzung haben. Indem er sich mit Recht des Prinzips der Entwickelung bedient, erörtert er auch, soweit es dem Standpunkt der Schüler angemessen erscheint, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse — Lehnswesen, Landwirtschaft, Handel, Gewerbe —, zum Teil in besonderen Abschnitten; desgleichen widmet er der geistig-sittlichen Kultur eine eingehendere Betrachtung, wobei er die in Frage kommenden Literaturdenkmäler gebührend berücksichtigt und der Bedeutung der bildenden Kunst, in erster Linie der Baukunst in ihren verschiedenen Stilen, in ziemlich ausführlicher Darstellung gerecht zu werden versucht. Anhangsweise schildert Verf. noch — im neunten Abschnitt — die Ausbildung nationaler Staaten (Frankreichs, Englands, Italiens, der Pyrenäischen Halbinsel), soweit die Kenntnis dieser Dinge für das Verständnis der deutschen Geschichte von Bedeutung ist. Eine Reihe von Stammtafeln bildet den Abschluß.

Die Darstellung ist in allen Teilen gewandt, anregend und, auch soweit religiöse Fragen in Betracht kommen, durchaus objektiv. Randbemerkungen und verschiedenartiger Druck tragen wesentlich dazu bei, die Übersicht über das Ganze zu erleichtern.

Die äußere Ausstattung des Buches ist nur zu loben.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

1) J. W. Otto Richter (Otto von Golmen), Deutsche Seebücherei. Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk. Bd. V: Stralsund zur Zeit der Seeräuber. Eine hansische Bürgermeistergeschichte aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts für Jugend und Volk. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke. Altenburg S.-A. 1905, Stephan Geibel. IV u. 120 S. kl. 8. 1 *M.*

Wie der Verf. in dem dritten Bande der deutschen Seebücherei („Die Hansa und König Waldemar Atterdag") von einer Reise nach Wisby ausgeht, so in dem fünften, vorliegenden von einem Besuche Stralsunds, wo er sich von einem Stralsunder Freunde „den Ausgang der Wulflams zu Stralsund" erzählen läßt, was nur ein anderer Titel für dasselbe Thema „Stralsund zur Zeit der Seeräuber" ist. Dadurch ist zugleich der Boden gewonnen für eine freie, gemütvolle und phantasiereiche Darstellung geschichtlicher Vorgänge, wie sie dem Verf. eigen ist. Diese wird in die vier Kapitel: „Ein Zug gegen die Seeräuber, Bertram Wulflams Sturz, Eine erregte, wechselvolle Zwischenzeit, Wulf Wulflam an der Spitze der Stadt" zer-

Digitized by Google

legt. Schon der Vergleich der beiden Titel ergibt, daß in diesem Stücke hansischer Geschichte die Stralsunder Bürgermeisterfamilie der Wulflams im Mittelpunkt der Darstellung steht, um den sich die zeitgeschichtlichen Ereignisse aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, die für Stralsund von Bedeutung waren, gruppieren. Der Verlauf der sich in Stralsund und auf der Ostsee abspielenden Begebenheiten wird durch die Angabe der Kapitelüberschriften schon im allgemeinen gekennzeichnet. Von besonderem Interesse aber könnte es sein, zu erfahren, daß Karsten Sarnow, der in der Zeit, die zwischen der Amtsführung der beiden Wulflams liegt, Bürgermeister von Stralsund war, im Jahre 1393 hingerichtet worden ist als der einzige Bürgermeister der Stadt, der trotz seiner Verdienste um diese infolge unglücklicher Verkettung der Verhältnisse sein Leben auf dem Blocke lassen mußte. Das erinnert an das Schicksal des Lübecker Bürgermeisters Johann Wittenborg und seines Bremer Amtsgenossen Johann Vasmer. Die anregende Art des Verf., geschichtliche Vorgänge in reizvoller Weise mit einer Familiengeschichte leitender Personen zu verknüpfen, so daß der Leser in unterhaltender Weise einen ihn belehrenden Einblick in das Leben und Treiben der Zeit gewinnt, ist bei der Besprechung von andern seiner Bücher von Ref. schon hinreichend gewürdigt worden (in dieser Zeitschrift 1905). Die Darstellung bekommt noch besonders dadurch, daß Verf. statt der fortlaufenden Erzählung wiederholt Rede und Gegenrede der an den Vorgängen beteiligten Personen wählt, eine lebhafte dialogische Färbung. Freilich fällt dabei auf, daß die verantwortlichen Personen wiederholt dadurch zur Kenntnis der Stimmungen und Absichten der Bürger kommen, daß sie deren Gespräche, wenn auch unabsichtlich, belauschen. Aber man liest darüber hin und läßt sich in der Freude nicht stören, die Bücher für Jugend und Volk wieder um ein schätzbares vermehrt zu sehen.

2) Herrmann Meyer, Die Kriege Friedrich des Großen, 1740—1763. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Zweiter Teil: Der Siebenjährige Krieg. Mit zwei Karten. Berlin 1905, Hermann Paetel. VIII u. 264 S. kl. 8. geb. 2 *M*.

Dem ersten Teile seines Werkes über die Kriege Friedrichs des Großen, der die beiden Schlesischen Kriege von 1740—1742 und 1744—1745 darstellt (im Jahre 1904 erschienen), hat Verf. seinem Versprechen gemäß schon 1905 in einem zweiten Bändchen den Siebenjährigen Krieg folgen lassen. Die Darstellung gründet sich, um das gleich vorwegzunehmen, wie schon die des ersten Teiles mit Recht im wesentlichen auf das große Kosersche Werk („König Friedrich der Große" Berlin 1903), ist aber trotzdem eine selbständige Arbeit und stützt sich auch auf andere Quellen und Bearbeitungen, wie vor allen auf das Werk des

Digitized by Google

Großen Generalstabes („Der Siebenjährige Krieg" Berlin 1904), das aber nur bis zum Ende des Jahres 1757 fortgeführt ist. Die Benutzung des letzteren in der Berechnung der Heeresstärke und der Verlustangaben von Menschen und Kriegsmaterial, die stellenweise von den Koserschen abweichen, reicht demgemäß auch nur bis 1757; dann setzen die Koserschen Berechnungen wieder ein. Gegenüber der Lehmannschen Hypothese, daß Friedrich der eroberungslustige Angreifer in dem Kriege gewesen sei, betont Verf. mit Nachdruck, daß Friedrich seit dem Dresdener Frieden seinem Lande den Frieden zu erhalten gesucht habe und nur, um den Angriffsplänen seiner Gegner zuvorzukommen, im Sommer 1756 in Sachsen einmarschiert sei. So hat Friedrich, wie er selbst sagt, zwar die ersten militärischen Feindseligkeiten begangen, „ist aber deshalb nicht der Angreifer" gewesen. Daß die sittenstrenge Maria Theresia durch einen Brief an die Marquise von Pompadour die französische Regierung für Österreichs Pläne gewonnen habe, ist unrichtig; „nicht die Kaiserin, sondern der Staatskanzler Kaunitz schrieb an sie" (S. 21 Anm.). Das erste Kapitel ist dem Ursprunge des Krieges, die übrigen acht sind dem Kriege selbst gewidmet. Dieser wird im Anschluß an Koser in drei Offensivfeldzüge von 1756—1758 und vier Defensivfeldzüge von 1759—1762 eingeteilt. Kurze Übersichten über die wichtigsten Ereignisse des gleichzeitigen Krieges zwischen den Franzosen und Engländern, der in Amerika und zur See geführt wurde, begleiten die ausführliche Behandlung des europäischen Festlandskrieges. Dem Titel des Buches und seiner Aufgabe entsprechend, erzählt Verf. mit zahlreichen Zitaten aus Urkunden, amtlichen Darstellungen und Einzelberichten von Mitstreitern oder Augenzeugen in erster Linie den Verlauf des Krieges, beschränkt die Wiedergabe der diplomatischen Verhandlungen auf das Notwendigste, hat aber auch noch Raum für die Erwähnung des Privatbriefwechsels des Königs, seines Verkehrs mit Personen seiner Umgebung, wodurch er uns wichtige Blicke in die Pläne und die Seelenstimmung des Helden tun läßt. Zugleich fallen Streiflichter auf hervorragende Zeitgenossen, wie den Dichter Ewald von Kleist, Voltaire, Schillers und Goethes Vater, Lessing, Nettelbeck und andere, ferner auf das seit der Roßbacher Schlacht sich regende deutsche Nationalgefühl, die Vorliebe der deutschen Protestanten für Friedrich den Großen und die gläubige Verehrung, die dieser bei seinen Soldaten genoß. Im einzelnen sei hervorgehoben, daß sehr anschaulich geschildert wird, wie die Österreicher bei Leuthen durch geschickte Scheinbewegungen und Märsche der Preußen darüber getäuscht wurden, gegen welchen Flügel der preußische Hauptstoß gerichtet sein würde. Über die umstrittene Begegnung des Königs mit österreichischen Offizieren in Lissa am Abend des Leuthener Schlachttages, wobei Friedrich die Überraschten mit den bekannten Worten: 'bon soir, messieurs'

Digitized by Google

begrüßte, geht Verf. mit der Bemerkung hinweg: „Über die letzten Kämpfe von Lissa, die später von der Sage ausgeschmückt sind, erzählt der Hauptmann Gaudi“ usw. Er nimmt darnach, wahrscheinlich gestützt auf das Werk des Großen Generalstabes, an, daß diese Begegnung nicht stattgefunden habe und die Bemerkung nicht gefallen sei. Dem gegenüber möchte Ref. im Anschluß an Kosers Untersuchung in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte (Bd. II) und an dessen Ausführungen in seinem Werke König Friedrich der Große II 669 feststellen, daß die Begrüßung wahrscheinlich stattgefunden hat, wenn sie auch nicht urkundlich überliefert ist. Eine Gefahr für den König bestand dabei nicht. Die Heeres- und die Münzverschlechterung, die gegen das Ende des Krieges in Preußen eintrat, wird gebührend gewürdigt. Dabei wird hingewiesen auf die „Ephraimiten“, die von jüdischen Münzpächtern in ihrem Silbergehalt verringerten preußischen Talerstücke, von denen der Spottvers umging:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim (S. 234).

Das Ereignis, das den König, der nach Ablauf des Jahres 1761 am Ende seiner Mittel war, wider menschliches Erwarten rettete, der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Thronbesteigung Peters III., wird ins rechte Licht gerückt. Sehr rücksichtslos, und ohne einen Unterschied zwischen gemeinen Soldaten, Offizieren und Generalen zu machen, scheinen die Kosaken als neue Verbündete des preußischen Heeres in Schlesien eingeritten zu sein, so daß sich Friedrich genötigt sah, den höheren Offizieren weiße Federbüsche, die am Hute getragen wurden, als Erkennungszeichen zu verleihen. „Diese Abzeichen sind in der preußischen Armee dann beibehalten worden“ (S. 245).

Das Buch ist von wissenschaftlichem Geiste durchweht, stützt sich auf die besten Quellen und Bearbeitungen, verbindet Klarheit in der Darstellung mit leichter Verständlichkeit und ist darum wohlgeeignet, der Jugend unserer höheren Schulen zur häuslichen Lektüre, die ihre geschichtlichen Kenntnisse in anregender Weise vertiefen kann, empfohlen zu werden.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

Willy Scheel, Deutschlands Seegeltung. Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis von Deutschlands Fotte und ihrer Bedeutung in Krieg und Frieden. Halle a. S. 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. V u. 341 S. 3,50 *M*, geb. 4,80 *M*.

Der Gedanke zu dem vorliegenden Buche ist vom Ministerialdirektor Excellenz Althoff ausgegangen, und im Kultusministerium wie im Marinekabinett und Reichsmarineamt hat seine Entstehung und Gestaltung reiche Förderung erfahren. Es will, damit das

Digitized by Google

deutsche Volk in die Flottenpläne seines Herrschers mehr und mehr hineinwachse, in der Jugend, die ja einst die Früchte jener Mühen ernten soll, den Boden dafür bereiten. Der Herausgeber, dem wir schon ein hübsches Lesebuch aus Gustav Freytags Werken und ein im besten Sinne modernes Deutsches Lesebuch für die Unterklassen höherer Schulen verdanken, war für diese Aufgabe in besonderem Maße geeignet. Wenn er es als sein Ziel bezeichnet, die Schwierigkeiten darzustellen, mit denen in früheren Zeiten der Flottengedanke zu kämpfen hatte, zu zeigen, was Deutschland seiner Flotte verdankt und in Zukunft von ihr verlangen muß, den Blick für diese Kardinalfrage zu schärfen und mannigfaltige Anregungen auf dem Gebiete des gesamten Seewesens auszustreuen, so können wir sagen, daß dieses Ziel in vortrefflicher Weise erreicht worden ist.

Durch das ganze Buch zieht sich wie ein Leitmotiv das Wort, das unser Kaiser am 18. Oktober 1899 in Hamburg gesprochen: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte“, wie es denn auch durch den Erlaß des Kaisers an die Marine vom ersten Tage seiner Regierung und durch mehrere seiner Reden eingeleitet wird. Die meisten Aufsätze sind Schriften von Vertretern der Marine selbst entnommen, doch kommen auch hervorragende Historiker und Geographen zum Wort. Die ersten Abschnitte sind der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Flotte gewidmet. Den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen in ihrer Stellung zu Marine und Seehandel schildert uns Koser. Dann werden wir in die Zeit von 1848, in das Gründungsjahr der Kriegsflotte eingeführt, wir gewinnen einen Einblick in die Denkschriften des Prinzen Adalbert und des Generals von Stosch, und durch den Admiralitätsrat Koch wird uns ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Flotte unter Wilhelm II gegeben. Wir begleiten die Flotte weiter auch in den dänischen Krieg, lesen eine lebendige Schilderung der Einnahme der Taku-Forts, erhalten von Hassert eine übersichtliche und klare Darstellung der Erwerbungsgeschichte unserer Schutzgebiete und der daran sich knüpfenden Kämpfe und lernen unter von Richthofens sachkundiger Führung Kiautschou kennen. Besonders aber zeichnet sich durch die Weite des historischen Blicks Dietrich Schäfers Aufsatz aus: „Was lehrt uns die Geschichte über die Bedeutung der Seemacht für Deutschlands Gegenwart?“

Eingehend und unter Hinzufügung reichlichen statistischen Materials werden uns sodann durch zwei Aufsätze des „Nauticus“ die neuesten Fortschritte unserer Handelsmarine vorgeführt, sowie die Stellung der Großmächte zum Seeverkehr und zu dessen Hauptwegen. Daran reihen sich lehrreiche kleinere Aufsätze über Seetaktik, Schiffsführung, Organisation und Verwaltung der deutschen Marine, Schiffbau und Schifftypen. Den Abschluß bilden einige Abschnitte aus Reden unseres Kaisers; sie erinnern gewisser-

Digitized by Google

maßen wieder an die einleitenden Kundgebungen, wie es mir denn überhaupt ein besonderer Vorzug des Buches zu sein scheint, daß trotz der Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Vielheit der Verfasser doch ein einheitlicher Charakter gewahrt und ein deutlicher Zusammenhang hergestellt. ist. Ein Anhang enthält biographische Notizen, geschichtliche Tabellen und Tabellen über den Bestand der Flotte, endlich Erläuterungen, die freilich für das Bedürfnis mancher Leser vielleicht etwas reichhaltiger sein könnten.

Alles in allem kann „Deutschlands Seegeltung" aufs wärmste zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der oberen Klassen empfohlen werden. In seinem originellen und geschmackvollen Einband eignet sich das Buch ferner vortrefflich zu Prämien und Geschenken für reifere Schüler; aber auch Erwachsene, die bisher die Entwicklung unserer Flotte weniger verfolgt haben, werden mannigfache Belehrung und Anregung daraus zu schöpfen vermögen.

Berlin. Rudolf Wessely.

Eduard Wagner, Schulwandkarte von Palästina zur biblischen Geschichte, bearbeitet auf Grund der Wandkarte von Fischer-Guthe. Leipzig 1905, Wagner und Debes. Preis unaufgezogen 6 *M*, aufgezogen an Stäben 13 *M*.

Eduard Wagner, Kurze Landeskunde von Palästina. Ein Begleitwort zur Schulwandkarte von Palästina. Leipzig 1904, Wagner und Debes. Im Einzelverkauf 0,40 *M*. Gratisbeigabe zur Karte.

Palästina-Wandkarten sind die am meisten gebrauchten Wandkarten in unseren Schulen. Es ist daher von Bedeutung, daß sich die Geographische Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig mit besonderem Eifer auf die Vervollkommnung gerade dieser Karten verlegt, da ihr hierzu ausgezeichnete geographische wie kartographische Kräfte zur Verfügung stehen und als Berater für archäologische Fragen einer der gründlichsten Kenner von Altpalästina: Prof. Hermann Guthe.

Auf der vorzüglichen Unterlage der von besagter Anstalt vor Jahren herausgegebenen und bereits viel benutzten Wandkarte Palästinas von Fischer und Guthe erhalten wir hier eine neue, noch plastischer wirkende Darstellung des geographisch wie geschichtlich so anziehenden Landes in dem großen Maßstab 1 : 200 000 (also 1 mm der Karte = 200 m in der Wirklichkeit). Auf einer Bildfläche von 1,75 m Höhe, 1,40 m Breite tritt uns in markigen Zügen von vollgenügender Fernwirkung der ganze Landraum von der Gartenoase Damask und dem alles überragenden „Greisenhaupt" des Hermon bis an die Schwelle Ägyptens vor Augen. Zwei gut zu brauchende Nebenkarten veranschaulichen die Verteilung der zwölf Stämme Israels in freundlichsten bunten Flächenfarben und die Halbinsel Sinai (in 1 : 1 Million) in leuch-

Digitized by Google

tend rot eingetragener Wanderlinie des Durchzugs des Volkes unter Mose; ein stattlicher Eckkarton gibt noch einen klar übersichtlichen Plan Jerusalems zu Christi Zeit (in 1 : 3800) nach den Gutheschen Forschungen.

Die Hauptkarte läßt in der durchweg auf den besten Quellen ruhenden Wiedergabe des Geländes gar nichts zu wünschen übrig. Alle Bodenabdachungen treten je nach der Stärke der bräunlichen Gehängestrichelung naturgetreu hervor, die Küstenniederung ist in lichtgrünlicher Strichelung gehalten, die charakteristische Meridionalsenke des Rors in sattem Grün; die Flüsse ziehen in kräftigen schwarzen Linien durch das Land und tauschen ihr Schwarz mit Braun, wo sie nur in der winterlichen Regenzeit Wasser führen; Meer und Seen sind hellblau. Daß die Karte ihr Fischer-Guthesches Vorbild sogar noch an körperhaftem Eindruck überragt, ist durch Mitbenutzung einer sogenannten Schattenplatte beim Druck erwirkt worden.

Freilich ziehen in grellfarbigen Bänderungen die „politischen Grenzen", wie sie in Christi Tagen bestanden, kreuz und quer über die Bildfläche und stören gar arg den ruhigen Eindruck der Landesnatur. Wenn die Verlagshandlung in einem hektographierten Begleitwort gegenteilig versichert: „Das lebhafte politische Kolorit, das der Fischer-Gutheschen Ausgabe fehlt, trägt gleichfalls bedeutend zur Hebung des Gesamteindruckes bei", so befindet sie sich also in der vollsten Selbsttäuschung. Man blicke doch nur auf den allermerkwürdigsten Zug im palästinensischen Antlitz, die bereits erwähnte großartige Grabensenke, die einst ein ungeheurer Binnensee füllte und in der jetzt der Jordan strömt und die drei Schrumpfungsreste jenes Ursees sich betten! Wie deutlich zeigt uns das Fischer-Guthe! Hier aber soll sich der Schüler die große Rorfurche in Grün vorstellen, wo er am Jordan dicke rote, violette, dottergelbe politische Grenzbänder schaut, die das Grün als Symbolfarbe der Depression stellenweise beinahe ganz verdrängen!

Ist denn wirklich dem Religionslehrer so viel daran gelegen, schon in Volks- und mittleren Schulen (für die diese Karte bestimmt ist) Territorialkunde von Palästina den Kindern so genau einzuprägen, auf daß sie bis aufs Kilometer wissen, wie weit einstmals Pontius Pilatus herrschte, wie weit Herodes Antipas, wie weit Philippus, und welcher Fetzen Landes zu Christi Zeit zur Römerprovinz Syrien gehörte? Dünkt das von Belang, so verweise man diese Angaben in eine kleinere Randkarte mit Flächendruck der Staatsgebiete, verderbe aber nicht die Brauchbarkeit der Hauptkarte mit solchen Nebensachen, die doch obendrein flüchtige Menschenwerke weniger Jahrzehnte betreffen. Wozu sollen die armen Schüler in jeder Stunde biblischer Geschichte, gelte sie den Patriarchen Israels oder seiner Heroenzeit, ewig die Willkürgrenzen jener Römer und Römlinge vor sich sehen?

Es bedeutet einen sichtlichen Mißgriff, eine Palästinakarte

Digitized by Google

für niedere Schulen mit politischen Grenzen herauszugeben und eine für höhere ohne solche. Allemal bleibt auch für den Gebrauch im geschichtlichen und Religionsunterricht eine gute Wandkarte des Landes Palästina ein Bedürfnis von der Dorfschule bis ins Gymnasium. Man statte die elementaren Karten einfacher aus, belaste gerade sie weniger mit „politischem“ Stoff, erstrebe jedoch, selbst bei den zum Aufhängen in den Hörsälen unserer Universitäten bestimmten Palästinakarten wie der von Fischer und Guthe, wesentlich die dauernden Züge des merkwürdigen Landes in immer mehr kritischer Weise so deutlich, wie nur irgend möglich, auszuprägen, ohne daneben der im Zeitenstrom wechselnden Werke der Menschen zu vergessen.

Die Verlagshandlung wird bei einer wohl zu gewärtigenden Neuauflage den gerügten Übelstand der in Rede stehenden Karte schon zu beseitigen wissen. Zum Zweck weiterer Einzelverbesserungen gestatten wir uns noch wenige Hinweise. Der erste Durchflußsee des Jordans darf durchaus nicht in der Gestalt des heutigen Hulesees auf eine Karte von Altpalästina eingetragen werden; denn wir wissen aus Josephus genau seine Breite und Länge im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, woraus sich ergibt, daß die weiten Papyrusschilfsümpfe des heutigen „Ard el Hule“ damals noch zur Seefläche gehörten, erst seitdem von den Sinkstoffen des Jordans zugeschwemmt worden sind. Hier aber fehlt jegliche Andeutung selbst von dem mächtigen Morastgebreite. Höhenziffern könnten weit zahlreicher verzeichnet stehen; sogar neben Jerusalem vermißt man seine 780. Ganz fehlt der Name „Ror“ (arabisch: Einsenkung, im Anlaut mit غ geschrieben, einem gutturalen r, das man nur zur Beförderung falscher Aussprache mit gh zu transkribieren pflegt); dafür steht aber nur in dem Teil des Rors, der ans Tote Meer stößt, das inhaltschwache Wort „Blachfeld“. Im Süden des Toten Meeres liest man den biblischen Namen Gomorra in der gräzisierenden Mißschreibung „Gommorrha“. Dort indessen wird die untergegangene Stadt nicht gelegen haben; denn man wird sich das asphaltreiche Siddimtal mit Sodom und Gomorra in den flachen Südteil des Toten Meeres selbst versunken zu denken haben bei Gelegenheit einer heftigeren der zahllosen Katastrophen, die als Begleiterscheinungen des Ror-Einbruchs seit undenklicher Vorzeit ruckweise eintraten und als Erdbeben dort noch fortgesetzt sich ereignen.

Eine sehr erfreuliche Zugabe zur Karte ist die nur 40 kleine Oktavseiten messende „Kurze Landeskunde von Palästina“, mit deren Abfassung Dr. Eduard Wagner, der Sohn des Mitinhabers der Verlagsfirma und ein tüchtiger Geograph von Fach, den Lehrern einen wertvollen Dienst erwiesen hat. Vielleicht entschließt er sich später, noch die nötigsten Bemerkungen über die Entwickelungsgeschichte und die Bodenzusammensetzung des Landes nachzutragen, was er einstweilen absichtlich ausgeschaltet ließ.

Digitized by Google

Für eine solche Neuauflage möchten wir noch ein paar Wünsche äußern. Das Büchlein will doch namentlich solchen Lehrern dienen, die über Palästina unterrichten, ohne Fachgeographen zu sein (sicherlich sind das über 95%!). In Laienkreisen herrscht nun große Unklarheit über die „Subtropen". Man weiß, daß „die Tropen" einen breiten Erdgürtel darstellen, und denkt sich nun unter den „Subtropen" zwei ähnliche, nur schmalere Zonen, die beiderseits von der heißen Zone die ganze Erde in den niederen Breiten der beiden gemäßigten Erdgürtel umziehen. Die wenigsten wissen, daß man unter „subtropischem Klima" heutigen Tages nicht bloß ein solches mit warmer, nicht überheißer Temperatur versteht, wie man ein solches ja etwa rings um die Erde durch die subtropischen Breiten verfolgen könnte, sondern allein ein solches, das daneben trockne Sommer und Regenwinter besitzt. Dieses „Subtropenklima" umfängt nirgends gürtelförmig die Erde, greift vielmehr stets vom Ozean aus mehr oder weniger weit gen Osten in die Kontinente ein, so über die Mittelmeerländer bis tief nach Vorderasien. Palästina fällt in diesen Raum; aber man darf keineswegs sagen, es sei „subtropischen Verhältnissen unterworfen", weil es „im Übergangsgebiet vom tropischen zum gemäßigten Klima" läge (S. 8); die Südoststaaten der Union liegen z. B. unter den nämlichen Breiten, haben aber keineswegs subtropisches Klima.

Das Jordantal sollte man aus ähnlichen Gründen nicht „tropisch" nennen (S. 11); es hat tropenhafte Hitzegrade zur Sommerzeit wie etwa Nordindien, aber keine Tropenregen.

Eine verständige Anmerkung ist auf S. 21 dem biblischen Ausdruck „Wüste" gewidmet. Es heißt da, diese „Wüsten" bedeuteten im alten Palästina „alles nicht zur Ackerkultur verwandte Land, also zumeist Steppenland". Richtiger jedoch sagt man dem Schüler: Zu Luthers Zeit nannte man nicht seßhaft bewohntes Land eine Wüste (vergl. das uralte „Wüstung" für eine von ihren Bewohnern aufgegebene Ortschaft). Palästina hörte im Osten auf, wo die echte Wüste (das regenlose Land) anfing, hatte aber z. B. in Südost-Judäa oder am Jordan Wüsten im Sinne der Lutherschen Sprache. Der Schüler lernt in der Geographiestunde: die Wüste ist ohne Regen, daher ohne Wald; er liest in der Bibel: David entfloh in die Wüste Juda und verbarg sich im Waldesdickicht. Solche scheinbaren Widersprüche hat der Lehrer aufzuklären.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

Peip, Taschenatlas. Deutsche Verlagsanstalt. 80 S. Text. kl. 8. 36 Kartenblätter. 2,50 *M.*

Peips Taschenatlas kann unter den Werken ähnlicher Art einen hervorragenden Platz beanspruchen. In dem begleitenden Texte

Digitized by Google

ist eine Fülle von geographischem Material zusammengetragen, das den folgenden Karten einen besonderen Wert und gewissen Reiz gibt. Die Angaben sind sämtlich nach dem neuesten statistischen Material zusammengestellt, und der weite Kreis der Gebildeten, dem die öftere Beschäftigung mit der Geographie eine Notwendigkeit ist, wird ebenso wie ihre eigentlichen Jünger hier Dinge finden, die man sich sonst nur aus großen Atlanten und umfänglichen Handbüchern mühsam zusammensuchen kann. Die Karten sind übersichtlich und klar und bieten in den beigegebenen Nebenkarten auch manche Einzelheiten. Nur die Kartenblätter 35 und 36 scheinen sich nicht so wie die anderen auf der Höhe geographischen Wissens zu halten. Auf ihnen finden wir die Grenzlinien der südamerikanischen Staaten so, wie in älteren Atlanten; Stielers neue 6blättrige Karte von Südamerika zeigt in dieser Beziehung ein wesentlich anderes Bild. Diese Ungenauigkeit sowie einige Unvollständigkeiten des Textes tun aber den Vorzügen des kleinen Werkes kaum irgendwelchen Abbruch. Seine äußere Ausstattung ist für den reichen Inhalt ein würdiges Gewand.

Allenstein Ostpr. M. Lück.

Carl Burckhardt, Fischer am Mittelmeer. 5 ℳ. — Sascha Schneider, Wettlauf. 6 ℳ. Künstler-Steinzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Die von Teubner und von Voigtländer herausgegebenen Sammlungen von Künstler-Steinzeichnungen sind rasch fortgeschritten. Aus dem Voigtländerschen Verlage liegen bereits gegen 70, aus dem Teubnerschen über 80 Blätter vor, wie begreiflich, verschieden an Wert und verschieden in bezug auf ihre Verwendbarkeit für die Schule, für die freilich auch wohl nicht alle Bilder zunächst gedacht sind.

Von den beiden bei Teubner neu erschienenen Blättern stellt das eine, von Carl Burckhardt (75 × 55 cm, Preis 5 ℳ) ein Stück Mittelmeer dar, in dessen leichten Uferwellen sich das Licht der aufgehenden Sonne widerspiegelt. Auf kleinen Felsen sieht man nackte, sonnengebräunte Fischer bei der Arbeit. Von der Schönheit des südlichen Meers gibt das Bild keinen rechten Begriff, für die Schule würde ich es nicht gerade empfehlen. Weit wertvoller erscheint mir Sascha Schneiders Wettlauf (100 × 70 cm, Preis 6 ℳ). Das Bild nimmt insofern eine Sonderstellung unter den übrigen Steinzeichnungen ein, als auf die Farbe darin verzichtet ist. Von hellem Grunde, auf dem der Schauplatz nicht dargestellt ist, heben sich in Grau die nackten Gestalten dreier Wettläufer ab. Ein Jüngling fliegt mit einem letzten Sprunge ein Stück über das Ziel hinaus. Ihm folgt ein Mann, der mit äußerster Anspannung aller Kräfte den zweiten Platz zu behaupten strebt, den ein anmutiger Knabe ihm streitig

Digitized by Google

macht. Dieser naht erst als Dritter dem Ziel, aber er eilt leicht dahin, ohne daß sein Körper gleich dem seines Vordermannes Spuren von Anstrengung zeigt. Die Darstellung der bewegten nackten Körper ist dem Künstler trefflich gelungen. Das Bild würde — neben einigen antiken Darstellungen, z. B. den beiden Diskobolen — ein sehr geeigneter Schmuck für eine Turnhalle sein. Ob man es auch zum Wandschmuck für Klassenzimmer verwenden soll, wird davon abhängen, wie viel Wandfläche und Geld zur Verfügung steht. Wo man mit beidem sparsam umgehen muß, möchte ich doch bei so großem Formate farbige Steinzeichnungen vorziehen, die zugleich der Klasse ein freundlicheres Aussehen geben. Ich benutze die Gelegenheit, einige farbige Künstler-Steinzeichnungen aus dem Verlage von Teubner und von Voigtländer zu nennen, die ich als sehr geeignet zum Wandschmuck in der Schule erprobt habe: Biese, Hünengrab. — Luntz, Schwäbisches Städtchen. — Glück, Mölltal mit Heiligenblut und dem Großglockner. — Glück, Alm im Hochgebirge. — von Volkmann, Der Rhein bei Bingen. — Roman, Paestum. — du Bois-Reymond, Tempel von Ägina.

Charlottenburg. Ernst Samter.

P. Knab, Rechenbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. 285 S. 8. 2,50 *M.*

Der nach diesem Rechenbuch unterrichtende Lehrer wird in ihm das für den Rechenunterricht in den unteren Klassen der höheren Schulen nötige Übungsmaterial vollständig und in passender Zusammenstellung finden; in den angewandten Aufgaben geht es ebenso wie andere Rechenbücher natürlich über das Pensum der unteren Klassen hinaus, damit es auch für solche Schulen, die den Rechenunterricht weiter als die Gymnasien treiben, brauchbar ist. Es beginnt mit den vier Spezies in ganzen Zahlen, trotzdem diese ja schon Eigentum der in die Sexta eintretenden Schüler sein müßten, weil wegen der Verschiedenheit der Vorbildung dieser Schüler eine Wiederholung und Erweiterung der vier Spezies durchaus notwendig ist, um dann zur Rechnung mit mehrfach benannten Zahlen, mit gemeinen Brüchen und mit Dezimalbrüchen überzugehen, der dann Aufgaben für die bürgerlichen Rechnungsarten folgen.

Während der Verf. sonst sich in seiner Darstellung wenig von den allgemein üblichen Methoden unterscheidet, findet sich bei der Multiplikation eine stärkere Abweichung, indem er den Multiplikator vor den Multiplikandus setzt. Das geschieht gewöhnlich bei der Buchstabenrechnung, nicht aber bei der Rechnung mit Zahlen, da man hier übereinstimmend bei den vier Spezies die Zahl, mit der die Rechnung ausgeführt wird, hinter die der

Digitized by Google

Rechnung zugrunde gelegte Zahl setzt. Hier fällt mir auch bei der Darstellung der Multiplikation auf, daß der Verf. mit Zehnern, Hundertern anstatt mit 10 bzw. 100 Einern multipliziert, da man doch nicht mit benannten Zahlen multiplizieren kann. Einen verhältnismäßig sehr großen Raum nimmt die Rechnung mit gemeinen Brüchen ein, die Dezimalbrüche werden kürzer behandelt. Wenn nicht schon diese Äußerlichkeit zeigte, daß der Verf. den gemeinen Bruch für die Rechnung für wichtiger hält als den Dezimalbruch, so würde man es aus der Darstellung der Rechnung mit diesen Zahlen sehen. Für den Verf. ist der Dezimalbruch ein gemeiner Bruch, „dessen Nenner man nicht zu schreiben braucht". Er sieht also nicht den Dezimalbruch als eine Erweiterung der ganzen Zahl an und entwickelt demgemäß die vier Spezies aus den vier Spezies mit gemeinen Brüchen. Diese Methode sollte sich in einem 1905 erschienenen Rechenbuche nicht mehr finden. Nach Einführung der dezimal geteilten Währungszahlen haben die gemeinen Brüche für die bürgerlichen Rechnungsarten nicht mehr die Bedeutung, die sie früher hatten; an ihre Stelle ist der Dezimalbruch getreten, da ja die in der Aufgabe gegebenen Zahlen fast immer Dezimalbrüche und nur sehr selten gemeine Brüche enthalten, womit ich natürlich nicht gesagt haben will, daß der Rechnung mit gemeinen Brüchen nicht noch eine Stelle im Unterricht gebühre. Da nun der Dezimalbruch offenbar kein Bruch ist, dessen Nenner man nicht zu schreiben braucht, sondern die natürliche Erweiterung der ganzen Zahl über die Einer hinaus, so müssen notwendig die Regeln für die Spezies in Dezimalbrüchen unabhängig von den gemeinen Brüchen entwickelt werden. Wie stark der Verf. die Rechnung mit gemeinen Brüchen der Rechnung mit Dezimalbrüchen vorzieht, zeigt er z. B. bei der Lösung der Aufgabe: Wieviel Zinsen bringen 45 ℳ zu 4% in 2 Jahren? Hier ist das Resultat doch nur in der Form $0{,}04 \cdot 45 \cdot 2 = 3{,}60$ ℳ zu berechnen, während der Verf. auch empfiehlt $\frac{4 \cdot 45 \cdot 2}{100} = \frac{45 \cdot 2}{25} = 3{,}60$ ℳ. Wenn solche Rechnung irgend eine Berechtigung hätte, so brauchte man ja überhaupt keine Dezimalbrüche mehr.

Der Verf. entwickelt auch die abgekürzten Rechnungsarten, was ja durchaus wünschenswert ist; ich vermisse aber dabei die doch sehr notwendige Fehlerbestimmung. Um die Multiplikation abgekürzt ausführen zu können, müssen aber die Schüler daran gewöhnt sein, die Multiplikation mit der höchsten Ordnung des Multiplikators zu beginnen. Da nun der Verf. stets mit der niedrigsten Ordnung beginnt, so empfiehlt er, in der Aufgabe $36{,}7032 \cdot 87{,}345\,629$ den Multiplikator in umgekehrter Ziffernfolge zu schreiben also $87\,345\,629 \cdot 230\,763$, wobei außerdem die Bestimmung des Kommas in dem Produkt Schwierigkeiten bereiten muß. Durch solche Weitläufigkeiten geht doch der Vor-

Digitized by Google

teil der abgekürzten Rechnung vollständig verloren. — Auf die Fassung der Erklärungen und der Regeln sollte der Verf. mehr Sorgfalt verwendet haben, er sagt z. B.: Gleichnamige Brüche werden addiert (werden voneinander subtrahiert) indem man ihre Zähler addiert (voneinander subtrahiert), ungleichnamige Brüche werden durcheinander dividiert usw.; derartige Regeln sind nicht nur ungenau, sondern geradezu unrichtig. — Wenn in diesen Punkten der Verf. noch recht veralteten Methoden folgt, so zeigt er doch wiederum an andern Stellen, daß er die Vorteile von neueren Methoden kennen und schätzen gelernt hat. Unter anderem entwickelt er die östreichische Subtraktionsmethode mit ihrer Anwendung auf die Division; auch die Neunerprobe, die nun zwar nicht neu, vielmehr sehr alt ist, aber in letzter Zeit wieder zur Geltung kommt, empfiehlt er namentlich für die Multiplikation.

Berlin. A. Kallius.

K. Rosenberg, Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der höheren Schulen. Ausgabe für Gymnasien. Mit 615 in den Text gedruckten Figuren und einer farbigen Spektraltafel. Wien und Leipzig 1906, A. Hölder. VIII u. 488 S. 8 4,20 *M*. Dazu Resultate der Übungsaufgaben aus dem Lehrbuche der Physik. 15 S. 0,50 *M*.

Aus einem für österreichische Mittelschulen verfaßten, auch in Deutschland als vortrefflich anerkannten Werke hervorgegangen, ist das Lehrbuch den Aufgaben der höheren Schulen des Deutschen Reiches unter Berücksichtigung der Ratschläge deutscher Fachgenossen angepaßt worden und stellt nun auch für unsere Gymnasien nach Ansicht des Referenten ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel dar.

In der Anordnung des Lehrstoffes folgt es im allgemeinen der gebräuchlichen Einteilung. Wie es von einem modernen Lehrbuche erwartet werden muß, nimmt insbesondere die Lehre von den harmonischen Bewegungen und den Wellenbewegungen ein volles Kapitel ein, in welchem sie ausführlich und klar behandelt wird, entsprechend ihrer großen Bedeutung für eine Zahl wichtiger physikalischer Theorieen. Die Darstellung ist im allgemeinen knapp, ausführlich und klar, besonders da, wo es sich um die Ableitung schwieriger Begriffe und eine zusammengesetztere Schlußreihe handelt. Der Ausdruck ist sorgfältig gewählt und wird daher zur Erzielung eines tieferen Verständnisses und eines korrekten und angemessenen Ausdrucks auch bei den Schülern beitragen. Es verdient die wohlüberlegte Vermeidung tieferer erkenntnistheoretischer Untersuchungen unseren vollen Beifall; denn diese gehören in der Tat nicht in den Kreis des Schulunterrichts hinein. Für den Aufbau des Lehrgebäudes ist zwar die historische Entwickelung der physikalischen Wissenschaft wenig maßgebend gewesen, doch ist das geschichtliche Moment in zahlreichen Fußnoten unter dem Texte hinreichend berücksichtigt worden.

Digitized by Google

Die Auswahl der Versuche und Apparate steht ganz auf der Höhe, insbesondere werden wir deutschen Physiklehrer gern von praktischen Anordnungen, die sich in Österreich im Unterrichte bewährt haben, Notiz nehmen, wie z. B. von dem durch Stefan abgeänderten Quinckeschen Interferenzversuche. Andrerseits dürfen auch einige Mängel, die hier vielen deutschen Lehrbüchern gegenüber hervortreten, nicht verschwiegen werden. So wird in dem astronomischen Teile eine Sternkarte als notwendig erachtet, ihr Fehlen unangenehm empfunden werden; ferner dürfte es sich doch als zweckmäßig erweisen, bevor Betrachtungen und Messungen am Himmel vorgenommen werden, das, was über die Gestalt und Größe der Erde dabei vorausgesetzt wird, auch vorher zu erledigen. Der Beweis aus der scheinbaren Drehung der Schwingungsebene des Foucaultschen Pendels müßte durch einen exakteren ersetzt werden. Vor einzelnen Angaben über mitteleuropäische Zeit dürften für deutsche Lehranstalten geignetere den Vorzug verdienen. Endlich würde der Anhang über Chemie durch bildliche Darstellung wichtiger Apparate und Versuche an Brauchbarkeit nur gewinnen.

Solchen geringen Mängeln stehen zwei wertvolle Vorzüge des Lehrbuches gegenüber: die ausgezeichneten und zahlreichen schematischen Figuren, die in kräftigen Linien das Wesentliche hervorheben und zusammen 67 Druckseiten füllen würden, und eine geschickt angelegte Sammlung von Rechen- und Denkaufgaben, die den einzelnen Kapiteln am Schlusse angefügt sind. Sie würden für sich allein 23 Druckseiten beanspruchen. Ein besonders käufliches Heft enthält die zugehörigen Resultate in knapper Form; nur in den Fällen, in welchen Schwierigkeiten der Lösung vorliegen, ist diese ausführlich angegeben. So verdient dieses Lehrbuch in vollem Maße das Interesse der deutschen Physiklehrer.

Berlin. R. Schiel.

F. Engleder, Zeichenskizzen zum naturkundlichen Unterricht nach biologischen Grundsätzen. Heft 1, 15 Tafeln mit Text. München 1905, Kommissions-Verlag Max Kellerer. brosch. 0,90 *M.*

Im Auftrage des Bezirkslehrervereins München will der Verfasser im vorliegenden den Lehrern „eine reichhaltige Fundgrube (sic!) zur zeichnerischen Vorbereitung für den naturkundlichen Unterricht“ bieten. Die Zeichnungen sind weiß auf schwarz gedruckt „analog der Tafelzeichnung beim Unterricht“; sie sind „in einfachen Umrißlinien, zwar schematisiert, aber dennoch charakteristisch in der Linienführung, frei von jeglicher Schattierung“ gehalten. Die 16 Pflanzen, von denen Teile zur Darstellung gelangen, sind folgende: Hundsrose, Kirsche, Erdbeere, Tulpe,

Digitized by Google

Kartoffel, Salweide, Buche, Fichte, Raps, Roggen, Steinpilz, Champignon, Mutterkornpilz, Kartoffelpilz, Pinselschimmel, Getreiderost. Eine Schlußtafel behandelt die Blütenbiologie.

Die Auswahl der als Typen aufgestellten Pflanzen ist zu billigen, die Darstellung der charakteristischen Teile als durchaus zweckmäßig zu bezeichnen; alles Überflüssige ist fortgelassen, so daß aus dem komplizierten Naturgebilde die einfache Grundform herausgeschält erscheint. Daß sich übrigens sehr viele der hier gegebenen Skizzen schon seit langer Zeit — wenn auch nicht so systematisch zusammengestellt — in Lehr- und Handbüchern, Leitfäden und Zeichentafeln finden, wird nirgends erwähnt, was um so mehr auffällt, als die Vorzüge des Heftes in der Vorrede (nicht bloß im Prospekt!) in mehr als ausreichender Weise (vgl. oben „Fundgrube") ins Licht gesetzt werden. Etwas mehr Zurückhaltung wäre hier angesichts des wenigen wirklich Neuen wohl am Platze gewesen. Im praktischen Unterrichtsbetrieb wird — wenigstens soweit mir bekannt ist — an vielen Schulen seit langen Jahren das Zeichnen in der vom Verfasser gewünschten Weise benutzt, was ich z. B. von etwa 10 Berliner Anstalten genau weiß. Die in diesem Sinne tätigen Kollegen haben sich eben das „ernste und angestrengte Denken", welches ihnen der Verfasser nunmehr erleichtern will, bis jetzt nicht verdrießen lassen.

„Selbst in der Hand des Schülers kann diese Skizzensammlung nur nutzbringend wirken"; das glaube ich und das will ich ihr von Herzen wünschen. Für den Gebrauch in der Schule dürfte es sich wohl empfehlen, die Tafeln (oder den nebengedruckten Text) zu paginieren.

Westend b. Berlin. P. Zühlke.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Dreizehnter Band: Lyrik bis Mitterwurzer. Leipzig und Wien 1906, Bibliographisches Institut. 928 S. Lex.-8. eleg. geb. 10 M. — Je mehr sich das Werk seinem Abschluß nähert, desto mehr bewundert man die Großartigkeit der Anlage im ganzen und die gründliche Ausarbeitung im einzelnen. Von bedeutendem Interesse sind, um nur einige Artikel hervorzuheben: Marine und Militär, Mandschurei und Marokko, Medaillen und Medizin, Maschinen und viele andere, zum Teil sehr lehrreiche, Abschnitte, die sich auf Technik und Naturwissenschaft beziehen. Überall freut man sich an der klaren und fesselnden Darstellung. Wie in den früheren zwölf Bänden, so ist auch in dem vorliegenden dreizehnten für ausgezeichnete Illustrationen in reichlicher Fülle gesorgt.

2. Illustriertes Verzeichnis von Lehrmitteln und Büchern für Erziehung und Unterricht. Gesamt-Ausgabe a) mit Bücherverzeichnis, b) ohne Bücherverzeichnis. Jahrgang IV, ausgegeben März 1906. Leipzig und Berlin, F. Volckmar.

3. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. Herausgegeben von F. Erismann. Mit einer Beilage: Der Schularzt, redigiert von Oebbecke. Hamburg, Leopold Voss. Jahrg. 1906, Heft 1 (S. 1—50 und S. 1—14).

4. F. Gansberg, Religionsunterricht? Achtzig Gutachten. Ergebnis einer von der „Vereinigung für Schulreform in Bremen“ veranstalteten allgemein deutschen Umfrage. Leipzig 1906, R. Voigtländer's Verlag. XIX u. 202 S. kl. 8. geb. 2 M.

5. F. Gansberg, Menschen, seid menschlich! Rousseau-Worte im Auftrage des großen Erziehers herausgegeben. Leipzig 1906, R. Voigtländer's Verlag. 122 S. kl. 8. 1,60 M.

6. F. Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Vierter Teil: Die Philosophie seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Zehnte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage, herausgegeben von Max Heinze. Berlin 1906, E. S. Mittler und Sohn. VIII u. 704 S. Lex.-8. 12 M, geb. 14 M.

7. O. Frick und F. Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Vierter Band, erste Abteilung: Epische Dichtungen. Vierte Auflage von G. Frick und P. Polack. Leipzig 1906, Theodor Hofmann. XII u. 508 S. gr. 8. 4 M.

8. F. Bücheler, Gedächtnisrede auf Hermann Usener. Mit einem Bildnis Useners. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 8 S. Lex.-8. 0,80 M. (S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw.)

9. Aischylos' Choephoren. Erklärende Ausgabe von F. Blaß. Halle a. S. 1906, Max Niemeyer. V u. 205 S. gr. 8. 8. 5 M.

10. Scholia in Lucianum. Edidit H. Rabe. Mit 2 photographischen Tafeln (Faksimile der Handschriften). Leipzig 1906, B. G. Teubner. XII u. 336 S. kl. 8. 6 M.

11. S. Klein, Lehrbuch der Weltgeschichte für höhere Schulen. Zehnte Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben von M. Schermann. Freiburg i. Br. 1906, Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 474 S. 3,40 M, geb. 4 M.

Digitized by Google

12. E. Dahn, Kurzgefaßtes Lernbuch für den Geschichts-Unterricht (Pensum der Unter-Prima). Zweite Abteilung. Geschichte des Mittelalters. Zweite Auflage. Mit 10 Anschauungsbildern. Braunschweig 1906, E. Appelhans & Comp. VI u. 139 S. gr. 8.

13. E. Zeck, De recuperatione Terre Sancte. Ein Traktat des Pierre Dubois (Petrus de Bosco). Teil I: 23 S. 1905. Teil II: 24 S. 1906. Wissenschaftliche Beilagen zu den Jahresberichten des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin. Im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin. je 1 *M*.

14. M. Kraß und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Siebte Auflage. Mit 261 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. XVI u. 360 S. 3,40 *M*, geb. 4 *M*.

15. Velhagen & Klasings Sammlung pädagogischer Schriftsteller. Bielefeld 1904/06. kl. 8. geb.

Nr. 6. Nieden, Hilfsbuch zum Unterricht in der Geschichte der Pädagogik. VIII u 140 S. 1 *M*.

Nr. 7. Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. Im Auszuge zum Gebrauch an Seminaren herausgegeben von A. Thorbecke. X u. 236 S. 1,60 *M*.

Nr. 8. J. Baltzer, Die wichtigsten Pädagogen des 19. Jahrhunderts. Für den Gebrauch an Seminaren herausgegeben. Mit drei Porträts. XX u. 179 S. 1,30 *M*.

16. Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld 1905/06. kl. 8. geb.

Nr. 113. G. Heine, Aus der silbernen Zeit unserer Literatur (Mörike, Ludwig, Hebbel, C. F. Meyer. 95 S. 0,80 *M*.

Nr. 114. Goethe, Märchen und Novellen. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von E. von Sallwürk. 177 S. 1,20 *M*.

Nr. 115. G. Porger, Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben. Sechstes Bändchen. IV u. 139 S. 1 *M*.

Nr. 117. Th. Klaiber, Deutsche Briefe. Für den Schulgebrauch zusammengestellt und herausgegeben. VIII u. 130 S. 1 *M*.

17. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Heft 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

a) K. Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. 154 S.

b) A. von Portugall, Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken. 154 S. Mit 5 Tafeln.

c) W. Uhl, Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. 128 S. Mit vielen Abbildungen und einer Karte.

d) G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. 156 S. Mit 17 Abbildungen.

e) J. v. Negelein, Germanische Mythologie. 136 S.

f) R. Schwemer, Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. 111 S.

g) R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. 125 S.

18. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Nr. 330—332. Drei Schiller-Vorträge (A. v. Weilen, Demetrius; V. Pollak, Die Jungfrau von Orléans und ihr Urbild; J. Wörnhart, Wilhelm Tell und seine Vorstufen nebst der historischen Grundlage). S. 53—102. 1 *K*.

Nr. 333. W. Wiechowski, Gift und Heilmittel. S. 103—114. 20 *h*.

Nr. 334. E. Bayer, Leopold Schefer. Zur Erinnerung an einen deutschen Dichter. S. 115—130. 20 *h*.

Nr. 335—336. F. E. Vollgruber, Vom Essen und vom Trinken. S. 131—162. 40 *h*.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Grillparzer und das klassische Altertum.

I.

Lord Byron schreibt einmal, der Name Franz Grillparzer sei schwer auszusprechen, aber man werde sich an ihn gewöhnen müssen. Man hat sich an ihn gewöhnt. Grillparzer wird aufgeführt und gelesen, auch in den Schulen, ja er wird kommentiert. Das verdient er ohne Zweifel. Wir können ihm nicht unrecht geben, wenn er selbst, obwohl nie mit sich zufrieden und stets zur Selbstkritik bereit, doch von seinem Wert und seiner dichterischen Bedeutung überzeugt war. „Goethe ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist". Dieses stolze Wort lesen wir in der Selbstbiographie S. 140 (Bd. 19 der Ausgabe von August Sauer). Nichtsdestoweniger schaut Grillparzer in Liebe und Verehrung zu Goethe empor. Ihn hält er für einen der größten Dichter aller Zeiten, für den Vater unserer Poesie. „Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitztum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke fortreißende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menschlichen Geistes, indes Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht" (ebenda S. 122).

Damit haben wir den dichterischen Ort für Grillparzer gefunden. Er will mit Klopstock und Lessing, mit Goethe und Schiller auf eine Linie gestellt sein. Und seine Leistungen, vornehmlich als Dramatiker, berechtigten ihn dazu. Gemeinsam mit ihnen hat er auch die Liebe zu den Kunstwerken der Griechen und Römer, mit ihnen hat er aus dem Quell der griechischen und römischen Poesie geschöpft. Ohne die Alten wäre er nicht geworden, was er war, jene edlen Alten, „deren dauernder Wert, wachsenden Strömen gleich, manches ferne Jahrhundert füllt".

Digitized by Google

Auch er ist ein Nachfahr der Winckelmann, Lessing, Goethe, die das Altertum unter uns teils forschend, teils schaffend neu belebten. An der Antike hat er seinen Geist genährt, sein Herz erhoben; eine festgewurzelte Verehrung der Antike kommt oft in seinen Werken zum Ausdruck. Einmal schreibt er recht drastisch über Lord Byron: „Er kannte als Engländer die Alten und schätzte sie hoch, schon um der ersten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Tier sie nicht hochschätzen kann“. Bezeichnend ist es, wie er fortfährt. „Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß Byron sie auf dieselbe allgemein menschliche Weise sich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geister der französischen Schule getan hatten und die praktischen Köpfe der englischen Öffentlichkeit noch gegenwärtig tun. Seine Verehrung für Pope scheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieser Geschmacksmann mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indes wir Deutschen an den Alten vorzüglich das beachten, wodurch sie sich von uns unterscheiden, was kulturhistorisch gewiß das richtigere ist, heben andere Nationen an ihnen das heraus, was sie mit uns gemeinsam haben, wodurch sie zu praktischen Mustern werden und in die fortschreitende Bildung eingreifen, indes sie bei uns gewissermaßen zu Hemmnissen geworden sind und nur in der isolierten Betrachtung, aber freilich um so herrlicher dastehen“ (Ww. 16, S. 185 u. 86). Warum Hemmnisse? Ich denke darum, weil die griechischen Kunstwerke in ihrer Herrlichkeit abschreckend sind für den Stümper; nur der Meister darf ihnen nacheifern. Nacheifern, nicht nachahmen. Nachahmen soll niemand die klassischen Werke der alten Kunst, aber was Natur, was Schönheit, was Form und Stil ist, das soll jeder aus ihnen lernen. So haben es unsere Klassiker gehalten, so hat Grillparzer in seiner Art zu vollbringen gesucht, was die Alten in ihrer Art erreicht haben. Doch greifen wir nicht vor, sondern hören einige Urteile unseres Dichters über die Alten.

„Warum die Alten besser sind und bei gleichen Gaben besser sein müssen als die Neueren? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten freistand und sie, um neu zu sein (was jeder Schriftsteller will), nicht gekünstelt zu sein brauchen“ (15, S. 66). „Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist“ (S. 40). „Was die Lebendigkeit der Natur erreicht und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie“ (S. 54). „Das Unterscheidende des Romantischen gegenüber dem Klassischen ist, daß ersteres bloß die Gemütswirkung bezweckt, gleichviel auf welche Art sie bewirkt wird; das Interessante, das Geistreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, alles ist ihr willkommen, wenn nur die beabsichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird. Die alte Kunst aber ging

Digitized by Google

bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemütserhebung, die einzig und allein aus dem sinnlich vollkommenen Eindruck entspringt“ (S. 67). „Die Schönheit ist die vollkommene Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen“ (S. 24). Form aber „ist der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in seiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen“ (18, S. 55). „Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste ist in der Kunst nur insofern etwas, als es in der Form erscheint, d. h. insofern es der Künstler nicht bloß gedacht und empfunden, sondern das Vorgestellte adäquat dargestellt hat“ (15, S. 33). „Nicht der Gedanke macht das Kunstwerk, sondern die Darstellung des Gedankens“ (S. 26). „Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leser nicht überbietet? Aber die Form ist göttlich. Sie schließt ab wie die Wirklichkeit. Über das wahrhaft Vorhandene geht kein Gesund-Organisierter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunst und ist allem Wissen überlegen“ (16, S. 37).

Was diese Aphorismen beweisen wollen? Nichts Geringeres als daß Grillparzer die Grundbegriffe seiner Ästhetik und das Ideal des eigenen Schaffens zum guten Teil aus der antiken Dichtkunst gewonnen hat. Er hat mit den griechischen und lateinischen Autoren wirklich gelebt und die exemplaria Graeca stets vor Augen gehabt. Die griechischen Klassiker von Homer bis Plutarch und weiter bis Nonnos und Musaios, die lateinischen Schriftsteller von Plautus bis Valerius Flaccus — er hat sie alle gelesen und zwar im Urtext. Das Ungenügende der Übersetzungen hat Grillparzer selbst in folgender schematischer Übersicht charakterisiert (16 S. 46):

1. Ein Dichter läßt sich nicht übersetzen.
2. Sie werden uns zu nahe gerückt.
   a) Wir vergessen die Zeit- und Länder-Zwischenräume, welche die großen Geister voneinander trennen und spannen die Forderung an die Gegenwart zu hoch.
   b) Wir vergessen, daß die Denk- und Empfindungsweise des Autors die einer fremden Zeit und eines fremden Volkes sind, nehmen sie als unsere an und verlieren dadurch die richtige Empfindung der Gegenwart.
3. Verderbnis der Form durch zu genaue Übersetzung.

„Wenn ich je mich der aufs Griechische verwendeten Mühe gefreut habe, so ist es jetzt. Die Übersetzungen des Aristophanes geben keine Vorstellung von dem Werte des Originals“ (S 88).

Grillparzer konnte Griechisch. Das beweisen seine Studien zu griechischen Schriftstellern, die nicht selten auf die Interpretation des Textes eingehen, das beweist auch die Übersetzung der Sapphischen Ode *Ποικιλόθρον', ἀθάνατ' Ἀφρόδιτα*, die man am Ende des ersten Aktes der Tragödie Sappho nachlesen

möge (vergl. des Dichters Erzählung Ww. 19, S. 71 f.). Außer den beiden Spaniern Lope de Vega und Calderon verdankt er den Griechen am meisten. Die Griechen waren ihm für die Erbauung und Erhaltung seines geistigen Lebens so notwendig wie Brot und Wein für das leibliche Leben. Wie ein Vorwurf klingt das Wort: „Merkwürdig ist, daß Lope de Vega seinem Sohne von dem Studium der griechischen Sprache abrät. Ein deutlicher Beweis, daß er selbst die Meisterwerke Griechenlands nicht kannte. Seine Vorbilder waren also die Italiener und die römischen Autoren. Ein Umstand, der vieles erklärt" (17, S. 24). Grillparzer war frei von diesem Mangel, er hätte manchem von seinem Überfluß geben können. Wir können kaum ein Blatt in seinen literarhistorischen und ästhetischen Schriften aufschlagen, ohne einem Griechen oder Lateiner zu begegnen. Am häufigsten werden wohl Homer, Horaz und die Tragiker genannt. Oft werden sie als Maßstab der Kritik benutzt, auch Horaz. So heißt es z. B. von einer Epistel des Lope de Vega: „vielleicht Horazens nicht unwürdig", und von einem Gedichte desselben: „geradezu Horazens würdig" (17, S. 35. 39).

Sauer hat in seiner Ausgabe der Werke Bd. 16, 47—106 Grillparzers Studien zur griechischen und römischen Literatur zusammengestellt, d. h. die Studien, sofern sie sich auf besonderen Blättern verzeichnet fanden; sonstige und zwar beträchtliche Äußerungen muß man in andern Bänden der prosaischen Schriften suchen. Natürlich sind diese Studien für unser Thema wichtig, denn sie zeigen uns den Dichter als Philologen; auf alle Fälle sind sie als die Meinungen eines bedeutenden, selbständig forschenden Mannes lehrreich. Möge sie nachlesen, wer Interesse dafür hat; wir können hier nur einige charakteristische Beispiele herausheben. — —

An der Persönlichkeit Homers hat Grillparzer so wenig gezweifelt wie die Griechen. „Kein Epos ging je vom Volk, sondern von einzelnen, seltenen, begabten Männern aus, die allenfalls das im Volk zerstreute Sagen- oder Liedermaterial sammelten und zum Ganzen bildeten, mit Hinzufügung eigener Erfindungen". „Die Erklärung der Kunsthöhe aus dem Gesichtspunkte der Evolution ist der ekelhafteste Materialismus. Berge sind eben Berge, weil sie durch keine Ebenen verbunden sind, und die Geister gehorchen keinen mechanischen, sondern nur dynamischen Gesetzen. Ein Genie erscheint auch ohne Vorgänger, und in seinem Erscheinen liegt keine Bürgschaft eines Nachfolgers" (18, S. 13 u. 14 gegen Gervinus). Grillparzer protestiert lebhaft gegen die Annahme, als sei die Blüte irgendwelcher Poesie der Nachklang einer früheren, vorweltlichen, „mastodontisch-ichthyosaurischen", sowie gegen den „Traum von Gedichten ohne Dichter"; von Entstehung des Epos aus Volksliedern, wo „jeder poetische Schmierer sich als Vorarbeiter für künftige Iliaden und Odysseen" betrachten

Digitized by Google

könnte, will er nichts wissen (16, S. 15 gegen Grimm u. a.). Im Jahre 1822 findet er die Sinnesart einer viel späteren Zeit in der Odyssee, aber im Jahre 1855 wirft er einmal die Frage auf, ob die Odyssee nicht früher gedichtet sei als die Ilias. Sie habe etwas Jugendlicheres, Romantischeres, indes in der Ilias der Dichter gereift und hart gesotten sei, wie der zürnende Dante. Richtig scheint mir die Bemerkung, daß *K* 498 mit dem *ὁ τλήμων Ὀδυσσεύς* die künftigen Schicksale des Helden vorausgenommen werden. Fein beobachtet ist es, daß unerwartete, sparsam vorkommende Züge von Empfindung rühren. So habe es Homer gemacht, z. B. im 3. Buch der Ilias, wo Helena ihre Brüder unter den Angreifern sucht, aber

τοὺς δ' ἤδη κάτεχεν φυσίζοος αἶα
ἐν Λακεδαίμονι αὖθι, φίλῃ ἐν πατρίδι γαίῃ.

„Das sollte man sich anmerken, wenn man Tragödien schreiben will, und nicht das Subjektive ewig herauskehren und nach allen Seiten Rührungen auswerfen" (14, S. 95).

Am eingehendsten hat, begreiflicherweise, der Tragödiendichter die griechischen Tragiker studiert. Seine Liebe gilt vor allen dem Euripides, den er gegen die Herabsetzung durch A. W. Schlegel entschieden verteidigt. Er schließt sich „bis ins eigentlichste" dem bewundernden Urteil Goethes an (Brief an Zelter vom 23. 11. 1831) und nennt Euripides den „eigentlich nationellen Dichter, eine Art begeisterten Pausanias". Goethes scheinbar ziemlich wunderlichen Vergleich, der Dichter schwimme wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, erklärt er dahin: Euripides finde überall eine Sage, ein Monument, einen historischen Umstand, der ihm entgegenkomme und die Handlung zu einem solchen Wunder von Wirkung und Eindruck mache, daß man ihm in athenisch volksmäßigem Sinne beinahe die Palme vor seinen beiden Nebenbuhlern geben müsse. „Da sind z. B. diese Herakliden. Was ist da alles darin enthalten! Die Gerechtigkeit Athens, der Dank, den ihm die Herakliden schulden, gegenüber der verfolgenden Wut der Argeier, gegenwärtig die Verbündeten der Lakedämonier gegen dasselbe Athen, die Stammestapferkeit der Herakliden: die männliche Alkmene, der fechtende Greis Iolaos, das wunderbare Kind Makaria, dagegen aber auch ihre Härte und nichts schonende Grausamkeit. Wie zuletzt noch der gemeinsame Feind Eurystheus Athen segnet und den künftigen Undank Spartas verflucht, und das alles von dem Eindruck des damals noch vorhandenen Grabes des Eurystheus, der Quelle der Makaria unterstützt: das ist das Quecksilber, auf dem die Stückkugel schwimmt". Der sogenannte Weiberhaß des Euripides, meint der Junggeselle Grillparzer, sei wohl nichts als eine genaue Weiberkenntnis. „Wie er denn überhaupt Menschen schilderte, indes seine Vorgänger häufig nur Personifikationen". Die vielgescholtenen Prologe nimmt er ähnlich wie Lessing in Schutz.

Digitized by Google

„Die Wirkungen, die sonst aus dem Nichtwissen des Ausgangs hervorgehen, entspringen jetzt aus dem Wissen desselben. So Hekabe V. 95, die nur erfahren hat, daß Achills Schatten eine der Troerinnen zum Opfer begehrt hat, und nun bittet, das Todeslos von ihrer Tochter abzuwenden, indes der Zuseher schon weiß, daß es unwiderruflich über sie verhängt ist. Die Handlung geht auf diese Weise bloß unter den Personen des Stückes vor, ohne daß der Zuseher mitspielt; das Mitleid gewinnt, was die Furcht verliert, und die tragischen Leidenschaften bleiben rein". Im einzelnen sei hier nur noch hingewiesen auf die Verteidigung der Alkestis und des Orestes gegen Schlegels abfällige Kritik, desgl. auf die eingehende Würdigung der poetischen Schönheiten des Herakles und der Hekabe. Schließlich aber: „Bei Euripides darf man nie den patriotischen Gesichtspunkt aus den Augen verlieren. Er ist der eigentliche Lokal-Nationalschriftsteller. Mit Ausnahme der Stoffe aus dem trojanischen Kriege liegt immer eine Beziehung auf Athen, ja auf die Zeitumstände im Vor- oder Hintergrunde". — Minder eingehend sind die Studien zu Sophokles. Diesem Alten wird der moderne Tragiker nicht völlig gerecht. Zwar empfiehlt er einem naseweisen jungen Kritiker die herrliche Trias der Tragödien aus der Labdakidensage zu eifrigem Studium, damit er erst einmal lerne, was ein tragisches Kunstwerk sei; zwar rühmt er am König Ödipus die Technik im Aufbau der Handlung und die organische Entfaltung der Begebenheiten: aber er hat nach dem Maßstab der neueren Dramaturgie doch allerlei an der Kunst des Sophokles auszusetzen. Streng genommen, meint unser Kritiker, sei in den berühmten Stücken des Sophokles keine Handlung. Es fragt sich nur, was man unter Handlung versteht. Lessings Hamburgische Dramaturgie hat darüber ein lehrreiches Kapitel. Ist es richtig, daß Antigone und Ödipus auf Kolonos mehr großartige Situationen als wirkliche Tragödien sind? Ich glaube denn doch, daß wir auch hier alle Elemente des Dramatischen finden: eine Reihenfolge gegeneinander ankämpfender, sich scheinbar im Wege stehender und endlich durch eine gemeinsame Auflösung zur Einheit gebrachter Ereignisse. Dagegen sind zwei andere Beobachtungen richtig. Schon bei Sophokles und später auch bei Euripides findet sich eine gewisse Redseligkeit und eine Freude an dialektischen Künsten (Stichomythie!), an denen die disputierlustigen, an öffentliche Reden und Gerichtsverhandlungen gewöhnten Athener mehr Vergnügen fanden als wir. Und weiter: bei den Griechen hat sich die Tragödie noch nicht völlig von dem epischen Element getrennt, aus dem sie entstanden war. Dies mag uns denn zu Äschylus überleiten und gleich zu der ihm eigentümlichen Kunstform der Trilogie führen. Grillparzer hat richtig erkannt, daß die trilogische Behandlung eines dramatischen Stoffes, die Beziehung eines Teiles auf den andern dem Ganzen etwas

Digitized by Google

Episches gebe, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinne, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliere. „Die Trilogie des Äschylos ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Choephoren treten ganz neue Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemmon nichts als den ohnehin jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elektren ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgöttin Athene, so daß das Schicksal Orests gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen" (19, S. 78 f.) Grillparzer würde ganz gewiß Kaibel zustimmen, der in seinem wissenschaftlichen Kommentar zur Elektra S. 45 sagt: „Wer es zuerst in Athen unternahm, eine epische Erzählung zu dramatisieren, der hatte sich vor allem mit der Schwierigkeit abzufinden, daß die Erzählung die dringendsten Forderungen des Dramas, Einheit des Ortes, der Zeit und vor allem der handelnden Personen, nur selten erfüllte. Das führte fast mit innerlicher Notwendigkeit auf die Dreiteilung des Stoffes, die Trilogie". *Τριλογία* bezeichnet nicht ein aus drei Dramen bestehendes Ganzes, sondern die Dreiheit des Stoffes (*λόγος*). Grillparzers Polemik gegen Welcker interessiert heute kaum noch. Er mag recht haben, daß der *Προμηθεὺς πυρφόρος* nicht das erste Stück einer Trilogie, sondern ein Satyrspiel war: beweisen läßt sich weder das eine noch das andere. Daß er für die Schwächen auch des Äschylus nicht blind war und die Gerichtsszene der poetisch so herrlichen Eumeniden ein Meisterstück von Parteilichkeit und Ungerechtigkeit nennt, mag nebenbei noch erwähnt werden. Überhaupt würde man irren, wenn man von Grillparzer eine Verhimmelung des griechischen Altertums und einen Götzendienst vor den Kunstwerken der Alten erwartete. Er und viele andere mit ihm haben längst vor Wilamowitz erkannt, daß auch die griechische Literatur aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus gewürdigt werden muß. Dies zeigt sich vornehmlich in der Polemik gegen Schlegels Wiener Vorlesungen in dem sog. Brief über die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie. Im ganzen und großen wird der Schreiber das Richtige getroffen haben, der Brief scheint mir heute noch lesenswert; ebenso die darauf folgenden Aphorismen. Ein zweiter Brief sollte über das Schicksal handeln, einen Begriff, über den der Dichter der Ahnfrau alle Veranlassung hatte nachzudenken. Wir finden darüber einen Aufsatz und einige Fragmente unter den Studien zur Dramaturgie Bd. 15, S. 94—101. Bezeichnend dürfte es doch sein, daß der Ratsuchende sich an die alten Griechen wendet und zu ergründen trachtet, in welchem Sinne sie von dem sog. Fatum Gebrauch machten in der Tragödie. Er beobachtet ganz richtig, daß die Griechen ebensowenig als wir einen bestimmten, genau begrenzten Begriff mit dem

Worte Schicksal verbinden. Jeder kennt es, niemand begreift es. Bald erscheint diese geheimnisvolle Macht als ausgleichende, selbst die Götter fesselnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als unbedingt notwendige Vorherbestimmung, wie in der Sage vom Untergange des Labdakosstammes, bald als rächende Nemesis über den Tantaliden; einmal in Opposition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geschlechte des Tatalos) zusammenfallend mit dem Willen der Olympier. Die Griechen nannten Schicksal die unbekannte Größe = x, die den Erscheinungen der moralischen Welt zugrunde liegt, deren Ursache unserm Verstande verborgen bleibt, ob wir gleich ihre Wirkungen gewahr werden. — Anhangsweise sei hier darauf hingewiesen, wie nachhaltig selbst eine Kleinigkeit, eine auffallende oder nicht gleich einleuchtende Einzelheit den Scharfsinn Grillparzers beschäftigen konnte. In den Choephoren mißt Elektra, nachdem sie Orests Locke auf dem Grabe ihres Vaters gefunden, auch dessen Fußstapfen und schließt aus deren Ähnlichkeit mit den ihrigen auf die Anwesenheit ihres Bruders. Dreimal, in den Jahren 1817, 1838 und 1841, kommt er darauf zu sprechen, und das Resultat scheint mir wenigstens ganz annehmbar. Im übrigen vergl. Wilamowitz in seiner Übersetzung der Choephoren S. 28 Anmerkung.

Von nun an werden wir uns über Grillparzers philologische Studien kürzer fassen.

An Herodot, den er neben dem Plutarch gern zum Reisebegleiter wählte, bewunderte und genoß er die unnachahmliche Kunst des Fabulierens; die Erzählung der Märchen und Wunder ergötzte ihn. — Des Demosthenes Olynthische Reden waren ihm Meisterstücke, lichtvoll und voll schlagender Stärke. Er schätzt an dem Redner weniger die rhetorische Kunst als die bündige und überzeugende Logik. — „Diese Rede des Perikles im Thukydides über die ersten im Kriege Gefallenen ist wie starker Wein, sie gießt Kraft bis in die äußersten Nervenspitzen, aber sie berauscht auch und hat die berauscht, die sie anhörten. Das Lob der Gebliebenen in ein Lob der Vaterstadt umwandeln und statt der Klage um jene ein Triumphlied für diese anstimmen, gehört unter das Großartigste, was aus allen Zeiten bis auf uns gekommen ist". — Platons kunstreiche Dialoge wollen das herrliche Volk der Athener, das immer geneigt war, die wichtigsten Dinge nur nach augenblicklicher Stimmung, nach Empfindung und Leidenschaft zu unternehmen, ans Denken gewöhnen, an die Untersuchung, was der Philosoph Dialektik nennt. Daher die peinliche Genauigkeit der Untersuchung, oft ohne abschließendes Ergebnis. Daß im ganzen durch die Verhandlung die erhabensten und großartigsten mehr Empfindungen als Gedanken angeregt werden, ist unbestreitbar. Die Idee als solche gehört der Philosophie nicht an, sondern der Poesie. Die Idee ist ein Sprung, den der

Digitized by Google

Geist aus seinem diskursiven Fortschreiten heraus ins Weite macht. Ist sie einmal da, so sucht er sie nachtäglich mit seinem übrigen Besitztum einspinnend zu verbinden. Gelingt es ihm, so wird die Idee zum Vernunftbegriff. Wir wissen nicht, ob Grillparzer diesen Gedanken zu Ende gedacht hat. Dann wäre er, scheint mir, zu der Auffassung der Platonischen Ideenlehre gelangt, die neuerdings Natorp so nachdrücklich geltend zu machen gesucht hat. Philosophisches Wissen und Denken bekunden zahlreiche Aussprüche, bekundet ein Satz wie dieser: „Kants Unterschied von Dingen an sich und Phänomenen liegt denn doch schon im Platon (*τὰ ὄντα* und *τὰ γιγνόμενα*). Ebenso daß das Gesetz der Kausalität nur auf die letztern anwendbar sei: *πᾶν δὲ αὖ γιγνόμενον ὑπ' αἰτίου τινος ἐξ ἀνάγκης γίγνεσθαι· παντὶ γὰρ ἀδύνατον χωρὶς αἰτίου γένεσιν σχεῖν* (Timaeus). Da die *ὄντα* nun keine *γένεσις* haben, sonst wären sie *γιγνόμενα*, so werden sie von selbst von dem Kausalnexus ausgeschlossen“ (14, S. 25). An derselben Stelle nimmt er die Kategorienlehre des Aristoteles gegen Kant in Schutz. Kant schikaniere den Aristoteles, der seine Kategorien durchaus nicht zu einem transzendentalen, sondern zu einem rein logischen Zwecke aufstelle. Sie sprechen ihm die Form der Prädikate in allen möglichen Urteilen aus, ohne daß er sich um ihre Herkunft gerade besonders bekümmerte. Ja selbst die Genauigkeit der Einteilung liege ihm nicht gar so sehr am Herzen. Mehr als mit der Logik hat Grillparzer sich vermutlich mit der Poetik des Aristoteles beschäftigt; wie sollte er nicht? Die vielberufene Katharsisfrage hat er sich noch ohne die neueren und neuesten Skrupel so beantwortet: „Die Aristotelische *Κάθαρσις* der Leidenschaft besteht darin, daß durch die Kunst das Gefühl, das diese Leidenschaften mit sich führen, zur Betrachtung erhoben wird“. Und an einer andern Stelle: „Das Tragische, das Aristoteles nur etwas steif als Erweckung (?) von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Mensch das Nichtige des Irdischen erkennt, die Gefahren sieht, welchen der Beste ausgesetzt ist und oft unterliegt; daß er, für sich selbst fest das Rechte und Wahre hütend, den strauchelnden Mitmenschen bedaure, den Fallenden nicht aufhöre zu lieben . ., Menschenliebe, Duldsamkeit, Selbsterkenntnis, Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht wird eine solche Tragödie bewirken“ usw. (15, S. 86, 88). Wir schließen unsere Exzerpte mit einer Äußerung über Plutarch. „Warum ich die Alten so liebe? Nebst allem andern auch darum weil, wenn ich sie lese, ich zugleich die Vergangenheit mit lese zwischen mir und ihnen. Wie viele Helden- und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien des Plutarch geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!“

Auch im Garten der römischen Poesie ist Grillparzer gewandelt und hat manche Blume gepflückt. Ovid ist in jüngeren

Digitized by Google

Jahren sein Lieblingsdichter gewesen und die Bekenntnisse aus trüben Lebenstagen überschreibt er in Erinnerung an ihn Tristia. In Vergils Äneide scheint ihm das Schönste die Szene, wo Äneas in die Unterwelt kommt, dort den Schatten der Dido trifft, sie anspricht und sich entschuldigt. Sie aber antwortet ihm nicht, kehrt sich um und geht zu ihrem Mann Sychäus. In den Satiren des Horaz macht ihm die Erwähnung der Juden darum Schwierigkeit, weil, wie er behauptet, die Juden nicht bekehrungssüchtig waren. Am Lukan mißfällt ihm die hündische Schmeichelei gegen Nero und die Magerkeit der Komposition, dagegen lobt er die Kunst der Beschreibung und Ausmalung. Ob Lukrez durch den Inhalt seines Lehrgedichtes ihn angezogen hat, läßt sich nicht ersehen. Rühmend hebt er wegen der Tonmalerei die beiden Verse (1219 u. 20) hervor:

Fulminis horribili cum plaga torrida tellus
Contremit et magnum percurrunt murmura caelum

„Die i blitzen, das a in plaga schlägt ein und die u donnern". Von Plautus, meint er, spreche Horaz darum so geringschätzig, weil Horaz wahrscheinlich die griechischen Originale kannte, nach denen Plautus arbeitete, und fand, daß dieser sie häufig ins Plumpe herabgezogen habe. In den Komödien des Terenz bekennt er vieles nicht zu verstehen, und es bleibe ihm rätselhaft, wie das römische Volk derlei dunkle Anspielungen im Vorüberrollen habe verstehen mögen. — Unter den römischen Prosaikern scheint Grillparzer sich am meisten mit Cicero beschäftigt zu haben. Eine kritische Notiz spricht diesem das 1. Kapitel des 3. Buches ad Herennium ab. Neben den Reden sind es wohl die Briefe, die ihm Interesse erweckten. Den Charakter Ciceros sucht er zu verstehen, statt ihn zu verdammen. Seine Befreiung Roms schien dem Manne so gut, so heilvoll. „Er war eigentlich in seine Tat verliebt und nur nebenbei in sein Selbst". „Es ist viel von Ciceros Eitelkeit die Rede, die sich wohl auch nicht ableugnen läßt. Aber seine tatkräftig und erfolgreich ausgeführte Unterdrückung von Catilinas Verschwörung setzte den an die Studierstube und Rednertribüne gewöhnten Mann gewissermaßen in Erstaunen über sich selbst. Die Tat wurde ihm rein objektiv und er bewunderte sie wie die eines andern. Zugleich darf man nicht vergessen, daß sie von allen Seiten angefochten, verkleinert, ja von einer mächtigen Partei, nur zu erfolgreich, ihm zum Verbrechen gemacht wurde". Seit Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung sei etwas Gemachtes in Ciceros Natur gekommen, und so habe er denn herumgetaumelt, seiner selbst unwürdig. Läppisch werde er mit dem Grabmal seiner Tulliola, und in wenig schmeichelhaftem Lichte erscheine sein Benehmen nach der Scheidung von seinem Hauskreuz Terentia. „Er war eben eine ästhetische Natur, die nicht leicht wieder ins Gleichgewicht kommen, wenn sie es einmal verloren haben".

Digitized by Google

— Den Livius schätzt Grillparzer sehr hoch. Aber sein Stil, verglichen mit dem Stil Cäsars oder selbst Ciceros, scheint ihm nicht frei von Affektation zu sein. Die Germania des Tacitus nennt er einen Roman, da seine Schilderung der Deutschen weder mit andern römischen Schriftstellern noch mit seinen übrigen historischen Schriften zusammenstimme (14, S. 111). An einem andern Orte ist Tacitus ihm der Vorläufer der Madame Staël de l'Allemagne, der, wie diese, bei seinem Lobe nach einer andern Seite aggressive Hintergedanken im Sinne hatte. Der Merkwürdigkeit wegen sei noch folgendes Urteil notiert: „Das Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegenüberstellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach ausgearbeiteten Zustande, das gegenwärtig (i. J. 1820) die deutschen Schriftsteller so sehr beschäftigt, ist nichts Neues; schon Tacitus hat es getan. Aber der weise Römer suchte für seine Zeitgenossen in jener Schilderung biederer Roheit höchstens Arzenei für das Übermaß, indes unsere Neu-Altdeutschen darin Nachahmung für das Bedürfnis zu finden glauben" (15, S. 11 u. 31). — Daß die Tragödien des Seneca gar nie zur Aufführung bestimmt waren, sondern Deklamationen sind, ist dem Dramatiker nicht entgangen. Er wundert sich nur, daß sie nach der dramatisch so vortrefflichen Erzählung von der Begnadigung des Cinna in der Abhandlung de clementia nicht unendlich besser geraten sind. Lobend erwähnt wird die consolatio ad Helviam und besonders die ad Marciam; die ad Polybium wird angezweifelt, aber richtig charakterisiert. Endlich noch ein frappierendes Urteil. „Es ist merkwürdig, daß Seneca, der eifrige Stoiker, in seinen Briefen an den Lucilius zum Schluß, mit voller Billigung immer einen Spruch des Epikur hinzufügt. Epikur scheint eben ein gescheiter Mensch gewesen zu sein, dessen voluptas mit Kants Glückseligkeit unter Bedingung der Sittlichkeit eine große Ähnlichkeit hatte".

Welchen Gewinn hat nun das Studium der griechischen und römischen Klassiker für Grillparzers poetisches Schaffen abgeworfen? Wie strahlt das Licht, das ihm die Alten angezündet, in seinen eigenen Dichtungen wieder? Diese Frage wollen wir in einem zweiten Aufsatz zu beantworten suchen.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) F. H. Hayward, Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von G. Hief. Leipzig 1906, A. Owen u. Co. 62 S. 8. 1,60 *M*.

Die vorliegende kleine Schrift ist für einen englischen Leserkreis bestimmt. Bei dem Wirrwarr und Durcheinander in den Anschauungen auf dem Gebiete der Erziehung, auf welchem sich jeder mitzureden berufen fühlt, mag es ihm auch noch so fern liegen, suchte Verf. nach solchen Persönlichkeiten, die als Leitsterne gelten können, nach denen man sich richten kann. Als solche erschienen ihm die drei Männer, deren Bedeutung sein Heftchen beleuchtet, und zwar für seine Landsleute.

Seiner Ansicht nach sind dies die Männer, die die pädagogische Welt in den kommenden Jahrhunderten beherrschen werden. Weil die Schule diese Männer vernachlässige (besonders Fröbel und Herbart), deshalb seien die Lehrer in England noch kein geachteter Stand. — Daß es sich hier nicht um eine eingehende Darstellung der Bedeutung der drei großen Pädagogen handeln könne, liegt auf der Hand. Es liegt dem Verf. nur daran, die allerwichtigsten, von denselben vertretenen Ideen seinen Lesern vorzuführen und ihnen somit ein Bild von einigen der wichtigsten Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Pädagogik zu geben. Liebe und Bewunderung für die drei genannten deutschen Erzieher haben ihm die Feder geführt. Er schildert zunächst ihren Lebensgang (und dieser erweckt ja namentlich bei Pestalozzi das größte Interesse) und stellt dann dar, wie sie zu ihren erzieherischen Grundsätzen gekommen sind, welche Einflüsse und Eindrücke dabei maßgebend gewesen sind. So sehen wir, welchen Anteil an der pädagogischen Anschauung Pestalozzis Rousseau gehabt hat. Zuletzt faßt er die wichtigsten pädagogischen Lehren und Sätze der behandelten Männer in Kürze zusammen, nach ihren eigenen Äußerungen, die allerdings, wie er selbst im Vorwort sagt, frei wiedergegeben sind, was naturgemäß in der Übersetzung noch mehr hervortritt. Dabei unterläßt er es nicht, auch die Ansichten englischer Erzieher heranzuziehen

Digitized by Google

und zu beleuchten. — Das Heftchen wird den Landsleuten des Verf. einen gewissen Einblick in die wichtigsten Erziehungs- und Unterrichts-Theorien gewähren. Aber es ist auch für uns von Interesse, daß es ins Deutsche übersetzt worden ist. Wir sehen, hier unsere deutsche Pädagogen sozusagen in englischer Beleuchtung, wir finden ihre Grundanschauungen kurz zusammengefaßt, und wir empfinden Genugtuung darüber, daß sie bei einer fremden Nation so nach ihrem Verdienste anerkannt werden.

2) Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis, herausgegeben von J. Ziehen. Heft 4: Ferdinand Freiherr von Richthofen. Gedächtnisrede gehalten von E. von Drygalski (Abdruck aus „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1905".) Mit einem Anhange von E. Tießen: Die Schriften Ferdinand Freiherr von Richthofens. Heft 5: Werner von Siemens von W. Jaeger. Heft 4: 35 S. Heft 5: 52 S. 8. Verlag von Wilhelm Weicher in Leipzig. Preis des Heftes 1 M.

Wir haben in dieser Zeitschrift vor nicht langer Zeit die drei ersten Bändchen der Sammlung „Männer der Wissenschaft" angezeigt und angelegentlichst empfohlen. Inzwischen hat dieselbe eine willkommene Fortsetzung erfahren. Heft 4 gilt dem berühmten, am 6. Oktober 1905 verstorbenen Geographen Ferdinand Freiherrn von Richthofen. Die ursprünglich in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde veröffentlichte, hier wieder zum Abdruck gebrachte Gedächtnisrede E. v. Drygalskis zeichnet mit eingehender, sorgfältiger Liebe ein Bild von dem Leben und Wirken des großen Gelehrten. Dieser war ein geistiger Schüler A. von Humboldts; beide Männer erscheinen als die Schöpfer der heutigen Geographie, mit dem Unterschiede, daß Humboldt mehr der Idee, Richthofen mehr den Tatsachen gelebt hat: „Humboldt hat ein stolzes Gebäude hingestellt, Richthofen hat es fundiert". Die gedankenreiche Rede bietet eine vortreffliche Gelegenheit, das Wesen und die Bedeutung des großen Forschers kennen zu lernen. Das Verzeichnis der Schriften Richthofens, welches insgesamt 208 Nummern umfaßt (einschl. der Besprechungen usw.), ist eine wertvolle Ergänzung zum Abriß seines Lebens und Wirkens. — Heft 5 führt uns auf ein ganz anderes Gebiet; es schildert uns den Werdegang eines der größten Vertreter der Elektrotechnik, Werner von Siemens, eines Mannes, dessen Namen die ganze gebildete Welt kennt, dessen Ruf weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgeht. Das Heft ist trefflich geeignet, denen, welche ihr Studiengang und ihre Beschäftigung nicht auf dieses Gebiet der Naturwissenschaften geführt hat, die aber das Bedürfnis haben, diese fühlbare Lücke in ihrem Wissen auszufüllen, einen genaueren Einblick in jene Wissenschaft zu gewähren und dies in Verbindung mit der Darstellung der Tätigkeit eines Gelehrten, der als einer der Bahnbrecher erscheint. Die Art der Darstellung ist ganz dem Charakter der Sammlung entsprechend für die ge-

Digitized by Google

bildeten Kreise bestimmt und berechnet und dabei durchaus wissenschaftlich gehalten. — Noch bemerken wir, daß jedes Heft mit dem Bildnis des Mannes geschmückt ist, dessen Lebensgang es darstellt.

3) Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige. Altenburg S.-A. 1905, Stephan Geibel. 46 S. 8. 0,75 *M.*

Im allgemeinen ist man nur zu leicht geneigt, für die industrielle und wirtschaftliche Gestaltung Europas, insbesondere Deutschlands, von Amerika Gefahren zu befürchten, welches in seiner gesamten Entwicklung in dieser Hinsicht einen so glänzenden Aufschwung genommen hat. Und diese Befürchtungen müssen dem nicht unbegründet erscheinen, welcher die in dem ersten Teile seines Schriftchens von dem Verf. auf Grund eingehender Studien der einschlägigen Verhältnisse gegebenen Schilderungen liest. Er zeigt uns allerdings nicht nur die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten dieser Verhältnisse, und er weist darauf hin, daß auch Deutschland, wenn es sich die jenseit des Ozeans gemachten Entdeckungen, Erfindungen und Erfahrungen zunutze machen würde, hinsichtlich der Industrie zu einem höheren Standpunkt gelangen könnte. Alle diese Ausführungen müssen den Leser um so mehr interessieren, als Verf. auf die verschiedensten politischen und sozialen Verhältnisse Streiflichter fallen läßt und seine Darstellung die mannigfachen Zustände umfaßt. Wir müssen ihm recht geben, wenn er als eine Maßregel, einer wirtschaftlichen Gefahr zu begegnen, empfiehlt, unsern Bauernstand, das Rückgrat unseres Staatswesens, durch hohe Eingangszölle so zu stärken, daß die Preise auf einer angemessenen Höhe erhalten bleiben. Es gibt demnach nach seinem Urteile Mittel, die etwa drohende wirtschaftliche Gefahr zu beseitigen. Eine andere Gefahr aber ist viel schlimmer: nämlich daß die in Amerika herrschenden Anschaungen auch bei uns immer mehr und mehr überhand nehmen, d. h. daß wir die äußere Kultur als etwas an sich Wertvolles ansehen lernen. Wir sollen uns vielmehr das geistige Niveau der alten Griechen zu bewahren suchen, ihnen sollen wir hinsichtlich der geistigen Kultur nachzueifern bemüht sein. Und wodurch können wir das? Der Weg dazu führt, wenigstens einen Teil unserer Nation, durch das humanistische Gymnasium, welches das Griechische als seinen Mittel- und Kernpunkt hat. Wer diesen Bildungsgang genommen hat, der bleibt gewiß mehr als andere vor jener drohenden Veräußerlichung der Welt- und Lebensanschauung bewahrt. — So stellt denn das inhaltreiche und ideenvolle Schriftchen eine wirksame Verteidigung des humanistischen Gymnasiums dar, welches ja grade in seiner neuesten Gestaltung ganz besonders darauf ausgeht, in den Geist des Altertums einzuführen, durch Betonung

Digitized by Google

einer gründlichen Lektüre. — Die Schrift des Verf. empfiehlt sich als eine sehr anregende Lektüre für weitere gebildete Kreise.

Köslin. R. Jonas.

Königliches Gymnasium zu Clausthal. Festschrift zu der am 30. September 1905 stattfindenden Einweihung des neuen Schulgebäudes an der Erzstraße. 172 S. gr. 8. 1,50 *M.*

Diese Festschrift enthält folgende Arbeiten:

I. Das perikleische Zeitalter in Aristoteles' Schrift vom Staate der Athener. Von Gymnasialdirektor A. Wittneben. S. 1—38.

II. Tischreden Dr. Martin Luthers aus einer Sammlung des Dr. C. Cordatus. Nach der Berliner Handschrift des Sebastian Redlich zum ersten Male veröffentlicht von Professor Dr. H. Wrampelmeyer. S. 39—86.

III. Dispositionen zu ausgewählten Oden des Horaz von Professor H. Hagemann. S. 87—123.

IV. Länderkunde von Europa. Für den Erdkunde-Unterricht in der Untersekunda des Gymnasiums bearbeitet von Oberlehrer Dr. G. von der Osten. S. 125—172.

Da die 3. Arbeit in dem Jahresberichte über Horaz besprochen werden soll, so kommen hier nur die drei anderen in Betracht.

Wittneben stellt sich in seiner Abhandlung auf die Seite der Forscher, welche der Ansicht sind, daß in Aristoteles' Schrift *Ἀϑηναίων πολιτεία* der Zeitraum der Pentekontaetie von 479 bis 429 vor Chr., das perikleische Zeitalter im weiteren Sinne, mangelhaft behandelt und die athenischen Staatsmänner jener Zeit ungünstig beurteilt worden sind. Schon der Raum, so führt er aus, der dieser bedeutsamen Epoche mit ihrer großartigen Entwickelung des athenischen Staatswesens gewährt wird, Kap. 23—28, ist unverhältnismäßig klein. Ferner fällt nach der „im goldenen Strome dahinfließenden Erzählung" von Solon (Kap. 5—12) wie von Peisistratos und seinen Söhnen (Kap. 14—19) in diesem Abschnitte die ganze Darstellung arg ab: der Aufbau ist mangelhaft, die Zeitangaben sind oft ganz allgemein, der inhaltliche Faden wird vermißt, und die Ausdrucksweise scheint nachlässig. Die Männer selbst, die im perikleischen Zeitalter Leiter des Volkes waren, Aristeides, Themistokles, Kimon, Ephialtes und Perikles, erscheinen anders, als man sie sonst kennt, und ihre Verdienste werden verkannt und verkleinert. Aristeides gilt bei Aristoteles als Vertreter der Volkspartei; und kaum hat der delische Seebund den Athenern die ersten Vorteile gebracht, da rät er, der rechtliche, biedere Mann, den Attikern, vom platten Lande in die Stadt zu ziehen, „um sich mit dem Vermögen ihrer Bundesgenossen zu mästen" (Kap. 24) — nach des Verfassers Meinung das ärgste Zerrbild der ganzen Schrift. Themistokles

ist zwar auch bei Aristoteles der Schöpfer der athenischen Flotte, welche die Seemacht des Xerxes bei Salamis besiegte, aber das Verdienst des Sieges weist Aristoteles nicht ihm, sondern seiner Lieblingsbehörde, dem Areiopag, zu (Kap. 23, 1). Kap. 25 berichtet er, daß Themistokles gemeinsam mit Ephialtes den Streich gegen den Areiopag führte, durch den dieser seine politische Machtstellung verlor. Allein das widerspricht allen Zeugnissen, die Perikles, nicht Themistokles neben Ephialtes nennen, und ist schon wegen der chronologischen Schwierigkeiten, die aus dem Berichte entstehen, schier unglaublich. Kimon erscheint Kap. 26 als Strohmann an der Spitze der Gemäßigten. Am allerungünstigsten aber und geradezu gehässig beurteilt Aristoteles den Perikles. Kap. 27 macht er ihn am meisten für die Entartung der athenischen Demokratie verantwortlich und beschuldigt ihn, den Richtersold nur dazu eingeführt zu haben, den reichen und freigebigen Kimon in der Volksgunst ausstechen zu können; ja selbst die Fähigkeit scheint er ihm absprechen zu wollen, dieses Kampfmittel selbständig gefunden zu haben: Damonides aus Oie soll es ihm angeraten haben. Schlimmer noch ist nach W.s Ansicht, was die aristotelische Schrift vermissen läßt. Nichts sagt sie über den inneren Zusammenhang zwischen den Perserkriegen und Athens großartiger Staatsentfaltung in dem delisch-attischen Seebunde, nichts über die geschichtliche Spaltung Griechenlands in den peloponnesischen Bund und die unter Athens Führerschaft vereinigte meerbeherrschende Staatengruppe, nichts endlich über die künstlerisch schöne Seite des perikleischen Zeitalters, wiewohl doch das alles in einer Entwickelungsgeschichte des athenischen Staatswesens unentbehrlich ist. Aristoteles schweigt überhaupt die Großmachtpolitik des Perikles tot. — W. sucht nun für diese Auslassungen und Entstellungen nicht eine Erklärung in der Benutzung einer politischen Parteischrift sei es des Theramenes oder des Kritias oder sonst eines Oligarchen[1]); vielmehr weist er dem Aristoteles selbst dafür die volle Verantwortung zu. In einer längeren Beweisführung stellt er fest, daß sich in der inhaltlich nächststehenden Schrift des Aristoteles, der Staatslehre (πολιτικά), ganz ähnliche Grundsätze und Anschauungen vorfinden wie in der vom athenischen Staate. Dieselbe Abneigung gegen die Volksmassen und namentlich gegen das gemeine Schiffsvolk findet sich dort wie hier; Athens Großmachtpolitik wird dort ebensowenig gewürdigt wie hier; Themistokles, Aristeides, Kimon suchen wir in der Staatslehre vergebens; Perikles wird in ihr zwar zweimal gleich hintereinander erwähnt, jedoch nur, um ihm seine beiden ärgsten politischen Sünden vorzuhalten, den Sturz des Areiopag und die Besoldung der Richter. Ist somit die Verkennung der

[1]) Daß Aristoteles eine solche Quelle benutzt habe, ist zwar öfters behauptet worden, aber durch nichts zu erweisen.

Bedeutung des perikleischen Zeitalters den beiden Schriften gleichermaßen eigentümlich (was übrigens vielleicht am deutlichsten für die aristotelische Herkunft auch der πολιτεία Ἀϑ. spricht), so ist der Grund für jene Verkennung offenbar in Aristoteles selbst zu suchen. W. findet den Grund darin, daß Aristoteles „unbeschadet seines grundlegenden Denkens und umfassenden Wissens doch gewisse Schranken, die ihm sein Volkstum setzte, nicht hat überwinden können. So wie er mit der Sklaverei als etwas Selbstverständlichem rechnet, so hat er sich nicht einmal durch das perikleische Zeitalter, nicht einmal durch das Reich Alexanders des Großen über den armseligen Begriff des Stadtstaates hinausheben lassen“. Indes Aristoteles stand auch im Banne der sokratisch-platonischen Schultradition, und dies hinderte ihn gewiß nicht minder, der Politik des Perikles und seiner Vorgänger gerecht zu werden. Urteilt doch auch Platon (Gorg. 515e), Perikles habe die Athener faul und feige und geschwätzig und geldgierig gemacht. Man braucht sich also nicht darüber sonderlich zu verwundern oder es gar unverzeihlich zu finden, daß Aristoteles die Höhe der athenischen Geschichte so übers Knie bricht und, wie W. sich ausdrückt, mit ein paar bissigen Bemerkungen spießbürgerlich darüber hinweg eilt: er folgt darin seiner philosophisch-politischen Überzeugung. Aber wahr, d. h. historisch richtig, bleibt das Schlußurteil der Wittnebenschen Untersuchung doch: „Das Wesen des perikleischen Zeitalters, wie es Thukydides tief auffaßt und Plutarchs Perikles farbenreicher ausführt, ist durch den neuen Aristoteles in Wirklichkeit nicht erschüttert“.

• Wrampelmeyer, der schon früher durch Herausgabe einer von ihm selbst in der Zellerfelder Kirchenbibliothek aufgefundenen Handschrift die Kenntnis der Tischreden Luthers gefördert hat (Tagebuch über Dr. M. Luther, geführt von C. Cordatus, herausgegeben von H. Wrampelmeyer, Halle 1885), veröffentlicht jetzt aus einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin 112 ausgewählte Tischreden Luthers. Nach der Vorrede besteht die Berliner Handschrift, codex manuscr. theol. lat. quart. n. 97, aus 3 Teilen. Ein sonst unbekannter Sebastian Redlich aus Bernau (Prov. Brandenburg) hat sie in den Jahren 1566ff. niedergeschrieben und wahrscheinlich alle drei Teile, sicher aber den ersten aus Sammlungen des Dr. Konrad Cordatus, eines vertrauten Freundes Luthers, entlehnt. Die jetzt veröffentlichten Tischreden sind aus dem 1. Teile der Handschrift ausgewählt, und die Auswahl ist in der Rücksicht getroffen, daß möglichst viel Neues geboten werde. Redlich nennt die Reden auf dem Titelblatte apophthegmata und dicta, und in der Tat sind es großenteils kurze, sinnreiche Aussprüche oder Äußerungen Luthers über die Predigt, die Bibel, den Ablaß, den Mammon, die Lehre des Papstes, den Teufel, die Wiedertäufer, die Lüge, das Hexen, über

Digitized by Google

Johann Hus, Luther selbst u. a. Teils sind sie in lateinischer, teils in deutscher Sprache niedergeschrieben; in vielen finden sich beide Sprachen nebeneinander gebraucht. Die ausgewählten Tischreden führen die Nummern der Handschrift und haben mit wenigen Ausnahmen eine Inhaltsangabe als Überschrift; den meisten hat der Herausgeber kurze kritische und erklärende Anmerkungen beigefügt. Näher auf das Einzelne einzugehen, ist um so weniger nötig, als der Herausgeber eine vollständigere Veröffentlichung der Tischreden Luthers aus der Berliner Handschrift noch in Aussicht stellt.

Die geographische Arbeit von der Ostens ist aus der eigenen Unterrichtspraxis des Verfassers hervorgegangen. Es ist ein vortrefflich ausgeführter Lehrgang, den man um so mehr willkommen heißen muß, als für den erst 1901 der Untersekunda des Gymnasiums zugewiesenen geographischen Unterricht kaum eine ähnliche Arbeit vorhanden sein dürfte. Leider hat der Verf. die Ländermassen Österreich-Ungarns, auch Rumänien, Belgien, Holland und die Schweiz aus äußeren Gründen ausgeschieden. Behandelt sind die drei südeuropäischen Halbinseln, ferner Rußland, Skandinavien, Dänemark, England, Schottland, Irland und Frankreich und anhangsweise Europa im allgemeinen. Die Behandlung ist nach Inhalt und Form angemessen. Gegenstände der Besprechung sind insbesondere die Giederung der Länder durch Gebirge, Seen und Flüsse, die Staatenbildung, die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Lage und Bedeutung der größeren Städte; ferner die Bewaldung, bezw. Entholzung der Länder, die Regenmenge, die Dürre, die Beschaffenheit der Stromläufe, die Richtung alter und moderner Verkehrswege, die geologische Beschaffenheit und die Schätze des Bodens, die klimatischen Verhältnisse, die landschaftliche Zersplitterung und Zusammenfassung; endlich auch die Kultur und Religion der Völker, ihre Beschäftigung mit dem Ackerbau, mit Handel und Industrie, die Vorteile der Industrie und die Bedenken schrankenloser Industrialisierung. Und das alles wird in natürlicher Folge und Verbindung, so wie die Sachen zusammengehören, kurz und bündig vorgetragen, zwar ohne alle methodologische Anweisung, aber nach echter, mit den Sachen selbst sich gebender Methode. Es ist eine Darstellung, die Methode in sich trägt. Geschichtliche Erörterungen werden nicht in besonderen Abschnitten gegeben, sondern stetig mit der Geographie verbunden: überall erscheint die Natur des Landes in ihrer Bedeutung für das Menschenleben, in ihrer Einwirkung auf die geschichtliche Entwickelung der Bevölkerung, und die alte Geschichte kommt dabei, wie es im Gymnasium sein muß, zu ihrem Rechte. Jedes Übermaß von Namen und Zahlen ist geschickt vermieden; eher wird man den einen oder anderen den Schülern von früher her bekannten Stadt- oder Flußnamen hinzufügen als angegebene Namen weglassen mögen.

Gera-Untermhaus (Reuß). Albert Grumme.

Digitized by Google

H. Bahr, Biblische Geschichten des Alten und Neuen Testamentes. Für die unteren Klassen aller höheren Schulen. Mit 2 Karten. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. VIII u. 172 S. 8. geb. 2 ℳ

Das vorliegende Buch bildet den I. Teil eines „Hilfsbuches für den Religionsunterricht an höheren Schulen“, dem noch in diesem Jahre zwei andere Teile nachfolgen sollen. Den Teil für die oberen Klassen wird Herr Gymnasialdirektor Siebert-Stolp bearbeiten. Im Pensum der beiden untersten Klassen schließt sich das Buch naturgemäß im allgemeinen an die vorhandenen „Biblischen Geschichten“ an. Die Geschichte von Abrahams Zuge nach Ägypten wäre besser fortgeblieben, da sie unserm sittlichen Empfinden höchst anstößig ist. Auch die Psalmen (1. 8. 23. 24. 51. 90. 121. 126.), die Bergpredigt und verschiedene Gleichnisse Jesu könnten wohl fehlen, da auf dieser Stufe das erforderliche Verständnis dafür nicht vorhanden ist. Durchaus angemessen ist die Lehraufgabe der Quarta dargestellt, und die zu lesenden Bibelabschnitte sind nach bestimmten Gesichtspunkten passend ausgewählt. Im Anhange ist in kurzer, klarer Weise das Notwendigste aus den biblischen Altertümern angegeben, wie auch die vorangehende Zeittafel gut orientiert. Den Schluß bilden die drei ersten Hauptstücke mit den wichtigsten Sprüchen. Die beiden Karten, Palästina zur Zeit Christi und die Missionsreisen des Apostels Paulus darstellend, sind recht brauchbar.

Görlitz. A. Bienwald.

Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage. Band I (A—G). Leipzig 1905, S. Hirzel. 10 ℳ.

Einer weitgehenden Um- und Ausgestaltung des vor 16 Jahren zum ersten Male erschienenen Heyneschen Wörterbuches ist, wie die Vorrede zur 2. Auflage berichtet, durch die Stereotypierung ein Hindernis bereitet; der Verf. bedauert dies selbst insofern, als ihm die ausgedehntere Aufnahme neuer Wörter nicht möglich wurde; gleichwohl wurde durch knappere Fassung der erklärenden Stellen Raum für ungefähr 250 neue Artikel unter eigenen Stichworten geschaffen. Inwieweit damit die Grenze des Möglichen erreicht ist, wollen wir nicht entscheiden; doch hat die Wortforschung in den letzten Jahren viele Ergebnisse geliefert: das beträchtliche Material, das z. B. die sieben Bände der Zeitschrift für deutsche Wortforschung enthalten, scheint nicht immer ausgenutzt worden zu sein. Wenn das Vorwort behauptet, daß ‘kein wichtiges Wort’ fehle, so dürfte das ja stimmen; Stichproben (meist nach dem Register zu Band 1—5 jener Zeitschrift) ergaben als bei Heyne im D fehlend: Dackel, Dämmertau [A. v. Droste-Hülshoff], Dickhäuter, Dienern, Dienstbarkeit, Donnerstreich, Drahtseil, -bahn, Droge, Drucksache, Dunkelkammer, Dunkelmänner; im E: Ehrentrunk, Eigenheit, Einfallswinkel (auch Gegen-), Ein-

Digitized by Google

tagsfliege, glänzendes Elend, Enkelkind, -frau, -neffe, eratmen, Erzvater (wofür durch Wegfall von Erzlügner oder Erzspitzbube Raum geschafft werden könnte). Die oder jene, teils in der lebenden Sprache gültige, teils in wichtiger Literatur vorkommende Bedeutung oder auch ein besserer Beleg fehlt bei: Dachs, bei Personen: frecher D. (auch anderes der Vulgärsprache Angehöriges, wie Datterich, Draht = 'Geld' fehlt), Däumling, sich etwas gedenken (Lessing, Abh. über die Fabel I; ebenda fallen auf = verfallen auf), Deutschtum (ohne Beleg), Drohnen, Dümmling; bei E: ungelegte Eier, einsacken (Jac. Grimm, Vorr. zu den Rechtsaltertümern: Cicero in der strafe des einsackens erblickt eine sapientia singularis), sich einschießen, einsehen, Emmerling, Engerling, Ente 2 (kaum so zu erklären, vgl. Singer, Kluges Zeitschr. III 225; statt der überflüssigen 'Entenbraten, -ei' lieber Entenbieler), entgleisen (übertragene Bed.), Erlustigung, Errungenschaft; bei Duft fehlt zwischen den Belegen aus Wieland und Schiller leider der aus Goethes Zueignung; zu erbaulich: Schillers Glocke 40; auch dem 'Greiner' Uhlands wäre ein Plätzchen zu gönnen. — Fremdwörter wurden absichtlich nicht aufgenommen, wenn bei ihnen nicht „etwas sprach- oder kulturgeschichtlich Bedeutendes zu sagen war“ (Vorwort zur 1. Aufl.): sollte das z. B. bei Allegorie oder Demagoge, Demokrat, Epoche, Elysium nicht ein wenig möglich gewesen sein? (elektrisch und elegant z. B. fehlen nicht). — Indes, es ist nur allzuleicht, Nachträge für ein deutsches Wörterbuch zu liefern; den ungeheuren Reichtum des modernen Lebens und der Literatur lexikalisch auszubeuten kann immer nur in beschränkten Kreisen möglich sein. Daß Heynes Wörterbuch nicht bloß einen 'kleinen Grimm' darstellt, sondern an vielen Stellen weiter führt[1]) und anderseits da, wo das so scheint, Heyne eben nur mit Fug benutzte, was er dem Deutschen Wörterbuch selbst gegeben hatte, hätte man schon der ersten Auflage gegenüber anerkennen müssen. Das Vorwort zur zweiten wehrt sich nicht ohne Bitterkeit gegen ungerechtfertigte Angriffe; daß es aber nun wieder einen so argen Angriff enthält, wie den auf den angeblichen „Tiefstand der deutschen Etymologie, die bis jetzt nur ihr kindisches Spiel mit Lauten treibt“ usw. — das ist, wo wir ein in 6. Auflage vorliegendes, überaus brauchbares etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache haben, mindestens bedauerlich. — Mit den Paulschen Angriffen (Münchener Sitzungsberichte 1894, I) hat sich H. nicht befaßt: z. B. sind alle die von Paul dort beanstandeten Tautologien (bei Armspange, Bau, bauen, Affe, Blei, Arm) stehen geblieben. — Unsere Zeit ist an einbändigen neuen und neubearbeiteten deutschen Wörterbüchern nicht arm: daß solche nur den elementarsten Bedürfnissen genügen können,

[1]) Weswegen auch die Mitarbeiter an der Zeitschr. f. d. Wortf. Heyne nicht, wie das hier und da geschehen, nachzuschlagen vergessen sollten.

Digitized by Google

leuchtet ein; der dreibändige Heyne ist zur Zeit das einzige brauchbare neuere deutsche Wörterbuch, das wissenschaftlich und dabei reichhaltig genug ist, um weitergehenden Ansprüchen, die sich aber nicht bis zur Benutzung des Grimmschen Wörterbuches aufschwingen wollen — oder können, gerecht zu werden. So mancher Kleinstadt und ihrer Schule fehlt leider jenes nationale Werk: dann muß man wenigstens das Heynesche zur Hand haben.

Fürstenwalde. Friedrich Weidling.

Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik. Handbuch des Deutschen Unterrichts, herausgegeben von A. Matthias. Band III, Teil 1. München 1906, Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 332 S. gr. 8. geb. 6 *M*.

Eine deutsche Stilistik hatte ich lange nicht gelesen, mit Absicht, und ich sah die vorliegende deshalb mißtrauisch an. Aber ich wurde bald auf das angenehmste enttäuscht. Auf S. 69 lese ich: „Stil kann nicht gelehrt werden. Nachahmung der Meister oder eines erwählten Meisters und das beständige Durchsieben der Sprache in strenger Selbstkritik leisten Dienste, und nicht gering zu schätzende; aber Gefahren hat das auch. Der zweite Teil von allem, was stilistischer Unterricht heißt, muß immer negativ sein; schlechte Gewohnheiten kann man ablegen und schlechte Künste sich verbieten“. Diese Sätze sind von Raleigh; aber der Verfasser adoptiert sie, und ich bin gänzlich einverstanden. Trotzdem ist Meyers Stilistik ein höchst gediegenes und lehrreiches Buch, auch für jeden Kenner des Faches, und dazu völlig selbständig bei erstaunlicher Belesenheit und interessant geschrieben, soweit es der Stoff zuläßt. Die Gliederung des Ganzen und der einzelnen Teile ist völlig sachgemäß und doch neu; an Stelle pedantischer Doktrin tritt die historische Behandlung der verschiedenen Hauptfragen, wobei der Wandel des Geschmackes aufgezeigt wird. Neben einer sorgfältigen Auswahl charakteristischer Beispiele wirkt die überall reichlich nachgewiesene Literatur bei dem Jünger zum Selbststudium. Einen besonderen Vorzug des Buches finde ich in der fortlaufenden Berücksichtigung unsrer Nachbarn, der Franzosen und Engländer, die bekanntlich weit früher schon der Stilbildung besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet haben. Während in Deutschland, entsprechend seiner politischen Zerstückelung, die Selbstherrlichkeit des einzelnen auch auf diesem Gebiete ungebändigt sich breit machen durfte, zeigt sich eine Regelung durch allgemeine Sitte in England, noch festere Schranken zieht Frankreich durch seine Akademie. Die Nachteile und die Vorzüge beider Arten der Entwicklung liegen zutage: nirgends wuchert Unkraut in so erschreckender Masse wie im deutschen Schrifttum; aber auch nirgends ist solche Fülle origineller Blüten wie hier aufgesprossen. Erst in neuester Zeit beginnt man das Feld zu

Digitized by Google

reinigen und zu vermessen; Sprachenvereine sind tätig, ein Wörterbuch wird geschaffen, und der aus Frankreich entstammte Dubois-Reymond wagte zu schreiben: „Ich träume eine Akademie der deutschen Sprache“.

Da der schriftliche Ausdruck ganz eigentlich eine Kunst ist, zu deren richtiger Ausübung persönliche Anlage und angeborenes Gefühl benötigt wird, so können zu ihrer Erlernung weniger feste Regeln als allgemeine Hinweise und Gesichtspunkte aufgestellt werden, die den Schreibenden leiten, vor Unpassendem und Unschönem bewahren und ihn durch Betrachtung vollendeter Muster empfänglich machen und feinfühlig stimmen. Bei Herausbildung seiner Individualität, deren Recht § 202 gut betont wird, muß er lernen, die Klippen aller Art zu meiden, Trivialitäten zu streichen, die natürliche Beschränkung durch Zeit und Ort durch seine ganze Umgebung richtig zu schätzen und möglichst zu verwerten. Der Jünger wird wahrnehmen, wie die Meister des Stiles mit ihrem Griffel der Sprache besondere Schönheiten zu entlocken verstanden, und in welchen Grenzen sich die Bescheidenheit des Anfängers zu halten hat, welche Sprünge sich das Genie erlauben darf, mit denen es die Grenzen des alltäglichen Gebrauchs erweitert hat. Eine Stillehre ist also, wenn ich den Sinn des Verfassers richtig fasse, kein Kochbuch mit lauter fertigen Rezepten, bei deren genauer Befolgung die Gerichte geraten müssen; hier muß der Lernende vielmehr selbst probieren, und er muß selber Geschmack mitbringen, wenn seine Speise genießbar und schmackhaft werden soll. Hier werden ihm nur die verschiedenen Ingredienzien, aus denen er seinen Brei zu formen hat, nach ihrer Art und Wirkung beschrieben, ihre Anwendung wird an Beispielen der Meisterköche dargelegt und, falls er nach diesen Vorbildern sich zum Kochkünstler befähigt fühlt, mag er selber das Feuer schüren und zum Rührlöffel greifen!

Da das schöne und inhaltreiche Buch Rich. Meyers gewiß schon längst, bevor diese Zeilen gedruckt werden, sich in den Händen der meisten unsrer Lehrer befinden wird, so ist es überflüssig, den Inhalt in einer Übersicht hier anzugeben; nur dies sei gesagt: jeder Lehrer, auch der älteste und erfahrenste Praktiker, wird hier noch manches lernen können. Angehende Schriftsteller mögen besonders die Erörterungen auf S. 146—152 ins Auge fassen. Ganz vortrefflich sind auch die Abschnitte § 186 und 187 über den Brief und die Zeitung. Junge Lehrer aber sollen sich merken, daß von diesem Reichtum des Inhalts nur der kleinste Teil, und zwar auch nur wohlverdaut und gelegentlich, vor die Schüler gebracht werden darf.

Obgleich es mir widerstrebt, einem mir selbst so sehr erfreulichen Urteile über dieses Buch kleinliche Bemängelungen von unbedeutenden Einzelheiten anzuhängen, so will ich doch ein

Digitized by Google

paar zufällige Bemerkungen nicht unterdrücken, die mir bei raschem Durchlesen eingefallen sind.

Auf S. 24 heißt es, Straße und Gasse seien „erst durch die Grammatiker auseinandergeschoben". Soviel ich weiß, gab es im Mittelalter innerhalb der Städte nur Gassen; Straßen waren nur die angelegten Wege durch das Land, meist Heerstraßen, die allerdings auch durch die Städte laufen konnten. So z. B. gab es in Straßburg nur die Langstraße und die Steinstraße, alle übrigen Wege hießen Gassen. Neuerdings scheint man das Wohnen in einer Gasse als Schimpf zu empfinden und pflegt in lächerlicher Weise die kleinsten Winkelgassen umzutaufen.

Der Anfang von zwei Gedichten Schillers wird S. 28 getadelt, weil statt deutlicher Bezeichnung der Person das Pronomen „er" steht. Wenn man bedenkt, daß in beiden Gedichten diese Hauptperson überhaupt garnicht genannt wird, so bleibt nur übrig anzunehmen, daß Schiller die Überschrift als Teil der Dichtung angesehen und mitgelesen wissen wollte; was allerdings jetziger Praxis widerspricht. — Die „blaue Stunde" der neueren Franzosen (S. 53, soviel als Dämmerungszeit) möchte ich nicht härter beurteilen als Schillers „grüne Stunde" = Frühling (im Gedicht: An die Freunde). — Auf S. 82 scheint mir die Auffassung des Satzzeichens Punktum als Keil und die Herleitung der „Keilschrift" bedenklich; letztere faßte man früher vielmehr als „Pfeilschrift" und sah ihren Ursprung in dem Abdruck der Pfeilspitzen von Wandervölkern in nassem Ton. — Daß in Roma locuta est (S. 103) „die leibhafte Stadt Rom mit ihrem Munde spricht", ist mir neu; ich denke, daß die katholische Geistlichkeit bei dieser Metonymie immer nur den Papst verstand. — Bei der durchgeführten Metapher fiel mir ein boshaftes Sätzchen aus Maupassants Bel - Ami ein, wo jemand also charakterisiert wird: „c'est un champignon (ironisch statt champion) libéral, comme il en pousse par centaines sur le fumier populaire du suffrage universel".

Zum Schlusse dieser empfehlenden Anzeige noch ein, ich möchte fast sagen, notgedrungenes Wort der Abwehr, das mit unserm Gegenstande eng zusammen gehört.

In dem eben jetzt erscheinenden großen Sammelwerke: „Die Kultur der Gegenwart", herausgegeben von P. Hinneberg, Abteilung I 8, sagt U. v. Wilamowitz in der „Geschichte der griechischen Literatur des Altertums" auf S. 101 von dem Betriebe der Rhetorik in der alexandrinischen Periode: „Die Anmaßung ging also so weit, daß der Unterricht alle und jede Prosa umfassen sollte; der philosophische Traktat erschien als ein Anfängeraufsatz, und den Gipfel bildete die Gerichtsrede: schamloser kann nicht zugestanden werden, daß der Inhalt ganz und gar Nebensache ist, die formale Bildung aber zu allem befähigen soll. Schwerlich wird es zu hart sein, wenn man die

Digitized by Google

ganze Arbeit als weggeworfen bezeichnet, die ununterbrochen bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. auf den Um- und Ausbau dieser Theorie verwandt ist". (Und Cicero? frage ich, und Quintilian?) Gleich darauf heißt es dann, S. 102: „So viel muß man diesem rhetorischen Unterrichte unbedingt zugestehen, daß er turmhoch über der pädagogischen Impotenz steht, die unseren Knaben durch den deutschen Aufsatz samt seinen Dispositionen die Fähigkeit zu denken und zu schreiben nur darum nicht verschneidet, weil er bisher noch nicht die zentrale Stelle in dem „nationalen" Unterrichte errungen hat".

Es ist ja nicht das erstemal, daß von Wilamowitz sich in wegwerfender Art über den Gymnasiallehrerstand äußert, obgleich er doch selbst in seiner Jugend keineswegs mangelhaften Lehrern in die Hände gefallen ist. Und überhaupt weiß jedermann, daß öffentliche Schulen nicht für Genies eingerichtet sein können, wie er selbst als philologischer Forscher eins ist, sonders daß sie dem gemeinen Mittelschlage der Menschen zu dienen haben. Zu „Rhetoren" aber haben deutsche Gymnasien bislang ihre Schüler noch nicht zu bilden versucht. Ich möchte daher an von Wilamowitz die Aufforderung richten, aus dem Füllhorn seiner Gelehrsamkeit und der Tiefe seines Geistes uns mit einer *τέχνη* zu beschenken, durch deren Gebrauch der von ihm beklagten gegenwärtigen „pädagogischen Impotenz" gründlich abgeholfen wird. In diesem Wunsche bestärkt mich nun Richard Meyers Buch, worin die ganze „Rhetorik" nur in einen Anhang, der genau zwölf Druckseiten umfaßt, verwiesen worden ist. Man denke! Was wird von Wilamowitz zu dieser Geringschätzung sagen, die nicht ein armseliger Schulfuchs, sondern sein eigener Kollege begeht?

Für mich war es eine besondere Freude, in § 206 „Geschichte der deutschen Beredsamkeit" zu sehen, daß der Verfasser „die dritte Glanzperiode in der Paulskirche im Jahre 1848 gipfeln" läßt. „Auch politisch hat man das erste deutsche Parlament weit unterschätzt; oratorisch aber hat es Leistungen hervorgebracht, auf die jede andere Nation stolz wäre: wir ziehen es vor, uns ihrer zu schämen". Wenn ich diesen Worten meine Zustimmung gebe, so darf ich dabei gedenken, daß ich im Sommer 1848 als Gymnasiast in Wolfenbüttel mit einigen Freunden die Stenographischen Berichte der Frankfurter Nationalversammlung gehalten und vom 18. Mai an bis in den Oktober eifrig durchgelesen und neben Cicero und Demosthenes in der Schule mich privatim daran begeistert habe. Der „kühne Griff" des „edlen" Heinrich von Gagern, die sonoren Perioden von Franz Raveaux, die Leidenschaft von Simon aus Trier und anderer, die akademische Würde Dahlmanns und Jakob Grimms und vieles andere steht mir noch lebhaft vor Augen. Und später (1860) hat mir einer jener Redner, mein Hamburger Landsmann Gabriel Rießer,

Digitized by Google

den ich auch als Mensch sehr hoch schätzen lernte, viel davon erzählt und besonders, daß er erst von den Süddeutschen die rhetorischen Kunstgriffe erlernt habe. Bekanntlich boten die Ständekammern in Baden und Württemberg schon lange vorher eine günstige Gelegenheit zur Ausbildung in der Redekunst; aber auch ihre hervorragenden Redner waren nur Schüler der Thiers und Guizot, der Palmerston und Cobden. Um aber die Machtwirkung eines romanischen Rhetorengenies möglichst deutlich zu zeigen, erlaube man mir hier den Abdruck einer Stelle aus den (im Kreise unserer Leser wohl wenig bekannten) „Memoiren" von August Schneegans (1904), der bei Gelegenheit des Begräbnisses von Küß, dem früheren Maire von Straßburg, am 4. März 1871 in Bordeaux — wo er und Schneegans selbst Abgeordnete zur französischen Nationalversammlung waren — folgendes erzählt (S. 133 f.):

„Gambetta redete! Ich hörte ihn zum ersten Male — und ich habe ihn seitdem nie wieder gehört. Er ließ sich auf ein Brett hinaufhissen, das aus der Türe eines halbgeschlossenen Schuppens hervorragte, ich sehe ihn noch, wie er sich von etwa zwanzig Armen hinaufziehen ließ, wie er sich an einen Torflügel anklammerte, wie er mit majestätischem Selbstbewußtsein von dieser improvisierten Rednerbühne Besitz ergriff, sein mächtiges Haupt zurückwarf, das Gesicht vom Ausschlag rot, von perlendem Schweiße bedeckt; ich sehe ihn noch, wie er sich umdrehte, mit heiserer gebieterischer Stimme befahl, die Tür hinter ihm zu schließen; seine ganze Gestalt schien sich wie zu einem Kampfe zusammenzuballen, und er fing an — zu reden. Bis zu dem Tage wußte ich nicht, was Beredsamkeit war, ich habe es vor diesem Schuppen erfahren. Gambetta redete lange; wie lange? Ich weiß es nicht, — würde er noch reden, — ich hörte ihm noch zu. Sein Wort wirkte wie ein Zauber; es ergriff einen, es riß einen mit sich, es entrückte einen der Gegenwart. Ich hörte zu und vergaß, daß ich existierte, ich vergaß, wo wir waren, ich vergaß, was wir hier taten, ich hörte zu. — Was sagte er? Was hatte er gesagt? Ich versuchte mir davon Rechenschaft abzulegen, als ich nach Hause ging; ich konnte es nicht; ich wäre unfähig gewesen, den Gedankengang seiner Rede niederzuschreiben. Und doch hatte ich geweint, wie wir alle; ich hatte wirkliche Tränen vergossen und hielt es für selbstverständlich, daß alle weinten wie ich. Ein einziges Wort war mir im Gedächtnis geblieben, und dieses Wort, ich höre es noch jetzt in meiner Seele widerhallen, mit diesem Tone wilder Verachtung, der wie die Sturmglocke über die schweigende Menge dahinbrauste und für unsre Ohren noch seltsamer klang, die nicht gewöhnt waren an das Pathos südlichen Redeschwalls: „Aus der Tiefe des Abgrundes der Schmach, in den Frankreich versenkt worden ist!" Diese Worte, aus ihrem Zusammenhang, von allem, was sie vorbereitete,

Digitized by Google

was aus ihnen entsprang, losgelöst, haben sich in mein Gedächtnis eingegraben, und mit ihnen die Gebärde, die sie begleitete, der Blick, der ihnen besonderen Nachdruck verlieh, die Geste eines mächtigen Tribunen, der Blick eines plebejischen Cäsars, der heute noch durch sein Wort, morgen vielleicht durch die Gewalt herrschen würde. Ich könnte dieses Bild malen, so sehr wurde ich davon ergriffen, und zugleich sagte ich mir in meinem Innern, daß in diesem Momente Gambetta posierte, wie man die Redner nach ihrem Tode, auf den Denkmälern, die man ihnen errichtet, posieren läßt. Seine Geste war die klassische, theatralische Geste, — theatralisch ganz besonders, denn das Theater ist wohl die Wiege und das Grab des französischen Geistes. In Deutschland, England, in der Schweiz würde man diese Pose, diese Geste nicht verstehen, in Frankreich versteht man die eine sowie die andere, da sie dem Geiste des Volkes selbst entsprechen. Und ich, der ich mich doch für einen Franzosen hielt, ich verstand sie nicht!"

Diese Worte eines Mannes, der im schmerzlichen Kampfe zwischen anerzogener französischer Nationalität und eingeerbtem, tiefwurzelndem deutschem Heimatsgefühl schwer gerungen hat, dem ich nach kurzer literarischer Fehde im Jahre 1878 bei persönlicher Bekanntschaft meine ganze Hochachtung gezollt habe und fürs Leben bewahre, — diese Worte eines Kenners mögen von Wilamowitz lehren, worin der Unterschied zwischen alexandrinischer Rhetorik und deutscher Aufsatzlehre zu suchen ist. Während jene, ihrem Wesen entsprechend, das Erbteil der Franzosen und insbesondere der Südfranzosen geworden und geblieben ist, begnügt sich der nüchterne Deutsche damit, dem Schüler eine erweiterte praktische Anleitung zum Zweck geregelter verstandesmäßiger Darstellung zu übermitteln. Darüber noch eine persönliche Erfahrung.

Als ich im August 1871 auf Wunsch von Elsässer Notabeln eine Bakkalaureats-Prüfung (nach französischer Anschauung entsprechend einem deutschen Abiturienten-Examen, der Reifeprüfung zur Universität) abhielt, wobei die dortigen Universitätsprofessoren E. Heitz und Fr. Bergmann, der Direktor des Bischöflichen Knabenseminars Abbé Mury und Gymnasiallehrer Dr. Roth die Rolle der Examinatoren ganz in der früher üblichen Weise führten, während ich selbst nur formell den Vorsitz übernahm, um die ganzen Zustände, Lehrer wie Schüler, kennen zu lernen, — da war ich erstaunt bei der Durchsicht der französischen Stilübungen der Examinanden, die als Klausurarbeiten angefertigt waren. Das Thema lautete: Eloge de Virgile; es war mit durchaus unzureichender Kenntnis des Dichters (auch vom Schülerstandpunkte), aber von fast allen in Form einer Rede — und mit ganz hohlem Phrasengeklingel — bearbeitet. Jeder dritte Satz war als Ausruf oder als rhetorische Frage gefaßt; von Anord-

Digitized by Google

nung und Gedankengang war wenig zu merken; überall nur verlegenes Hin- und Herschweifen und Tasten nach pomphaften Wörtern und Wendungen. Man sagte mir auf meinen Hinweis, der Franzose verlange im Gegensatz zu dem trockenen Deutschen einen discours, eine advokatische Darlegung unter Anwendung rhetorischer Mittel; das sei unerläßlich. Und so habe ich es durchgehend gefunden. Ein französischer Gymnasiallehrer läßt Ciceros Laelius lesen; zuerst das unvermeidliche mot-à-mot; dann: en français! Ohne alle Rücksicht auf Genauigkeit des Verständnisses die oberflächliche Wiedergabe, ja auch Verdrehung des Sinnes, Paraphrase und Verstümmelung und stete Warnung vor dem français d'épicier; „schwungvoll und klangvoll" scheint die Devise zu sein.

Dies sind die Ausläufer der gepriesenen alexandrinischen Rhetorik, die aber zu befolgen die deutsche Schule keine Neigung besitzt, weil ihr glücklicherweise der deutsche Geist durchaus widerstrebt. Wir lehren auf Schulen, jeder nach dem Maße seines Könnens, den Schüler, ruhig geprüfte und als richtig erkannte Gedanken, klar geordnet und angemessen geformt niederzuschreiben. Wer poetische Anlage in sich fühlt oder, was seltner, rednerischen Drang verspürt, darf ohne Scheu die volle Seele überströmen lassen; aber Dichter oder Advokaten und Volksredner zu züchten, hat die Schule keinerlei Beruf. Die kleinen und die großen Genies werden dadurch nicht erdrückt; sie platzen trotz der Zurückhaltung oft genug vor der Reife mit ihren Produkten an die Öffentlichkeit.

Schlechte und ungeschickte Lehrer hat es immer und überall gegeben, wahrscheinlich auch unter den alexandrinischen Rhetoren. Ein römisches Schülerprodukt, das auch v. W. an der in Rede stehenden Stelle grade selbst anführt (S. 101), besitzen wir auf dem Grabmale eines römischen Wunderknaben, Qu. Sulpicius Maximus, der i. J. 94 n. Chr. in dem von Domitian gestifteten literarischen Wettkampfe einen Preis davon trug und bald darauf 11 Jahre alt an Überarbeitung aus Ehrgeiz starb: die schülerhaften griechischen Verse stimmen uns neidlos gegen die Methode wie auch gegen die Lehrmeister. Wir sind zufrieden, wenn Klarheit und Ordnung in den durch den ganzen Unterricht und die Lebensschau den Schülern zugeführten Gedankenvorrat kommt und ihr Ausdruck dem Wesen jugendlichen deutschen Geistes entspricht, wobei Unterschiede der Gattungen sowie Besonderheiten der Individuen selbstverständlich nicht nur geduldet, sondern erwünscht sind und niemals ausarten, unterdrückt werden dürfen. Rhetoren zu bilden darf in keinem Falle als Aufgabe der Schule gelten; gekünstelte Rhetorik widerspricht echtdeutschem Geiste, und wir danken Gott, daß er uns einen ganz idealen Redner geschenkt hat, der sich aber nie zum Rhetor erniedrigte, der alle Rhetorik verachtete und der nach v. W.'

Digitized by Google

Ausspruch dennoch über Demosthenes steht. Ja, v. W. empfiehlt ausdrücklich anstatt des Demosthenes die deutschen Reden Bismarcks zu lesen, und ich freue mich aufrichtig dieser ungesuchten Harmonie unser beider Gesinnung, da ich selbst vor mehreren Jahren eine Auswahl von Bismarcks Reden zum Gebrauche für die obersten Klassen höherer Lehranstalten (Halle 1903) herausgegeben und mich bei dieser Gelegenheit als langjährigen glühenden Verehrer des großen Kanzlers bekannt habe.

Und so will ich denn von dem Heros, der auf den Höhen der Wissenschaft wandelt, aber dem Alltagsleben der Schule fern steht, Abschied nehmen mit dem Wunsche, daß er die Lehrer ihr bescheidenes, aber schweres und verantwortungsreiches Tagewerk ungestört verrichten lassen möge.

München. A. Baumeister.

August Engelien, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. Neu bearbeitet und herausgegeben von Hermann Jantzen. Neunte Auflage. Berlin 1906, Wilh. Schultzes Verlag (L. Grieben jun.). VII u. 161 S. gr. 8. 1,40 *M*.

Das Buch ist vor Jahren von mir in dieser Zeitschrift (1898 S. 377 ff.) besprochen worden. Inzwischen hat es nach dem Tode des Verfassers einen Herausgeber gefunden, der es sich hat angelegen sein lassen, seinen Charakter möglichst zu wahren und nur diejenigen Änderungen an ihm vorzunehmen, die unabweislich schienen. Vor allem ist, wie auch bei dem größeren Werke (Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, 5. Aufl. 1902), die Laut- und Formenlehre dem jetzigen Stande der Forschung angepaßt worden. Einfacher gestaltete sich die Sache für das vorliegende Schulbuch bei der Syntax, die nicht auf geschichtliche Übersichten oder wissenschaftliche Begründungen abzielt, sondern dem Lernenden im wesentlichen nur die Tatsachen zu bieten hat. Natürlich ist überall die neue, amtlich angeordnete Rechtschreibung durchgeführt worden, was gegenüber manchen bei Engelien selbst damals nicht gerade angenehm empfundenen Besonderheiten immerhin hervorzuheben ist. Daß sich das Buch auch nach seinem äußeren Umfange in gewissen Grenzen hält, ist zu loben; die Zahl der bei den einzelnen sprachlichen Erscheinungen gebotenen Beispiele wird in der Tat selbst für den ausreichend sein, der nach seinem Abgang von der Schule „in das Leben und Weben unserer Muttersprache ein wenig tiefer eindringen“ möchte, ohne sich größere Werke zur Verfügung gestellt zu sehen.

Wenn ich meiner früheren Aussetzungen an dem Buche gedenke, so begrüße ich es, daß jetzt manches von dem, was zu ihnen Anlaß gab — ob auf Grund meiner Besprechung, muß ich dahingestellt sein lassen — geändert ist. Anderes freilich ist stehen geblieben. Daß § 40 im Satze immer noch das Prädikat

Digitized by Google

als Ausdruck für das Attribut erscheint, seinen beiden Hauptbestandteilen die beiden Hauptarten der Wörter: Substantiva und Attributiva entsprechen und als das ursprünglichste Attributiv das Verb hingestellt wird, ist für Schüler zu gelehrt und dazu angetan, sie die termini durcheinanderwerfen zu lassen. Auch muß ich dabei bleiben, daß es § 88 II einer etwas eingehenderen Darlegung bedarf, um nachzuweisen, wie neben „ich werde wütend" ein „ich werde wüten" in futurischem Sinne sich herausbilden konnte. Doch ich will mich nicht an Einzelheiten klammern; nach wie vor gehört das Buch zu denjenigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Schulbuchliteratur, an denen man seine Freude hat.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

1) **Karl Weinhold, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik**, neu bearbeitet von Gustav Ehrismann. Wien und Leipzig 1905, Braumüller. 111 S. 8. 2 *M*.

Formal, und in vielen Fällen auch sachlich, sind nur wenige Zeilen von Weinholds Büchlein in dieser neuen Ausgabe unverändert geblieben, selbst das grammatische Schema ist eigentlich nur da gewahrt, wo es sich von selbst verstand und soweit es für jede Darstellung der mhd. Laut- und Formenlehre gültig ist. Die Paradigmen sind übersichtlicher angeordnet, die Deklination jetzt vor der Konjugation behandelt; systematischer gruppiert sind z. B. die Indefinita nach der Hauptbedeutung. Weggefallen ist manches: die Verweise auf W.s große Grammatik; das Kap. 'Umschriebene Verbalformen', offenbar als zur Syntax gehörig (die im Gegensatz zu Pauls Buche fehlt), auch sonst hat E. auf hier und da bei W. noch vorhandene syntaktische Beigaben verzichtet, besonders bei den Formwörtern, die er nur noch in einem 'Anhang' vereinigt. Das Register hätte er aber beibehalten sollen. — Als Lernbuch ist diese Grammatik jetzt besser zu brauchen als früher, d. h. für Jünger der Germanistik, im akademischen Unterricht, weniger für Schüler, keinesfalls zum Selbstunterricht; denn erklärt wird da zu wenig. Z. B. vermißt man etymologische Erläuterungen (Parallelen zum Griech. u. Lat. bei der Darstellung der Vokalwechsel; so gut wie *πέμπτος* zum Erweis von *e*>*i* angeführt ist, mußte bei Wörtern wie *dëgen, lëber, lëben, quëc* die Reihe *i*>*ë* erklärt werden; ähnlich liegt es bei *gold*, wo der Unkundige das *u* von *guldîn* für sekundär zu halten geneigt ist). Auch phonetische Hilfen sind kaum gegeben; über die Aussprache kann sich der Anfänger aus dem Buche wenig Rats erholen (was S. 10 über *sägen, li/ep* oder S. 39 über ß, z beigebracht wird, könnte in einem besonderen Abschnitt vorausgeschickt sein; S. 8 wird die Regel aufgestellt, daß germ. *au* vor Dental zu ô wird: unter den Dentalen ist auch *r* angeführt, ohne daß irgendwo in dem Buche auf die palatale Aussprache dieses

Digitized by Google

Konsonanten hingewiesen würde). — Daß neue Anschauungen und Ergebnisse, welche die 1889 erschienene letzte Ausgabe W.s noch nicht enthielt, jetzt verwertet sind, war bei dem so sachkundigen Bearbeiter nicht anders zu erwarten.

2) L. Sütterlin und A. Waag, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Leipzig 1905, Voigtländer. 186 S. 8. 2,25 *M*.

Als vor sechs Jahren Sütterlins Handbuch der deutschen Sprache der Gegenwart erschien, konnte man wünschen, daß die dort zum ersten Male in einem Lehrbuch durchgeführte, von dem Schema der alten Grammatik abweichende Behandlungsweise der deutschen Syntax auch für den Unterricht in höheren Schulen fruchtbar gemacht werde. Nun legt S. in Verbindung mit Waag ein solches Schulbuch vor, „vornehmlich für die mittleren und oberen Klassen"; auch den unteren soll es „bei zusammenfassenden Wiederholungen eine Stütze sein können". Daran ist freilich gar nicht zu denken, auch für Tertianer ist vieles noch zu hoch; man vgl. § 1—3 Begriff und Wesen der Sprache. § 13 Begriff und Wesen der Sprachlehre, Definitionen wie § 149, 186 ff., viele Termini wie Analogie, Aktionsart, 'Verschiebungen', 'freier Gebrauch', 'erstarrte Verbindungen', 'äußere Abgrenzung' von Subjekt und Prädikat, 'innere und äußere Ausdrucksmittel'. Jedenfalls kostet der Unterricht nach diesem Buche mehr Zeit als nach anderen Leitfäden, würde freilich auch bedeutend gewinnreicher sein, zumal für reifere Schüler.

Wie in der Auffassung, so schließt sich auch in der Gliederung diese Sprachlehre an das Hauptwerk Sütterlins an: auf die von Begriff und Wesen der Sprache und der Sprachlehre und von der geschichtlichen Stellung und Gliederung der deutschen Sprache handelnde Einleitung folgt die Lautlehre, phonetisch und historisch, danach Wortbildung und -biegung, endlich die Satzlehre, worin zwar mehr als in dem Hauptwerk der Satz als solcher zugrunde gelegt wird (vgl. in § 203 den in dieser Hinsicht lehrreichen Zusatz zur Definition der Wortgruppe: 'eine W. ist der aus einer Vereinigung von Wörtern (oder Wortformen) bestehende sprachliche Ausdruck für eine Verbindung zusammengehöriger Vorstellungen, in die eine größere Vorstellungsmasse eben durch die Bildung des Satzes zerlegt worden ist' — gegenüber § 269 des Hauptwerkes), aber doch die Wortgruppe im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Im Innern der Hauptteile ist die Anordnung öfter anders, das System nicht so geschlossen durchgeführt wie dort. Für die Zwecke der Schule schien den Verfassern 'eine größere Anlehnung an die gewohnten Anschauungen geboten'; nur scheint es, daß solche Rücksichtnahme nicht immer der Klarheit dient. Alte und neue, z. T. fremdartige Terminologie laufen nebeneinander her, vgl. 'Die Beziehungsbezeichnung als; prädikatives Attribut (in: er kam krank an), Objekt (der Brunnen

scheint tief, ihr lacht immer; erst einige §§ später wird auf die alten Namen: Prädikatsadjektiv und Adverb im weiteren Sinne, hingewiesen); präpositionales Objekt (du bist am fleißigsten, wir bezahlen in drei Monaten)'; eine Verbindung wie alles [ohne Verb] wie Sie gewünscht haben heißt ein 'Prädikatsatz', alles bleibt wie es gewesen ist ein 'Objektsatz'. Daran würde man sich erst gewöhnen müssen, und einen Gewinn für ein Schulbuch kann ich darin nicht sehen. Überhaupt, je weniger Termini, desto besser; 'bestimmendes und leitendes Glied, Bestimmungsgruppe, Erweiterungsgruppe, Satzreihe, -gefüge, schließlich noch Nebensätze nach ihrer Bedeutung sollte in der Syntax so ziemlich genügen. — Einem Schulbuch muß möglichste Genauigkeit eignen, deswegen sind folgende Stellen zu beanstanden: § 68 sind die ersten 6 Wortpaare umzukehren; § 72 stimmen die Verweise nicht; § 80 müßte man nach der Wortfolge das i in Hirt als 'ungebrochenen Vokal' ansehen. Der Eingang von § 81 beginnt mit den Worten: 'Neben diesen Endungen' — sie sind aber zwei Paragraphen früher zum letzten Male erwähnt. § 100 ist zwischen Ableitung und Zusammensetzung nicht geschieden; § 144 fehlt (wie überhaupt in dem ganzen Abschnitt) die Anführung von selbst für alle Kasus und Numeri; ein merkwürdiger Fehler ist § 168 entstanden durch unvollständige Herübernahme eines Beispiels aus § 261 des Hauptwerkes: 'Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert und Fahne tragend' soll beweisen, daß das Part. Praet. oft präsentische Bedeutung hat: es fehlen natürlich die Worte, auf die es gerade ankommt, 'aber sonst wie ich als Schäferin gekleidet'; § 217 in der Anmerkung und 250 Anf. ist hinter 'Subst.' 'oder Pron.' einzufügen; 234 stünde besser statt 'das zweite Adj.' 'das abhängige'. — Hier und da müßte noch etwas erklärt werden: § 43 daß in Partiz. wie gestiegen keine Brechung eingetreten ist; § 156, daß der mitteld. Plur. wir ihr sie geben erst nach Übertragung der alten Konjunktivendung auf den Indikativ möglich wurde; 231 daß der Akkus. bei schuldig sein, habhaft, gewahr werden sicher mit durch bedeutungsverwandte transit. Verba, der Akkus. bei maßbestimmenden Adjektiven wohl durch lateinischen Einfluß hervorgerufen wurde. — In der Wortbildungslehre führte das Streben zu vereinfachen zu folgenden Mängeln: der Begriff der 'Zusammenbildung' fehlt (solche Fälle in § 86, 97, 104, 110); 'Wurzel' kommt in der Wortbiegung (§ 182), nicht aber dort vor; auch auf die Unterscheidung von Endung und stammbildendem Suffix wird man kaum immer verzichten können; § 101 fehlt die Ableitung gewisser Verba von Verben, was man trotz der § 95 angekündigten Beschränkung nicht recht begreift, wenn man sieht, wie nirgends die Vorsilbe ge- in dieser Hinsicht behandelt ist (die beiläufige Bem. § 170 genügt nicht). — § 139 konnte auf den oft hervortretenden stilist.

Digitized by Google

Unterschied von dieses und dies hingewiesen werden, auch fehlt die Reihe welches: was ganz. § 150 heißt es, der Konj. Praet. drücke eine Möglichkeit aus, die als nicht eintretend bezeichnet werden soll: die unmittelbar davor stehenden Beispiele wie Da wären wir und die aus Götz II: Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut usw. zeigen, daß die Regel vorsichtiger gefaßt werden muß.

Eine neue Auflage wird somit manches zu bessern haben; vielleicht gelingt es auch, vieles dem Schüler der Mittelklassen näher zu bringen, ohne daß dabei die bedeutenden Vorzüge des Buches: historische und psychologische Betrachtungsweise (die Sprache etwas Werdendes und Fließendes, Hinweise auf die Mundarten und das gesprochene Wort und dgl.) verloren gehen.

Fürstenwalde. Friedrich Weidling.

---

1) Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge. Zweite Auflage. Leipzig 1906, B. G. Teubner. II u. 125 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Diese Vorträge sind ursprünglich im Winter 1901/1902 am Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten, 1902 in Buchform herausgegeben und liegen hier, im wesentlichen unverändert, in zweiter Auflage vor. Sie behandeln: 1. Hesiod und Pindar, 2. Thukydides und Euripides, 3. Sokrates und Plato, 4. Polybios und Poseidonios, 5. Cicero. Nicht Idealtypen, sondern Charakterköpfe mit individuellem Gepräge will Verf. vorstellen, Persönlichkeiten, wie sie in ihrer Vielseitigkeit sich zeigen, nicht bloß auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch nach ihrer allgemein wissenschaftlichen, nach ihrer ethischen und politischen Bedeutung für ihre Zeitgenossen und die Nachwelt; und so sucht er zugleich die Lebensbedingungen, denen sie unterworfen sind, die staatliche und gesellschaftliche Umgebung, in der sie sich bewegen, zu skizzieren. Gerade dies letztere gelingt ihm vortrefflich, wobei hie und da kurze Parallelen mit späteren, ja modernen Verhältnissen gezogen oder wenigstens angedeutet werden. Die Gegensätze oder Berührungspunkte der paarweise zusammengestellten Persönlichkeiten, mag der Zusammenhang auch nur locker erscheinen, treten deutlich hervor: der eigenartige Reiz, „der Erdgeruch“ der Bauern- und Schiffersprüche des Hesiod und die Adelskultur und -ethik Pindars; das in klarem Umrisse den ganzen Mann zeichnende Werk des Thukydides und die Welt und Leben in der verschiedenartigsten Weise zurückspiegelnden Dramen des Euripides, der — nicht nachahmend, sondern fortsetzend — an Äschylus sich anschließt und, ein moderner Mensch und ein moderner Dichter, das Erhebende und Reine in dem unzerstörbaren Adel der Menschennatur sucht; die Figur eines Sokrates, der zur sittlichen Persönlichkeit erzieht und der inmitten des Wustes und Tobens der Parteien und der Masse den

Digitized by Google

bürgerlichen Mut der eigenen Meinung hatte, und des in seinem innersten Wesen von seinem Lehrer verschiedenen Plato, der in der selbstlosen wissenschaftlichen Arbeit den Besten und Edelsten einen Halt geben wollte; dann die beiden herrlichen Vertreter des Hellenismus, Polybios, der mit seinem Freimut und seiner Ehrenhaftigkeit der geeignete Mittler war zwischen der fremden Großmacht — und der Darstellung ihrer Politik und ihrer Geschicke widmete er den größten Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit — und der eigenen ohnmächtigen Nation, der trotzdem dem Hellenentum nie sich untreu zeigte, und der sein Geschichtswerk äußerlich fortsetzende Poseidonios, der letzte große und umfassende Schriftsteller der in lebendiger Entwicklung weitergebildeten griechischen Weltsprache, mit seinem Erde und Himmel umspannenden Universalismus der letzte wahrhaft bedeutende Geist, den der Hellenismus hervorgebracht hat; ihm weiß Verf. aus den Überresten, die wir von den Werken des vielseitigen Mannes haben, in warmer und beredter Sprache ein Ehrenmal aufzurichten.

Die gelungensten Partien des Buches scheinen uns diejenigen zu sein, die von Polybios und Cicero handeln. Polybios ist der objektive Bewunderer Roms, ist aber nicht blind gegen die Fehler und den Verfall des Senatsregiments und wirft die besorgte Frage auf, ob für die Gegenwart die römische Herrschaft wünschenswert sei, ob sie bei der Nachwelt Ruhm ernten werde. Cicero ist der stolze römische Aristokrat; aber als er seine politischen Hoffnungen scheitern sieht, findet er Trost im Reiche der Gedanken, ihn rettete die Freude daran, daß er seine Ideale gestalten konnte. „Das ist hellenisch, nicht römisch gedacht" (S. 111). Wie übrigens mit diesem Wort, so trifft Verf. auch sonst in knapper Form die richtige Charakteristik; so wenn er z. B. (S. 61) den „Gorgias" des Plato nennt „jenes wunderbare Produkt jugendlicher Überspannung, heiligen Prophetenzornes und sicherer Gestaltungskraft".

Das Buch ist, wie schon aus seiner Entstehungsweise zu schließen, nicht für Fachgenossen bestimmt, ist deshalb auch frei von jedem Apparat, wird aber in manchen Abschnitten auch über die zunächst ins Auge gefaßten Kreise hinaus interessieren. Ja wir glauben, daß diesen letzteren gerade an nicht wenigen Stellen eine nähere Erörterung wünschenswerter erscheinen wird als eine bloße Hindeutung oder eine kurze Zusammenfassung, die manchmal zu vieles als bekannt voraussetzt. Die Darstellung ist überall erwärmend, ja fesselnd.

2) Lykurgos' Rede gegen Leokrates. Herausgegeben und erklärt von Emil Sofer. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. Textheft V u. 56 S. Einleitung und Kommentar 71 S. 8. geh. 1,80 *M*.

Die Ausgabe ist das X. Stück der im Teubnerschen Verlage erscheinenden „Meisterwerke der Griechen und Römer in kom-

Digitized by Google

mentierten Ausgaben". Ohne Zweifel sind die Herausgeber dieser Sammlung darauf bedacht, ihrem Leserkreise — reiferen Schülern, jungen Studierenden, gebildeten Freunden des Altertums überhaupt — treffliche Werke von mäßigem Umfange, die nicht gerade zu dem Kanon der Schullektüre zu gehören pflegen, die aber gelesen und studiert zu werden verdienen, in die Hand zu geben und sie zugleich mit solchen erklärenden Bemerkungen zu versehen, daß auch der sprachlich weniger geschulte Leser mit Genuß und ohne allzugroße Hemmnisse sich der Lektüre widmen kann. Auch mit dem vorliegenden Stück wird ein Werk geboten, das den wenigsten von der Sekundaner- oder Primanerzeit her bekannt ist, das aber, an ein großes geschichtliches Ereignis, die Schlacht bei Chäronea, sich anlehnend, einen nichts weniger als gleichgültigen Stoff behandelt, das außerdem trotz mancher Sophismen und mancher Abschweifungen durch die Tiefe und den Ernst der sittlichen Gedanken, die Kraft und Würde der Sprache und namentlich durch die ganze tüchtige Persönlichkeit des Redners selbst, der seinen Charakter offenbart, bedeutsam ist. Noch heute — und man kann sagen gerade heute — erwärmt der hohe und lebendige Patriotismus, der die Rede durchweht, der dem Redner das Wort auf die Zunge legt; noch heute kann der Ausspruch Melanchthons, der der Jugend seiner Zeit die Rede wieder vorlegte, seine Geltung finden: 'ego quidem prodesse moribus harum ipsarum rerum commemorationem, quae in hac oratione colliguntur, iudico'.

Für die Textgestaltung hat Sofer die ed. maior von Blaß (Leipzig 1899) zugrunde gelegt (daneben die ältere Ausgabe von Thalheim, Berlin 1880). Doch gibt er nicht zuviel auf Blaß' Lehren von der Responsion der Satzglieder und dem Rhythmus; und wo um deswillen jener von der handschriftlichen Überlieferung abgewichen ist, ist er dieser meist treu geblieben. Er hält sich auch nicht für berechtigt — und man kann ihm auch darin nur beipflichten —, an Stellen, wo die Sprache des Lykurg etwas auffällig oder hart erscheint, eine Textverderbnis anzunehmen und eine Konjektur zu versuchen. Denn einmal kennen wir die Sprache des Redners — abgesehen von wenigen Fragmenten — nur aus dieser einen vollständig erhaltenen Rede von den fünfzehn, die man noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hatte, und sodann ist seine Diktion ohnehin offenbar oft rauh und läßt die feingeschliffene Glätte vermissen. Die Stellen, in denen S. von Blaß abweicht, sind im Textheft S. 51—56 zusammengestellt; die Abweichungen sind im ganzen unwesentlicher Art. An Stellen, wie § 26, wo Bl. liest: *ὡς τὴν χώραν τῆς Ἀθηνᾶς εἰληχυίας* [*ὁμώνυμον αὐτῇ*], bleibt S. mit dem guten Sinn gebenden *τῇ Ἀθηνᾷ ὡς τὴν χώραν εἰληχυίᾳ ὁμώνυμον τὴν πατρίδα* der handschriftlichen Überlieferung näher. An einer und der andern Stelle verläßt S. seine konservative Haltung ohne

Digitized by Google

Not; z. B. wenn er § 100 in v. 6 des längeren Zitates aus Euripides' Erechtheus (das nur durch Lykurg bekannt ist) die Dindorfsche Konjektur *λάβοιν* (= *λάβοιμι*) aufnimmt für das handschriftliche *λαβεῖν*. Der Kommentar sagt hierzu kurz: „*λάβοιν*, tragische Form für *λάβοιμ*'". Das ist jedenfalls ungenau und auch geeignet, in dem Leser — und Verf. wendet sich doch an solche Leser, die nicht gerade philologisch geschult sind — die falsche Vorstellung zu erwecken, als sei das *μ* am Ende der elidierten Form durch einen lautlichen Vorgang zu *ν* geworden, während doch *λάβοιν* eher die regelmäßig gebildete Form ist (nach Buttmann Ausf. Gramm. I² 355). Zudem wird der Anfänger verführt anzunehmen, es sei dies eine bei den Tragikern gebräuchliche Form gewesen; es sind aber (G. Curtius, Das Verbum der gr. Spr. I² 46) nur zwei Beispiele auf *οιν* für die 1. Pers. Sg. des Opt. wirklich gesichert: *τρέφοιν* und *ἁμάρτοιν*; an einigen andern Stellen ist durch mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen die Form für andere handschriftliche Überlieferung eingesetzt worden. Nach Bergk, De reliquiis comoediae Atticae S. 62, ist übrigens die Form von Cratinus gebraucht worden und somit auch der Komödie nicht fremd gewesen. Die Bemerkung des Kommentars hätte, wenn Verf. die Konjektur für nötig hielt, lieber lauten sollen: „*λάβοιν*, ältere, fast verschollene Form für *λάβοιμι*". — An einigen Stellen unserer Rede, wo unheilbare Verderbnis vorzuliegen scheint, sucht S. eine leidliche Lesung einzusetzen, um den Benutzern seiner Ausgabe das Verständnis nicht zu erschweren. So bietet er immerhin einen sorgfältig revidierten, für seine Zwecke brauchbaren und verständlichen Text.

Ein besonderer Wert liegt auch bei diesem Stücke der „Meisterwerke" in dem Hefte, welches Einleitung und Kommentar enthält. Die erstere bringt eine treffliche Darstellung des Lebens des Lykurg, besonders seiner Tätigkeit in der inneren Politik Athens, in der er sich als echtes Finanzgenie und als weitblickender Patriot erweist, dem es vornehmlich darum zu tun ist, seine Vaterstadt wieder in den Besitz einer bedeutenden Flotte zu bringen. Sodann geht Verf. auf den Fall des Leokrates ein und auf die von Lykurg gewählte Form der Anklage, die *εἰσαγγελία*, wobei die juristisch anfechtbare Seite der Klage nicht verschwiegen wird. Die Einleitung schließt mit einer durchsichtigen und treffenden Darlegung des Gedankenganges der Rede. — Der Kommentar geht weniger auf den Sprachgebrauch des Lykurg ein, wenngleich auch dieser gelegentlich hinreichende Beachtung findet, als auf eine vollständige und sorgfältige Wort- und Sacherklärung und enthält häufige Hinweise auf den Gedankenzusammenhang, um dem Leser an jeder Stelle ein vollkommenes Verständnis zu erschließen; diesem Zwecke dienen auch die häufigen Übersetzungshilfen, die von Geschmack und feinem Sprachgefühl zeugen und ein rasches Übersetzen ermöglichen. Für die zahlreichen Zitate aus Dichtern

Digitized by Google

läßt es Verf. nicht an Belehrung über die Metrik fehlen. Dem Anfänger wird eine willkommene Beigabe das Wörterverzeichnis sein (S. 61—69), wobei Verf. eher zuviel als zuwenig bietet; fehlen doch nicht Wörter wie *ἀπόγονος*, *μηνύω*, *φθονερός*, *συμπενθέω* (nachdem eine Seite vorher *πενθέω* schon gegeben war).

Wir zweifeln nicht, daß diese Ausgabe und Bearbeitung der bedeutsamen, die Pflicht gegen das Vaterland behandelnden Rede von allen Lesern mit Genuß und Vorteil benutzt werden wird, und können sie ihrer ganzen Anlage nach auch für die Schullektüre, in Obersekunda oder Prima, warm empfehlen.

Hanau. O. Wackermann.

Ferdinand Rösiger, Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus dem Phaidon und Symposion. Hilfsheft. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. VIII u. 99 S. 8. geb. 1 ℳ.

Aus dem Vorworte, das uns in klarer Weise über die Anlage des Buches orientiert, heben wir zunächst den Satz heraus: „In den Mittelpunkt des Heftes ist Sokrates gestellt, sein Leben, seine Lehre, seine ganze philosophische Persönlichkeit“. Diesem Gedanken wird man heutigentags wohl allgemein zustimmen. Ich selbst habe auf die Bedeutung der Persönlichkeit des Sokrates für den gymnasialen Unterricht wiederholt aufmerksam gemacht (vgl. Hellenische Welt- und Lebensanschauungen I S. 7f. und Vorwort zu meinem Kommentar zu Platons Apologie und Kriton). Dieser zentralen Stellung des Sokrates im Buche entspricht es, daß „zu ihm ein Überblick über die bisherige Entwicklung der griechischen Philosophie leitet, in welchem besonders die von ihr aufgestellten Probleme hervorgehoben sind“, und daß „sich an ihn eine knappe Übersicht der sokratischen Schulen anschließt“.

Die ganze Anlage der Darstellung ist zweckmäßig, auch stimme ich dem Inhalte meistens zu. Hervorheben will ich, was auf S. 47 über den Charakter der Platonischen Apologie des Sokrates gesagt wird: „Wir dürfen nicht etwas wie eine stenographische Nachschrift erwarten; die Apologie ist ein freies Kunstwerk, so frei wie die Worte, die der Dramatiker einer historischen Figur in den Mund legt; aber sie besitzt die höhere historische Treue, insofern sie völlig im Geiste des Sokrates verfaßt ist“. Daß wir nicht die wirkliche Verteidigungsrede des Sokrates in Platos Apologie vor uns haben, geht namentlich aus ihrer eigentlichen Disposition hervor, die ich in der zweiten Auflage meines Kommentars zur Apologie S. 7f. dargelegt habe.

Hier und da weiche ich in meiner Auffassung von dem Verfasser ab; doch will ich nur den wichtigsten Punkt kurz besprechen, ich meine die alte Geschichte, die ewig neu bleibt, das Daimonion des Sokrates. Von diesem heißt es S. 42: „Das Daimonion gibt Vorzeichen wie ein Orakel über die Zukunft (ἡ

Digitized by Google

εἰωϑυῖα μαντική)“. Dann kann es nicht mit der warnenden Stimme des Gewissens verglichen werden, mit der es R. gleich darauf vergleicht. Bei dem Gewissen handelt es sich um gut und böse. Zu erkennen aber, was gut und böse ist, ist an sich und auch nach Sokrates nicht Sache der Mantik, sondern vernünftiger Überlegung und dialektischer Erörterung. Ich kann auch nicht zustimmen, wenn S. 96 gesagt wird, „Sokrates hätte die Mahnungen des Daimonions in die Reihe der göttlichen Gebote, der νόμοι ἄγραφοι, stellen können“. R. vergleicht diese mit den zehn Geboten und rechnet zu ihnen die Gebote: Verehre die Götter! Ehre die Eltern! Vergilt den Wohltätern! Begrabe die Toten! (Sophokles' Antigone). Mit diesen positiven Geboten lassen sich die Abmahnungen des Daimonions nicht vergleichen.

„Von Platon ist nur das Leben erzählt und die Hauptgedanken seiner Lehre ganz kurz angegeben, da die Beschäftigung mit den eigenen Ideen des Philosophen erst aus der Lektüre der Oberprima sich ergibt“. Dem kann man wohl zustimmen, namentlich da die Bekanntschaft mit der Weltanschauung des Sokrates, die in der Unterprima, zum Teil schon früher den Schülern vermittelt werden kann, eine vortreffliche Vorbereitung für das Eindringen in die Weltanschauung Platos ist. Nach meiner Überzeugung ist Plato weit mehr Sokratiker, als man gewöhnlich glaubt. Freilich kommt es darauf an, was man unter Platos Ideen versteht. R. gibt seine Auffassung auf S. 60 kurz an, aber ich vermisse hier die nötige Bestimmtheit. Man muß da fragen: Was heißt „die im Jenseits lebenden Ideen“? und: Was heißt: „Die Idee bezeichnet das Gegenstück des Begriffs, wie er in den Einzeldingen abgebildet ist“? Auf jeden Fall sind diese Ausdrucksweisen sehr geeignet, falsche Auffassungen von der Ideenlehre hervorzurufen. Noch bedenklicher aber bin ich, wenn S. 44 von Plato gesagt wird: „Er erschaute Bilder des Jenseits, wo die Seele frei von den Banden des Körpers ist, wie die Anhänger des Orpheus und Pythagoras, er ergänzte die Sokratische Philosophie der Begriffe durch die Mystik“. Welche Abschnitte der Platonischen Philosophie hält denn R. für mystisch? In dem vorliegenden Buche finde ich nur eine hierher gehörige Stelle, nämlich auf S. 48 die Worte: „Der Sokrates dieses Dialogs (des Kriton) ist nicht mehr ganz der alte und echte. In der Apologie spricht er noch im Tone der Ungewißheit von den Dingen im Jenseits, im Kriton hören wir die Worte der Mystik, die nach Art der Korybanten Gewißheit von der Gottheit und der Unsterblichkeit der Seele in Stunden verzückter Empfindungen gewann“. So etwas vermag ich nicht in der Stelle zu finden, sondern ich verstehe sie dahin: Die Gesetze des Staates reden nicht, und doch glaubt Sokrates ihre Stimmen zu vernehmen, und sein Inneres ist von ihren Worten so erfüllt, daß er den entgegengesetzten Reden nicht zugänglich ist. Damit vergleicht er den Zustand bakchantisch

Digitized by Google

Verzückter, die Flöten zu vernehmen glauben, die nicht ertönen, und, von diesen Tönen berauscht, andere Töne zu vernehmen unfähig sind. Auf jeden Fall würde ein mystischer Zug zu der ganzen Gedankenentwicklung im Kriton nicht stimmen. Man denke auch daran, daß Plato in der Beschäftigung mit der Mathematik die beste Vorbereitung auf das Studium der Philosophie erblickte. Das sieht nicht nach Mystik aus. Über den Zusammenhang zwischen der Mathematik und der Ideenlehre habe ich auf S. 34 ff. meiner Schrift „Der Idealismus der Hellenen und seine Bedeutung für den gymnasialen Unterricht“, Gera 1906, wie ich meine, das Notwendigste gesagt.

Dem ersten Teile des Buches, „der die vorwärtstreibende Gedankenbewegung der ersten Philosophen und den Zusammenhang des Denkens mit Leben und Charakter bei Sokrates vermitteln will“, ist ein zweiter Teil hinzugefügt, in dem „die Grundzüge der Logik im Anschluß an die gelesenen Partieen aus Xenophon und namentlich Platon zusammengestellt sind“. „Es erschien aber zugleich angemessen, die Sokratischen Sätze, die sich auf die Bildung der Begriffe und wenige Beweisformen beschränkten, durch einige kurze Abschnitte aus der schulmäßigen Logik zu ergänzen, wofür sich leicht Beispiele in der Lektüre boten“ (S. VI). Wenn zur Empfehlung dieses Verfahrens gesagt wird: „Jedenfalls wird die eigentliche Behandlung der Logik in Prima rascher fortschreiten und größere Vertiefung erfahren können, wenn von anderer Seite dem Unterrichte nach Kräften vorgearbeitet ist“, so läßt sich dies auch zugunsten der Platolektüre umkehren, die ganz gewiß eine merkliche Förderung erfährt, wenn ihr durch die eigentliche Behandlung der Logik vorgearbeitet ist. Die Frage dabei ist, welcher der beiden Gegenstände der Unterstützung durch den andern mehr bedarf. Diese Frage aber läßt sich hier nicht entscheiden; denn sie läßt sich nicht kurz abtun.

Der letzte Abschnitt des Buches bietet eine Zusammenfassung der ethischen Gedanken der Sokratischen Philosophie, die mit Recht als eines der wertvollsten Gebiete der griechischen Lebensanschauung bezeichnet werden.

Vermißt habe ich in dem Buche eine Aufklärung darüber, wie es kommt, daß die Apologie die ganz bestimmt formulierte Anklage, Sokrates glaube nicht an die Götter des Staates, sondern führe andere neue Gottheiten ein, in die Anklage umwandelt, Sokrates glaube überhaupt nicht an Götter. Hierüber sagt auch Rösigers Kommentar zur Apologie 17, 27 nur folgendes: „Erstaunt ruft S. nach der Behauptung des Meletos, die gewiß in der eigentlichen Klage vorkam: Den Anaxagoras glaubst du anzuklagen, du bist wohl sinnverwirrt!“ In dieser Erklärung kann ich eine genügende Lösung des Problems nicht erblicken.

Noch will ich auf zwei Versehen aufmerksam machen, damit sie bei einem Neudruck beseitigt werden. S. 31 steht: „Sokrates

Digitized by Google

hat seine Pflicht als Bürger vollkommen erfüllt und dem Gesetze gehorcht. Vor Amphipolis (432) und bei Delion (424) hat er mitgekämpft". Es mußte heißen: Vor Potidäa (432), bei Delion (424) und vor Amphipolis (422) hat er mitgekämpft. Daß enur in Versehen vorliegt, geht deutlich daraus hervor, daß das dem Texte beigegebene „Verzeichnis der Eigennamen" das alles vollkommen richtig anführt. Ebenso ist es nur ein Versehen, wenn S. 92 gesagt wird, Sokrates müsse seine Impulse von der delphinischen Weisheit erhalten haben. Doch das sind nur Kleinigkeiten. Schlimm dagegen ist, daß Plato zum Mystiker gemacht wird und daß das, was von Platos Lehre gesagt wird, geeignet ist, eine Vorstellung von der Platonischen Philosophie zu erwecken, die ihrer Verwertung im gymnasialen Unterrichte nicht zum Vorteile gereichen kann. Glücklicherweise nehmen die hierher gehörigen Partien nur einen geringen Umfang ein, und so kann das Buch doch als ein brauchbares und seinem Zwecke entsprechendes bezeichnet werden.

Gera. Gustav Schneider.

Mužik, Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den griechischen Schulklassikern. Leipzig und Wien 1906, C. Fromme. VIII u. 121 S. 8. 3,50 ℳ.

Der Zusammenstellung von Hilfsmitteln für den lateinischen Unterricht von M., die im Jahre 1904 erschien, ist die entsprechende griechische Abteilung bald nachgefolgt. Behandelt sind die auf deutschen und österreichischen Gymnasien im Unterricht erfahrungsgemäß meist benutzten Klassiker, dazu auch einige Schriftsteller, die seltener gelesen werden, wie Arrian, mehrere Dramen des Euripides und ausgewählte Biographien des Plutarch. Leider sind die Lyriker nicht mitberücksichtigt worden. Sie werden doch mehrfach gelesen und hätten an und für sich sowie wegen ihrer Beziehungen zu Horaz gewiß Beachtung verdient. Zweifellos wäre manchem eine Zusammenstellung der hierher gehörigen reichen neuesten Literatur mit Berücksichtigung der letzten Funde willkommen gewesen. Die Trilogie des Äschylus hätte doch auch Erwähnung verdient.

Das Buch hat dieselben Vorzüge und Mängel wie die erste, lateinische Abteilung. Es ist eine Menge von Material zusammengetragen, aber es fehlt die kritische Scheidung zwischen Wichtigem und Unbedeutendem. Was soll der Anfänger, der sich in einen ihm fernerstehenden Schriftsteller einarbeiten will, mit den vielen Büchern, Programmen und Abhandlungen, die ihm in überreicher Fülle entgegentreten, anfangen? Die Hälfte wäre auch hier mehr gewesen als das Ganze. Völlig Wertloses steht friedlich neben Werken ersten Ranges. Auf Friedländers Beiträge zur Kenntnis der Homerischen Gleichnisse und ähnliches kann man getrost verzichten.

Schlimmer ist es, daß Werke von größter Bedeutung über-

Digitized by Google

sehen worden sind. Was soll man dazu sagen, daß von all den Schriften unseres hervorragendsten Kenners der griechischen Welt, v. Wilamowitz-Moellendorff, keine einzige erwähnt ist, nicht unter Homer, nicht unter Sophokles, nicht unter Euripides, nicht unter Literatur oder Anthologien! Ich nenne ferner ein paar Bücher, die ich vermißt habe. So vor allem die altbewährten Ausgaben der Haupt-Sauppeschen und Teubnerschen Sammlung mit ihren trefflichen Einleitungen; diese sind auch nach dem Tode der Verfasser meist von tüchtigen Gelehrten fortgeführt worden. Sie enthalten doch auch eine Biographie des Autors u. a. Hierher gehören, um nur einige zu erwähnen, der Thukydides von Classen-Steup, der Sophokles von Nauck-Bruhn, die Dramen des Euripides von Bruhn und v. Arnim, die Odyssee von Faesi-Kaegi, Xenophons Cyrupädie von Büchsenschütz und Nitsche, die Anabasis von Carnuth, die Hellenika von Büchsenschütz. Warum ist die Auswahl aus Herodot von Kallenberg (bei Velhagen und Klasing) nicht erwähnt? warum nicht die Herodotübersetzung von Stein? ferner das Homerlexikon von Seiler-Capelle? die Ausgabe der Elektra des Sophokles von Kaibel? Unter der Sammlung von Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische fehlen die Bücher von Wendt und Schnelle und Kaegi. Zur Ithaka-Leukasfrage vermisse ich die Artikel von Dörpfeld selbst und von Wilamowitz.

Diese Liste der Desiderata ließe sich leicht vermehren. Als ein Kuriosum erwähne ich noch, daß Nordens Kunstprosa unter Herodot aufgeführt ist.

Berlin. K. P. Schulze.

Wesener, Griechisches Elementarbuch zunächst nach den Grammatiken von Curtius-Hartel, Kaegi, Koch und Franke-Bamberg. Neue Ausgabe nach den Bestimmungen der preußischen Lehrpläne vom Jahre 1901. Zweiter Teil: Verba auf *μι* und unregelmäßige Verba. Ausgabe B mit einem Anhange von Übersetzungsaufgaben zur Einübung der Hauptregeln der Syntax. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 190 S. 8. 1,80 *M*.

Da an preußischen Gymnasien der grammatische Unterricht im Griechischen nur so weit betrieben wird, daß eine feste Grundlage für das sichere Verständnis der Lektüre gewonnen wird, so sind viele Stücke zur Einübung der Syntax nicht notwendig. Für die spätere Wiederholung schwieriger Abschnitte aus der Formenlehre ist es wünschenswert, daß derartige Stücke mit den die Syntax behandelnden in einem Buche vereinigt sind. Zweckmäßig ist es, daß diese zuletzt genannten Stücke so zusammengestellt werden, daß eine latente Wiederholung der unregelmäßigen Verba möglich ist. Diesen Zweck verfolgt das Buch von Wesener ausdrücklich nicht; jener Forderung aber genügt der Verfasser. So kann ich den Gebrauch der Ausgabe B empfehlen. Nur in einem Punkte weiche ich von vielen Amtsgenossen ab. Griechische Einzelsätze zur Einübung der unregelmäßigen Verba, die nach dem

Digitized by Google

Vorworte von vielen gefordert werden, halte ich nicht für nötig. Metaphrasen aus dem 4. Buch der Anabasis sind entbehrlich, solche aus Xenophons Griechischer Geschichte und aus Herodot verdienen den Vorzug.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

---

1) Georg Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. B. Sprachlehre. Fünfte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1906, G. Freytag. 50 S. 8. 1,50 *M*.

An diesem Buche würde mich, wenn ich danach zu unterrichten hätte, mancherlei stören, mehr als alles andere die Lautschrift. Doch das ist Geschmacksache, und die Verwendung dieser Schrift wird umgekehrt, wie ich weiß, gar vielen das Werk erst brauchbar erscheinen lassen. Was ich dann in zweiter Linie beanstande, das dürfte auf den Umstand zurückzuführen sein, daß der Verfasser in Österreich lebt und wirkt; es ist die grammatische Terminologie seines Buches, die den Schülern bei uns zulande durchaus fremdartig erscheinen muß, zumal den Schülern der höheren Lehranstalten, für die das Buch doch geschrieben ist. „Beistrich" für Komma, „Abwerfungszeichen" für Apostroph, „Verbindende Art" für Subjonctif, „Mittelwort" für Partizip, „Mitvergangenheit" für Imperfekt sind bei uns ja allmählich selbst aus der Volksschule verdrängt.

Keineswegs zur Übersichtlichkeit trägt es bei, wenn mitten in den theoretischen Lehrstoff sich rein Methodisches oder rein praktische Anweisungen, und zwar ohne Änderung der Typen, hineindrängen. So folgt beispielsweise in § 27 auf drei Regeln über Silbentrennung als vierte: „*Trachte die Zeilenbrechung innerhalb eines Wortes zu vermeiden*". In § 129 liest man über die Formenbildung beim unregelmäßigen Zeitwort in ganz gleichem Druck hintereinander folgendes: „1. *Für die Erlernung der unregelmäſsigen Zeitwörter ist es von Nutzen, sich zuvörderst die zwei wichtigsten Grundformen einzuprägen* . . . 2. *Sodann sind die endungbetonten Formen nach* § *126 abzuleiten.* 3. *Hierauf sind die stammbetonten Formen nach* § *127 abzuleiten.* 4. *Was sich auf solche Weise nicht gesetzmäſsig ergibt, ist in dem folgenden Verzeichnis fett gedruckt*". Ebensowenig erleichtert es das Verständnis, wenn die Klammer bald eine eventuell auch entbehrliche Beihilfe, bald aber auch etwas durchaus zum Text Gehöriges gibt. So heißt es u. a. in § 129: „*Die Nennform der ersten Abwandlung lautete einst* [*—ér*]" und zwei Zeilen später: „*Man vergleiche premier, dernier in der Bindung: le premier élève* [*prᵊm'ér-élév*]". In § 124 liest man „*rompons, romps, rompt* [*rõp-õ, rõ, rõ*]" und gleich darauf in § 125 „*Der Stamm lautet* [*rõ*]".

Nicht gut erlernbar sind die Pronominalgruppen in § 284 und § 285, und als unpädagogisch gilt wohl allgemein die aus-

drückliche Anführung dessen, was nicht gesagt werden darf, wie in § 287, wo es heißt: „*Mon père et le tien, nicht aber mon et ton père*".

Ist man über diese Äußerlichkeiten hinweggekommen, so findet man, daß Weitzenböcks Grammatik viel Gutes und selbst Vorbildliches bietet, wie unter anderem die Übersetzung der Form j'aurais mit „ich hätte", j'aurais eu „ich hätte gehabt" und entsprechend natürlich je serais und j'aurais été, die tabellarische Übersicht über die unregelmäßigen Verben, die regelmäßige Voranstellung des Beispiels gegenüber der Regel und noch so manches, was die Hand des erfahrenen Schulmannes deutlich verrät.

Und so wird denn dieses Lehrbuch, wie es schon seine fünfte Auflage erreicht hat, auch noch weiter in den Schulen, für die es bestimmt es, mit Nutzen Verwendung finden, wenigstens in denen Österreichs.

2) **Georg Stier, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische.** Cöthen 1906, Otto Schulze. IV u. 216 S. 8. geb. 2,10 *M.*

Dem Vorwort zufolge schließt sich das Buch zunächst an die im gleichen Verlage erschienene „Kleine Syntax der französischen Sprache" von Stier an. Aber der Verfasser ist zu der angefügten Behauptung berechtigt, daß das Werk auch neben jeder anderen Syntax gebraucht werden kann, da so ausführliche Überschriften wie beispielsweise S. 10 „*Kongruenz des Verbs mit dem Subjekt. I. Es ist ein Subjekt vorhanden. A. Das Subjekt ist ein Substantiv oder Fürwort*" oder S. 25 „*Konjunktiv. Der Konjunktiv im Hauptsatz. I. Das Präsens drückt einen Wunsch aus*" am Kopfe der einzelnen Übersetzungsstücke ein leichtes Auffinden der entsprechenden Kapitel in jedem grammatischen Lehrbuch ermöglichen.

Was nun zunächst den eigentlichen, ausdrücklich auf die Regeln zugeschnittenen Übungsstoff angeht, so wird man gern glauben, daß auf 126 Seiten eine ausreichende Menge vorhanden ist; der Rest auf den noch folgenden 34 Seiten enthält durchweg zusammenhängende Stücke ohne Beziehung auf bestimmte Sprachgesetze. Im übrigen sind auch in dem vorangegangenen Teile zusammenhängende Übungen nicht ganz ausgeschlossen, aber die Einzelsätze sind dort bei weitem in der Mehrzahl und das aus guten Gründen. Aber auch wer diese Gründe nicht billigt, wird nach genauer Durchsicht des Buches sich vielleicht doch mit der Einfügung von Einzelsätzen bis zu einem gewissen Grade versöhnen. Denn er wird zugestehen müssen, daß solche Sätze oft ganze Stücke zusammenhängender Art an Inhalt aufwiegen und daß sie jenen gegenüber noch den Vorteil bieten, daß sie leichter einzuprägen und leichter zu behalten sind. Sehen wir nur gleich einmal die erste Seite des Buches daraufhin an. Da heißt Satz 1. *Die romanischen Sprachen nennt man auch neulateinische Sprachen.*

Digitized by Google

Satz 4. *Den Gesetzen ist man Gehorsam schuldig.* Satz 6. *Seine abwesenden Freunde nicht zu verteidigen, ist eine Feigheit.* Satz 9. *Sobald ein grofser Mann stirbt, erkennen seine Feinde seine Tugenden an.* Satz 10. *Als Cäsar ermordet wurde, bedeckte er sich das Gesicht mit einem Ende seines Kleides.* Satz 12. *Ohne die Freiheit würden die Handlungen der Menschen ohne sittlichen Wert sein*, und ganz ähnlich geht es durch alle Teile des Buches hindurch. Die zusammenhängenden Stücke hinwiederum, über deren Inhalt der Verfasser von vornherein eine Gesamtübersicht gibt, sind fast durchweg französisch-nationalen Gehalts, und wenn der Schüler beim mühevollen Übertragen solcher Stücke nicht gerade mit Begeisterung des Inhalts sich bemächtigt, fällt doch hier und dort etwas ab, was ihm im Gedächtnis bleibt, und da ist also immerhin der behandelte Stoff nicht so ganz gleichgültig.

Die formelle Verwertbarkeit des gebotenen Materials ist fraglos in hohem Maße vorhanden; nur vermisse ich am Ende einer Reihe von Übungen über die einzelnen Gesetze eines grammatischen Kapitels zumeist dasjenige Übungsstück, das eine zusammenfassende Wiederholung des Erlernten, eine Probe auf die Sicherheit in der Anwendung aller Regeln desselben Kapitels ermöglicht.

Der für die Übertragung der deutschen Übungen erforderliche Vokabelschatz ist dem Schüler auf S. 161 bis S. 216 gegeben. Trotzdem aber enthält jede Seite des Buches noch eine Reihe von Fußnoten, die durch ihre Menge doch allzusehr an eine veraltete, in unserer Zeit mehr und mehr verlassene Methode erinnern. Es mutet nicht gerade erfreulich an, trotz der reichlich gespendeten Hilfen im Wörterbuch, die Übungsstücke noch derart mit Bemerkungen belastet zu sehen wie z. B. Seite 142 unten: „*Er hat dabei folgende Methode befolgt.*[18]). *Es kommt*[19]) *ihm* [*zunächst*] *die Grundidee: dies kann*[20]) *die Schilderung irgend eines*[21]) *Lasters, eines Fehlers, einer Lächerlichkeit sein.*[20]) *Nun*[22]) *ist seine erste Person gefunden: er stellt*[1]) *sie je nach der Idee in die oder die*[2]) *Umgebung*" und ähnlich noch an vielen Stellen des Buches. Wer derartiges so gehäuft sieht wie hier, der dürfte bald geneigt sein, sich dem Sturmlauf der extremen Reformer gegen die Übersetzungsübungen überhaupt anzuschließen.

In Rücksicht auf diejenigen Benutzer des Buches, die nicht alle Übungen hintereinander durchzunehmen gesonnen sind, mußte der Verf. im Anfang jedes Stückes wenigstens hinter dem ersten Satze statt des bloßen „*(2 F)*" „*(2 Formen)*" drucken lassen. S. 7, Satz 18 ist das Wörtchen „*früh*" oder „*spät*" abgesprungen. Sonst ist mir im einzelnen nichts aufgefallen, das zu beanstanden wäre.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Neunter Jahrgang. Berlin und Leipzig 1905, Giesecke & Devrient. 325 S. gr. 4. geb. 24 ℳ.

Dieser neueste Jahrgang des inhaltreichen und vorzüglich illustrierten Hohenzollern-Jahrbuchs enthält, wie auch die früheren Jahrgänge, eine Anzahl wertvoller Aufsätze, welche der Geschichtslehrer, insbesondere der in den obersten Gymnasialklassen, mit großem Nutzen zur Vorbereitung für seinen Unterricht verwerten kann. Hierher ist gleich der erste Aufsatz, mit welchem der vorliegende stattliche Band anhebt, zu rechnen, von Herman Granier über die Franzosen in Berlin 1806—1808. Mehr noch als die Beherrschung des einschlagenden zerstreuten Materials möchten wir an diesem Aufsatz die feine, von großen Gesichtspunkten ausgehende Beurteilung der Personen und Sachen rühmend hervorheben.

Von unmittelbarem pädagogischem Wert ist ferner der Aufsatz des bekannten Burgenforschers Bodo Ebhardt über die Burgen der Hohenzollern. Wird doch über die Burgen in Deutschland im deutschen und im geschichtlichen Unterricht auf unsern Schulen gehandelt. Alle jene großen Geschlechter, welche im Mittelalter in dem gewaltigen Ringen um die Macht die Kraft ihrer Taten in die Wagschale der Geschicke warfen, waren, wie Ebhardt mit Recht bemerkt, durch den Zwang der Verhältnisse auf das engste verknüpft mit den Burgen, deren Ruinen in so unendlicher Fülle und Großartigkeit auf uns gekommen sind. Die Burgen bildeten damals nicht nur die Hauptstützpunkte der Macht, sie waren auch in der Blütezeit des Ritterwesens der Sitz der höchsten Kultur und haben vielen unter den Geschlechtern den Namen gegeben; ihre Geschicke leben daher in Sage und Geschichte tausendfach fort. Auch die Hohenzollern haben ihren Namen nach einer alten Stammburg angenommen. Wir können die langsame, aber stetige Entwickelung des ruhmvollen Geschlechts an dem Besitz und Erwerb seiner Burgen verfolgen. Ebhardt bietet über diese Materie einen höchst lehrreichen Überblick.

Daß der Aufsatz Bailleus über „Königin Luisens Kindheit und Jugend“ das Interesse der weitesten Kreise verdient, verbürgt schon der Name des Verfassers. Ist doch Geheimer Archivrat Dr. Bailleu unter allen Gelehrten der Gegenwart der bei weitem gründlichste Kenner des Lebens der großen Königin. Einen andern sehr dankenswerten Beitrag zur Geschichte der Königin Luise bietet der Herausgeber des Hohenzollern-Jahrbuches mit seinem Beitrag „Königin Luise im Bilde ihrer Zeit“. Fast ein jeder Verehrer der Königin Luise glaube heutzutage genau zu wissen, wie sie aussah, aber im Grunde ist es ein Gemisch von ziemlich unbestimmten Eindrücken, die sich in der Erinnerung zu einem Bilde der schönen Königin verdichten. Die Grabfigur

Digitized by Google

von Rauch, das in zahlreichen Reproduktionen verbreitete moderne Bildnis von Gustav Richter und das Standbild von E. Encke im Tiergarten bilden bei der heute lebenden Generation wohl die Hauptbestandteile, aus denen die herrschenden Vorstellungen über Luisens Erscheinung sich zusammenfassen. Und doch sind alle diese nach dem Tode der Königin, zum Teil über sechzig Jahre später entstandenen Darstellungen nicht geeignet, uns ein richtiges Bild von Luisens äußerer Erscheinung zu geben. Es hat ihr, im Gegensatz zu Friedrich dem Großen, ein Menzel gefehlt, der, mit scharfem Auge und künstlerischem Gefühl alle historisch beglaubigten Überlieferungen zusammenfassend, ein abgeschlossenes, überzeugendes Bild von ihr hätte ins Leben treten lassen können. So hat es Seidel, von Bailleu unterstützt, in Erwartung der nächsten Jahre, die ganz besonders zu einem Rückblick auf die Zeit vor einem Jahrhundert auffordern, unternommen, uns zu vergegenwärtigen, wie Königin Luise nach dem Urteile ihrer Zeitgenossen wirklich ausgesehen hat, und an unserem Auge die Darstellungen der Mitlebenden in ihren wichtigsten Erscheinungen vorüberziehen zu lassen. Ein gewissermaßen einheitliches, ihre verschiedenen Lebensperioden erschöpfend zusammenfassendes Bild der Königin kann es nicht geben. Die Menge will in ihrem Bildnisse die schöne gereifte Frau, die Gegnerin Napoleons und den Schutzgeist Preußens sehen; für den tiefer dringenden Geist aber gewährt es einen eigenartigen Reiz, die Entwicklung von Luisens Persönlichkeit auch in ihren Bildnissen anderer Zeiten zu verfolgen, selbst wenn sie nicht von besonderem künstlerischen Werte sind, und zunächst davon abzusehen, was in diesen Bildern dem eigenen Geschmack sympathisch und zusagend ist, dafür aber das Charakteristische erkennen und würdigen zu lernen. Seidel unterscheidet bei den Bildnissen der Königin Luise drei Gruppen: die erste reicht von der Brautzeit bis zum Ende des Jahrhunderts, umfaßt also das 17. bis ungefähr 23. Lebensjahr der Königin. Die Bilder dieser Zeit zeigen Luise als eine zarte, mädchenhafte Erscheinung mit länglichem Gesichte, ernsten, zuweilen träumerischen Augen und reichen, lockigen, blonden Haaren. Die zweite Periode wird von Seidel bis zum Unglücksjahr 1806 datiert; sie zeigt uns Luise im Alter von 24 bis 30 Jahren als vollerblühte, schöne Frau in wahrhaft königlicher, strahlender und auch ihrer Wirkung bewußter Erscheinung und von unendlichem Liebreize. Die dritte Periode zeigt, daß die durch das Unglück des Vaterlandes, Krankheit und schwere Familiensorgen hervorgerufenen zahlreichen Tränen den strahlenden Glanz ihrer Augen getrübt haben, und daß bei ihrer Figur eine wohl auch mit ihrer Krankheit zusammenhängende frühzeitige Anlage zu matronenhaften Formen sich bemerkbar macht. Ihr schließt sich dann als vierte Gruppe noch die große Anzahl von bald nach ihrem Tode entstandenen Bildnissen an, die alle mehr oder weniger

Digitized by Google

unter Benutzung der Totenmaske und früherer Bildnisse entstanden sind.

Wie Seidels oben genannte Abhandlung, so bietet auch der Aufsatz von Friedrich H. Hofmann „Das Markgrafenfenster in Sankt Sebald zu Nürnberg“ einen Beitrag zur Porträtkunde der Hohenzollern. Das Porträt ist in neuster Zeit nicht mehr ein Stiefkind der historischen Forschung. Die familiengeschichtlichen Vereine pflegen die Sammlung und Erläuterung der Familienbildnisse. Es sind in neuester Zeit Familiengeschichten mit zahlreichen und wohlgelungenen Porträts erschienen, so z. B. die „Chronik des alten Adelsgeschlechts der von dem Lentcze nebst den bürgerlichen Abzweigungen der Lenz (Lentze, Lentz)“ von Kypke (Halle a. S. ohne Jahr, 455 S. gr. 8). Geradezu klassisch ist das soeben erschienene, vom Kgl. Sächs. Altertumsverein Sr. Majestät dem König Friedrich August von Sachsen gewidmete, von Sponsel bearbeitete, mit 100 Tafeln in Lichtdruck und 74 Abbildungen im Text ausgestattete Werk: „Fürsten-Bildnisse aus dem Hause Wettin“ (Dresden 1906, Baensch). Diese neueste Wendung zum bessern ist mit großer Freude zu begrüßen. Denn wenn auch, wie ein Blick in das Verbrecheralbum unserer Polizeibehörden zeigt, die psychologischen Werte, die sich aus den Zügen eines Menschen herausgreifen lassen, oft schwer zu enträseln sind und dabei leicht Irrtümer unterlaufen, so bleibt doch wahr, was Goethe sagt: „Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt“. Eine Reihe Hohenzollern-Bildnisse hat zuerst Georg Friedrich Kasimir von Schad gesammelt und herausgegeben in seinem Versuch einer brandenburgischen Pinakothek, Nürnberg und Leipzig 1792. Einzelne im Land verstreute oder in preußischen Schlössern versteckte Porträts hat dann Graf Stillfried in seinen Kunstdenkmalen und Altertümern des erlauchten Hauses Hohenzollern (Berlin 1839 ff.) reproduziert. Neuerdings hat Seidel (Hohenzollern-Jahrb. 1902 S. 57 ff.) außerordentlich dankenswerte Studien über die ältesten Bildnisse der brandenburgischen Hohenzollern veröffentlicht. Andere Identifizierungen von Hohenzollern-Porträts finden sich in der neueren Literatur nicht eben selten, jedoch außerordentlich zerstreut und oft in schwer zugänglichen Werken. So hat erst jüngst Campbell Dodgson in „The Burlington Magazine“ (A newly discovered portrait drawing by Dürer II, VI, 1903 S. 286 ff.) einen wertvollen Beitrag zur Porträtkunde der fränkischen Hohenzollern geliefert. Für die Monographie der fränkischen Hohenzollern ist das von Hofmann behandelte Nürnberger Fenster von hervorragendem Wert, der noch erhöht wird durch die Tatsache, daß einzelne der zehn Porträts zweifellos Unika sind. Dieses Gemälde, das 1514 entworfen wurde, atmet den Geist einer verhältnismäßig weit fortgeschrittenen Renaissance. Vergegenwärtigt man sich die Anordnung der Donatoren auf mittelalterlichen Stifter-

Digitized by Google

bildnissen, so wird die große Kluft, die das Markgrafenfester in seiner ganzen Komposition von älteren Darstellungen dieser Art trennt, überzeugend klar. Die Stifter knien nicht mehr fast ängstlich zusammengedrängt und in verkleinertem Maßstab vor den Himmlischen, sie stehen jetzt vielmehr frei und aufrecht da. „Die heilige Maria und Sankt Johannes“, sagt Hofmann, „wirken nicht mehr, wie bei mittelalterlichen Darstellungen, als Hauptpersonen, als Mittelpunkt, um den sich die ganze Anordnung des Bildes in künstlerischer und gegenständlicher Hinsicht gruppiert, sie unterscheiden sich jetzt durch nichts mehr als durch den Glorienschein von den Stifterfiguren, so daß alle fast wie die gleichberechtigten Mitglieder einer Familie erscheinen. Ein interessantes Dokument für die Vermenschlichung des Gottesideals!“

Für den Geschichtslehrer besonders lehrreich ist der umfangreiche Aufsatz von Paul Zimmermann: „Brandenburg und Braunschweig“. Sind Verwandte zugleich Nachbarn, so ist zu Hader und Zwist leicht reicher Anlaß gegeben. Das zeigte sich sogleich bei den beiden Fürsten, die die zwei ältesten Fürstenhäuser Norddeutschlands begründet, die Namen Braunschweig und Brandenburg zuerst zu hohem Ansehen gebracht haben, bei Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären. Friedlich werden ihre Namen zusammengestellt, wenn man von den erfolgreichsten deutschen Kolonisatoren der Wendenlande spricht. Aber dieses gleiche Ziel, das sie verfolgten, hinderte ebensowenig wie die nahe Verwandtschaft, die beide verband, die heftigste Gegnerschaft. Die Erbtöchter des letzten Billungs, des Herzogs Magnus († 1106), Wulfhild und Erika, waren die Mütter Heinrichs des Stolzen und Albrechts des Bären. Mit der Hälfte des Billungschen Besitzes vereinigte Heinrich die Brunonischen, Supplingenburgischen und Nordheimischen Güter und die herzogliche Würde in Sachsen. Das war eine so gewaltige Machtfülle, daß den anderen sächsischen Fürsten um ihre Selbständigkeit wohl bangen konnte, und daß sie Anschluß bei den Feinden des Welfen suchten. So wurde auch Albrecht der Bär ein eifriger Parteigänger für König Konrad III. gegen seinen Vetter Heinrich und dessen Sohn, Heinrich den Löwen. Freudig griff er zu, als der König das seinen Verwandten abgesprochene Herzogtum Sachsen auf ihn übertrug, aber zweimal mußte er deshalb, von den Niedersachsen verjagt, die treu zu ihrem alten Fürsten standen, von Land und Leuten weichen. Bis zu Albrechts Tode († 1170) hat der wiederholt gewaltsam ausbrechende Gegensatz gegen die Politik der Welfen unvermindert fortbestanden. Als aber der Väter hochragender Ehrgeiz in den Nachkommen erloschen war, als diese sich bescheiden gelernt und ihr Augenmerk auf geringere Ziele zu richten begonnen hatten, da hat auch bald zwischen den früher so feindlichen Häusern ein herzliches Einvernehmen Platz gegriffen. Es knüpften sich zwischen ihnen nun verwandtschaftliche Bande, die auch in der Zeit der

Digitized by Google

Not die Probe glänzend bestanden. Zimmermann, der als braunschweig-lüneburgischer Landesarchivar zu solcher Arbeit recht eigentlich berufen war, schildert die zwanzig Ehen, die zwischen Sprossen des Hohenzollern- und des Welfenstammes im Laufe von vier Jahrhunderten geschlossen worden sind. Die Tatsache, daß der unglückliche König Georg V. von Hannover ein richtiger Vetter König Wilhelms, des ersten ruhmreichen deutschen Kaisers, war, hat es nicht gehindert, daß ihre Politik sehr verschiedene Wege ging; und noch immer sind die Fäden nicht wieder angeknüpft, die in den Zeiten einer großen Entscheidung gewaltsam zerrissen. Beigegeben ist der Abhandlung von Zimmermann eine von Georg Schuster entworfene, von 1236—1879 reichende „Konsanguinitätstafel der Häuser Hohenzollern und Braunschweig".

Der Herausgeber hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, erste Kräfte allüberall in den Dienst seines Jahrbuches zu stellen. Dies bezeugen auch die übrigen Aufsätze desselben Bandes, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann. Es sind in der Folge des Bandes diese: Schuster, Die Flucht der königlichen Kinder von Berlin nach Danzig im Oktober 1806; Berner, Kriegstagebuch des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aus dem Jahre 1806; Holz, Heinrich der Jüngere, Prinz von Preußen; Koser, Eine Flugschrift Friedrichs des Großen von 1743; Klinkenborg, Die Siegel der preußischen Könige bis zum Jahre 1806; Borkowski, Aufzeichnungen von Johann Philipp von Rebour über seine Tätigkeit als Informator Friedrich Wilhelms (I); Arnheim, Gustav Adolfs Gemahlin Maria Eleonora von Brandenburg (Fortsetzung III); Schmitz-Kallenberg, Eine Prunksupplik des Kurfürsten Albrecht Achilles; Berner, Tagebuch eines Rudorff-(Zieten-)Husaren aus dem Jahre 1806. Miszellaneen bilden den Schluß.

Die Vollblätter und Beilagen, sowie auch die im Text befindlichen Abbildungen sind zahlreich, mannigfaltig und vorzüglich ausgeführt. Dieselben verdienen auch als Unterrichtsmittel eine warme Empfehlung. Schon ihre wechselnde Auslage in den Schaufenstern der Klassenzimmer wird den Schülern mannigfache Anregung in den Pausen zwischen den Lehrstunden geben. Aber auch bei Ausstellungen von gesammelten Abbildungen über irgend ein einschlagendes Gebiet in der Schul- oder Schülerbibliothek sowie in den Privaträumen des Geschichtslehrers läßt sich diese reiche Illustrierung des Hohenzollern-Jahrbuches gut verwenden. Solche Ausstellungen, von Zeit zu Zeit arrangiert und vom Lehrer in einer dem Verständnis der Schüler angepaßten Weise erläutert, regen den historischen Sinn im allgemeinen und die Liebe zum Herrscherhause im besonderen an und werden auch, wie der Berichterstatter aus eigener Lehrerpraxis bezeugen kann, von den Schülern mit Dank entgegengenommen.

Das Hohenzollern-Jahrbuch, in seinen bisher erschienenen

Digitized by Google

neun starken Bänden eine Fülle gediegenster Abhandlungen und ausgezeichneter Abbildungen enthaltend, sei allen Erziehern unserer Jugend und allen Freunden vaterländischer Geschichte warm empfohlen.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Julius Ziehen, Quellenbuch zur Deutschen Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart. Leipzig, Dresden, Berlin 1905, C. Ehlermann. 192 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Da der Zweck das Mittel bestimmt, so setzt der Verfasser in der Einleitung auseinander, welchen Gewinn er von der Benutzung eines Quellenbuchs erwartet: die Geschichtsbetrachtung gewinne dadurch an Lebendigkeit, das Denken werde angeregt, sich durch eigene Arbeit „ein Gesamtbild der Ereignisse“ zu verschaffen, die Beschäftigung mit den Quellen sichere „ein höheres Maß von Richtigkeit für dieses Bild“, die einzelne Quelle biete zwar ein weniger abgerundetes, „dafür aber in dem, was wir sehen, um so treueres Bild“, und endlich: man lerne an den Quellen der Vergangenheit die Äußerungen des gegenwärtigen Lebens richtig beurteilen. — Diesen Ausführungen kann ich nicht rückhaltlos zustimmen. Was ich über den Wert der Behandlung von Quellenschriften denke, ist im wesentlichen folgendes. Während das Leben, das jeder einzelne lebt, sich langsam abspinnt, sich aus unendlich vielen Kleinigkeiten zusammensetzt und nur wenige Höhepunkte aufweist, bietet der Geschichtsunterricht die Entwickelung der Dinge nur in großen Zügen. Es fehlt ihm das Kleine und Heimliche des Einzellebens. Das kann im ganzen und großen nicht anders sein; darum bleibt aber der Wunsch, auch die vergangenen Zeiten einmal aus nächster Nähe zu sehen und sie wenigstens an einem kleinen Stücke wie unser eigenes Leben kennen zu lernen, natürlich und berechtigt. Und diesem Wunsche kommen Quellenschriften entgegen, wie sie beispielsweise Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit mitteilt. Von solchen bietet die vorliegende Sammlung sehr, sehr wenige. — Weiter tritt in dem Geschichtsunterricht das Persönliche weniger hervor, als es unserem Wunsche als persönlich empfindender Menschen entspricht. Wir sehen die Personen und die Ereignisse, wissen aber nichts oder doch nur wenig darüber, welchen innerlichen Anteil jene an diesen nehmen. In dieser Hinsicht kenne ich keine wertvollere und schönere Quellensammlung als Bismarcks Briefe sowie seine Gedanken und Erinnerungen. Die subjektive Darstellung solcher Quellen bietet für den subjektiv strebenden und fühlenden Menschen die notwendige Ergänzung zu der Geschichtsdarstellung, die sich bemühen muß, objektiv zu sein; sie zeigt ihm, daß ebenso wie in seinem Leben auch in dem Leben der Völker das bunte Spiel

Digitized by Google

der menschlichen Leidenschaften seine Rolle spielt. Weil die Quellen aber subjektiv sind, so geben sie nicht, wie Ziehen meint, ein richtigeres, sondern ein unrichtigeres Bild der Ereignisse; und das ist kein Mangel, sondern ein Vorzug. Sie lehren so, wie leicht der Blick aus nächster Nähe täuscht und die persönliche Anteilnahme das Urteil trübt. Allerdings kann auch so ein richtigeres Bild gewonnen werden, aber doch nur durch den Vergleich verschiedener Quellenberichte über denselben Gegenstand. Insofern gibt also die Beschäftigung mit den Quellen dem Geschichtsunterricht ein wissenschaftlicheres Gepräge. Der Geschichtslehrer wird gewiß gern hier und da seine Schüler auch in dieser Weise belehren, aber selbstverständlich bietet ihm dafür ein so wenig umfangreiches Quellenbuch wie das vorliegende kein ausreichendes Hilfsmittel.

Bei diesen Unterschieden in der grundlegenden Auffassung, die sicherlich größer sind, als es nach den Worten scheinen möchte, kann es nicht wundernehmen, daß mich auch die Auswahl, die Ziehen gibt, im ganzen wenig befriedigt. Sie enthält für meine Auffassung viel zu viele Aktenstücke und viel zu wenig wirklich persönliche Berichte. Und selbst wenn ich mich auf den Standpunkt stelle, der ja durchaus berechtigt ist, daß auch amtliche Urkunden ein wertvolles Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht bilden, so befinden sich doch in der Sammlung auch solche, mit denen ich beim besten Willen nichts Rechtes anzufangen weiß, so gleich Nr. 1 (das preußische Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht vom 3. September 1814), No. 22 (an das Staatsministerium, Schreiben Wilhelms I. vom 9. März 1862) und besonders die Telegramme Kaiser Wilhelms I. an die Kaiserin Augusta über die Kriegserfolge 1866 und 1870.

Gut ist der Anhang. Er gibt ein kurzes Verzeichnis von Werken, die zur Erklärung und Ergänzung des durch dieses Quellenbuch gebotenen Stoffes empfohlen werden können.

Die Druckfehler, die mir aufgefallen sind, will ich nicht anführen; sie sind nicht zahlreich. Aber ich meine: in einem für die Schule und die Hand der Schüler bestimmten Buche sollten keine Abweichungen von der amtlichen Rechtschreibung vorkommen, man mag sonst über diese denken, wie man will (z. B. S. 31: Fichte's, S. 50: Gräuel, S. 64: Alles, S. 72: Aemter).

Lüdenscheid. Rich. Jahnke.

Karl Endemann, Die Weltanschauung der Hohenzollern und der moderne Materialismus. Leipzig 1906, R. Voigtländers Verlag. 78 S. gr. 8. 1,50 *M*.

Daß sich das deutsche Volk durch die Entwicklung seiner ganzen Verhältnisse in mehrfacher Hinsicht auf einer stark abschüssigen Bahn befindet, das zu erkennen erfordert keine scharfe

Digitized by Google

Beobachtungsgabe; und nicht etwa bloß die breiten Volksschichten haben einen tiefen sittlichen Niedergang aufzuweisen, sondern auch die höheren Stände zeigen vielfach eine Laxheit in der Auffassung der Sittlichkeit und Moral, in Sachen des Pflichtgefühls und der Gottesfurcht, daß man sich fast in die Zeit vor der französischen Revolution zurückversetzt glaubt, wo ein französischer Herzog zu seinen Söhnen, im Begriffe sie in die Gesellschaft einzuführen, sagte: „Bedenket, meine Kinder, daß in unsern Tagen die Laster belanglos sind, daß aber die Lächerlichkeit tötet“. Überall, von der Straße, aus der Literatur, aus Volksversammlung und Parlament grinst uns eine Hohlheit, ja Roheit in sittlicher und geistiger Beziehung entgegen, daß jeder wahre Vaterlandsfreund mit aufrichtiger Trauer erfüllt werden muß. Gerade auch die Jugend der höheren Stände scheint immer mehr in Äußerlichkeiten aufzugehen und zu vergessen, daß der wahre Wert des Menschen in seiner sittlichen, geistigen und körperlichen Kraft liegt. Man sehe sie nur an die Jammergestalten, wie sie namentlich in großen Städten herumschlendern, in schlottriger Haltung, mit stutzerhafter Kleidung und verlebten müden Gesichtern, dabei mit einer Sicherheit über Dinge urteilend, deren Erkenntnis einen ganzen Mann erfordert, und sich leicht hinwegsetzend über alles, was ihren Vorfahren groß, wert und heilig erschien. Viele Leute sind natürlich sehr schnell damit bei der Hand, diese falsche Entwicklung der Jugend der Schule zur Last zu legen; wenn die wüßten, was die Schule heutzutage alles aufbietet, um die edlen Keime in der Kindesseele zur Entfaltung zu bringen und tüchtige Menschen, Charaktere zu erziehen! Was kann aber die Schule tun gegen das Haus, das ihr oft direkt entgegenarbeitet, was kann sie tun gegen die Einflüsse des Lebens, das sich mit einer Literatur an die jugendlich empfänglichen Seelen heranwagt, die oft zur Vergiftung führt? Ein Allheilmittel gegen die wahnsinnigen Ergüsse eines Nietzsche und die haltlosen, von hervorragenden Vertretern der eignen Wissenschaft in ihrer Unwissenschaftlichkeit geradezu als unrichtig aufgedeckten Lehren eines Häckel hat die Schule trotz aller Warnung und Aufklärung eben noch nicht gefunden. — Daß neben diesen Auswüchsen in der Entwicklung im deutschen Volke eine Fülle edler Kräfte vorhanden und tätig ist, das unterliegt keinem Zweifel; das beweist unter anderm der wirtschaftliche Aufschwung sowie der Fortschritt, den der nationale Gedanke gemacht hat, das beweisen auch zahlreiche Erzeugnisse der Literatur, die — mit nationaler und konservativer Tendenz — das Bedürfnis nach sittlicher Erziehung zum Ausdruck bringen und zwar nach dem Muster großer Vorbilder der Vergangenheit, sei es eines Rembrandt, sei es eines Luther, sei es eines Bismarck oder sonst eines großen gottbegnadeten Mannes. In die Kategorie dieser Schriften ist auch die vorliegende einzureihen, indem der als

Digitized by Google

Neubearbeiter des Andräschen Geschichtswerkes rühmlichst bekannte Verfasser nicht einen einzelnen Mann, sondern ein ganzes Geschlecht, das Haus der Hohenzollern, als Führer und Erzieher des deutschen Volkes hinstellt, wobei er den Vorteil hat, daß ein Überblick über die Entwicklung eines ganzen Hauses viel lehrreicher ist als der über das Leben eines einzelnen. Und warum wählt er gerade die Hohenzollern? Weil diese ihre außerordentlichen Erfolge nicht zufälligen Ereignissen verdanken, sondern der Tatsache, daß sie nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu allen Zeiten der eignen Ausbildung große Aufmerksamkeit widmeten, daß sie ihr Leben und Wirken in Staat und Familie nach bestimmten Grundsätzen regelten und namentlich in der Erziehung ihrer Söhne nach einem klar bewußten Plane verfuhren. Deshalb können sie als leuchtende Vorbilder für jedermann gelten, denen nachstrebend man die höchsten Erfolge in körperlicher, sittlicher und geistiger Hinsicht erzielen kann. Dies etwa ist der Gedankengang in den beiden ersten Abschnitten des Buches — Einleitung und der Kampf um die Weltanschauung. Im dritten Abschnitt — die Welt- und Lebensanschauung der Hohenzollern — sucht Verf. seine Behauptung bezüglich der Tüchtigkeit der Hohenzollern zu beweisen, indem er das Leben und Handeln der einzelnen Regenten dieses Hauses vom Großen Kurfürsten an bis auf die jetzige Zeit, bei jedem nach seiner Bedeutung verweilend, durchgeht, während die älteren Markgrafen nur kurz gestreift werden. Daß wie in jeder an Talenten und Charakteren noch so reichen Familie auch unter den Hohenzollern nicht lauter tüchtige Männer vorhanden sind, wird nicht geleugnet, glücklicherweise sind sie aber selten, und in der Regel folgen ihnen solche, die besonders ausgezeichnet sind; auch hat dieser Mangel insofern sein Gutes, als sonst der Staat eine zu schnelle und damit ungesunde Entwicklung genommen hätte und besonders hervorragenden keine hinreichende Gelegenheit geboten wäre, ihre Kräfte zu betätigen. Welch eine Menge goldener Worte, welch eine Fülle weiser Lebensregeln, welch eine Unsumme von treuem Pflichtgefühl, welch eine Tiefe edlen Gottvertrauens tritt uns da bei den einzelnen Hohenzollern entgegen; fast jeder ist ein ganzer Mann, wert ein Vorbild zu sein; durch die Fülle von Charakteren zeichnet sich dieses Geschlecht vor andern Fürstengeschlechtern aus, die solche Männer immer nur vereinzelt aufzuweisen haben; darum die gottbegnadete Mission des Hohenzollernhauses, darum der ungeheure Erfolg, das Produkt der glänzenden Eigenschaften des Geschlechts, die in einem vierten Abschnitt „Ergebnisse“ zusammengefaßt werden als: Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Familiensinn, Pflichttreue und Arbeitsliebe, Opferwilligkeit, Hingabe an die Staatsinteressen, Sinn für Zucht und Sitte in Staat und Familie, klare Nüchternheit des Verstandes, klarer Blick für die realen Interessen. „Das Geheimnis der Er-

Digitized by Google

folge der Hohenzollern besteht somit vor allem in der innigen Vereinigung echt christlicher und echt deutscher Tugenden, echter Herrscher- wie wahrer Bürgertugenden, und überdies in der glücklichen Verbindung eines hochstrebenden Idealismus mit praktischem Realismus" (S. 69).

Was nun das Haus der Hohenzollern erreicht hat, das kann auch jedes Volk sowie jeder einzelne in analoger Weise, je nach Beruf und Stand, erreichen; es bedarf dazu eben nur körperlicher Tüchtigkeit, sowie geistiger und sittlicher Kraft und Gesundheit. Diese erwächst aber — und das führt Verf. im fünften Abschnitt „Folgerungen" aus — nicht aus philosophischen Problemen einseitiger Naturforscher, sondern aus dem Geiste der Gottesfurcht und Nächstenliebe. Es geht nun einmal nicht ohne Religion, und zu allen Zeiten sind Völker, die von der Religion abgefallen waren, erst wieder gesundet, als sie zu ihr sich zurückwandten. So schließt denn Verf. mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß auch das deutsche Volk sich wieder zurückfinden möge auf den rechten Weg, um seine Stellung in der Welt zu behaupten und neue Ziele zu erreichen. Dazu müssen Staat, Familie und Schule zusammenwirken, vor allem die Schule dahin streben, ihren Zöglingen nicht möglichst viel Einzelkenntnisse mitzugeben, sondern sie arbeiten, denken und sittlich empfinden zu lehren.

Man braucht nicht dem Byzantinismus ergeben zu sein, um dem Grundgedanken der Schrift, die Hohenzollern vorbildlich als Erzieher des Volkes hinzustellen, volle Anerkennung zu zollen; es ist in der Tat ein Fürstengeschlecht, das, wie kaum ein zweites, jederzeit mit wahrhaft heiligem Ernste seine Aufgabe erkannt und ausgeführt hat. Auch im einzelnen kann man den Ausführungen des Verfassers, die von einem hohen patriotischen Geiste getragen sind und Zeugnis ablegen von wahrer Liebe zum deutschen Volke und deutschen Vaterlande, durchweg beipflichten, vor allem da, wo er sich, von heiligem Zorne ergriffen, gegen die Vertreter einer materialistischen und atheistischen Weltanschauung wendet; werden doch die Grundlagen ihrer Lehren von Vertretern ihrer eignen Wissenschaft immer mehr erschüttert, wie neuerdings bezüglich der Welträtsel Häckels mit verblüffender Klarheit durch den Petersburger Physiker Chwolson.

So kann denn die Schrift Endemanns als eine bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der vaterländischen, „staatserhaltenden" Literatur bezeichnet werden, und sie verdient durchaus in den weitesten Kreisen Verbreitung, vor allem unter der reiferen Jugend; deshalb sollte sie in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Dessau. G. Reinhardt.

Digitized by Google

Verhandlungen des fünfzehnten Deutschen Geographentages zu Danzig am 13., 14. und 15. Juni 1905, herausgegeben von G. Kollm. Mit 8 Tafeln und 3 Abbildungen im Text. Berlin 1905, D. Reimer. LXXIII u. 206 S. gr. 8. 8 M.

Für keine von allen Schulwissenschaften sind periodisch wiederkehrende Versammlungen der Fachvertreter so ersprießlich wie für die Erdkunde. Denn für diese handelt es sich nicht bloß um große, noch völlig im Werdefluß befindliche Probleme der Wissenschaft als solcher, über deren von Jahr zu Jahr sich ändernden Stand man persönliche Aussprache berufener Forscher wünschen muß, sondern für die Erdkunde allein handelt es sich außerdem auch immer noch um Grundfragen, die geradezu ihre Existenz als Wissenschaft auf unseren höheren Lehranstalten betreffen.

Das zeigt sich wieder recht deutlich in dem vorliegenden, musterhaft redigierten Band der Verhandlungen des vorjährigen Deutschen Geographentages, der unter reger Beteiligung auch der Lehrerschaft in Danzig abgehalten wurde.

Am eingehendsten erörtert wurden naturgemäß die Ergebnisse der Deutschen Südpolarexpedition, zu deren Aussendung ja der Deutsche Geographentag die ursprüngliche Anregung gegeben hatte. Der Führer der Expedition selbst, Prof. v. Drygalski, gab den allgemeinen Bericht über den Verlauf der Gaußfahrt und die vielseitigen Arbeiten derselben (ihn erläuterte eine klare Übersichtskarte der Fahrt mit gleichzeitiger Angabe der Eisverhältnisse), Vanhöffen besprach einige für die Entfaltung des Tierreichs auf Erden überhaupt bedeutsame geographische Ergebnisse, Gazert das Vorkommen und die Tätigkeit der Bakterien im Meer (sowohl im tropischen wie im antarktischen Meerwasser hat er auch Salpeter zerstörende Bakterien entdeckt), Philippi sprach über marine Grundproben und geologisch-petrographische Arbeiten der Expedition, Bidlingmaier und Luyken über die erdmagnetischen Forschungen, Meinardus über die eigentümlichen Windverhältnisse an der Winterstation des „Gauß" mit dem ganz außerordentlich vorherrschenden, oft zum Orkan gesteigerten Ost-, dagegen fast völlig fehlenden Nordwind.

Eine zweite Hauptgruppe der Verhandlungen war dem Vulkanismus gewidmet. Prof. Sapper berichtete über die neuesten Untersuchungen der großartigen mittelamerikanischen und westindischen Vulkanausbrüche, besonders den des Mont Pelé auf Martinique. Privatdozent Dr. Friederichsen legte des jüngst verstorbenen Alphons Stübel Verdienste um die moderne Vulkanologie dar, was zu einer angeregten Diskussion führte.

Die sehr temperamentvoll vorgetragenen und inhaltlich wertvollen Beobachtungen des Stettiner Direktors Paul Lehmann über die jüngsten Alluvialbildungen an den deutschen Ostseeküsten leiteten zu den Vorträgen über die engere Heimat über. Dr. Solger lenkte die Aufmerksamkeit auf die Dünenformen im norddeutschen

Digitized by Google

Flachlande, auch im seefernen Binnenlande, wo sich eine Menge echte Barchane vorfinden, d. h. kurze, hufeisenförmig gekrümmte Dünenzüge wie in Turan, und zwar mit der Hohlseite nach Westen zu, als seien sie durch steife Ostwinde etwa zur Steppenzeit am Schluß der Diluvialära geschaffen worden. Prof. Schubert (Eberswalde) erläuterte auf Grund eigener, sorgfältiger Studien die Beziehungen von Wald und Niederschlag in Westpreußen, Posen und Schlesien, Dr. Seligo (Danzig) teilte seine Beobachtungen über die Temperaturverteilung in den westpreußischen Seen mit, und Baurat Bindemann (Berlin) gab in kurzen Worten an der Hand höchst lehrreicher Karten ein klares Bild von der merkwürdigen Verlegung der Mündungsarme der Weichsel, die für die Schiffahrt, die Siedelungsentfaltung, ja für die ganze Geschichte Westpreußens von so maßgebender Bedeutung gewesen ist. Eine prächtige Illustration hierfür gewährte die Ausstellung alter und neuer Spezialkarten, Landschafts- und Städtebilder, die der Ortsausschuß des Danziger Geographentages in den ehrwürdigen Räumen des Großen Remters des ehemaligen Danziger Franziskanerklosters veranstaltet hatte.

Außer dem von Prof. Friedrich Hahn erstatteten Bericht über die Tätigkeit der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Jahre 1903—1905 verdient an dieser Stelle noch die Nachmittagssitzung besondere Erwähnung, die nach löblichem Herkommen dem Unterrichtsbetrieb der Erdkunde auf unseren Schulen galt.

Der geschäftsführende Vorsitzende der vom Geographentage eingesetzten Kommission für erdkundlichen Schulunterricht, Oberlehrer Heinrich Fischer (Berlin), erfreute die Versammlung in seinem Bericht über die Geschäftsjahre 1903—1905 durch Mitteilungen über die wohlwollende Aufnahme, welche die Eingabe der Kommission betreffs möglichst billigen Bezugs der Karten der Landesaufnahme seitens der Schüler bei unserer Militärbehörde gefunden hat. Letztere erklärt sich bereit, für Schulzwecke jede Sektion der Generalstabskarte des Deutschen Reichs (1:100 000) für 15 Pfg., jede Sektion der Generalstabsaufnahme des Reichs im Maßstabe von 1:25 000 („Meßtischblatt") für 25 Pfg. abzugeben. Das bedeutet eine höchst dankenswerte Förderung der Erdkunde auf allen Schulen des deutschen Vaterlandes, soweit sie Verständnis und guten Willen besitzen, dieses hochsinnige Anerbieten zu benutzen. Unsere Heeresführung weiß, was beim Soldaten im Kriegsfalle das Verstehen einer Spezialkarte bedeutet. Mögen unsere Schuldirektoren und unsere Lehrer der Erdkunde sich ebenso einsichtig bewähren gegenüber der Wertschätzung dieser bisher bei uns arg vernachlässigten Kunst. Von jetzt ab kann auch ein armer Schüler für ein paar Nickel das ideal vollkommenste Kartenbild seiner engsten Heimat sich erstehen; nun kann auf jedem Dorf, falls es der Lehrer nur versteht, die Karte

Digitized by Google

den Schülern als Spiegel der Landschaft zu deuten, der heranwachsende Deutsche die Landkarte als die Wünschelrute benutzen lernen, die uns das weite Erdenrund enthüllt wie wenn wir es bereisten! Und unsere Gymnasien, denen die echte Heimatskunde als Propädeutik der Erdkunde, folglich vor allem als Einführung ins Kartenverständnis mit Hilfe der Heimatskarte seit 1891 zur Pflicht im Sextapensum gemacht ist, werden den Dorfschulen nicht nachstehen wollen.

Ferner gab Oberlehrer Fischer bekannt, daß auch die ständige Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte bei ihrer 76. Tagung in Breslau eine Kommission für den naturwissenschaftlichen Unterricht an unseren höheren Schulen eingesetzt hat, die im vollsten Einklang mit den so oft wiederholten, aber bis zur Stunde durchaus noch nicht ernsthaft erhörten Wünschen des Deutschen Geographentages die Leitsätze einbrachte:

1. Der Unterricht in der Erdkunde ist in allen höheren Schularten in angemessener Weise bis in die oberen Klassen durchzuführen.

2. Der erdkundliche Unterricht muß wie jeder andere von fachmännisch vorgebildeten Lehrern erteilt werden.

Recht hübsch sprach darauf in aller Kürze Direktor Dr. Sebald Schwarz (Lübeck) über „das Bild im Geographieunterricht", das neben der Landkarte gar nicht zu entbehren ist, ja sie stets durch höchste Steigerung der Veranschaulichung ergänzt. Er betonte ganz mit Recht, wie man die oft ganz vortrefflichen landschaftlichen und Stadtansichten auf Postkarten systematisch für den Unterricht verwerten könne, sie etwa in glasbedeckten Rahmen gruppenweise in der Klasse aufhängend, je nach dem Fortgang der länderkundlichen Unterweisung.

Auf zwei wichtige Grundfragen lenkten die beiden Schlußvorträge der schulgeographischen Sitzung. Ein ausgezeichneter Astronom von Fach, Privatdozent Dr. Marcuse (Berlin), erörterte die Notwendigkeit, die Astronomie und mathematische Geographie im Schulunterrichte mehr als bisher zu berücksichtigen, und Oberlehrer Dr. Stoewer (Danzig) beleuchtete sehr verständig die Frage, wie weit geologische Erscheinungen und Vorgänge in der Schulerdkunde Aufnahme erheischen. Marcuses Ausführungen sind recht beachtenswert, weil sie gar nicht über ein bescheidenes Maß hinausgehen, aber streng fordern, daß die Schüler in Himmelsbeobachtungen, auch einfachen Messungen derselben geübt werden. Jedes Kind muß an jeglichem Ort die Nordrichtung sicher zu finden wissen. Wieviel Erwachsene können es denn? Wieviele gebildete, ja gelehrte Leute glauben, daß die Parallelkreise Breitengrade bedeuten! Ebenso maßvoll und darum eindrucksvoll sprach Stoewer, und die von ihm entzündete lebhafte Debatte bezeugte, wie erfolgreich schon in Deutschlands Nord und Süd das völlig unentbehrliche geologische Element zumal in der deutschen Vater-

Digitized by Google

landskunde Beachtung findet, weil man ja doch kein einziges Land erklären kann, ohne wenigstens etwas von seinem Gewordensein zu verraten. Aber freilich auch dazu gehören fachmäßig, d. h. also auch geologisch vorgebildete Lehrer, andere erwirken da leicht argen Unfug.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

Alfred Kirchhoff, Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Halle a. S. 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. 64 S. 8. 1 *M*.

„Gestützt auf die Lehren der Geschichte wie der Länder- und Völkerkunde“ unternimmt A. Kirchhoff in der vorliegenden Abhandlung die sachliche Läuterung der Begriffe Nation und Nationalität, die alltäglich in sehr verschiedenem Sinne gebraucht werden, ohne daß der, der sie anwendet, oder der, der sie hört und liest, sich Rechenschaft gibt, was sie eigentlich bedeuten.

Während den Worten natio und gens ursprünglich keine politische Bedeutung innewohnt, weist die Etymologie beider auf die gemeinsame Abstammung der Volksgenossen hin. Die Geschichte aber lehrt uns, daß es reinblütige Nationen nirgends gibt, vielmehr sind alle, besonders die größeren, aus der Verschmelzung zahlreicher, gar nicht immer nahe verwandter Völker hervorgegangen. Diese Wahrheit wird in überzeugender Weise dargelegt an dem Völkergemisch, aus dem jetzt so einheitliche Nationen wie die französische und die italienische entstanden sind. Dasselbe wird gezeigt an China, Rußland und besonders an dem Volke der Vereinigten Staaten von Amerika, das aus weiter nichts als Bruchstücken anderer Völker sich gebildet hat und noch weiter bildet. Ebenso ging aus völlig unverwandten Volksstämmen die einheitliche Nation der Schweizer und die der Belgier hervor. Sehr lehrreich ist umgekehrt der Hinweis auf die Portugiesen, die sich von den Spaniern, auf die Niederländer, die sich von den Deutschen national schieden, ohne daß eine Veränderung der Blutsverwandtschaft Anlaß dazu gegeben hätte. Es kann also die Blutsverwandtschaft nicht als Ausschlag gebendes Kennzeichen der Zugehörigkeit zu einer Nation anerkannt werden. Ebensowenig aber wie die Abstammung ist die Sprache ein untrügliches Merkmal zur Ermittelung der Nationalität des einzelnen: Spanier und Rumänen reden Abarten des Lateinischen, aber aus der nahen Sprachverwandtschaft darf ebensowenig auf die leibliche Verwandtschaft der beiden Völker geschlossen werden, wie aus der englischen Sprache der Neger Westindiens nicht ihre Zugehörigkeit zur englischen Nation folgt. Andrerseits gelten die fast gleichsprachigen Dänen und Norweger als eigene Nationen, und das spanische und portugiesische Amerika hängen sprachlich wohl noch mit den Völkern der Iberischen Halbinsel zusammen, aber durchaus nicht national. Erst

Digitized by Google

„das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der zu opferwilligen Taten treibende Wille, diese gegen jeden Feind zu schirmen, erhebt die Völker zu Nationen"; das wird ausführlicher an dem Beispiel der Schweizer dargelegt, die unter dem Schutze der Eidgenossenschaft in mehr denn sechs Jahrhunderten zur Nation erwuchsen. Auch Belgien und Südafrika bieten Beispiele, wie „das Werden von Nationen und Staaten im natürlichen Entwicklungsgange der Dinge ganz selbstverständlich zusammenfließt, so gewiß es sich keineswegs immer deckt". Solche Erwägungen und Betrachtungen führen Kirchhoff nun dazu, zu scheiden zwischen kulturellen und Staatsnationen: die altgriechische Nation hat niemals einen Einheitsstaat gebildet, während Juden, Armenier und Polen nicht aufgehört haben Nationen zu sein, weil die von ihnen geschaffenen Staaten der Vergangenheit angehören. „Noch heute sind die Deutschen im ganzen nur eine durch Kultur und Sprache verbundene Nation, bloß die im Deutschen Reiche schufen sich den Nationalstaat". — Zum Schluß wird noch der Begriff Nationalität erörtert, der nicht wie das Wort Nation uralt ist, sondern erst vor wenig mehr als hundert Jahren geprägt wurde. Das französische Lehnwort bezeichnet ursprünglich „die Summe derjenigen Eigenschaften, aus denen das Wesen einer bestimmten Nation besteht". Allmählich erst entstand der Gebrauch, die Zugehörigkeit des einzelnen zu einer Nation als seine Nationalität zu bezeichnen. Während Nation ein absoluter Begriff ist, ist Nationalität ein relativer; wir verstehen darunter „nur eine Gruppe kulturell verwandten Volkes als sich absondernden Teil eines größeren Ganzen, namentlich eines Staatsganzen". „Österreich ist ein Nationalitätenstaat, ein Reich ohne Nation, Ungarn oder Deutschland ein Nationalstaat mit je einer führenden Nation und Nationalitäten als Trabanten".

Die kleine Schrift des großen Geographen verdient unbedingt weitestgehende Beachtung, obwohl auch sie schwerlich den Streit um die Bedeutung der Worte Nation und Nationalität endgiltig beilegen wird.

Treptow a. R. K. Schlemmer.

---

1) K. Schlemmer, Geographische Namen. Erklärung der wichtigsten im Schulgebrauche vorkommenden Namen. Leipzig 1906, Rengersche Buchhandlung. VII u. 99 S. 8. brosch. 1,60 ℳ.

Ein erfreuliches und nützliches Buch, reichhaltig, gediegen und praktisch angelegt. Die frisch und fesselnd geschriebene Einleitung gibt über Absichten und Grundsätze des Verf.s Aufschluß und erklärt, daß und warum die Grenzen der schulgeographischen Namen möglichst weit gesteckt sind. So finden wir, um ein paar Beispiele herauszugreifen, die Erklärung von Namen wie Rütli, Schöllenen, Kirgisen, Orang-Utan, Granit, Ekliptik, und viele in nichtgeographischen Unterrichtsfächern gelegentlich vorkommende

Digitized by Google

geographische Namen können aus der Arbeit Schlemmers mühelos eine Deutung ihres lebensvollen Sinnes erfahren.

Zur Freude des Ref. sind die deutschen Ortsnamen ganz besonders berücksichtigt. Daß Sch. auf Angabe der benutzten Literatur absichtlich verzichtet, wird bei dem Zwecke des Buches allseitige Billigung finden. Die Übersichtlichkeit hat jedenfalls dadurch gewonnen.

Bei der Erklärung der Namen hat anerkennenswerte Vorsicht gewaltet. Deutungen um jeden Preis fehlen gänzlich. Wo die Bedeutung nicht feststeht, sind, z. B. bei Jerusalem und Granada, zwei und mehr Erklärungen gesetzt, falls diese Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben. Willkommen sind auch die kurzen Angaben von Gründen, warum manche verbreitete Erklärungen unhaltbar sind. Ref. hat bei Stichproben fast überall die erwartete Auskunft gefunden.

Für eine neue Auflage scheint empfehlenswert, auch die Aussprache der fremden Namen mit Ausnahme der englischen und französischen hinzuzufügen, ferner zusammengesetzte Wörter wie Bass-Straße zweiteilig und nicht Bassstraße zu schreiben.

Der verdienstlichen Arbeit ist weite Verbreitung und rege Benutzung zu wünschen.

2) Alfred Philippson, Europa. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite, neubearbeitete Auflage. 15 Lieferungen zu je 1 ℳ mit etwa 170 Abbildungen im Text, 14 Karten und 25 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. Lex.-8. Heft 1.

Lieferung 1 leitet den mittlerweile vollständig erschienenen Schlußband der mit verdientem Beifall aufgenommenen „Allgemeinen Länderkunde von W. Sievers“ ein. Europa ist in der zweiten Auflage von A. Philippson allein und völlig neu bearbeitet. Eine allgemeine Übersicht über Bedeutung, Weltlage, Grenzen, Größe und Gliederung, über Bau und Oberflächengestalt, über die Oberflächendecke, die Gewässer und das Klima Europas füllt das erste Heft (48 S.) und stellt durch Zuverlässigkeit des Inhaltes und Glanz der Darstellung ein hervorragendes Werk in Aussicht.

3) Karl Oppel, Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Ägyptens. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Mit 250 Textabbildungen und Karten sowie 4 Tafeln in Farbendruck. Leipzig 1906, Otto Spamer. VIII u. 497 S. 8. geb. 8,50 ℳ.

Es war ein eigentümlicher Reiz für den Ref., ein Buch zur Hand zu nehmen, das ihm als Primaner vor Jahren Begeisterung erweckt hat. Zur großen Freude fand Ref. bald, daß der Geist des verstorbenen Verf.s dem seit 25 Jahren nicht mehr aufgelegten Buche mit Takt und Glück durch den anonymen Neubearbeiter gewahrt ist trotz der vielen eingreifenden, aber notwendigen

Digitized by Google

Änderungen und Anpassungen der lebensvollen Bilder an den heutigen Stand der Wissenschaft. Auch ist es zu loben, daß auf die vergleichende Zusammenstellung der Bauwerke Ägyptens mit anderen Riesenbauten des Orients im allgemeinen wie im alten Oppel verzichtet ist. Nur irrtümliche und einseitige Vorstellungen sind berichtigt. So wirkt die Größe der altägyptischen Bauwerke reiner und wuchtiger auf den Leser, ein eigentümliches Sonderbild baut sich ihm auf.

An Umfang hat das Buch ziemlich beträchtlich gewonnen, insbesondere ist der hervorragende Bilderschmuck reichlicher und schöner geworden.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: I. Land und Volk. II. Sagen und Geschichtliches. Auf 68 Seiten wird zunächst eine sehr anschauliche und interessante Landeskunde von Altägypten in einzelnen Bildern geboten. Dann folgen auf 140 Seiten die Kulturwerke der Bewohner. Im zweiten Hauptteile wird der Leser von der alten Sagenzeit durch die geschichtlichen Jahrtausende bis in die jüngste Gegenwart geführt und gewinnt einen trefflichen Überblick, aber auch Lust zur Reise in das alte Wunderland. Gerade dafür bietet das Werk eine vorzügliche Vorbereitung. Eine Aufforderung zur Reise nach Ägypten bildet denn auch den Schluß.

Oppels neubearbeitetes Buch hält Ref. für eine höchst empfehlenswerte Lektüre für die gereifte Jugend und alle diejenigen, die, ohne mühsame ägyptologische Studien zu machen, sich ein gutes Gesamtbild von Ägypten und seiner Bedeutung für die Kultur verschaffen wollen.

Hannover. A. Rohrmann.

Wilhelm Elsäßer, Leitfaden der Stereometrie. Stuttgart und Berlin 1906, Fr. Grub. VIII u. 90 S. 8. kart. 1,60 ℳ.

Das Büchlein empfiehlt sich sofort durch gute Ausstattung. Papier und Druck sind untadelig, die Figuren mit großer Sorgfalt korrekt hergestellt. Es enthält die Lehren der Stereometrie in der Anordnung, wie sie die neuesten preußischen Lehrpläne vorschreiben. Ein erster Teil hat mehr propädeutischen Charakter, während der zweite, ausgedehntere Abschnitt eine systematische Behandlungsweise bietet. In dem ersten Abschnitt werden die Körper nacheinander wesentlich nach denselben Gesichtspunkten behandelt, so daß der Schüler im Verlauf des Unterrichts von selbst zu einer vergleichenden Übersicht ihrer Eigenschaften gelangt. Die Paragraphen, die die allgemeinen Sätze über Gerade und Ebenen im Raum darstellen, vermeiden glücklich die beiden Klippen, die zu große Ausdehnung der aufgeführten Beziehungen und eine mehr oder weniger des Zusammenhanges entbehrende Nebeneinanderstellung des Wichtigsten. Eine Eigentümlichkeit des

Digitized by Google

Werkes ist die grundsätzliche Berücksichtigung stereometrischer Konstruktionsaufgaben. Es zeigt sich hierin seine den neuen Bestrebungen zugewendete Tendenz, die die Ausbildung des räumlichen Anschauungsvermögens als wichtigste Aufgabe betrachtet. In einer Reihe von Paragraphen werden die Sätze der Kongruenz und Symmetrie dreiseitiger Ecken bewiesen, stereometrische Fundamentalaufgaben und geometrische Örter behandelt, endlich eine Reihe von Dreikantkonstruktionen und Konstruktionen auf der Kugeloberfläche gelöst. Eine Anzahl ungelöster Aufgaben gleicher Art ist beigefügt. Die durch Rechnung zu lösenden Aufgaben, die verschiedenen anderen Paragraphen angehängt sind, halten sich in den Grenzen des Einfacheren und Elementaren. Langwierige und schwierige Rechnungen sind zu ihrer Lösung nicht nötig. So kann man das Buch als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen, die geeignet ist, den Lehrer auf den neu zu betretenden Wegen des Unterrichtes zu begleiten.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

F. Rogel, Das Rechnen mit Vorteil. Eine gemeinfaßliche durch zahlreiche Beispiele erläuterte Darstellung empfehlenswerter Vorteile und abkürzender Verfahren. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 38 S. 8. 0,80 *M*.

Obwohl das vorliegende Buch nicht viele Vorteile enthält, die für den Rechenunterricht benutzt werden könnten, so möchte ich doch die Rechenlehrer darauf aufmerksam machen, da mancherlei in ihm enthalten ist, das ihr Interesse erregen kann. Um dergleichen Vorteile benutzen zu können, muß man sehr genau mit ihnen vertraut und darin geübt sein; eine solche Vertrautheit läßt sich aber im Unterricht durchaus nicht allgemein erreichen, da dazu die Zeit und das notwendige Verständnis fehlen dürfte. Außerdem sind auch viele der hier dargestellten Vorteile bereits in den Rechenunterricht aufgenommen, wie z. B. das abgekürzte Rechnen. Manche Vorteile sind auch so künstlich und so weit hergeholt, daß sie den Anspruch, ein Vorteil zu sein, bei näherer Betrachtung verlieren müssen, Ich will nur ein Beispiel herausgreifen. Für die Untersuchung, ob 211351580405 durch 75649 teilbar ist und für die Bestimmung des Quotienten braucht der Verf. 153 Ziffern, während die gewöhnliche Division nur 60 Ziffern benötigt. Andererseits finden sich Methoden, die für das Rechnen von großem Vorteil sind, nicht dargestellt. Ganz besonders vermisse ich eine Darstellung der östreichischen Subtraktionsmethode, die man auch Ergänzungsmethode nennt; sie bietet nicht nur größere Garantie für richtiges Subtrahieren, ihre Anwendung bei der Division und bei vielen anderen Rechnungen, z. B. bei der Rechnung mit Logarithmen usw., verkürzt dieses Rechnen außerordentlich, ohne daß gerade größere Anforderungen an die Aufmerksamkeit gestellt werden müßten. Der Verf. dividiert aller-

Digitized by Google

dings auch bei gewöhnlicher Subtraktion so wie mit jener Methode, indem er das Teilprodukt „in Gedanken“ von dem Dividendus abzieht; solche Art des Abziehens dürfte aber auch einem geübten Rechner recht schwer fallen, während es sich bei der Anwendung jener Methode von jedem Schüler leicht erlernen läßt. Die Art der Division, die der Verf. empfiehlt, leidet außerdem daran, daß sie nicht übersichtlich ist, so daß ihr die gewöhnliche Division durchaus vorzuziehen ist. Recht interessant sind die Vorteile für die Rechnung, die der Verf. durch die Ausnutzung der Eigentümlichkeit gewisser Zahlen zu gewinnen versteht.

Auf einige die Aufgaben unverständlich machende Druckfehler möchte ich noch aufmerksam machen: S. 11 Beispiel 58 muß der Multiplikator 5,3475 heißen nicht aber 5,7432; S. 16 Beispiel 82 steht $\times 4{,}929$ statt $= 4{,}929$ und S. 23 Beispiel 114 $+ \frac{1}{2}$ usw. statt $= \frac{1}{2}$ usw.

Berlin. A. Kallius.

Ernst Teichmann, Der Befruchtungsvorgang. Sein Wesen und seine Bedeutung. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 102 S. kl. 8. geb. 1,25 *M.*

Die vorliegende Arbeit gehört zu der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, die sich in der neueren populär-wissenschaftlichen Literatur bereits einen Platz erobert hat. Das in dem Bändchen bearbeitete Problem darf auf allgemeines Interesse rechnen. Gleich das erste, die Geschichte des Problems behandelnde Kapitel gibt ein gutes Bild von der Entstehung und der Bedeutung der Zellenlehre. Des weiteren wird die Natur der Zelle und das Wesen der Befruchtung eingehend erörtet, wobei auch die neueren Forschungen über Parthenogenese berücksichtigt sind und insbesondere die Rolle der Chromosomen klargelegt wird. Das Buch kann allen, denen eigentliche naturwissenschaftliche Studien ferner liegen und die doch einen Begriff von der Zellentheorie und einen Einblick in den den Menschen so nahe angehenden Befruchtungsvorgang gewinnen möchten, angelegentlich empfohlen werden.

Berlin. O. Ohmann.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise auf 5800 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Plänen) und etwa 100 Textbeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 120 Lieferungen zu je 0,50 *M* oder 6 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 *M*.

Sechs Bände statt der früheren drei! Gründe der tiefgreifenden Umgestaltung waren: 1) der Wunsch, bei verhältnismäßig geringem Umfange ein erschöpfendes Nachschlagewerk für alle Kreise zu schaffen, und 2) die Erkenntnis, daß eine große Anzahl neuer und wichtiger Artikel Aufnahme finden mußte. Der „Kleine Meyer" ist kein Auszug aus dem „Großen Meyer", sondern ein neues Werk, das selbständig angelegt und aufgebaut ist und, da er ein populäres und praktisches Werk sein will, sich eines allgemein verständlichen, abgerundeten, einfachen Ausdrucks befleißigt. Größere Gebiete (und dementsprechend auch die Illustrationen) sind zusammengefaßt, statistische Übersichten sind in Tabellenform beigegeben, es ist sozusagen ein ganzes Fremdwörterbuch (mit Aussprachbezeichnungen!) hineingearbeitet worden usw. Die erste Lieferung (48 S.) umfaßt die Artikel: A bis Adamello und bringt 1 farbige Tafel (Australische Fauna), 2 Karten und 10 Seiten Illustrationen.

2. Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Bielefeld 1905/06. kl. 8. geb.

A. Poètes français.

Nr. 6. Choix de poésies Françaises. Sammlung französischer Gedichte von Th. Engwer. Mit 17 Porträts. XVIII u. 310 S. — Dazu Ergänzungsband (Einleitung, Anmerkungen, Übersetzungen, Wörterbuch). 144 u. 68 S. 2 *M*.

B. Prosateurs français.

Nr. 157. Pages choisies par A. de Musset. In Auszügen mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von E. B. Russel. VI u. 105 S. Anhang 29 S. 1 *M*. — Wörterbuch 26 S. 0,20 *M*.

Nr. 158. Anthologie des prosateurs français. Handbuch der französischen Prosa vom 17. Jahrhundert bis auf die Gegenwart von M. Fuchs. Mit 12 Porträts. X u. 384 S. — Dazu Ergänzungsband. 94 S. 2,50 *M*.

Nr. 159. Morceaux choisis des oeuvres de J.-J. Rousseau. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von K. Rudolph. Mit 1 Porträt. XIV u. 128 S. Anhang 32 S. 1,20 *M*. — Wörterbuch 17 S. 0,20 *M*.

Nr. 160. A. Monod, Histoire de France. 224 S. 1,40 *M*. — Wörterbuch 70 S. 0,30 *M*.

Nr. 161. P. Lanfrey, Campagne de 1806/1807. Auszug aus Histoire de Napoléon I[ier]. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von K. Beckmann. Mit 6 Übersichtskärtchen. XI u. 122 S. Anhang 47 S. 1,30 *M*. — Wörterbuch 49 S. 0,20 *M*.

Nr. 162. Französische Lebensweisheit (Montaigne, Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère, Vauvenarques). Ausgewählt und herausgegeben von M. Kuttner. VI u. 124 S. Anhang 11 S. 1 *M*. — Wörterbuch 46 S. 0,20 *M*.

Nr. 163. G. Sand, La petite Fadette. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von M. Rosenthal. XI u. 118 S. Anhang 37 S. 1,10 *M*. — Wörterbuch 56 S. 0,20 *M*.

Nr. 164. A. Chatelain, Contes du soir. Zum Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von K. Sachs. IV u. 117 S. Anhang 16 S. 1 *M*. — Wörterbuch 50 S. 0,20 *M*.

Nr. 165. Th. H. Barrau, Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu' à la mort de Robespierre. Für den Schulgebrauch

Digitized by Google

ausgewählt und erklärt von F. Petzold. Mit einer Karte von Frankreich, einem Plane von Paris und einem Personenverzeichnisse. IV u. 163 S. Anhang 39 S. 1,30 *M.* — Wörterbuch 34 S. 0,20 *M.*

Nr. 166. M. Lamé Fleury, L'Histoire de France racontée à la jeunesse. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von W. Coordts. III u. 201 S. Anhang 18 S. 1,40 *M.*

C. Théatre français.

Nr. 78. E. Rostand, La Samaritaine. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Th. Kempf. XVIII u. 83 S. Anhang 23 S. 1 *M.*

D. English anthors.

Nr. 102. T. B. Reed, The Fifth Form at St. Dominic's A School Story. Im Auszuge herausgegeben von E. Stumpff. XIV u. 151 S. Anhang 24 S. 1,30 *M.* — Wörterbuch 50 S. 0,20 *M.*

Nr. 103. Ch. Dickens, A Tale of two Cities. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von J. W. Stoughton und A. Herrmann. XIV u. 172 S. Anhang 43 S. 1,40 *M.* Wörterbuch 58 S. 0,30 *M.*

Nr. 104. Selections from English Poetry. Auswahl englischer Dichtungen von Ph. Aronstein. Mit 14 Illustrationen. XII u. 316 S. — Ergänzungsband (Zur Verslehre, Anmerkungen, Übersetzungen, Wörterbuch). 130 u. 63 S. 2 *M.*

Nr. 105. The Island Realm of Günther's Wanderyear. Being Scenes from English Lif by F. Webster. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von R. W. Reynolds und P. Vetter. Mit 110 Illustrationen und einem Plan von London. X u. 175 S. Anhang 52 S. 1,40 *M.* — Wörterbuch 63 S. 0,30 *M.*

Nr. 106. A. W. Kinglake, The Siege of Sebastopol from November 1854 to April 1855. From the 12th volume of The Invasion of the Crimea. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von G. Budde. Mit 2 Karten. X u. 116 S. Anhang 27 S. 1,20 *M.* — Wörterbuch 20 S. 0,20 *M.*

Nr. 107. Collection of Tales and Sketsches. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauche herausgegeben von G. Opitz. Drittes Bändchen (Mathers, Lee, Aldrich, Jerome, Kipling, Bret Harte). X u. 118 S. Anhang 35 S. 1,10 *M.* — Wörterbuch 51 S. 0,20 *M.*

E. Reformausgaben mit fremdsprachlichen Anmerkungen.

Nr. 11. Choix de nouvelles modernes. Contes d'écrivains français contemporains. Édition à l'usage des écoles annotée par J. Wychgram. Édition française par R. Riegel. Tome I. VI u. 73 S. Anhang 26 S. 0,80 *M.*

Nr. 12. W. Irving, The Sketch Book. Abridged Edition for Schools. With Preface and Annotations by K. Boethke and A. Lindenstead. Vol. I. XIV u. 120 S Anhang 40 S. 1,10 *M.*

Nr. 13. Onze récits tirés des Lettres de mon Moulin et Contes du Lundi par A. Daudet. Extraits accompagnés d'une introduction et des notes en français publiés à l'usage des classes par J. Wychgram. Traduction et révision par G. Dausac. VII u. 77 S. Anhang 59 S. 0,90 *M.*

Nr. 14. Molière, L'Avare. Édition à l'usage des écoles par W. Scheffler et J. Combes. Biographie et Notice par M. R. Riegel. Avec 3 Illustrations. XX u. 99 S. Anhang 41 S. 0,90 *M.*

Nr. 16. F. H. Burnett, Little Lord Fauntleroy. Abridged Edition for Schools. With Preface and Annotations by H. Reinke and J. W. Stoughton. IV u. 141 S. Anhang 12 S. 1,10 *M.*

Nr. 17. Ch. Dickens, A Christmas Carol. Being A Ghost Story of Christmas. Abridged Edition for Schools. With Preface and Annotations by O. Thiergen and J. W. Stoughton. With a Portrait. 128 S. Anhang 38 S. 1,10 *M.*

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Grillparzer und das klassische Altertum.

II.

Goethe hat in Italien seine künstlerische Wiedergeburt erlebt. Von Grillparzer kann man dies zwar nicht sagen; aber auch er ist doch nach dem „hochgelobten" Lande Italien gepilgert und hat die Größe der ewigen Stadt auf sich wirken lassen. Auch er hat sich in seiner Brust heilige Reliquien herausgetragen:

Die letzten Tröpfchen vom Wunderborn,
Der einst so reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn,
Du göttlicher Apoll!

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus!
Von deiner Majestät;
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis,
Der Maros Grab umweht (Ww. 2, S. 18).

Neue Lust zum Lernen, neue Kraft und neues Vertrauen zum Schaffen hat er sich gewonnen. Tief ergriffen, überwältigt stand er vor den Trümmern der versunkenen Größe und Herrlichkeit. Man lese die Gedichte Kolosseum (14. April 1819) und Die Ruinen des Campo vaccino in Rom (20. 4. 1819). Aus dem Tagebuch auf der Reise nach Italien (Ww. 19, S. 210—256) weise ich nur hin auf die begeisterte Schilderung seines Besuches im Studio Thorwaldsens (S. 216—218). Hier leuchtete dem Schönheit suchenden Dichter mit einem Male ein, was es heißt, bei den Alten in die Schule gehen und im Geist der Antike freischaffend gestalten, bilden, dichten.

„Hier fand ich in der Schwesterkunst verwirklicht, was mir selbst damals auf der Höhe meines Schaffens als Ideal vorschwebte". So hat der Dichter selbst sich in einem Briefe vom 10. Mai 1870 geäußert*).

*) Mitgeteilt von Julius Schwering, Franz Grillparzers hellenische Tragödien etc. Paderborn 1891, Schöningh. Vgl. S. 1.

Digitized by Google

Welche Zeit etwa Grillparzer als die Höhe seines Schaffens angesehen wissen will, mag zweifelhaft sein; zweifellos gehören die „hellenischen Tragödien“ zu den besten seiner Schöpfungen. Es sind die drei großen Dramen: Sappho, Das goldene Vlies, Des Meeres und der Liebe Wellen. Über das mittlere handeln die wissenschaftlichen Beilagen der Jahresberichte 1895 und 1896 unsers Blankenburger Gymnasiums. Ich wollte, ohne das eine auf Kosten des andern zu erheben, durch eine Vergleichung der Medea des Euripides mit der Trilogie des goldenen Vlieses zeigen, wie der antike und der moderne Dichter den tragischen Stoff gestaltet hat. Da ich Gesagtes nicht wiederholen will und Zusätze nicht zu machen habe, so kommen für diesmal nur die beiden andern in Betracht. — —

Die „Ahnfrau“ ist im Theater an der Wien zum ersten Mal am 31. Januar 1817, die „Sappho“ am 21. April 1818 im Burgtheater ebenfalls zum ersten Mal aufgeführt worden. So nahe sie zeitlich beieinander liegen, so verschieden sind sie nach Form und Gehalt. Wären beide und nur diese beiden Tragödien uns aus grauer Vorzeit unter einem Autornamen überliefert worden, so würden die philologischen Kritiker aus innern und äußern Gründen beweisen, daß zwei so heterogene Stücke unmöglich von einem Verfasser herrühren könnten. Zwar gibt es analoge Fälle. Auch Goethes Götz von Berlichingen und Iphigenie sind sehr verschieden, aber so weit als die Ahnfrau und Sappho unterscheiden sie sich nicht. Goethe hat — auch das ist ein Analogon — sechs Jahre nach dem Götz (1779) die Iphigenie in freien Rhythmen gedichtet, aber erst in Italien 1786—88, als ihm das klassische Altertum zu einem lebendigen Wort geworden war, vollendet; Grillparzer hat die Sappho ein Jahr nach der Ahnfrau in einem Zuge niedergeschrieben und endgültig ausgestaltet, und zwar vermochte er das nur darum, weil auch ihm inzwischen der Sinn für die griechische Tragödie aufgegangen war. Beide haben ihre Sturm- und Drangperiode mit der Wendung zum klassischen Ideal geschlossen.

Grillparzer sagt selbst, von seinem Besuch in Weimar erzählend, er habe so ziemlich mit Goethes Kalbe gepflügt, der sich denn auch anerkennend über Sappho äußerte. In der Tat gehört Sappho nach Stil, nach Vers und Sprache, nach mancherlei Anklängen in eine Reihe mit Iphigenie und Tasso. Mit dem Tasso ist sie auch inhaltlich verwandt: hier wie dort ein Dichtergenie, das mit dem Leben nicht zurechtkommt; beidemal le malheur d'être poète. Wie Tasso über seine Sphäre hinausgreift und eine Prinzessin zu umarmen trachtet, die ihn doch nur platonisch lieben kann: so steigt Sappho von ihrer Höhe herab und sucht an der Seite eines Mannes irdisches Glück. Beiden wird ihr Verlangen zum Verhängnis; doch findet Tasso den Felsen, auf den er sich rettet, während Sappho in den Wogen

Digitized by Google

der Leidenschaften versinkt. In immer neuen Wendungen spricht Grillparzer es aus, daß zwischen Poesie und Leben eine tiefe Kluft befestigt ist, und in den Abgrund fällt, wer eine Brücke darüber zu schlagen unternimmt. Diese Tragik hat er selbst wie kaum ein zweiter empfunden, eben darum konnte er diese Tragödie schreiben. Die Sage von Sapphos unglücklicher Liebe zu Phaon bot ihm die Handhabe. Phaon erglüht von Bewunderung und Verehrung für die sieggekrönte Dichterin; sie hebt ihn empor an ihr Herz, sie würdigt ihn ihrer Liebe, aber wie könnte er sie fassen „die Unermeßlichkeit, die auf und nieder wogt in dieser Brust“? Melitta, „das liebe Mädchen mit dem stillen Sinn“, ist ihm gemäß; mit ihrer Erscheinung erwacht in seinem Herzen die Liebe. Nun verschmäht er, was er nicht zu schätzen weiß. Und in Sapphos Seele steigen die Dämonen der Eifersucht, des gekränkten Stolzes und des Hasses auf. Sie vergißt sich so weit, den Dolch auf Melitta zu zücken, ja sie erniedrigt sich zu dem unwürdigen Unterfangen, die Nebenbuhlerin zu entfernen und heimlich nach Chios hinüberzuschicken. Ihr Anschlag wird vereitelt, sie ist vernichtet; ihr Platz kann nicht mehr sein bei den Lebendigen.

Was ist denn nun bei dem allen griechisch? Die tragische Idee ist allerdings weder griechisch noch deutsch, weder klassisch noch romantisch, sie ist eben Grillparzerisch, d. h. der Dichter hat, wie jeder Dramatiker soll, der Menschen Lust und Leid, menschliche Schicksale, menschliche Leidenschaften geschildert Warum hätte denn eine Sappho solche Tragik nicht erleben können, zumal da die Sage einen Anhalt dazu bot? Die in dem Stoffe schlummernde Tragik erkannt und erweckt zu haben, ist des Dichters Verdienst. Sollte gerade den Hellenen seine Idee so fremd erschienen sein? *Θεῖοι* sind ihnen die *ἀοιδοί* und *ἔνθεοι*, *ἀγλαόθρονοι* wie die Musen, Priester und Propheten, vates, Verwalter der göttlichen Geheimnisse; sie sind „den hohen Göttern eigen“, ihre Tischgenossen, und wohnen über den Häuptern der Sterblichen in lichten, unerreichbaren Höhen. Und wenn sie herabsteigen in die Niederungen dieses Lebens, so kann mit dem Irdischen das Verderben sich ihnen nahen. Der hochbegnadeten Dichterin, der hohen und reinen Frau mit dem liebeglühenden Herzen, Aphroditens Dienerin ist es genaht. Ungriechisch wäre diese Sappho? So sagen die Philologen und Literarhistoriker. Wissen sie denn, wer sie war und was sie erlebt hat? Sie wissen es nicht, auch Wilamowitz nicht. Er weiß wie wir alle nur, daß sie, aus vornehmem Hause von Eresos stammend, einen Mann in Mytilene geheiratet hatte, eine Weile durch die Revolutionen vertrieben war und dann an der Spitze eines weiblichen Vereins stand, der der weiblichen Göttin Aphrodite diente und den sie als Meisterin ihre Lieder lehrte. Mit welchem Erfolge, steht dahin. Horaz kennt die *Sappho puellis*

Digitized by Google

de popularibus Aeoliis fidibus querentem, in Übereinstimmung mit fr. 41 (Bergk):

Ἄτϑι, σοὶ δ'ἐμέϑεν μὲν ἀπήχϑετο
φροντίσδην, ἐπὶ δ' Ἀνδρομέδαν πότῃ

und fr. 70:

Τίς δ' ἀγροιῶτίς τοι ϑέλγει νόον,
οὐκ ἐπισταμένα τὰ βράκε' ἕλκην ἐπὶ τῶν σφύρων;

Grillparzer hat das alles auch gewußt und er läßt sie singen „von Andromedens und von Atthis' Spielen“, „vom schönen Jüngling der Liebesgöttin liebeglühnden Sang“ (*ποικιλόϑρον', ἀϑάνατ' Ἀφρόδιτα . . φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος ϑέοισιν*), „die Klage einsam hingewachter Nacht“ (*δέδυκε μὲν ἀ σελάννα*). Das Fragment (12): *ὄττινας γὰρ εὖ ϑέω, κῆνοί με μάλιστα σίννονται*, weitet er aus zu den Versen:

Ich weiß, wie Undank brennt, wie Falschheit martert,
Der Freundschaft und der — Liebe Täuschungen
Hab ich in diesem Busen schon empfunden:
Ich hab gelernt verlieren und entbehren! (I 3.)

Die beiden Verse:

. . ἀλλά τις οὐκ ἔμμι παλιγκότων
ὄργαν, ἀλλ' ἀβάκην τὰν φρέν' ἔχω

lauten in seiner Übersetzung aus Melittas Munde:

Denn, wenn auch heftig manchmal, rasch und bitter,
Doch gut ist Sappho wahrlich, lieb und gut. (II 4.)

Die Musen haben ihr Ehre gebracht:

αἴ με τιμίαν ἐπόησαν ἔργα
τὰ σφὰ δοῖσαι (fr. 10),

bei Grillparzer:

Wohl mir, ich bin so arm nicht! Seinem Reichtum
Kann gleichen Reichtum ich entgegensetzen:
Der Gegenwart mir dargebotnen Kranz,
Die Blüten der Vergangenheit und Zukunft! (I 5)

Vergl. dazu den letzten Monolog:

Erhabne, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt usw.

Also mit Zügen aus ihren eigenen Gedichten hat Grillparzer seine Sappho gezeichnet, aus ihren eigenen Liedern ist ihr Bild ihm lebendig geworden. Es ist Griechisches genug darin, und ich weiß nicht, was die wegwerfende Bemerkung von Wilamowitz soll: „Es ist noch keine zweite Sappho gekommen, und wenn sie sich emanzipieren, wird es höchstens eine Sappho der Komödie oder eine Grillparzersche werden, deren es so schon genug gibt“. (Die griechische Literatur S. 27.) Wie Wilamowitz erkennt auch Grillparzer mit Platon in ihr die zehnte Muse, also ein Überirdisches. Hat er die hohe, reine Frau darum zu einer Emanzipierten gemacht oder gar mit Schmutz beworfen, weil er sie zur idealen Trägerin des Dichterloses, zur Heldin einer Tragödie

Digitized by Google

macht? Auf ihn, der seine Heimat im Reiche der Poesie hatte, hat diese Sprache des heißen Liebesgefühls sicherlich auch wie ein Klang aus einer überirdischen Welt gewirkt. Sollte nicht er mit seinem feinen Ohr in Andacht gehorcht haben „der Offenbarung einer Weiblichkeit, die darum göttlich ist, weil sie ganz Natur ist“? Wenn einer, verstand Grillparzer sich auf Weiblichkeit: Melitta, Hero, Medea usf. Wahrlich, auch seiner Heldin gebührt des Alkaios Lobpreis:

Ἰόπλοκ' ἄγνα μελλιχόμειδε Σάπφοι,

aber daß er den folgenden Vers nicht beachtet:

ϑέλω τι ϝείπην, ἀλλά με κωλύει αἴδως,

sondern uns eine Tragödie geschaffen hat, die gleich nach Goethes Iphigenie und Tasso kommt, das wollen die Philologen *κατ' ἐξοχήν* ihm übel nehmen? Karl Goedeke, dem man doch einiges Urteil in Sachen der deutschen Literatur zutrauen wird, scheint diese abgünstige Meinung der reinen Philologen geahnt zu haben, wenn er schreibt: „Der Vorwurf, daß Sappho nicht im Charakter der antiken Welt gehalten sei, bedeutet nichts, da er darauf hinausläuft, daß der Dichter die antike Welt anders aufgefaßt habe, als diese oder jene beliebige Einbildung darüber gutheißen könne“. Aber Karl Goedeke war kein klassischer Philologe, und „Schulmeister“ können wohl nicht griechisch genug; denn wir freuen uns aufrichtig an dieser Lichtgestalt, die dem einen Irrtum:

Und l e b e n ist ja doch des Lebens höchstes Ziel!

zum Opfer fällt. Mit innigem Anteil, fürchtend und hoffend, schauen wir den Kampf des Göttlichen und Menschlichen, des Himmlischen und Irdischen in dieser Menschenbrust. Wir begreifen, daß sie nach dem Abfall von sich selbst keine Stätte mehr auf Erden hat, und bewundern es, daß sie sich selbst wiederfindet, daß sie sich wieder erhebt und das Liebespaar zu segnen die Kraft findet. „Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!“ Wenn sie zum letztenmal hervortritt, die Leier an die stummbewegte Brust gedrückt, ums Haupt den Lorbeerkranz geschlungen und den Purpurmantel um die Schultern, Verklärungsschimmer über sie gegossen: dann begrüßen wir sie als eine Überirdische in staunender Ehrfurcht und hören in tiefer Rührung ihr letztes Dank- und Bittgebet an die erhabenen, heiligen Götter.

Es war auf Erden ihre Heimat nicht.
Sie ist zurückgekehret zu den Ihren.

Aber wir müssen den Blick hinwegwenden und weiter fragen, was in dem Stücke griechisch ist. Zunächst der historische und geographische Hintergrund. Wir hören von dem Agon in Olympia, aus dem Sappho mit Phaon, der zum Kampf der Wagen gekommen war, als Siegerin heimkehrt, empfangen wie eine Königin. In freiem Gehorsam neigen sich ihr die Bürger; denn sie hat allen Wohltaten erwiesen und Segen über das Land ge-

Digitized by Google

bracht. Wir hören auch von einem Raubzug an ferner Küste, durch den Melitta entführt und dann an Sappho verkauft wird. Das griechische Meer, die fruchtbaren Inseln mit Lorbeer, Myrte und Rose breiten sich vor uns aus; ein Hauch des Südens umweht uns. Ort der Handlung: ein freier Platz vor dem Hause, ganz wie im griechischen Drama; in allen fünf Akten derselbe Schauplatz; im vierten Mondnacht, im fünften Tagesanbruch; die Handlung dauert zwei Tage. Wie die Einheit des Ortes, so ist auch die Einheit der Zeit, auf die Grillparzer Wert legte, gewahrt. Aber das sind Äußerlichkeiten, und die griechische Kleidung macht noch lange keinen Hellenen. „Nicht in der treuen Wiedergabe der hellenischen Anschauungs- und Empfindungsweise lebt der griechische Geist in Grillparzers Sappho auf, sondern in der maßvollen Schönheit und Klarheit der Form, in der mit aristotelischer Strenge gewahrten Einheit der Komposition und in der durchweg edlen, idealen Haltung der Sprache“. Also kein hitziges Fieber der Gräkomanie, sondern Verstand und Maß und Klarheit. Was stille und große Schönheit, was Form und Stil ist, das hat unser Dichter von den Griechen gelernt und so in sich aufgenommen, daß er fortan die eigene Produktion danach regeln konnte. Hier ist die sparsame und knappe Ökonomie der Alten und Goethes in der Iphigenie. Äußere Handlung hat das Stück wenig, aber innere desto mehr. Gefühl steht wider Gefühl, Leidenschaft streitet gegen Leidenschaft; die innern Vorgänge sind es, aus denen die Handlung geschaffen wird. „Darum bleibt das äußere Bühnenbild ruhig und geschlossen, wie heiß auch die Leidenschaften sieden, wie fieberhaft auch der Puls der Tragödie schlägt“.*) Von dem melodischen Fluß der Verse und von der Schönheit der Sprache mit ihrem vornehmen Bilderschmuck rede ich nicht weiter. Nur auf ein antikes Element möchte ich noch hinweisen: die schmückenden Beiwörter und Wortfügungen nach epischer oder Äschyleischer Weise, wie wahnsinnglühende Lust, reizdurchwirkte Gürtel, goldumflorte Ferne u. a.

Es sei genug. Wahrer Dichtergeist, ein Hauch hellenischen Geistes weht uns aus diesem Gedichte entgegen. Etwas Wahres liegt trotz der Hyperbel in dem Ausspruch, es sei ein göttliches Gedicht, ein singendes Griechenland. Was Grillparzer sich vorgenommen, dem Gerede von Räubern, Gespenstern und Knalleffekten in der Ahnfrau ein Ende zu machen und einen möglichst einfachen Stoff zu wählen, um sich und der Welt zu zeigen, daß er durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen imstande sei (Ww. 19, S. 71), das hat er in bewundernswertem Maße erreicht und geleistet. Die griechische Sappho sagt von sich: *μνάσεσθαί τινά φαμι καὶ ὕστερον*

*) Julius Schwering a. a. O. S. 53 u. 54.

Digitized by Google

ἄμμεων, von der Grillparzerschen gilt uns das Wort des treuen Rhammes:

Hoch an den Sternen hat sie ihren Namen
Mit diamantnen Lettern angeschrieben,
Und mit den Sternen nur wird er verlöschen. — —

Auf Sappho folgte Medea oder richtiger die Triologie „Das goldene Vlies". Und nach Vollendung dieser Trilogie war der Dichter so in das Altertum vertieft, daß er einen über den andern Stoff zu Tragödien faßte und skizzierte. Im Jahre 1819 schreibt er: „Ich trage mich immer mit dem Gedanken, ein großes dramatisches Gedicht zu schreiben, bestehend aus 5 bis 6 Tragödien. Es hieße: Die letzten Römer. Die einzelnen Teile wären: 1. Marius und Sylla. 2. Crassus und der Fechterkrieg. 3. Pompejus und Cäsar. 4. Brutus. 5. Die Triumvirn. Endlich 6. ein Nachspiel: Oktavianus Augustus. Das 1., das 2. und das 5. würde ich zuerst ausführen. Das 2. gehört streng genommen nicht in die Reihe, ich könnte mir aber nicht versagen, den herrlichen Spartakus darzustellen, besonders da das Trauerspiel, dessen Held er ist, schon seit langer Zeit (1810) in meinem Kopfe fertig und vieles davon bereits niedergeschrieben ist. Der Plan müßte freilich nach der gegenwärtigen Ansicht ganz umgeschmolzen werden, aber die Hauptsache bliebe doch". (Ww. 11, S. 39.) Auch eine Tragödie: Brutus, nämlich L. Junius Brutus mit Sextus Tarquinius und Lucretia faßte er ins Auge. Zu Marius und Sylla hat er den Plutarch und andere Schriftsteller exzerpiert. Unter andern Plänen erwähne ich noch den Hannibal (ein Dialog zwischen Hannibal und Scipio liegt vor), den Krösus, die Kassandra. Zu einem Drama „Die Glücklichen", in der Amasis die Hauptrolle haben sollte, finden sich Skizzen und Excerpte aus Herodot und Diodor (1822. 1828. 1834). „Strabon und Älian gelesen wegen Amasis". Ein Samson taucht 1829 auf. „Die letzten Könige von Juda", ein Trauerspiel in fünf Anfzügen (1819—1822) ist über das Personenverzeichnis (Herodes, Mariamne, Salome, Josephus u. a.) und einen ausführlichen Plan nebst reichlichen Auszügen aus Josephus nicht hinausgekommen (Ww. 11 u. 12). Aber ein dramatischer Stoff, von dem sich während der Arbeit am Goldenen Vlies die erste Spur zeigt (Ww. 19, S. 104 u. 167), wurde ausgearbeitet: die Tragödie von Hero und Leander, aufgeführt zum erstenmal am 3. April 1831 im Wiener Burgtheater.

Grillparzer hat den etwas pretiösen Titel gewählt: „Des Meeres und der Liebe Wellen", weil er, wie der Herausgeber seiner Werke August Sauer sagt, sich an dem Klang der griechischen Worte τὰ τοῦ ἔρωτος καὶ τῆς θαλάσσης κύματα berauscht hatte und weil er, nach seinen eigenen Worten, im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten wollte (Ww. 19, S. 167).

Antik ist die Fabel, an die Antike werden wir durch die Behandlung auf Schritt und Tritt erinnert. Hero, wie wir der Kürze halber sagen wollen, ist noch griechischer als Sappho und Medea. Im Vorhof des Tempels der Aphrodite zu Sestos unter den Säulen des Peristyls beginnt die Handlung. Hero waltet ihres Dienstes als Priesterin, die Statuen des Amor und Hymenäus bekränzend. Wem fiele nicht sofort die Anfangsszene des Ion von Euripides ein? Auch Ion ist mit seinem Dienst im Heiligtum des Apollon beschäftigt und seine ersten Worte lauten:

ἅρματα μὲν τάδε λαμπρὰ τεθρίππων·
ἥλιος ἤδη λάμπει κατὰ γῆν,
ἄστρα δὲ φεύγει πῦρ τόδ' αἰθέρος
εἰς νύχθ' ἱεράν,
Παρνησιάδες δ' ἄβατοι κορυφαὶ
καταλαμπόμεναι τὴν ἡμερίαν
ἁψῖδα βροτοῖσι δέχονται,
σμύρνης δ' ἀνύδρου καπνὸς εἰς ὀρόφους
Φοίβου πέτεται (V. 82—90, Kirchhoff).

Ebenso begrüßt Hero die aufgehende Sonne:

Wie bin ich glücklich, daß nun heut der Tag,
Und daß der Tag so schön, so still, so lieblich!
Kein Wölkchen trübt das blaue Firmament,
Und Phöbus blickt, dem hellen Meer entstiegen,
Schon über jene Zinnen segnend her.

Glücklich wie Hero, daß er dem Gott dienen kann, schmückt Ion seine Wohnung und spricht dabei:

καλόν γε τὸν πόνον, ὦ
Φοῖβε, σοὶ πρὸ δόμων λατρεύω
τιμῶν μαντεῖον ἕδραν·
κλεινὸς δ' ὁ πόνος μοι
θεοῖσιν δούλαν χέρ' ἔχειν,
οὐ θνατοῖς, ἀλλ' ἀθανάτοις·
εὐφάμους δὲ πόνους μοχθεῖν
οὐκ ἀποκάμνω (V. 128—135).

Als er dann Vögel heranflattern sieht, den Adler, den Schwan, den Storch, der am Tempelgesims ein Nest für seine Jungen bauen will, verscheucht er sie, weil er sie nicht töten mag. Dem Heiligtum dürfen sie nicht nahen,

ὡς ἀναθήματα μὴ βλάπτηται
ναοί θ' οἱ Φοίβου (V. 177 u. 178, vergl. 153—183).

Sollten diese Verse unsern Dichter nicht zu der folgenden kleinen Szene mit ihrer wundervollen, leise ins Tragische hinüberspielenden Symbolik veranlaßt haben? Heros Mutter sieht, wie ein Sklave eine brütende Taube mitsamt dem Neste bringt.

Unschuldig fromme Vögel stören sie
Und nehmen aus ihr Nest. So reißen sie
Das Kind auch von der Mutter, Herz von Herzen.

Digitized by Google

Hero nimmt gegen die Weisung des Priesters, ihres Oheims, dem Diener das Körbchen mit dem Nest ab und streichelt mitleidig die Taube. Dafür erhält sie einen Verweis; denn

Kein Vogel baut beim Tempel hier sein Nest,
Nicht girren ungestraft im Hain die Tauben;
Die Rebe kriecht um Ulmen nicht hinan,
All, was sich paart, bleibt ferne diesem Hause,
Und jene dort fügt heut sich gleichem Los.

Romantisch und nicht klassisch! wird man sagen. Allerdings. Aber dieser antike Stoff ist romantisch, und romantisch hat ihn auch Musaios in der Erzählung *τὰ καθ' Ἡρὼ καὶ Λέανδρον* behandelt. Auch in seinem Gedichte rauschen des Meeres und der Liebe Wellen. Grillparzer hat sich an dem Duft dieser „letzten Rose aus dem hinwelkenden Garten der griechischen Poesie" erfreut, er verdankt dieser Dichtung Stimmung und manche Einzelzüge. Da ist zunächst der Turm am Gestade des Meers, *ἠλίβατος πύργος*, in dem Hero mit einer einzigen Dienerin wohnt,

πύργος δ' ἀμφιδόνητος ἐμὸς δόμος οὐρανομήκης
Σηστιάδος πρὸ πόληος ὑπὲρ βαθυκύμονας ὄχθας
(V. 187—189, Dilthey)

Auf festen Mauern senkt er sich hinab,
Bis wo die See an seinen Füßen brandet,
Indes sein Haupt die Wolken Nachbar nennt.

Da ist ferner die Lampe, die mit ihrem Schein der Hoffnung und dem Verlangen des Jünglings leuchtet, der Liebe und des Glückes Leitstern. Musaios nennt sie

Ἡροῦς νυκτιγάμοιο γαμοστόλον ἀγγελιώτην,
λύχνον, ἔρωτος ἄγαλμα, τὸν ὤφελεν αἰθέριος Ζεύς
ἐννύχιον μετ' ἄεθλον ἄγειν ἐς ὁμήγυριν ἄστρων
καί μιν ἐπικλῆσαι νυμφοστόλον ἄστρον ἐρώτων.
(7—10.)

Als die Schicksalslampe ausgelöscht wird, bei Musaios durch den Sturm, bei Grillparzer durch den Priester, da erlischt das Glück der Liebenden, da kommt der Tod. — Bei beiden Dichtern beginnt die Handlung mit einem Feste der Aphrodite, deren Dienst im Tempel Hero versieht. Es ist ein Volksfest, eine *πανδήμιος ἑορτή*, zu dem die Männer und Frauen in Scharen herbeiströmen, bei dem Hero und Leander sich sehen und alsbald sich lieben lernen. Die Schilderungen beider Dichter entsprechen sich, auch darin, daß Hero zuerst ganz in ihrem Dienst aufgeht und die Bildsäulen des Hymenäus und des Amor bekränzend mit großer Sicherheit, ja fast in keckem Übermut versichert, ihre Seele werde sie nicht tauschen, sondern vor Liebespfeilen wohlbewahren, dann aber, als sie dem Leander in die Augen geschaut hat, unsicher wird und beim Rauchopfer für die beiden Götter die vor-

Digitized by Google

geschriebenen Formeln vergißt und verwechselt. Sie fürchtete, heißt es bei Musaios, den feurigen Köcher,

ἀλλ' οὐδ' ὣς ἀλέεινε πυριπνείοντας ὀιστούς (V. 41).

Bemerkenswert dürfte endlich ein Charakterzug der Hero sein, den der Dramatiker dem Epiker entlehnt hat: den Hang zur Einsamkeit.

Musaios: *ἄλλη Κύπρις ἄνασσα σαοφροσύνῃ τε καὶ αἰδοῖ.*
οὐδέ ποτ' ἀγρομένῃσι συνωμίλησε γυναιξίν,
οὐδὲ χορὸν χαρίεντα μετήλυθεν ἥλικος ἥβης,
μῶμον ἀλευομένη ζηλήμονα θηλυτεράων . . .
(33—36).

Grillparzer: So sehr mich freut, daß du den Schwarm vermeidest
Und aus der Menge nicht die Freundin wählst,
So sehr befremdet mich, ja ich beklag es,
Daß dich zu keiner unter deinesgleichen
Des Herzens Zug, ein still Bedürfnis führte . . .

Auf die Abweichungen des einen Dichters von dem andern gehen wir hier nicht ein, sie ergeben sich aus dem Zweck und dem Gattungscharakter ihrer Dichtungen. Musaios erzählte eine Liebesgeschichte mit traurigem Ausgang, Grillparzer schuf aus demselben Stoff eine Tragödie der Liebesleidenschaft. Und diese Tragödie atmet griechischen Geist in der *ἠθοποιία* und der *σύνθεσις τῶν πραγμάτων*, in der gesamten Ökonomie und Technik. Ruhig und stetig reiht sich Ereignis an Ereignis, und alle schließen sich zu einem leicht übersehbaren harmonischen Ganzen zusammen. Keine künstliche Verschlingung und überraschende Entwirrung der Fäden, einfach die Schürzung und einfach die Lösung. Gerundet und plastisch treten die Personen hervor, und über den Leidenschaften waltet das Ebenmaß eines abgeklärten Kunstverstandes. „Die Liebe soll hier allerdings innere Hindernisse gewalttätig zu besiegen haben, aber kein brausender Wasserfall: ein Bach, der durch Kiesel schäumt und gleich wieder hell wird". So hatte es sich der Dichter vorgenommen, und so hat er's vollendet. Nirgend ein auf besondere Wirkung berechneter Effekt, Schlichtheit und erhabene Einfachheit überall. Das gilt nicht zum wenigsten auch von der Sprache. „In einer Fülle von vorliegenden Bearbeitungen schritt der Dichter von geschmückter, bilderreicher Rede immer mehr und mehr vorwärts zum wahrsten und reinsten Naturlaut" (Sauer, Einl. S. 71). Kein rhetorisches Pathos, wie noch in der Sappho, stets der einfachste und bezeichnendste Ausdruck auch im Bild und im Gleichnis; an den Alten, vornehmlich an Homer und Sophokles scheint diese Sprache geschult und gebildet zu sein.

Trotz alledem, wird man mir einwerfen, ist dieses Drama, sowenig wie Sappho und Medea, ein griechisches, und diese Hero ist kein griechisches Mädchen, sowenig wie Sappho und Medea griechische Frauen sind. Wer behauptet denn das? Grillparzer

Digitized by Google

selbst strebte keineswegs nach „Griechheit"; er wollte nicht als Grieche für Griechen, sondern als Deutscher für Deutsche schreiben. Man hat also vollkommen recht, die Gestalten seiner tragischen Muse für deutsch zu halten. Fand doch Schiller auch Goethes Iphigenie erstaunlich modern und ungriechisch. Dennoch wäre eine solche Iphigenie ohne ein kongeniales Verständnis griechischer Poesie niemals gedichtet worden. Das behaupte ich ebenso von den genannten drei Grillparzerschen Stücken. Von Nachahmung kann ohnehin nicht die Rede sein, oder höchstens in dem Sinne, wie Winckelmann die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst verstanden wissen wollte.

Ich habe die hellenischen Tragödien Grillparzers nie auf der Bühne gesehen. Sie werden selten aufgeführt, weil sie Aufgaben an die Schauspieler stellen, denen diese meist nicht gewachsen sind. Man lese nur die Nachworte von Heinrich Laube. Die Aufführung der Tragödie von Hero und Leander am 3. April 1831 brachte einen ungenügenden Gesamteindruck hervor. Warum? Weil die Hero unzulänglich dargestellt wurde. Und doch war die Darstellerin eine Frau von Geist und Bildung, die volles Verständnis für diese Rolle hatte. Aber eine Eigenschaft fehlte ihr, die eine unerläßliche Eigenschaft: die sinnige Hingabe an die Sinnenwelt. Zwanzig Jahre später spielte Frau Bayer-Bürck die Hero und zwar mit vollem Erfolge. Denn sie war ganz besonders begabt „für die Grazie griechischer Frauen. Mit anspruchslosem Wohllaut brachte sie die schöne Sinnenwelt zu Worte, und doch war in dieser ihrer Sinnenwelt kein Anklang an gewöhnliche Sinnlichkeit. Man lebte und webte in griechischer Atmosphäre, welche den Genuß der schönen Welt als ein natürliches Recht darbietet". Ganz ähnlich spricht sich Hans Hopfen aus in einem Aufsatze zum 15. Januar 1871, Grillparzers 80. Geburtstage: „Die Tragödie ist eine reine Liebestragödie, und zwar der sinnlichen Liebe der Jugend. Dies wesentliche Element muß in der natürlich naiven Weise der antiken Welt seinen ungezwungenen, aber auch unverdächtigen Ausdruck gewinnen. Kein Hauch von Frivolität, aber auch kein Mangel an natürlicher Anmut darf das Gemälde stören. Hier müssen schöne Menschen sein, von einem warmen Strahl hellenischer Sonne überglänzt, glückselige Eintagsmenschen, in deren kindlichen Herzen nur eine lodernde Flamme lebt, die jeden anderen Gedanken, jede andere Sonne verzehrt und verklärt" (Streitfragen und Erinnerungen S. 57).

Also griechische Atmosphäre, hellenische Sonne — es muß doch wohl etwas dran sein, ich meine an dem Griechischen in dieser Tragödie und in den andern, die auf klassischem Boden spielen. Von dem Dichter aber war es keine Schrulle, daß er sich dem Studium der Alten zuwandte und antike Stoffe wählte;

Digitized by Google

es war ihm ein tiefes Bedürfnis seiner Natur, aus dem verworrenen Treiben einer trüben Gegenwart in die abgeklärte Vergangenheit der antiken Welt zu flüchten und am reinen Born der griechischen Poesie seine Seele zu erquicken. In einer Aufzeichnung vom Jahre 1849 (Ww. 18, S. 160 f.) gibt er uns u. a. darüber diese Auskunft: „Mein Streben war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neueren Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer soviel Beimischung von Prosa, soviel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Überzeugung der Beweis ist". Die alten Dichter meint er, die, mit Talent und Geist begabt, als die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit längst abgestreift hat. „Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare waren die Freunde meiner Einsamkeit, und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neueren Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben".

Was Thorwaldsen als Bildhauer war, das wollte Grillparzer als Dichter sein: beide verdanken ihr Bestes dem klassischen Altertum.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von **Nahida Lazarus** und **Alfred Leicht.** Mit einem Titelbild. Berlin 1906, Georg Reimer. XI u. 631 S. gr. 8. 12 *M.*

Unsere Literaturgeschichte hat eine große Anzahl von Selbstbiographien aufzuweisen, die für die Erkenntnis des werdenden und gewordenen Verfassers von großer Bedeutung sind, aber doch einer Ergänzung von anderer Seite bedürfen und oft den Verdacht der Selbstüberschätzung und Eitelkeit wachrufen. Auch Lazarus hat an eine Biographie gedacht, ist aber teils durch andere ihm schwerer auf der Seele liegenden Arbeiten und Geschäfte teils durch seine Bescheidenheit gehindert worden, selbst Hand ans Werk zu legen. Um so mehr haben diejenigen, die ihm näher standen, es als eine Pflicht empfunden, Material für eine Biographie des verehrten Mannes und Meisters zu sammeln. Lazarus ist eine mitteilsame Natur gewesen. Er hat einen Blick in das Geheimnis des Verkehrs getan und hat es in seltener Weise verstanden, in anderen Gedanken zu wecken und sie zu ihrer schöpferischen Ausgestaltung anzuregen, aber er lehrte auch seinerseits gern, nicht allein in öffentlichen Vorträgen, in denen er 'in seiner prunklosen, still begeisterten Weise' Meister war. Diese Eigenschaft hat seine frühere Schülerin, spätere Gattin wahrgenommen, um ihn zum Sprechen über seine Erlebnisse und Erfahrungen zu bringen, und hat pietätvoll alles Gehörte, oft die Nacht zum Tage machend, aufgezeichnet. Lazarus wurde wortkarg, sobald er auf sich zu reden kam, aber er hatte viel gesehn, und mit scharfem Auge, viel gehört, und mit treuem Gedächtnis, viel Freunde gehabt, und dies unter den Edelsten seines Volkes, viel Briefe geschrieben und erhalten, er lebte — anders als sein Freund, Schwager und Mitarbeiter Steinthal — in der Öffentlichkeit und in den verschiedensten Kreisen, seine Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft ist viel in Anspruch genommen und, soweit er es irgend konnte, gern gewährt worden, und so bot auch das, was er über andere erzählte, reichen, der Aufzeichnung werten Stoff. Er stellte daher seiner Biographin

Digitized by Google

'Briefe, Notizen, Dokumente, Tagebuchblätter, Zeitungen, Ausschnitte und allerlei sonstiges', zuweilen kistenweise, zur Verfügung, entschloß sich auch Lebenserinnerungen zu diktieren und lud im Jahr 1901 Prof. Dr. Alfred Leicht, der ihm schon als Student näher getreten war, in die Schweiz ein, 'um sich mit ihm über die Biographie zu besprechen'. Aus der sich in inniger Verehrung des Verstorbenen vereinigenden Arbeit ist das vorliegende Buch hervorgegangen.

Beide Verfasser waren vor allem zu ihr berufen, die Frau durch eine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit, der Mann durch gründliches Studium der Werke, von dem er einen Teil der Ergebnisse in dem 1904 erschienenen Buch 'Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie' niedergelegt hat. Frau Nahida Lazarus spricht selbst von dem feuilletonisch-literarischen Fahrwasser und dem leichten Plauderton der Erinnerungen (S. 430), demnach dürfen wir wohl die Einreihung einzelner mündlicher oder brieflicher ernster und gewichtiger Erörterungen auf Rechnung des Mitarbeiters setzen. Die beiden Tonarten harmonieren aber in dem Buch ebenso gut miteinander wie in Lazarus selbst Humor und Tiefe des Denkens. Im Sinne des Meisters haben sie seine Lebenserinnerungen angelegt und sie gruppenweise nach den Persönlichkeiten, auf die sie sich bezogen (Rückert, G. Keller, Auerbach, P. Heyse usw.), den Örtlichkeiten (Äckerleins Keller, Berliner, Wiener Erinnerungen), Interessensphären (Schillerstiftung, Herbartsdenkmal, Aus der Welt des Theaters usw.) zusammengefaßt. Seit Lessing wird die schon von Homer geübte Kunst der Schilderung einer Persönlichkeit durch den Eindruck, den sie auf andere macht, gerühmt: in gleicher Weise wird uns hier Lazarus in den verschiedensten Spiegelungen gezeigt. Ich habe ihn nicht selbst gekannt, wohl aber manche, die mit ihm verkehrt haben, und weiß, daß diese ihre Freundschaft nur ihrer Würdigen geschenkt und ehrende Worte aus voller Überzeugung gesprochen haben. Die gleichen Erfahrungen werden viele Leser machen, namentlich in Berlin, wo Lazarus zu zahlreichen Kreisen und Menschen Beziehungen gehabt hat. Nur wenige befinden sich noch am Leben, darunter P. Heyse, der ihm eine lange Reihe von Jahren am nächsten gestanden hat, aber die Namen, auch der anderen, sind überhaupt zum großen Teil, die meisten wenigstens in Berlin bekannt. Hand in Hand mit ihm gehen sie beim Lesen vor unserem Geist vorüber, selbst oft durch bis jetzt unbekannte Züge neu beleuchtet, Licht auf Lazarus werfend und von ihm empfangend. Die bunte Mannigfaltigkeit der Bilder regt immer von neuem an, aber wirkt nicht zerstreuend, da doch jedes Kapitel in Lazarus seinen Mittelpunkt hat.

So haben wir in dem Buch ein Stück Geschichte von Berlin vor uns und nicht das unrühmlichste. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an, und der Idealist hat besonders die guten

Digitized by Google

Seiten ins Auge gefaßt. Sie überwiegen daher auch in den Erinnerungen, die sonst allgemein anerkannte Schwächen von Freunden liebenswürdig vergessen oder verschleiern. Nur gegen Treitschke können sie eine gewisse Bitterkeit nicht zurückhalten, aber auch diese ist nicht persönlich gegen ihn gerichtet, sondern geht auf einen tiefen Gegensatz zwischen den Grundanschauungen beider Männer zurück. Auch Lazarus fühlte national und hat dem noch als junger Mann in der Schrift 'Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland' Ausdruck verliehen, in einer Zeit (1850), in der zu einer solchen Aussprache Mut gegenüber der Mehrzahl der deutschen Literaturwelt gehörte — als eine andere gekommen war, hat er einen Neudruck, um nicht als Streber zu erscheinen, abgelehnt —, aber sein zum Ganzen strebender Geist überflog die nationalen Grenzen, sah Beschränktheit bei solchen, die sich innerhalb derselben stolz und frei fühlten, und bedauerte den vermeintlichen Rückschritt auf dem Weg zu dem höchsten Ziel der allgemeinen Menschlichkeit. Daß sich daher Treitschke an die Spitze der antisemitischen Bewegung stellte, zwang ihm die Schrift 'Was ist national?' ab (1880), ein Manifest hoher Menschenwürde, wie sie Heyse in einem Brief nennt (S. 100). Er selbst hat seinem literarischen Testamentsvollstrecker mitgeteilt, daß später seine Biographie auch noch vom jüdischen Standpunkte aus zu veröffentlichen sei (S. IV); in diesem Buch wird daher der führenden Stellung, die er innerhalb des Judentums einnahm, nur gelegentlich gedacht, und so mag sich auch unsere Anzeige mit diesem Hinweis auf den in der Tiefe der Natur beider Männer begründeten Widerstreit begnügen. Dagegen hat Lazarus die patriotische Wirksamkeit G. Freytags zu entschiedener Einseitigkeit verführt. Er schwieg, wenn er über ihn befragt wurde, und rühmte nur seine Idealisierung nicht des Geburts-, sondern des Arbeitsadels, seine Biographie aber teilt uns mit, daß er ihn doch nur für ein Kind des Glücks hielt, was nicht zutrifft, und nur als Dramatiker anerkannte, 'wie er sobald nicht wiederkommen wird, der realistisch war und doch edel blieb'. 'Soll und Haben' und 'Die verlorene Handschrift' werden ohne Nennung mit der Bemerkung über den Arbeitsadel abgetan, über die 'deutschtümelnden Ahnenromane' wird auf Literaturgeschichte und Lexika verwiesen. Wir danken den Verfassern, daß sie die Ansichten und Urteile Lazarus' in ihrer Unmittelbarkeit wiedergegeben haben; er dachte überall selbständig, oft überraschend richtig, immer aber wird auch er selbst auf allseitige Beistimmung nicht gerechnet haben.

Es ist bekannt, daß er sich gern einen Herbartianer genannt hat; er ist dem Gründer der wissenschaftlichen Psychologie einerseits in dem Forschen nach dem Gesetz des geistigen Lebens gefolgt, obwohl er die Anwendung der Mathematik auf die Psychologie und den seinem System zugrunde liegenden so-

Digitized by Google

genannten Realismus bekämpfte, und hat sie auf die gesamte Menschheit ausgedehnt, andrerseits hat er die Verbindung der sittlichen Erziehung mit dem Unterricht in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und bei der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg die Festrede gehalten. Pädagogische Briefe hat Professor Leicht aus seinem Nachlaß herausgegeben (1903), daher ist diese Tätigkeit in den Erinnerungen weniger zu Wort gekommen, als sie es eigentlich verdiente und es die Vollständigkeit des Bildes verlangt hätte. Einzelne höchst beachtenswerte Bemerkungen haben aber doch Aufnahme gefunden, so die über zu früh beginnenden Unterricht, „daß, wenn die Menschen zu früh mit den Buchstaben verkehren, statt mit den Dingen selbst, sich eine gewisse Maschinenmäßigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Gefühl einstellt. Der Buchstabe darf erst Einfluß üben, wenn die Dinge bereits angefangen, in Herz und Seele hineinzuwachsen“ (S. 224), oder die über Jugendschriften, namentlich über die „läppischen diminutiven Abklatsche der Romane für Erwachsene“ und ihre erst jetzt zur Anerkennung gelangte Verpflichtung, den Schönheitssinn des Kindes zu wecken und zu befestigen. 'Von dem Schönen im höheren Sinne sieht das Kind im gewöhnlichen Leben selten etwas, die Mittel der Erziehung müssen es ihm bieten' (S. 299). De educatione aesthetica hatte Lazarus schon seine Doktordissertation geschrieben. Stoff zum Nachdenken wird auch dem Schulmann der S. 287 ff. abgedruckte Brief O. Gildemeisters, des Meisters in der Übersetzungskunst, über das Übersetzen im Unterricht bieten.

Ob unter den Kollegen an den Gymnasien der idealistische Vertreter der spekulativen Philosophie und seine philosophische Lebensanschauung neue Anhänger gewinnen wird? Zeit für ihr Studium ist ja durch den vielfach ausgeübten Druck auf das sogenannte Spezialistentum bei Lehrern und Schülern freigemacht, und das „Leben der Seele“ enthält auch für den Beruf unmittelbar fruchtbare Anregung und Belehrung. Den altmodischen Philologen zum Trost schließe ich mit einer Anerkennung des Franzosen Michel Breal, eines Mitglieds der Académie des Inscriptions et Belles Lettres und Generalinspektors des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. Er hat über die resignierte Selbstbescheidung des Deutschen sich mit folgenden Worten gegen Lazarus ausgesprochen (S. 268):

„Da bekomme ich neulich ein dickes Buch von einem deutschen Gymnasiallehrer aus Gumbinnen oder Meseritz oder dergleichen, eine außerordentlich wertvolle Forschung: „Zur Geschichte der lateinischen Sprache“. Wenn in Lyon oder Montpellier ein Franzose derartiges zustande gebracht hätte, dann wäre es doch selbstverständlich für ihn und alle Franzosen, die davon erfahren, daß er nach Paris kommt und früher oder später Mitglied der Akademie wird. Der deutsche Gymnasiallehrer aber

Digitized by Google

ist schon zufrieden, wenn er nur sein dickes Buch vor sich sieht, und wird vermutlich bis an sein seliges Lebensende in Meseritz oder Gumbinnen sitzen bleiben!“

Meißen. Hermann Peter.

Hans von Schubert, Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Überblick. Erste und zweite Auflage. Tübingen und Leipzig 1904, Mohr. VIII u. 304 S. 8. geb. 5 *M*.

Es ist eigentlich überflüssig auf ein Werk hinzuweisen, das in so kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt hat und dessen dritte unmittelbar bevorsteht. Für den Theologen und Religionslehrer in unseren Kreisen soll auch deshalb dies Wort nicht geschrieben sein; sie haben, wie der Erfolg beweist, das Buch gefunden und gewürdigt. Es ist vielmehr an die Laien unter uns gedacht, die von dem erwachenden Interesse für religiöse Fragen ergriffen nach Klärung und sicherer Führung suchen. Freilich ist es ein Buch, bei dem sie nachdenken müssen und dessen Lektüre einige Arbeit verlangt; aber welcher ernsthafte Mensch will sich in so wichtigen Dingen nur von Romanen leiten lassen und sucht nicht lieber nach einem festen brauchbaren Stabe, als daß er sich auf einen Mohnstengel stützt, dessen schillernde Blume den morgenden Tag nicht überdauert. Und gerade auf solche Leser hofft der Verfasser besonders. Denn wenn er sein Buch, das aus Vorlesungen für Angehörige aller Fakultäten herausgewachsen ist, auch zunächst für Theologen veröffentlicht hat, um ihnen eine knappe, nur auf das Wesentliche gerichtete Zusammenfassung des ganzen kirchengeschichtlichen Stoffes zu bieten, so spricht er doch in seinem Vorwort die Hoffnung aus, daß zu den Lesern auch solche gebildete Laien gehören werden, die sich nicht berufsmäßig mit dem zum Teil spröden Stoff beschäftigen müssen, aber sich in Kürze vergegenwärtigen wollen, wie sich der Entwickelungsgang der Kirche, die Geschichte des Evangeliums einem Vertreter der Wissenschaft nach dem heutigen Stande der Forschung darstellt.

Und ihnen allen können die „Grundzüge“ nicht warm genug empfohlen werden. Wer v. Schuberts eminente Fähigkeit, sich über die Fülle von Detail auf die Höhe großer Anschauungen zu erheben, aus früheren Schriften kennt — es sei hier nur an zwei kleinere unter ihnen: „Aussichten und Aufgaben der evangel. Mission“ (1900) und „Die heutigen Auffassungen und Behandlungen der Kirchengeschichte“ (1902) neben seiner umfassenden Kirchengeschichte (1902) erinnert —, der weiß, was er auch in den „Grundzügen“ finden wird: eine ausgezeichnet übersichtliche Gliederung des ganzen Stoffes, eine klare Herausarbeitung großer Linien, eine feste und sichere Orientierung nach unverrückbaren Ausgangspunkten, eine beneidenswerte Beherrschung nicht nur der eigenen Fachwissenschaft, der Kirchen- und Profangeschichte, sondern auch der Philo-

sophie und der Grenzgebiete wie Jurisprudenz, Kunst und schönen Literatur, das alles in einer frischen, kernigen, allen Phrasen abholden Sprache. So wird die Darstellung wiederholt zum lebendigen Spiegelbilde einer ganzen Zeitperiode, ja, da doch die Religion wie die Geschichte der christlichen Kirche durch alle feinen Fasern mit der sonstigen Geistesentwickelung zusammenhängt, zu einer Geschichte des Geisteslebens überhaupt.

Ein kurzer Überblick über die eigenartige Gliederung des Buches mag hier folgen. Im I. Abschnitt werden zunächst die „Voraussetzungen" für die Entwickelung des Christentums dargelegt, sein Verhältnis zum allumfassenden Römischen Reiche und zu den bestehenden Religionen, von denen sich wenigstens die heidnischen durchaus nicht lediglich in einer Zersetzung befanden. Überall werden die dem Christentum konvergierenden und devergierenden Linien nachgewiesen. Es folgt in II die Darstellung des „Urchristentums", in dessen Zentrum die mit warmem Herzen beschriebene Gestalt des Herrn steht, und führt bis Paulus und Johannes. III handelt in interessanter Weise von der „Bildung der katholischen Kirche", die Verf. nicht als Nachfolgerin der „apostolischen Kirche" behandelt (die es überhaupt nicht gegeben habe), sondern die die erste Form ist, in der die christliche Gemeinde sich überhaupt organisiert hat, wenigstens auf heidenchristlichem Boden, und in der es dem Christentum überhaupt erst möglich wird festen Fuß in der Welt zu fassen. Diese Kirche wird dann in ihrem Bildungsprozeß über die Kämpfe mit dem heidnischen Intellektualismus und Moralismus und über die Entstehung des Episkopats, der Glaubensregel und des Kanons hinüber bis zur Entwickelung der Hierarchie begleitet. Hieran schließt sich in IV das Verhältnis der jetzt „zum Staat im Staat" gewordenen Kirche zum politischen römischen Staat. Zwischen beiden beginnt, der gewöhnlichen Auffassung entgegen, der Hauptkampf erst um 250, der mit dem Siege der Staatskirche schließt. Wie sich während dieser Zeit das innere Leben in drei Linien entwickelt, an deren Ende das Dogma, das Mönchstum und die Messe stehen, wird in den folgenden Abschnitten dargelegt (V—VII).

Nachdem dann in VIII, „Das veränderte Weltbild. Byzanz und das Abendland", ein großer historischer Überblick uns zeigt, wie das christliche Mittelalter nur die Fortsetzung der christlichen Antike ist, weist der Verf. einerseits die allmähliche Erstarrung der byzantinischen Kirche auf und ihre völlige Haltlosigkeit dem Ansturm des Islam gegenüber, während in derselben Zeit im Abendlande die neu entstehende „germanisch-romanische Völkerfamilie" zur katholischen Christenheit zusammenschmilzt. Wie es aber gekommen ist, daß die Form der abendländischen Kirche des Mittelalters die römisch-katholische wurde, und wie das Papsttum entstand, das lehrt in IX ein großartiger Über-

Digitized by Google

blick, der auch für die unmittelbare Gegenwart voll von Reiz ist. Und dann tritt die andere Wendung der abendländischen Kirche ein: sie wird unter dem Einsturm der deutschen Völker germanisiert, es entstehen die katholischen germanischen Landeskirchen, deren innere Zwiespältigkeit ihrer Natur nach mit ihnen selbst geboren wird (X). Es erhebt sich das gewaltige Ringen zwischen Imperium und Sacerdotium von Karl dem Großen an bis zu Innozenz III., aber „nicht nur das Kaisertum, auch das Papsttum ist über dem Kampfe zugrunde gegangen, moralisch und politisch; der Besiegte zog den Sieger nach, sich in sein Grab“ (XI). Inzwischen regelt die Kirche auch das ganze geistige Leben der neuen Völker: Dogma, Kultus und mönchische Askese werden ihnen von der alten Kirche einfach überreicht, um sich an ihnen zu bilden (XII). Dann aber folgt die „Zersetzung der römisch-katholischen Kirche“ in der päpstlichen Mißwirtschaft und „das Erwachen einer neuen Zeit“ in dem Aufwärtsstreben der Laienwelt und dem Beginn der Rückkehr zur alten ursprünglichen Form des apostolischen Lebens im Mönchtum, sowie „das Ende der abendländischen Kircheneinheit und die Bildung der Konfessionskirche durch Reformation und Gegenreformation“ (XIV), einer der glänzendst geschriebenen Abschnitte des Buches.

Von nun an wird, wie der Verf. sagt, die Geschichte des Christentums sehr einfach, sofern es sich um den im Tridentinum abgeschlossenen jesuitisch-römischen Katholizismus handelt, bei dem von Entwickelung nicht mehr die Rede ist, sondern nur die Frage sich erhebt, ob der Organismus stärker und schwächer atmet, ob Fremdkörper beseitigt und noch vorhandene Lücken ausgefüllt werden. Dagegen wird die Geschichte des viel und immer mehr gespaltenen Protestantismus, der, engverwoben mit der ganzen Ideengeschichte der Neuzeit, den Rahmen und Namen einer Kirche sprengt, ein überaus mannigfaltiger Prozeß. Ihm sind die beiden folgenden Abschnitte gewidmet. In XV begleitet der Verf. „den Siegeslauf des protestantischen Subjektivismus“ durch England, Holland, Frankreich und Deutschland, das Einströmen des niederländisch-englischen Pietismus und seine Entwicklung in Deutschland, besonders in dem mehr und mehr die Führung ergreifenden Preußen, den Generalangriff der Aufklärung auf das Christentum und die verhängnisvolle Bedeutung der französischen Revolution.

Mit immer steigender Spannung liest man dann endlich das Schlußkapitel XVI, das „die religiöse und kirchliche Regeneration und das Ringen der Gegensätze in der neuesten Zeit“ behandelt. Auch hier, wo doch die Schwierigkeit, die Grundzüge aufzudecken, wächst, weiß der Verf. die durchgehenden Linien zu finden und dem Leser zur Übersicht und Klarheit zu verhelfen. Mit Recht weist er daraufhin, daß

Digitized by Google

man den Fortschritt des Ganzen schildern könne, wenn man den Blick wesentlich auf Deutschland gerichtet halte, und läßt dessen Entwicklung für die Periodisierung dieses Zeitabschnitts maßgebend sein. Vorsichtig wägt er den Einfluß der napoleonischen Zeit auf die Wiedererweckung der Religion ab, betont in interessanter Weise, wie die Kirche nunmehr wieder zu einer Frontstellung gezwungen war, die sie seit Theodosius verlassen hatte und der deshalb die Bekenntnisse der Reformationszeit keine Rechnung tragen konnten, und wie nun durch eine neue Sicherung der Prinzipien wieder zu einer wissenschaftlichen Begründung des Christentums zu gelangen war, ein Dienst, den die klassische deutsche Philosophie und Dichtung geleistet hat. Wir lernen den Neubau der Theologie durch Schleiermacher kennen, danach die Erstarkung des Katholizismus, demgegenüber die wachsende Spaltung innerhalb des Protestantismus, die große Verschärfung der Gegensätze steht, so daß der Eindruck der kritischen Zeit mehr und mehr wächst. Aber der Verf. weiß uns diesen beklemmenden Eindrücken zu entreißen, indem er bei allem Trennenden doch auch schon Zeichen des Ausgleichs erkennt. Und wenn er zum Schluß unsern Blick auf das Ganze richtet und die großartige Missionsbewegung des letzten Jahrhunderts schildert, dann erfüllt er auch uns mit der Zuversicht auf Leben und Kraft des Christentums und entläßt uns mit der hoffnungsvollen Ahnung, daß einmal eine Zeit kommen wird, „da alle Völker Seine Stimme hören“.

Es ist unmöglich, in dieser Skizze den Reichtum der Gedanken auch nur anzudeuten: bei der Prägnanz der Darstellung sind es oft nur einzelne Sätze und Ausdrücke, die Persönlichkeiten und Tatsachen in interessantester Weise beleuchten oder Urteile fällen, die den Leser zum weiteren Verfolgen der Gedanken anregen, so daß er wirklich bereichert die Lektüre des Buches beenden wird. Für den Verf. aber dürfte das jedenfalls der schönste Lohn für seine Arbeit sein, wenn er nicht nur das Interesse vieler gebildeten Laien für die großen religiösen Fragen der Zeit fördern, sondern sie dazu antreiben könnte, selbst nunmehr weiter zur Quelle des Christentums vorzudringen und ernsthaft aus ihr zu schöpfen.

Groß-Lichterfelde b. Berlin. J. Waßner.

---

1) **O. Langer, Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze, für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten sowie Bürgerschulen und für den Privatunterricht. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig 1906, F. Tempsky und G. Freytag. 162 S. gr. 8. geb. 2,00 *M* (2 *K* 40 *h*).**

Der Verfasser ist seiner Zeit für die auch sonst verbreitete und in meinen Übungsstücken zur deutschen Rechtschreibung

Digitized by Google

(3. Aufl. Berlin 1903, Weidmann) ebenfalls befolgte Ansicht eingetreten, daß zusammenhängende Diktierstoffe von Vorteil für den Schüler seien. Aber die Rücksicht auf die Instruktionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich hat ihn schon in der vorigen Auflage Einzelsätze beifügen lassen, die diesmal noch vermehrt sind. Er hält sie auch für wohlgeeignet zur Vorbereitung zusammenhängender Diktate und denkt sich außerdem kurze Diktate aus ihnen zusammengesetzt, wie sie bei knapp zugeteilter Zeit oder in voll besetzten Klassen seines Erachtens willkommen sind. Daher sehen wir auch die Einzelsätze nach gewissen Gesichtspunkten geordnet, die zum Teil freilich erst herausgefunden sein wollen. Die zweite Neuerung des Buches besteht in der Einfügung von vielen Nummern mit Weglassung derjenigen Lautzeichen, die der Schüler aus eigener Kenntnis in die Lücken einsetzen soll. Der Verf. meint es damit zum Selbststudium passend gemacht zu haben, so daß es dem Schüler für Rechtschreibübungen in die Hand gelegt werden könne. Diesen Stücken zuliebe ist die am Schlusse stehende „Anleitung zur richtigen Schreibung und Zeichensetzung“ durch weitere Wortbeispiele ergänzt worden und so zu dem fast erschreckenden Umfang von 30 eng gedruckten Seiten mit 48 Paragraphen angewachsen.

Bei zulässigen Doppelschreibungen hat sich der Verfasser an Otto Sarrazins „Wörterbuch für eine deutsche Einheitsschreibung“ angeschlossen, dem die Verfügung des Preußischen Staatsministeriums vom 16. 6. 1903 zugrunde liegt. Er will damit an seinem Teile eine Einheitsschreibung herbeiführen helfen und zugleich die Verwendbarkeit des Buches im Deutschen Reiche steigern. Ich habe meine Zweifel darüber, ob es wohlgetan ist, einerseits zuzugeben, daß „bei den amtlichen Verhandlungen zur Feststellung einer einheitlichen Schreibung, an denen Vertreter der deutschen Bundesstaaten und Österreichs teilgenommen haben, es nicht gelingen konnte, für jedes Wort nur eine Schreibweise zu erlangen“, an einer solchen Forderung vielmehr „bei den weit auseinander gehenden Anschauungen der Sachverständigen die jetzt glücklich erreichte Einigung“ sicherlich „gescheitert sein“ würde, und andererseits nun doch „für jedes Wort nur eine Schreibart“ haben zu wollen. Während die Bequemen am wenigsten gern von der ihnen gewohnten Schreibweise lassen werden, scheint es vielleicht auch nicht folgerecht, was eine „deutsche“ Rechtschreibung überhaupt allein ermöglicht hat, daß man nämlich einander Zugeständnisse machte, nachträglich wieder zu annullieren. Ganz anders liegt die Sache, wenn für einen einzelnen der vielen beteiligten Staaten, z. B. den preußischen, auf Ministerialbeschluß eine auch den Schulen empfohlene Rechtschreibung insofern angeordnet ist, als die betreffenden Kanzleien sich an sie zu halten haben. Und doch werden auch

Digitized by Google

in ihr immer noch manche Doppelschreibungen zugelassen. Da indessen das Langersche Buch nichts bietet, was nicht in allen Gegenden Deutschlands wenigstens hingenommen werden könnte, so wird es bei seiner Reichhaltigkeit — es umfaßt im ganzen 350, mehrfach auf genannte Verfasser zurückgehende und inhaltlich interessierende, Stücke — an vielen Stellen Anklang finden. Eine besondere Übung verlegt es darein, daß der Schüler in dem den Fremdwörtern gewidmeten Kapitel die entsprechenden Verdeutschungen oder althergebrachten deutschen Wörter gebrauchen soll, die ihm die Fußnoten, kann er sie nicht selber finden, verraten. Das ergibt nun freilich ein auf vollen 20 Seiten sich darstellendes buntes Gewimmel, und man kann sich dabei des Eindrucks kaum ganz erwehren, daß jüngere Schüler sich mancher der fremden Ausdrücke an sich schwerlich überhaupt bedienen, nun aber auch ihnen sich vielleicht beim Essen der nicht eben willkommen zu heißende Appetit regt.

Das Buch zeigt die der bekannten Verlagshandlung eigene treffliche Ausstattung; nur fürchte ich, daß für den Lesenden die Zeilen zu lang oder doch angesichts dessen ihr Spatium nicht weit genug ist. Im ganzen gewährt der zwischen Fraktur und Antiqua wechselnde Druck ein erfreuliches Bild.

2) **Wilhelm Bangert, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in der Vorschule auf phonetischer Grundlage.** Dritte, veränderte Auflage. Frankfurt a. M. 1905, Moritz Diesterweg. VII u. 111 S. 8. geb. 0,80 *M*, geb. 1 *M*. Nebst einem **Begleitwort** des Verfassers. Ebenda. 20 S. 8. geh. 0,30 *M*.

Die nach der Meinung des Verfassers immer mehr um sich greifende Anschauung, daß der deutsche Unterricht in den ersten Schuljahren auf phonetischer Grundlage aufzubauen sei, ist seines Bedünkens den früheren Auflagen seines „Sprachstoffs für den Unterricht im Sprechen und in der Rechtschreibung sowie für den grammatischen Anschauungsunterricht auf phonetischer Grundlage“ zugute gekommen. Da er aber an der Hand desselben den Unterricht noch praktischer gestalten möchte, so hat er eine Anzahl nicht zu langer Wortreihen dem Schüler vorzuführen für angemessen erachtet und daraufhin eine Umgestaltung des Buches eintreten lassen. Die für den Lehrer berechneten „phonetischen Bemerkungen“ sind in das „Begleitwort“ verwiesen und vorzugsweise dem Lesebuche entlehnte Diktatstoffe neu aufgenommen worden. Bei der Ausarbeitung des Büchleins in seiner jetzigen Form hat von sachkundiger Seite gewährte Unterstützung den Verfasser die Überzeugung gewinnen lassen, daß es sich schnell einbürgern werde. Es ist dem zweiten und dem dritten Schuljahre gewidmet. Jenem ist die Einübung der Vokale und Konsonanten mit beigefügten kleinen Diktaten zugewiesen, diesem in gleicher Weise zusammenfassende Belehrungen über die Rechtschreibung, Grammatik, Wortbildung und Wortbedeutung (Wort-

Digitized by Google

familien). Beachtenswert erscheinen mir die die Bildlichkeit der Rede behandelnden Paragraphen, denen sich kleine Stilübungen (wortgetreue und sinngetreue Rede, Änderung der Wortstellung in den mit adverbialen Bestimmungen versehenen Sätzen sowie des Ausdrucks, Erzählungen und Briefchen) anschließen. Auch die „Schülergespräche" über mancherlei, was sich dem Auge der Jugend tagtäglich darbietet, dürfen nicht übersehen werden, noch auch das Notizen gebende Schlußstück über die „Arbeitsteilung" (Lebensbedürfnisse des Menschen, Rohstoffe und ihre Verarbeitung, Warenaustausch, menschliche Vereinigungen), das Zeugnis von der pädagogischen Einsicht des Verfassers ablegt.

Es gewährt Vergnügen, das kleine Buch durchzugehen, zumal da es offenbar praktisch erprobt ist. Ob freilich der Schüler die 40 mit einfachem a zu schreibenden Wörter in der 11 Verse umfassenden Regel § 87 sich leicht wird einprägen können, ist mir zweifelhaft. Ich habe früher selbst dergleichen Kunststücke in Sexta und Quinta gemacht, habe sie schließlich aber als ziemlich brotlos wieder fallen lassen, obgleich meine Verse vielleicht noch etwas besser waren als die des Verfassers. Die dem einfachen e geltende Dichtung in § 91 stellt wenigstens an das Gedächtnis des Schülers keine so hohen Ansprüche.

Besonders wichtig für den Lehrer ist die Durcharbeitung des Begleitwortes, wie ohne Zweifel jedem, den es angeht, zu empfehlen ist, Einblick auch in Bangerts „Fibel für den ersten Sprech-, Lese- und Schreibunterricht nach den Grundsätzen der Phonetik" zu nehmen, ein Buch, das nebst der in zweiter Auflage von ihm herausgegebenen Karl Heßschen „Anleitung" zu seiner Benutzung im gleichen Verlage erschienen ist. Aus einer gründlichen Betrachtung der aufeinander zu beziehenden Lehrbücher soll sich dem Unterrichtenden die dem Verfasser vorschwebende Gliederung des deutschen Unterrichtes in den ersten Schuljahren ergeben, vor allem, „daß das gesprochene Wort, nicht die starre Reihe der Buchstaben der Ausgangspunkt der sprachlichen Unterweisung sein muß, daß der deutsche Anfangsunterricht vor allem auch ein Sprechunterricht ist". Die Unterweisung in der Rechtschreibung ist Bangert eine Lautbezeichnungslehre. Er greift dabei die Unterrichtspraxis gerade wieder der letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts an, die „sich nach wie vor an die schwarzen Striche, die Lautzeichen hielt und die Sprache mehr durch das Auge als durch das Ohr lehrte". Daß man „zu viel schrieb und zu wenig sprach", mag richtig sein; daß aber „das Wenige schlecht" gesprochen wurde, kann so allgemein denn doch wohl nicht behauptet werden, und bezüglich der Anklage, man habe einen orthographischen Fehler dick angekreidet, aber einen Sprechfehler überhört oder ihn gar selbst gemacht, mögen sich die Kollegen

Digitized by Google

des Verfassers mit diesem auseinandersetzen. Daß die Lautphysiologie gerade für den Anfangsunterricht zu beachten ist, liegt auf der Hand; daher wird es auch willkommen geheißen werden, daß der Verfasser anmerkungsweise auf größere und kleinere Schriften zur Phonetik, wie auch zugleich auf die heute vereinbarte Bühnenaussprache hinweist. Wenn sich aber Laut und Zeichen vielfach nicht decken; wenn die Regel: „Bezeichne jeden Laut durch das eine ihm zukommende Zeichen und verwende nicht für verschiedene Laute denselben Buchstaben" noch immer ein frommer Wunsch ist; wenn man in der Schrift wider und wieder, gib und ergiebig, Lid und Lied, das und daß nebeneinander hat (ganz abgesehen davon, ob schon der, übrigens zu der Aussprache gĭb nicht zu zwingende, Knabe von mhd. lit = Deckel etwas weiß und wissen kann oder soll); wenn der Schüler Herde, Kamel, nicht Heerde und „tunlichst" auch nicht Kameel, Los, nicht Loos, bar, nicht baar, Gebaren, nicht Gebahren, Hund, nicht Hunt, Tag, nicht Tak oder Tach, legt, nicht lecht, Wände, nicht Wende, Main, nicht Mein schreiben muß: so ist mir nicht klar, wie die z. B. von Keller-Neidhardt (Lese- und Sprachheft in Schreibschrift, Leipzig 1904, S. 5f.) aufgestellte Behauptung: „Für die Einübung der Rechtschreibung ist das Schriftbild dem Klangbild eines Wortes um das zwei- bis dreifache überlegen, das Gesicht hat am Rechtschreiben weit größeren Anteil als das Gehör", zumal da es sich bei ihm auch „um Schreibbewegungen handelt" und z. B. „Taubstumme, die niemals gehört haben, ziemlich sicher orthographisch schreiben", so kurzer Hand abgetan werden darf, wie es nach dem Bangertschen Gutachten geschehen müßte. Rechtschreibregeln sind natürlich nicht zu umgehen und helfen obendrein die grammatische Einsicht des Kindes fördern. Aber es gibt zu denken, wenn Männer der Praxis, wie die erwähnten Leipziger Schuldirektoren, erst bei Kindern reiferen Alters die für sachgemäße Benutzung der Regeln notwendige Urteilsfähigkeit voraussetzen und deshalb das Regelwerk nach den oberen Klassen verweisen, wo die allüberall vorkommenden Ausnahmen weniger Verwirrung in den Köpfen anrichten als auf früheren Stufen, auf denen die Gewinnung von Regeln für die Erlangung orthographischer Fertigkeit ihnen direkt keinen Wert zu haben scheint (ebenda S. 10). Nun hat sich ja auch Bangert nach dem Eindrucke, den ich von den betreffenden Partien seines Leitfadens habe, angelegen sein lassen, daß der Gefahr vorgebeugt werde, „den Gang des orthographischen Unterrichts nach äußeren, rein stofflichen Gesichtspunkten und nicht in Rücksicht auf das Kind zu bestimmen". Immerhin möchte ich meine kurze Besprechung seines Buches mit einem Worte Berthold Ottos (Mütterfibel, Leipzig 1903, S. 126f.) schließen. Dieser sagt: „Kinder, die viel lesen, lernen die Rechtschreibung etwa im zwölften Lebensjahre, mitunter etwas

Digitized by Google

später, mitunter auch viel früher, ohne jeden Unterricht. Das steht für mich aus zahlreichen Erfahrungen zweifellos fest. Und ebenso zweifellos fest steht die Tatsache, daß die meisten Menschen, die also in ihrer Jugend nicht viel mit Interesse gelesen haben, trotz des besten Rechtschreibungsunterrichts niemals ‚richtig schreiben' lernen. Das kann man schon aus den Firmenschildern jeder Großstadt ersehen. Die besten Unterrichtsergebnisse soll man nicht durch Diktat, sondern durch Abschreiben nach Schreibschrift erzielt haben. Darüber, wie lange diese Ergebnisse nach der Schulentlassung vorhalten, liegen schwerlich ausreichende Beobachtungen vor". Gerade dies jedoch ist offenbar für die Erledigung der Streitfrage ein wichtiger Gesichtspunkt; denn der gemeine Mann liest wohl mancherlei, und zwar, z. B. auch in seinen Zeitungen, meist richtig Gedrucktes; aber es ist lange her, daß er, wie einst in der Schule, richtig hat sprechen hören. Richtig Geschriebenes freilich kommt ihm auch nur noch selten zu Gesicht, geschweige, daß er es abzuschreiben veranlaßt wäre. So stehen wir denn hier vor einer noch nicht spruchreifen Sache.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

C. Mutzbauer, Grundriß für den Unterricht in der deutschen Literatur in den oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbststudium. München 1906, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. VIII u. 146 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

Der Verfasser dieses Büchleins hat nach dem Vorworte die Aufgabe zu lösen versucht, über die Bestimmungen der Neuen Lehrpläne von 1901 hinaus die Entwicklung der deutschen Literatur insbesondere vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit darzustellen. Ihn hat hierbei der meines Erachtens durchaus richtige Gedanke geleitet, daß nur auf diese Weise unsere Primaner den richtigen Standpunkt für die Bearbeitung der Werke der neuesten Prosaschriftsteller und Dichter gewinnen können, die im großen Publikum vielfach überschätzt werden. Er hätte hinzufügen können, daß es wichtig ist, die Jugend darauf hinzuweisen, daß die Grundlagen, auf denen die neuesten Literaturgrößen stehen, nicht etwas Neues, eben erst ans Licht Getretenes sind, sondern daß sie uralte Faktoren des geistigen Schaffens sind, die sich immer von Zeit zu Zeit mit früher geltenden abgelöst haben, ja daß sogar in und während der Entwicklung einzelner Schriftsteller die Grundsätze des Schaffens mit den Lebensabschnitten sich ändern. Zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern hat ein Übermaß des Gefühlslebens eine Reaktion hervorgerufen und eine Wendung zum Realismus, ja sogar zum Naturalismus bewirkt, und daß in der deutschen Literatur sich derselbe Wechsel beobachten läßt, muß den Lernenden zu Gemüte geführt werden, um

Digitized by Google

sie vor der Überschätzung dieser oder jener einseitigen Richtung zu bewahren. — Der Verfasser empfiehlt seinen „Versuch", der unmittelbar aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen sei, der wohlwollenden Prüfung der Fachgenossen und hebt zum Schluß der Vorrede als das hauptsächlichste Verdienst, das seine Arbeit in Anspruch nehmen dürfe, den Umstand hervor, daß er die Ergebnisse der literarischen Forschung so geordnet habe, daß sie „in lebendigem Zusammenhang unter sich und mit der politischen Geschichte und Kulturentwicklung des deutschen Volkes" erschienen. Ich kann in dieser Art der Darstellung nicht ein besonderes Verdienst sehen, da ich das Gegenteil für eine Vernachlässigung der Pflicht halten müßte. Wenigstens kenne ich kein Handbuch der Literaturgeschichte, das nicht auf diesen Zusammenhang, den G. Bernhardy mit dem Namen „innere Geschichte der Literatur" bezeichnet hat, die gebührende Rücksicht nähme. Gleich an dieser Stelle mag anerkannt werden, daß die Darstellung dieses Zusammenhanges in dem vorliegenden Buche durchgehends gelungen ist, was freilich zum Teil auf eine ausgiebige Berücksichtigung der einschlagenden Literatur zurückzuführen sein dürfte.

Die „äußere Geschichte der Literatur", um diesen Terminus Bernhardys beizubehalten, also die Lebensgeschichte und die Werke der einzelnen Schriftsteller behandelt Mutzbauer so, daß er jene verhältnismäßig kurz nach den Hauptpunkten abfertigt und diese nach ihrem Inhalte kurz zu charakterisieren sucht, nicht aber sich mit der einfachen Anführung der Titel begnügt. Beides halte ich für angemessen, ersteres wegen der Kürze der verfügbaren Zeit, letzteres wegen der Möglichkeit, das Gedächtnis dadurch zu unterstützen und die Neigung zum Lesen der angeführten Werke anzuregen. Weniger einverstanden bin ich mit den ausführlichen Charakteristiken der Schriftsteller, die größtenteils den in der Vorrede genannten umfangreichen Werken entnommen sind, aber natürlich unter Vornahme von Kürzungen, die nicht immer glücklich ausfallen. So scheint mir z. B. die an sich durchaus berechtigte Charakteristik Goethes in § 46 als eines Menschen, „dem ein Gott gab, zu sagen, was er leide", in dieser Kürze nicht angemessen. Hierher gehört auch die Anspielung auf Heinrich von Kleists Anschauung über die Liebe nach Scherers nicht gerade geschmackvoller Bemerkung, im „Käthchen von Heilbronn" habe der Dichter gezeigt, mit welcher Hingebung er geliebt sein wollte. Schlimmer aber ist der Umstand, daß Mutzbauer den Schülern, für die er sein Buch geschrieben hat, fertige Urteile über die Schriftsteller und ihre Werke bietet, die zu gedankenloser Aneignung und dünkelhaftem Scheinwissen zu verführen geeignet sind. In wissenschaftlichen Literaturgeschichten sind solche Urteile wohl am Platze, nicht aber in Schulkompendien.

Digitized by Google

Mit der Auswahl der Schriftsteller kann ich mich im ganzen einverstanden erklären; doch hätte ich beispielsweise Neidhart von Reuental, Ulrich von Lichtenstein, Werner den Gärtner aus der alten, Grimmelshausen aus der mittleren und Richard Wagner und Rosegger aus der neuen Zeit gern erwähnt gesehen und hätte Stenzel, Voigt, Wienbarg und Eichhorn nicht vermißt.

Eine Reihe von Einzelheiten darf ich aber nicht unerwähnt lassen, deren Entfernung vor allen Dingen nötig ist, wenn das Buch empfohlen werden soll. Zuerst sind sprachliche Härten oder Versehen zu beseitigen. Auf S. 3 ist in § 5 der erste Satz des dritten Abschnittes nicht korrekt: „Ferner das Bruchstück eines Gedichtes, — — — — — —, behandelt das jüngste Gericht“. Auch der letzte Satz des folgenden Abschnitts, S. 4, ist nicht zu billigen: „denn der Heiland erscheint als ein deutscher Held, umgeben von adeligen Gefolgsleuten, die als seine Getreuen auftreten, der von seinem Volke verraten wird“. Die Ausdrücke „Magdesdienste“ S. 11 Z. 3 v. u. und „Einmut“ S. 84 Z. 9 v. u. sind zu beanstanden; ebenso die häufige Anwendung der Wörter „derselbe“ und „welcher“, wie auf S. 44, 45, 52, 53 und sonst. Formen wie „tiefergreifendst“ (S. 47, Z. 9 v. u. und S. 76, Z. 5 v. o.), „weitgehendst“ (S. 54, letzte Zeile), „hochgespanntest“ (S. 76 Mitte) waren mindestens zu vermeiden, wenn ich auch nicht sagen will, daß die Formen, tiefstgreifend, weitestgehend, höchstgespannt unanfechtbar wären.

Warum der Genitiv „Drama“ vor der Form „Dramas“ bevorzugt wird (vergl. das Druckfehlerverzeichnis zu S. 25 Z. 13 v. u. und Z. 5 v. o.), ist mir unverständlich; nach Duden, Orth. Wörterb. 7. Aufl. S. XIV, ist die vollere Form vorzuziehen. Zu meiden war auch die Verbindung verschieden gebildeter Genitive, z. B. S. 44 Z. 67: „Werke des Sophokles, wie Shakespeares“, sowie S. 26, Z. 7 v. u.; „Verbannung von mundartlichen Eigenheiten und der Fremdwörter“ und S. 106 Z. 11 f.: „ein Bild der Beziehungen und von der Macht“. Die Wortstellung ist zu ändern S. 16, Z. 2 ff.: „Für Wolfram ist der Zweifel, der Unglaube nicht das schlimmste, wie für Hartmann, der zur Verdammung führt;“ ebenso S. 75, Z. 10 ff: „Als Gast Körners in Dresden und in Leipzig lebte er längere Zeit, mit der Ausarbeitung des „Don Carlos“ beschäftigt“; endlich S. 84, Z. 4 ff. v. u.: „aus ihm wird frischen Mut und die Kraft weltüberwindender Begeisterung unsere Nation allzeit schöpfen“. Bei Anführung von Titeln der Literaturwerke ist es meines Wissens allgemeiner Brauch, den Anfangsbuchstaben des ersten Wortes groß zu schreiben; deshalb ist künftig zu ändern S. 24, Z. 6 v. u.: „Aller Praktik Großmutter“, S. 25, Z. 15 v, u.: „Die Wittenbergisch Nachtigall“ und so oft. Auch ist es sicher unrichtig, zu schreiben und zu interpungieren, wie auf S. 18, Z. 10 v. u.: „am Hofe des babenberger Herzogs, Friedrich des Katholischen“,

oder wie auf S. 71 Mitte: „all' die Nähe, all' die Ferne". Nicht zu billigen ist der Gebrauch des Wortes wie nach einem Komparativ, z. B. S. 114, Z. 12: „der Dialog natürlicher wie bei Kleist". Unrichtig ist der Kasus der Apposition in den Worten S. 83, Z. 6 ff.: „den Kampf der . . . Maria Stuart mit . . . Elisabeth . . . zur Darstellung bringt, ein Kampf, in dem Maria unterliegt". Die Rechtschreibung der Zitate aus dem Mittelhochdeutschen ist unrichtig auf S. 19, Z. 20 ff.: hat st. hât, überall st. über al, Z. 26: schône st. schoene, roter st. rôter, S. 92, Z. 6: lancräche st. lancraeche. Ferner ist nicht korrekt die Verbindung des trennbaren Adverbs mit dem Verb in den Worten S. 106 Mitte: „Aber hinzutrat die Teilnahme" statt „hinzu trat". Doch genug von diesen und ähnlichen formalen Unrichtigkeiten, die ohne Zweifel zum größten Teil auf Flüchtigkeit bei der Korrektur zurückzuführen sind. Schwerer wiegen die sachlichen Versehen, die mir bis jetzt in dem Buche aufgefallen sind.

Ulfilas' Name (S. 2) hätte wohl auch in der gotischen Form Vulfila angegeben werden müssen. Der Codex argenteus besteht aus purpurfarbigem Pergament, nicht Papier (S. 3). Hartmann wird heute nur noch von Aue genannt, nicht mehr von der Aue (S. 13). Von Luthers Streitschriften (S. 24) wäre die Anführung der Titel, wenigstens der wichtigsten, erwünscht gewesen. Bei Hans Sachs (S. 25) ist die aus Scherer stammende und dort berechtigte Bemerkung, er ersetze die Beschreibung durch Darstellung einer Handlung, zu sehr verallgemeinert; außerdem reicht die Aufzählung der Dichtungsarten und ihrer charakteristischen Züge nicht aus, um das Verständnis von Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" zu ermöglichen. Die Verdienste von Martin Opitz um die deutsche Metrik (S. 26) sind nicht genügend hervorgehoben; von ihm gilt, was S. 36 fälschlich von Klopstock gesagt ist, daß er zuerst den Unterschied im Gewicht der Wortsilben in der deutschen Sprache entdeckt (genauer gesagt: nachdrücklich darauf hingewiesen) hat. Paul Fleming (S. 27) ist fälschlich mit mm geschrieben, Paul Gerhardt ebd. mit bloßem d. Die Zeitschrift „Die Belustigungen des Verstandes und Witzes" (S. 31) wurde nicht von Gottsched, sondern von Joh. Joach. Schwabe herausgegeben. Statt Hainbund (S. 37) war genauer „Hain" oder „Göttinger Dichterbund" zu sagen, jedenfalls aber anzudeuten, daß die zu dem Bunde gehörenden Dichter diesen nie mit dem Namen Hainbund bezeichnet haben. Bürger (ebd.) heißt Gottfried, nicht Gottlieb. Mendelssohn (S. 39) schreibt sich mit ss. Goeze, nicht Götze, heißt der orthodoxe Hamburger Hauptpastor, gegen den Lessing seine S. 45 erwähnten Streitschriften ausgehen ließ. Wieland (S. 49) hat nicht den ganzen Horaz, sondern nur seine Satiren und Episteln über-

Digitized by Google

setzt. Der Held seines „Oberon“ heißt Hüon (S. 50), nicht Hyon, seine Geliebte heißt Rezia, nicht Regia. Das Urteil über Wieland: „Er führte die Dichtung durch seine Stoffe auf den vaterländischen Boden zurück“ ist mir völlig unverständlich. Friederike Brion (S. 55) würde ich nicht „eine Pfarrerstochter in Sesenheim“ zu nennen vorschlagen, sondern „eine der Töchter des Pfarrers zu Sesenheim.“ Das auf S. 64, Z. 3 angeführte Goethesche Zitat ist ungenau; es heißt: Alle menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Wallenstein wird S. 82 als „der Fürst Friedland“ bezeichnet. Was soll sich der Schüler bei der Wendung S. 84, Z. 1 v. u. denken: „Die ganz dramatisch gedachten Worte: Seid einig, einig, einig! erschienen den jungen Schwärmern als eine tiefernste politische Mahnung Schillers!“ Den älteren Schlegel pflegt man mit beiden Vornamen zu bezeichnen als August Wilhelm (S. 88); Jean Paul heißt mit seinem eigentlichen Namen nicht Joh. Friedrich Richter, sondern Johann Paul Friedrich R. (S. 92). Rückerts Wort (S. 95) lautet natürlich: „Was mir nicht gesungen, ist mir nicht erlebt“ (statt „gelungen“). Josef von Eichendorff (S. 98 ff.) wird mit ff geschrieben. Chamissos bekanntes Gedicht trägt den Titel „Der Bettler und sein Hund“, nicht, wie es S. 99 heißt: Der Hund des Bettlers. Auf S. 101 mußte unter den Förderungen des vaterländischen Gedankens notwendigerweise auch das Turnen erwähnt werden. Platens Lustspiel „Der gläserne Pantoffel“ (S. 102) ist keins seiner aristophanischen Lustspiele; augenscheinlich liegt ein Verwechslung mit dem Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel“ vor; letzteres ist nicht gegen die Romantiker im allgemeinen gerichtet, sondern gegen die Dichter der Schicksalstragödien, von denen übrigens, soviel ich bemerkt habe, im ganzen Buche nichts gesagt ist. Das Urteil über Gutzkows „Königsleutnant“, es sei ein verunglückter Versuch, in dem frühreifen, etwas geckenhaften Knaben Goethe den großen Genius vorausahnen zu lassen, scheint mir unverdient hart. Ebd. Z. 16 v. u. war zu bemerken, daß Laube Leiter des Wiener Hofburgtheaters gewesen ist Geibels Sedangedicht fängt an: „Nun laßt die Glocken“ usw., nicht: So laßt usw. Otto Ludwig (S. 115) ist zu Eisfeld geboren, nicht zu Eisleben. Hebbels Drama (S. 118) heißt nicht „Herodes und Marianne,“ wie dreimal auf dieser Seite zu lesen ist, sondern „Herodes und Mariamne“. Gustav Freytag ist von S. 119 an durchweg mit ei geschrieben. Wilhelm Raabes S. 126 Z. 6 v. u. erwähnter Roman heißt „Der Schüdderump“ mit dd. Auf S. 129 wird als Fritz Reuters Hauptwerk bezeichnet der Prosaroman „Olle Kamellen“ (1860—1864), und als seine drei bedeutendsten Teile werden genannt: Ut de Franzosentid, Ut mine Festungstid und Ut mine Stromtid! In Wahrheit ist doch die Bezeichnung Olle Kamellen der Gesamttitel für Reuters

Digitized by Google

sämtliche längere prosaische Erzählungen und Romane: 1. Woans ick tau 'ne Fru kamm, 2. Ut de Franzosentid, 3. Ut mine Festungstid, 4. Ut mine Stromtid, 5. Dörchläuchting, 6. De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti, oder De Reis' nah Konstantinopel, und diese Werke sind von 1860—1868 erschienen. Scheffels Ekkehard (S. 130) erhält mit Unrecht das harte Urteil, daß die reiche Ausführung der Einzelheiten den Dichter verführt habe, die streng geschlossene Komposition nicht festzuhalten. Ibsens Peer Gynt (S. 135)wird mit ee geschrieben.

Freude hat mir die vorstehende Blütenlese nicht gemacht. Wenn für die Jugend das Beste eben gut genug ist, so ist das vorliegende Buch in der gegenwärtigen Gestalt für die Jugend nicht gut genug. Hoffentlich macht es der Verfasser durch eine Neubearbeitung für die Jugend brauchbar.

Quedlinburg a. H. Paul Schwarz.

Stephanus Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Tab. V: Arma et tela exercitus Romani, ed. II emendatior. 4 *M*. (Text 0,25 *M*.) Tab. VI et VII: Exercitus Romanus, ed. II auctior mit Text je 4 *M*. Erläuternder Text zu Tafel V: Die römischen Verteidigungs- und Angriffswaffen, zu Tafel VI und VII: Das römische Heer, von Martin Fickelscherer, 11, 4 und 3 S. 8. Tab. XI: Domus Romana ed. III auctior 4 *M* (Text dazu apart 1 *M*) Erläuternder Text: Das römische Haus, von Stephan Cybulski. Mit 15 Abbildungen im Text. Dritte, verbesserte Auflage. 27 S. 8. — Leipzig 1905, K. F. Köhler.

Cybulskis Wandtafelwerk ist schon bei seinem ersten Erscheinen freundlich aufgenommen und im Laufe der Jahre wohl in den meisten Schulen eingeführt worden.

Die in neuer Bearbeitung vorliegenden Tafeln V, VI und VII dienen dazu, dem Schüler eine klare und deutliche Vorstellung von einigen wichtigen Partien der römischen Kriegsaltertümer zu vermitteln. Zu diesem Zwecke werden zunächst auf Tafel V die Ausrüstungsgegenstände (Schutz- und Angriffswaffen, Feldzeichen, Auszeichnungen und Musikinstrumente) in farbigen Abbildungen (in Farben- und Bronzedruck) vorgeführt, die auf nicht zu weite Entfernung das normale Auge bequem erreichen kann. Die Objekte selbst stammen teils aus der letzten Zeit der Republik, teils aus den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs und sind in dem beigegebenen Text mit Angabe der Fundstellen in schlichter und sachgemäßer Weise erläutert. Mit gleicher Anschaulichkeit wird auf den Tafeln VI und VII der Soldat des römischen Heeres (miles legionarius rei publicae liberae aetate, miles impeditus principatus aetate, miles praetorianus, miles levis armaturae usw.) der tribunus militum, imperator, centurio, eques cataphractus, signifer auxiliarius und der römische Reiter dargestellt. Lehrreiche kriegsgeschichtliche Bemerkungen des erläuternden Textes weisen auf dem Schüler bekannte und leicht zugängliche Klassiker-

Digitized by Google

stellen hin. Werden die hier gebotenen Hilfsmittel von einem Lehrer, der dem Gegenstande das erforderliche Interesse entgegenbringt, in den Dienst des Unterrichts gestellt, dann werden die Schüler bald aufhören, mit leeren Begriffen und verschwommenen Vorstellungen zu operieren, wie sie bekanntlich auch durch sinngemäße Übersetzung kriegsgeschichtlicher Darstellungen — mag sie immerhin etwas modernisierend sein — vor Gedankenlosigkeit bewahrt werden können.

Um das römische Haus, seine innere Einrichtung und seine typischen Teile zur Anschauung zu bringen, bietet Tafel XI einige Grundrisse und Querschnitte interessanter Gebäude (casa di Pansa, casa del centenario u. a.), eine Kapelle, einige Mosaike, Kapitäle, Säulenteile, Wandmalereien, unter anderm auch ein pompejanisches Straßenbild mit der casa del balcone pensile, alles in reizvollen, farbigen Abbildungen. Beigegeben ist auch hier ein erklärender Text, der sich nicht allein auf das beschränkt, was auf der Tafel dargestellt ist, sondern in zusammenhängender Erörterung die Entwicklungsgeschichte des römischen Hauses, auch des Landhauses und des Bades, darbietet. Über die verschiedenen Stile der Wandmalerei, die technischen Arten dieser Kunst, über Mosaik, Heizung, Beleuchtung, Säulenordnung und Schlüssel wird alles, was von Interesse ist, in anregender, durch besondere Abbildungen im Texte veranschaulichter Belehrung mitgeteilt. Nur die Möbel und der übrige Hausrat sind nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen; sie sollen auf einer besonderen Tafel behandelt werden.

Da Tafel und Text in der Hauptsache auf das 1. Jahrhundert vor und nach Christi Geburt Bezug nehmen, erscheinen sie mir sehr wohl geeignet, die Lektüre der Klassiker, besonders der oberen Klassen, zu fördern und zu beleben; jedenfalls verhelfen sie, ebenso wie die kriegsgeschichtlichen Tafeln, dem Schüler zu deutlicherer Anschauung.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

Gustav Schneider, Der Idealismus der Hellenen und seine Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Gera 1906, Theodor Hofmann. 44 S. gr. 8. 1 *M*.

Der vorliegenden Schrift, die zuerst als Beilage zu dem Jahresberichte des Fürstlichen Gymnasiums zu Gera erschienen ist, hat der Verfasser in einer Reihe von Abhandlungen vorgearbeitet: ich nenne nur die Platonische Metaphysik, Hellenische Welt- und Lebensanschauungen, Die Weltanschauung Platos und Kommentare zu mehreren Platonischen Schriften.

Es ist ein Verdienst Gustav Schneiders, unter den ersten darauf hingewiesen zu haben und immer von neuem darauf hinzuweisen, daß es bei der Beschäftigung mit den alten Sprachen vor allem darauf ankommt, die religiösen und sittlichen Anschau-

Digitized by Google

ungen der klassischen Völker, namentlich der Griechen kennen zu lernen, also zu erfahren, was die vornehmsten und edelsten Denker des Altertums über Welt und Menschheit gedacht haben; jetzt ist das ja auch die allgemeine Überzeugung.

Der Verfasser beschränkt sich nun nicht darauf, die Forderung zu stellen, er zeigt auch, wie sie zu erfüllen ist. Zu dem Zwecke gibt er zunächst ein anschauliches Bild von Platos Gedankenwelt, wobei er die sokratische und die sophistische Lebensanschauung miteinander vergleicht und mit heiligem Eifer vor Nietzsche warnt. Daran schließt sich eine Besprechung der griechischen Tragödie, ihrer Absichten und ihrer Wirkungen; besonders eingehend wird natürlich Sophokles behandelt.

Im zweiten Teil seiner Abhandlung geht Schneider zu der Bedeutung über, die der Idealismus der Hellenen für den Unterricht im Gymnasium hat. Wir erfahren, wie das wissenschaftliche Denken, wie der religiöse, der geschichtliche, der naturwissenschaftliche, der mathematische Untericht aus der Beschäftigung mit der griechischen Anschauung Nahrung und Förderung zieht, ja wie der ganze Unterricht ein einheitliches Gepräge erhält, wenn er auf jener Weltanschauung sich aufbaut.

Die Auffassung des Verfassers ist im großen und ganzen durchaus richtig; der gymnasiale Unterricht kann und muß durch Anlehnung an das Griechentum vertieft und veredelt werden. Aber man hüte sich, den Bogen zu straff zu spannen. Die Welt- und Lebensanschauung wird auch im Gymnasium in erster Linie aus dem Christentum und dem Deutschtum geschöpft; diese Quellen dürfen nicht verschüttet werden. Wohl aber bietet der griechische Unterricht unschätzbare Beiträge echter Bildung, und wer darauf mit solchem Eifer und solchem Verständnis hinweist, wie G. Schneider, der ist uns immer herzlich willkommen.

Pforta. Christian Muff.

Ludwig Martens, Die Platolektüre im Gymnasium. Elberfeld 1906, Martini u. Grüttefien. IV u. 65 S. gr. 8. 0,80 *M*.

Gern komme ich der Aufforderung nach, das Büchlein von Prof. Martens an dieser Stelle anzuzeigen, kann ich doch ohne Einschränkung erklären, daß ich in allen wichtigeren Fragen mit dem Verfasser einer Meinung bin: ganz besonders in der hohen Wertschätzung der Platonischen Schriften als des besten Unterrichtsmittels für das Obergymnasium. Erfreulicherweise mehren sich ja in den Fachzeitschriften die Stimmen der Schulmänner, die für eine möglichst ausgiebige Lektüre des Plato eintreten, und die Schüler der oberen Klasse widerstreben, soweit meine Erfahrungen reichen, die auch durch Mitteilungen meiner Kollegen bestätigt werden, gerade dieser Lektüre weniger als mancher anderen. Und das ist kein Wunder: wer nicht völlig *ἄμουσος* ist, der muß in den Bann dieses Mannes, den Plutarch mit Recht

Digitized by Google

den *θεῖος Πλάτων* nennt, geraten. Ganz in diesem Sinne hat M. die Einleitung seines Büchleins gehalten und zu Platos Würdigung gesagt, er zerstöre die Einbildung des Wissens, er frage und zwinge zum Denken und Forschen, er entzünde in uns die Sehnsucht nach Erkenntnis; und wer auch nur einen Hauch seines Geistes verspürt habe, der gewinne ein ganz anderes Bildungsideal, wobei nicht zu vergessen sei, daß er große Gedanken in schönster Form biete. Wenn M. dabei eine deutsche Übersetzung der Platonischen Dialoge in Aussicht stellt, so können wir nur sagen, daß wir ihr mit Spannung entgegensehen, um so mehr, als er selbst sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht verhehlt. Für das, was über das Gedicht mit den Anfangsworten

ἐλθὼν δ' ἐς κλεινὸν Κεκροπίης δάπεδον

gesagt ist, verweise ich auf die neue Abhandlung im Philologus 65, 1. Mit O. Immisch ist nun doch wohl anzunehmen, daß Aristoteles den Altar dem ihm näher stehenden, pietätvoll verehrten Plato, nicht dem Sokrates errichtet habe. — Der Ablehnung der Memorabilien Xenophons kann ich nicht beitreten. Mir scheint das Buch für Obersekunda (bezw. Untersekunda) sehr geeignet, und ich wünschte, es würde mit den Hellenika, die ich weit weniger anziehend finde, alternierend gelesen. Wo das nicht angeht, sollte man es zu den Klassenskripta fleißig heranziehen, zu denen es brauchbare Materialien in Fülle bietet.

Nicht ganz zutreffend sagt M., es handle sich bei Platos der Schule zugänglichen Dialogen nicht um die Überlieferung einer philosophischen Lehre, sondern um die Erziehung zum Philosophieren; es komme nicht auf die Resultate an, die man schwarz auf weiß besitzen und nach Hause tragen könnte, sondern auf den Menschen selbst, auf die persönliche Stellung zu den wichtigsten Fragen. Ich meine, es kommt doch auf b e i d e s an, wenn auch gewiß das G e w i n n e n der Resultate das Erfreulichste an der ganzen Arbeit ist. Ich darf dazu wohl auf das verweisen, was ich in dieser Zeitschrift 1905 S. 578 in bezug auf den Euthyphron gesagt habe, wo ich auch als selbstverständlich betont habe, daß es sich um ein möglichst vollständiges System des ganzen Platonismus nicht handeln könne.

Die Charakteristik des Sokrates als des Vorbildes eines wahren Philosophen ist recht eindringlich und wohlgelungen. Nur der Vergleich mit dem Grafen Haeseler scheint mir *ἄτοπόν τι* und auch die Auffassung des *δαιμόνιον* nicht recht klar. M. warnt davor, das *δαιμόνιον* mit dem Gewissen zu verwechseln: aber es hängt doch sehr nahe damit zusammen; vergl. P. Fischer, Untersuchungen über Wesen, Ursprung und Tragweite des menschlichen Gewissens (Stettin 1886 Programm) S. 1 und besonders S. 22, wo es heißt: „Dieses zügelnde Gewissen meinte unzweifelhaft Sokrates, wenn er von jener ihm, der die Intelligenz zum

zureichenden Erklärungsgrunde des guten oder schlechten Handelns machte, unerklärlichen und geheimnisvollen inneren Stimme redete, welcher er den Namen des Daimonions gab, und der er in eintretenden Fällen nur warnende Abmahnungen, niemals aber zum Handeln bestimmende Antriebe zu verdanken behauptete". Mir will scheinen, als ob da, wo vom *δαιμόνιον* die Rede ist, nur die sonst so häufigen Ausdrücke wie *δέος, αἰδώς, αἰσχύνη* auf das religiöse Gebiet übertragen sind. Auch auf das sei hingewiesen, was O. Gruppe, Mythologie und Religionsgeschichte der Griechen S. 1091 und 1471, 1 sagt, und auf Ernst Moritz Arndts interessantes Gedicht „Der Dämon des Sokrates" (in der Ausgabe von 1860 S. 615).

Gleich darauf wird die Sokratische Ironie behandelt. Es ist mir erfreulich, daß hier M. dieselbe Ansicht äußert, die ich in dem vorher erwähnten Euthyphron-Aufsatze S. 580 ausgesprochen habe. Überhaupt stimmen die Ansichten, die M. über Euthyphron und Laches vorträgt, durchaus mit meinen Auseinandersetzungen, die er wohl nicht gekannt hat, überein. Vergl. über Laches: Lehrgänge und Lehrproben 1906 II, Heft 87, S. 12 ff.

Die Genauigkeit im Wortgebrauch, die Sokrates überall hervorhebt, wird an treffenden Beispielen erläutert, von denen ich die Begriffe *πείθειν, πράττειν* und *ποιεῖν* besonders nenne. Auch die Identifizierung des Wissens mit der Tugend, wie sie Sokrates verstanden wissen will, wird anschaulich behandelt. „Dieses Wissen ist nicht ein Auswendigwissen, es ist ein wahres innerliches Wissen, welches die Persönlichkeit dessen, in dem es lebendig geworden ist, wesentlich verändert und umgestaltet. Das Wissen ist dann ein integrierender Teil der Seele geworden, und dann ist sie nicht mehr imstande, in ihrem Verhalten von dieser Erkenntnis abzusehen".

Näher erörtert werden die Dialoge Gorgias, Kriton, Laches, Euthyphron, endlich die Apologie (vergl. Aloys Geißler, Über die Idee der platonischen Apologie des Sokrates, Würzburg 1905 Programm) und Phaidon. Besonders energisch wird aus dem Gorgias die These des Sokrates betont, der Schuldige solle sich selbst anklagen und um seines eigenen Heiles willen möglichst schnell die Bestrafung herbeiführen. In diesem Zusammenhange wird gegen Seneca polemisiert, für den ich doch ein gutes Wort einlegen möchte. Den Satz dieses Autors, den er als unsittlich bezeichnet, zitiert M. so: nemo punit, quia peccatum est, sed ne peccetur. Gemeint ist natürlich die Stelle de ira I 16, 21, die vollständig so lautet: nam, ut Plato ait, nemo prudens punit, quia peccatum est, sed ne peccetur. Das ist eine Reminiszenz Senecas aus Platos Protagoras (324), wo der Sophist seine Straftheorie auseinandersetzt, speziell an die Worte *ὁ δὲ μετὰ λόγου ἐπιχειρῶν κολάζειν* usw. Man kann diese Erörterung vielleicht einseitig finden, aber doch nicht unsittlich, besonders nicht bei

Digitized by Google

dem praktisch-juristischen Römer, der das Wort prudens hineinbringt, das doch = providens (voraussehend) ist. Übrigens dürfte man zur Rechtfertigung Senecas wohl die Stelle aus der 97. Epistel heranziehen: prima et maxima peccantium est poena peccasse und Epistel 28 (gegen Ende): initium est salutis notitia peccati . . . ideo, quantum potes, te ipsum coargue, inquire in te . accusatoris primum partibus fungere, deinde iudicis, novissime deprecatoris: aliquando te offende. Auch Quintilian (declam. 274 extr.) sagt im Sinne des ersten Senecazitates: omnis poena non tam ad delictum pertinet quam ad exemplum. Über diese Auffassung der Strafe bemerkt P. Fischer a. a. O. (S. 4): „Es ist die Bevorzugung der allgemeinen Sicherheit gegenüber dem Prinzip der bloßen Wiedervergeltung, welche die Mehrzahl auch der großen neueren Rechtslehrer wie Hobbes, Spinoza, Beccaria, Feuerbach dem alten Satze huldigen läßt: nemo prudens usw."

Gegen Ende kommt der Verfasser auf die Beziehungen zwischen Platonismus und Christentum zu sprechen und bemerkt: „Überhaupt waltet ein heiliger Ernst in den Platonischen Schriften, der dem Christentum durchaus verwandt ist. Gern würde ich diese Geistesverwandtschaft ausführlich schildern, wenn der Umfang dieser Schrift es gestattete". Ich würde es für außerordentlich verdienstlich halten, wenn der Verfasser diesen Zusammenhang an anderer Stelle erörtern würde. Sokrates als der *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* verdiente wirklich eine neue Monographie, die ihm gerechter würde als die seither diese Materie streifenden Schriften. Ich für meine Person halte es durchaus für möglich, daß Jesus die Platonischen Schriften gekannt hat. Wenn man die Frage „Verstand Jesus Griechisch?" zu bejahen geneigt ist, so ergibt sich fast von selbst die zweite Frage „Las Jesus griechische Schriften?" Paulus hat doch auch griechische Literatur gelesen!

Zum Schluß ein paar Worte über einen Schulkanon des Plato, eine Frage, in der ich nicht ganz mit M. übereinstimme und die ich gelegentlich weiter auszuführen gedenke. Man kann (— natürlich nicht mit derselben Generation —) ganz lesen: Apologie, Kriton, Euthyphron, Laches, Menexenos (vgl. A. Trendelenburg, Programm des Friedrichsgymnasiums in Berlin 1905), Menon, Politeia I und große Teile aus Gorgias, Protagoras (etwa Kap. 1—25 und 32—40) und Phaidon (etwa Kap. 1—35 und 63 bis zum Schluß). Tut man das, so kommt man auch der Ideenlehre näher (vgl. Phaidon Kap. 19), die M. meint nicht mit Schülern erarbeiten zu können. Wenn man sein Ziel nicht zu hoch setzt, meine ich, kann man es doch. Erwähnenswert scheint mir, daß auf den Berliner Gymnasialkursen für Frauen sowohl Protagoras wie Phaidon ohne Auslassungen gelesen sind. Über das *συμπόσιον* möchte ich mir mein Urteil noch vorbehalten.

Ich wünschte, M. s kleines Büchlein läsen nicht nur die

Digitized by Google

Kollegen, die den Platounterricht in Händen haben, sondern auch die Schülerbibliotheken schafften es an und die Primaner würden darauf hingewiesen. Es ist so gehalten, daß sie es ohne große Mühe, aber mit großem Gewinn lesen werden.

Berlin. H. Gillischewski.

---

1) Fr. Fallbrecht, Platons Euthyphron, eine methodische Präparation. 77 S. 8. [S.-A. aus den Jahrbüchern des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik].

Eine österreichische Lehrprobe nach den Grundsätzen der Zillerschen „Formalstufentheorie", die im Eingang dargelegt werden, daher ziemlich umständlich, aber wohlgemeint. Verfasser hat zur Behandlung dieses kurzen Dialogs 31 Lehrstunden gebraucht, hauptsächlich um die logischen Operationen klarzustellen, durch welche die haltlose Meinung Euthyphrons widerlegt wird und eine richtige, mit Angabe des Gattungsbegriffes und des unterscheidenden Merkmals versehene Definition zustande kommt: Frömmigkeit ist Gerechtigkeit in bezug auf die Götter, indem man ihnen dient zum Bewirken des Guten. Er ist aber auch auf die sprachlichen Schwierigkeiten, auf das Herausarbeiten einer Musterübersetzung, von welcher Kap. 1—3 als Probe gegeben sind, auf die Charakterzeichnung der beiden Sprecher, auf die Anordnung des Ganzen und auf gelegentliche kunstgeschichtliche Belehrung eingegangen. Seine Darstellung in Frage und Antwort führt lebendig in den Unterrichtsbetrieb hinein; doch sollte man meinen, er hätte es in kürzerer Zeit bewältigen können. Einen großen Exkurs, hier nur andeutend wiedergegeben, hat er an die Stelle 7d (Kap. 8) angeknüpft über den Zwiespalt der Ansichten auf religiösem, ethischem, ästhetischem und Wissensgebiet. Auch auf Platons Verwerfung der Homerischen Vorstellungen von den Göttern geht er ein, doch ohne einen Versuch, den Dichter zu rechtfertigen oder wenigstens die relative Berechtigung jener Vorstellungen in einem naiven Zeitalter nachzuweisen. Die sorgsame Arbeit, die sich früheren Erklärern (S. 3 genannt) in selbständiger Weise anschließt, sei Lehrern, die den Euthyphron zu erklären haben, zur Beachtung empfohlen.

2) Oskar Weißenfels, Auswahl aus den griechischen Philosophen. Erster Teil: Auswahl aus Platon. Ausgabe A. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. Text VIII und 52 + 160 S., Kommentar LII und 28 + 88 S. Preis geb. 1,80 u. 1,60 *M*.

Der Herausgeber will die Beschäftigung der Schule mit Platon auf eine höhere Stufe heben. Er tadelt im Vorwort, daß man gewöhnlich nur Apologie, Kriton und Protagoras lese; damit befinde man sich doch nur nur „im Vorhofe der Platonischen Philosophie". Diese drei Schriften bieten hauptsächlich das Bild des Sokrates, welches für unser Gymnasium von vorzüglicher Wichtigkeit ist. Platon erscheint dann nur als der geist-

Digitized by Google

reiche Vermittler, nicht in seiner selbständigen Bedeutung. Nun soll der Versuch gemacht werden, auch die eigentümliche Platonische Gedankenwelt reiferen Schülern nahe zu bringen: gewiß eine löbliche Absicht, aber schwer ausführbar. Denn Platon hat seine Lehre nicht in ein übersichtliches System gebracht; man muß sie aus der Gesamtheit seiner Schriften entnehmen, und diese selbst sind nur als Stützen, *ὑπομνήματα*, seiner mündlichen Lehre verfaßt, weisen nur den Weg zum Ziele. Man ist also genötigt, geeignete Stellen aus den Schriften auszuwählen, muß aber dann, mit Rücksicht auf die diesem Unterricht zugemessene Zeit, auf das Lesen ganzer Schriften verzichten: in diesem Sinne ist die vorliegende Auswahl gemacht, und zwar mit sorgsamer Rücksicht auf das Verständnis der Schüler. Die Stücke sind nicht zu lang, ihre Anzahl nicht zu groß; verbindende Gedanken und mancherlei Übersetzungshilfen bietet der Kommentar, der dem Lehrer doch noch vieles übrig läßt; eine sehr anregend geschriebene Einleitung handelt von den Sophisten, Sokrates, Platons Leben und Lehre. Äußerlich empfiehlt sich das Ganze durch vortrefflich deutlichen griechischen Druck.

Dennoch bleibt es Stückwerk und gewährt nicht den geistigen Gewinn, der aus dem Lesen ganzer Schriften Platons hervorgeht. Jene Behauptung, es würden gewöhnlich nur drei Schriften gelesen, bedarf doch wohl der Einschränkung; es werden doch oft die ebenfalls sokratischen Dialoge Laches und Euthyphron gelesen, ferner Anfang und Schluß des Phaidon, und zu weiterem Eindringen in Platon nimmt man Menon, Gorgias, die beiden ersten Bücher der Politeia vor, abwechselnd in verschiedenen Jahren. Da läßt sich manches über Platons Lehre anknüpfen, aber die nähere Entwicklung derselben kann man getrost der Universität überlassen. Haben die Schüler einen bedeutenden Eindruck von dem Geiste, der in Platons Schriften weht, erhalten, so greifen sie auch wohl später dazu. Des Gymnasiums Aufgabe ist, Lust zum Studieren zu erwecken und die nötigen Vorkenntnisse beizubringen; deshalb werden bewährte klassische Schriften gründlich gelesen, und ihr Kreis darf nicht zu klein sein, die Behandlung nicht pedantisch. Aber es muß noch manches übrig bleiben, was dann ein zum Lesen geneigter Student selbst vornehmen kann; dazu gehören auch die schwereren Platonischen Schriften, wie Phaidros, Symposion, Theaitet, und an geeigneten Kommentaren fehlt es nicht. Unter den Schulschriften ist der Menon vorzüglich geeignet, Platons Eigentümlichkeit zu zeigen, seine dialektische Methode, Wertschätzung der Mathematik, Vertiefung der volkstümlichen Ansicht von der *ἀρετή* zum Begriff der sittlichen Tugend, Unterscheidung des Wissens von der Meinung, Lehre von der *ἀνάμνησις*, welche direkt auf die Ideenlehre hinweist: alles dies eingekleidet in ein anziehendes Gespräch, das sich durch die Einführung des Anytos

Digitized by Google

zu dramatischer Lebendigkeit erhebt. Die vorliegende Auswahl bringt nur den Abschnitt von der *ἀνάμνησις* (Kap. 13—15) und bricht gerade da ab, wo es für den Schüler interessant wird, bei dem mathematischen Experiment mit dem Sklaven.

Können wir also den Gebrauch einer solchen Auswahl grundsätzlich nicht zustimmen, so verdient sie doch Beachtung im einzelnen. Ihre Absicht ist, Platons Ideenlehre zugänglich zu machen; darum teilt sie auch die beiden berühmten Mythen aus dem Phaidros (Kap. 24—29) und der Politeia (Buch 7, 1—3) mit, dazu ein Stück aus der Mitte des Phaidon (29—33) über das Leben der Seele nach dem Tode: so wird deutlich erkennbar, wie Platon über Sokrates hinausgeht. Doch auch Sokrates kommt zu seinem Rechte in den Abschnitten aus der Apologie, Kriton, Protagoras, ferner in der Einleitung des Phaidros, in der Rede des Alkibiades aus dem Symposion (mit Weglassung des erotischen Teils S. 217 a—219 d), sowie Anfang und Schluß des Phaidon. Ethik und Staatslehre, die bei Platon wie bei Sokrates zusammengehören, sind durch Abschnitte aus dem Gorgias und der Politeia vertreten. Vom Gorgias sind die Hauptstücke des driten Teils, der Verhandlung mit Kallikles, von Kap. 37 an, mitgeteilt, mit verbindenden Angaben im Kommentar, so daß die Gegenüberstellung der falschen und wahren Ethik zu klarer Anschauung kommt. Ebenso erscheinen aus der Politeia die grundlegenden Gedanken über die Gerechtigkeit; vom Platonischen Staate aber möchte man doch mehr erfahren. Mit Recht sind die zuweitgehenden Vorschläge über Güter- und Weibergemeinschaft nur in der Einleitung angedeutet, aber es fehlt, was sie erklärlich macht, daß Platon nur einen Stadtstaat von beschränktem Umfange haben will, ein Ideal der griechischen *πόλις*, ganz abweichend von unserer Vorstellung vom Staate. Die Stelle, wo er dies sagt (4, 3), ließe sich wohl mit den Hauptstellen über die Erziehung der Wächter (2, 15—17 und 3, 13) in der Auswahl verbinden. Und um den großen Nachdruck, den Platon auf die Erziehung legt, noch mehr zu veranschaulichen, wären zu der mitgeteilten Stelle 6, 3—4, die von dem Berufe der Philosophen zur Staatsleitung handeldt, die folgenden Kapitel 5—7 hinzuzufügen, über die verderblichen Einflüsse, denen gerade die gut beanlagten Jünglinge ausgesetzt sind: da ist angeführt, was heute noch gilt. Gefährlich sind Schönheit, Reichtum, angesehene Verwandtschaft, sophistischer Unterricht und namentlich die Macht der bei der Menge herrschenden Ansichten.

Der Gegensatz des vollkommenen Idealstaates zu den in der Wirklichkeit vorliegenden unvollkommenen Staatsformen ist in dem mitgeteilten Stücke 8, 1—2 ausgesprochen; leuchtend tritt er hervor in den beiden geistreichen Kapiteln über die Demokratie 8, 10—11. Diese sind für das Urteil der Schüler doch zu hoch, und die Auswahl geht deshalb gleich über

Digitized by Google

zu der Schilderung der Tyrannis Kap. 16—19, die ja mit Recht berühmt ist. Zweifel könnte man hegen über die Aufnahme der beiden Abschnitte, die eine Kritik der Homerischen Poesie (3, 1—4) und der gesamten nachahmenden Poesie (10, 1 und 3—7) geben. Hier tritt die einseitige Strenge des auf wahre Sittlichkeit bedachten Philosophen hervor und fordert selbst zur Kritik auf; dem Lehrer fällt hier die dankbare Aufgabe zu, die Poesie zu rechtfertigen. Doch würde er fehlgehen, wenn er Platon einfach unrecht gäbe; er wird Lessings Satz heranziehen: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dies erst beweisen muß“. Der Schluß der Auswahl bildet die Schilderung des weltfremden und doch von wahrer Erkenntnis erfüllten Philosophen aus dem Theaitet (Kap. 24—25), ebenfalls ein anziehendes Stück. Es zeigt ebenfalls den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit und veranlaßt die Frage, ob er gar nicht zu überwinden sei. Auf eine tröstliche Antwort weist der historische Sokrates hin, der stets mit seinen Mitbürgern verkehrte, ferner Demosthenes, der von idealer Gesinnung erfüllt dennoch nicht müde wurde, dem an großen Fehlern leidenden athenischen Staate zu dienen.

Anregend und für den Unterricht fruchtbar ist also die Auswahl jedenfalls, wenn auch etwas knapp bemessen. Der Herausgeber hat eine Ausgabe B veranstaltet, in welcher die ersten Abschnitte aus Apologie, Kriton, Protagoras fehlen: ein Zugeständnis an diejenigen, welche diese drei Schriften ganz lesen wollen, damit sie nachher die Auswahl hinzunehmen. Sollte diese Ausgabe B besondern Anklang finden, so ließe sie sich in zweiter Auflage leicht etwas vermehren; denn nach Wegnahme jener ersten Abschnitte sind es nur zwei schmächtige Bändchen. Als Fortsetzung steht eine Auswahl aus Aristoteles in Aussicht; sie wird gewiß praktisch eingerichtet sein, aber dem Gymnasium wird sie nur als Privatlektüre für einzelne dienen können. In den Kreis der Schulschriftsteller gehört Aristoteles nicht; was von seinen Gedanken im Unterricht mitgeteilt wird, ist ausreichend, um auch für ihn das Verlangen nach späterer eingehender Erkenntnis zu wecken. Möchte doch der philosophische Kursus auf der Universität wieder Anklang finden bei den Studenten anderer Fakultäten; die Geschichte der Philosophie, verbunden mit dem Lesen hervorragender Werke, bietet einen unvergleichlichen Schatz dar zum Unterbau für die wissenschaftliche Fachbildung.

Lübeck. **Max Hoffmann.**

Richard Kunze, Die Germanen in der antiken Literatur. Eine Sammlung der wichtigsten Textstellen. I. Teil: Römische Literatur. Mit einer Karte von Altgermanien. Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1906. 113 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Der Verfasser erklärt es für bedauerlich, daß unsere Schüler

ihre Kenntnis vom Cimbernkriege, von der Schlacht im Teutoburger Walde, von Thusnelda weniger der Lektüre der alten Schriftsteller als dem Geschichtsunterricht verdanken. Diese Erwägung hat ihn veranlaßt, im vorliegenden Hefte alles Wesentliche zusammenzustellen, was römische Schriftsteller über das Land, die Sitten und die Geschichte unserer Vorfahren berichten. Weggelassen sind die Stellen aus Caesar und die Germania, weil der Verfasser mit Recht annimmt, daß diese Bücher sich in den Händen aller Schüler befinden. Die Hauptmasse bilden naturgemäß die Abschnitte aus den Annalen und Historien des Tacitus, außerdem finden wir solche aus dem Monumentum Ancyranum, Velleius Paterculus, Valerius Maximus, Pomponius Mela, dem älteren Plinius, Suetonius, Florus, Ammianus Marcellinus und Jordanes. Über die einzelnen Schriftsteller sind kurze, aber ausreichende biographisch-literarische Notizen beigegeben, den Schluß bildet eine Zeittafel und eine Karte von Altgermanien.

Die Verwendung seines Buches denkt sich der Verfasser so, daß es „teils zu schriftlichen Übersetzungen, teils zur unvorbereiteten Klassenlektüre, nicht zum mindesten aber als statarische Lektüre, namentlich für Tacitus“, schließlich auch für die Privatlektüre dienen soll. Für die beiden an erster Stelle genannten Zwecke und für die Privatlektüre scheint es mir recht geeignet zu sein. Als eigentliche Klassenlektüre würde ich es nur ausnahmsweise verwenden. Denn wenn mit einem Schülerjahrgange alle in dem Hefte enthaltenen Stellen aus Tacitus, die fast 60 Seiten füllen, und dann auch noch solche aus den anderen Schriftstellern in der Klasse gelesen und ausführlich behandelt werden, so findet sich schwerlich Zeit, mit ihm noch andere Abschnitte aus Tacitus über die inneren Verhältnisse des Römischen Reiches zur Zeit des Tiberius oder Nero durchzunehmen. Und das scheint mir doch gerade sehr wichtig zu sein, schon aus dem Grunde, weil in diesen die besondere Art des Tacitus mehr hervortritt als in seinen Berichten über die Kriege in Germanien.

Wenn das Heft für die Privatlektüre recht nutzbar gemacht werden soll, dann möchte ihm noch ein knapper Schülerkommentar beigegeben werden.

Zwickau. Theodor Opitz.

Conteurs Contemporains. Neun Erzählungen von André Theuriet, Anatole France, Pierre-Loti, Victorien Sardou, Emile Zola. Für die Schule ausgewählt, bearbeitet und erklärt von J. Hengesbach. Mit 1 Plan. Zweite sorgfältig durchgesehene Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 136 S. 8. geb. 1,40 *M*.

Die Erzählungen, die hier in zweiter Auflage erscheinen, können auch weiterhin als vorzüglich passende Schullektüre bezeichnet werden. Alle enthalten Begebenheiten, die der Schüler, der sie einmal gelesen hat, nicht vergißt. Besonderer Vorliebe

Digitized by Google

erfreut sich stets Zolas Inondation. Feinste Erzählerkunst bietet A. France in seiner Aube auf, um die eigentümliche Stimmung, mit der man 1789 die Revolution in Frankreich (und auch bei uns) begrüßte, wiederzugeben. Betreffs der optimistischen Erwartungen, denen man sich damals wegen des Problems der Verlängerung des menschlichen Lebens hingab, bietet für 53, 22 noch die Théorie des quatre mouvements Fouriers (S. 97), des besten Erben des Geistes des 18. Jahrhunderts, einen Beleg (Warschauer, Geschichte des Sozialismus und Kommunismus im 19. Jahrhundert II 46). — Daß Theuriet hier etwas stark zu Worte gekommen ist, mag die Schulausgabe rechtfertigen; man hüte sich aber vor der überschätzenden Beurteilung, die ihm bei uns oft, ähnlich wie seinem Landsmann Coppé, zuteil wird. Alles in allem demnach eine Sammlung von Erzählungen, deren Ausgabe auch in zweiter Auflage durchaus wieder empfohlen werden kann.

Pforta. Rich. Schoeps.

K. L. Roth, Römische Geschichte nach den Quellen erzählt. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Mit 16 Tafeln Porträts, 8 Tafeln Rekonstruktionen und Münzen, 3 Karten. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. XIV u. 677 S. 8. geb. 6 ℳ.

Nach einem Zwischenraume von 20 Jahren ist endlich eine Neubearbeitung der bekannten, verdienstvollen römischen Geschichte Roths erschienen, die seit Jahren vergriffen war. Die Schuld an dieser langen Pause ist wohl dem frühen Tode des Bearbeiters der 2. Auflage, des Prof. Dr. Westermayer in Nürnberg, zuzuschreiben, für den die Verlagshandlung lange nach Ersatz Umschau gehalten haben mag. Wer dafür gefunden ist, wer also die vorliegende 3. Auflage, die im Vorwort eine sachlich und stilistisch sorgfältig durchgesehene genannt wird, besorgt hat, ist nicht angegeben, wurde dem Referenten auch auf eine Anfrage bei der Verlagshandlung nicht mitgeteilt: der Verfasser will nicht genannt sein; dagegen lernen wir als Mitarbeiter Dr. Sieveking vom Königlichen Museum zu München kennen, der die beigegebenen Porträts auswählte und erläuterte.

Die Vorzüge der Rothschen Geschichtschreibung dürften allgemein bekannt sein: sie bestehen in der frischen, natürlichen Art seiner Erzählung, aus der die Sprache der Quellen überall hervorlugt, und in der sittlichen Tendenz seiner historischen Auffassung. Der ganze Ton der Darstellung paßt in erster Linie für Schüler jüngeren und mittleren Alters, die an der Lektüre des Werkes ihre Freude haben werden; aber auch der ältere Schüler dürfte reichen Genuß davon haben, da in dem Buche zwar keine wissenschaftlichen Untersuchungen, wohl aber im allgemeinen die gesicherten Resultate einer vernünftigen historischen Forschung geboten werden; aus diesem Grunde wird auch der Lehrer sowie das gebildete Publikum überhaupt das

Digitized by Google

Buch mit Erfolg benutzen, um sich schnell über einen Zeitraum, ohne wissenschaftliches Beiwerk, zu orientieren. Um diese anerkannten Vorzüge der 1. Auflage festzuhalten, sind weder in der 2. noch in der 3. Auflage umstürzende Änderungen vorgenommen worden.

Was nun speziell die vorliegende 3. Auflage betrifft, so unterscheidet sie sich schon äußerlich dadurch von der 2., daß sie in einem Bande erscheint; das war nur durchführbar, indem noch mehr Kürzungen als in der 2. Auflage vorgenommen wurden. Unter anderm ist davon betroffen der Abschnitt über die ethnographischen und geographischen Verhältnisse Italiens, der, wie ich meine ohne Schaden, ganz weggefallen ist. Was das Publikum Roths hiervon zu wissen braucht, erfährt es hinreichend durch gelegentliche Bemerkungen, die in den Text eingestreut sind. Die ältere Geschichte Roms, die ja einen durchaus sagenhaften Charakter trägt, wird noch immer in ziemlicher Ausführlichkeit geboten; mit vollem Rechte, denn einmal entspricht das dem Zwecke des Buches, und dann besitzt diese Sagengeschichte einen großen Reiz für jugendliche Gemüter und zugleich einen nicht gering anzuschlagenden bildenden Wert; daß sie aber nicht von unkundigen Lesern für bare Münze genommen wird, dafür ist durch gelegentliche Hinweise genügend gesorgt. Die Kapitel über Literatur und Kunst am Ende größerer Geschichtsabschnitte, deren Hinzufügung in der 2. Auflage ebenso wie die Vervollständigung der Kaisergeschichte in einer Besprechung in dieser Zeitschrift (vergl. 1885 S. 702 ff.) getadelt war, sind beibehalten worden und haben dem Berichterstatter teilweise recht gut gefallen, scheinen ihm auch durch die Art der Darstellung und der Auswahl nicht aus dem Rahmen des Werkes herauszufallen; vor allem soll man den Wert der römischen Kaisergeschichte namentlich auch in bezug auf die Entwickelung des Christentums — die Hinweise darauf scheinen mir zu den gelungensten Stellen des Buches zu gehören — nicht zu gering anschlagen. Da sich die Erzählung Roths und seiner Fortsetzer eng an die Quellen anschließt, so bedarf es keiner Entschuldigung, daß diese Quellen im Inhaltsverzeichnis hinter den einzelnen Kapiteln aufgeführt sind; wer Lust hat, kann sich dadurch leicht einen Überblick über die römische Historiographie verschaffen und zugleich erfahren, was er eventuell an Material über dieses oder jenes Ereignis nachzulesen hat. In der Auswahl der Illustrationen ist manches geändert; so fehlen jetzt, um nur einiges anzuführen, die Porträts Hannibals und Antonius' ebenso wie die opfernde Vestalin, die Lagerszene, die Rekonstruktion der Stadtansicht von Ardea und Syrakus; dafür sind andere eingesetzt. Ob dabei immer das Richtige und Zweckentsprechende getroffen ist, darüber läßt sich vielleicht streiten; das pompejanische Wandgemälde „Sophonisbes Tod" würde ich z. B. sowohl wegen des Gegenstandes

Digitized by Google

als auch wegen der mangelhaften Erhaltung ebenso gern vermissen wie die Porträts einer ganzen Reihe von Kaisern, des Domitian, Commodus, Caracalla, Verus u. a., die kaum verdienen, auch noch im Bilde der Nachwelt bekannt zu werden.

In der Auffassung und Beurteilung einzelner Geschichtsereignisse wird sich naturgemäß nie volle Übereinstimmung erzielen lassen. So war auch in der oben erwähnten Besprechung der 2. Auflage auf mehrere Einzelheiten hingewiesen, die einer Verbesserung bedürftig schienen, und die Rezension schloß mit dem Wunsche, daß bei einer neuen Auflage das Ganze noch einmal recht gründlich durchgearbeitet werden möchte. In mancher Hinsicht ist man dieser Anregung nachgekommen, denn hier und da ist der Ausdruck gebessert und manches Ereignis jetzt mehr der überwiegenden Auffassung entsprechend dargestellt worden; anderwärts glaubte der Verf. am Alten festhalten zu müssen. So findet sich noch immer die bei vielen Ortsnamen gerügte Inkonsequenz, indem sie teils mit der antiken, teils mit der modernen, teils mit beiden Bezeichnungen angeführt werden (z. B. S. 148 Placentia, S. 177 Cirta, S. 366 Massilia, S. 409 Mutina, S. 469 Triest, S. 271 Rhonefluß, S. 148 Neukarthago-Cartagena, S. 152 Ticinus-Tessin (heißt übrigens in Italien Ticino), S. 151 Arar-Saone, Rhodanus-Rhone, S. 271 Aquä Sextiä-Aix, S. 272 Norikum-Tirol (stimmt nicht ganz, Norikum war viel umfassender) u. a. m.); bei der Aufzählung der Priesterämter (S. 15) fehlen auch jetzt noch die Augures und Fetiales, die doch eine wichtige Rolle spielen und wiederholt im Text erwähnt werden; die Erzählung des Streites zwischen Q. Fabius Maximus Rullianus und L. Papirius Cursor (S. 108) hat sich Verf. nach den gegebenen, durchaus zu billigenden Hinweisen zu ändern ebenso wenig entschließen können, wie die Schlacht an der Allia am 18. statt am 16. Juli (S. 83) stattfinden zu lassen. Auch sonst glaube ich vielfach eine andere Auffassung vertreten zu müssen, wovon ich nur das Wichtigste anführe. Ich halte mit Cicero und Livius an der anfänglichen Zweizahl der Tribunen fest gegenüber den 5 des Dionysios, die sich auch Verf. aneignet (S. 53); ob sie wirklich vor 471 in Centuriatkomitien gewählt wurden (S. 59), ist sehr zweifelhaft; Dionysios nennt dafür z. B. Kuriatkomitien. Daß die Patrizier nach 449 an den Tributkomitien teilnahmen (S. 72), ist richtig, zweifellos aber nicht an den alten plebejischen, sondern an den jetzt neu eingerichteten, Patrizier und Plebejer umfassenden, die besonders zur Wahl der niederen Beamten verwendet wurden. Die Gesetzgebung fand nach wie vor in den rein plebejischen Komitien statt und war bis 287 an die vorherige Genehmigung des Senats gebunden. Die überaus wichtige lex Hortensia von 287, eine Folge der 3. secessio, durch die erst die völlige Gleichstellung der Plebejer mit den Patriziern erzielt wird, ist gar nicht erwähnt (S. 120). — Die Anstifter einer neuen Koalition gegen

Digitized by Google

Rom um 285 (S. 120) waren nicht die Tarentiner, sondern die Lukaner, die von Rom um die ihnen für ihre Bereitwilligkeit im zweiten Samniterkriege zugesprochene Beute in Unteritalien betrogen waren. — Daß Hannibal auf dem Kl. St. Bernhard die Alpen überschritten habe, ist durchaus nicht „höchst wahrscheinlich“ (S. 152), viel mehr Gründe sprechen für den Mont Cenis oder auch den Mont Genèvre; ferner ist Hannibal auf keinen Fall bis an den Zusammenfluß von Rhone und Saone (S. 151) gekommen. — Verwirrung herrscht in der Schilderung der Truppenaufstellung und der Schlacht bei Zama: Hannibal hat im 3. Treffen nicht die Italiker, „denen er am wenigsten traute“, sondern vielmehr seine italischen Kerntruppen, mit denen er den Siegeszug durch Italien gemacht hatte, während Scipio im 3. Treffen die dem Blutbade bei Kannä entronnenen Truppen stehen hat, die vor Begierde brannten, ihren guten Ruf wiederherzustellen; hier findet denn auch, nachdem das 2. karthagische Treffen, die Bürgerwehr, völlig versagt hatte, die Entscheidung statt (S. 180). — Griechenland ist unter dem Namen Achaja erst seit Augustus eine besondere römische Provinz, bis dahin gehört es zur Provinz Macedonien (S. 229). — Das Gesetz über die Wiederwählbarkeit zum Tribunat ist nicht erst vom „Tribunen“ C. Gracchus durchgebracht worden, sondern schon vorher, etwa 129, nach dem Tode Scipios, der dagegen gewesen war (S. 260). — In der Chronologie des Jugurthinischen Krieges folge ich Mommsen (Röm. Gesch. II[8] S. 146); danach wird Jugurtha 105, nicht 106 (S. 269) ausgeliefert. — Um Tigranocerta zu erobern, braucht Lucullus nicht erst den Euphrat und Tigris zu überschreiten (S. 300); denn die Stadt liegt zwischen beiden Flüssen. — Wenn es S. 312 heißt, Pompejus hätte sofort bei der Landung in Italien sein Heer entlassen, so klingt das sehr harmlos und verrät nichts von den langen Unterhandlungen, die darüber vorher zwischen Pompejus und dem Senat stattgefunden haben. — Der Hauptgrund für die Auswanderung der Helvetier bestand doch wohl in dem Unvermögen, sich der Umklammerung durch die immer ungestümer vorwärts drängenden Germanen zu entziehen. Wenn sie sich wirklich in ihrem kriegerischen Stolze für unüberwindlich hielten, so konnten sie dies ja gegenüber den Germanen beweisen (S. 353). — Inwiefern Pompejus beim Einmarsch Cäsars in Italien über „weit zahlreichere“ (S. 364) Truppen verfügt haben soll als Cäsar, ist nicht ersichtlich; er hatte nur zwei Legionen zur Hand, noch dazu mißvergnügte und unzuverlässige — etwa 7000 Mann —, während Cäsar mit der 13. Legion — 5 bis 6000 M. — den Vormarsch antritt. — Ganz merkwürdig ist es, daß die tribuni aerarii „plebejische“ Mitglieder der Gerichtshöfe genannt werden im Gegensatz zu den „senatorischen und ritterlichen“, als ob von diesen nicht auch die meisten dem Stande der Plebejer angehört hätten (S. 387). — Des

Digitized by Google

Krassus Niederlage bei Karrä ist 53, nicht 47 (S. 437). — Für die Maße des Pantheons habe ich von glaubwürdiger Seite andere Zahlen angegeben gefunden, namentlich differieren dieselben in der Höhe; erwähnt konnte doch wohl auch werden, daß es der einzige in seinen Mauern und Gewölben vollständig erhaltene antike Bau Roms ist und heute als christliches Gotteshaus und Begräbnisstätte der italienischen Könige benutzt wird (S. 498). — Die Zahl der 86 000 Plätze im Colosseum will aus der Literatur nicht verschwinden, nachdem sie durch ein Mißverständnis hineingekommen ist (S. 500); es hatten höchstens 45 000 Menschen Platz. — Verwechselt sind vestibulum und fauces (S. 501); vestibulum ist der Raum zwischen Straße und zurückliegender Haustür, danach folgen die fauces bis zum atrium. — Daß das Zehentland seinen Namen von dem Pachtzehnten hatte, den die dortigen Kolonisten zu zahlen hatten (S. 575), ist ganz unwahrscheinlich; die agri decumates bedeuten eben bis heute ein Rätsel (vergl. Köpp, Die Römer in Deutschland S. 65). — Der Geschichtschreiber Trogus heißt nicht Pomponius, sondern Pompejus (S. 579). — Ob Augustus die Macht nur „scheinbar" mit dem Senate teilte (S. 613), ob er ihm nicht vielmehr aus Überzeugung einen Teil der Regierung abtrat, ist heute mehr denn je zweifelhaft; neuere Forscher neigen der zuletzt erwähnten Ansicht zu (vergl. Eduard Meyer, Hist. Zeitschrift Bd. 91, S. 385 ff.). — Bei der Entscheidungschlacht von Saxa Rubra ist zwar das Datum, nicht aber das Jahr — 312 — genannt (S. 617). — Der Erklärung von Alamannen als „ganzen Männern, Helden" vermag ich mich nicht anzuschließen (S. 587), vielmehr beziehe ich den Namen auf die „allerlei" Völker, die unter ihnen zusammengefaßt wurden. — Was heute in Rom als Rest der Servianischen Mauer gezeigt wird, trägt diesen Namen mit Unrecht; vom Servianischen Wall, der nur aus einer Erdaufschüttung mit Palisaden bestand, ist nichts mehr übrig, und die noch vorhandenen Reste eines stattlichen Quaderbaus gehen zurück auf die Erneuerung von Roms Befestigung nach der Zerstörung durch die Gallier; demgemäß ist die Äußerung S. X zu verstehen.

Der Ausdruck ist mehrfach der Verbesserung bedürftig; so S. 69 „Appius verderbte sich mit seinen Amtsgenossen", S. 130 „Terrain", S. 287 „aus in Etrurien geworbenen Sklaven", S. 419 „in der Hauptstadt einziehen", S. 473 „die mehr nördlich gelegenen Sueven" und das sehr oft vorkommende überaus unschöne „ersterer" und „letzterer"; anderes scheint auf das Konto des süddeutschen Sprachgebrauchs zu kommen, wie S. 283 „sein Vater war auf seiten der Römer gestanden" und sehr häufig „hiezu, hiemit, hiedurch". Zu festen Grundsätzen in der Bildung des Genitivs und Dativs ist Verf. noch nicht gekommen, denn es finden sich „Senates" und „Senats", „Senate" und „Senat" (ebenso natürlich auch andere

Substantiva) wiederholt nebeneinander; eine gewisse Nachlässigkeit zeigt sich auch in dem doppelten Gebrauch von „Pergamon“ (S. 255) und „Pergamus“ (S. 288), „Virgil“ (S. 458 u. 485) und „Vergil“ (S. 495), „Oktavius“ (S. 414), sonst immer „Oktavianus“, ebenso wie in der verschiedenen Verwendung des Kommas in ganz gleichartigen Fällen, z. B. „durch den Pöbel unterstützt hatte Hannibal Tarent an sich gebracht“ (S. 165) und „einer Familie des Ritterstandes entsprossen, war Cicero herangewachsen“ (S. 294); eigenartig ist auch die Auslassung des Kommas vor vollständigen mit „und“ angeknüpften Sätzen, wie „eine Deputation kehrte von Chrysogonus beschwatzt zurück und dieser blieb im Besitze des Gutes (S. 295), „Pompejus verweilte lange und es verging fast das ganze Jahr“ (S. 312), „die Optimaten waren meist gegen ihn und so konnte er“ (S. 313); in dem Satze „die 6 Legionen begannen, das Lager aufzuschlagen“ (S. 357) u. ä. muß nach dem gewöhnlichen Brauche das Komma ausfallen, sinnlos ist es in dem Satze „nicht bloß die von den beiden Konsuln befehligten Truppen, sondern auch die unter Oktavianus stehenden Legionen, wurden seinem Befehle unterstellt“ (S. 413) hinter „Legionen“.

An Druckfehlern, die im ganzen selten sind, erwähne ich folgendes: S. X Kapitalhöhe (Kapitolhöhe), S. XIV Kabinets, S. 95 Zerrütttung, S. 108 der Vaters, S. 165 Hanuibal, S. 340 empsahl (empfahl), S. 407 Chrenhaftigkeit, S. 553 gewissermassen, S. 599 zn; vielfach steht „U“ für „Ü“, z. B. S. 424 Uberfahrt, S. 599 Uberfallen, dagegen S. 432 Übung, S. 433 Übereinkunft; S. 485 ist em-pfangen falsch abgeteilt, Paullus schreibt man besser mit einfachem l. Druck, Papier und die ganze Ausstattung sind gut.

Wenn somit die 3. Auflage von Roths römischer Geschichte noch manche Mängel aufweist, die durchaus einer Verbesserung bedürfen, so ist sie doch auch schon in der vorliegenden Form zweifellos ein schätzenswertes Mittel, um der deutschen Jugend das Verständnis für die Größe und die Bedeutung des Römervolkes zu erschließen, und sie sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Dessau. G. Reinhardt.

---

1) Behme und Krieger, Führer durch Tsingtau und Umgebung. Dritte Auflage mit 12 Karten, einem Stadtplane und 120 Abbildungen Wolfenbüttel 1906, Heckners Verlag. 122 S. kl. 8.

Ein ganz ausgezeichneter „Führer durch Kiautschou“, der in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte, denn dieses unser einziges asiatisches Schutzland ist zugleich das am gründlichsten durchforschte und bei seiner hohen Bedeutung als Stützpunkt für unsere Flotte sowie für unsere Handels- und sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen in China von höchster Wichtigkeit.

Digitized by Google

Kiautschou verdient deshalb in dem vorgeschriebenen Kursus über deutsche Schutzgebiete auf unseren höheren Lehranstalten ganz besonders scharf gekennzeichnet, zutreffend geschildert zu werden. Stoff dazu kann sich der Lehrer aus vielen dicken Büchern zusammenholen, aus keinem Buch aber besser und leichter als aus diesem kleinen „Bädeker", der obendrein mit einer Fülle guter Karten und tadelloser Abbildungen (durchweg nach photographischen Originalaufnahmen) ausgestattet ist.

Hübsch übersichtlich gegliedert, beschert uns das knapp, klar und verläßlich geschriebene Büchlein alsbald Auskunft über alles, was man von Land und Volk, von dem erfreulichen Fortschritt unserer dortigen kolonialen Entwicklung und deren hoher Wichtigkeit für die Zukunft wissen will.

Nur wird der Lehrer die erste Zeile über die Lage der prächtigen Hauptstadt Tsingtau (S. 7) sich nur zur Warnung dienen lassen. Es heißt da: „Tsingtau liegt auf 36 Grad nördlicher Breite". Das ist 1. ein verrottetes Geographendeutsch und 2. ein neuer drastischer Beweis, wozu es führt, wenn man nach hergebrachtem Schlendrian Grade und Grenzlinien der Grade mindestens im Ausdruck miteinander verwechselt. Tsingtau liegt wie Gibralter nördlich vom 36. Parallelkreis, folglich unter dem 37. Breitengrad.

Als Druckfehler sind zu berücksichtigen S. 17 Pinus Thunbergii (statt Thumbergii) und S. 18 Robinia pseudacacia (statt pseudaccacia). Die Bewohnerzahl Tsingtaus betrug im September 1905 1225 Europäer (ohne Garnison), die der chinesischen Nebenstadt Tapautau 28 477. Die miteingeheftete Karte der Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd könnte wegfallen oder müßte anderenfalls ihrer verballhornten Namenschreibung (Munich, Marseilles, Algiers usf.) erledigt werden.

2) E. Debes, **Physikalische Schulwandkarte des Deutschen Reichs und seiner Nachbargebiete**, im Anschluß an des Herausgebers Schulatlanten bearbeitet. Dritte Auflage. Leipzig 1906, Wagner & Debes. 6 ℳ, auf Leinw. mit Stäben 13 ℳ.

Diese große Wandkarte, die ganz Mitteleuropa im Maßstab von 1 : 880 000 darstellt, muß auf unseren Schulen viel gebraucht werden, wie die schon wieder nötig gewordene Neuauflage zeigt. Das verdient sie auch bei ihrer kräftigen Zeichnungsweise, dem trefflich durch das bekannte Sydowsche Kolorit (Grün durch Lichtgelb in Braun) unterstützten plastischen Ausdruck des Geländes, bei der deutlichen Wiedergabe der Gewässer in Dunkelblau, der Verbannung der Teilstaatengrenzen sowie der unnütz dicken Namenaufschrift. So erhält der Schüler bis auf weiten Abstand von der Karte ein eindrucksvolles Abbild der Natur seines Vaterlandes, wie man es nur wünschen kann.

Für weitere Auflagen bleiben nur ganz wenige und unbedeutende Einzelheiten zu etwaiger Abänderung zu erwähnen.

Statt Süder-See, wie der Name im deutschen Nordwesten noch heute volkstümlich lautet, sehen wir hier noch das altväterische „Zuider-See", was wir doch nun den Niederländern überlassen dürfen. Fraglich dagegen dünkt, ob der Klammerbeisatz „Ruhr" zum Namen der linksrheinischen Roer statthaft ist; man hat zwar Ruhr zu sprechen, allein auch diesseit der niederländischen Staatsgrenze schreibt man Roer. Der französische Zirkumflex auf Rhone bleibt auf deutschen Karten so gut wie in deutschen Büchern füglich weg. Die Schreibung „Thüringer-Wald" oder „Thüringer Wald" verdient nicht den Vorzug vor der neuerdings üblich gewordenen „Thüringerwald", denn der Name hat nur den Einwortaccent auf dem a. Vollends die Schreibung „Franken-Wald" in gleicher Trennung ist kaum wünschenswert.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

---

1) Heinrich Weber und Josef Wellstein, Enzyklopädie der Elementar-Mathematik. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende. I. Band: Elementare Algebra und Analysis. II. Band: Elemente der Geometrie. Leipzig 1906, B. G. Teubner. I, zweite Auflage. XVIII u. 538 S. II: XII u. 602 S. geb. 9,60 und 12,00 ℳ.

Der Gedanke einer Enzyklopädie der Elementar-Mathematik hat die Fachkreise in den letzten Jahren lebhaft bewegt. Auf eine Zuschrift von G. Holzmüller an H. Schotten (abgedruckt in Ztschr. f. math. u. naturw. Unt. 33 S. 153—163) wurde der Gegenstand auf der 12. Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften zu Düsseldorf 1902 nach einem einleitenden Vortrag von Schotten (abgdr. in der Ztschr. f. math. u. naturw. Unt. 33 S. 217—229) einer lebhaften Besprechung unterzogen (Bericht in Pietzkers Unterrichtsblättern f. Math. u. Naturw. VIII S. 97—102). Seither haben besonders noch H. Weber (Über die Stellung der Elementar-Mathematik in der mathematischen Wissenschaft. Jb. d. deutschen Mathematiker-Vereinigung XII S. 398ff.) und P. Stäckel (Die Notwendigkeit regelmäßiger Vorlesungen über Elementar-Mathematik an den Universitäten. Ebenda XIII S. 524ff.) sich zu der Sache geäußert.

Die literarische Erscheinung, der diese Anzeige gilt, soll doch wohl die Leistung sein, die die Erwartungen und Forderungen zu erfüllen bestimmt ist. Möge also zunächst kurz zusammengefaßt werden, was man von einer solchen „Enzyklopädie" erwartete, und von da aus Stellung zu dem vorliegenden Werke genommen werden. Holzmüller hatte in das Gebiet der Elementarmathematik alles gerechnet, was ohne Hilfe der höheren Analysis, also ohne Differential- und Integralrechnung behandelt werden kann, und zwar mit hinreichender Strenge behandelt werden kann. Ein Kompendium sollte kurz und knapp und möglichst ohne Beispiele nicht nur das Lehrgebäude jeder Disziplin bringen,

Digitized by Google

sondern auch alle wesentlichen Methoden berücksichtigen, nach denen sich die Resultate ableiten lassen. Dabei aber sollte es möglichst bis zu der Grenze der Forschung vordringen und somit auf jedem Einzelgebiete gewissermaßen den Kern des Wissens bilden, das jeder Fachlehrer beherrschen müßte. Schotten wendete sich in seinen Ausführungen gegen dreierlei: in erster Linie gegen die immerhin willkürliche Begrenzung des gewissermaßen dogmatisch geforderten Wissens der Fachlehrer, gegen die Ausschaltung aller Anwendungen infinitesimaler Methoden, gegen die methodische Gestaltung der Darstellung an Stelle einer systematischen Anordnung des Stoffes. In der an Schottens Vortrag sich anschließenden Diskussion wurde die Notwendigkeit systematischer Anordnung, d. h. einer wenn auch äußerlichen Systematik, die die Benutzung des Buches als bequemes Nachschlagebuch ermöglichen möchte, besonders von Pietzker, die Unentbehrlichkeit einer Übersicht über sämtliche Methoden und vielleicht auch einer gesichteten Sammlung des ganzen Aufgabenstoffes von Böttcher, die Forderung eines selbständigen literarischen Nachweises über die Leistungen auf den einzelnen Gebieten der elementaren Mathematik von Bode hervorgehoben. F. Klein betonte bei seinen Mitteilungen über die an einzelnen Universitäten z. Z. gehaltenen Vorlesungen über Elementar-Mathematik, die er als allgemein-orientierende Vorlesungen für höhere Semester kennzeichnete, das Bestreben, die Grundlagen der in Betracht kommenden Gebiete möglichst streng herauszuarbeiten. Als erstrebenswertes Ziel bezeichnete er neben der Erschöpfung der Einzelgebiete nach ihrem wesentlichen Inhalte die Aufzeigung der gegenseitigen Beziehungen, der Netzverbindungen. Und hatte Böttcher es für unmöglich erklärt, den Infinitesimalg e d a n k e n auszuschließen, so erklärten sich Bode und Kaiser geradezu für die Aufnahme der Elemente der Differential- und Integralrechnung. Stäckel seinerseits hat es als die Aufgabe der Vorlesungen über Elementar-Mathematik an der Hochschule bezeichnet, die Elemente von einem höheren Standpunkte aus zu behandeln, sie dadurch dem gereiften Urteil der höheren Semester interessant zu machen, beides aber, tiefere Einsicht und Interesse zu fördern durch die Berücksichtigung des historisch-literarischen Momentes. Ähnlich hat dann endlich Weber die Bestimmung seines Werkes charakterisiert.

Am wenigsten gerecht wird die vorliegende „Enzyklopädie" dem Wunsche nach eingehender, womöglich vollständiger Angabe der Literatur. Freilich, die Erfüllung dieser Forderung würde das Werk wohl zu Dimensionen haben anschwellen lassen, die seine Verbreitung recht erschwert hätten. Immerhin ist das Wichtigste wohl im allgemeinen angegeben, besonders in den in der zweiten Auflage des ersten Bandes dankenswerterweise neu hinzugefügten Abschnitten über die geschichtliche Entwicklung

Digitized by Google

der in den einzelnen Kapiteln vorgetragenen Lehren. Diese historischen Darstellungen sind recht übersichtlich und heben das Hauptsächlichste stark genug hervor. Betrachtet man sie — und das wollen sie doch wohl auch sein — als Anhänge zu der Entwicklung des Lehrstoffs, so sind sie als zweckentsprechend zu bezeichnen. Abweichend von der ursprünglichen Begrenzung des Stoffes in der ersten Auflage des ersten Bandes enthält die zweite auch einen Abschnitt über „Funktionen, Differentiale und Integrale". Freilich die 30 Seiten, die er umschließt, ermöglichen nur in der herkömmlichen Form die Entwicklung der einfachsten Begriffe und Lehren. In dieser Form ist er keine Bereicherung des Buches, sondern nur ein belangloses Anhängsel, da jedes Kompendium der Infinitesimalrechnung in seinen ersten Kapiteln dasselbe bietet. Hier hätte, oder auch in dem zweiten Teile, ein Kapitel stehen sollen, das zusammenfassend alle die Methoden behandelt, alle die Punkte angibt, wo die Elementar-Mathematik für die Bewältigung ihrer Aufgaben infinitesimaler Betrachtungsweisen benötigt. Überhaupt, der Anforderung, alle möglichen Methoden zu geben, die für die Behandlung einer Disziplin, für den Beweis eines Satzes sich darbieten, kommt das Werk nur in geringem Maße nach. Allerdings ist die Aufgabe schwer zu lösen, vielleicht gar nicht, im Rahmen einer Darstellung, wie der vorliegenden. Es erscheint fraglich, welche Anwendung zu wählen wäre, diejenige der Unterordnung der Methode unter die Aufgabe oder die umgekehrte. Übersichtlichkeit und Innehaltung einer mäßigen Buchbegrenzung würden schwerlich mit der Lösung zu vereinigen sein.

So stellt sich das Buch im wesentlichen dar als eine systematische Darstellung der Lehren der Elementar-Mathematik, von einem höheren Gesichtspunkte aus gegeben — sofern die Verfasser Leser voraussetzen, denen der Stoff im wesentlichen bekannt ist —, bestrebt, die Grundlagen der Wissenschaft strenger zu gestalten, wie das besonders in den einleitenden Abschnitten beider Bände in rühmenswerter Weise hervortritt, den Leser hinausführend über die Grenzen der Schul-Mathematik, indem Gebiete Behandlung finden, die z. Z. noch nicht Gegenstand des Schulunterrichtes sind, obwohl sie gewissermaßen im Bereich desselben liegen. Ich denke an die Abschnitte über Kreisteilung (I 18), über Unmöglichlichkeitsbeweise (I 19), über unendliche Produkte (I 25) und die Transcendenz von e und π (I 26). Ferner an den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes (die natürliche Geometrie als eine der unendlich vielen Erscheinungsformen einer rein begrifflichen Geometrie), an den dritten, der die Grundlegung der projektiven Geometrie, an den sechsten, der die Sphärik und Sphärische Trigonometrie behandelt. Und auch den zehnten (Drehungsgruppen und reguläre Körper) möchte ich dahin rechnen. Alle diese Kapitel führen, obwohl sie im Gebiet der Elementar-Mathe-

Digitized by Google

matik bleiben, doch weit hinaus über die Grenze der Schulmathematik, und aus ihrem Studium mag wohl, wie Stäckel fordert, das erhöhte Interesse und die vertiefte Einsicht fließen. Ihr Studium ist keineswegs leicht, vor allem der zweite Abschnitt über die Metageometrie erfordert zunächst nicht ganz geringe Aufmerksamkeit, aber sie wird gelohnt durch die Belehrung, die man empfängt, und durch die Freude an der virtuosen Darstellung.

Eine kurze Angabe der behandelten Gebiete mag diese Anzeige beschließen. Der erste Band enthält in drei Büchern die Grundlage der Arithmetik, die Algebra und die Analysis; das zweite ebenfalls in drei Büchern die Grundlagen der Geometrie, die Trigonometrie, die Analytische Geometrie der Ebene und des Raumes und die Stereometrie.

Als die Aufgabe einer Anzeige des Werkes in dieser Zeitschrift kann nicht bezeichnet werden, im einzelnen diese oder jene Ausstellungen zu machen. Es kann sich nur darum handeln, zu kennzeichnen, welchen Wert das Buch als Ganzes für die mathematischen Fachlehrerkreise der höheren Schulen, der Gymnasien im besonderen, haben mag. Rechtfertigt sich hieraus die eingehende Heranziehung fachmännischer Kundgebungen, so gestattet das Gesagte nun wohl das Endurteil, daß wir Lehrer in dieser „Enzyklopädie der Elementar-Mathematik“ sicherlich ein sehr dankenswertes Geschenk erhalten haben, das, wenn auch nicht in allen, so doch in den wichtigsten Beziehungen die Lücke ausfüllt, deren Vorhandensein so lebhaft empfunden wurde. Als Mittel, die Gedanken, die wir unsern Schülern nahebringen, von höheren Gesichtspunkten im Zusammenhange aufzufassen, wird es uns allen Dienste leisten können, dem jüngeren, der ins Amt tritt, mag er geeignet sein das Interesse zu erhöhen für die Gegenstände, mit denen er sich demnächst zu beschäftigen haben wird. So möge es bald in jeder Anstaltsbibliothek, in vielen Mathematikerbibliotheken eine Stelle finden.

2) O. Schellhorn, Planimetrische Beweise mit Anhang: Algebraische Regeln. Lehrbuch für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht, hauptsächlich aber für die Vorbereitung der Schüler auf die Lehrstunde bis Untersekunda. Essen 1906, G. D. Baedeker. IV u. 114 S. 8. 1,20 *M.*

Das Büchlein enthält den Lehrstoff der Klassen Quarta bis Untersekunda in Planimetrie und Arithmetik in der herkömmlichen Anordnung. Der Verfasser sieht seine Existenzberechtigung darin, daß die Beweise und Sätze in ausführlicher Darstellung gegeben sind, daß Hinweise auf frühere Paragraphen, die dem Schüler oft nicht verständlich sind, vermieden werden und daß der Schüler zum korrekten Ausdruck angehalten wird. Bezüglich des letzteren sind die Ansichten ja keineswegs geklärt. Der Berichterstatter muß z. B. gestehen, daß die Formulierung des Satzes in § 113 „Dreiecke, welche einen Winkel gleich haben

Digitized by Google

etc." statt „Dreiecke, welche einen gleichen Winkel haben", ihm anstößig erscheint. Im allgemeinen wird das Werkchen seine Aufgabe voll erfüllen, indessen kaum besser als manches schon vorhandene.

3) H. Maurer, Methodisch geordnete Sammlung geometrischer Aufgaben in bildlicher Darstellung. 3360 Aufgaben in vier Bänden. Zum Selbststudium und zum Unterricht an höheren Lehranstalten. Zürich 1906, E. Speidel. I. Band. (Aufg. 1—840.) VIII u. 208 S. 8. 2,50 ℳ.

Das Buch enthält auf 104 Tafeln 840 Figuren, deren jede durch besondere Bezeichnung von Punkten und Linien eine planimetrische Aufgabe darstellt. Ein Text fehlt vollständig. Der Verfasser verspricht sich viel von dieser Art, dem Schüler die Aufgabe vorzulegen. Der Lernende ersehe daraus sofort, was gegeben und was gesucht sei, und müßte vor der Lösung die Aufgabe zunächst in Worte kleiden. Die Anschaulichkeit habe zur Folge, daß jede Aufgabe schnell und richtig aufgefaßt werde. Der Berichterstatter kann sich nicht so ganz der Hoffnung anschließen, die auf diese Methode gesetzt wird. Das Naturgemäße ist stets, daß die Aufgabe in Worten vorliegt, daß der Schüler die Begriffe in die Anschauung übersetzt. — Das beigebrachte Material ist ja sehr reichhaltig, aber auch recht eintönig. Der Preis von 10 ℳ für das ganze Werk dürfte der Verbreitung auch keinen Vorschub leisten.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Oskar Weißenfels*).

Als wir uns am Morgen des 5. Juli hier im Schulgebäude zu unserer gewohnten Tätigkeit einstellten, wurden wir alle, Schüler und Lehrer dieses Gymnasiums, auf das tiefste durch eine schmerzliche Trauerkunde bewegt und erschüttert. Der erste Oberlehrer unserer Anstalt, der ihr seit mehr als 39 Jahren angehörte, Herr Professor Dr. Oskar Weißenfels, war uns durch einen jähen Tod entrissen worden. Am Vormittage des vorhergehenden Tages hatte der anscheinend nie Kranke noch unter uns geweilt und in gewohnter Weise seinen Unterricht erteilt. In der achten Abendstunde hatte ein Herzschlag seinem gesegneten Leben ein Ende gesetzt. Ein glänzender und geistvoller Vertreter des humanistischen Bildungsideals, ein vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller auf dem Gebiete des klassischen Altertums und der Pädagogik ist mit ihm dahingegangen; ein anregender, die Geister und Herzen heranreifender Jünglinge fesselnder Lehrer ist aus unserer Gemeinschaft geschieden; und um den zärtlich und liebevoll für sie sorgenden Gatten und Vater trauern in tiefem Schmerze seine Witwe und seine beiden Töchter.

Es ist kaum möglich, in kurzen Worten das Leben unseres entschlafenen teuren Amtsgenossen und Freundes zu schildern, ein Leben, das zwar an äußeren Ereignissen nicht reich war, aber um so reicher an unermüdlicher geistiger Arbeit und an geistigen Errungenschaften.

---

*) Diese Rede wurde am 25. August 1906 in der Aula des Königlichen Französischen Gymnasiums gehalten. Über das Elternhaus, die Schuljahre und die Studienzeit des Verstorbenen hatte mir sein Bruder, Herr Professor Dr. Paul Weißenfels am Pädagogium zu Züllichau, freundlichst Mitteilungen gemacht, wofür ihm auch an dieser Stelle noch herzlich gedankt sei. Die fast vierzigjährige Zeit, die Weißenfels am Französischen Gymnasium gewirkt hat, kenne ich aus eigener Erfahrung. Im Sommer 1868 ist er mein Ordinarius in Quarta gewesen, dann habe ich bei ihm in Obersekunda Deutsch und zwei Jahre lang in Prima Lateinisch gehabt. Seit Ostern 1881 bin ich ohne Unterbrechung neben ihm am Französischen Gymnasium tätig gewesen. Besonders nahe getreten in seiner Art und seinem Wesen ist mir Weißenfels endlich noch dadurch, daß meine beiden jüngsten Söhne das Glück gehabt haben, jeder zwei Jahre lang, seine Schüler in der Prima zu sein. So konnte ich über den teuren Mann reden als sein Schüler, sein Amtsgenosse und als Vater seiner Schüler.

Digitized by Google

Oskar Weißenfels wurde am 14. Juni 1844 in Zehden an der Oder geboren, wo sein Vater als Arzt lebte. Er war das älteste von vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter. Die erste Schulbildung erhielt der Knabe in Landsberg an der Warthe, wohin der Vater 1850 als Kreiswundarzt berufen worden war. Der Vater, der für Vergnügungen keinerlei Ausgaben zu machen pflegte, scheute kein Opfer für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Söhne und widmete die geringe Zeit, die ihm seine Berufsgeschäfte übrigließen, ausschließlich seinen Kindern. Leider sollte er die Früchte der sorgfältigen Erziehung, die er ihnen zuteil werden ließ, nicht mehr ernten. Im besten Mannesalter erlitt er einen Schlaganfall, und nach etwa dreijährigem Leiden starb er, als der älteste Sohn eben erst die Universitätsstudien begonnen hatte. Wohl aber war der Mutter das Glück beschieden, ihre drei Söhne als tüchtige Männer in geachteten Lebensstellungen zu sehen. Sie ist ihren Kindern erst vor wenigen Jahren in dem hohen Alter von 85 Jahren entrissen worden. Sie war eine rastlos tätige, geistig sehr angeregte Frau, die fast bis zu ihrem Todestage klar und gewandt die Feder führte.

Vor einem halben Jahrhundert waren die höheren Unterrichtsanstalten in Preußen noch dünn gesät. So besaß Landsberg an der Warthe, damals eine Stadt von 12000 Einwohnern, als höchste Schule nur eine gehobene Bürgerschule, deren Endziel den Wünschen der Eltern nicht genügte; denn alle drei Söhne sollten studieren. Bei der Wahl eines Gymnasiums kam in erster Linie das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin in Betracht, besonders auch deswegen, weil es durch einen seiner früheren Schüler, den Prediger an der Landsberger Konkordienkirche Nothnagel, der den Knaben in den Anfängen des Griechischen unterrichtete, warm empfohlen wurde. So trat der 13jährige Knabe zu Ostern 1857 in die Untertertia dieser alten und berühmten Anstalt ein, mit einer Anwartschaft auf eine Alumnatsstelle, die ihm bereits nach einem halben Jahre mit der Versetzung nach der Obertertia zuteil wurde.

Die strenge Zucht des Internats hat er niemals als eine lästige Fessel empfunden; sie mutete ihn nach der strengen Zucht im Elternhause überhaupt nicht als etwas Neues an und schien ihm die natürliche Vorbedingung zur Befriedigung seines Wissensdranges.

Zu Michaelis 1862 wurde Weißenfels mit einem glänzenden Reifezeugnis entlassen und studierte nun in Berlin die alten Sprachen, daneben aber auch Deutsch und Philosophie. Er war nicht nur ein fleißiger Zuhörer in den Vorlesungen, sondern beteiligte sich auch lebhaft an den seminaristischen Übungen seiner Dozenten. Geradezu auffallend war die Lebhaftigkeit und die Sachkenntnis, die er bei den philosophischen Übungen Adolf Trendelenburgs zeigte, und die Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache sowie der Sinn für Kritik in Moriz Haupts Seminar, dem es recht zu machen nur wenigen und diesen wenigen nicht immer gelang. Sein unermüdlicher Geist bedurfte keiner Erholung; nur Klavierspiel und der Besuch der Sinfoniekonzerte und der Königlichen Theater, besonders des Opernhauses, brachte Abwechslung in seine Studien.

Im Sommersemester 1866 wurde er von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität zum Doktor promoviert, nachdem er die Prüfung magna cum laude bestanden hatte.

Digitized by Google

Vor 40 Jahren dachte man weder an den Universitäten noch an den Gymnasien an ein gründliches Studium der modernen fremden Sprachen, und noch weniger erstrebte man eine praktische Beherrschung des Französischen und des Englischen. Zumal das Joachimsthalsche Gymnasium setzte von alters her seinen Stolz auf eine in die Tiefe und in die Breite gehende Ausbildung in den alten Sprachen, neben denen alle andern Fächer in den Hintergrund zu treten hatten. So hatte auch Weißenfels als Schüler dem beiseite geschobenen Französisch schwerlich Interesse entgegengebracht, und noch als Student hatte er für die französische Sprache nur ein Achselzucken. Da plötzlich, gleichsam einer Eingebung folgend, kaufte er und las einen ganzen Haufen französischer Klassiker. Gleichzeitig ging er auch an die praktische Aneignung der Sprache heran, nahm mit Eifer und bestem Erfolge Unterricht in der französischen Konversation und legte so den Grund zu der umfassenden Kenntnis der französischen Literatur, die er besaß, und zu jener ungewöhnlichen Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch dieser Sprache, wie sie Nichtfranzosen nur in äußerst seltenen Fällen erwerben. Der 22jährige Jüngling, der stets mit heißem Bemühen seinen Geschmack ebensowohl wie seinen Geist auszubilden suchte, war von dem seiner eigenen Art kongenialen Wesen der französischen Sprache unwiderstehlich angezogen worden.

Die Fertigkeit, mit der Weißenfels das Französische handhabte, war um so bewunderungswürdiger, als er sie außerhalb des französischen Sprachgebiets, ausschließlich in Berlin, erworben hatte. Erst sehr viel später hat er zwei kurze Besuche in Frankreich gemacht. Im Oktober 1888 ist er vierzehn Tage in Paris gewesen, und im Herbst 1904 hat er sich etwa eine Woche in Grenoble aufgehalten. Auch die Stätten des klassischen Altertums hat Weißenfels, dessen Geist in Athen und in Rom heimisch war, nie mit leiblichen Augen geschaut. Es widerstrebte seinem feinen Empfinden, in raschem Fluge mitten unter einem Schwarm lauter und gedankenloser Touristen, von Ort zu Ort zu eilen. Und zu liebevollem Verweilen hätte es eines längeren Urlaubs bedurft, den nachzusuchen er sich nicht entschließen mochte. Ebensowenig spürte er in sich den Drang, hohe Berge und weite Fernen aufzusuchen. Ein Aufenthalt an der Ostsee und ganz besonders eine achttägige Fußwanderung durch unsere schönen Mittelgebirge, die er lieber in die Herbstferien als in den entweder heifsen oder regnerischen Juli legte, das war ihm die willkommenste Erholung nach fleifsiger Arbeit und die beste Stärkung zu neuem geistigen Schaffen.

Doch um zu der Darstellung seines Lebensganges zurückzukehren, so legte Weißenfels im Winter 1866/7 die Staatsprüfung ab und erlangte die volle Lehrbefähigung im Deutschen, Lateinischen, Griechischen, in der Philosophie und auch im Französischen. Mit diesem Zeugnis wandte er sich an den damaligen Direktor des Französischen Gymnasiums Lhardy und bat darum, das Probejahr an dieser Anstalt antreten zu dürfen. Er wurde angenommen und sofort nach abgelegtem Probejahr zu Ostern 1868 fest angestellt.

Gleich beim Beginn seiner Lehrtätigkeit übernahm Weißenfels den lateinischen Unterricht in der damals noch einzigen Prima unseres Gymnasiums und erteilte ihn von Anfang an trotz seiner Jugend dank einer natürlichen pädagogischen Begabung und dank seinem rastlosen Fleiße mit

Digitized by Google

schönstem Erfolge. Diesem Fache waren damals noch und noch auf lange hin zehn Wochenstunden in der Prima des Französischen Gymnasiums zugewiesen und Ziele gesteckt, die von den heute erstrebten wesentlich verschieden waren, zu deren Erreichung aber Weißenfels auf das glücklichste beanlagt war. Wie er selbst das Lateinische gewandt und fließend sprach und schrieb, so entfaltete er eine staunenswerte Geschicklichkeit in der Kunst, seine Primaner zum Sprechen und Schreiben des Lateinischen anzuleiten. Wenn er zur lateinischen Sprache griff, wozu er stets gern geneigt war, auch nachdem die Übungen im praktischen Gebrauch dieser Sprache sehr eingeschränkt worden waren, so fügte er nie rein äußerlich einzelne Wörter oder aus den alten Schriftstellern entnommene Redewendungen aneinander, vielmehr besaß er das sichere romanische Sprachgefühl, das ihn zu einer Art selbstschöpferischer Handhabung der alten Sprache befähigte. Man merkte, daß ein Meister auf dem ihm wohlvertrauten Instrumente spielte.

Neben dem Lateinischen in der Prima hat er dann noch in einer der mittleren Klassen meistens das Lateinische, aber auch das Griechische und das Französische gelehrt. Überaus anregend und fesselnd und unvergeßlich für alle, die das Glück gehabt haben, daran teilzunehmen, waren die deutschen Stunden, die er etwa in dem ersten Jahrzehnt seiner Tätigkeit in der Obersekunda gegeben hat.

Seitdem im Jahre 1885 die Prima geteilt worden war, ist Weißenfels fast ausschließlich nur noch in den beiden Primen beschäftigt gewesen, indem er gewöhnlich in der einen Prima den lateinischen und den französischen, in der anderen den deutschen und bis auf die Homerstunden in der einen, bisweilen auch in beiden Klassen, den griechischen Unterricht innehatte.

Oskar Weißenfels wurzelte mit seinem Fühlen und Denken im klassischen Altertume. Homer und Sophokles, Plato und Thukydides, Demosthenes, Plutarch, Lucian; Lukrez und Cicero, Horaz und Tacitus waren die Lieblinge seiner Jugend gewesen und sind die treuesten Freunde seiner Mannesjahre geblieben.

Er hatte sich aber nicht in das Altertum wie auf eine ferne glückliche Insel geflüchtet, um weitab von dem Geräusch des Tages mit den teuren großen Alten vertrauten Umgang zu pflegen. Sein viel umspannender Geist war ebenso heimisch in den Worten und Werken der Dichter und Denker aus Deutschlands klassischer Periode. Kant und Herder, Winckelmann und Lessing, Goethe und Schiller waren ihm zum innersten Besitztum und zu persönlichem Erlebnis geworden. Auch von der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert besaß er eine weitgehende Kenntnis und dehnte gelegentlich seine Lektüre bis auf die neuesten Erscheinungen aus. Aber mit Vorliebe verweilte er doch im 18. Jahrhundert, wie er auch in der Musik Gluck und Mozart bevorzugte. Was ihn an der Literatur des 18. Jahrhunderts anzog, war die zentrale Stellung der Philosophie, zwar weniger ein bestimmtes philosophisches System als das fast alle Äußerungen dieses Zeitalters durchdringende, wenn auch nicht streng methodische Philosophieren. Die unbegrenzte Stofferweiterung der modernen Literatur widerstrebte ihm, ebenso auch das Hervorzerren und Breittreten der Nebenmotive. Im Gegensatz zu dem immer abrupter werdenden modernen Stil, zu aller unklaren Orakelei, liebte er das volle Ausklingen der Gedanken und die kristallklare Durchsichtigkeit einer klassischen Prosa.

Digitized by Google

Als drittes Element gesellte sich zu den beiden anderen eine gründliche Kenntnis der französischen Literatur, die auf eindringendem Studium der großen Schriftsteller, Weltweisen und Dichter Frankreichs beruhte. Ein glänzendes Beispiel nachempfindenden Begreifens der französischen Psyche bildet die vor einem Jahre erschienene Auswahl aus Viktor Hugo. Die ausführliche Einleitung gehört zu dem Schönsten und Tiefsten, was überhaupt über diesen schwer zu behandelnden und nicht leicht zu würdigenden Mann innerhalb und außerhalb Frankreichs gesagt worden ist.

Diese drei Bäche der antiken, der deutschen und der französischen Bildung flossen aber zusammen in den Strom einer gedankentiefen, echt philosophischen vergleichenden Betrachtung der literarischen Meisterwerke aller Zeiten und Völker. Dabei liebte Weißenfels es nicht, etwa eine der Stunden in der Woche zu einem Kursus in der Philosophie zu verwenden, vielmehr war sein gesamter Unterricht von latenter Philosophie durchtränkt.

Der Kern seiner Lieblingsgedanken war aber der: Es gibt eine höhere Menschlichkeit, der jeder normale Mensch fähig ist und zu der er sich zu erheben vermag. Was dieses *vere humanum* ist, das liegt geoffenbart in den Werken der Denker und vor allem der Dichter. Sie geben die reine Deutung des Lebens, das uns vieltönig und verworren umrauscht. Die heranwachsende Jugend dürstet nach einer befriedigenden Lösung der Lebensfragen, sie besitzt eine Wahlverwandtschaft zum Echten und Guten. Natürlich und eingeboren ist ihr der Trieb, durch das Viele zum Einen hindurchzudringen. Und der Lehrer kommt ihrem tiefsten Sehnen entgegen, wenn er sie von den hunderttausend Possen des Lebens dahin führt, wo der Dämon der Menschheit am vernehmlichsten redet. Daraus ergibt sich, daß bei Weißenfels das Historisch-Accidentelle neben dem Philosophisch-Substantiellen in den Hintergrund trat.

Es betrübte ihn wohl, wie so mancher hoffnungsvolle Schüler nach zehn Jahren verödet und verarmt wiederkehrte und wie die herabziehenden Wirkungen des Alltags sich bisweilen sogar in den Gesichtszügen ausprägten. Doch nie verdichteten sich solche Stimmungen zu einem dauernden Pessimismus. Denn er glaubte an die Jugend, er hielt sie für bildungsfähig, für *perfectible*, wie ein Lieblingsausdruck von ihm lautete. Sie erschien ihm mit einer glücklichen, für die *morosa senectus* unwiederbringlich verlorenen universellen Empfänglichkeit begabt. Das fortschreitende Alter weht dann leider wie ein widriger Wind manche hoffnungsvolle, schöne Blüte ab, so daß an dem Lebensstamme oft nur wenige und fast ungenießbare Früchte reifen.

Weißenfels fühlte sich im Sokratischen Sinne des Wortes als Menschenbildner, der das edle Metall der Seele hebt und läutert. Er wollte nie etwas anderes sein als Lehrer, und die edelste Aufgabe schien es ihm, der heranwachsenden Jugend die höchsten Symbole menschlichen Denkens mitzugeben. Hält man die Menschen in zwei, drei der entscheidenden Jahre des Lebens mit guten und edlen Gedanken in einem ständigen Kontakt, so fließt merklich oder unmerklich etwas davon in die Seele über.

Weißenfels war ein bedeutender und fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, ein gediegener und geistvoller Herausgeber und Erläuterer mannigfacher Werke der alten Literaturen. Es ist hier nicht der Ort, ihn nach dieser Seite hin zu würdigen oder auch nur seine zahlreichen Veröffentlichungen namhaft zu machen. Doch in ihrem vollen Glanze entfalteten sich

Digitized by Google

die reichen Gaben seines Geistes erst, wenn er vor der Klasse stand. Da fühlte er sich in seinem wahren Elemente. Da strömte ihm die Fülle der Gedanken zu und gewann stets den glücklichsten und treffendsten Ausdruck. Mit gleicher Gewandtheit und Natürlichkeit sprach er in einer wahrlich nur ganz selten anzutreffenden Verbindung Deutsch, Französisch und Lateinisch. Unmerklich und sich selbst kaum bewußt glitt er wohl in jeder seiner Stunden mehrfach aus der einen dieser Sprachen in die andere hinüber. Zur Erläuterung und Bekräftigung seiner Darlegungen spendete ihm sein treues, nie versagendes Gedächtnis passende Worte alter und neuer Weisheit. Nicht etwa bloß die landläufigen, in Zitatenschätzen aufgehäuften geflügelten Wörter. Nein! Weißenfels hatte stets umfangreiche Stellen aus seinen Lieblingschriftstellern zur Verfügung und zwar nicht nur in Versen, sondern auch in Prosa. So war er, um nur ein Beispiel herauszugreifen, jederzeit imstande, die Hauptgedankengänge der Hamburgischen Dramaturgie nicht nur dem Inhalte nach, sondern auch mit Lessings Worten zu reproduzieren. Ähnliches galt von gar manchem antiken und modernen Schriftwerk. Ein Chorlied des Sophokles wechselte mit Versen aus Mussets Nächten ab; an zornglühende Scheltworte des Demosthenes reihte sich ein tiefer Gedanke Senecas oder Larochefoucaulds, Plato und Herder, Aristoteles und Lessing schritten Hand in Hand, von Homer und Cicero, Shakespeare und Schiller, dem Faust vollends und gar Horaz nicht zu reden. Aber niemals haben seine Zuhörer dabei den Eindruck selbstgefälligen Auskramens mühselig aufgespeicherten Wissens gehabt. Vielmehr ahnte auch der weniger Begabte, daß, wie der Vogel in der Luft, sich dieser Geist nur in dem reinen Äther der Ideen wohl fühlte, und sah erstaunten Auges dem hohen Fluge seiner Gedanken nach. Und manch einer mochte doch auch in sich das Verlangen spüren, die ungefügen Schwingen zu rühren. So hatte Weißenfels' Unterricht eine emporziehende Kraft.

Wenn in der pädagogischen Literatur der letzten Jahre hervorragende Schulmänner und Gelehrte die Forderung aufgestellt haben, der Lehrbetrieb auf der obersten Stufe des Gymnasiums solle, um die Kluft zwischen der Schule und der Universität zu überbrücken, sich mehr dem akademischen Vortrage nähern, so darf man sagen, daß Weißenfels durch seinen Unterricht in der Prima, was an diesem Wunsche berechtigt und ausführbar ist, schon längst erfüllt hatte. Doch vernachlässigte er darüber keineswegs die schulmäßige Sicherheit in den elementaren Kenntnissen, die die Grundlage alles sprachlichen Wissens bildet. Vielmehr widmete er gern und oft eine Stunde der Grammatik. Er pflegte diesen Übungen einen einfachen allgemeinen Satz zugrunde zu legen, den er mit wunderbarer Geschicklichkeit in der mannigfaltigsten Weise hin und her wandte und umgestaltete. Gern verglich er dabei die beiden alten Sprachen miteinander, nicht den Wortformen nach, sondern in der Gedankengestaltung, zeigte ihre Ähnlichkeiten und auch ihre unterscheidenden Merkmale und legte schließlich dar, wie derselbe Gedanke in einer modernen Sprache, im Deutschen oder Französichen, eine andere Form und Färbung annahm. Gerade diese ungemein anziehenden Stunden haben seine Schüler, und zwar auch solche, die nicht die Absicht hatten, Philologie zu studieren, auf das lebhafteste interessiert.

Allerdings ist zuzugeben, daß Weißenfels, besonders in der ersten Hälfte seiner Lehrtätigkeit, an die Fassungskraft seiner Schüler sehr hohe

Digitized by Google

Anforderungen stellte. Aber wenn auch seine philosophischen und literarischen Erörterungen nicht immer in schnurgerader Linie nach Art einer mathematischen Beweisführung vorrückten, so herrschte doch in ihnen lichtvolle Ordnung. Dieselben oder ähnliche Gedankenreihen kehrten öfter wieder, wurden aber in verschiedener Folge durchlaufen. Dadurch wurden sie auch den weniger Regsamen faßbarer, und allmählich lebten sie sich in diesen Kreis hoher und edler Gedanken ein. Ein jeder nahm aber aus diesen Stunden die unverlierbare, weil selbsterlebte Einsicht mit hinaus in das wilde und wüste Hasten und Jagen des Lebens, daß es noch Höheres auf Erden gibt als *veluti pecora, quae natura prona atque ventri oboedientia finxit, fruges consumere.*

Sein Unterricht war trotz seiner bewunderungswürdigen Leichtigkeit und seines herrlichen Gedächtnisses nie eine geistreiche Improvisation, sondern beruhte auf sorgfältiger, gewissenhafter Vorbereitung. In wohl abwägender Prüfung war er beständig darauf bedacht, den in der Klasse behandelten Kreis von Schriftwerken zu erweitern, indem er andrerseits auch das eine oder das andere Werk, das er in früheren Jahren gelesen hatte, als für die Schule zu schwer oder zu wenig fruchtbringend ausschied. Die größte Sorgfalt verwandte er auf die Korrektur der schriftlichen Arbeiten, besonders der lateinischen, französischen und deutschen Aufsätze. Gern bereit, ernstes Bemühen und auf die Sache gerichtetes Nachdenken bei seinen Schülern anzuerkennen, ließ er ihnen in der Behandlung der gestellten Aufgaben große Freiheit, und, mit wohlwollender Anpassungsfähigkeit auf ihre Gedanken eingehend, bedeckte er einen großen Teil des Randes mit seiner zierlichen, kleinen Schrift.

In der Gestaltung seines ganzen Lebens war Weißenfels beständig bemüht, die philosophische Theorie in der Praxis zu verwirklichen. Die einfache und regelmäßige Lebensordnung, deren Segen er auf dem Alumnat des Joachimsthalschen Gymnasiums kennen gelernt hatte, hat er als Student beibehalten und ist auch später nicht davon abgewichen. Er war ein Frühaufsteher. Im Winter stand er spätestens in der sechsten, im Sommer in der fünften Morgenstunde lesend oder schreibend am Pulte, in der Nähe des Fensters, das auch bei recht kühlem Wetter weit geöffnet war. Wie er den größten Teil des Jahres bei offenen Fenstern schlief, so unterrichtete er auch bei geöffneten Fenstern und meist bei offener Tür. Beständig wehte frische Luft in die Klasse hinein, und so ging auch durch seinen Unterricht ein steter Strom reiner Luft. Nur das Alltägliche, das Gemeine kam nicht hinein; es lag eine Weihe darüber.

Stets ist er ein abgesagter Feind geistiger Arbeit in vorgerückter Abendstunde gewesen. Die Zeit nach dem Abendessen verbrachte er in angeregter Unterhaltung im Kreise der Seinigen, widmete sich der Musik, die er selbst ausübte oder der er zuhörte, und griff wohl auch zu leichterer Lektüre. Allem geräuschvollen geselligen Treiben abhold, fühlte er sich wohl in einem kleinen Kreise ihm Nahestehender, die er lieber in seinem eigenen gastlichen Hause um sich sah als anderswo aufsuchte. In früheren Jahren war er ein eifriger Theaterbesucher; er hatte wohl sämtliche Werke der Weltliteratur, die auf der Bühne eine dauernde Stätte gefunden haben, zu wiederholten Malen gesehen.

In allem und jedem widerstrebte es seiner harmonischen Natur, das

Digitized by Google

weise Maß zu überschreiten, ohne daß er dazu eine besondere Überwindung gebraucht hätte. Dabei hatte er so gar nichts vom Asketen an sich, vielmehr gebührt ihm der seltene Ehrenname eines echten Lebenskünstlers.

Weißenfels war stolz und glücklich, ein Deutscher zu sein. Die Liebe zum Vaterlande war ihm etwas Selbstverständliches, sie schien ihm die natürliche Funktion eines normalen menschlichen Herzens. Wenn sich die Gelegenheit bot, so wußte er seinem preußischen und deutschen Empfinden, das treu zu Kaiser und Reich stand, kräftigen und begeisterten Ausdruck zu geben. So in der herrlichen Gedenkrede auf Kaiser Friedrich, die er im Juni 1888, und in der schönen, gedankenvollen Kaisergeburtstagsrede, die er vor anderthalb Jahren, beide von dieser Stelle aus, gehalten hat. Weißenfels war ein unbedingter Anhänger einer starken staatlichen Autorität, die unbeugsam nach außen und nach innen hin ihren Willen durchsetzt. Der in seinem Urteile milde Mann fand Worte scharfen Tadels, wenn er hörte, daß irgendwo die Staatsgewalt gegen unberechtigte oder willkürliche Forderungen Schwanken oder Nachgiebigkeit zeigte, was glücklicherweise bei uns kaum vorgekommen ist.

Seit einer Reihe von Jahren war Weißenfels Mitglied der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungskommission für das höhere Lehramt. Er hielt die Prüfungen für Lateinisch und Griechisch ab. Etwa vierzehn Tage vor seinem Dahinscheiden wurde sein Auftrag in der ehrenvollsten Weise dahin erweitert, daß er künftighin auch in der Philosophie und im Deutschen Prüfungen abnehmen sollte. Er freute sich dieses Zuwachses an Arbeit und ging mit Eifer an das Studium einer sehr umfangreichen philosophischen Abhandlung, die ihm als philosophische Prüfungsarbeit zugestellt worden war.

Trotz seiner vielseitigen Interessen und trotz des sich beständig erweiternden Kreises seiner Arbeiten entzog er sich nie den Seinen, vielmehr widmete er stets gern und frohen Herzens den größten Teil seiner Muße seiner Gattin und seinen beiden Töchtern. Bis zu welchem Grade das der Fall gewesen ist, ergibt sich am besten aus der Tatsache, daß er seine älteste Tochter, die nur kurze Zeit in den Anfängen eine öffentliche Schule besucht hatte, während ihrer ganzen Ausbildung in allen Fächern, auch in den elementaren, unterrichtet hat. Er nahm diese Tätigkeit sehr ernst, indem er sich eifrig für die Methodik der Lehrgegenstände interessierte, die ihm bisher fern gelegen hatten. Auch war er zu diesem Zwecke bemüht, für das Englische, das er zwar viel und gern las, aber praktisch sich anzueignen keine Gelegenheit gehabt hatte, eine sorgfältige Aussprache zu erwerben. Als die zweite um zehn Jahre jüngere Tochter heranwuchs, bedauerte er es häufig, daß es ihm leider nicht möglich war, auch sie zu unterrichten.

Man hatte von Weißenfels den Eindruck eines beständig Arbeitenden. Wenn er elastischen Schrittes mit leise wiegendem Haupte die Königgrätzer Straße entlang ging, so machte er auf jeden Vorübergehenden den Eindruck eines geistig Schaffenden. Man merkte, es ging etwas in ihm vor, er produzierte unablässig.

So hat er sein ganzes Leben lang, von seinen Knabenjahren an bis zum letzten Tage seiner irdischen Laufbahn, viel und fleißig gearbeitet, indem er nicht bloß seine Pflicht erfüllte, sondern aus innerem Drange heraus tätig war. Gegen Ende der Ferien sehnte er sich nach der Schule

Digitized by Google

und freute sich darauf. Er ging gern in die Schule. Aber nie ist die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins ihm zu einem gleichmäßigen Ausschreiten des grauen Alltagskreises geworden, sondern unablässig ist er weiter geschritten. In alles wußte er einen Sinn hineinzulegen und es in eine Beziehung zu setzen zu dem Kerne seines Wesens, der eine praktische, die Dinge meisternde Lebensphilosophie war. Was für den Durchschnittsmenschen ein Sichemporschwingen in eine höhere Region bedeutet, war ihm natürlich und selbstverständlich. So konnte man gleichgültige und beiläufige Gespräche mit ihm nicht führen, vielmehr wußte er auch aus dem Geringfügigen einen Wert zu schöpfen und es bedeutend zu gestalten. So hat er einen wahren *βίος θεωρητικός* gelebt, wie ein antiker Weiser, indem er die Welt überwand und sein Tun und Lassen nach dem Ewigen und Unvergänglichen hin orientierte. Er hätte von sich sagen können, was Schiller, zu dem ihn ein verwandter Zug in der Führung und Betrachtung des Lebens immer wieder unwiderstehlich hintrieb, an Wilhelm von Humboldt schreibt: „Im Grunde sind wir doch Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge".

Nun ist sein Mund, der so feinsinnig und geistvoll zu reden wußte, auf immer verstummt; und seine klugen, gütigen Augen sind für immer erloschen. Aber die Kraft, die ihn beseelte, wird hinausstrahlen über die Spanne seines Erdenwandelns, und die Saat, die er ausgestreut hat, wird aufgehen und Frucht tragen in den Herzen und Geistern seiner Schüler. Möge der Zug zum Wesenhaften, der ihn auszeichnete, sein unermüdlicher Schaffensdrang, seine Unabhängigkeit von fremdem Urteil und von äußerem Erfolg, sein von dem Traurigwahren dieser Welt unberührter Geist uns allen ein unverlierbares Vorbild und ein weiter wirkendes Vermächtnis bleiben! Mögen unserer Anstalt und dem deutschen Gymnasium stets Männer von seiner geistigen Kraft und seinem Charakter beschieden sein!

Steglitz bei Berlin. Ernst Weber.

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Vierzehnter Band: Mittewald bis Ohmgeld. Leipzig und Wien 1906, Bibliographisches institut. 928 S. Lex.-8 eleg. geb. 10 *M*.

Dieser Band besitzt alle Vorzüge der früheren: eine Vielseitigkeit des Inhaltes, die geradezu staunenswert ist, eine große Gründlichkeit in der Abfassung der einzelnen Artikel und große Sorgfalt in der Darstellung, sowie eine Fülle ausgezeichneter Illustrationen, die einen wirklichen Schmuck des Buches bilden.

2. A. Beier, Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer. Zweite Auflage. Zweites Ergänzungsheft: Januar 1904 bis Februar 1905. Halle a. S. 1906, Buchhandlung des Waisenhauses. XVIII u. 116 S. 2 *M*.

3. Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit E. v. Schenckendorff und F. A. Schmidt herausgegeben von H. Wickenhagen. Fünfzehnter Jahrgang (1906). Leipzig 1906, B. G. Teubner. VII u. 327 S. kart. 3 *M*.

4. Festschrift des Deutschen Vereins für Knaben-Handarbeit aus Anlaß seiner 25jährigen Tätigkeit 1881—1906. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Knaben-Handarbeit. 87 S. gr. 8.

5. Der heilige Garten. Beiträge zur Ästhetik der Kindheit. Herausgegeben von F. Lichtenberger. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. Jahrg. 2, Heft 1 (S. 1—12).

6. L. Weniger, Ratschläge auf den Lebensweg, deutschen Jünglingen erteilt. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 291 S. 5 *M*. — 25 Abiturienten-Entlassungsreden.

7. P. Johannesson, Schulreden. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 27 S. 4. 1 *M*. — 8 Schulreden.

8. H. Poincaré, Der Wert der Wissenschaft. Ins Deutsche übertragen von E. Weber, mit Anmerkungen und Zusätzen von H. Weber. Leipzig 1906, B. G. Teubner. V u. 252 S. geb. 3,60 *M*.

9. H. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Zweite Auflage. Leipzig 1906, B. G. Teubner. XVI u. 346 S. geb. 4,80 *M*.

10. Monatsschrift für Schulgesang. Herausgegeben von F. Wiedermann und E. Paul. Essen, G. D. Baedeker. Jahrg. 1, Heft 2 und 3 (S. 25—72). Vierteljährlich 1 *M*.

11. W. Koppelmann, Die Sittenlehre Jesu nebst einleitender Erörterung der sittlichen Grundbegriffe. Zweite Auflage. Berlin 1906, Reuther & Reichard. VIII u. 66 S. 1,20 *M*.

12. O. Pfleiderer, Religion und Religionen. München 1906, J. F. Lehmanns Verlag. V u. 249 S. 4 *M*, eleg. geb. 5 *M*.

13. A. Gumlich, Grundriß der Sittenlehre. Leipzig 1906, Wilhelm Engelmann. III u. 64 S. gr. 8. 1,50 *M*.

14. J. Nover, Jordans Nibelunge (Sigfridsage). Mainz 1906. 16 S. kl 8.

Digitized by Google

15. M. Nath, Schülerverbindungen und Schülervereine. Erfahrungen, Studien und Gedanken. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VI u. 136 S. gr. 8. 2,60 *M*.

16. Goldene Schülerbibliothek. Wie werde ich versetzt? Hilfsmittel zur Erzielung guter Haus- und Klassenarbeiten und um die Prüfung in die höhere Klasse zu bestehen. Kattowitz und Leipzg, Carl Siwinna. Jeder Band 1 *M*.

Band 6. Alte Geschichte (orientalische Völker, Griechen und Römer) für IV—O. I. Bearbeitet von A. Frantz. 108 S.

Band 9. Bürgerliche Rechnungsarten für V—U. II. Bearbeitet von A. Koenig. 80 S.

Band 10. Arithmetik und Algebra I für IV—U. II. Bearbeitet von A. Koenig. 94 S.

Band 12. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I für IV —U. II. Bearbeitet von A. Koenig. 88 S.

17. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig 1906, B. G. Teubner. Jedes Heft geb. 1,25 *M*.

a) L. Graetz, Das Licht und die Farben. Zweite Auflage. Mit 116 Abbildungen. VI u. 153 S.

b) Th. Ziegler, Allgemeine Pädagogik. Zweite Auflage. VIII u. 147 S.

c) O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart, eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Dritte Auflage. VII u. 125 S.

d) L. Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Zweite Auflage. VI u. 164 S.

e) A. L. von Ebengreuth, Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Mit 53 Abbildungen. 124 S.

f) L. Stein, Die Anfänge der menschlichen Kultur. Einführung in die Soziologie. 146 S.

g) L. Burgerstein, Schulhygiene. Mit 1 Bildnis und 33 Figuren. 138 S.

h) J. Tews, Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. 158 S.

18. Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt von E. Kuenen und M. Evers. Leipzig 1906, H. Bredt.

a) Goethes Iphigenie auf Tauris von M. Evers. Dritte Auflage. X u. 236 S. 1,40 *M*.

b) Schillers Maria Stuart von E. Kuenen. Dritte Auflage von M. Mertens. 123 S. 1 *M*.

c) Schillers Wallenstein, erstes Heft, von M. Evers. Mit einem Kärtchen. Dritte Auflage. 197 S. 1,40 *M*.

19. Sammlung Göschen. Leipzig 1906, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. Jedes Heft kl. 8. geb. 0,80 *M*.

Nr. 19. J. Koch, Römische Geschichte. Vierte Auflage. 191 S.

Nr. 31. M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage. 294 S.

Nr. 32. O. L. Jiriczek, Die Deutsche Heldensage. Dritte Auflage. Mit 4 Tafeln. 208 S.

Nr. 55. R. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen. Dritte Auflage. 152 S.

Nr. 128. 250. A. Zauner, Romanische Sprachwissenschaft. Teil I: Lautlehre und Wortlehre I. Zweite Auflage. 169 S. — Teil II: Wortlehre II und Syntax. Zweite Auflage. 163 S.

Nr. 244. A. Grund, Landeskunde von Österreich-Ungarn. Mit 10 Illustrationen und 1 Karte. 139 S.

Digitized by Google

Nr. 258. J. Zemmerich, Landeskunde des Königreichs Sachsen. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte. 138 S.

Nr. 268. 269. W. Migula, Exkursionsflora von Deutschland zum Bestimmen der häufigeren in Deutschland wildwachsenden Pflanzen. Band I: Pteridophyten, Coniferen und Monocotyledonen. Mit 50 Figuren. 163 S. — Band II: Dicotyledonen. Mit 50 Figuren. 185 S.

Nr. 275. 276. F. Seiler, Geschichte des Deutschen Unterrichtswesens. Band I: Von Anfang an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 116 S. — Band II: Vom Beginne des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 122 S.

Nr. 277. 278. J. Karásek, Slavische Literaturgeschichte. Teil I: Ältere Literatur bis zur Wiedergeburt. 178 S. — Teil II: Das 19. Jahrhundert. 192 S.

Nr. 281. M. Wentscher, Einführung in die Philosophie. 174 S.

Nr. 286. 287. M. M. A. Schröer, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Teil I: 118 S. — Teil II: 136 S.

Nr. 289. V. Junk, Die Epigonen des höfischen Epos. Auswahl aus Dichtungen des 13. Jahrhunderts. 143 S.

20. F. Bauer, F. Jelinek, F. Streinz, Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. Fünfter Band. Wien 1907, im Kaiserlich-Königlichen Schulbücherverlage. 404 S. gr. 8. geh. 2 *K* 40 *h*, geb. 2 *K* 80 *h*.

21. F. Prosch, Geschichte der Deutschen Dichtung zum Gebrauche an österreichischen Lehranstalten und für das Selbststudium. Teil III: Von Schillers Tode bis zur Gegenwart. Zweite Auflage. Wien 1906, Karl Graeser & Komp. VIII u. 308 S. gr. 8. geb.

22. F. Holczabek, Deutsche Metrik und Poetik nebst einem Abriß der Literaturgeschichte und einer Sammlung von Beispielen. Zweite Auflage. Wien 1906, Karl Graeser & Komp. XVIII u. 197 S. 2 *K* 60 *h*. — Für Mädchenschulen bestimmt.

23. M. Helenius und A. Trygg-Helenius, Gegen den Alkohol. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 57 S. 0,80 *M*.

24. Handbuch des Schulwandschmucks. Mit 94 farbigen und 4 schwarzen Abbildungen und vollständigem Bilderverzeichnis. Leipzig, R. Voigtländer.

25. K. Reisert, Kleiner Liederschatz für die deutsche Jugend, besonders an höheren Lehranstalten. Enthaltend 132 Lieder (mit Melodien). Dritte Auflage. Freiburg i. B. 1906, Herdersche Verlagshandlung. XI u. 176 S. geb.

26. A. Gutzmer, Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 48 S. Lex.-8. 1 *M*.

27. M. Simon, Methodik der elementaren Arithmetik in Verbindung mit algebraischer Analysis. Mit 9 Figuren. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VI u. 108 S. gr. 8. geb. 3,20 *M*.

28. J. Thomae, Grundriß einer analytischen Geometrie der Ebene. Mit 8 Figuren. Leipzig 1906, B. G. Teubner. X u. 184 S. gr. 8. geb. 3,60 *M*.

29. G. Vivanti, Theorie der eindeutigen analytischen Funktionen. Umarbeitung unter Mitwirkung des Verfassers deutsch herausgegeben von A. Gutzmer. Leipzig 1906, B. G. Teubner. IV u. 512 S. gr. 8. geb. 12 *M*.

30. H. Bruns, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Kollektivmaßlehre. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VIII u. 310 S. Mit Anhang: Tafel der Φ-Funktionen. 18 S. Lex.-8. geb. 8,40 *M*.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Wie kann den sich aus der verschiedenen Lage des Osterfestes besonders für die Schule ergebenden Unzuträglichkeiten allein befriedigend abgeholfen werden?

I. Nachweis der Unzuträglichkeiten.

Das Osterfest fällt bekanntlich in die Zeit vom 22. März bis 25. April. Und wenn diese äußersten Termine auch nicht aufeinander folgen, so zeigt doch in Wirklichkeit die Länge der Zeiträume von einem Osterfeste zum anderen in den verschiedenen Jahren eine erhebliche Ungleichheit.

Nach der Lage von Ostern richtet sich im allgemeinen der Anfang und Schluß des Schuljahres, und daher zeigt natürlich auch die Länge desselben recht erhebliche Verschiedenheiten. Einige Fälle aus den letzten 25 Jahren mögen dies beweisen:

1882 fiel Ostern auf den 9. April, 1883 auf den 25. März. Das Schuljahr beginnt regelrecht eine Woche nach dem Feste und schließt eine Woche vor demselben. Die Länge des Schuljahres 1882/83 betrug demnach ohne die Osterferien 48 Wochen — $8\frac{1}{2}$ Wochen Ferien = $39\frac{1}{2}$ Wochen. 1884 fiel Ostern auf den 13. April, und das Schuljahr 1883/84 war $53 - 8\frac{1}{2} = 44\frac{1}{2}$ Wochen lang. Dieselbe Länge hatten 1888/89, 1894/95 und 1904/05, während 1886/87 und 1892/93 auch nur $39\frac{1}{2}$ Wochen zählten. Ebenso kurz wird 1906/07 sein. Der Unterschied beträgt also gar nicht selten 5 Wochen. Um eine Woche kann derselbe nun zwar dadurch verringert werden, daß das Schuljahr, wenn Ostern spät fällt, am Mittwoch vor Palmsonntag, und wenn früh, am Mittwoch in der Karwoche geschlossen wird. Aber abgesehen davon, daß eine solche Lage der Ferien durchaus nicht bequem und angenehm ist, bleibt immer noch die Differenz von vier Wochen, welche für die Schule um so unzuträglicher wird, weil sie sich nicht auf die vier Quartale verteilen läßt, sondern besonders das erste und letzte trifft. 1883 zählte das 1. Viertel-

jahr bei normaler Lage der Ferien, d. h. bei Beginn der Osterferien mit Palmsonntag und der Sommerferien mit dem ersten Sonnabend im Juli, $13\frac{1}{2}$, 1886 $8\frac{1}{2}$ Wochen, das letzte Vierteljahr 1882/83 und 1893/94 10, 1888/89 und 1904/05 14 Wochen. Um eine Woche kann nun freilich auch hier wieder durch eine, wie oben schon erwähnt, durchaus nicht wünschenswerte Verlegung der Ferien der Unterschied vermindert werden; aber er bleibt trotzdem doch so bedeutend, daß sich für den Schulbetrieb, wenigstens der höheren Lehranstalten, große Unzuträglichkeiten daraus ergeben.

Die Lehraufgabe ist im allgemeinen und kann auch nur für jedes Jahr dieselbe sein. Bei den jetzigen Anforderungen ist dieselbe aber so bemessen, daß die Zeit des normalen Schuljahres gehörig ausgenutzt werden muß, wenn sie ruhig und gründlich verarbeitet werden soll. Es wird ohne weiteres einleuchten, daß eine Verschiedenheit der Länge der Schuljahre von fast 10% und der Quartale annähernd von 40% große Unzuträglichkeiten bereiten muß. Diese werden noch dadurch gesteigert, daß das 1. Quartal an den Anstalten, die zu Michaelis Reifeprüfung und Versetzungen in einigen oder allen Klassen haben, besonders wichtig ist, weil in ihm das Pensum des Semesters in der Hauptsache bewältigt sein muß, da die Reifeprüfung vielfach bald nach den Sommerferien beginnt und die lange Unterbrechung des Unterrichts eine zusammenfassende Wiederholung für alle Prüfungen notwendig macht.

Noch lebhafter und unangenehmer wird aber diese Ungleichheit in dem Schlußquartal empfunden. Und zwar werden auch die eifrigsten und unermüdlichsten Lehrer, die mit Freuden ihre ganze Kraft in den Dienst der Schule stellen, mehr mit einer Länge desselben von 10 als von 14 Wochen zufrieden sein. Allerdings muß ja in dem kurzen Schlußquartal jede Stunde wohlüberlegt benutzt und ausgekauft werden, damit die Arbeit des Jahres abgerundet und zusammengefaßt werden kann. Aber das nötigt zur Beschränkung auf das absolut Erforderliche; auch ist der Lehrer an eine solche Dauer des zusammenhängenden Unterrichts gewöhnt. Ist das Quartal aber 14 Wochen lang, so wird gerade der tüchtige Lehrer geneigt sein, das Pensum in diesem oder jenem Punkte etwas zu erweitern und zu vertiefen, und wenn dann die Schlußwochen herannahen, so hat er um so mehr Stoff zu wiederholen und zusammenzufassen, und die Arbeit der letzten Zeit wird leicht größer als in dem kurzen Quartal. Aber auch abgesehen davon, hat die Erfahrung gelehrt, daß 14 Wochen ununterbrochenen Unterrichts für Lehrer und Schüler zu lang sind. Die Schüler werden matt und mißmutig, die Lehrer nervös. Erfahrene Schulmänner sind darüber einig, daß ein solch langes Quartal für beide Teile geradezu verderblich ist.

Digitized by Google

II. Versuche zur Abhilfe der Unzuträglichkeiten.

Die dargestellte Sachlage hat denn auch die Schulmänner seit vielen Jahren in zahlreichen Versammlungen und Beratungen veranlaßt, nach Abhilfe der Unzuträglichkeiten zu suchen, und mancherlei Vorschläge dazu sind im Laufe der Zeit gemacht worden.

Da die Schulen in einem ziemlich engen Zusammenhang stehen, insofern der Übergang ihrer Zöglinge von der einen zu der anderen in vielen Fällen unvermeidlich ist und alle auf die spätere Ausbildung und den späteren Beruf derselben Rücksicht zu nehmen haben, so ist es wohl ohne weiteres einleuchtend, daß eine gewisse Stetigkeit und Gleichheit der diesbezüglichen Einrichtungen wenigstens für die Anstalten derselben Staatsgemeinschaft gefordert werden muß. Darauf ist bei dem Suchen nach Wegen der Abhilfe, soviel ich sehe, im allgemeinen auch Rücksicht genommen worden. Aber den gemachten Vorschlägen stellten sich anderweitig immer Hindernisse und Nachteile entgegen, die auf den Versuch ihrer Durchführung verzichten ließen.

Das Wichtigste von diesen Reformbestrebungen sei hier kurz berührt. Auf der Philologenversammlung in Rostock 1875 hatte Ernst Eckstein folgende These gestellt:

„Es ist dringend an der Zeit, die Ordnung des Schuljahres nach dem bürgerlichen Jahr zu regeln, und die Universitäten sind zu der Teilnahme an dieser zweckmäßigen Regelung aufzufordern."

Dieselbe wurde in der pädagogisch-didaktischen Sektion eingehend erörtert und der erste Teil derselben einstimmig angenommen. Der Vorschlag hat ja auch sehr viel für sich, besonders in der Form, wie ihn sich der Berliner Gymnasiallehrer-Verein in einer Broschüre von 1892 zu eigen gemacht hat, daß das Schuljahr nach den Sommerferien beginnen und vor Anfang derselben schließen soll. Der größte Vorteil dieser Einrichtung wäre, daß so die längsten Ferien kein Semester teilen und den Zusammenhang des Unterrichts unterbrechen. Auch lassen sich die Semester, wenn als Schlußtermin Johannis — 24. Juni — angenommen wird, ziemlich gleich lang und besonders gleichwertig für den Unterricht gestalten. Aber schon die Ungleichheit der Quartale läßt sich so nicht ganz beseitigen. Und dann müßte doch auch der zweite Teil der Ecksteinschen These verwirklicht werden. Denn wenn das erste Semester vor Weihnachten schließt, so müßten doch die Reifeprüfungen spätestens mit Anfang Dezember beginnen, und die Maturi könnten dann in manchen Jahren bei der jetzigen Einrichtung der Universitäten die Hochschule erst Anfang Mai beziehen, müßten also fünf Monate brachliegen. Das erscheint doch geradezu unerträglich.

Digitized by Google

In Rostock wurde zwar auch der zweite Teil der obigen These mit Majorität angenommen, nachdem Carl Kruse, damals noch Direktor des Gymnasiums in Greifswald, mit gutem Humor die Kürze der Sommervorlesungen mancher Professoren geschildert hatte; aber es wurden auch die größten Bedenken geäußert, ob sich die Universitäten zu der geforderten Änderung entschließen würden oder auch nur könnten.

Dazu kommen noch andere Bedenken, die meines Erachtens doch schwerer wiegen, als von mancher Seite zugestanden wird. Die Zahl der jungen Leute, welche sofort nach ihrem Abgange aus den oberen Klassen der höheren Schulen ihrer Militärpflicht genügen, und zwar meist aus sehr ausreichenden Gründen, ist durchaus nicht unbedeutend. Da der Eintritt in die Armee für sie aber nur am 1. Oktober oder 1. April möglich ist, so müßten bei dem Schluß der Semester zu Johannis und Weihnachten auch sie mindestens drei Monate warten.

Von geringerer Bedeutung ist vielleicht der Beginn der Lehrzeit oder überhaupt der Eintritt in einen praktischen Beruf. Doch sind auch hier der 1. April und der 1. Oktober so allgemein die Anfangstermine, daß sich die Beteiligten recht schwer an eine Verlegung derselben auf den 1. Juli und 1. Januar gewöhnen würden.

Ein naheliegendes Mittel, der Ungleichheit der Schuljahre abzuhelfen, scheint es zu sein, daß, wenn Ostern spät fällt, auf das Fest für den Schluß des Wintersemesters keine Rücksicht genommen wird. Dieses Verfahren wird in Bremen geübt. Das Schuljahr wird dort stets im März geschlossen. Fällt nun Ostern nach dem 12. April, so werden die Ferien so geteilt, daß die Zeit von Gründonnerstag bis Dienstag nach Ostern schulfrei ist und der übrige Teil der Ferien in das Ende des März gelegt wird. Mit den ersten Tagen des April beginnt das neue Schuljahr. In diesem Jahre — 1906 — z. B. schließt das alte Jahr am 24. März. Vom 25. März bis 1. April sind Ferien. Am 2. April beginnt das Sommersemester; dann sind wieder vom 10.—17. April Ferien. Daß diese Einrichtung nicht befriedigen kann, liegt wohl auf der Hand. Bei einer solchen Zerreißung des Unterrichts ist doch sehr zu fürchten, daß die wenigen Schultage zwischen den beiden Teilen der Ferien noch wenig ernst genommen werden und für die Gesamtarbeit des neuen Semesters wenig bedeuten. Noch bedenklicher aber ist, daß die zerstückelten Ferien für die Erholung und Erfrischung der Schüler und besonders der Lehrer bei weitem nicht das bedeuten, als wenn über eine zusammenhängende Zeit von 14 Tagen dafür frei verfügt werden kann.

Andere Wege, welche noch für die Beseitigung der geschilderten Unzuträglichkeiten vorgeschlagen sind, können, da sie noch viel weniger gangbar sind als die angeführten, hier unerwähnt bleiben. Soviel ich sehe, gibt es nur das eine Mittel zur Be-

Digitized by Google

seitigung der Schwierigkeit, daß das Osterfest stets auf den 1. Sonntag im April fällt. Natürlich ist auch anderen dieser Ausweg nicht verborgen geblieben. Aber wo ich ihn erwähnt finde, geschieht dies mit einer gewissen Zurückhaltung und in einer Weise, als ob sein Betreten völlig unmöglich und gar nicht erst der Erörterung wert sei. Allem Anscheine nach glaubt man, daß religiöse Gründe ihn ausschließen. Daher möge eine kurze Darstellung der historischen Entwickelung der Festsetzung des Ostertermins, die sich hauptsächlich an Hefeles Konziliengeschichte anschließt, zeigen, daß solche Gründe nicht vorhanden sind.

III. Keine religiösen Gründe hindern die Festsetzung von Ostern auf den 1. Sonntag im April.

Das Passahfest ist nach der Überlieferung als erstes christliches Jahresfest schon von den Aposteln angeordnet worden, ohne daß sie jedoch bestimmte Regeln darüber vereinbart hatten. Daher konnten sich bald Verschiedenheiten in der Auffassung der Bedeutung des Festes und besonders in der Zeit seiner Feier entwickeln.

Die judaistisch gesinnten Christen (Ebioniten), welche sich noch an das jüdische Zeremonialgesetz gebunden glaubten, sahen in ihm hauptsächlich nur das alte jüdische Passahmahl und feierten es auch mit den Juden an demselben Tage. Für die große Mehrzahl der Christen war aber das zum Passahfest geschlachtete Lamm nur ein Vorbild gewesen, das durch das Eintreten der Wirklichkeit, d. h. durch den Opfertod Jesu, seine Bedeutung verloren hatte, und ihr war das christliche Passah ein ganz neues Fest. Aber verschieden war doch auch bei ihr schon zunächst die Auffassung der Bedeutung desselben.

Ein großer Teil der Gemeinden in Asien sah den Todestag des Herrn als den Hauptfesttag an; denn ihnen war die Kreuzigung der eigentliche Akt der Erlösung. Daher hörten sie an dem Tage, an welchem sie den Tod des Herrn feierten, um 3 Uhr nachmittags, der Todesstunde Christi, auf zu fasten und begingen die Festkommunion. Nach der damals nun, wie es scheint, allgemein verbreiteten Annahme war der Herr am 14. des jüdischen Monats Nisan, einem Freitage, gestorben. Natürlich hatten alle Christen das Bestreben, ihr Fest mit dem historischen Tage so weit als möglich in Übereinstimmung zu bringen. Daher feierten die vorher bezeichneten Asiaten auch an diesem Datum ihr Passahfest, ohne Rücksicht darauf, auf welchen Wochentag dieser 14. fiel. Bei dieser Praxis berief man sich auf den Apostel Johannes, der das Fest in Ephesus auch so gefeiert habe. Unklar bleibt dabei, an welchem Tage sie, wenn der 14. Nisan kein Freitag war, der Auferstehung des Herrn gedachten. Der Umstand, daß 196 auf Papst Viktors Veranlassung viele Synoden sich dahin

Digitized by Google

aussprachen, daß das Geheimnis der Auferstehung an keinem andern Tage als am Sonntage gefeiert werden dürfte, scheint dafür zu sprechen, daß sie Ostern auch an Wochentagen begingen. Und da nach ihrer Auffassung die Kreuzigung der Hauptakt der Erlösung war, so wird auch die Feier des Auferstehungstages bei ihnen von geringerer Bedeutung gewesen sein als die des Todestages.

Diesen Asiaten stehen die übrigen Christen und besonders die des Abendlandes gegenüber. Für sie war der 14. Nisan des Jahres, in dem Christus gestorben war, der Karfreitag, das historische Datum dieses furchtbaren Ereignisses, und daher begingen sie ihn als einen Trauertag. Die Auferstehung an dem folgenden Sonntage aber bedeutete ihnen die vollbrachte Erlösung, und sie begingen ihn als den größten Freudentag. Da sie das Datum des 14. Nisan und dieselben Wochentage nicht immer zugleich festhalten konnten, so entschieden sie sich für die Wochentage und feierten die Auferstehung des Herrn an dem Sonntage nach dem 14. Nisan und die Kreuzigung an dem diesem Sonntage vorhergehenden Freitag. Die Asiaten und die Abendländer, wie sie der Kürze halber genannt werden mögen, feierten Passah also nur dann zu gleicher Zeit, wenn der 14. Nisan auf einen Freitag fiel. Die Abendländer beriefen sich für ihre Praxis auf die Apostel Petrus und Paulus.

Versuche, die beiden großen Parteien in diesem Punkte zu einigen, wurden schon im 2. Jahrhundert mehrfach gemacht. Aber es kam darüber noch zu keinem eigentlichen Streit. Derselbe begann gegen Ende des Jahrhunderts, als Papst Viktor, wahrscheinlich veranlaßt durch Umtriebe der für die reine Lehre allerdings bedenklichen Sekte der Ebioniten in Rom, mit vielen Synoden, wie schon erwähnt, verlangte, daß die Auferstehung durchaus am Sonntag gefeiert werden sollte. Dagegen wollten die Asiaten zum Teil den 14. Nisan als Passah nach der Praxis ihrer Vorfahren festhalten.

Dieser Streit führte zu der wichtigen Frage, wann im Sonnenjahre denn nun eigentlich der richtige 14. Nisan eintrete. Die Juden rechneten bekanntlich nach Mondjahren. Sie zählten 12 Monate, entsprechend der Umlaufszeit des Mondes von $29\frac{1}{2}$ Tagen, 6 zu 29 und 6 zu 30, in Summa 354 Tage. Um mit dem Umlauf der Sonne und den Jahreszeiten in Übereinstimmung zu bleiben, schoben sie Schaltmonate ein. Der Frühlingsmonat Nisan bildete den Anfang ihres kirchlichen Jahres. Da der Monat stets mit dem Neumond begann und die Juden den Anfang des neuen Tages von Sonnenuntergang an rechneten, so war am 15. Nisan, dem Tage ihres Passahs, unter allen Umständen Vollmond und zwar der Frühlingsvollmond. Da aber das Jahr nicht streng nach dem Umlauf der Erde um die Sonne geregelt war, so konnte die Frage entstehen, welches der richtige Passah-

Digitized by Google

vollmond sei. Der Frühling beginnt mit dem Eintritt der Tag- und Nachtgleiche, dem Frühlingsäquinoktium. Nach der Überlieferung sollen die Juden vor Chr. und bis zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Chr. das Passahfest auch stets nach dem Äquinoktium, von da ab aber auch nicht selten vor demselben, d. h. an einem falschen 15. Nisan, gefeiert haben. Dieses Verfahren dürfte darin seine Erklärung finden, daß die Juden bis 70 n. Chr. in Palästina noch einen geordneten Staat bildeten und an der Stetigkeit der Witterung und der Regelmäßigkeit des Eintritts der Reife der Gerste — denn ihr Passah war nicht bloß das Fest der Verschonung in Ägypten, sondern auch des Beginns der Getreideernte, und die ersten reifen Gerstenähren wurden an ihm geopfert — einen Mahner zur richtigen Gestaltung des Jahres hatten, der sie davor bewahrte, einen falschen Frühlingsmonat zu wählen, während sie nach 70 in der Zerstreuung eines solchen Regulators mehr oder weniger entbehrten. Natürlich mußte es den Juden so begegnen, daß sie, wenn sie in einem Jahre den 15. Nisan richtig nach dem Äquinoktium und den darauf folgenden vor demselben ansetzten, Passah in einem Sonnenjahre zweimal feierten.

Von den Christen war den Asiaten, wie erwähnt, die Hauptsache der Todestag des Herrn, und sie begingen ihn an dem Tage vor Eintritt des Vollmondes nach dem Äquinoktium. Für die Abendländer war das Hauptfest die Auferstehung, und sie feierten es an dem Sonntage nach diesem Vollmondstage, und zwar die einen (die Alexandriner) in der Weise, daß, wenn der Vollmond auf Sonnabend fiel, schon der vorhergehende Freitag der Tag der Erinnerung an die Kreuzigung und der darauf folgende Sonntag Ostern war; die anderen (die Römer) so, daß erst der folgende Freitag der Trauertag und der nächstnächste Sonntag Ostern war. Fiel er aber auf den Sonntag, so war bei ihnen allen erst der darauf folgende Freitag Karfreitag und der nächste Sonntag Ostern. Daraus ergaben sich schon erhebliche Verschiedenheiten, und es war für die Christenheit nicht leicht, die richtige Zeit für Ostern zu bestimmen. Daher begann man im 3. Jahrhundert mehrfach die Frühlingsvollmonde und danach die Ostersonntage zu berechnen. Dabei ergab sich aber die neue Schwierigkeit, daß man bei der zahlreichsten Partei, die wir als die abendländische bezeichnet haben, außer über den erwähnten Punkt auch darüber nicht einig war, auf welches Datum das Äquinoktium anzusetzen sei. Die Römer nahmen als solches den 18., die in der Astronomie wohlbewanderten Alexandriner den 21. März an. Daraus ergaben sich unter Umständen wieder große Verschiedenheiten. Fiel z. B. der Vollmond auf den 19. März, so war er für die Römer Ostervollmond, während für die Alexandriner erst der nächste als solcher in Betracht kam, so daß sie Ostern dann einen ganzen Monat später feierten als die ersteren.

Digitized by Google

Dies trat besonders in Gegenden, wo Gemeinden, die den beiden verschiedenen Regeln huldigten, nahe beieinander wohnten, schroff in die Erscheinung, und die Christen wurden deshalb sogar von den Heiden verspottet.

Diese unleidlichen Verhältnisse verlangten Abhilfe, unde s fehlte auch nicht an Versuchen dazu. Auf der Synode zu Arelate im Jahre 314 wurde bestimmt, daß Ostern überall zu derse ben Zeit und an demselben Tage gefeiert werden sollte. Da aber eine Regulierung dieser Zeit nicht versucht, sondern durch die gegebene Bestimmung die römische Praxis gewissermaßen als allgemein bindend eingeführt wurde, so hatte der Synodalbeschluß keinen erheblichen Erfolg, und die alte Verwirrung blieb. Daher nahm sich auch die durch Konstantin den Großen berufene große Reichssynode — das 1. ökumenische Konzil — zu Nicäa im Jahre 325 dieser Frage wieder an und erzielte folgende Resultate: Alle Christen feiern, unter völliger Abkehr von der Gewohnheit der Juden, Passah an demselben Tage, und zwar das Fest der Auferstehung an einem Sonntage, das der Kreuzigung an dem vorhergehenden Freitage. Nie darf Ostern in einem Jahre zweimal gefeiert werden; es muß daher stets nach dem Äquinoktium fallen. Die Alexandriner sollen nach ihrer Berechnung des letzteren für jedes Jahr den Ostertermin feststellen und denselben Rom mitteilen, damit dies wieder die ganze Christenheit darauf verpflichtet. Da diese Bestimmungen aber nicht als Gesetz, sondern nur als freie Vereinbarungen aufgestellt waren und die letzteren offenbar nicht zur strikten Durchführung gelangten, die Römer vielmehr das Äquinoktium noch immer auf den 18. März ansetzten und, falls Ostervollmond auf den Sonnabend fiel, Ostern erst am nächstnächsten Sonntag feierten, so war die völlig gleiche Lage des Osterfestes auch jetzt noch nicht erzielt. Es wird ausdrücklich berichtet, daß Römer und Alexandriner schon 326, 330, 333, 340, 341, 343 Ostern zu verschiedenen Zeiten feierten. Daher wurde die Frage auch auf der Synode zu Sardike im Jahre 343 noch einmal berührt und zwischen den beiden Parteien für die nächsten fünfzig Jahre ein gemeinsamer Termin vereinbart. Aber auch diese Vereinbarung scheint nicht immer gehalten zu sein; denn 387 feierten die Römer Ostern am 21. März, die Alexandriner am 25. April, so daß Kaiser Theodosius die Sache untersuchen ließ und den Alexandrinern recht gab. Allmählich näherten sich die Parteien einander mehr und mehr, und als Dionysius Exiguus 525 seine Ostertafeln nach der Praxis der Alexandriner berechnet hatte, wurden dieselben wenigstens in ganz Italien sofort und zur Zeit Karls des Großen auch in der ganzen Christenheit als gültig angenommen. Leider waren nur auch seine Tafeln insofern nicht richtig, als man das Äquinoktium falsch ansetzte, weil die ganze Zeitrechnung ungenau war. Denn Cäsar hatte bei der Regulierung der Zeitrechnung die Länge des Sonnenjahres auf

Digitized by Google

$365^1/_4$ Tage festgesetzt, während es in Wirklichkeit 11 Minuten 14 Sekunden kürzer ist. Diese Differenz ergibt in rund 129 Jahren einen Tag. Da man nun nach dem Beschlusse von Nicäa für das Äquinoktium an dem 21. März festhielt, so ergab sich allmählich mit der allgemeinen Zurückschiebung des Jahres zwischen der angenommenen und wirklichen Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ein erheblicher Unterschied. 1582 betrug dieselbe 10 Tage, und das Äquinoktium fiel auf den 11. März, während Ostern noch immer nach dem 21. des bisherigen Kalenders berechnet wurde.

Da veranlaßte Papst Gregor XIII. eine Neuordnung der Zeitrechnung, indem er im Oktober 1582 in der Weise zehn Tage ausfallen ließ, daß auf den 4. gleich der 15. Oktober folgte. So kam denn nun auch das richtige Äquinoktium auf den 21. März zu liegen. Damit die Unordnung sich später nicht wieder erneuern könnte, wurde bestimmt, daß in den Säkularjahren, deren Zahl sich nicht mit 400 teilen läßt, wie 1700, 1800, 1900, der Schalttag, auf den sie nach der gewöhnlichen Rechnung Anspruch haben, ausfällt. Eine kleine Ungenauigkeit bleibt auch hierbei noch bestehen, da die so berechneten gregorianischen Jahre ein wenig zu groß sind. Da diese Differenz aber erst in 3000 bis 4000 Jahren einen Tag beträgt und sich praktisch nicht bemerkbar macht, so hat man bei der Ordnung des neuen Kalenders keine Rücksicht darauf genommen.

Dieser verbesserte gregorianische Kalender wurde, abgesehen von den Anhängern des griechisch-katholischen Bekenntnisses, bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts von allen christlichen Staaten angenommen. In der Festsetzung von Ostern bewahrte man im allgemeinen die Praxis der Alexandriner, d. h. Ostern fällt auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond. Frühlingsvollmond ist der erste Vollmond nach dem Eintritt des Äquinoktiums; da dieses am 21. März erfolgt, so kann auch Frühlingsvollmond frühestens an diesem Tage erscheinen und Ostern auf den 22. März als frühesten Termin fallen. Tritt Vollmond am 20. März ein, so erscheint Frühlingsvollmond 29 Tage später, d. h. am 18. April. Ist dieser ein Sonntag, so fällt Ostern auf den spätesten möglichen Termin, den 25. April. Auf die genaue astronomische Berechnung des Frühlingsvollmondes hat man dabei verzichtet und in Deutschland durch einen Reichstagsbeschluß von 1776 die schon in der alten Kirche geübte Festlegung desselben nach der Epakte, d. h. dem Alter des Mondes am 1. Januar, und dem 19jährigen Mondzirkel, während dessen die Mondphasen immer wieder auf dieselben Monatstage fallen, beibehalten. Darauf, daß bei diesem Verfahren es unvermeidlich ist, daß Ostern zuweilen mit dem jüdischen Passah zusammenfällt, was Konstantin durchaus vermieden wissen wollte, hat man bei dem völlig geschwundenen Einfluß der jüdischen auf die christliche Religion keine Rücksicht mehr genommen.

Digitized by Google

Aus diesen Erörterungen ergibt sich nun folgendes:

1. Die große Mehrzahl der Christenheit hatte von jeher den Wunsch, daß das christliche Passah von allen Gläubigen zu derselben Zeit gefeiert werde.

2. Bei dem Passah war der Tag der Erinnerung an die Kreuzigung ein Tag der tiefsten Trauer, der an die Auferstehung der der höchsten Freude.

3. Nach der Überlieferung war Christus am 14. Nisan und zwar an einem Freitag, gestorben und an dem darauf folgenden Sonntage auferstanden. Daher hatte man auch schon den Sonntag statt des Sonnabends zu dem regelmäßigen Wochenfesttage gemacht; und wenn man auch bei der Festsetzung der Erinnerungstage an die großen Erlösungstatsachen dem historischen Datum möglichst nahe bleiben wollte, so erschien es doch durchaus geboten, zum Trauertag den Freitag und zum Freudentag den Sonntag zu machen.

4. Der verhängnisvolle 14. Nisan war der Tag vor Frühlingsvollmond gewesen, und der Herr war an einem Sonntage im Frühling auferstanden. Daher sollte Ostern auch nur an einem Sonntage nach dem Äquinoktium, d. h. im Frühling gefeiert werden.

Die sich aus der Rücksicht auf den Frühlingsvollmond ergebende weite Ostergrenze war offenbar auch der alten Kirche schon unbequem gewesen, und man trug unter Umständen kein Bedenken, dieselbe einzuengen. So wissen wir, daß im Jahre 346 Ostern nach der Berechnung der Alexandriner am 23. März hätte gefeiert werden sollen. Die Angelegenheit kam schon auf der Synode zu Sardike zur Sprache, und man einigte sich dahin, das Fest auf den 30. März, den Termin der Römer, zu verlegen. 349 wäre Ostern nach alexandrinischer Art der 23. April gewesen, die Römer aber bewogen die Alexandriner, mit ihnen das Fest am 26. März zu feiern, da Petrus schon bestimmt habe, daß es nicht nach dem 21. April angesetzt werden solle.

Nach alledem darf wohl mit Bestimmtheit behauptet werden, daß absolut kein religiöser Grund gegen die allgemeine Festlegung des Osterfestes auf den 1. Sonntag im April besteht. Die Einheit der Zeit wird dabei gewahrt, die Auffassung der Bedeutung des Festes nicht berührt, Freitag und Sonntag, und zwar im Frühling, bleiben Festtage und liegen bei dieser Einrichtung dem historischen Datum nach alter Tradition näher, als wenn Ostern z. B. auf den 25. April fällt. Ja, die Kirche selbst hat auch gezeigt, daß sie sich einer Einschränkung der Ostergrenzen nicht widersetzt.

IV. Die Durchführung der Maßregel bietet nicht die geringste Schwierigkeit, beseitigt die jetzt sich für die Schule ergebenden Unzuträglichkeiten und bringt auch für andere Verhältnisse des bürgerlichen Lebens große Vorteile.

In den letzten 30 Jahren — von 1877 bis 1906 — ist Ostern neunmal, also im Durchschnitt fast alle drei Jahre, auf

Digitized by Google

den 1. Sonntag im April gefallen. Wird die oben vorgeschlagene Änderung eingeführt, so geschieht also nichts anderes, als daß wir Ostern regelmäßig an dem Sonntage feiern, an dem wir es jetzt schon alle drei Jahre tun. Nur in dem Kalender müßte für die Jahre, in welchen das Fest nach der jetzigen Regel nicht in die Zeit vom 1.—7. April fällt, die entsprechende Änderung vorgenommen werden; die Christenheit würde von der ganzen Maßregel kaum etwas merken. Die großen Vorteile derselben liegen aber auf der Hand. Mit einem Schlage würde dadurch die große Ungleichheit der Schuljahre, würden die übermäßig langen und kurzen Quartale beseitigt. Palmsonntag fällt dann stets in die letzte Woche des März und der Schluß des Schuljahres frühestens auf den 24., spätestens auf den 30. März, der Anfang des neuen aber in die Zeit vom 10.—16. April. Auch die Quartale können durch die Lage der Ferien ziemlich ausgeglichen werden. Jedenfalls braucht keins länger als 12 Wochen zu sein.

Und welche erheblichen Vorteile ergeben sich dazu auch noch für andere bürgerliche Verhältnisse! Der 1. April ist der Termin, an dem vorzugsweise die Lehrzeit und der Dienst der jungen Leute beginnen. Alljährlich verlassen eine Menge Schüler beiderlei Geschlechts höhere und niedere Schulen, um an diesem Tage in einen praktischen Beruf einzutreten. Es ist jetzt sehr störend, wenn bei später Lage des Osterfestes an ihm der Schulschluß noch nicht da und die Konfirmation noch nicht vollzogen ist. Ist der 1. Sonntag des April Ostern, so ist der Übelstand ein für allemal beseitigt.

So scheint mir nachgewiesen zu sein, daß der vorgeschlagenen Änderung keine religiösen Gründe entgegenstehen, daß ihre Einführung, abgesehen von den freilich erforderlichen internationalen diplomatischen Verhandlungen, absolut keine Schwierigkeiten bietet, daß aber große Unzuträglichkeiten dadurch beseitigt werden und erhebliche Vorteile mit ihr verbunden sind.

Bei dieser Sachlage möchte ich wünschen und hoffen, daß einsichtige und einflußreiche Personen die Angelegenheit in wohlwollende Erwägung ziehen und zu fördern suchen. Entscheidend dürfte es sein, wenn Papst Pius X. und Kaiser Wilhelm II. sich über sie ins Einvernehmen setzten und für sie einträten.

Schmargendorf bei Berlin. Ferdinand Schneider (†).

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Wilhelm Münch, Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart. Berlin 1906, Alexander Duncker. 124 S. 8. 1,50 *M.*

In einer Zeit, in der die Tagesblätter von Angriffen auf Schule und Lehrer voll sind, in der es von allen Seiten an pädagogischen Ratschlägen und Erziehungsproblemen überschäumt, die unser höheres Schulwesen in bedenkliches Wanken zu bringen geeignet sind, da ist allen denen, die an dem Aufbau der Schulen ernstlich mitarbeiten und den zum Teil leichtfertigen und irreführenden Meinungen oft urteilslos gegenüberstehn, den Bürgern der großen Kommunen, bei denen manche Entscheidungen liegen, den um das Wohl ihrer Kinder besorgten Eltern, aber auch den Lehrern ein treuer Helfer und Wegführer nötig, der von einer höheren Warte aus die widerstreitenden Bewegungen zu überschauen, zu beurteilen und gesunden Rat zu geben imstande ist. W. Münch hat sich in einer Reihe wissenschaftlich und volkstümlich geschriebener Arbeiten als solcher erwiesen. Dem grundlegenden Werke „Der Geist des Lehramts“ folgte i. J. 1904 als eine vortreffliche Ergänzung die „Zukunftspädagogik“, in der er eine Umschau bietet über das, was von der Erziehung in Zukunft anderes gefordert wird, als es jetzt geübt zu werden pflegt. Da hatte er sich sechzehn Schriften zum Teil stark revolutionären Charakters zur Besprechung ausersehen.

Die vorliegende Arbeit ist eine weitere Fortführung der Aufgabe, die er sich dort gestellt hatte, aber in anderer Form. Ohne Anschluß an bestimmte Literaturwerke geht Verf. den berechtigten und unberechtigten Vorwürfen der Gegenwart über die höheren Schulen nach als ein treuer Anwalt des höheren Lehrerstandes, doch nicht ohne auch hier, wo es not tut, mit fruchtbaren Ratschlägen hervorzutreten. — Klagen über Schulen und Lehrer kennt das Mittelalter nicht, auch nicht die ersten Jahrhunderte der Neuzeit. Damals erfüllte eine derartige Hochschätzung des gelehrten Wissens die Menschen, daß man an den Schulen nicht mäkelte. Verlieh doch alles Schulwissen eine Art von Adel, und daß dieser durch viele Schmerzen hindurch erworben ward, machte

Digitized by Google

niemand irre. Zudem war der Unterricht in den Händen der Geistlichkeit, und die Achtung vor dieser verbot die Klagen. Auch die Reformation rief darin keine Veränderung hervor. Mit dem Auftreten Rousseaus wurde es anders. Die Philanthropisten erhoben gegen das bestehende Schulwesen bittere Vorwürfe, wie die Reformer heutigen Tages, aber ihre neue abkürzende Methode führte zu keinem rechten Ergebnis, der spielerische Charakter des Lernens erzeugte keinen Ernst. Doch war mit dem 19. Jahrhundert ein neuerer vollerer Begriff der Bildung aufgekommen. In Preußen brachte die allgemeine Wehrpflicht denen, die sich ein bestimmtes Maß höherer Schulbildung angeeignet, das Vorrecht einer abgekürzten Dienstzeit samt der Aussicht auf rasches Vorrücken im Range. Damit war der Bildung als solcher der Preis unter den menschlichen Vorzügen gesichert. Aber diese Verbindung von äußeren Ansprüchen mit den inneren Zielen des Schullebens und Bildungsstrebens ist eine der Grundlagen für die reichliche Unzufriedenheit geworden, die den Schulen gegenüber so fühlbar wird. Es ergab sich wie von selbst eine festere Organisation der Schulen, strengere Lehrpläne, es ging an die Verstaatlichung des Schulwesens. — Seitdem ist die Familie von dem breitesten Teil der erzieherischen Funktion ausgeschlossen. Sie sieht von nun an nur die Rückstände der Schulerziehung: die Mühe der häuslichen Verarbeitung des in der Schule Behandelten, die Fehlerberechnung, die Noten, die Prädikate, Unlust und Furcht der Kinder, hört aber auch ihren Spott auf die Schule und ihren Trotz gegen die Lehrer. Da sehen denn die Eltern mit den Söhnen und den Töchtern in der Schule die große feindliche Macht ihres glücklichen Dahinlebens, eine Art von bösem Schicksal. So entstehen die Klagen über Mechanisierung des Unterrichtsbetriebes, über Pedanterie und Gemütlosigkeit der Lehrer. Die Reichen meinen, ihre Söhne würden aus Mißgunst schlecht behandelt, die Armen, ihre aus Geringschätzung. Man klagt über die Last der Hausaufgaben und fordert, daß alles in den Stunden geleistet werde; die Lehrer wollten sich nur ihre Arbeit erleichtern! Und doch sollte man Respekt haben vor dem Maß von Ernst und Eifer, mit dem der Lehrerstand wie kein anderer an der Vervollkommnung seiner Aufgaben arbeitet. Allein die peinliche Korrektur der schriftlichen Schülerleistungen, eine Arbeit, der schwerlich eine andere der höheren Berufsarten etwas ähnlich Lastendes und Erdrückendes an die Seite zu stellen hat, die gerade für geistig angeregtere Naturen eine Art von Martyrium bedeutet, müßte vor einer leichtfertigen Beurteilung der Lehrer bewahren. — Lehrer und Schulen sind in den Augen eines großen Teils unserer Bevölkerung ein leider nicht zu vermeidendes Übel. Und dabei ist hinter der äußeren Ausstattung der höheren Schulen der innere Ausbau des Schullebens nicht zurückgeblieben. — Die größere Zahl Schüler in der Klasse fordert eine gewisse

Digitized by Google

Mechanisierung; sogenannte Virtuosität des Unterrichts hat bedenkliche Wirkung. Die moderne Jugend leidet wie das ganze öffentliche Leben an Überreizung und Herabstimmung der Nervenkraft. Die Herbigkeit mancher Lehrer, ihr Ernst ist das natürliche Ergebnis der Berufsarbeit, ebenso der Mangel an Weltgewandtheit. Den Lehrern sind so viel Unterrichtsstunden, Vor-, Nach- und Nebenarbeit des Amtes auferlegt, daß sie eine ruhige, freie Lebensstimmung nicht leicht bestehen lassen. Wenn die Ferien nicht da wären, würden sie alle an nervöser Überreizung zugrunde gehen. Und doch ist in diesem Stande ein Maß von sittlicher Tüchtigkeit vertreten, das kein anderer unserer Stände übertrifft. — Der Glaube an die Bildungsideale unseres besten Geisteslebens ist geschwunden und darüber der Glaube an unsere Schulen verloren gegangen. Die Kulturmenschheit ist kulturmüde geworden. Ja der „Schulhaß“ gilt bereits als Beweis für die verabscheuungswerte Beschaffenheit unserer Schulen. — Müssen doch selbst die „Musterschüler“ manches arge Wort hören. Man gefällt sich darin, den sicheren späteren Bankrott dieser besten Erzeugnisse unseres Schullebens zu behaupten, während es doch feststeht, daß die tüchtigen Schüler der Oberklassen auch tüchtige Männer werden und die ausgezeichneten sich auch nachher auszeichnen. Für die Matten, Willenlosen, Dekadenten, Unbegabten, Nervösen dürfen nicht Anforderungen aufgegeben werden, die sich bewährt haben. Zeitweilige Erprobungen der Schüler wird die Schule vornehmen müssen. Die Reifeprüfung darf nicht fallen. Die Erfahrungen der Zeit vor hundert Jahren sind noch nicht vergessen.

Doch freiere Bewegung in den Lehrplänen der oberen Klassen ist wünschenswert. Dazu sollen die Regierungen Gelegenheit, ja Anregung geben. Die Einsetzung eines Erziehungsbeirates, zusammengesetzt aus Vertretern der Elternschaft und allerlei einsichtsvollen Personen, zur Seite der staatlichen Behörden, möchte sich vielleicht empfehlen, ebenso, daß an den einzelnen Schulen den natürlichen Miterziehern, den Eltern, Gelegenheit zum Hineinblicken und zum Mitberaten gegeben werde. Wenn nur vor allem recht viele Eltern, Lehrer und sonstige Freunde der Sache in einem gemeinsamen ernsten Interesse für die großen Fragen der Erziehung in einem angelegentlichen Suchen des Richtigen und Guten sich zusammenfinden wollten! —

Ausstattung, Druck, Papier sind gut.

Stettin. Anton Jonas.

G. Leuchtenberger, Hauptbegriffe der Logik in Beispielen nebst Erläuterungen für den Gebrauch an höheren Lehranstalten. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 58 S. 8. kart. 0,80 ℳ.

Die Aufnahme der philosophischen Propädeutik in den Lehrplan der Prima wird von den neuesten Lehrplänen mit Recht

Digitized by Google

als wünschenswert bezeichnet. Ihre Aufnahme bedeutet für die höheren Schulen keine belastende Erweiterung ihres vielverzweigten Gebietes durch einen neuen, fremden Stoff, sondern eine naturgemäß sich ergebende Vertiefung ihres Lehrstoffs. Wenn trotzdem verhältnismäßig wenige Anstalten die philosophische Propädeutik bisher in ihren Lehrplan aufgenommen haben, so hat dies in der Schwierigkeit seinen Grund, die die Behandlung dieser Disziplin bietet. Dieser Behandlung die rechten Wege zu weisen, ist der Zweck des oben genannten Buches, das Leuchtenberger seinen „Hauptbegriffen der Psychologie" nunmehr hat folgen lassen.

Es muß vor allem anerkannt werden, daß Leuchtenberger in dieser seiner Behandlung der Hauptbegriffe der Logik sich wirklich auf die Hauptbegriffe beschränkt und sich so in den von den Lehrplänen geforderten engen Grenzen hält. Seine Behandlung scheidet alle unfruchtbare, das Gedächtnis belastende Gelehrsamkeit aus und befaßt sich nur mit dem, was geeignet ist, die Urteilskraft zu entwickeln und die durch den Gesamtunterricht gewonnene Vorstellungswelt zu klären und gleichsam zu begrifflicher Reife zu erheben. Zum andern empfiehlt sich die Behandlung, die Leuchtenberger den Hauptbegriffen der Logik hat zuteil werden lassen, dadurch, daß er diesen an sich abstrakten Stoff in einer dem jugendlichen Begriffsvermögen angepaßten Einfachheit und Anschaulichkeit zur Darstellung bringt. Er geht in seiner Behandlung der Hauptbegriffe durchweg vom Beispiele aus. Die Beispiele beherrschen die ganze Behandlung in dem Maße, daß die Regel, das Gesetz als ihr notwendiges Ergebnis nur sich ihnen anschließt und zwar in knapper Form und schlichter Klarheit. Dies beweist ein Blick in das 58 Seiten umfassende Büchlein, dessen erster Teil auf 27 Seiten die maßgebenden Begriffe nur in Beispielen veranschaulicht. Aber auch der zweite, die Erläuterungen enthaltende Teil hat seinen Schwerpunkt in den Musterbeispielen, durch welche die dort gegebenen Regeln zum Verständnis gebracht werden. Die Tendenz des Buches geht also dahin, überall von Beispielen auszugehen und — wie es in der Einleitung heißt — „an ihnen das Gesetz finden, beobachten und erproben zu lassen". Für die Art aber, wie an den Beispielen das Gesetz zu finden und zu beobachten sei, wollen die Erläuterungen Handreichung bieten. Was sie enthalten, soll — so verstehe ich den Verfasser — zunächst in mündlichem Unterricht dem Schüler geboten werden und nur als Niederschlag solchen Unterrichts dann auch schwarz auf weiß ihm vor Augen treten.

Auf die Lehre vom Begriffe wird mit Recht weit ausführlicher eingegangen als auf die vom Urteil und Schluß, und zwar zunächst auf die Unterscheidung von Gattung, Art und Einzelwesen sowie vom Ganzen und seinen Teilen und so auf Partitio und Divisio. Diese ersten 5 Paragraphen leiten zugleich trefflich zum Disponieren an. Darauf werden Umfang und Inhalt

des Begriffs und seine Definition behandelt. Dem Teil II, der vom Urteil handelt, sind die Urteilskategorien Kants zugrunde gelegt. Teil III (vom Schluß) bespricht den Analogiebeweis, den Induktionsbeweis, das syllogistische Verfahren und in den beiden letzten Paragraphen besonders den indirekten Beweis, den Rückschluß und die Hypothese.

Die Beispiele sind fruchtbar und glücklich gewählt. Sie sind dem Gesichtskreise der Schüler und der Schule, bezw. der Schulschriftsteller entnommen. Die Beispiele S. 7 u. 8 Nr. 14—17 gehen wohl über das Verständnis des Schülers hinaus. In § 4, der Beispiele für die Partitio enthält, fällt eins auf. Wenn dort unter Nr. 8 von dem mancherlei Nutzen der Phantasie gesprochen wird und die geistig, gemütlich usw. fördersamen Wirkungen der Phantasie als partes gedacht werden, so erscheint dies allerdings als richtig, insofern man sich den Gesamtnutzen als totum denkt. Aber man kann doch auch den Nutzen der Phantasie als genus proximum ansehen und z. B. ihre das Gemüt erheiternde und erhebende Kraft als eine Art (species) ihres Nutzens. Dann hat man aber statt der Partitio eine Divisio. Hier und in ähnlichen Fällen (vgl. § 5 Nr. 1) erscheint dieselbe Teilung je nach der Wahl des Gesichtspunktes als Zerteilung (Partitio) oder als Einteilung (Divisio). Hierauf wird der Schüler bei Besprechung der betreffenden Beispiele aufmerksam zu machen sein.

Wie es in der Einleitung als selbstverständlich bezeichnet wird, daß nicht jedes Jahr alle in dem Buche angeführten Beispiele behandelt zu werden brauchen, so wird es dem Lehrer auch unbenommen sein müssen, je nach der Leistungsfähigkeit des Klassenjahrgangs von einzelnen Partien der Erläuterungen abzusehen. Ich denke hier an die S. 46 u. 47 für die Korrektheit der Definition gegebenen Regeln und das, was S. 48—50 zu § 7 über das Prinzip der Identität usw. gesagt wird. Die hier gegebene Unterscheidung der drei Arten von gegensätzlichen Begriffen kann in diesem Falle der Lehre des Begriffs angeschlossen werden. In der Erläuterung zu § 7 hätte übrigens das Wesen des Urteils etwas eingehender und mit Bezugnahme auf das sprachliche Gegenbild des Satzes besprochen werden können.

Fassen wir zum Schluß unser Urteil zusammen, so gibt das Leuchtenbergersche Buch eine sichere Anleitung zu richtig begrenzter, geistig anregender Behandlung der Logik. Hier soll der Geist nicht „in spanische Stiefel eingeschnürt" werden, hier wird das Grau der Theorie durch die Frische geistiger Anschauung ergänzt. Das Büchlein wird solchen Schulen, die schon die philosophische Propädeutik eingeführt haben, gute Dienste leisten und auch — dies spricht der Verfasser in der Einleitung als Wunsch aus — „in den Lehrern wieder mehr Lust erwecken zu diesem wichtigen Zweige der höheren Jugendbildung". Die philosophische Propädeutik ist dies in der Tat. Auch von der Logik

Digitized by Google

gilt dies. Wenn auch einerseits nicht geleugnet werden soll, daß durch das methodische Eindringen in eine Sprache eine logische Schulung, gleichsam eine Logik in Fleisch und Blut gegeben wird, so ist es doch andererseits von hoher Bedeutung, daß die der Sprache zugrunde liegenden Gedankenformen dem reiferen Schüler zum Bewußtsein gebracht werden.

Bromberg. L. Schmidt.

---

1) Paul Mehlhorn, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Siebente, verbesserte Auflage. Leipzig 1906, J. A. Barth. 100 S. gr. 8. geb. 1 *M*.

Die schnelle Folge der neuen Auflage rechtfertigt die anerkennenden und empfehlenden Worte, mit denen ich das Lehrbuch von seinem ersten Erscheinen an begleitet habe. Die griechischen Zitate, die in ihm vorkommen, hat der Verf. in einem zweiten Anhang verdeutscht, so daß das Buch nun nicht mehr bloß humanistisch Gebildeten durchweg verständlich ist. Die in der Vorrede mitgeteilten Quellenbücher zur Belebung des Unterrichts werden vielen willkommen sein.

2) Oskar Netoliczka, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Siebente Auflage des Lehrbuchs von Lohmann. 22.—27. Tausend. Göttingen 1906, Vandenhoeck & Ruprecht. X u. 213 S. gr. 8. geb. 2,20 *M*.

Ich hatte die sechste Auflage in dieser Zeitschrift 1904 S. 138 besprochen. Was ich dort und bei der Anzeige der früheren Auflagen sagte, kann ich heute noch mit mehr Nachdruck wiederholen. Das Buch macht nach Inhalt und Form einen gefälligen Eindruck. Es verrät überall den gebildeten Verf., der mit Freimut und freudigem Schaffenstrieb den wissenschaftlichen Forschungen der neueren protestantischen Theologie gefolgt ist. Diese Auflage weist vornehmlich in der Geschichte des Mittelalters eine gründliche Erneuerung des Textes auf, die jedoch den Gebrauch der alten Auflage neben dieser nicht ausschließt. Die Umstellung der Paragraphenreihe 8—16 soll die treibenden Kräfte der Entwickelung in der katholischen Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts besser ersichtlich machen. Die veränderte Einteilung, wonach diesmal nur drei Hauptabschnitte unterschieden werden, bringt die griechisch-römische Reichskirche und die werdende mittelalterliche Kirche in tiefer gefaßtem geschichtlichen Zusammenhang. Damit erfüllt Verf. einen Wunsch, den ich in einer früheren Besprechung weiter ausgeführt hatte. Durch einige Zusätze, vornehmlich durch die frisch hinzugekommenen Abbildungen zur kirchlichen Baukunst ist der Gesamtumfang des Buches um 11 Seiten gewachsen. — Verf. teilt zum Schluß des Vorwortes mit, daß er noch in diesem Jahre ein Quellenbuch zum Unterricht erscheinen lassen werde.

Digitized by Google

3) Heinrich Liedtke, Alte und mittlere Kirchengeschichte. Herausgegeben von M. Evers. Berlin 1906, Reuther & Reichard. VIII u. 113 S. gr. 8. geh. 1,80 ℳ. (Heft 24 der Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, begründet von Evers u. Fauth.)

Mit der Herausgabe dieser Arbeit liegen die kirchengeschichtlichen Hefte Liedtkes nunmehr als ein abgerundetes Ganzes vor. Früher erschienen Heft 19/20 Neuere Kirchengeschichte, Heft 22 Kirchengeschichte der Reformation. Aber der Verf. ist über der Vollendung dieser Schrift nach schwerem Leiden in seinem 35. Jahre dahingerafft. Noch bis dicht vor seinem Tode, schon von all den beängstigenden und niederschlagenden Vorzeichen des Ausgangs bedrängt, hat er sich immer wieder aufgerafft, um wenigstens einige Stunden täglich am Schreibtisch oder im Bette an dem Werk zu arbeiten und die Handschrift zu vollenden, was ihm ja auch zu seiner Befriedigung gelungen ist. Die Herausgabe des Buches hatte Evers übernommen, doch nicht ohne ihm eine Reihe kleinerer und größerer Beiträge zuzusteuern. Wo sie als selbständige Zusätze auftreten, sind sie durch eckige Klammern, meist durch Unterschrift als solche bezeichnet. Evers bemerkt, daß er gewiß sein konnte, daß der Verf. bei Lebzeiten ihm darin völlig zugestimmt haben würde. — Unser Buch ist die Arbeit eines Mannes, der nach seiner wissenschaftlichen Bildung durchaus geeignet war, die Aufgabe zu lösen, die er sich gestellt hatte. Ich habe es mit Freude und wachsender Spannung gelesen. Die Darstellung ist lebendig, die Gestaltung des Inhalts sachgemäß und geschickt. Nach einer kürzeren Vorbemerkung über Begriff und Inhalt der Kirchengeschichte, behandelt Verf. die alte Kirchengeschichte bis zum Jahre 800 auf S. 3—71, und dann die Kirchengeschichte des Mittelalters auf S. 72—113. Der erste Teil ist der ausführlichere; mit Recht, muß er doch die Keime und Grundlagen darlegen, aus denen die ganze spätere Entwickelung, die Probleme und die Fragen, die die Kirche zum Teil bis auf den heutigen Tag beschäftigen, herausgewachsen sind. Verf. ist ganz sichtlich und mit Erfolg bestrebt gewesen, das geistige Band, das die Vorgänge, die er erzählt, verknüpft, recht deutlich erkennbar zu machen. Wir lernen die äußeren Ereignisse in ihrer Folge verstehen aus den Gedanken und Willensbestrebungen der Handelnden, so daß uns zunächst das allmähliche Wachsen der Kirche und ihrer Macht, dann aber auch ihr Niedergang und ihr Sturz und damit das Eintreten der Reformation und ihrer Notwendigkeit voll zum Bewußtsein kommt. Aus der Darstellung ergibt sich, daß sich Verf. vor seiner Arbeit mit den großen wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der Kirchengeschichte bekannt gemacht hat, wie er es auch im Vorwort erwähnt. Das Buch wird sich in den Kreisen der Studenten, Kandidaten und Religionslehrer, für die es bestimmt ist, wie die übrigen Hilfsmittel zum Religionsunterricht in demselben Verlage,

Digitized by Google

bald seine Freunde erwerben, eine zweite Auflage wird nicht ausbleiben, aber darum will ich Ausstellungen zu einer künftigen Verbesserung nicht zurückhalten; hat doch Liedke selbst diese erste Bearbeitung als einen Versuch bezeichnet. Die Darstellung ist nicht frei von stilistischen, auch ästhetischen Unebenheiten, ist nicht selten zu rhetorisch, dahin rechne ich den unmotivierten Wechsel des Imperfekts und Präsens in der Erzählung der Tatsachen, dahin den nicht seltenen Schwung der Rede, der das Lehrhafte vor der Form zurücktreten läßt. Ein großer Übelstand ist die häufige Unterbrechung der Sätze durch Klammern, deren Inhalt vielmehr in den Text hätte hineingearbeitet sein müssen. Dafür könnte ich eine Reihe Beispiele anführen. Weiter gehören dahin die lästigen Anmerkungen, die das Lesen erschweren und gleichfalls in den Zusammenhang des Textes aufzunehmen sind. Ferner ist mir aufgefallen das Vermeiden lateinischer und griechischer Stichwörter, das Fehlen von Personen und Ereignissen, die nicht übergangen werden durften, auch wollen mir einige Urteile nicht gefallen. S. 11 wären zu nennen die martyres und confessores; S. 14 neben den Apologeten Lucianus und Celsus; S. 25 *κλάσις τοῦ ἄρτου* und *εὐχαριστία*, S. 32 der apologeticus des Tertullian. S. 36 sind die Stichwörter aus dem Streit des Arius und Athanasius griechich zu geben, S. 43 *φυσικὴ ἕνωσις*, S. 44 die vier adverbia *ἀχωρίστως* usw. S. 50 fehlt der Begriff peccatum originale. Erbsünde ist unrichtige Übersetzung, Augustinus sagt ausdrücklich „omnes fuimus in illo uno, quando omnes fuimus ille unus, qui lapsus est in peccatum“ de civit. XIII 14. Damit fällt auch das Urteil des Verf. über die Lehre des Pelagius: „sie verkannte den Ernst der Sünde“. Der ganz unbiblischen Lehre des Augustinus fehlt die ratio, also auch der Ernst; die ratio, der gesunde Menschenverstand ist bei Pelagius. — Der Schluß § 60 mit seiner Betrachtung über das Werk des Bonifatius scheint mir unprotestantisch. Luther hat sein Werk vielmehr zerstört, ich sehe in seinem Werke nicht, was irgendwie berechtigt und von segensreichen Folgen begleitet war; er hat die schon vorher christlichen Germanen des Westens unter Rom gebracht! — S. 68 war zu erwähnen, daß Karl der Große mehreren Bischöfen Sitz und Stimme im Reichstage gab. — Daß eine Betrachtung über das Wesen und die Bedeutung der Kreuzzüge unterlassen, ist ein schwerer Fehler. Ich bitte darüber in der Geschichte der Philosophie Hegels und in der Kirchengeschichte des Tübinger F. Ch. Baur nachzulesen. — S. 89 die Abendmahlslehre hat zur Voraussetzung die Beschlüsse von Chalcedon. S. 91 der Ausdruck satisfactio vicaria fehlt; es war zu erwähnen, daß Anselm das Neue Testament lateinisch las und an den ausschlaggebenden Stellen pro im Sinne des griechischen *ἀντί* statt *ὑπέρ* erklärte. S. 97 mußte eine Erklärung des neuen Verfahrens des inquirere gegeben werden. S. 104 nennt Verf. den Türken-

Digitized by Google

krieg eine ideale kirchliche Aufgabe. S. 106 vermisse ich das Stichwort unio mystica.

Es ist durchaus zu wünschen, daß die Scheidung Liedtke und Evers in der neuen Auflage beseitigt wird und damit auch der überaus kleine Druck in den Einschiebseln.

4) August Wünsche, Die Bildersprache des Alten Testaments. Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung des poetischen Schrifttums im Alten Testament. Leipzig 1906, Eduard Pfeiffer. V u. 187 S. gr. 8. 4,60 *M*, geb. 5,60 *M*.

Der gelehrte Verfasser hatte in seinem Werke „Die Schönheit der Bibel", das ich kürzlich in dieser Zeitschrift eingehend und warm empfehlend besprochen habe, versucht, die materiale Schönheit des alttestamentlichen Schrifttums darzustellen; in der gegenwärtigen Veröffentlichung kommt die formale Schönheit zur Behandlung, soweit sie sich in der Verwendung von Bildern und Vergleichungen kund tut. Er beginnt das inhaltreiche, lebhaft und höchst anregend geschriebene Buch mit einer allgemein wissenschaftlichen Betrachtung über die beiden rhetorischen Figuren, die dazu dienen, verschiedene der sinnlichen oder geistigen Sphäre angehörende Erkenntnisobjekte nach Form oder Gehalt zu veranschaulichen und sie dadurch dem erkennenden Geiste näher zu bringen. Die auf der Metapher beruhenden Bilder sind ein kostbarer Schmuck der poetischen Darstellung. Aus der Intuition hervorgehend, rücken sie die Rede aus der Sphäre der abstrakten Begrifflichkeit in die der sinnenfälligen Anschauung. Aber die Bilder sind auch Offenbarungen der Innenwelt der Dichter. Drum werden alle geistigen Tätigkeiten durch sie angeregt: Phantasie, Verstand, Gefühl und Wille. Die Vergleichungen verfolgen denselben Zweck. In der epischen Poesie dienen sie zur Beruhigung, sie üben eine retardierende Wirkung aus. Sie zwingen zum Verweilen, zum anschaulichen Betrachten. In der lyrischen Poesie steigern sie die Empfindung in ihrer seelischen Innerlichkeit und Energie. Diese äußeren rhetorischen Darstellungselemente, die die großen Dichtungen der Weltliteratur auszeichnen, finden sich auch bei den biblischen Dichtern. Auch diese waren Männer von Geschmack und Bildung, die für alle Eindrücke der Natur und des Kulturlebens ein scharfes Auge und ein empfindsames Ohr hatten, ein jeder in seiner Zeit und ein jeder in seiner persönlichen Art und Weise.

Die meisten Bilder und Vergleichungen haben die alttest. Dichter den großen Reichen der Natur entlehnt, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche. Daneben sind auch andere, die sich auf den Kosmos und auf kosmische Erscheinungen, auf die Elementargewalten des Feuers und des Wassers beziehen. In gleichem Maße hat die menschliche Tätigkeit und Beschäftigung, insbesondere die Viehzucht, der Landbau, das Handwerk Stoff zu Bildern geliefert. — Der Verf. beschränkt sich in seiner Darstellung

Digitized by Google

allein auf den dem Naturleben entlehnten Bilderschmuck. Die Tierbilder, die Pflanzenbilder, die Mineralbilder, die kosmischen Bilder sowie Feuer und Wasser in bildlicher Verwendung werden hier zum ersten Male übersichtlich geordnet und, soweit es das Verständnis erheischt, mit kurzen Erläuterungen vorgeführt. Zuerst die Tierbildsprache. Durch die Haustiere, Raubtiere, Vögel, Heuschrecken bis herab zum Gewürm, den Fliegen und Maden redet die Schrift zu dem Menschen: sie sollen ihm durch ihr Wesen, ihre Eigenschaften, ihre Stimme und Gestalt, kurz durch ihr ganzes Gebaren etwas sagen, etwas, worauf er merken und achten soll. Zuweilen ist es das ganze Tier, das ihm als Spiegel seiner sittlichen Beschaffenheit und seines Verhältnisses zu Gott und der Mitwelt dient, zuweilen nur ein hervorstechendes Merkmal, eine Besonderheit und Verrichtung. Diese Sprache ist zugleich ein lautes Zeugnis nicht allein von der Schärfe, sondern auch von der Sinnigkeit der Naturbeobachtung der Dichter im alten Israel. „Es erkennet der Ochs seinen Besitzer, Israel erkennet nicht, merkt nicht auf. — Seid nicht wie Rosse, die keinen Verstand haben, deren Gebiß mit Zaum und Halfter gezähmt wird. — Sie alle sind stumme Hunde, die nicht bellen können; träumend liegen sie da, belieben zu schlafen. — Ein knurrender Löwe ist ein ruchloser König über ein schwaches Volk. — Ich würde lieber mit einem Löwen und mit einem Drachen zusammenwohnen als in einem Hause mit einem bösen Weibe. — Begegne lieber einer ihrer Jungen beraubten Löwin als einem Toren in seiner Narrheit. — Wir alle brummen gleich den Bären, wir harren auf Recht, und es ist nicht da. — Die da harren auf Jahve, gewinnen neue Kraft; sie verjüngen ihr Gefieder wie die Adler. — Deine Augen sind Tauben hinter deinem Schleier. — Sieh nicht an den Wein, wenn er rötlich schillert, wenn er im Becher schön sich spiegelt, glatt hinuntergleitet; hinterher beißt er wie eine Schlange, und gleich einem Basilisk spritzt er Gift aus. — Gehe hin zur Ameise, du Träger; siehe ihre Weise an, daß du weise werdest.“

In derselben Art, wie die Tiere, bringt der Verf. weiter die einzelnen Pflanzen in ihrem poetischen Gebrauch zur Darstellung. Auch sie sind ein sprechendes Zeugnis für die morgenländische Natursinnigkeit und Naturbeseelung. Viele von ihnen sind durch den Gebrauch der Bibel in die modernen Sprachen übergegangen. „Ein jeder wird unter seinem Feigenbaum sitzen, ohne daß jemand da ist, der in Schrecken versetzt. — Die Väter haben Herlinge gegessen, und die Zähne der Kinder sind stumpf geworden. — Macht Frieden mit mir, spricht Jahve, auf daß jeder von seinem Weinstock esse. — Gedenke meines Elends und meiner Trübsal, des Wermuts und des Lolchs!“

Ferner die Bilder aus dem Mineralreiche. Gold und Silber kennzeichnen die glückliche Zeit. „So spricht Jahve von der

Digitized by Google

künftigen Zeit des Heils: Statt des Kupfers will ich Gold einfahren lassen, statt des Eisens Silber. — Sie alle sind halsstarrig, verleumdungssüchtig, Kupfer und Eisen. Ich will ausscheiden all dein Blei."

In der Darstellung des kosmischen Bilderschmuckes kommen alle die Bilder und Vergleichungen zur Betrachtung, zu denen Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Morgenröte, Regenbogen, Gewitter und Sturm verwendet wird. So fragt der Liebende beim Anblick der Geliebten: „Was ist diese, die herabblickt schön gleich dem Monde, rein gleich der Sonne. — Die Weisen werden leuchten wie der Glanz der Himmelsfeste und die, welche viele zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sterne immer und ewig. — Laßt uns trachten, Jahve zu erkennen, gleich der Morgenröte wird er hervortreten. — Vom König zu Babel: Wie bist du vom Himmel gefallen, du Glanzstern, Sohn der Morgenröte. — Wie das Brüllen des Löwen ist der Groll des Königs, aber wie Tau auf der Pflanze sein Wohlwollen. — Wie Schnee im Sommer und Regen in der Ernte, so ziemt sich für den Toren nicht Ehre. — Wind säen sie, und Sturm werden sie ernten. — Ich führe gegen dich viele Völker, wie wenn das Meer seine Wogen aufsteigen läßt. — Die Frevler sind wie das erregte Meer, das nicht rasten kann, und seine Wasser wühlen Kot und Schlamm auf. — Die göttliche Weisheit ist höher als der Himmel, tiefer als die Unterwelt, länger als die Erde, breiter als das Meer."

Das vorliegende Buch ist eine wesentliche Erweiterung des Buches „Die Schönheit der Bibel"; es zeigt dieselbe ernst wissenschaftliche Haltung, es erweist sich durch die Übersichtlichkeit und Gestaltung des Stoffes, durch die erläuternden Bemerkungen, vor allem durch das poetische Mitempfinden des Verf. als ein trefflicher Führer zur ästhetischen Betrachtung des Alten Testaments.

Druck und Ausstattung gefallen sehr.

5) Georg Wobbermin, Ernst Haeckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung. Leipzig 1906, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 30 S. gr. 8. 0,50 *M.*

Ich hatte das Buch des gelehrten Verf. „Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie" Berlin 1902 seinerzeit in dieser Zeitschrift eingehend besprochen und empfohlen. Der vorliegende Vortrag, gehalten im Zweigverein des Evangelischen Bundes, ist eine erfreuliche Weiterführung der dort dargelegten Gedanken und apologetischen Absichten. — Haeckel will nicht bloß Naturforscher, er will auch Begründer und Vertreter einer allgemeinen Weltanschauung sein, die zur religiösen, jedenfalls zur christlichen im scharfgewollten und ausschließenden Gegensatz steht. Aber ihm fehlen die Vorbedingungen für jede wissenschaftliche Vertretung einer Weltanschauung; ihm geht das Verständnis für das gesamte höhere Geistes- und Kulturleben der Menschheit ab; er mischt in kritikloser Weise die

Digitized by Google

genetische Beurteilung, die nach dem Ursprung einer Erscheinung fragt, und die Wertbeurteilung, die nach dem bleibenden Wesen der betreffenden Erscheinung forscht. Weiter entbehren seine philosophischen Ausführungen einer soliden erkenntniskritischen Fundamentierung. Er hat nicht Kant auf sich wirken lassen, für den alles Naturerkennen die Existenz eines denkenden Bewußtseins zu seiner Voraussetzung hat. — Die Entwickelungslehre fordert nicht das Aufgeben des christlichen Glaubens, wie sie auch der theologischen Weltbetrachtung nicht widerspricht. Wie mit dem Gottesglauben der Glaube an die Bestimmung des Menschen zur Freiheit und zur Lebensgemeinschaft mit Gott zusammenhängt, verkennt Haeckel völlig. Seine Weltanschauung ist der Monismus, — doch auch die christliche Weltanschauung ist Monismus. Er fühlt sich als Erneuerer Spinozas, aber er faßt die bekannte Formel „deus sive natura“ nicht wie Spinoza in idealistischem Sinne, sondern in naturalistischem, er verkennt den Gegensatz von Sein und Sollen; bei ihm hat der ethische Wille keine Stelle. Er übersieht überhaupt ganz allgemein die Differenzierung, die in der Weltentwickelung stattfindet, und die Wertsteigerung, die mit der Differenzierung gegeben ist. Die christliche Weltanschauung hat Haeckel nicht erschüttert.

Stettin. Anton Jonas.

Julius Richter, Die messianische Weissagung und ihre Erfüllung, mit besonderer Beziehung auf ihre Behandlung in der Schule. Gießen 1905, A. Töpelmann. II u. 90 S. gr. 8. 1,80 *M.*

Der Verfasser versteht unter messianischer Weissagung „alle Hindeutungen auf einen künftigen Abschluß der Geschichte, auf eine Zeit der Vollendung“ und will darstellen, wie sich die Lehre von der Weissagung und Erfüllung im höheren Schulunterricht nach den Ergebnissen der neueren theologischen Wissenschaft — der kritischen Richtung — zu gestalten hat. Er spricht den messianischen Charakter den früher als messianisch geltenden Stellen der alttestamentlichen Geschichtsbücher (Gen. 3; 12; 49 usw.) ab und läßt nur die in einigen derselben ausgedrückten religiösen und nationalen Hoffnungen einen Boden sein, auf dem die messianischen Weissagungen der Folgezeit erwuchsen. Kräftig bekämpft er die landläufige Darstellung, als ob die Weissagung in beständigem Fortschritt der Bestimmtheit auf den in Bethlehem geborenen Jesus als den Heilsbringer vorausweise. Der — ganz eigentlich messianische — Gedanke einer künftigen Vollendung des Gottesreichs, der vollen Herrschaft Jahwes, findet sich, so führt der Verfasser aus, erst in den prophetischen Schriften. Vermöge ihrer reinen und tiefen Gotteserkenntnis bekämpften die Propheten die fleischliche Sicherheit des Volkes (und der falschen Propheten) und sagten strafende und vernichtende Gerichte vorher; aber vermöge ihrer festen Überzeugung von Jahwes

Digitized by Google

Liebe und Treue sahen sie hinter solchen Gerichten Vergebung, Läuterung, herrliche Wiederaufrichtung des Gottesvolks, reinen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit und vermöge ihres Glaubens an Jahwes Allherrschaft eine Ausdehnung seiner Verehrung und seines Reiches über die ganze Welt. „Nach zwei Seiten hin mußte sich also das messianische Hoffnungsbild ausprägen, nach der äußeren Seite der irdischen Reichsherrlichkeit und nach der inneren der religiös-sittlichen Vollendung". Der Verf. geht darauf (S. 22—43) die kritisch gesichtete und geordnete Reihe der messianischen Weissagungen durch und legt den Gedankengehalt der einzelnen Stellen dar; dabei nimmt er mit Duhm einen „Tritojesaja" als Verfasser von Jes. 56—66 an; Zephanja ist, soviel ich sehe, übergangen, ebenso die (nichtjesajanischen) Kapitel Jes. 24—27 u. 35. In den sogenannten „messianischen" Psalmen findet er zwar einzelne Gedanken des messianischen Ideenkreises, aber nicht sicher ein Weissagen auf eine Vollendungszeit hin, und jedenfalls sind im Messiasbilde dieser Psalmen „nirgends die religiös-sittlichen Züge hervorgekehrt, die in den prophetischen Weissagungen über die irdische Macht, über nationale Siege und Herrscherglanz hinausweisen". In der Daniel-Apokalypse zeigt sich die messianische Hoffnung und Erwartung lebhaft, auch die Auferstehungshoffnung wird in sie hineingenommen, jedoch wiederum fehlt der tiefere, religiös-sittliche Inhalt. Ein kurzer Abschnitt, „Ergebnisse", schließt die Untersuchung über die alttestamentliche messianische Weissagung ab. Das Buch wendet sich sodann zur Frage um die neutestamentliche Erfüllung. Sie ist nicht zu suchen in solchen Einzelzügen, in denen die neutestamentlichen Schriftsteller selbst, unter dem Bann der jüdischen Hermeneutik, die überall im Alten Testament Anspielungen auf den Messias und sein Reich fand, sie anzunehmen lieben. Vielmehr erfüllt Jesus die messianischen Erwartungen des Alten Testaments, indem er ein Gottesreich mit den inneren Gütern der Gerechtigkeit und des Kindesverhältnisses zu Gott als dem Vater begründet, in welchem die individuelle Herzensstellung zu Gott, keine nationale Zugehörigkeit, über das Bürgerrecht entscheidet; dessen innere und äußere Vollendung verlegt Jesus selbst aber in die Zukunft, und allerdings erwartet er von der Zukunft eben auch die äußere Errichtung dieses Reiches, wenngleich weder in der politisch-nationalen Gestalt, die es in den Gedanken selbst der erleuchtetsten Propheten noch hat, noch mit Betonung des Natursegens, der in den prophetischen Schilderungen so breiten Raum einnimmt. Er stellt sich als den erhofften Messias dar, indem er kraft seiner Ausrüstung mit dem Geiste Gottes (Jes. 11) durch sein Lehren und Wirken die Herzen der Menschen dem wahren Gottesreiche zuwendet und in der Erfüllung dieses Berufes auch sein Leben dahingibt, wie der Gottesknecht Jes. (42 u.) 53; der Zukunft

Digitized by Google

aber überläßt er es, nach dem Willen des himmlischen Vaters auch die königliche Herrlichkeit des alttestamentlichen Messias zur Erscheinung zu bringen. Die innere und die äußere Seite des messianischen Hoffnungsbildes treten bei Jesu zeitlich auseinander, während sie im Alten Testament durchaus zusammenfallen. Die innere Seite wird tatsächlich verwirklicht, die Erfüllung der äußeren Seite bleibt Gegenstand der Erwartung, oder muß aufgegeben werden, indem dieser Bestandteil der altchristlichen Hoffnung als die Schale angesehen wird, in welcher zwar der Kern, der Wahrheitsgehalt, auf die Nachwelt kommen mußte, welche aber zur Zeit der Reife wegfallen mußte. In der Scheidung von Schale und Kern und in der Verwirklichung des Gottesreiches in seiner geistigen Gestalt liegt die Vollendung der Religion der Propheten, welche wir Jesu zu verdanken haben.

Dies ist der positive, übrigens mannigfach mit Polemik durchsetzte Inhalt des ersten und größten Teils des Schriftchens. Man wird ihm nur zustimmen können. Der Verf. schließt einen Abschnitt „Praktische Folgerungen für den Unterricht" an, dessen gleichfalls ohne Zweifel zu billigende Grundgedanken sind: Die messianischen Weissagungen sind im Zusammenhange mit dem Prophetismus überhaupt, mit der Lesung der prophetischen Bücher, zu behandeln und mit der Persönlichkeit und der Zeit eines jeden Propheten, bei dem sie sich finden, in Verbindung zu halten; sie haben allemal gleichsam die Spitze zu bilden, die das Gebäude der prophetischen Gedanken abschließt und krönt; es ist auf die (ausschließliche) Erfüllung ihrer geistigen Seite im Christentum hinzuweisen; ein Gesamtbild der prophetischen messianischen Hoffnung möge am Schlusse des Unterrichts zusammengestellt und einem Gesamtbilde des Christentums gegenübergestellt werden; die vorprophetischen vermeintlichen messianischen Weissagungen wie der Abrahamssegen sind als Ausdruck derjenigen Volksüberzeugung darzustellen, aus der die wirkliche messianische Hoffnung erwachsen ist.

Weniger als mit diesen allgemeinen Erörterungen kann ich mich mit den am Schlusse des Buches gegebenen Lehrbeispielen befreunden. Sie behandeln die messianische Weissagung des Hosea, des Jesaja und des Deuterojesaja, — auch die Stellen des Letztgenannten vom „Knechte Jahwes". Gegen den Lehrinhalt ist auch hier nichts einzuwenden, aber die — rein synthetische — Form, in der der Inhalt gegeben wird, reicht für ein Lehrbeispiel nicht aus. Den Schülern müssen die messianischen Hoffnungsgedanken in Beschränkung auf wenige, im Zusammenhang zu lesende und durchzusprechende Abschnitte der Schrift vorgeführt werden, exegetisch, analytisch; und zwar bildet, wie die Dinge nun einmal liegen, ja die Luthersche Bibelübersetzung, bestenfalls die „durchgesehene", die Vorlage für das Lesen. Hier ergeben sich Schwierigkeiten für den Unterricht, denen die Lehrbeispiele

Digitized by Google

nicht gerecht werden. Wie mißlich zeigt sich gleich eine Durchnahme der messianischen Stücke im Hosea! Rezensent hat in seiner Unterrichtspraxis gerade auf dieses prophetische Buch lieber verzichtet, und dies um so mehr, als ja auch die jetzt verbreitete Annahme, der Prophet rede aus seiner persönlichen Eheerfahrung heraus, recht anfechtbar ist.

Waren (Mcklbg.-Schw.). Rud. Niemann.

Alfred Schmidt, Kunst und Gedichtsbehandlung im Unterrichte Einführung in die Musik der Sprache in der deutschen Poesie und in das Wesen einer ästhetisch gestimmten, gemütvollen Gedichtsbehandlung. Mit Lehrbeispielen und Einzelbesprechungen. Altenburg S.-A. 1906, Theodor Unger Verlag. XII u. 312 S. 8. 4,80 ℳ.

Es ist ein hohes Ziel, welches sich Verf. in dem vorliegenden Werke gesteckt hat: er will „die Gedichtsbehandlung auf eine künstlerische Stufe heben, ohne ihr den erzieherischen Charakter zu nehmen“. Wenn es einerseits Lehrer gibt, welche auf dem Standpunkt stehen, daß ein Gedicht allein durch sich selbst wirken müsse, und die deshalb die Erklärungen und Erläuterungen auf ein Mindestmaß beschränken, so ist doch auch die Forderung einer künstlerischen Behandlung durchaus berechtigt; denn in der Dichtkunst muß wie in jeder anderen Kunst ein künstlerisches Verständnis angebahnt werden. Dazu ist allerdings in erster Linie erforderlich, daß der Lehrer selbst ein solches künstlerisches Verständnis besitzt. Es ist fraglich, ob dies immer der Fall ist. Eine Anleitung dazu will Verf. geben.

Es ist unleugbar, daß bei den Erklärungen von Dichtungen so manches, was zum Verständnis sehr wichtig ist, außer acht gelassen wird, so die Beziehungen zwischen Inhalt und Form, die Einheit derselben. Wenn dies unbeachtet bleibt, so leidet naturgemäß der Vortrag des Gedichts großen Eintrag. Es handelt sich hierbei nach des Verf. Ansicht um Rhythmus, Reim und Sprachmelodie. Es ist ganz richtig, daß man diesen Verhältnissen erst in neuerer Zeit Aufmerksamkeit zugewendet hat, und zwar sind hier ganz besonders Hildebrand, Sievers, Köster, Minor zu nennen. Verf. weiß sich besonders Köster zu großem Danke verpflichtet. Weil nun besonders die Form der Dichtungen in den landläufigen Erklärungswerken in einer für das Verständnis des Ganzen durchaus nicht förderlichen Weise behandelt wird, will Verf. zunächst in das ästhetische Wesen des Rhythmus und sodann in das des Reimes, der Strophenverknüpfung und Sprachmelodie einführen. Diese Absicht führt er im ersten Teile seines Werkes aus, im zweiten gibt er Materialien zur unterrichtlichen Behandlung deutscher Gedichte.

Nach einer Einleitung, in welcher er auf die Mängel hinweist, die man bei der Behandlung der deutschen Metrik noch immer wahrnimmt, behandelt er im ersten Abschnitt des ersten Teiles den Rhythmus in den deutschen Dichtungen an sich und

Digitized by Google

in seinen Beziehungen zum Inhalte. Aufs eingehendste, unter Anführung einer großen Zahl von Beispielen, behandelt er die verschiedensten Möglichkeiten des Taktes, welcher sich in deutschen Versen findet, und zeigt dabei zugleich, wie kunstvoll die Dichter dabei verfahren sind. Alle Verszeilen gliedern sich in Takte; es kann einsilbige, drei-, auch mehrsilbige geben. Auch der Stärkegrad der Silben kann sehr verschieden sein. Im emphatischen Gedankenausdruck kann jede beliebige Silbe haupttontragend werden. Unter den Strophen unterscheidet man zweiteilige und dreiteilige. Diese gliedern sich wieder nach der Zahl der Takte; es gibt vier-, fünf- und sechstaktige Reihen. Und alle diese Formen, sie sind nicht nur äußerlich, sondern sie hängen aufs genaueste mit dem Inhalt zusammen. In den sehr interessanten, mit vielen Beispielen gestützten Ausführungen kommt Verf. zu dem Satze: „Wichtigstes rhythmisches Prinzip ist die Wiederholung, nicht die Symmetrie“. Von außerordentlicher Wirkung ist auch der Wechsel in der Form der Reihen. In Gedankenanalysen einiger Gedichte führt der Verf. ein in das Verhältnis von Inhalt und Form. — Im zweiten Abschnitt betrachtet er den Reim, die Strophenverknüpfung und Sprachmelodie an sich und in ihren Beziehungen zum Inhalte. Vorangeht eine Darstellung des Wesens des Reimes und seiner verschiedenen Arten, dann folgen die Formen der Strophenverknüpfung, dann folgt eine Betrachtung der Sprachmelodie. Die poetischen Schöpfungen ebenso wie die Darlegungen des Verf. sollen nicht bloß mit dem Auge, sondern mit dem Ohre aufgefaßt werden. In der Lyrik kommen die Melodiewirkungen am meisten und schönsten zur Geltung. Und zwar besteht nach Sievers ein wesentlicher Unterschied zwischen Sprachmelodie und Gesangsmelodie. Den allgemeinen Auseinandersetzungen folgen im zweiten Teil Materialien zur unterrichtlichen Behandlung deutscher Gedichte; hier werden die von dem Verf. in dem allgemeinen Teile gemachten Ausführungen auf die Praxis des Unterrichts angewendet. Die hier vorangehenden methodischen Bemerkungon gliedern sich in die Abschnitte: A. Einführung, B. Der Vortrag der Dichtungen, C. Die anknüpfende Besprechung, D. Vortragseinübung und ästhetische Würdigung der Form der Dichtungen, E. Vergleichung und Verallgemeinerung. Der vierte und letzte Teil bietet Einzelbesprechungen von Gedichten (Schäfers Sonntagslied von Uhland, Andreas Hofer von Mosen, Der Trompeter an der Katzbach von demselben, Der Grenadier von Heine, Schwäbische Kunde von Uhland, Ein Friedhofsgang von Johann Nepomuk Vogl, Aus dem schlesischen Gebirge von F. Freiligrath, Die Lorelei von Heine, Gefunden von Goethe, Legende vom Hufeisen von demselben). In allen diesen Besprechungen hat Verf. die von ihm aufgestellten Grundsätze zur Anwendung gebracht.

Wir hielten es für notwendig, den Weg, welchen Verf. in seinem Werke einschlägt, genauer darzustellen, damit der Leser

Digitized by Google

dieser Zeilen einen Begriff davon erhält, was er zu erwarten hat. Sein Buch ist ohne Zweifel sehr verdienstlich; es eröffnet für die Behandlung von Gedichten in der Schule neue oder doch wenigstens bisher nur wenig beachtete Regeln und Gesetze. Verf. lehrt uns mit der bis dahin üblichen vielfach schematischen und mechanischen Art der Behandlung von Dichtungen zu brechen und die Schüler dazu anzuleiten, daß sie sich der Kunstformen der Poesie bewußt werden. Derartige Bestrebungen sind in den Verhandlungen der Kunsterziehungstage mehrfach zutage getreten; auf diese nimmt Verf. in seinen lehrreichen Ausführungen auch wiederholt Bezug. Wir sind fest davon überzeugt, daß eine solche Behandlung, wie sie Verf. für den Unterricht, namentlich für die sprachliche Form wünscht, sehr zur Förderung eines feineren Verständnisses beitragen wird. Es ist wichtig, daß die Jugend auf die herrliche in unserer schönen Muttersprache vorhandene Musik hingeführt werde. Man braucht nicht zu fürchten, daß etwa ein tieferes im engeren Sinne musikalisches Verständnis dazu gehört: das hier erforderliche Maß musikalischer Auffassung wird jeder haben, er wird sich auch in das Verständnis der vom Verf. vielfach zur Hilfe herangezogenen Noten hineinarbeiten können.

Verf. hat in dem mit großer Sachkenntnis geschriebenen Buche dem Lehrer des Deutschen ein treffliches Hilfsmittel geboten; er zeigt ihm zum Teil ganz neue Bahnen für die Erläuterung von Gedichten. Wenn man sie beschreitet, wird man der Jugend zweifellos einen höheren Genuß an den gelesenen Dichtungen vermitteln. Sie wird dadurch einen Einblick erhalten in eine Kunst, für die sie von Hause aus ein angeborenes Gefühl mitbringt. — Auf die in dem interessanten Werke im einzelnen behandelten Gesetze konnten wir naturgemäß nicht eingehen. Wir mußten uns eben mit kurzen Andeutungen begnügen. Das Buch sei allen Fachgenossen aufs angelegentlichste empfohlen.

Köslin. R. Jonas.

Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 272 S. 8. geb. 4,80 *M*.

Cauer bietet in seinem Buche jedem Lehrer des Deutschen vielfache Anregung und Belehrung. Er verfügt über ein ungewöhnliches Wissen und kann aus dem Vollen schöpfen. In erster Linie werden sich diejenigen Lehrer von seinen Darlegungen sympathisch berührt fühlen, die den deutschen Unterricht in der Prima eines Gymnasiums erteilen und dabei auf die alten Sprachen hinübergreifen können. Aber auch die Lehrer des Deutschen in der Prima eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule werden vieles von dem, was das Buch enthält, für ihren Unterricht verwerten können. Der praktische Blick, den der Verfasser bekundet, das feine Sprachgefühl, das verständnisvolle Eingehen auf die Bedürfnisse der Schüler, alles das macht einen überaus wohltuenden Eindruck.

Digitized by Google

Cauer hat es weder auf systematische Abrundung noch auf stoffliche Vollständigkeit abgesehen. Nur solche Gebiete will er behandeln, über die er selbst Erfahrungen gesammelt hat. Für die oberste Stufe empfiehlt er im Vorwort S. VI folgendes Verfahren: an der Schule, die ja nicht bloß lehren, sondern auch erziehen soll, die erprobte strengere Form des in sich geschlossenen Lehrplanes zu wahren, innerlich aber den Unterricht so zu gestalten, daß er vom Lernen zum Studieren hinüberleitet. Das kann geschehen, wenn der Lehrer sich von dem Schlagworte frei macht, daß er Wissenschaft nur bringen dürfe, soweit sie zu gesicherten Ergebnissen geführt habe, vielmehr gerade an Fragen, die nicht ganz erledigt sind und auch ihn noch beschäftigen, die erwachsenen Schüler teilnehmen läßt. Die Schüler will Cauer als Mitarbeiter an gemeinsamen Aufgaben behandelt wissen.

Man sucht jetzt auf verschiedenen Wegen den Unterricht in Prima freier zu gestalten. Paulsen hat den Vorschlag gemacht, mehr als bisher den Schülern zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Wahl zu lassen. Näheres über solche Anstalten, die Paulsens Anregung gefolgt sind, bietet die Monatschrift für höhere Schulen 1906 S. 1 f. und Das humanistische Gymnasium 1906 S. 141 f. Cauer bekämpft den Vorschlag Paulsens, wenn die alten Sprachen unter die Wahlfreiheit fallen sollten, S. 252. Er befürchtet, es könnte schließlich ganz vergessen werden, daß der Lehrplan einer höheren Schule ein Organismus sein soll, dessen Glieder mit innerer Notwendigkeit ineinander greifen, nicht ein innerhalb gewisser Zeitgrenzen und Stundenzahlen abgepaßtes und beliebig verschiebbares Arrangement von Fächern. Als schweren Fehlgriff würde er es ansehen, wenn man die Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische in der Reifeprüfung und dementsprechend in der Prima fallen ließe. Wieviel Gesundes an den Bestrebungen ist, in Prima eine weniger gebundene Form des Unterrichts einzuführen, muß die Zukunft lehren. Vorläufig befinden wir uns noch in dem Stadium des Versuches. Eins scheint aber schon jetzt festzustehen, wie das auch Michaelis auf der Generalversammlung des Gymnasialvereins 1906 ausgesprochen hat: die Berücksichtigung der Individualität der Schüler kann besonders im deutschen Unterrichte stattfinden; s. Das humanistische Gymn. 1906 S. 142.

In welcher Weise Cauer den deutschen Unterricht in Prima freier gestaltet wissen will, können wir aus dem Abschnitt VIII „Themata“ ersehen. Den Schülern soll ein selbständiges Urteil unbefangen gestattet werden, mag es auch der Auffassung des Lehrers widersprechen; ja es soll geradezu von ihnen verlangt werden. Sehr anziehend ist das, was Cauer S. 214 f. darüber aus seiner Praxis berichtet, die nur zur Nachahmung empfohlen werden kann. Bei der Lektüre der Braut von Messina hatte er die verwickelte Frage, in welcher Weise hier wie im König Ödipus das Schicksal in die Handlung eingreife, in Gesprächen eingehend er-

Digitized by Google

örtert und die Schüler zu der Erkenntnis zu führen gesucht, daß die Rolle, die das Schicksal spielt, in dem deutschen Drama größer und also für den, der an solche Macht nicht glaubt, störender ist als im griechischen. Als dann die Schüler im Aufsatze die Frage beantworten sollten: „Welchen Anteil hat das Schicksal an der Handlung im König Ödipus und in der Braut von Messina"?, lehnten mehrere, und darunter nicht die schlechtesten, Cauers Auffassung ab; sie wollten lieber ihrem unwillkürlichen Gefühl folgen als einer fremden, verstandesmäßigen und, wie ihnen schien, künstlichen Reflexion. Bei der Korrektur verteidigte Cauer im einzelnen seine Sache, ließ aber die abweichende Gesamtentscheidung, wo sie vernünftig begründet war, gelten. Und das tat er um so bereitwilliger, weil gerade diese Generation von Schülern zu unabhängigem Denken erst hatte ermutigt werden müssen. Ein solches Verfahren, meine ich, muß in der Tat dazu beitragen, die Schüler an ein selbständiges Urteil zu gewöhnen und ihre Arbeitsfreudigkeit zu erhöhen.

Aber nicht nur in dieser zurzeit viel erörterten Frage bietet das Cauersche Buch wertvolle Gesichtspunkte, sondern auch nach zahlreichen anderen Richtungen hin. Der Abschnitt I „Literaturgeschichte" enthält lehrreiche Ausführungen im Sinne der Lehrpläne 1901. Daß Cauer nicht erst durch die Lehrpläne auf diesen Weg gewiesen wurde, brauche ich kaum zu erwähnen. Mit Recht warnt er vor einem gedächtnismäßigen Betriebe der Literaturgeschichte, durch den der Geist hinausgetrieben und allen bösen Mächten Tür und Tor geöffnet werden würde. Der literaturgeschichtliche Unterricht, der fertige Urteile ohne eigene Kenntnis der Werke gibt, verleitet zur Ungründlichkeit und Phrase, S. 5. Wenn ein Lehrer imstande ist, Literaturgeschichte so vorzutragen, daß die Zuhörer vor der Aneignung fremder Ansichten bewahrt bleiben, desto besser; wir können dann nur wünschen, daß der Direktor und Schulrat verständig genug sind, ihn gewähren zu lassen. Aber die Zahl solcher Lehrer ist nicht so groß, daß auf sie eine allgemeine Einrichtung gegründet werden könnte, S. 6.

An ausreichenden Proben zeigt der Verfasser, wie Literaturgeschichte und Lektüre sich gegenseitig durchdringen können. Den Rahmen bildet ein Vortrag des Lehrers; was den Rahmen füllt, ist gemeinsame Arbeit, die überall an etwas Gelesenes anknüpft. Allerdings würde sich dem Umfange nach mehr erledigen lassen, wenn den Schülern die Gedanken fertig und im Zusammenhange überliefert würden; aber was sie allmählich selbst gewinnen, dringt tiefer ein und wird zu dauerndem Besitz erworben. Der Ergänzung und Vertiefung des literaturgeschichtlichen Unterrichts sollen auch die deutschen Vorträge in den oberen Klassen dienen, S. 19f. So entspricht das Verfahren, das Cauer eingeschlagen wissen will, durchaus dem vorausgeschickten Motto: „Heilig achten wir die Geister, Aber Namen sind uns Dunst".

Digitized by Google

In dem II. Abschnitte „Lektüre“ setzt sich Cauer zunächst mit den Bestrebungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar auseinander, an denen er anerkennt, was Anerkennung verdient, während er die Übertreibungen zurückweist. Man braucht sich durch die Schlagwörter, die in Weimar gefallen sind, nicht verblüffen zu lassen. Es ist richtig, daß oft durch allzu vieles und allzu künstliches Erklären den Schülern die Werke unserer Klassiker eher verleidet als näher gebracht werden. Erläuterungswerke wie das „Aus deutschen Lesebüchern“ können als Beleg dafür angeführt werden. Aber wenn manche Teilnehmer an dem zweiten Kunsterziehungstage in Weimar meinten, daß im deutschen Unterrichte jetzt alles verkehrt gemacht werde und daß völlig neue Bahnen eingeschlagen werden müßten, so ist das ein Irrtum. Es sind wohl einzelne Auswüchse zu beseitigen, aber es liegt kein Grund vor, mit der Vergangenheit vollständig zu brechen.

Bei Cauer tritt überall das Bestreben hervor, das Verständnis des Inhalts zu vertiefen, ohne daß darum der Worterklärung ein zu großer Raum verstattet wird. Im Osten, wo oft mit einer großen Zahl polnischer Schüler gerechnet werden muß, würde Cauer vielleicht zu der Auffassung kommen, daß die Worterklärung in noch weiterem Umfange nötig ist, als er annimmt, wenn nicht hinterher in den Aufsätzen ärgerliche Mißverständnisse vorkommen sollen. Erfolgreich ist die Tätigkeit des Lehrers, wenn die Schüler Liebe zu den Werken unserer Klassiker fassen, wenn sie dazu gebracht werden, daß sie sich aus eigenem Antriebe in unsere Literatur versenken und den gewiesenen Weg weiter verfolgen. Lateinische und griechische Privatlektüre wird unter den heutigen Verhältnissen, wo die alten Sprachen auf den Gymnasien nicht mehr eine so herrschende Stellung einnehmen wie früher, immer nur von wenigen Schülern getrieben werden. Wo aber die Schüler Goethes Werther, Schillers Räuber und andere Sachen, die in der Klasse nicht gelesen werden können, ungelesen lassen, da kann der Erfolg nicht als befriedigend angesehen werden. Eine schulmäßige Prüfung der Privatlektüre ist nicht angebracht. Der Lehrer mag gelegentlich auf dieses oder jenes Werk hinweisen; er mag, wenn sich ein Anlaß ungezwungen darbietet, fragen, ob der Schüler ein Werk, das erwähnt wird, schon kennt, und bejahendenfalls ein Wort der Anerkennung aussprechen; aber damit muß es auch genug sein. Wirkliches Interesse wird sich nur dort einstellen, wo jeder Zwang fernbleibt.

Überall weiß Cauer das Wesentliche herauszuheben. Er betrachtet die Werke unserer Dichter und Denker nicht nach einem gleichen Schema, sondern betont hier diese, dort jene Seite. Das einförmige Schema, nach dem Dichtungen in manchen Erläuterungswerken behandelt werden, muß auf die Schüler ermüdend wirken. Darin bewährt sich gerade ein tüchtiger Lehrer, daß er die Bedürfnisse der Schüler jedesmal richtig zu treffen weiß, daß die

Stunden nicht wie ein mechanisches Tagewerk verlaufen, sondern durch verschiedenartige Behandlung, wie sie sich im einzelnen Falle vorteilhaft erweist, die Schüler anregen.

Besonders hoch schlägt Cauer die Lektüre Lessings an. An ihm soll der Schüler, ohne ihm blindlings zu folgen, ein selbständiges Urteil zu gewinnen suchen. In dem I. Abschnitt S. 12 sagt er: „Nur freilich kommt es hier wie überall darauf an, mit welchen Augen man den großen Mann ansieht. Wer sich kritiklos und unterwürfig ihm ergibt, den wird dieser kühne Geist nicht befreien, sondern vollends zum Sklaven machen".

Die Bedenken, die man in neuerer Zeit gegen die Lektüre des Laokoon erhoben hat, weil er nicht mehr als ästhetischer Kanon gelten könne, weist Cauer entschieden zurück. „Was soll uns denn in der Ästhetik ein Kanon? Wir wollen sehen lernen und denken lernen; zu beidem hilft nichts so sehr, als wenn Interesse und Widerspruch zugleich gereizt werden". S. 55.

Der Abschnitt III handelt über philosophische Propädeutik. Auf S. 67 spricht Cauer klar aus, welche Stellung er zu diesem Unterrichte einnimmt: „Ein Unterricht, dessen Gelingen so durchaus von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, muß verdorben werden, wenn er zu einer allgemeinen, vorgeschriebenen Einrichtung gemacht wird. Wir wollen deshalb alles, was die Vertreter dieses Gedankens aus eigener Praxis erzählen, dankbar annehmen, uns aber hüten, der Forderung, die sie damit zu begründen meinen, zuzustimmen". Und S. 68 heißt es: „Philosophische Propädeutik müßte ich als obligatorisch auch dann verwerfen, wenn die Raumfrage keine Not machte; zugleich empfehle ich dringend sie als etwas Freiwilliges innerhalb des bestehenden Lehrplans zuzulassen, wo ein Lehrer ausgesprochenen Trieb dazu empfindet". Hinzufügen möchte ich noch: „Und wenn er erwarten darf, daß die Schülergeneration der Mehrzahl nach Empfänglichkeit und Verständnis zeigen wird". Cauer selbst hat, als er noch die Lehrtätigkeit praktisch ausübte, in einzelnen, teils dem Deutschen, teils anderen Fächern abgesparten Stunden philosophische Grundbegriffe mit den Primanern besprochen. In der Oberprima des Realgymnasiums zu Düsseldorf nahm er in den drei Tertialen des Jahres dem Lateinischen, dem Deutschen und den exakten Wissenschaften je eine Stunde in der Woche ab und verwandte sie auf philosophische Propädeutik.

Die Mitteilungen, die Cauer aus seiner Praxis macht, werden dem Lehrer, der diesen Unterricht zu erteilen hat, wertvolle Anhaltspunkte geben. Durchaus richtig ist es, und es entspricht den amtlichen Lehrplänen, daß die Lektüre geeigneter Prosastücke in den Dienst dieses Unterrichts gestellt wird.

Aus dem Abschnitt IV „Sprachgeschichte und Sprachrichtigkeit" hebe ich die Ausführungen über die Fremdwörterfrage hervor, zu der Cauer Stellung genommen hat. Sein Standpunkt

Digitized by Google

ist: „Die Fähigkeit, fremde Bestandteile sich zu assimilieren, fremde Wörter den eigenen Bildungsgesetzen zu unterwerfen, ist eine der tüchtigsten und gesündesten Kräfte einer Sprache. Sie kann im Gebrauche übertrieben werden wie jede Kraft und bedarf dann der Einschränkung; aber zunächst ist sie etwas Gutes". S. 114. Cauer legt seine Anschauungen an zahlreichen Beispielen näher dar. Seine Stellung ist sehr weitherzig. Ausdrücke wie assimilieren, Diskussion, Maxime, S. 114 f. sind doch Fremdwörter, die besser vermieden werden. Ich persönlich neige dazu, die Grenze für die Zulässigkeit der Fremdwörter enger zu ziehen.

Der Abschnitt V handelt über den deutschen Stil. Cauer zeigt durch seine Bemerkungen, daß er ein feines Verständnis für die deutsche Sprache besitzt. Es ist ja keineswegs alles neu, was er sagt; aber alles, was er sagt, erscheint in einem neuen Lichte. Daß gelegentlich den Schülern solche Mitteilungen gemacht werden, wie sie Cauer gibt, ist gewiß wünschenswert; bei vielen Schülern wird der ausgestreute Same aufgehen und Frucht bringen.

S. 140 wird den Schülern folgender Rat erteilt: „Denke nicht an den Lehrer, sondern stelle dir beim Schreiben einen lässigen, unaufmerksamen, widerstrebenden Leser vor, und dann zwinge diesen den Gedankengang mitzumachen, den du ihm vorangehst". Es ist nicht zu erwarten, daß die Schüler alsbald volles Verständnis für diese Weisung gewinnen werden, aber allmählich müssen sie erkennen, daß das, was hier gefordert wird, richtig ist. Mit Recht bekämpft Cauer deshalb auch unter Hinweis auf Rümelin, dessen Fußtapfen er folgt, die Häufung der Substantiva. Das Lesen eines Buches wird durch einen solchen Stil in der Tat sehr erschwert, und jeder von uns hat wohl schon oft die Wahrnehmung gemacht, daß Sätze, die an dem bezeichneten Fehler leiden, „etwas Betäubendes, unseren Intellekt Umnebelndes" haben, wie Rümelin sagt. In Goethes Prosa ist etwa jedes sechste Wort ein Substantiv, und daraus erklärt es sich nicht zum wenigsten, daß sein Stil so klar und so leicht dahinfließt und daß seine Prosaschriften sich angenehmer lesen als die von Schiller.

Auf Widerspruch dürfte Cauer stoßen, wenn er S. 142 behauptet, daß die Abschaffung des lateinischen Aufsatzes am empfindlichsten den deutschen Unterricht getroffen habe, der nun die Gewohnheit, ein logisches Verhältnis in syntaktische Gestalt zu bringen, selbst erarbeiten müsse. In der Tat geht Cauer mit seiner Behauptung zu weit. So bedeutungsvoll war der lateinische Aufsatz für den deutschen Unterricht nicht.

In dem Abschnitt VI spricht sich Cauer über die Interpunktion aus. Er hat sich eigenartige Interpunktionsregeln zurechtgelegt, die sich mit den landläufigen nicht decken. Relativsätze, die geringen Umfang haben, meint er, brauchten äußerlich nicht markiert zu werden. Bei der Aufzählung gleichartiger Begriffe könne das Komma oft ohne Störung des Sinnes fortfallen. Fast

Digitized by Google

immer sei es entbehrlich vor „sondern“ und „aber“, wenn durch diese Konjunktionen nicht Sätze angeknüpft werden, sondern nur Satzteile. Einer genauen Angabe der einzelnen Möglichkeiten bedürfe es im Unterrichte nicht; das Wichtige sei der Grundsatz: mit den Zeichen sparsam umzugehen, damit die, welche gesetzt werden, um so kräftiger wirken. S. 171f. Vom pädagogischen Standpunkte muß gegen die Vorschläge Cauers, mögen sie auch auf feinen Beobachtungen beruhen, eingewendet werden: für die Schule sind feste Regeln notwendig. Die Freiheit in der Interpunktion, wie sie Cauer empfiehlt, würde den Schülern mehr Schwierigkeiten bereiten als die festen Regeln.

S. 164 bespricht Cauer die Interpunktion in einem Satze von Fichte: „Philosophisch kann nur diejenige Ansicht genannt werden, welche ein vorliegendes Mannigfaltiges der Erfahrung auf die Einheit des einen gemeinschaftlichen Prinzips zurückführt, und wiederum aus dieser Einheit jenes Mannigfaltige erschöpfend erklärt, und ableitet“. Der Redner meint nicht: „erschöpfend erklärt und ableitet“, sondern mit „erklärt“ ist der Gedanke fertig, in seinem Geiste aber geht er weiter, und so wächst ein neues Glied hinzu: „und ableitet“. Hier ist Cauer auf einem falschen Wege, wie ich glaube, und schiebt Fichte Erwägungen zu, die ihm jedenfalls ferngelegen haben. In früheren Zeiten setzte man zwischen den einzelnen Prädikaten, auch wenn sie durch „und“ verbunden waren, ein Komma. In Bibelausgaben ist diese Art der Interpunktion bis in die neuste Zeit beibehalten worden. Ich habe ein Neues Testament in der Übersetzung Luthers vor mir, Berlin und Köln, Britische und Ausländische Bibelgesellschaft 1895. Dort steht z. B. Apostelgeschichte 28, 8: „Zu dem ging Paulus hinein, und betete, und legte die Hände auf ihn, und machte ihn gesund.“ Es wäre ein leichtes, Dutzende von Beispielen dieser Art hier anzuführen.

S. 178 sagt Cauer, daß vor den Infinitivkonstruktionen mit „um zu“ und „ohne zu“ ein Komma gesetzt werde. Warum ist nicht wie anderwärts „anstatt zu“ hinzugefügt?

Auf derselben Seite spricht Cauer von „zusammengezogenen Sätzen“. Diese Sätze haben die Grammatiker aufgegeben. Ich glaube nicht, daß sie noch ein besseres Lehrbuch der Grammatik beibehalten hat.

In dem Abschnitt VII spricht sich Cauer über das Disponieren von Aufsätzen aus. Hinweisen möchte ich auf das, was er über zwei sich kreuzende Gruppierungen sagt. Das erste Beispiel will ich kurz schematisch wiedergeben, S. 190.

Thema: Die Hauptvertreter der drei Kantone in Schillers Tell.

1) I. Walther Fürst, II. Stauffacher, III. Melchthal.	I. Wer ist Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal? II. Was will jeder? III. Was leistet jeder?

Digitized by Google

2) I. Wer sind sie? } I. Walther Fürst,
II. Was wollen sie? } II. Stauffacher,
III. Was leisten sie? } III. Melchthal.

Cauer entscheidet sich mit Recht für die Gliederung nach Personen, weil die gerundete Anschauung von lebendigen, herzhaften Menschen mehr wert ist als die Schärfe der Vergleichung.

Als die beste Einleitung bezeichnet Cauer die, welche von der Verwunderung über etwas ausgeht. In gleicher Weise, meint er, könne man einen Aufsatz auch schließen. Denn überall wirke ein Schluß am besten, der selbst noch etwas zu denken gäbe. In den Lehrbüchern über den deutschen Aufsatz finden wir verschiedene Arten der Einleitung aufgeführt, darunter diejenige, welche vom Gegenteil ausgeht, und damit wird sich die von Cauer befürwortete vielfach decken. Was den Schluß anlangt, so bezeichnet es Cauer mit Recht als empfehlenswert, mit einem weiteren Ausblick aufzuhören. Treffend ist auch die Bemerkung, daß Einleitung und Schluß gewinnen, wenn sie zueinander in Beziehung stehen und daß sie nicht in jedem Falle etwas Unerläßliches sind.

Ein Irrtum ist es, wenn Cauer annimmt, daß es noch herrschender Brauch sei, Hermann und Dorothea in Unter-Sekunda zu lesen. Seit 1901 geschieht das wohl meist in Ober-Sekunda.

Der Abschnitt VIII handelt über die Themata. Den Fußtapfen von Laas folgend, verlangt Cauer, in Prima sollten die Themata so gewählt werden, daß die Schüler zur Selbständigkeit des Urteils herangebildet werden. Das Lob, das er dem Werke von Laas spendet, wird vielleicht gerade jetzt mehr Zustimmung finden, als das früher der Fall gewesen wäre. Denn für Primaner, denen Privatarbeiten für manche Schularbeiten gestattet werden, ist der Weg, den Laas weist, sehr wertvoll. „Vor allem den Grundgedanken kann man durch ihn gewinnen und befestigen, daß deutscher Aufsatzunterricht in Prima so viel bedeutet wie erste Anleitung zu wissenschaftlichem Arbeiten“.

Aus dem Schlußwort „Das Deutsche im Lehrplan“ hebe ich einen Vergleich heraus, der für die Auffassung Cauers charakteristisch ist: „Im Lehrplane des Gymnasiums nehmen Latein und Griechisch eine ähnliche Stelle ein wie der Magen unter den Gliedern in der Fabel des Menenius Agrippa: scheinbar ungerecht werden sie bevorzugt; dafür sind sie es, von denen aus in alle Organe Kraft und Leben sich verbreitet“.

Das Cauersche Buch hat einen reichen Inhalt. Mancher wird hier und da anderer Ansicht sein, aber jeder wird zugeben müssen, daß ein Unterricht, mit so großer Hingebung erteilt, wie ihn der Verf. erteilt hat, eine nachhaltige Wirkung auf die Schüler ausüben und sie außerordentlich fördern muß. Ein solcher Unterricht ist die beste Widerlegung des oft erhobenen Vorwurfs, daß das Gymnasium junge Griechen und Römer erziehe

Digitized by Google

und nicht Deutsche. Fehler werden überall begangen, auch auf dem Gymnasium; aber daß die Fehler einzelner Lehrer nicht dem Gymnasium zur Last gelegt werden dürfen, hat Cauer durch sein Buch glänzend dargetan. Freudig rufe ich ihm deshalb zu: „Macte virtute esto!“

Pr. Friedland. O. Przygode.

Karl Tumlirz, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Wien 1906. F. Tempsky. VI u. 145 S. gr. 8. geb. 1 *K* 50 *h*.

Das Buch erledigt in den bekannten Abschnitten: Lautlehre, Formenlehre, Satzlehre (Syntax), Wortbildungslehre, was für Schüler der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen wissenswert scheint. Hinzugefügt ist eine durch ihre Übersichtlichkeit sich auszeichnende Darstellung der Entwickelung der deutschen Sprache sowie der Grundzüge der deutschen Verslehre. In dieser beschäftigt sich nach allgemeinen Vorbemerkungen ein Kapitel mit der Silbenwägung (Prosodik), ein weiteres mit dem Versfuß, wieder eins mit dem Verse, während der Schluß der Strophe und ihren besonderen Arten gewidmet ist. Überall sind — was dem ganzen Buche nachgerühmt werden muß — die Beispiele sehr bezeichnend gewählt und die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen mit einer Klarheit vorgetragen, die einen höchst erfreulichen Eindruck macht. Nur selten liegt der Fall vor, daß der Referent einen Ausdruck geändert zu sehen wünscht, wie wenn z. B. S. 95 „diese Lautverschiebung (Grimms Gesetz) sich im Germanischen zweimal wiederholte“, was drei Lautverschiebungen ergeben würde. Anderseits gehen des Verf. an sich stets interessante Ausführungen hier und da wohl über den Rahmen eines Schülerbuches hinaus und sind zu gelehrt. Was z. B. über Sprachgefühl und Sprachgebrauch S. 124 ff. gesagt wird, gehört zwar in die Lehrstunde, aber nicht mit solcher Ausführlichkeit in einen Leitfaden, der das Buch offenbar sein will. Umgekehrt ist manchmal größere Deutlichkeit für den bei seinem Mentor sich Rat holenden Schüler zu wünschen, so bei den Beispielen zum Vernerschen Gesetz S. 97 oben. Wie soll er sich Vater aus *πατήρ* geworden denken, da er auf den doppelten Übergang des t in dh und dieses dh in d hingewiesen worden ist? Daß zwischen dem t in frater und dem d in Bruder ein th stehen muß, ist ihm gesagt worden. Aber wo soll er es suchen? Wann und wo ging das aus t gewordene dh in d über, falls die vorangegangene Silbe nicht den Hochton hatte? Daß unter Umständen die Kritik des Schülers aufgerufen wird, will ich nicht tadeln, wobei er sich an der Hand des Verf. freilich selbst an Größen wie Goethe heranwagt (S. 128 unten und S. 129 in der Mitte). Übrigens ist die Kritik nicht immer stichhaltig; denn ist z. B. „schlagend“ so viel wie „den Nagel auf den Kopf treffend“ oder *πληγὴν τῷ ἐναντίῳ ἐμβάλλων*, so weiß ich nicht, warum es § 199 neben dem schlagenden Be-

Digitized by Google

weise nicht auch ein schlagendes Beispiel geben soll. Ich halte unter Umständen auch für möglich zu sagen (ebenda): Solche erhabene Gedanken entzücken den Geist; denn: So erhabene G. e. d. G. ist etwas anderes. Beispiele wie (S. 89): „Du hättest ihr aufgetragen, mich einzuladen, euch dort zu besuchen“, sollte man nicht sanktionieren. Was sonst über die indirekte Rede § 143 ff. auseinandergesetzt wird, ist ganz vortrefflich, wie fast alles, was die Syntax bietet.

Nicht weniger wertvoll ist die Laut- und Formenlehre. Bisweilen merkt man allerdings, daß der Verf. Süddeutscher ist. Ich glaube nicht, daß in unserer Gegend jemand: Mond, Magd (höchstens in Magdeburg), Obst, Vogt mit kurzem Stammvokal spricht; bei uns sagt man auch nicht — es wird das geradezu als Regel hingestellt — Wers statt Fers (Vers). Mir unbegreiflich lehrt auch Tumlirz § 13, das Hauptwort Strand könne keinen Plural bilden: die verschiedenen Strande bei einem in die See vorspringenden Orte wird man sich wohl oder übel gefallen lassen müssen. § 21 Anm. verlangt er im Vok. Plur.: Meine Herren, dagegen z. B. Engelien-Jantzen (Schulgramm. § 67): Meine Herrn. Die armen Schüler! Und was wird § 24.4 aus Friedrich Schillers Werken, wenn wir ihm — freilich gegen Wustmanns (Sprachdummheiten S. 16) Vorschlag — sein Adelsprädikat geben? § 28 a. E. mag sich an der Form „eitelm“ die Zunge zerbrechen, wer Lust hat; jedenfalls sind das Einzelheiten, welche gegen die auf feiner Beobachtung des Sprachgebrauchs beruhenden Bemerkungen des Verf. nicht ins Gewicht fallen, von denen das Buch voll ist. Man sollte es nicht unbeachtet lassen.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

1) R. Seehausen, Geschichte der deutschen Literatur. Nebst einer kurzen Poetik. Zweite, verbesserte Auflage. Gütersloh 1905, C. Bertelsmann. VII u. 135 S. 8. 1 *M*.

Die erste Auflage dieses Buches erschien zu Herford im März 1893, die zweite im September 1904 zu Marburg, wohin inzwischen der Verf. übergesiedelt war. Daß es auf praktischer Erfahrung im Unterricht beruht, praktisch also seine Haupteigenschaft ist, ergibt sich schon aus der schnellen Folge der Auflagen.

Das Buch als eine „Geschichte der deutschen Literatur“ bietet uns die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literatur, und zwar in schlichter, knapper, aber natürlich zusammenhängender Darstellung. Mit Recht suchte der Verf. den Zusammenhang der Dichtwerke mit dem Geiste ihrer Entstehungszeit und dem Lebensgange der Dichter klarzulegen. Die zweite Auflage bietet wesentliche Verbesserungen, vor allem wurden die literarischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts vervollständigt und zweckmäßiger gruppiert.

Digitized by Google

Das Althochdeutsche oder die altdeutsche Literatur von 600—1100 oder von den ältesten Zeiten bis zu den Kreuzzügen zerfällt in vier Paragraphen: 1. Die deutsche Dichtung in den ältesten Zeiten. Von Liedern spricht der römische Schriftsteller Tacitus; sie besangen ihre Götter und Helden, sie sangen bei feierlichen Handlungen, im Krieg und beim festlichen Mahl. Merseburger Zauberformeln; Edda. — Schriftzeichen Runen; Form Stabreim. 2. Die Heldendichtung während der Völkerwanderung. Hildebrandslied. 3. Die ältesten christlichen Schriftwerke der Deutschen: a) Gotische Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila. b) Der Heliand. Stabreim. c) Otfrieds Evangelienbuch. Endreim. 4. Die Klosterdichtung: a) Das Waltharilied. b) Roswitha von Gandersheim. Lateinische Dichtungen (Schauspiele nach römischen Vorbildern und Lebensbeschreibung Ottos des Großen). Besonders bei Lehrbüchern an Mädchenschulen ist der Grundsatz „ne quid nimis" zu beachten. Hier finde ich die Auswahl durchaus maßvoll, und wenn die ausführenden Erklärungen den ganzen Abschnitt über die althochdeutsche Literatur bis zu vier Seiten anfüllen, so wird daran niemand etwas auszusetzen haben.

Der zweite Abschnitt, die mittelhochdeutsche Literatur — von den Kreuzzügen bis zur Reformation; höfische und volkstümliche Dichtung; die erste Blütezeit der deutschen Literatur —, umfaßt 20 Seiten. Nach einem kurzen der Ritterdichtung gewidmeten Paragraphen von 12 Zeilen wird die höfische Lyrik auf zwei Seiten besprochen, dann die höfische Epik auf sechs Seiten. Es folgt darauf das Volksepos auf sechs Seiten, der Meistergesang auf zwei Seiten, das Volkslied, die Anfänge des Dramas und schließlich das Spottgedicht: Sebastian Brant, das Narrenschiff, und die Tiersage, Reineke Vos, dessen Inhalt in seinen Hauptteilen erzählt wird. Ganz vorzüglich finde ich das, was über das Volkslied und seine Entwickelung angegeben wird, kurz, treffend, übersichtlich, eingehend genug: Frischer als der Meistergesang erklang seit dem 14. Jahrhundert das Volkslied. Irgend ein dichterisch Begabter wußte die Gefühle, die ihn und seine Volksgenossen bewegten, so treffend in ein Lied zu fassen, als ob er im Namen des ganzen Volkes gesungen hätte. Deshalb wurde solch ein Lied auch schnell durch das Land hin verbreitet, und über dem Liede ward der Name des Dichters vergessen, ja irgend ein Sangeslustiger erfand eine neue Strophe dazu. Bald hatte jeder Stand seine Lieder. Man schrieb die Volkslieder auch auf und verbreitete sie nach der Erfindung der Buchdruckerkunst auf fliegenden Blättern oder in Liederbüchlein. Besonders reichlich quoll der Born der Volkslieder im 16. Jahrhundert, und bis heute hat er nicht aufgehört zu fließen. Man unterscheidet dem Inhalte nach: 1. geistliche Volkslieder: Es ist ein Ros entsprungen. 2. weltliche Volkslieder: a) lyrische: Ich hört ein Bächlein

Digitized by Google

rauschen; b) historische: Prinz Eugen, der edle Ritter. Die Sprache des Volksliedes ist natürlich und knapp; oft muß man Gedanken ergänzen. Versmaß und Reim sind häufig unregelmäßig; oft findet sich der Kehrreim. Die Melodien sind einfach und ergreifend.

Von Seite 28 bis 112, 84 Seiten, reicht der dritte Teil, die neuhochdeutsche Literatur, von der Reformation bis zur Gegenwart. Der erste Abschnitt, die Literatur des Reformationszeitalters, behandelt Luther, andere Kirchenlieddichter, Hans Sachs, Johann Fischart und die Volkslieder; der zweite Abschnitt, die deutsche Literatur während des Dreißigjährigen Krieges, behandelt die Sprachgesellschaften, M. Opitz, die schlesischen Dichterschulen, das geistliche Lied im 17. Jahrhundert und den Simplizissimus, den bedeutendsten deutschen Roman des 17. Jahrhunderts.

Den dritten Abschnitt bildet die Literatur des 18. Jahrhunderts, die zweite Blütezeit der deutschen Literatur. Durch die hohenzollernschen Fürsten, besonders durch den Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gelangte das deutsche Volk allmählich wieder zu politischer Selbständigkeit und freiem Denken und Schaffen; das spürte man auch an der deutschen Literatur, die sich im 18. Jahrhundert kräftig entwickelte, bis sie endlich an der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts die herrlichsten Blüten trug. Die einzelnen Erscheinungen sind folgende: Der Streit der Schweizer mit Gottsched; Haller und Hagedorn; die Leipziger Dichter; die hallischen Dichter; Klopstock; Wieland; der Göttinger Dichterbund; Lessing; Herder; die Sturm- und Drangperiode; Goethe; Schiller; Jean Paul; Friedrich Hölderlin; Pestalozzi und Hebel, beide der Mahnung Herders folgend, die Dichtung volkstümlich zu gestalten.

Zu dem vierten Abschnitt, der Dichtung des 19. Jahrhunderts, gehören: die Romantische Schule; die Dichter der Befreiungskriege; die schwäbischen Dichter; die österreichischen Dichter; Immermann und Platen, beide nach poetischer Darstellung des Lebens und der Anschauungen ihrer eigenen Zeit strebend; das Junge Deutschland und die politischen Dichter; die Münchener Dichterschule; religiöse Dichter, dem Unglauben der jungdeutschen Schriftsteller entgegentretend: a) Lyriker: Knapp, Luise Hensel, Spitta, Gerok, Sturm; b) erzählende Dichter: Biernatzky, W. O. von Horn, Glaubrecht, Marie Nathusius, Frommel, Friedrich Wilhelm Weber. — Es folgt eine Anzahl von Dichtern, die ihre Stoffe aus dem Gebiete der Sage und Geschichte entnahmen, wozu die Fortschritte der Geschichtswissenschaft und die großen geschichtlichen Ereignisse der neueren Zeit sie anregten; manchem von ihnen dienten auch die historischen Romane des schottischen Schriftstellers Walter Scott zum Vorbilde. Hierher gehören Wilibald Alexis, Gustav Freytag, Luise von François — auch die

Digitized by Google

Romane „Der Katzenjammer“ und „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“ verdienen genannt zu werden —, Wilhelm Jordan — wo man ihn nennt, muß auch das feine, nach Inhalt wie Form überaus anziehende Lustspiel „Durchs Ohr“ erwähnt werden —, Wilhelm Heinrich Riehl, Joseph Viktor von Scheffel, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst von Wildenbruch, Hans Hoffmann.

Unter dem Titel „Der poetische Realismus“ sind die Dichter zusammengestellt, die die hohe Bedeutung, die im 19. Jahrhundert die Naturwissenschaften gewannen, zu sorgsamer Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit anregte. Sie schilderten infolgedessen oft Vorgänge aus ihrer engeren Heimat; nicht selten bedienten sie sich dabei der heimischen Mundart. Nach ihrem Geburtslande sind sie bezeichnet als Schweizer, Österreicher, Bayern, Schwaben, Thüringer, Norddeutsche.

Der letzte Paragraph spricht von der „neuesten deutschen Dichtung“. In ihr, heißt es, macht sich eine starke Neigung zum Materialismus und zur Darstellung des Krankhaften bemerkbar, mit der sich aber zuweilen eine symbolisch-idealistische Richtung verbindet. Die Form ist zuweilen ein wunderliches Gemisch von Nachlässigkeit und Künstelei. Doch hat die neueste deutsche Richtung auch Schönes geschaffen. Unter den Dramatikern werden zwei genannt: Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann. Der erstere hat seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Roman „Frau Sorge“ begonnen, und niemand wird leugnen, daß das Buch einen guten Dichter zum Verfasser hat. Sein Drama „Die Ehre“ machte ihn zum berühmten Manne; es behandelt die grellen Gegensätze zwischen dem Leben und der Denkweise der Armen und der Reichen unserer Zeit. In seinem Trauerspiel „Heimat“ schildert er den Zwiespalt zwischen der Lebensanschauung der Alten und der Modernen. Daß die Mädchen die Aufführungen dieser Stücke im Theater besuchen, empfiehlt sich nicht, aber kennen müssen sie doch den Dichter, der in klaren, scharfen Strichen die Charaktere der Personen zeichnet und auch in mancher anderen Beziehung den dramatischen Dichter verrät, und so wollte vor 15 Jahren jedermann die beiden Dramen sehen. So ist Sudermann „berühmt“ geworden, wie der Verf. sagt; ob er es auch nach 15 Jahren noch ist? Ich zweifle, daß der Ruhm von Dauer ist: die Zeichnung der Gegensätze zwischen dem Leben und der Denkweise der Armen und der Reichen unserer Zeit und auch der oben genannte Zwiespalt der Alten und Modernen ist zu speziell, zu eng ausgefallen, und diese Züge alle erheben sich nicht genug zu allgemein menschlich fesselnden Bestandteilen des Lebens, so daß sie dem Auge und dem Ohr und vor allem dem Herzen des Hörers sich fest und dauernd einprägen könnten, und wenn man das wirklich Klassische daran erkennt, daß es, sooft man es wieder liest, immer neues Licht gibt, unendlich

Digitized by Google

Licht an seinem Licht entzündend, — die Kraft ist in den Sudermannschen Dramen nicht wirksam, sie sind doch nur Tageserscheinungen, leben für den Tag, nicht für die Dauer.

Ähnlich ist es mit Hauptmanns Dichtungen. Vergebens sucht man in seinem Schaffen nach einer festen Entwickelungslinie. Er ist jetzt bald 44 Jahre alt, wir haben nahe an 20 Dichtungen von ihm, aber sein künstlerisches Charakterbild will sich nicht vor uns aufbauen. Die eigentliche dramatische Gestaltungskraft entschlüpft ihm immer mehr, statt dessen umgaukelt und umschmeichelt ihn ein luftiges Völkchen kleinerer Geister: „Elfen des Traumes, Glühwürmchen der Phantasie, der Reigen lyrischer Naturstimmungen, der bunte Blumenflor der Romantik, mit einem Worte: die heimlich süße Welt des Märchens". Voller Reize und Schönheiten ist der Weg, den seine Märchenphantasie uns führt, wenn wir aber endlich vor dem Zauberschlosse stehen, das uns den Sinn von allem enträtseln soll, tut sich die Pforte nicht auf, und wirrer, blasser, nebel- und spukhafter denn je umhüllt uns das brausende Durcheinander der Töne und Gestalten. Und Hauptmannscher Tiefsinn ist von jeher ein zerbrechlich Ding gewesen; was er uns in Händen läßt, ist selten mehr als eine Hand voll Scherben aus anderer Leute Gedankengefäßen. Gewiß, immer holt er sich, sie bunt und neu zu schmücken, aus den Tiefen des dichtenden Volksgemütes, wie es in den Tälern und auf den Bergen seiner schlesischen Heimat so frisch und herbe blüht, seine Kristalle und seltsamen Blumen, — doch über die Halt- und Wesenlosigkeit dieser mühsam, mit schwacher Hand zusammengesetzten Gebilde vermag uns heute nichts mehr zu täuschen. Auch bei dem letzten Stück „Und Pippa tanzt" treten all die genannten Schwächen neben den guten Seiten ganz besonders zutage, kurz, unserer lebendigen Bühne vollends wird aus solchen Dichtungen kein neuer Frühling entstehen.

Von den Novellisten sind drei genannt: Kretzer, Polenz, von Ompteda; mit Recht. Von den Lyrikern sechs: von Liliencron, Falke, Avenarius, Dehmel, Holz, Bierbaum; ebenfalls mit Recht, und mehr zu nennen war nicht nötig.

Von S. 113—133 ist dem Buche eine Poetik angefügt, die zunächst von der poetischen Sprache, sodann von der Gattung der Dichtkunst handelt. Auch hier ist wieder das Zuviel vermieden; Beispiel und Erklärung ist gut gewählt und kurz.

Der Besprechung dieses Buches habe ich mehr Worte zugewandt, als ich in der Regel tue; ich finde, daß es praktisch angelegt ist und darum viel Nutzen bringen kann.

2) **Johann Durmayer, Grundzüge der Poetik.** Dritte, verbesserte und durch Musterbeispiele vermehrte Auflage. Nürnberg 1905, Friedr. Kornsche Buchhandlung. VI u. 121 S. 8. 1,25 ℳ.

Nachdem das Buch in der Form, wie es die 2. Auflage gebracht, eine durchweg sehr günstige Rezension erfahren hatte,

Digitized by Google

glaubte der Verf. bei der Revision nur eine Anzahl noch vorhandener Unebenheiten beseitigen, im übrigen aber eine Veränderung nur insofern vornehmen zu sollen, als er für jede der einzelnen Dichtungsarten auch ein charakteristisches Beispiel voranstellte: „es dürfte sohin das Werkchen in seiner jetzigen Form wohl eine erwünschte Ergänzung zu jedem Lesebuche sein“.

Wie jedes Lehrbuch der Poetik zerlegt auch dieses seinen Stoff in zwei Teile: die Lehre von der äußeren Form, die Verslehre oder Metrik, und die Lehre von den Dichtungsgattungen. Bei der Verslehre handelt es zunächst von der poetischen Sprache, deren höchstes Gesetz die Schönheit ist. Anerkennenswert ist, daß die Tropen und Figuren vollzählig genannt sind; daß ferner bei der Klangnachahmung der den Vokalen und Konsonanten eigentümliche Charakter bei mehreren wie bei a, bei i, bei st, bei kr, bei sch ausdrücklich hervorgehoben wird. Ob die Verdeutschung mehrerer griechischer oder lateinischer Ausdrücke wie Tautologie durch „Wortnämlichkeit“ oder Euphemismus durch „Beschönigung“ u. a. glücklich ist, kann bezweifelt werden. Der zweite Teil der Verslehre ist die Metrik, die zuerst vom Rhythmus — altklassische oder quantitierende und romanisch-germanische Rhythmen — handelt, sodann von Versfüßen, vom Verse, — monopodisch, dipodisch; Dimeter, Trimeter — iambischer, daktylischer — Tetrameter, Pentameter, Hexameter — sechsfüßiger iambischer Trimeter, Alexandriner, vierfüßiger trochäischer Vers; epischer und heroischer Hexameter; anapästische Verse; vom Gleichklang — Alliteration, Gleichklang, Reim — und von der Strophe, die sich zerlegt in deutsche Reimstrophen: althochdeutsche Reimpaare, Nibelungenstrophe, Hildebrandston, lyrische Strophen des Mittelalters: Lied, Leich, Spruch; fremde Strophen: antike und romanische: italienische, französische, spanische und orientalische. Für all diese Formen und Formarten sind die Beispiele aus unserer Literatur geschickt ausgewählt; überall auch, wo man es verlangt und wo es nötig ist, wird eine kurze Bemerkung über die Entstehung der Dichtungsform oder über den Dichter, der die Form zuerst gebraucht hat, also über ihre Geschichte beigegeben. Fehlerhaftes oder nicht Geeignetes habe ich in diesem Teile des Buches nicht gefunden.

Der zweite Teil der Poetik, der von den Dichtungsgattungen handelt, zerlegt die Gattungen nach Goethe und gibt in einer Anmerkung eine andere Einteilung und Erklärung der drei poetischen Arten, die H. Viehoff versuchsweise gegeben hat.

Die lyrische Poesie wird mit Recht vorangestellt, und ihre erste Art ist selbstverständlich das Lied. Dessen Stoffe sind entweder geistlich oder weltlich, und dem Ursprunge nach rührt es von einem bestimmten, allen Gebildeten dem Namen nach bekannten Dichter her, oder es ist ein Volkslied, das Erzeugnis und das Eigentum eines Volkes, d. h. einer

Digitized by Google

durch Abstammung und geschichtliches Leben verbundenen Gemeinschaft. Weiter werden besprochen und durch Beispiele vom Altertum her bis zur Gegenwart erklärt die Ode, die Hymne, die Dithyrambe — dazu Schillers Dithyrambe und dazu auch das Skolion — Anakreon und Pindar bis Ebert —, die Elegie, die Heroide — von Ovid bis Schlegel, heute erstorben —, das beschreibende Gedicht — oft elegisch, oft didaktisch: Chr. E. v. Kleist, der Frühling; Schiller, der Spaziergang; Heine, Nordseebilder; v. Droste-Hülshoff, Heidebilder; Freiligrath, Wüstenbilder — und die didaktisch-lyrischen Dichtungen mit 6 Hauptarten: das Lehrgedicht, die Gnome, das Epigramm, die Satire, die poetische Epistel und das Rätsel (7 Unterarten). Gegen die Ansicht des Verf., daß auch das beschreibende Gedicht zur lyrischen Poesie zu rechnen ist, möchte ich Widerspruch erheben. Er sagt von der beschreibenden Poesie, daß „sie selten als selbständige Dichtung auftritt, sondern daß sie meist anderen Darstellungen, namentlich den erzählenden, als ausschmückender Bestandteil einverleibt ist. Das Haupthindernis ihrer selbständigen Entwickelung liegt in der Natur des von ihr behandelten Gegenstandes. Sie vergegenwärtigt nämlich mehrere im Raume gleichzeitig nebeneinander existierende Gegenstände als ein zusammengehöriges Ganzes — ein Bild — und ist somit der Malerei sehr nahe verwandt. Die Darstellung des gleichzeitig nebeneinander Befindlichen fällt aber naturgemäß der Malerei allein zu, weil diese sich gleichzeitiger, im Raume nebeneinander geordneter Zeichen (Figuren und Farben) bedient, während die Sprache aus Lauten besteht, die „in der Zeit Nacheinanderfolgendes" (Handlungen) darstellen. Wenn nun der Dichter aber trotzdem Objekte der Malerei zur Darstellung bringen will, so wird er erstens entweder solche wählen müssen, die ihrem Wesen nach beweglich und fortschreitend sind, die also nicht in ihrer Gesamtheit, sondern in ihrer allmählichen Entwickelung dargestellt werden müssen, wie z. B. das Gewitter; 2. oder er muß die gleichzeitig existierenden Gegenstände so auffassen und darstellen, daß sie dennoch als in der Zeit aufeinanderfolgend erscheinen, wie z. B. Schiller in seinem „Spaziergang" das Bild einer Landschaft auf einer Wanderung durch immer neu hinzugekommene Eindrücke entstehen läßt, oder wie Homer uns die Bekleidung des Agamemnon dadurch zeigt, daß der Held vor unsern Augen sich ein Stück Kleidung nach dem andern anzieht. Sehr häufig trägt das beschreibende Gedicht auch elegischen Charakter (wie z. B. Schillers „Spaziergang"), weshalb von manchen die ganze Gattung zu den Elegien gezählt wird; oft trägt es mehr lehrhaften Charakter, weshalb es auch zur didaktischen Dichtung gerechnet wird". Auch der Verf. selbst stellt auf S. 50 (Z. 8 v. u.) den „Spaziergang" Schillers zu den Elegien neben „Herkulanum und Pompeji", und es ist zweifellos, daß wie in dem letztgenannten Gedichte auch in dem

Digitized by Google

„Spaziergang" ein Klageton durchklingt darüber, daß das Vergangene entschwunden und in dem Gegenwärtigen ein Trost zu suchen ist; wer aber die oben gegebene Erklärung des „beschreibenden Gedichts" liest, denkt nur an unsern Lessing und seinen Laokoon, um so weniger aber an lyrische Gedichte, denn an lyrische Poesie erinnert unter all den Worten auch nicht ein einziges. Dichtungen wie z. B. Hallers „Alpen", Kleists „Frühling" und die anderen oben genannten sind doch in erster Linie epische Gedichte, wenn sie auch so wenig rein episch sind wie Klopstocks „Messias", aber der epische Charakter wiegt doch vor, wenn auch Lyrisches oder Didaktisch-Episches oder Didaktisch-Lyrisches hinzutreten mag und tatsächlich hinzugetreten ist, weil Dichter wie z. B. Haller, Klopstock und Chr. E. v. Kleist noch nicht wußten, was zu einem richtigen Epos gehört; mit der deutschen Poesie stand es damals noch recht schwach. Ich würde die beschreibende Dichtung als Nr. 7 unter die kleineren epischen Dichtungen stellen.

Die epische Poesie schildert eine Handlung oder eine Reihe von Handlungen, stellt sie aber abweichend vom Drama nicht als gegenwärtig dar, sondern führt sie uns in erzählender Form als vergangen vor.

Sehr gut ist nun die Einteilung der epischen Dichtung, die der Verf. gibt: I. Nach dem Umfange werden die epischen Gedichte geteilt: a) in kleinere: 1. poetische Erzählung. 2. Märchen, Sage und Mythe. 3. Legende. 4. Idyll. 5. Ballade und Romanze. 6. Didaktisch-epische Dichtungen. (Als 7 würde ich das beschreibende Gedicht hierher stellen.) — b) in größere: 1. Epos. 2. Roman. 3. Novelle. — II. Nach der Gemütsstimmung, in der der Dichter den epischen Stoff auffaßt und behandelt, in: ernste, naive, rührende, komische oder satirische Dichtungen. — III. Nach der Form in Dichtungen von gebundener oder ungebundener Rede. — IV. Nach dem Stoffe, d. h. dem Charakter des erzählten Ereignisses, in: a) ideale Gattungen, in denen das Ereignis in phantasie-geschaffener Weise, d. h. wunderbar verläuft; sie zerfallen in: aa) mythische Dichtungen, in denen das phantasie-geschaffene Wunderbare das Wirkliche überragt und verdeckt, Mythus und Märchen; bb) in heroische Dichtungen, in denen phantasie-geschaffenes Wunderbares und Wirkliches in eins zusammenfließen, Epos und Ballade; cc) in sagenhafte Dichtungen, in denen phantasie-geschaffenes Wunderbares und Wirkliches äußerlich nebeneinander stehen, Sage und Legende. — b) reale Gattungen, in denen es der Wirklichkeit gemäß, d. h. natürlich verläuft; sie zerfallen in: aa) kleinere Dichtungen, wie erzählendes Gedicht (beschreibendes Gedicht), Romanze, Idyll; bb) größere, wie historisches Heldengedicht, Roman und Novelle.

Bei der Besprechung der größeren epischen Dichtungen, deren

Digitized by Google

erste Unterart das Epos ist, werden aufgestellt als Forderungen: 1. Anschaulichkeit, 2. Objektivität und 3. Einheit und zwar a) der Handlung, b) der Hauptperson, c) der Zeit.

Unter III. Dramatische Poesie ist zunächst vom Begriff, Stoff und Bau des Dramas die Rede. Als Beispiel für die Entwickelung einer dramatischen Handlung wird Schillers „Jungfrau von Orleans“ gegeben, und alles, was man über Fabel und Handlung des Stückes und als Hauptforderungen des Dramas wissen und kennen muß, wird klar und ausführlich besprochen und behandelt. Es folgt dann die Teilung des Dramas in drei Arten: die Tragödie oder das Trauerspiel, das Drama im engeren Sinne oder das Schauspiel und die Komödie oder das Lustspiel. Die Bemerkungen zur Komödie schließen mit folgenden Worten: „Als Dichter aus dieser Zeit (der Zeit der Meistersinger) sind besonders zu nennen Hans Rosenblüt und Hans Sachs. Hervorragendes haben ferner geleistet Lessing, Kleist, Geibel, Platen, Benedix, Gust. Freytag, Gutzkow u. a. Die bedeutendsten spanischen Lustspieldichter sind Lope und Calderon, die hervorragendsten französischen Molière und Scribe“. Man muß aber entschieden aussprechen, daß alles, was in Deutschland in der Komödie geleistet ist, nur Ansätze und Anfänge dieser Dichtgattung genannt werden kann. Zu einer Höhe, die bei den Griechen Aristophanes, bei den Spaniern Lope und Calderon, bei den Engländern Shakespeare, bei den Franzosen Molière und bei den Dänen Holberg erreicht haben und in denen die Schwächen, Torheiten und Eigenheiten einzelner Charaktere oder Stände einer Nation lächerlich gemacht werden, um die Heilung solcher Fehler herbeizuführen, sind wir Deutsche leider nie gelangt, obwohl im 16., im 17., im 18. und im 19. Jh. zum echten nationalen Lustspiel Anlaß genug vorhanden gewesen wäre. Erfreulich ist es gewiß, daß Lessing außer einigen noch kleineren Lustspielen seine „Minna von Barnhelm“, H. v. Kleist „Der zerbrochene Krug“ — ohne Zweifel die hervorragendsten von allen deutschen Komödien — geschaffen hat, und Geibels, Freytags, Gutzkows, Benedix' Dichtungen sind auch höchst erwähnenswert neben denen des Rosenblüt und des Hans Sachs, in deren Werken überhaupt der wichtigste und bedeutendste Ansatz zur echten Komödie in der ganzen deutschen Literatur zu suchen ist; immerhin aber sind all diese Dichtungen nur vereinzelte Erscheinungen, und der Deutsche hatte nicht wie Molière, wie Aristophanes, wie Shakespeare, wie Holberg, wie die beiden Spanier eine Nation und eine Hauptstadt als Mittelpunkt, für die er sprach, und bei denen das Interesse für den behandelten Stoff immer gleich lebendig bleibt. Zum Schluß der dramatischen Poesie wird vom „musikalischen Drama“ und seinen Formen: der Oper, der Kantate und dem Melodram gesprochen. In einer Anmerkung über die Oper wird auch der Hauptmangel berührt, der immer mit den

Digitized by Google

musikalischen Schöpfungen sich verbindet: „Weil der Operntext bis in die Neuzeit vernachlässigt blieb, das Hauptgewicht vielmehr auf den musikalischen Teil gelegt wurde, gehört die Geschichte der Oper auch nicht in die der Literatur, sondern in die der Musik. Erst in neuester Zeit hat Richard Wagner in seinen Musikdramen versucht, die tönende, redende und darstellende Kunst zu einem Produkte zu verschmelzen, an dem sämtliche Künste gleiche Rechte haben". Vom Melodram aber heißt es am Ende des Kapitels: „Die erste Anwendung des Melodrams, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts namentlich in Deutschland viel Verwendung fand, wird Rousseau zugeschrieben; nach kurzer Zeit der Pflege vernachlässigte man es jedoch wieder, weil man einsah, wie unvollkommen diese Art Verbindung von Poesie und Musik bleiben muß, die nur nebeneinander her-, nicht ineinander aufgehen."

Die im Vorworte ausgesprochene Hoffnung, daß das Buch in seiner jetzigen Form wohl eine erwünschte Ergänzung zu jedem Lesebuche sein möchte, kann sich nach dem Eindruck, den ich von ihm erhalten habe, wohl erfüllen.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. U. Zernial.

Ciceros philosophische Schriften, herausgegeben von P. v. Boltenstern. Erstes Heft: Die Tuskulanischen Gespräche Buch I und V. Zweites Heft: Cato maior de senectute. Bielefeld u. Leipzig 1904/05, Velhagen & Klasing. Text und Kommentar. 135 u. 93 bzw. 55 u. 49 Seiten. 8. geb. 1,40 *M* u. 1 *M* bzw. 0,70 *M* u. 0,70 *M*. (Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Herausgegeben von H. J. Müller und Oscar Jäger.)

Willkommen zu heißen sind alle Versuche, den Schülern unserer höheren Lehranstalten Freude an der Lektüre der alten Schriftsteller zu wecken, ein leichteres Verständnis zu ermöglichen und hierdurch eine umfassendere Kenntnis des Inhalts der Werke der Alten zu bewirken. So wird ja auch den Forderungen der Lehrpläne, „Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums", am ehesten entsprochen. Zu den gelungenen Versuchen dieser Art ist ohne allen Zweifel die Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben zu rechnen, der vorstehende philosophische Schriften Ciceros angehören. Indem der Herausgeber den Tuskulanischen Gesprächen, von denen er mit vollem Rechte Buch I und V ausgewählt und ohne Verkürzung geboten hat, eine Einleitung (1. Aus Ciceros Leben. 2. Cicero als philosophischer Schriftsteller. 3. Ciceros philosophischer Standpunkt. 4. Die Tuskulanischen Gespräche.) und ebenso eine dem Cato maior (1. Aus Ciceros Leben. 2. Ciceros Cato maior de senectute) vorausschickt, erspart er es dem Lehrer, eine Einleitung den Schülern erst noch zu geben. Leider ist ja immer noch nicht bei den Philologen der alten Schule die Sitte völlig ausgestorben, stundenlang Sekundanern und Primanern, die, wenn sie so sind, wie wir sie uns wünschen müssen, sich nach einer

Digitized by Google

frischen, ihnen Gedanken gebenden Lektüre sehnen, eine möglichst eingehende Einleitung mit Besprechung verschiedener Streitfragen zu diktieren und in der nächsten Stunde das Auswendiggelernte abzuhören und so ihren Schülern den ersten fröhlichen Eifer zu nehmen. Solches verkehrte Verfahren vermögen die Ausgaben der genannten Sammlung zu verhüten. Der Lehrer wird seine Schüler kurz über den Inhalt der einleitenden Abschnitte berichten lassen, wenn er es nicht vorzieht, selbst mit kurzen Worten in die Lektüre einzuführen, um bei der Lektüre das zum Verständnis Notwendige nachzuholen. Mit Geschick ist in den Ausgaben v. B.s das Nötige in einer klaren, anregenden Sprache gegeben. Ebenso geschickt und die Lust an der Lektüre fördernd und zugleich das Verständnis weckend und den Blick auf das Ganze richtend sind die den einzelnen Abschnitten gegebenen Überschriften. Man wende nicht ein, diese mögen die Schüler selbst finden; die Erfahrung vergangener Zeiten hat zur Genüge gezeigt, und auch die Gegenwart zeigt es noch hier und da, daß von Lehrern versäumt wird, auf den gesamten Inhalt eines Schriftwerkes die Schüler aufmerksam zu machen, und daß die Schüler ihn alsdann auch nicht beachten. Das ist bei der Benutzung der vorstehenden Ausgaben ausgeschlossen: es ist unbestreitbar, daß den Schüler eine so eingerichtete Ausgabe weit mehr anmutet als die früheren Ausgaben ohne jede Hilfe; daß der Herausgeber in der Einleitung auch kurz den Inhalt der Bücher 2—4 gibt, war zwar nicht notwendig, stört aber in keiner Weise. Dagegen ist es durchaus zu billigen, daß „Auditor“ und „Magister“ in weiterer Ausdehnung zum Ausdruck gebracht ist, als es nach der Überlieferung zulässig erscheint; es entspricht dieses Verfahren dem Zwecke der Ausgabe, das Verständnis des Textes zu erleichtern; der Text beruht im wesentlichen auf dem von Th. Schiche.

Daß den neueren Ausgaben ein Namensverzeichnis beigefügt wird, ist ohne Zweifel zu billigen, namentlich auch, daß die Stellen angegeben werden, in denen sich die angeführten Namen finden, doch ist der Herausgeber hier vielleicht etwas zu weit gegangen. Oder sollte wirklich Achilles als „der tapferste Grieche vor Troja“ und im Cato maior „Aiax nächst Achilleus als der tapferste Grieche vor Troja; Aristides als Zeitgenosse des Themistokles“ den Primanern genannt, Ätolia, Agamemnon usw. erklärt werden müssen? Doch dies ist ja nebensächlich.

Schwieriger ist die Frage: Wie ist der Kommentar zu gestalten? Es ist keine Frage, daß die vorliegenden Kommentare eine Fülle guter Bemerkungen enthalten, die dem Schüler das richtige Verständnis erleichtern und es ihm ermöglichen, rascher in der Lektüre fortzuschreiten und hierdurch an ihr Freude zu gewinnen. Es muß ja gegen die für Schüler meist so schädliche Benutzung gedruckter Übersetzungen auf alle Weise gekämpft werden. Da ist es nicht zu bezweifeln, daß Ausgaben

Digitized by Google

wie die vorliegenden einem nur einigermaßen strebsamen Schüler die Lust nehmen, nach gedruckten Übersetzungen zu greifen. Wieviel nun hier zu bieten ist, kann nur schwer gesagt werden; ich stehe auf dem Standpunkte, daß die Schulausgaben das zu geben haben, was der Schüler nicht aus eigener Kraft, wenn er mittelmäßige Kenntnisse hat, finden kann. Die Kommentare der Schulausgaben sollen also das helfende Wort des Lehrers ersetzen, das dieser, wenn keine Kommentare gebraucht werden, beim Stellen der Aufgabe des zu Präparierenden gibt. Diese Angaben werden bei Beginn der Lektüre eines neuen Schriftstellers reichlicher sein, im weiteren Verlaufe spärlicher werden. Ich würde wohl etwas weniger geboten haben, als beide Kommentare geben, um dem Schüler etwas mehr Denkarbeit zu lassen. Daß im § 2 der Tusc. disp. I iam „ferner" heißt, daß § 3 anno ein Jahr heißt, § 5 post Adverb ist, kann und soll ein Primaner selbst finden, ob § 6 ab optimis illis quidem viris wirklich ironisch gemeint ist, kann doch zweifelhaft sein und manches andere. Doch es ist nicht des Referenten Aufgabe, einzelnes anzuführen; der Kommentar für beide Ciceronianische Schriften verrät den erfahrenen, philosophisch durchgebildeten Schulmann. Nur auf eins möchte ich noch hinweisen: sollte es dem Herausgeber nicht möglich sein, bei einer 2. Auflage einige Exkurse den Kommentaren noch beizufügen, in denen die Stellung moderner Philosophen zu den Ansichten Ciceros dargelegt und auch für das 2. Bändchen J. Grimms Schrift über das Alter benutzt würde? Dann würde die Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros noch mehr Gelegenheit geben, wie sie es sicherlich doch auch soll, mit den Schülern erfolgreich philosophische Propädeutik zu treiben, ohne Zweifel erfolgreicher, als es eine besonders für diesen Gegenstand angesetzte Stunde vermag, die doch wieder einem anderen Fache — welchem, weiß ich freilich nicht — genommen werden müßte. Der Gymnasiast ist ja in der glücklichen Lage, Plato und Cicero in der Ursprache lesen zu können, und wenn dann noch der Lehrer der Religion, des Deutschen, der Mathematik philosophischen Geistes ist, kann in den Primanern das Interesse für die weitere Kreise der Gebildeten wieder erfreulicherweise mehr beschäftigenden philosophischen Fragen geweckt werden. Geschieht dies aber, dann werden auch unsere Schüler als Männer gern an ihre Schulzeit und die Anregungen, die sie in dieser erhalten haben, zurückdenken, und dies hat für die Zukunft unserer Gymnasien seine große Bedeutung.

Zum Schlusse drängt es mich noch darauf hinzuweisen, daß neben der Lektüre der lat. Schriftsteller mit Hilfe solcher Kommentare, wie die besprochenen sind, der Fachlehrer nicht versäumen darf, häufige Extemporierübungen in der Klasse anzustellen, damit die Kombinationsgabe der Schüler gepflegt und sie immer mehr zu selbständiger Arbeit hingeleitet werden. Die

Digitized by Google

Verbindung beider Tätigkeiten, Extemporierübungen und rascheres Lesen mit Hilfe eines Kommentars wie des vortrefflichen vorliegenden werden die Fähigkeit unserer Schüler, lateinische Schriftsteller zu lesen, sicherlich fördern.

Kiel. J. Loeber.

Alfred Przygode und Emil Engelmann, Griechischer Anfangsunterricht im Anschluß an Xenophons Anabasis. II. Teil: Ober-Tertia. Berlin 1905, F. A. Herbig. IV u. 190 S 8. geb. 3,20 *M.*

Dem ersten Teil der „Xenophon-Grammatik", der das Pensum der Unter-Tertia umfaßt, ist nach Jahresfrist der zweite gefolgt, willkommen allen denen, die zu der neuen Methode bereits Vertrauen gefaßt haben. Daß deren Zahl nicht gering ist, bezeugt, daß schon jetzt an fünf Anstalten nach der Xenophon-Grammatik unterrichtet wird und demzufolge von dem ersten Teile bereits eine zweite Auflage vorbereitet wird (neu enthaltend, wenn ich recht berichtet bin, ein alphabetisches Vokabularium und deutsche Übungssätze). Dies ist ein verhältnismäßig günstiges Resultat, wenn man berücksichtigt, daß ganz begreiflicherweise viele vorsichtige Lehrer des Griechischen mit der Einführung der neuen Methode, auch wenn sie ihnen sympathisch ist, noch warten werden, bis die Schüler, die jetzt an der Hand der Anabasis in das Griechische eingeführt werden, Primaner sind und dann eine Vergleichung der Ergebnisse möglich und der Entscheidung über ein so wichtiges didaktisches Problem förderlicher sein wird, als es jetzt theoretische Diskussionen sein können.

Über die allgemeinen Gesichtspunkte, die die Verff. der Xenophon-Grammatik geleitet haben, ist in der Anzeige des ersten Teiles (vgl. diese Zeitschrift LIX. Jahrgang S. 508 ff.) bereits ausführlich gehandelt worden; aber drei Bemerkungen möchte ich den prinzipiellen Erörterungen noch hinzuzufügen.

Erstens ist dem Mißverständnis zu begegnen, als schließe die neue Methode die Notwendigkeit einer geringeren grammatischen Schulung ein. Das Ziel des ersten griechischen Jahreskursus kann und muß dieselbe Formensicherheit sein, die von den anderen Methoden angestrebt wird. Auch das auf ihre Erreichung verwendete Zeitmaß wird nicht abweichen. Und doch wird man im Gegenteil behaupten dürfen, daß nach verständiger Handhabung des Unterrichts in neuer Methode die Formenkenntnis und -sicherheit von erheblich gesunderer Beschaffenheit gegen früher sein wird, da der Lehrer bei der Xenophon-Methode nur a n z u k n ü p f e n braucht, die Auswahl der Formen aber, die als Bestand gelernt werden und das Schema abgeben, auf das wirklich Notwendige beschränken kann. Wie ganz anders z. B. bei Kaegi. Hier werden allerdings im Prinzip a l l e Ausnahmen bei jeder Erscheinung sofort gelernt und herüber- und hinübergeübt (denn es sind in der Tat im Kaegi häufig Übungsstücke so angelegt, daß

sich nur schwer ein griechischer Originaltext finden ließe, der annähernd gleich viel gehäufte Ausnahmen aufwiese). Kann das aber in der Tat Ziel sein? Kommt es nicht vielmehr gerade im Griechischen darauf an, daß der Schüler sozusagen mit möglichst wenig Wissen für die Lektüre auskommt? Das ergibt sich ja von selbst aus der Kürze der zu Gebote stehenden Vorbereitungszeit. Auch darf man hier nicht etwa an das Lateinische denken. Ganz abgesehen von den abweichenden Lehrzielen und der aus ihnen resultierenden Verschiedenheit in den Anforderungen elementar-grammatischer Kenntnisse bietet die lateinische Flexionslehre ein Bild dar, vergleichbar dem eines Straßennetzes, in dem sich nur der zurechtfindet, der auf das genaueste orientiert ist. Anders im Griechischen: will man da die krummen Gassen vermeiden, so kann man die geraden Straßen gehen. Regelmäßiges und alle Arten von Ausnahmen stehen so oft gleichberechtigt nebeneinander. Sehe man sich aber die sog. dritte Deklination an in dem Bilde, wie es Kaegi gibt. Auf einem Drittel des Raumes könnte bequem das Nötige gesagt sein. Nun will die Xenophon-Grammatik grundsätzlich nur auf die Lektüre vorbereiten — was viele der anderen Grammatiken an sich auch wollen, woraus aber keine die rechte Konsequenz zieht — und gibt demgemäß nur das dafür Nötige, nur das, woraus bei Gelegenheit die Abweichungen abgeleitet werden können. Die Vorteile dieser Einschränkung zeigen sich besonders auch im Abschnitt C des zweiten Teiles „Hauptregeln der Syntax", einem Abriß, 50 Seiten umfassend, so knapp und klar angelegt und ausgearbeitet, daß man sich ihn separat ausgegeben wünschen möchte, damit er auch Anhängern anderer Methoden zugute komme.

Zweitens: Man hat vielfach behauptet, der Xenophontext gewähre wie jeder andere originale griechische Text von Anfang an ein zu vielgestaltiges Formenbild, um durch ihn in die Sprache selbst einführen zu können. Man denke gleich an den Anfang der Anabasis, etwa an *τω παιδε ἀμφοτερω παρειναι* (Dualformen und Konjugation auf *μι*). Daß diesem Einwand (der nichts zu tun hat mit dem oben gegen Kaegi Gesagten) am schwersten zu begegnen sei, bezweifle ich nicht. Gerade dieser Punkt ist es, der wohl einen weniger befähigten oder interessierten Lehrer möglicherweise eher wird scheitern lassen im Unterricht nach der neuen Methode als in dem nach alter. Man möge sich aber doch nicht täuschen und den Zwang, zunächst viele Erscheinungen rein vokabelmäßig lernen zu lassen, nicht als etwas Lästiges oder der Sache nicht Dienendes ansehen. Lassen wir doch auch im Lateinischen auf der Unterstufe manche Sentenz lernen, deren Konstruktion, auch Formen, deren Sinn erst später ganz deutlich werden, ohne schädliche Folgen davon zu erwarten, daß es zunächst ein bloß vokabelmäßiges Lernen ist. Man braucht gar nicht an Bücher wie Küblers Pensa zu denken, in denen in

Digitized by Google

übertriebener Weise Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft werden, damit sich der Schüler in sie hineinlebe, man wird auch in den besten Übungsbüchern wie Ostermann-Müller das Bestreben finden, dem Schüler sprachlich schwierige Erscheinungen wiederholt zu zeigen, ehe man sie ihm erklärt. Dasselbe Bestreben, nach dem Alter der Schüler und dem ausschließlich auf das Verständnis des Textes gerichteten Lehrziel potenziert, liegt der Xenophon-Grammatik zugrunde, ein sehr gesundes, die Lebendigkeit des Unterrichts förderndes Prinzip.

Die dritte Bemerkung, die ich noch hinzuzufügen habe, richtet sich gleichfalls gegen den eben erwähnten Einwand. Es kann als erwiesen gelten, daß nach neuer wie alter Methode die Untertertianer gleichviel Grammatik lernen, wenn wir annehmen wollen, daß das extensive Plus auf der einen Seite durch das intensive auf der anderen aufgehoben werde. Das schließt doch aber für die neue Methode einen großen Vorteil hinsichtlich der Zeitersparnis in sich. In jedem Falle ist es verhältnismäßig schwer für Schüler, sich in einen fremdsprachlichen, vornehmlich einen griechischen Schriftsteller einzulesen. Der Obertertianer nun beginnt mit der Lektüre der Anabasis nach Kaegischer Methode frühestens nach einjähriger, meist nach anderthalbjähriger Vorbereitungszeit. Um diese Zeit aber ist er, was das schwierige Einlesen in den Text betrifft, hinter dem Schüler zurück, der nach der Xenophon-Methode unterrichtet ist.

Über die Vorteile, die sich für die Homerlektüre aus der Przygode-Engelmannschen Art, Griechisch zu lehren, ergeben, möge ein andermal gehandelt werden. Dem jetzt vorliegenden zweiten Teil soll, wie ich höre, bald der dritte, eine aus Teil I und II systematisch zusammengestellte Grammatik für die oberen Klassen und eine Homerische Formenlehre enthaltend, folgen.

Zum Schluß einige Worte über die Anordnung des zweiten Teiles. Er gliedert sich abweichend vom ersten Teile in drei Stücke: A. Formenlehre, B. Präparation, C. Syntax. Von dem letzten Stücke ist schon die Rede gewesen. Ich füge dem Wortlaut der Vorbemerkung nach hinzu, daß die Beispiele in diesem Abriß fast ausschließlich der Anabasis entnommen sind, er selbst aber „alle Erscheinungen enthält, die der Schüler auch für das Verständnis der anderen Schulschriftsteller braucht“ und daher „auch dem Sekundaner und Primaner genügen wird“. Nur an einer Stelle vermisse ich größere Breite: Sollte es nicht gut sein, S. 177 das Schema der Korrelativa zu geben? Eine Analogie aus dem Lateinischen liegt nicht vor, und außerdem ist doch wohl dieses Schema für die Psychologie der Sprache zu wertvoll, als daß man es missen möchte.

Die „Präparation erstreckt sich auf Buch II—VII, aber so, daß das Schwergewicht auf Buch II—IV fällt. Dementsprechend beschränkt sich die grammatische Erläuterung auf diese Bücher“.

Digitized by Google

Die bindevokallose Konjugation und die Besonderheiten der Verbalflexion bilden den Inhalt der vier Kapitel der Formenlehre: I. Verba auf -*μι*. II. Verba auf -*νυμι* und -*ννυμι*. III. Besonderheiten der Konjugation. IV. Verzeichnis der wichtigsten Verba mit Besonderheiten.

Man sieht schon aus diesem Überblick, daß der zweite Teil der Xenophon-Grammatik 'etwas mehr systematisch' gehalten ist als der erste. Es kann hier nicht durch Beispiele gezeigt werden, daß 'diese Gliederung keineswegs ein Aufgeben des festgesetzten Prinzipes der „Induktion"' bedeutet, 'wonach der Schüler nur durch die Lektüre zur Erkenntnis und Aneignung der grammatischen Erscheinungen gebracht werden soll'. Wer das Buch studiert, wird sehen, daß die Methode in der Tat die gleiche wie im ersten Teile ist, nur den veränderten Bedürfnissen der höheren Klasse angeglichen.

Friedenau bei Berlin. E. Hoffmann.

P. Brandt, Sappho. Ein Lebensbild aus den Frühlingstagen altgriechischer Dichtung. Leipzig 1905, Friedrich Rothbarth. X u. 144 S. kl. 8. 2,50 *M*.

Brandt wendet sich mit seinem liebenswürdigen Buche an alle Gebildeten, vor allem an unsere Gymnasiasten. Wer mit uns der Ansicht ist, daß unsere Jugend ein Recht darauf hat, die schönsten Blüten der griechischen Lyrik kennen zu lernen, wird es nicht versäumen, seine Schüler auch auf das vorliegende Werkchen aufmerksam zu machen, das ein anschauliches Bild von dem Leben und der Dichtung der Sappho entwirft.

Allerdings hätten wir gewünscht, daß der temperamentvolle Verfasser gerade mit Rücksicht auf diese Leser manche Äußerung anders gewendet oder ganz unterdrückt hätte. Allzu gründliche grammatische Durchbildung und ebenso eine Überschätzung Ciceros ist nach unseren Erfahrungen heutzutage viel weniger zu fürchten als das entgegengesetzte Extrem. Es kann also nur verwirrend wirken, wenn Br. von dem durch unser Verschulden erwachsenen Irrtum spricht, als ziele die ganze antike Kultur darauf hin, daß wir hinter das Geheimnis der abhängigen Kondizionalsätze kommen, und als ob eine Rede Ciceros als die glänzendste Offenbarung antiker Geisteshöhe zu betrachten sei. Die Frische der Darstellung wird unsere Gymnasiasten sicherlich anziehen; aber hat der Verf. auch an diese Leser gedacht, als er folgende Worte schrieb? „Das Unnatürliche eines langen Brautstandes war ihnen (den Griechen) ebenso fremd wie die zum Teil mehr als sonderbaren Bräuche, die sich bei uns eingebürgert haben, — — bis zu dem unvermeidlichen Tänzchen, das die Hochzeitsgäste — — bis tief in die Nacht hinein zusammenhält unter hoffnungsvollem Herzklopfen der Mütter, ob sich nicht einer in das Lärvchen oder dekolletierte Hälschen des Töchterchens vergaffen möchte" (S. 75).

Digitized by Google

Nach der Bestimmung des Buches dürfen wir von dem Verf. keine neuen Forschungsresultate erwarten; wir müssen aber anerkennen, daß er die Literatur über Sappho mit Fleiß und selbständigem Urteil verwertet und zu einer lebendigen Darstellung verarbeitet hat. Vielfach schließt er sich, zum Teil wörtlich, an Köchlys Vortrag über Sappho an (Akad. Vortr. u. Reden I 153 ff.), aber ohne ihm überall zu folgen; so hält er u. E. mit Recht gegen Köchly daran fest, daß die Ode *φαίνεταί μοι κῆνος* nicht als Abschieds-, sondern als Werbelied aufzufassen ist.

Ein einleitendes Kapitel unterrichtet uns über die geographischen Verhältnisse von Lesbos, über den Charakter und die Geschichte der Lesbier. Bereits hier ist auf die freie Stellung der Frau bei den Äoliern hingewiesen, und der Verf. findet beredte Worte, um das eigentümliche Freundschaftsverhältnis lesbischer Frauen verständlich zu machen, „das im wesentlichen in der gleichen Abstimmung der Seelen seinen Grund hatte, wenn auch ein sinnliches Element nicht fehlte“. Die Freundschaft und Liebe der Sappho zu den Mädchen, die sie um sich vereinigte, bildet den Mittelpunkt des Hauptteiles, der von dem Leben und Dichten der Sappho handelt. Auffallend ist, daß Br., wenn er von den Brüdern der Dichterin erzählt (S. 22 ff.), das Gebet nicht erwähnt, das sie für die glückliche Heimkehr des Charaxos an die Nereiden richtet; offenbar ist ihm das in Oxyrhynchus gefundene und von Grenfell und Hunt zuerst veröffentlichte Lied entgangen (vgl. Jurenka, Wiener Studien 24 S. 1 ff. und die dort angegebene Literatur; es ist auch in die Auswahl aus den römischen Elegikern von H. Jurenka und in die Anthologie des Ref. aufgenommen). Bei der Erwähnung des Töchterchens Klais mußte auch das an dieses gerichtete, von Maximus Tyrius zitierte Gedicht (fr. 136. 137) beigezogen werden. Sonst verflicht Br. recht geschickt die spärlichen Bruchstücke in die Lebensgeschichte der Dichterin; ja, er wagt es, den Herzensroman der Sappho und Atthis bis ins einzelne zu verfolgen, obwohl er sich die Bedenklichkeit dieses Unternehmens nicht verhehlt. Die Möglichkeit, daß die beiden vollständig erhaltenen Lieder sich auf die Liebe der Sappho zu Atthis beziehen, wollen wir gern zugeben, erwünscht aber wäre ein genaueres Eingehen auf das neu gefundene Berliner Fragment gewesen, das die Trennung von Atthis beklagt. Br. vermutet mit Wilamowitz, es sei vielleicht an Andromeda gerichtet, die er auch S. 34 unter die Freundinnen der Dichterin rechnet; dies ist ganz unmöglich. Andromeda ist keine Freundin, sondern eine Nebenbuhlerin, wie Maximus Tyrius 24, 8, 9 deutlich sagt und wie es die Fragmente bestätigen (41. 58. 70. 86 Bergk [4]). — Die Werbung des Alcäus um Sappho und seine Zurückweisung nimmt Br. allzu zuversichtlich als historisch an; vgl. Hiller, Jahresber. über die griech. Lyr. 1883 S. 19 und Crusius in der Bergkschen Anthologie S. LII f. Jedenfalls sprechen nicht „so viele“ Zeugnisse des Alter-

Digitized by Google

tums dafür, sondern nur Aristoteles Rhet. I 9. Die Scherze des Hermesianax zählen nicht und Suidas s. v. *Σαπφώ*, den Brandt S. 136 nennt, erwähnt die Sache überhaupt nicht. Auch sind die Verse des Alcäus, selbst wenn man die Zusammengehörigkeit von fr. 34 und 19 (Cr.) zugibt, nicht im Sapphischen Versmaße gehalten. — Bei der schönen, wenn auch vielfach anfechtbaren Rekonstruktion eines Sapphischen Epithalamiums wird leider nicht genau unterschieden, welche Verse der Sappho gehören, welche nach Catull hinzugefügt und welche von Köchly frei hinzugedichtet worden sind.

Der dritte Abschnitt handelt von dem Weiterleben der Sappho in der alten Literatur. Hier befriedigt das, was über das Verhältnis des Horaz zu der Dichterin gesagt wird, am wenigsten. Sichere Reminiszenzen werden übergangen, so das dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem (c. I 22 ff. = Sappho 2, 3 ff.). Dagegen wird die Ode II 3 mit Sappho in Zusammenhang gebracht, die gewiß nicht durch sie beeinflußt ist. Wenn das Geburtstagslied an Glycera (I 30), wenigstens soweit es sich um den Anruf der Liebesgöttin handelt, auf S. zurückgeführt wird, so mußte doch an das *ποικιλόθρον' ἀθάνατ' Ἀφρόδιτα*, an fr. 5 *ἔλθε Κύπρις*, fr. 6 *ἤ σε Κύπρος* u. a. erinnert werden.

Zum Texte treten Anmerkungen (S. 123—144), die in dankenswerter Weise „für den Fachmann das gesamte in Frage kommende Material mit ausführlichen Quellennachweisen geben". Die Fragmente der Sappho werden meist nach der Bergk-Hillerschen Anthologie (Leipzig 1890) zitiert; warum nicht nach der von Crusius bearbeiteten letzten Auflage? Auch sonst ist die neueste Literatur nicht immer genügend berücksichtigt.

Zum Schluß einige Einzelheiten. S. 7: „Doch auch Reigen von schönen Knaben fanden statt; sie wiegten sich in zierlichen Tanzbewegungen und sangen dabei wonnige Lieder; das sind die *παιδεῖοι μελιγάρυες ὕμνοι*, von denen Pindar spricht". Die *παιδεῖοι ὕμνοι* bei Pindar sind vielmehr Lieder auf geliebte Knaben, wie schon der Scholiast richtig erklärt. — S. 16 wird Melanchros als Nachfolger des Myrsilos bezeichnet; dagegen S. 52 heißt es „Melanchros und dessen Nachfolger Myrsilos". — S. 52: *ἰόπλοκ'* „deren Haar der Veilchenkranz ziert", vielmehr „veilchen-, dunkellockig"; s. Blaß zu Bakchyl. XVI 37. — S. 66: „Muß an meinen schlanken Knaben ... immer denken", so nach Bergks Konjektur *βραδίνου*, in den Anmerkungen S. 138 richtiger *βραδίναν*. — S. 123 wird Pausanias IX 30, 6 mit Unrecht als Beleg dafür angeführt, daß die Nachtigallen auf Lesbos lieblicher sängen als anderswo; Paus. denkt nicht an ein Grab des Orpheus auf Lesbos. — S. 133 ist auf fr. 46 (49) *βρενθείω βασιληΐω* verwiesen; dies bildet einen Teil des ersten Berliner Bruchstückes; vgl. Blaß, Hermes 37 S. 470.

Heidelberg. F. Bucherer.

Digitized by Google

1) Richard Maisch, Griechische Altertumskunde. Neu bearbeitet von Franz Pohlhammer. Mit 9 Vollbildern. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 220 S. 8. 0,80 *M*. (Sammlung Göschen No. 16.)

Ich kenne nicht die früheren Auflagen dieses Buches und weiß also nicht zu beurteilen, was Maisch, was Pohlhammer zu verdanken ist; jedenfalls ist die Arbeit sehr gut und brauchbar und reiht sich den vielen in der Sammlung Göschen erschienenen vortrefflichen Leistungen würdig an. Die Beschränkung auf den kleinen Umfang und der billige Preis bringen es mit sich, daß die Darstellung überaus knapp gehalten ist; man kann aber an solchen Mustern sehen, wie viel Gutes sich auf einen engen Raum zusammendrängen läßt.

Der Begriff der „Altertümer" ist ja überliefert. Er ist an sich nicht sympathisch, weil ein rechtes einheitliches Band fehlt; er umfaßt ein buntes Allerlei, „viel und noch was", wie man im Volke sagt. Man findet schwerlich ein wirkliches Prinzip, das gerade diese Sachen zur Behandlung zuläßt, andere ausschließt. Zum „öffentlichen und häuslichen Leben" gehört doch z. B. die Schrift, ihr Ursprung, ihre Entwickelung, das Schreibmaterial, die Form der Bücher, — gehören Verkehrsstraßen und Verkehrsmittel, — gehört die medizinische Kunst und Wissenschaft und manches andere, was hier fehlt. Man fragt sich: weshalb werden Vasen und Vasenbilder behandelt (S. 144ff.), aber andere Malerei nicht? Warum nicht die Entwickelung des Weltbildes der Griechen, ihre Anschauung von der Erde, von dem Sternenhimmel? — Daß ein Überblick über die orographischen, hydrographischen und sonstigen erdkundlichen Verhältnisse des Landes vorausgeschickt ist, begründen die Verfasser damit, daß so die Grundlage gezeichnet sei, auf der sich das Leben entwickelte. Recht schön, aber bei näherem Zusehen steht da doch eines neben dem andern; was von den natürlichen Verhältnissen und Bedingungen zum Verständnis nötig war, das würde ganz andern Eindruck machen, wenn es am rechten Orte eingefügt wäre. Jetzt steht das meiste sozusagen ehrenhalber da. Hiermit soll kein Vorwurf gegen die Verfasser erhoben sein; sie mußten wohl den herkömmlichen Begriff der Altertumskunde gelten lassen. Es ist aber die Frage, ob es nicht angemessen wäre, ihn einmal zu revidieren.

Die Darstellung gründet sich überall auf die neuesten Forschungen und Entdeckungen. Sie schließt mit einer dankenswerten Übersicht über die „klassischen Ruinenstätten", die ja unsere Vorstellung von dem griechischen Leben so wesentlich bereichert haben; aber auch überall im einzelnen kommen die Ergänzungen zu dem, was man früher wußte, und machen das Bild lebendiger und verständlicher, so z. B. in der Verfassungsgeschichte Athens, der Religion, dem Theaterwesen. Die Tragödie wird mit Weglassung der früher gangbaren Erklärung einfach als

Digitized by Google

„Gesang der Böcke“, d. h. der mit Bockfellen bekleideten Satyrn, erklärt (S. 122). Es wäre wohl gut, auch die herkömmliche Übersetzung für das Fest der Lenäen, „Kelterfest (von ληνός Kelter)“ fallen zu lassen (S. 120); sie macht nur irre. Die Weinlese ist in Griechenland spätestens Anfang November beendet; in diese Zeit fällt also doch das Keltern. Im Monat Poseideon (Dezember—Januar), bei den ländlichen Dionysien, wird schon der junge Most getrunken. Und dann soll im Monat Gamelion (Januar—Februar) ein Fest des Kelterns gefeiert werden? Unmöglich! Das Fest hat seinen Namen nicht von der Kelter und dem Keltern, sondern von dem Platz in Athen, der den Namen Kelterplatz führte, der ältesten Kultusstätte des Dionysos mit zwei Tempeln des Gottes, in der Nähe des Theaters gelegen. Lenäen sind also die Festlichkeiten auf dem Kelterplatz. — Bei der vielumstrittenen Theaterfrage sind die Verfasser aufs äußerste vorsichtig; sie geben zuerst die alte Ansicht vom Logeion usf., dann S. 126 ff. in indirekter Rede die neue Auffassung Dörpfelds.

Ein vom Verleger dem Hefte beigelegter Zettel weist darauf hin, das Büchlein solle auch der Schule dienen. Es scheint mir mehr für Studenten geeignet, weil es doch zu viel voraussetzt. Alle großen Grundbegriffe des Tempelbaus z. B. gelten als bekannt. Oft finden sich ganz kurze leise Andeutungen, mit denen der Schüler nichts anzufangen weiß. Es ist ein gutes Repetitorium für Kollegia und wird auch wohl hauptsächlich als solches gebraucht. Freilich, die Schule ist die große Goldgrube für Verleger, und wo nur die entfernteste Möglichkeit ist, wünschen sie ihre Bücher in der Schule gebraucht zu sehen.

In der 3. Auflage sind ein deutsches und ein griechisches Register hinzugekommen, beide sehr dankenswert.

2) **Oskar Weißenfels, Aristoteles' Lehre vom Staat.** Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 88 S. 8. 1,20 ℳ. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 40. Heft.)

Liest man dieses Heft, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke an die vielumstrittene propädeutische Einführung der Primaner in die Philosophie. Ist dies vielleicht der rechte Weg? Diese freie, mit modernem Geiste getränkte Inhaltsangabe von einem großen philosophischen Werke des Altertums, diese Klarlegung antiker Begriffe, die in gewissem Sinne und Grade noch heute gelten und die jedenfalls die Keime zu vielen unserer Begriffe enthalten? — Aber auch abgesehen davon, es war verdienstlich, den großen Wortsparer Aristoteles allgemein zugänglich und mundgerecht zu machen, für dessen Schriften auch das alte Wort gilt, daß seine Ausführungen kürzer wären, wenn sie länger wären. Aristoteles ist für das allgemeine Interesse etwas zurückgetreten, nachdem er so lange die Welt beherrscht hat. Es ist heute im wesentlichen eine engere Gemeinde, die sich mit

Digitized by Google

ihm beschäftigt. Und doch, liest man in Weißenfels' elegantem Vortrag so ohne Mühe seine Gedanken, immer wieder fällt es auf, wie überaus modern er in vielen Beziehungen ist. Seine Vorstellung von den „Zwecken", die in den Dingen nach Verwirklichung ringen, erinnert an den Entwickelungsgedanken. Seine Achtung vor der Wirklichkeit (die anklingt an Hegels berühmten Satz, daß alles Wirkliche vernünftig sei), seine Anerkennung der Berechtigung auch der natürlichen Seite, auch des Leibes, was alles Plato als das absolut Wertlose beiseite stößt, paßt für das Zeitalter der Geschichte, der Naturwissenschaft, der körperlichen Ausbildung. Seine grundsätzliche Behandlung der Sklavenfrage mahnt an heutige Verhältnisse, an die Einschätzung der niedrigeren Rassen. Sein Zurückgehen auf seine Vorgänger einerseits, auf die vorhandenen Staatsverfassungen andererseits, aus denen er sich erst das geschichtliche Material zusammensucht, ist bei aller Mangelhaftigkeit doch der moderne Gedanke des gewissenhaften Weiterbaus auf den vorhandenen Vorarbeiten. Er verdient die Teilnahme der jetzt lebenden Menschen.

Weißenfels sucht ihn zu beleben und zugänglicher zu machen durch vielfache sonstige Vergleiche mit anderen griechischen Philosophen und deren Lehren vom Staat, insbesondere natürlich mit Plato; dann durch häufiges Herbeiziehen jetziger Anschauungen, Lehren und Zustände, auch, wie gesagt, durch weitere Ausführung der knappen Worte, wobei er sich selbst vor Wiederholungen nicht scheut. Diese Wiederholungen sind sogar zum Teil geradezu auffallend. Wie oft wird gesagt, daß Aristoteles in allem Wirklichen etwas Brauchbares, Vernünftiges sehe, und meist in einer Form, als hätten wir noch kein Wort davon gehört! Daß die Gerechtigkeit, auf der nach Aristoteles der Staat ruhe, nicht ein juristischer Begriff sei, wird ebenso S. 16 und 31 dargelegt, beide Male wie etwas Neues. Wiederholt werden Erörterungen über Sklaverei S. 30 und 34, über den Wert der äußeren Güter für den Weisen S. 21 und 31. Es macht fast den Eindruck, als wären einzelne Abschnitte für sich ausgearbeitet und dann zusammengesetzt worden, ohne daß diese ursprüngliche Selbständigkeit verwischt wäre. Vielleicht ist es aber auch Berechnung; für Anfänger ist es jedenfalls nicht unvorteilhaft.

Die Darstellung ist, wie nicht anders zu erwarten, geschmackvoll und tadellos. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß das Werkchen für jugendliche Geister geschrieben ist, die sich in solche Gedankengebiete erst hineinfinden sollen und denen in der reinen Berg- und Höhenluft leicht der Atem ausgeht, so hätte vielleicht manches noch übersichtlicher gemacht werden können. Die Absätze sind teilweise recht lang, und es ist die Frage, ob da nicht mancher erlahmt. Der (an sich natürlich vorhandene) Zusammenhang in ihnen ist nicht immer leicht zu finden. Bei Darstellung von Aristoteles' kritischen Bemerkungen über Platos Lehre von

Digitized by Google

der Gütergemeinschaft (S. 21) kommt es z. B. vor, daß von dem Gedanken des Aristoteles, eigener Grundbesitz, Sorge um ihn, Freude an ihm sei besser als kommunistische Bewirtschaftung, ganz unmerklich übergegangen wird zu der Frage nach dem Werte der äußeren Güter im Gegensatz zu dem Glück durch die Tugend allein, ohne daß gesagt wird, was das mit dem Kommunismus zu tun hat. Übrigens lag es da doch nahe, die bösen Folgen des Gemeinbesitzes bei den russischen Bauern, wovon heute so viel die Rede ist, mit heranzuziehen.

Es ist, um nun vom einzelnen loszukommen, eine sehr erfreuliche, auf genauer Kenntnis ruhende Arbeit; der Verfasser hat den Gedankenstoff durch sich hindurchgehen lassen und ihn zu freiem Eigentum verarbeitet, er reproduziert ihn nun in einer Form, wie sie dem eigenen Bedürfnis und dem der Gegenwart entspricht, wie sie einem Kopfe entspringt, der philosophische Neigungen und Verständnis hat.

Neustrelitz. Theodor Becker.

---

1) Franz von Schwarz, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan. Kommentar zu den Geschichtswerken des Flavius Arrianus und Q. Curtius Rufus auf Grund vieljähriger Reisen im russischen Turkestan und den angrenzenden Ländern. Mit zwei Tafeln, sechs Terrainaufnahmen und einer Übersichtskarte der Feldzüge Alexanders. Stuttgart 1906, Fr. Grub. 103 S. 8. 2 *M*.

In vorliegender Studie entwickelt Verfasser, indem er die Darstellung Arrians zugrunde legt und die des Curtius gelegentlich zur Erläuterung heranzieht, seine Ansicht über die von Alexander in den Jahren 329 und 328 verfolgten Routen. Da er während seines 15jährigen Aufenthalts in Turkestan wiederholt Gelegenheit gehabt hat, die von den Mazedoniern durchzogenen Gegenden zu bereisen, so darf er von vornherein des Interesses der Gebildeten, insbesondere der Freunde des Altertums, gewiß sein.

Im wesentlichen ist v. Schwarz' Arbeit ein methodischer Kommentar, der sich an einen Auszug aus Arrians Anabasis — in deutscher Übersetzung — anschließt; er bezweckt, den mit der Geographie Turkestans weniger Vertrauten die Züge des großen Königs verständlicher zu machen. Naturgemäß sind es in erster Linie topographische Fragen, die vom Verfasser eingehend erörtert und, soweit man mit Hilfe des Kartenmaterials seine Ausführungen kontrollieren kann, durchweg in ansprechender Weise gelöst werden. In der Mehrzahl der Fälle weist er, man kann wohl sagen, überzeugend nach, welchen Weg Alexander eingeschlagen hat, wobei die Angaben Arrians betreffs der Marschroute mitunter bis auf das Kilometer stimmen. Auch die Lage des Sogdianischen Felsens hat er, wie mir scheint, ziemlich sicher ermittelt (S. 76); wo indes nur annähernde Bestimmungen

Digitized by Google

möglich sind, wie z. B. betreffs der Gefangennahme des Bessus (S. 38), beschränkt er sich darauf, die in Betracht kommenden Faktoren vorsichtig abzuwägen. Bei diesen Untersuchungen zeigt es sich wieder, was ja auch sonst bekannt ist, daß Arrian ein viel zuverlässigerer Führer ist als Curtius; wiederholt trifft ersterer allein das Richtige, während Curtius mitunter — namentlich in der Aufeinanderfolge der Ereignisse — geradezu konfus ist. Der Interpretation des Arriantextes kommen, was besonders hervorgehoben werden soll, des Verfassers topographische Studien mehrfach zustatten; bisweilen werden auch, wie z. B. S. 41 ff., nicht ganz klare Angaben Arrians auf Grund des geographischen Materials in geschickter Weise richtig gestellt. Immer bestrebt, das Heutige zu dem Alten in Beziehung zu setzen, bringt Verfasser eine Fülle interessanter Aufschlüsse über Fragen der Etymologie, über meteorologische und klimatische Erscheinungen, über Sitten und Gebräuche, Lebensweise, Bauart u. a., und alle seine Beobachtungen zeugen von wissenschaftlicher Tüchtigkeit und gesundem Urteil; sie sind übrigens auch insofern lehrreich, als wir aus ihnen erkennen, daß trotz des Wechsels der Zeiten in jenen entlegenen Gegenden gar manches beim alten geblieben ist.

Im Anhang sucht Verfasser in origineller Weise den Namen Bukephalos zu erklären; er glaubt, das Pferd habe ihn von einem Kopfschmuck — 2 Büffelhörner rechts und links am Kopfgeschirr — erhalten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Arbeit des aus eigener Anschauung über z. T. noch wenig bekannte Territorien aufklärenden Forschers dem Historiker und dem Philologen mannigfache fruchtbare Anregung und Belehrung zu bieten imstande ist. Da dem Buch auch eine reiche Auswahl von Illustrationen nach photographischen Aufnahmen und sorgfältig ausgeführten Kartenskizzen beigegeben ist, verdient es, ebenso wie das früher in dieser Zeitschrift LIX. Jahrgang S. 144, 145 besprochene Werk des Obersten A. Janke, allen, die sich für Alexanders Feldzüge interessieren, angelegentlich empfohlen zu werden.

2) Camille Jullian, Verkingetorix. Von der Akademie gekrönt (Grand Prix Gobert). Zweite Auflage. Übersetzt von Hermann Sieglerschmidt. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Glogau 1905, Carl Flemming. V u. 329 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Unter den Spezialarbeiten, die dem Leben des Vercingetorix gewidmet sind, verdient Camille Jullians preisgekrönte Schrift besondere Beachtung, weil sie, auf sorgfältigem Studium der Quellen und gewissenhafter Benutzung der einschlägigen Literatur beruhend, nicht nur ein anschauliches Bild von dem Wirken und dem Charakter des keltischen Nationalhelden entrollt, sondern sich gleichzeitig zu einer anregenden und lehrreichen Darstellung des politischen und religiösen Lebens der alten Gallier im allgemeinen

Digitized by Google

erweitert. Daß die treffliche Arbeit des französischen Gelehrten es verdient, auch weiteren Kreisen durch eine deutsche Übersetzung zugänglich gemacht zu werden, leuchtet ohne weiteres ein. In erster Linie kommen naturgemäß die Ergebnisse der Jullianschen Schrift der Cäsarlektüre zu statten; der knappe Bericht Cäsars wird durch sie nach den verschiedensten Seiten hin ergänzt und vertieft. Mit besonderer Sorgfalt ist z. B. das topographische und kriegsgeschichtliche Material bearbeitet; man ersieht dies unter anderm aus der Schilderung des Cevennenübergangs, der Kämpfe um Avaricum, Gergovia, Alesia, deren anschauliche und temperamentvolle Darstellung gewiß auf das Gemüt des jugendlichen Lesers Eindruck machen wird. Von feinem psychologischen Verständnis und scharfer Beobachtung zeugen auch des Verfassers Urteile über die geistige Kultur und die sozialen Verhältnisse des gallischen Volkes, die dem reiferen Leser eine Reihe treffender Parallelen bei der Vergleichung zwischen einst und jetzt an die Hand geben.

Ob freilich der Tertianer, wie es des Übersetzers Wunsch ist, Jullian-Sieglerschmidts Werk als Nachschlagebuch benutzen wird, erscheint mir sehr fraglich; ich halte es für richtiger, daß der Lehrer im Anschluß an die Lektüre eines größeren Abschnitts aus Cäsar das eine oder andere Kapitel — und auch dies mit Auswahl, namentlich mit Sichtung des reichlich bemessenen geographischen Details — den Schülern vorliest.

Was die Übersetzung selbst betrifft, so kann man nicht gerade behaupten, daß sie sich durchweg glatt liest. Es stören unter anderm dem Französischen nachgebildete Konstruktionen wie: „es war damals, daß" (S. 44), „es geschah, daß es sah" (S. 145), „nach dem Mißerfolg der Verschwörung war es, daß" (S. 72), die sich wohl infolge zu wortgetreuer Übertragung eingeschlichen haben; S. 270 fehlt in dem Satze: Um aber die Niederlage des Verkingetorix zu begreifen ... offenbar das Verb.

Abgesehen von diesen Ausstellungen, kann das vorliegende Buch, dessen Brauchbarkeit durch eine hinreichende Anzahl von Karten und Illustrationen wesentlich erhöht wird, allen Cäsarfreunden empfohlen werden.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Hesse, B. Hilliger, H. B. Meyer, R. Scholz herausgegeben von Erich Brandenburg. Siebente Auflage. 2. Halbband. Leipzig 1906, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). S. 337—1020. Dazu 16 Seiten „Vorwort". gr. 8. Preis des kompletten Werkes geheftet 16 M. Einzelne Halbbände werden nicht abgegeben.

Mit dem vorliegenden, höchst stattlichen Halbband ist die vortreffliche Neubearbeitung von Dahlmann-Waitz, Quellenkunde

Digitized by Google

der deutschen Geschichte, deren ersten Halbband Ref. in dieser Zeitschrift 1905 S. 440 ff. besprochen hat, fertiggestellt. Wer je bibliographische Arbeiten verfaßt hat — Ref. darf sich hier einschließen; sein „Bibliographisches Repertorium über die Geschichte der Stadt Freiberg und ihres Berg- und Hüttenwesens“, 1413 Nummern enthaltend, in der vorliegenden Quellenkunde allerdings nicht erwähnt, erschien zu Freiberg in Sachsen im Verlag der Gerlachschen Druckerei 1885 —, der wird es dem Herausgeber nachfühlen, daß er „mit einem Gefühle der Erleichterung“ diese „unendlich mühsame und zeitraubende Arbeit“ in die Welt hinaussendet. Es ist in der Tat fraglos richtig, daß der bibliographische Bearbeiter eines größeren Zeitraumes oder Kulturzweiges nicht die gleiche intime Literaturkenntnis besitzen kann wie der Spezialforscher. Wenn indessen die Bearbeiter im Vorwort bemerken, daß die geleistete Arbeit ihnen selbst keine rechte Befriedigung gewähren könne, so ist dies eine allzu große Bescheidenheit. Was hier geleistet ist, verdient vielmehr die vollste und wärmste Anerkennung und läßt die parallelen Arbeiten, wie wir sie für andere Länder, z. B. von Monod über Frankreich und von Pirenne über Belgien besitzen, entschieden hinter sich, sowohl in Rücksicht auf Vollständigkeit, die zwar nicht eigentlicher Zweck des Buches ist — dieser ist vielmehr „schnelle und bequeme Orientierung“ —, immerhin aber wenigstens hinsichtlich der separat erschienenen wichtigeren Bücher mit gutem Erfolg angestrebt wird, als auch betreffs der inneren Einrichtung. Die vorgenommenen Neuerungen und Abweichungen von der letzten Auflage sind Verbesserungen. Die alte Einteilung ist im großen und ganzen zwar beibehalten, doch ist für die neuere Geschichte die Ausscheidung des rechts-, wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Stoffes ebenso wie für das Mittelalter durchgeführt und dieser Stoff in besonderen Abschnitten zusammengefaßt worden. Auch ist aus dem allgemeinen Teile alles herausgenommen und in die chronologischen Abschnitte verwiesen, was sich zeitlich in einen der letzteren ohne Zwang eingliedern ließ. Es ist dadurch eine größere Übersichtlichkeit des Stoffes erzielt worden; dem gleichen Zweck dienen die veränderte Ausstattung, namentlich die am Rande angebrachten Untertitel, die ein schnelles Auffinden der gesuchten Einzelheiten bedeutend erleichtern, und das ausführliche Inhaltsverzeichnis, von dessen Zuverlässigkeit und Nützlichkeit Ref. sich durch wiederholte Stichproben überzeugt hat.

Der große Umfang des Werkes und die Schwierigkeit des Satzes brachte es mit sich, daß die ersten Bogen bereits im April 1904, die letzten erst im April 1906 gedruckt wurden. Infolgedessen konnte für die ersten Abschnitte die Literatur nur bis Anfang 1904, für die letzten dagegen bis zum Schluß des Jahres 1905 berücksichtigt werden. Es soll daher im Anfang des Jahres 1907 ein Supplementheft ausgegeben werden, das für alle Abschnitte

Digitized by Google

die angeführte Literatur auf eine einheitliche Zeitgrenze bringt und zwar auf den Schluß des Jahres 1906. Es ergibt sich durch diese Einrichtung auch die erwünschte Möglichkeit, Nachträge und Ergänzungen zu berücksichtigen, die von Benutzern oder Kritikern zur Verfügung gestellt werden. Die Herausgeber bitten, ihnen bis Ende des Jahres 1906 Beiträge einzusenden.

Daß die Quellenkunde von Dahlmann-Waitz für den Forscher in deutscher Geschichte schlechterdings unentbehrlich ist, weiß jeder Historiker. Daß diese neuste Auflage auf der Höhe der Zeit steht und allen Anforderungen, welche vernünftigerweise an ein solches Werk gestellt werden können, gerecht wird, muß mit Dank und Freude gerühmt werden. Ein sehr wesentlicher Teil unserer heutigen wissenschaftlichen Produktion in deutscher Geschichte ist in unserer weitzerstreuten Zeitschriftenliteratur enthalten. Auch aus dieser ist das wirklich Wertvolle mit großer Umsicht ausgehoben worden.

Wie der Abschnitt über Archivkunde eine sehr erwünschte Erweiterung der siebenten Auflage gegenüber der sechsten darstellt, so möchte Ref. für die achte Auflage die Hinzunahme eines Abschnittes über Familiengeschichte empfehlen. Derselbe ließe sich wohl am besten mit dem Abschnitt über Genealogie verbinden. Selbstverständlich ist dieser Vorschlag nicht so gemeint, daß etwa alle die zahlreichen Bücher über eine einzelne Familie gebucht werden sollen, welche namentlich in den letzten Jahren in steigender Zahl erschienen sind. Aber es gibt in dieser Spezialliteratur doch auch eine ganze Anzahl von Büchern, die nicht nur für die einzelnen Familien, sondern auch für die Territorial- und Kulturgeschichte von großer Wichtigkeit sind.

Der Verleger Herr Theodor Weicher hat nicht nur bei der Anfertigung des Registers in freundlicher Weise Hilfe geleistet, sondern auch durch eine höchst saubere und geschmackvolle äußere Ausstattung dieses gediegenen Werkes und durch Ansetzung eines sehr billigen Preises sich verdient gemacht. Diese neuste Auflage von Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, sollte in keiner deutschen Gymnasialbibliothek fehlen.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins, herausgegeben von L. Beer und J. Plenge. Jahrg. 1, No. 1 (S. 1—20).

2. Monatsschrift für Schulgesang, herausgegeben von F. Wiedermann und E. Paul. Essen, G. D. Baedeker. Jahrg. 1, Heft 4 und 5 (S. 73—120).

3. Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg (3.—6. Oktober 1905). Zusammengestellt von K. Dissel und G. Rosenhagen. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VIII u. 224 S. gr. 8. 6 ℳ.

4. E. Schwartz, Rede auf Hermann Usener. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 14 S. Lex. 8. 0,40 ℳ. (S.-A. aus den Geschäftlichen Mitteilungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1906, 1. Heft.)

5. Classical Philology. A Quaterly Journal devoted to research in the Languages, Literatures, History, and Life of Classical Antiquity, by the University of Chicago. Vol. I Nr. 3 (S. 201—312).

6. G. Ferrara, La filologia latina, nel più recente movimento scientifico. Torino 1906, H. Loescher. 48 S.

7. C. Thulin, Italische sakrale Poesie und Prosa. Eine metrische Untersuchung. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 80 S. 2 ℳ.

8. M. Warren, On five new Manuscripts of the Commentary of Donatus to Terence. 12 S. (S.-A. aus The Harvard Studies in class. phil. Vol. XVII.)

9. W. Dahms, Curae Hirtianae. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 27 S. 4. 1 ℳ.

10. C. Pascal, Seneca. Catania 1906, F. Battiato. 87 S.

11. K. Schenkl, Griechisches Elementarbuch. Im Anschluß an die fünfundzwanzigste Auflage der griechischen Schulgrammatik von G. Curtius. Bearbeitet von H. Schenkl und F. Weigel. Zwanzigste Auflage. Wien 1906, F. Tempsky. 240 S. gr. 8. 2 *K* 25 *h*, geb. 2 *K* 85 *h*.

12. M. Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax, bearbeitet von A. von Bamberg. Dreißigste Auflage. Berlin 1906, J. Springer. X u. 81 S. steif geh. 0,80 ℳ.

13. E. F. Claflin, The Syntax of the Boeotian Dialect Inscriptions. Baltimore 1905. 93 S. Bryn Mawr College (Bryn Mawr, Pennsylvania). Monograph series Vol. III.

14. Benno von Hagen, Num simultas intercesserit Isocrati cum Platone. Diss. Jena 1906. 74 S.

15. R. Adam, Die Echtheit der platonischen Briefe. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 29 S. 4. 1 ℳ.

16. W. Aly, De Aeschyli copia verborum capita selecta. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 114 S. 4 ℳ.

Digitized by Google

17. Hippolytos, Tragödie des Euripides. In deutsche Verse gebracht von O. Altendorf. Leipzig 1906, B. G. Teubner. VIII u. 48 S. gr. 8. 0,80 ℳ. — Eine poetisch recht bemerkenswerte Leistung.

18. P. Rasi, Ad August. Conf. XIII 38, 53. Aosta 1906. 4 S.

19. P. Rasi, De codice quodam Ticinensi, quo incerti scriptoris carmen 'De Pascha' continetur. Torino 1906. E. Loescher. 34 S.

20. P. Rasi, Versus de ligno crucis. Milano 1906. 9 S.

21. J. Bittner, Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österreichischer Mittelschulen. Teil III: Die Arbeiten aus den Jahren 1890—1905. Czernowitz 1906, Selbstverlag. 175 S. Anhang: Autorenverzeichnis. 28 S. 4,20 ℳ.

22. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig o. J. B. G. Teubner. Jeder Band 0,50 ℳ.

a) Goethe, Reineke Fuchs, herausgegeben von K. Reissenberger. 105 S.

b) Schiller, Don Carlos, herausgegeben von F. Khull. 171 S.

23. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1906, B. G. Teubner. Jedes Bändchen geb. 1,25 ℳ.

94. Bändchen. F. Knauer, Die Ameisen. Mit 61 Figuren. 156 S.

98. Bändchen. A. Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land und Leute). Mit vielen Abbildungen und 2 Karten. 168 S.

107. Bändchen. E. Voges, Der Obstbau. Mit 13 Abbildungen. 138 S.

112. Bändchen. E. Küster, Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Mit 38 Abbildungen. 120 S.

24. Sammlung Göschen. Leipzig 1906, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Jeder Band geb. 0,80 ℳ.

a) K. Jacob, Quellenkunde der deutschen Geschichte I. 154 S.

b) A. Kistner, Geschichte der Physik. Teil I: Die Physik bis Newton. Mit 13 Figuren. 117 S. — Teil II: Die Physik von Newton bis zur Gegenwart. Mit 3 Figuren. 130 S.

c) K. Lampert, Das Tierreich. Teil I: Säugetiere. Mit 17 Abbildungen von A. Kull. 184 S.

d) C. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft. 160 S.

e) K. Borinski, Deutsche Poetik. Dritte Auflage. 164 S.

f) H. Probst, Deutsche Redelehre. Dritte Auflage. 130 S.

g) O. Kaemmel, Sächsische Geschichte. Zweite Auflage. 166 S.

h) W. Migula, Pflanzenbiologie. Mit 50 Abbildungen. Zweite Auflage. 119 S.

i) F. Junker, Repetitorium und Aufgabensammlung zur Integralrechnung. Mit 52 Figuren. Zweite Auflage. 135 S.

25. M. Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für höhere Schulen und Lehrerbildungs-Anstalten; 26. und 27. Auflage. Mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br. 1906, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 172 S. 1,40 ℳ, geb. 1,80 ℳ.

26. Sammlung von Skizzen und Karten zur Wiederholung beim Studium der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie. Mit begleitendem Text von Oberstleutnant Emil Letoschek. Wien, Kartographische Anstalt von G. Freytag & Berndt. XVIII Tafeln und 13 S. Text. 4.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Der pädagogische Wert der Phantasie.

Es gibt immer noch Leute, und es wird deren immer geben, die kein anderes Schulideal fassen können, als den Jüngling mit allem zum Fortkommen im Leben und in der Wissenschaft förderlichen Wissen möglichst reich beladen zu entlassen. Im Gegensatz zu dieser naiven Denkweise betonen die philosophisch gesinnten Pädagogen, daß das Wissen nicht um seiner selbst erworben werde, sondern einem höheren Ziele dienstbar zu machen sei. Auch solle das einzelne, was gelernt sei, alles in einen großen Hauptstrom geleitet werden. Ein herrlicher Gedanke, der aber durch den Eigensinn, durch die Einseitigkeit, durch die methodensüchtige Tyrannei, durch die Langweiligkeit und Geistlosigkeit vieler, die sich dazu bekannten, oft um seine Wirkung gebracht worden ist. Dazu kam, daß die langjährigen Bannerträger dieser Pädagogik vor der Sprache, dem edelsten und fruchtbarsten Unterrichtsgegenstande, nicht die gebührende Achtung empfanden; nach all den Verkehrtheiten, die sie von ihrer höheren Stellung aus hatten mitansehen können, ekelte es sie, wie es scheint, vor dem sprachlichen Unterrichte. Aller Sprachunterricht sollte nun wieder Sachunterricht werden. Ein, wie die Erfahrung gezeigt hat, auch leicht zu mißbrauchender Satz. Ebenso steht es mit dem von dieser Seite verkündeten Ideal der historischen Bildung. Welch ein würdiges Ziel, während der Jahre der schnell aufsteigenden Entwicklung den Zögling alles, was für die äußere und innere Kultur, für die Gestaltung des privaten und öffentlichen Lebens von Bedeutung gewesen ist, gewissermaßen durchleben zu lassen! Aber auch im Namen der historischen Bildung ist viel gesündigt worden. Nur wer die seltene, ja, wie es scheint, immer seltner werdende Eigenschaft besitzt, Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden zu können, kann die Geschichte seine Schüler sich zum Segen genießen lassen. Für die anderen wird sie eine unerschöpfliche Rumpelkammer sein und sie werden stets mehr Gleichgültiges, was bloß einen historischen Wert noch hat, als für das Verständnis der Gegenwart Bedeutendes daraus hervorziehen.

Aber seit einiger Zeit fängt man an, das Heil in einer anderen Richtung zu suchen. Ja die Philosophie selbst, die schon

Digitized by Google

ganz zur Geschichte und Naturwissenschaft zu werden drohte, wird sich ihres eigenen Wertes wieder bewußt. Erschöpft durch lange und angestrengte Spekulationen, hat sie durch die Berührung mit der Wirklichkeit und mit den fortgeschrittenen Einzelwissenschaften frische Kraft gewonnen und sucht nun ihre führende Stellung wiederzugewinnen. Auch Kunst und Poesie beanspruchen wieder als Bildnerinnen zu gelten, nachdem sie eine Weile den überbescheidenen Ehrgeiz gehabt hatten, treu die Wirklichkeit, wie sie ist, widerzuspiegeln oder ergebene Dienerinnen der Geschichte zu sein. Eine ähnliche Wendung fängt an, sich auch auf dem Gebiete des Unterrichts fühlbar zu machen. In diesem Falle können wir uns zu der leise geänderten Windrichtung Glück wünschen, so sehr es im übrigen zu bedauern ist, daß die Schule so leicht in die wechselnden Zeitströmungen hineingezogen wird. Mag es für die menschliche Gesamtheit ersprießlich sein, wenn die Kunst, die Literatur, die Religion, die Philosophie, die Wissenschaft, die Industrie, die sozialen und politischen Interessen abwechselnd die Führerschaft übernehmen: für die Pädagogik bleibt das Ziel stets dasselbe, nämlich der Jugend zu einer vollentwickelten Menschlichkeit zu verhelfen. Nur wo dieser feste Grund gelegt ist, kann später von einer erleuchteten Teilnahme an den besonderen Aufgaben der Zeit die Rede sein.

Die Schule hat überdies nicht einmal Dank dafür geerntet, daß sie sich so willig der nüchternen Verständigkeit und positiven Wissenschaftlichkeit des Jahrhunderts anbequemt hat. Seit einiger Zeit muß sie zornige Anklagen über sich ergehen lassen, daß sie das Gemüt, die Anschauung, die Phantasie ihrer Zöglinge vernachlässige und ihnen die wahre Speise des Lebens vorenthalte. Zu keiner Zeit ist so viel Sympathie mit der Jugend vorhanden gewesen wie in der unsrigen. Sie soll auf alle Weise glücklich gemacht werden. Wo der spähende Blick eine Lücke in der Psychologie des Unterrichts entdeckt hat, setzen sich gleich zahlreiche Federn in Bewegung, sie auszufüllen. So hat auch die Einsicht, daß mit der rein verstandesmäßigen Darbietung der Unterrichtsgegenstände den Bedürfnissen der jugendlichen Seele nicht durchaus genügt sei, gleich viel gut gemeinte Verbesserungsvorschläge zur Folge gehabt. Der Eifer für das Neue reißt freilich leicht über die Grenzen des Vernünftigen und Möglichen hinaus und verführt zu ungerechten Anklagen gegen das seit langem Bestehende. Aber es handelt sich in diesem Falle um eine in der Hauptsache berechtigte Bewegung. Seitdem die Sterne der Aufklärung blasser und blasser geworden sind, wird den Urkräften des menschlichen Innern, die man in der vorhergehenden Periode als kindliche Vorstufen des menschlichen Denkens, als aufgehobene, durch die reife Menschlichkeit überflüssig gewordene Momente zu geringschätzig behandelt hatte,

Digitized by Google

wieder eine ernste Aufmerksamkeit, ja eine liebende Bevorzugung gewidmet. Dabei sind starke, oft zu starke und unüberlegte Worte gefallen. Das Heiligste und Tiefste, heißt es, müsse im Kinde angeregt werden; aber es solle dabei alles Erklären vermieden werden. Daß das eigentlich Dichterische und Künstlerische jeder Erklärung spotte, hat auch Goethe mehr als einmal gesagt, ohne dabei an manche wunderliche Geburt seiner eigenen Muse zu denken, die er selbst später als leidenschaftlich vor sich hingesungenen Halbunsinn kennzeichnete. Wo nun aber Lehrer hernehmen, die immer mit feineren Organen, mit diskreter Heimlichkeit und indirekt, ohne zur Schulerklärung ihre Zuflucht zu nehmen, das geheimste Wesen eines Kunstwerkes zu enthüllen vermögen? Wie wenige können sicher sein, eine solche Aufgabe glücklich zu lösen. Auf dem letzten Kunsterziehungstage in Weimar ließ St. Waetzoldt, der doch viel Lehrer bei der Arbeit gesehen hatte, das Wort fallen, man müsse die Poesie aus der Umklammerung der Pedanten befreien. Noch stärker und auffallender klang bei diesen Verhandlungen über Kunsterziehung die Rede eines anderen, der dem Schulwesen zwar fern steht, aber unter den Führern der geistigen Bewegung heute eine ziemlich angesehene Stellung einnimmt. Ich meine Heinrich Hart. Dieser Mann hat dort die schärfsten Anklagen gegen die phantasielose Behandlung des edelsten Unterrichtsstoffes in der Schule erhoben. Freilich redet er nur von dem, was er selbst auf der Schule erlebt hat; aber seine Worte haben in Weimar lebhafte Zustimmung gefunden, und von den in großer Zahl dort anwesenden Direktoren, Schulräten, Geheimen Regierungsräten und Geheimen Oberregierungsräten, die doch alle dem Unterricht vieler Lehrer beigewohnt hatten, ist keiner aufgestanden, ihn zu widerlegen oder seine Anklagen einzuschränken. „Wir haben", sagte er, „auf der Schule die Ilias und Horaz' Oden gelesen. Daß das Werke der Kunst waren, ersahen wir aus der Literaturgeschichte; wir selbst lernten sie nur als grammatische Etüden kennen [1]. Hätte uns jemand nach der Lektion gesagt, wir hätten soeben einen Kunstgenuß herrlichster Art gehabt, wir hätten den Mann für verrückt gehalten. Ich fühle noch jetzt im Schlafe Alpdrücken, wenn ich von dem Genuß träume. Vielen, denen diese Behandlung den Homer für immer verleidet hat, hat die Schule damit etwas geraubt, was durch nichts anderes zu ersetzen ist. Was von der Erziehung zum Homergenuß gilt, das gilt fast ebenso von der Weise, wie unsere mittel- und neuhochdeutschen

[1] Ich glaube, der Redner täuscht sich hier. Er redet von grammatischen Etüden, weil die Grammatik, die sehr viel besser ist als ihr Ruf, jetzt als Mutter aller Hindernisse angesehen zu werden pflegt. In Wirklichkeit liebäugelte sein Lehrer, um seinem Unterrichte die höhere Weihe zu geben, wohl mit den Problemen der fachwissenschaftlichen Horazerklärung.

Digitized by Google

Meister im Literaturunterricht traktiert werden. Dieser Unterricht erzieht keine Kunstgenießer, sondern Kunstkritiker, Literaturphilologen und vor allem Kunstblasierte, Kunstaburteiler, Kunstverächter. Die Dichtung ist zumeist nichts als Demonstrationsobjekt, sie wird wie ein Versuchskaninchen aufs Holz gespannt und gestreckt und viviseziert. Wie soll aber das Tote Lebendiges zeugen! Wie soll die Demonstration innere Versenkung, Inbrunst, Liebe erwecken! Die Erziehung zum Literaturgenuß hat gerade genug zu tun, wenn sie ihr Hauptziel und am besten ihr einziges Ziel, die Steigerung von Phantasie und Empfindung, die Ausbildung ästhetischen Feingefühls erreichen will". Er redet dann von dem ungenügenden Kunstverständnis der großen Menge. „Die Leute haben in der Schule die wohllautendsten Verse kennen gelernt, die erhabensten Ideen; aber die Verse und Ideen sind an ihrem Ohre vorbeigerauscht ohne dauernden Nachhall, weil sie entweder noch gar nicht aufnahmefähig waren und ihnen die Empfangsfreude vergällt wurde, oder weil keine rechte Verbindung zwischen ihrer Sehnsucht und der literarischen Darbietung vorhanden war".

Sehr viel Feineres ist in den vor kurzem erschienenen Vermischten Aufsätzen von A. Biese zu lesen (Pädagogik und Poesie. Neue Folge. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 362 S.). Sie behandeln recht Verschiedenartiges; gemeinsam ist ihnen allen die warme und schwungvolle Darstellung und die Liebe zur Jugend wie zum Berufe des Lehrers. Zu einem Drittel etwa beschäftigen sie sich mit Goethe und Schiller. Aus der neueren Literatur werden Theodor Storm und Gustav Frenssen besprochen, aus der altklassischen Cicero und Horaz. Ein sehr ansprechendes Kapitel ist der Welt- und Lebensanschauung Bismarcks gewidmet. Ferner skizziert der Verfasser in anregender Weise eine Reihe von Gedankengängen, die für eine über das Gewöhnliche hinausstrebende Feiertagsstimmung, für die Stimmung in den deutschen Stunden und bei der Entlassung der Abiturienten, recht geeignet scheinen. Zwei einleitende Aufsätze suchen den Begriff der Bildung auszuschöpfen. Daß dem Ganzen aber eine einheitliche Seele innewohnt, wird dem Leser gleich klar aus dem an die Spitze gesetzten Aufsatze über die Phantasie. Der Verfasser nennt diese, die von Goethe als das Schoßkind Jovis Gepriesene, das Stiefkind der modernen Pädagogik wie der modernen, auf Physiologie gegründeten Psychologie. Er erblickt in ihr eine seelische Kraft, die proteusartig ihre Gestalt wechselt und überall bei der Betätigung des Menschengeistes sich mehr oder weniger zur Geltung bringt. Dieser in unserer Zeit jedenfalls in der Schule nicht nach Gebühr geschätzten Göttin soll hier sein Lob erklingen. Die menschliche Seele vergleicht er mit einem vielstimmigen Orchester, bei dem jedes Instrument seine eigene Berechtigung hat und seine Bestimmung erfüllt, bei

dem aber auch bald dieses, bald jenes die Führung übernimmt. Ja in seinen Augen ist es das köstlichste Vermögen des Menschen, die Dinge der Außenwelt in den Strom seiner Seele zu tauchen, sie durchgeistigen, symbolisch umgestalten, das wogende Leben des Innern in feste Gestalt, in Wort und Bild oder in den flüchtigen Ton umwandeln zu können. „Was wäre die Welt", ruft er mit Goethe aus, „wenn wir sie nur mit den Augen des Verstandes anschauten? Sie wäre kalt, kahl, stumpf". Er haßt dieses ewige Grau der Dinge, das durch keinen Widerschein des Geistigen vergoldet wird. Auch glaubt er an die alle anderen Geschöpfe überragende Hoheit der Menschennatur. Daß zwischen Mensch und Tier nur ein Grad-, kein Artunterschied sein soll, will ihm nicht in den Sinn. Es klingt ihm wenig erbaulich, wenn er bei Wundt liest: „Ich bin geneigt anzunehmen, daß der Mensch eigentlich nur selten und wenig denkt". Solche Worte sind ihm ein Stich ins Herz. Schon das ganz junge Menschlein scheint ihm viel erfinderischer beim Spielen zu verfahren als das klügste Haustier. Und nicht bloß mit weit überlegener, der Art, nicht bloß dem Grade nach von der im Tiere etwa ähnlichen Fähigkeit verschiedener Denkkraft ist ihm der Mensch ausgerüstet: er besitzt außerdem in der Phantasie die Gabe, „die Ideen des Ewigen und Schönen durch die Erscheinungen hindurchleuchten zu sehen". Und diese ist doch wiederum von höherer Art als jene wirre Einbildungskraft des Traumes, jenes unwillkürliche Spiel der Assoziationen, das auch den Tieren eigen ist. Die Phantasie wird hier gepriesen als das dem Schaffen vorauseilende Ahnungsvermögen, als die Entsieglerin der Rätsel, die im All schlummern, als die Kraft, die Leiden schafft, aber auch Leiden mildert und, reines Gold aus den Tiefen der Erinnerung herausarbeitend, mit den Übeln und Unvollkommenheiten des Lebens aussöhnt. Freilich bedarf diese Kraft der Disziplinierung: mitten im Wirbel ihrer wechselnden Bilder müssen wir uns einen Grad von Ruhe bewahren können. Vor allem aber gibt der Verfasser zu bedenken, daß auch das wissenschaftliche Denken „weder der Macht der Analogie, der Übertragung von einer Sphäre auf die andere, noch der Einbildungskraft überhaupt entraten kann". Dies etwa sind die im Geiste des Verfassers und dementsprechend in seinem Buche dominierenden Gedanken. Außerdem besitzt er die Gabe zu sagen, wie er es meint, und sich bei passender Gelegenheit an das, was er bei großen Schriftstellern und Dichtern gelesen hat, zu erinnern. Sein Buch sei deshalb allen empfohlen, die sich bei der nüchternen, alltäglichen Arbeit bisweilen nach einem Labetrunk sehnen. Auch dem schon vor mehreren Jahren in dritter Auflage erschienen Buche von Chr. Muff (Idealismus) kann man nachrühmen, daß es in einer jugendfreundlichen Weise zu des Lebens Bächen und Quellen hinweist. Aber noch manche andere ließen sich nennen, die mit Geschick bemüht gewesen

Digitized by Google

sind, ihren Unterrichtsstoff zu durchgeistigen und zugleich für das Gemüt wie für die Phantasie ergiebig zu machen.

Für die Pädagogik stellt sich die Frage so, ob jene geheimnisvolle Kraft, welche man Einbildungskraft nennt, von dem Lehrer und Erzieher beeinflußt und genährt oder sich selbst überlassen, vielleicht sogar bekämpft werden soll. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie trotz des schwunghaften Lobes, das ihr oft und von den Besten gerade zuteil geworden ist, doch von den nüchternen und praktischen Menschen, die in allen Berufsklassen die Mehrheit bilden, mit mißtrauischen Blicken angesehen wird. Was so ungebärdig ist, von dem fürchtet man eine Störung seiner Kreise. Oft will es scheinen, als gehöre sie einem vorbereitenden Entwicklungsstadium an. Ist sie doch stärker im Kinde als in dem reifen Manne, wie sie auch in der Gesamtentwicklung der Menschheit mehr und mehr an Bedeutung verloren hat. Sollte sie nur die Morgenröte vor dem Tage, nur der ahnungsvolle Dämmerschein sein, der dem Aufgang der Sonne vorausgeht? Aber nein! Sie bewahrt im Leben selbst ihre Rechte. Gerade von denen, die über das Durchschnittsmaß weit hinausragen, wird sie auch im späteren Leben ernst genommen. Sie ist nicht tot noch verachtet. Überall begegnet man Spuren ihrer rastlosen Tätigkeit. Die willkürliche Phantastik wird mit Recht verhöhnt und bekämpft, aber auch die bloße verstandesmäßige Nüchternheit bezeichnet einen Mangel an echt menschlicher Erhebung. Die ganze Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die doch so vielfältigen Segen geschaffen hat, wird platt und seicht genannt. Und weshalb? Eben deshalb, weil sie jenen den tiefsten Gründen unseres Wesens entsprossenen Kräften, welche zur Einbildungskraft in einem näheren Verhältnis stehen als zur kühlen, klaren Vernunft, nicht ihr Recht hat zuteil werden lassen. Das Vernünftigste allein kann dem unendlichen Sehnen weder des menschlichen Herzens noch auch des menschlichen Geistes genügen. Darüber hinaus aber lockt es in mystische Fernen. Auch ist es nicht etwa bloß ein geheimes Verlangen nach einem raffinierten Genusse, welchen die bescheidene Alltäglichkeit nicht gewähren kann. Nein, in diesem Verlangen hat man den Trieb zu einer höheren Erfüllung unserer Anlage zu ehren. Wer nichts davon in die praktische Tätigkeit seines späteren Lebens gerettet hat, der ist ein verstümmelter, verkommener Mensch, ein geistiger Proletarier, und mag er durch eine kluge und vernünftige Tätigkeit zu noch so angesehener Lebensstellung gelangt sein. Es gehört zu den Ehrentiteln unseres vielbewunderten und vielgeschmähten Jahrhunderts, daß man im Vergleich zu anderen Zeiten, die alles unter das Joch der Vernunft beugen wollten, die Rechte der dunklen Triebe anerkennt. Gegen phantastische Tollheiten wird wohl protestiert, und wo sich welche im Freiheitsrausche einer sich ungewöhnlich dünkenden Begabung gar

Digitized by Google

zu toll gebärden, ruft man ihnen wieder zu, daß ungebundene Geister vergebens nach der Vollendung einer Höhe streben werden und daß das Gesetz nur Freiheit geben könne. Der kritische Blick für Fehler der künstlerischen Ausführung ist geschärfter denn je. Aber doch steht das Unbewußte, Instinktive jetzt in hoher Schätzung. Wer dem Künstler und Dichter heute immer nur Vernunft predigen wollte, würde tauben Ohren begegnen. Man lächelt zu den rationalistischen Kunsttheorien früherer Zeiten. Das Höchste, meint man, komme frei von den Göttern herab. Wo man eine Naturkraft zu erkennen glaubt, ist man zum Verzeihen selbst dem Exzentrischen gegenüber bereit. Umgekehrt spricht man mit höhnischer Geringschätzung von dem Zahmen, was auf klug bereiteten und oft betretenen Pfaden wandelt. Es könnte demnach doch fast scheinen, als hieße es Öl ins Feuer gießen, wenn man heute die Rechte der Einbildungskraft verteidigt, als wären besänftigende Worte zur Abkühlung vielmehr zeitgemäß.

Im Gegensatz zu der früheren Psychologie sucht man heute alle Betätigungen des Seelenlebens aus denselben Anfängen herzuleiten. Nun ist es zwar wahr, daß es verlorene Mühe ist, die ganze Breite des in seiner Entwicklung schon weit Fortgeschrittenen umfassen zu wollen, aber deshalb bis auf die embryonischen Anfangszustände zurückzugehen, ist auch nicht anzuraten. Jedenfalls bedarf die Pädagogik für ihre Erörterungen einer schon bis zu einem gewissen Punkte gediehenen Psychologie. Deshalb wird es noch lange bei den Divisionen der alten Psychologie bleiben müssen. Sind sie doch auch zum Gemeingut aller Literaturen geworden: sie leben in den Werken aller großen Schriftsteller, wie sie auch in den Köpfen aller Gebildeten wie Ungebildeten ziemlich scharfe Umrisse gewonnen haben.

Zu diesen vielgenannten und für die alles aus physiologischen Anfängen herleitende Psychologie doch so geheimnisvollen Fähigkeiten gehört in erster Linie die Einbildungskraft. In den Augen der Alten freilich hat sie nicht dieselbe Bedeutung gehabt wie heute in den unsrigen. Diese sonderten die Empfindung von dem Denken, ebenso das Wollen und die Leidenschaften. Auch redeten sie von einem vernünftigen und von einem unvernünftigen Seelenteil. Aber der Vernunft eine zweite ebenbürtige oder ihr gar überlegene Geisteskraft zugesellen zu lassen kam ihnen nicht in den Sinn, ja würde ihnen wie eine Versündigung an der Vernunft erschienen sein. Wenigstens gilt das von der Philosophie des eigentlichen Altertums. Während wir in der Einbildungskraft eine nach wesentlich anderen Gesetzen verfahrende Erkenntnisweise erblicken, faßten die Alten sie bald nur als eine eigentümliche Form der Erinnerung, bald als eine unreife, der Zucht und Einschränkung bedürftige Vernunft. Ihre Gefahren haben sie deshalb auch erkannt, nicht aber ihren Segen. Nur bei

Digitized by Google

Plato und den Neuplatonikern finden sich Keime einer gerechteren Würdigung. Bei uns stand sie während jener Periode der Literatur und des Geisteslebens, die man als eine Reaktion gegen den philosophischen und ästhetischen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen kann, in sehr hohem Ansehen; ja man feierte sie als die schönste Blüte unter den menschlichen Fähigkeiten. Für sie gab es keine Hindernisse, während die Vernunft mit schwerfälliger Langsamkeit am Boden hinzukriechen schien. Wie für die Alten das Schöne eine Offenbarung gewesen war, so gehörte es auch zu den Glaubensartikeln dieser Generation, daß nur durch das Morgentor des Schönen in der Erkenntnis Land gedrungen werden könne. „Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen, die alternde Vernunft erfand, lag im Symbol des Schönen und des Großen vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand“. Nach dieser Auffassung bietet sie freilich nur vorläufige Lösungen, die nötig haben, später gewissermaßen ins Vernünftige übersetzt zu werden. Das mit des Geistes Auge anfänglich Geschaute muß später ja doch denkend erfaßt und in das volle Licht des Bewußtseins gerückt werden. Das erinnert an Lessings Lehre von der Erziehung des Menschengeschlechts. Den geoffenbarten Wahrheiten, sagt dieser, ist es bestimmt, einst in Vernunftwahrheiten umgewandelt zu werden. Das mit dem kräftigsten und eigentümlichen Organe des Kindesalters, der Phantasie, Erfaßte soll also in der nachfolgenden Periode der Reife dem mit voller Klarheit des Bewußtseins arbeitenden Verstande unterbreitet werden. Das würde auch zu der Denkreife einer Zeit stimmen, die alle Ahnungen ohne Schauer der Ehrfurcht bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt und alle Umhüllungen immer wegreißt, um zu dem festen Kern zu gelangen. Danach wäre die Phantasie ein Überbleibsel aus ferner Zeit, ein rudimentäres Organ, das keine Dienste mehr leistet und eben deshalb, weil es überflüssig geworden ist, für das an seine Stelle getretene höhere Organ eher ein Hemmnis als eine Unterstützung ist. So sagt auch E. v. Hartmann in einem Aufsatze über Schelling, die Wissenschaft, welche stets den höchsten, in jedem Augenblick erreichten Grad des Bewußtseins im Weltprozesse repräsentiere, nehme die oberste Stufe ein, und die Kunst sei mehr als ein der noch im Dunkeln wandelnden Welt verliehener Trost aufzufassen, der auch in Augenblicken, wo das Denken an dem Ewigen verzweifeln wolle, uns immer neu mit ahnungsvoller Hoffnung des Göttlichen erfülle.

Diese Auffassung würde zu dem Charakter unserer Zeit stimmen, die man als eine rationalistische bezeichnen kann, nur daß der heutige Rationalismus auf einer viel festeren historischen und naturwissenschaftlichen Grundlage aufgebaut ist als der des achtzehnten Jahrhunderts. Zunächst wäre freilich zu erwidern, daß jeder heute ins Leben getretene Mensch in beschleunigtem

Digitized by Google

Tempo die ganze zurückliegende Entwicklung des Menschengeschlechts durchmacht. Es wäre demnach unpsychologisch, d. h. unpädagogisch, eine Seelenkraft, die im Kindesalter von frischester Betätigungslust ist, unbeschäftigt zu lassen. Auch widerspräche es der klar erkennbaren Tendenz unseres Jahrhunderts, welches darin eben sich von dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet, daß es trotz seines stolzen Selbstbewußtseins früheren Entwicklungsstufen mehr unverfälschte Reinheit zuerkennt als seiner eigenen weit fortgeschrittenen, aber künstlich und verwickelt gewordenen Kultur. Dazu käme ein zweites, fast noch schwereres Bedenken. Haben wir es denn wirklich so weit gebracht, daß unsere auf klares Bewußtsein zielende geistige Tätigkeit die mächtige Bundesgenossenschaft der Phantasie entbehren kann? Ja ist überhaupt wahrscheinlich, daß wir es je so weit bringen werden? Die nüchterne Beobachtung des in der Erfahrung Gegebenen und die denkende Ausnutzung des durch Beobachtung Gewonnenen müssen miteinander abwechseln, wenn zu nennenswerten Resultaten gelangt werden soll. Eine Zeitlang mag das eine überwiegen; sobald es aber zur uneingeschränkten Herrschaft gelangt, stellt sich ein Zustand der Verschrobenheit ein, der nach einiger Zeit eine mit Macht nach der entgegengesetzten Seite ziehende Krisis hervorruft. So im Leben der einzelnen wie der ganzen Menschheit. Freilich handelt es sich hier nicht um absolute Unterschiede, sondern nur um vorwiegende Tendenzen. Auch der nüchternste Beobachter und Tatsachensammler kann des Denkens nicht entraten, wie anderseits auch dem spekulativsten Kopfe Erfahrungen sich von allen Seiten verlockend darbieten. Es ist unmöglich, daß selbst ein dürftiger Geist sich auf die Dauer an dem Registrieren des durch die Erfahrung Gegebenen genügen lasse. Das würde einen Verlust an echter Menschlichkeit bedeuten. Die Sehnsucht nach dem Ideenhaften, d. h. das Bedürfnis nach Erhebung über das Stoffliche, gehört mit zu der Ausrüstung des Menschen. Nur der naive Realist glaubt auch zu sehen, was er sieht, glaubt zu hören, was er hört. Wer in die Geheimnisse der Erkenntnistheorie eingeweiht ist, weiß, daß, was wir infolge eines angeborenen Irrtums für reine Wirklichkeit halten, mit einem uneliminierbaren subjektiven Elemente behaftet ist. Alles, was wir erreichen können, ist, uns das klare Bewußtsein dieser Subjektivität aller Sinnesempfindungen zu verschaffen: in voller Reinheit, d. h. losgelöst von allen Zutaten unserer Sinne, die sinnlichen Eindrücke herzustellen kann trotz aller experimentalen Bemühungen der Physiologie nie gelingen. Was wir wahrnehmen und denken, dem hat unser menschlicher Organismus immer schon eine Form gegeben. In dem alten Satze des Protagoras, der Mensch sei das Maß aller Dinge, lag ein tiefer Sinn. Können wir auch die Schwerkraft überwinden? Ist es möglich, über seinen Schatten zu

Digitized by Google

springen? Vor allem gilt es demnach, unsere wahrnehmenden und denkenden Organe in dem Zustande der Gesundheit zu erhalten und ihnen durch Übung Geschmeidigkeit und Schärfe zu geben. Wer sich bewußt ist, wieviel Verstandesmäßiges in seiner einfachsten Sinneswahrnehmung ist, dem wird der Zwischenraum zwischen dem Empfinden und Denken weniger weit erscheinen. Aber er wird zugleich auch geneigter sein, in der lebhaft und kühn arbeitenden Einbildungskraft mehr als einen trunken gewordenen Verstand zu erblicken. Die Phantasie ist auch nicht ein allenfalls entbehrlicher Luxus, der nur für gewisse Tätigkeiten nötig ist, sondern eine wesentliche Kraft, nach deren Erlöschen das geistige Leben verkümmert. Dazu kommt, daß sie meist früh ihren höchsten Stärkegrad erreicht und nach kurzer Blüte schwindet, noch ehe es zur Fruchtentwicklung gekommen ist. Ein Grund mehr, ihrem früh versiegenden Strome beizeiten neue Bächlein zuzuführen. Dem Kindeszeitalter gönnt wohl jeder seine Märchenphantasie. Damit, meint der nüchtern gewordene Mensch, sei aber auch der Phantasie genügt. Der dichterischen und künstlerischen Phantasie eine besondere Pflege zu widmen, rechnet man nicht mehr zu den Aufgaben der allgemeinen Schule; Dichter und Künstler sind ja doch seltene Ausnahmen. Nichts scheint verkehrter, als diesen wenigen zuliebe alle die vielen einen so gefährlichen Weg wandeln zu lassen. Dazu kommt, daß sich diese frei geborene Tochter Jovis Beeinflussungen überaus schwer zugänglich zeigt. Was selbst keine Methode hat, ja in einem ausgesprochenen Gegensatz zu aller Methode steht, wie soll sich das methodisch pflegen lassen? Ja die selbst, welche die segenspendende Kraft der Phantasie voll zu würdigen wissen, wollen oft von besonderen Veranstaltungen, sie zu pflegen, nichts wissen. Sie mißtrauen offenbar der Durchschnittsgeschicklichkeit der Lehrenden. Besser etwas nur aus der Ferne betrachten als mit plumper Hand das zarte Gebilde schädigen. Dergleichen muß gefühlt werden, hört man wohl sagen. Wem dieses natürliche Verständnis fehlt, den werde auch die Anleitung des Lehrers nicht fördern können. Ja eine der schulmäßigen Methode auch nur ähnelnde Pflege der Phantasie mache störrisch und erfülle, wenn mit Nachdruck geübt, mit einem wahren Ekel gegen den behandelten Gegenstand.

In diesen Reden steckt ein Kern von Wahrheit, die Phantasie will angeregt sein, aber der gewöhnlichen schulmäßigen Behandlung ist sie nicht zugänglich. Die Empfindung, in der sich die erregte Phantasie Luft macht, geht leicht auf andere über, jedoch nur wenn es eine von selbst entstandene Empfindung ist. Was von allem Bilden und Erziehen gilt, daß es nur dann eine volle Wirkung erzielt, wenn man ihm die Absicht nicht anmerkt, gilt von dem Bemühen, die Phantasie zu pflegen und zu stärken, in ganz besonders hohem Grade. Solange es

Digitized by Google

nur gilt, den Kopf zu bilden, kann der leidlich geübte Lehrer in jeder Stimmung unterrichten; um auf die Phantasie anderer aber zu wirken, dazu bedarf es einer Feiertagsstimmung, die man nicht künstlich in sich erzeugen kann. Ein Lehrer, dessen Phantasie nicht Flügel, sondern Flügelstümpfchen hat oder dessen Empfindung gar zu keusch und stumm ist, wird überdies leicht einen komischen Eindruck machen, wenn er sich aus pädagogischen Rücksichten zu einer seiner Natur nicht geläufigen Empfindungsart zwingt. Worte sind auch nie recht vermögend, ganz nahe an das, was die Phantasie angeht, heranzukommen. Dazu kommen die Schwierigkeiten des gemeinsamen Unterrichts. Die Phantasie will individueller behandelt sein als irgend eine andere Fähigkeit. Das logisch Gedachte ist allen zugänglich, so groß auch die Leichtigkeit des einen, so groß auch die Schwerfälligkeit des anderen sein mag: wer auf die Phantasie eines andern wirken will, muß dessen besondere Erregungsfähigkeit genau kennen und die günstigen Augenblicke geschickt auszunutzen wissen. Es ist auch richtig, daß sich große, für das ganze Weltbild und die Auffassung des Menschenlebens bedeutungsvolle Erregungen der Phantasie nur in besonders geweihten Stunden hervorbringen lassen. Ein Aufflammen in der Phantasie, das nicht erzwungen werden kann, ist meist die Geburtsstunde des Besten gewesen, was den Besten zu schaffen gelungen ist, und der Glanz, der von solchen Augenblicken der Erleuchtung ausgeht, ist ein so heller und dauerhafter, daß er ausreicht, das Schaffen langer Jahre, ja eines ganzen Lebens zu vergolden.

Heißt es nun nicht vom Unterrichte das Unmögliche verlangen, wenn man ihm so hohe Ziele setzt? Dieser Einwurf ist leicht zu widerlegen. Für die Schule handelt es sich nicht darum, Erregungen großen Stils, Explosionen der Phantasie hervorzurufen; das Gewaltsame und Gewaltige ist überall ein seltener Ausnahmefall, so in dem Leben der Natur wie im Geistesleben. Mag auch das Schaffen hervorragender einzelner an den Grundgedanken der alten Geologie erinnern, welche die Bildung der Erdoberfläche aus gewaltigen Katastrophen herleitete: für gewöhnlich wird das Prinzip der neueren Geologie sich auch in der Entwicklung des menschlichen Geistes bewahrheiten. Was da plötzlich und mit großem Getöse Veränderungen hervorgebracht hat, war stets, lehrt diese, eine Ausnahme und nur von lokaler Bedeutung, wie furchtbar groß es auch, aus nächster Nähe gesehen, scheinen mochte; von nachhaltiger und allgemeiner Wirkung war, was leise, aber ununterbrochen eine lange Zeit hindurch tätig war. So sind auch im Leben der meisten Menschen die leise, aber unausgesetzt wirkenden Kräfte segensreicher wie verderblicher als die großen plötzlichen Wirkungen. Deshalb kann es freilich doch wahr sein, daß alle wirklich großen Gedanken aus blitzartigen Erleuchtungen herzuleiten sind. Solche Augenblicke aber

Digitized by Google

sind Sache der Gnade und werden nur Auserwählten unter vielen zuteil, obgleich zugegeben werden muß, daß es auch im Geiste des gewöhnlichen Sterblichen gelegentlich wetterleuchtet.

Die Schule steht in dem Rufe der Nüchternheit. Trotz allem, was zur Verherrlichung des Lehrerstandes gesagt worden ist, haftet dem Begriffe des Lehrers die Vorstellung des Tyrannischen einerseits, anderseits des Pedantischen an. Wer weder Tyrann noch ein Pedant ist, der scheint manchen kein richtiger Lehrer, scheint durch ein für ihn selbst wie für die zu bildende Jugend bedauerliches Versehen unter die Lehrer geraten zu sein. Ja von seinen Kollegen selbst wird er mit einer Art von Mißtrauen betrachtet, und sie mögen in ihrem stillen Kämmerlein vielleicht Gott bisweilen danken, daß sie nicht auch so einer sind. Der göttliche Plato, doch selbst auch ein Lehrer, dachte anders über diesen Punkt: einem sonst tüchtigen Lehrer, der aber von zu matter Phantasietätigkeit war, gab er den Rat, er solle den Grazien opfern.

Man wird erwidern, daß eine frei wählende und waltende Tätigkeit allein der Natur der Phantasie entspreche und daß die beste Pflege, die man ihr angedeihen lassen könne, eben die sei, daß man sie sich selbst überlasse. Aber auch der Geist saugt ohne alle Unterstützung von seiten Lehrender reiche Nahrung von allen Seiten ein, und doch ist es klar, daß er der Leitung und Unterstützung bedarf, wenn er nicht Zeit und Kraft vergeuden und schließlich doch auf halbem Wege liegen bleiben soll. In weit höherem Grade gilt das aber von der Einbildungskraft. Der durch die Prosa des Lebens ernüchterte Mensch, der sich jahrelang Tag für Tag in seinem Berufe nur mit Aufgaben befaßt hat, für die ein Teil des menschlichen Geistes ausreicht und für welche keine Erhebung auf den Schwingen der Einbildungskraft nötig ist, kann sich kaum noch vorstellen, in welchem Maße das Empfinden, Denken, Handeln der im Jugendalter Stehenden durch die Einbildungskraft beherrscht wird. „Und was er bildet, was er schafft, das dankt er dieser Himmelskraft“, wenn auch nicht alles, doch zu einem größeren Teile, als die verständigen Leute des reifen Alters ahnen. Sie ist geradezu das belebende Ferment des Wollens und Denkens während dieser Periode. Wer sie einfach als eine der Ordnung feindliche, mit ernster und besonnener Arbeit nicht in Einklang zu bringende Macht bekämpft, verschmäht damit eine mächtige Bundesgenossin und wird sich bald gestehen müssen, daß sie, jedenfalls in den Jugendjahren, wohl zu drücken ist, doch nicht zu unterdrücken. Aber nicht bloß auf Vorteile verzichtet, wer nicht mit ihr rechnet oder sie gar mit Gewalt beiseite schiebt: er setzt seinen Zögling ernsten Verlusten, ja Gefahren aus. Mit munterem Plätschern eilt der Gebirgsbach, sich durch moosbekleidete Felsen windend, der Ebene zu, ohne dem gebahnten Wege zu seiner Seite nennens-

Digitized by Google

werten Schaden zuzufügen. Man dämme ihn aber ab, und er gerät ins Tosen und Schäumen und richtet die ärgsten Verwüstungen an. Das ist das Bild der jugendlichen Einbildungskraft, der natürlich waltenden wie der unterdrückten. Die matte Einbildungskraft erstirbt früh, wenn ihr keine Anreize zur Tätigkeit zugeführt werden; die kräftige verwildert und gewinnt unter dem Drucke eine unheimliche, die sorgsam angebauten Felder des Geistes verwüstende Stärke: sie verlangt herrisch ihren Tribut und rächt sich für das Unrecht, das ihr zügefügt ist. Jedenfalls sind während der Jugendjahre periodische Erregungen der Einbildungskraft durchaus nötig, damit das immer wieder verloren gehende Gleichgewicht des Innern sich wiederherstelle. Es liegt nahe, dabei an die Aristotelische Katharsis zu denken, die nach der wohl richtigen Erklärung von J. Bernays und H. Weil doch darin besteht, daß ein der Betätigung harrendes und im Innern wühlendes Gefühl herausgelockt und dadurch ein seliger Zustand der Erleichterung herbeigeführt wird.

Soll das, was im engeren Sinne Geist genannt wird, also in Ruhe seines Amtes walten können, so muß der Einbildungskraft ein nicht zu spärliches Opfer dargebracht werden. Das ist aber nicht alles. Die Einbildungskraft ist ja doch nicht bloß ein störender Dämon, mit dem man paktieren muß, um nicht arg geschädigt zu werden: sie ist selbst auch eine Geisteskraft, die an Leistungsfähigkeit alle übrigen Kräfte unseres Geistes übertrifft. Wollen wir auf ihre Hilfe wegen der leicht sich einstellenden störenden Nebenwirkungen verzichten, so müssen wir in weiter Entfernung von dem, was dem Menschen noch erreichbar ist, Halt machen. Was wäre das für eine Unklugheit, für eine Feigheit bei der Erziehung unser selbst wie bei der Erziehung anderer! Nein, es gilt, sie in eine fruchtbare Bahn zu lenken, nicht bloß, weil die hohen Genüsse, die sie bietet, zu einem wahrhaft menschlichen Leben nötig sind, sondern weil nur mit ihrer mächtigen Hilfe zu den Höhen zu gelangen ist, zu welchen es uns mit unausrottbarer Sehnsucht hinzieht.

Wie aber Methode in ihre Behandlung bringen? Das ist die Frage. Zu allen Zeiten ist der Schule der Vorwurf einer öden Pedanterie gemacht worden, und niemals so häufig und in so leidenschaftlichem Tone wie heute. Unsere Zeit hat ein hochgesteigertes Selbstbewußtsein. Sie verlangt Schulen, die der jetzt herrschenden Denkweise anbequemt sind und sich den Zielen, die jetzt als die höchsten gelten, dienstbar machen. Wie nun aber, wenn diese sich ihrer Fortschritte rühmende Zeit doch gerade an dem Besten Schaden gelitten hätte? In welche Bedrängnis müssen dann die einsichtigen und gesinnungstüchtigen Pädagogen geraten? Ganze Jahrhunderte hindurch haben doch auch früher Plattheiten und Wahnvorstellungen die Herrschaft geführt. Vielleicht leben wir wieder einmal in einer Periode

Digitized by Google

des geistigen Rückgangs, mit so glänzendem Erfolge man auch bemüht gewesen ist, das äußere Leben bequem zu gestalten und die Staatengebilde vernünftig auszubauen. Auch diese Überzeugung gewinnt immer zahlreichere Anhänger. Man erkennt es aus den immer häufiger und leidenschaftlicher werdenden Protesten gegen einen Unterricht, der ohne zarte Rücksicht auf die eigentümliche Erkenntnissehnsucht des jugendlichen Innern für förderlich und verwendbar gehaltenes positives Wissen nach verdrießlich stimmender Methode in die Köpfe hineinzwingt. Die Achtung vor dem Wissen und die Verachtung dessen, was im engeren Sinne Wissen genannt wird, liegen in unserer Zeit miteinander in Kampf. Immer mehr noch möchten die einen lernen lassen, um eine vollständige Ausrüstung für alle Bedürfnisse des Lebens gewinnen zu lassen; immer mehr noch möchten die andern von der Last des Lernenmüssens hinwegnehmen, damit der dem Menschen doch natürliche Erkenntnistrieb sich in spontaner Weise betätigen könne. Die ganze Methode des Unterrichts wird seit einiger Zeit als unnatürlich und alles individuelle Leben ertötend angegriffen. Die verstandesmäßige Bildung genießt eben nicht mehr das Ansehen wie im Zeitalter der Aufklärung. Man ist weiter zu den Quellen der Erkenntnis vorgedrungen, und was früher nur als eine unvollkommene Vorstufe des Denkens galt, gilt heute als eine gewaltige Urkraft, durch welche auch später alles Denken in energischer Bewegung gehalten werden muß, wenn es nicht alle Frische verlieren soll. Aus diesem bald dunklen, bald geklärten Gefühle von dem Unzureichenden des methodischen Erkennens erklären sich die zornigen Angriffe auf die Schulmethode, wie sie heute geübt wird und wie sie im Grunde immer geübt worden ist. Es wird diesem Unterrichte vorgeworfen, daß er nicht in die Tiefe geht und die heiligste Sehnsucht des jugendlichen Innern unbefriedigt läßt. Als Gegengewicht zugleich und als Ergänzung verlangt man eine Erziehung zum ästhetischen Genuß, d. h. eine Pflege der Phantasie. Dabei hat es nicht an ungerechtfertigten Angriffen gegen berechtigte Tendenzen des Unterrichtens gefehlt, auf welche die Schule gar nicht verzichten kann, ohne sich selbst aufzugeben. Wie man sie auch umgestalten möge, das Erklären, Entwickeln, Beweisen wird ihr immer die Hauptsache bleiben. Trotz aller Verbesserungen der Methode wird die Schule immer eine Anstalt bleiben, wo mehr gedacht als gesehen, wo mehr gelernt als ganz durch eigene Kraft erarbeitet, wo den Kräften des Verstandes mehr zugemutet wird als der Phantasie, wo die Bemühungen um Verfeinerung der Empfindung, um Vertiefung des Gemütslebens, um Besserung des Herzens hinter den Übungen des Kopfes zurückbleiben müssen. Überdies widerstrebt die freie Natur der Phantasie selbst der eigentlichen schulmäßigen Ausnutzung. Beim Unterrichte eines einzelnen würde ein Lehrer, der selbst von jugendlicher Frische

Digitized by Google

der Einbildungskraft wäre, täglich Gelegenheit finden, inmitten eines vorwiegend rationalistischen Unterrichts kräftig auch auf die Phantasie seines Zöglings zu wirken. Mit der Zahl der Schüler aber steigt die Schwierigkeit. Der Unterricht, der sich zugleich an viele wendet, muß sich vorwiegend mit groben, leicht zugänglichen Schwierigkeiten beschäftigen; auch muß er oft auf das Behandelte zurückkommen. Das mit der Phantasie zu Erfassende hingegen trägt einen ätherischen Charakter und zergeht, wenn man es mit fester Hand berührt. Grammatische Regeln, mathematische Lehrsätze, historische Tatsachen kann man immer wieder repetieren; was sich aber an die Phantasie wendet, muß sofort stark wirken und büßt bei der Wiederholung und Verarbeitung seine Kraft ein.

Zunächst könnte es scheinen, als habe die Phantasie mit den meisten Unterrichtsgegenständen überhaupt nichts zu tun. Dem gegenüber, was in fast allen Stunden getrieben wird, handelt es sich um Verstehen und Behalten, nicht aber um Schauen, Beseelen, Mitempfinden. Was soll dabei die Phantasie, die doch so sehr zum Schweifen in weiten Fernen neigt und vor dem Positiven der Wissenschaft, vor dem in der Wirklichkeit Gegebenen so wenig Achtung hat? Alles steigert sie ins Ungewöhnliche, ja Ungeheuerliche. Bald strebt sie schwindelnden Höhen zu, bald steigt sie zu dunklen Tiefen hinab: das gerade, was der Schule das Nächste, ja das Wichtigste ist, scheint ihr verhaßt. Die mit lebhafter Phantasie begabten Schüler werden dem Lehrer sehr unbequem und bedürfen häufiger Maßregelungen. Jugend, sagt Goethe, sei Trunkenheit ohne Wein. Zu den allgemein anerkannten Sätzen der Hygiene gehört auch dieser, daß der Wein diesem Alter jedenfalls schädlich ist. Und was bei der physischen Erziehung als verkehrt, ja gefährlich gilt, das sollte für die sittliche und geistige Erziehung empfehlenswert sein! Ist es nicht vielmehr bedenklich, „die schlafende Löwin zu wecken"? Welche Torheit, die Phantasie in die Schule hineinzunötigen, ihr die Türen weit zu öffnen! In goldnen Lettern sollten vielmehr die Tempel der Schule wie der Wissenschaft die Inschrift tragen: *Μηδεὶς φανταστικὸς εἰσίτω.* Die Jugend zur nüchternen Besonnenheit im Denken und Wollen anzuleiten scheint wichtiger als sie zu Ikarusflügen anzureizen. In den Augen des gereiften Mannes, des soliden Gelehrten bedeutet die Phantasietätigkeit ein fehlerhaftes Zuviel, das durch die Zucht und Unterrichtsmethode auf die vernünftige Mitte zurückgeführt werden muß. Nur an hohen Festtagen gestatten die im engeren Sinne Vernünftigen ihr bescheidene Daseinsäußerungen, im allgemeinen hassen sie sie als die Mutter aller Unsolidität und als eine Verführerin zum Irrlichterieren. Gleichwohl hat die Phantasie in der allgemeinen Schätzung das Ansehen einer mächtigen, sich aus tiefen Quellen speisenden Kraft bewahrt, und die phantasielose Nüchternheit

wird nur für subalterne wissenschaftliche Vorarbeiten für ausreichend, ja für notwendig erachtet.

Vor allem muß der Phantasie allerdings bei der Erklärung der Schriftsteller und Dichter, der deutschen wie der fremdsprachlichen, ihr Recht zuteil werden. Aber auch aus den übrigen Stunden soll sie sich nicht etwa als eine Störerin, die mit ihrer Sirenenstimme von den würdigeren Zielen des Unterrichts ablenkte, verbannt werden. Wie kann der Geist einer vergangenen Zeit, die Leidenschaft einer Volksbewegung, die Begeisterung eines Kampfes, wie der freudige Jubel des Gelingens, wie der bittere Schmerz des tragischen Scheiterns in den Seelen der Lernenden wirkungskräftig gemacht werden, wenn man die Phantasie nicht zu Hilfe ruft, das Vergangene gegenwärtig zu machen, die Tatsachen als Wirkungen lebendiger, seelischer Kräfte erkennen zu lassen? Auch dem historischen Unterrichte kann sie also erst zu seiner Krönung verhelfen. Daß der Religionsunterricht ferner nicht rein verstandesmäßig sein darf, daß er sich zugleich an die höchsten Kräfte des menschlichen Innern wenden muß, um aus den Banden des Endlichen und Vergänglichen zu befreien, ist zu einleuchtend, als daß es einer weiteren Ausführung bedürfte. Aber auch der naturwissenschaftliche Unterricht wird seinen Stolz nicht darein setzen dürfen, immer nur streng beweisend zu verfahren. Die ästhetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur sind allerdings voneinander sehr verschieden. Ist auch das ästhetische Interesse für manchen der Grund gewesen, sich der Erforschung der Natur zu widmen, so pflegt es doch in dem Maße, als das wissenschaftliche Interesse erstarkt, zurückzutreten. Der berühmte Darwin gestand, am Ende seines arbeitsreichen Forscherlebens angelangt, daß ihm die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur über seinen Studien verloren gegangen sei. Allerdings soll man auch nicht übersehen, daß die Phantasie die Freundin der Jugend ist und im Fortschritte der Jahre ihre Flügel matter und matter hängen läßt. In gewissem Sinne hat die heutige Wissenschaft recht, wenn sie alles mathematisch zu beweisen und auf den unerschütterlichen Felsen ganz sicher beglaubigter Tatsächlichkeiten zu stellen versucht. Sie rühmt sich ja auch geradezu ihrer Gemütlosigkeit und ihrer Phantasielosigkeit. Ein unanfechtbares Stückwerk der Erkenntnis ist ihr mehr wert als ein mit Hilfe jener angeblich höheren Kraft, die wir Phantasie nennen, hergestelltes Ganzes. Überdies bevorzugt die Phantasie das Glänzende und Ungewöhnliche. Wertunterschiede aber zu machen in dem großen Ganzen der Natur, das ist in den Augen des Naturforschers ein kindlicher Standpunkt. Er läßt sein Herz nicht mitsprechen. Ihm ist der Schmetterling etwas ganz anderes als dem Kinde, das mit funkelnden Augen das bunte Ding zu haschen sucht, um es aus der Nähe zu betrachten. Der häßlichste Wurm ist ihm oft ein

Digitized by Google

erwünschteres Studienobjekt als der königliche Löwe, der Tiger, der Adler. Für die, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft mit den Organen arbeiten wollen, mit deren Hilfe das Schöne erfaßt wird, hat der Priester dieser Wissenschaft nur ein mitleidiges Lächeln. Manche rühmen sich sogar ihrer ästhetischen Unempfindlichkeit. Wer den Gegenständen seiner Forschung gegenüber Anwandlungen herzinniger Rührung oder flammender Begeisterung hat, dem scheint etwas zum Manne der Wissenschaft zu fehlen, falls es nicht besser ist, von einem störenden Zuviel seiner Begabung zu reden. Nur dem, heißt es jetzt, erscheine die Wahrheit in unverhüllter Nacktheit, der sich ihr ohne Teilnahme seines Herzens naht. Wo Haß und Liebe sich regen, trüben bald rosige, bald graue Nebel den prüfenden Blick. Es würde demnach vor allem darauf ankommen, sich fest zu machen und alle Empfindungslosigkeit wie allen Phantasierausch Kindern und Affen, wie es im Faust heißt, zu überlassen. Damit wäre ein geistiger Zustand verwirklicht, der jener sittlichen ἀπάϑεια entspräche, in welcher die Stoiker und im Grunde auch Epikur, ihr angeblicher Gegenfüßler, das sittliche Ideal zu erkennen glaubten. Die Wärme, der Enthusiasmus, der Schwung der Phantasie werden in die Kinderschriften und Volksschriften verbannt, und es läßt sich vieles zugunsten solcher Denkweise anführen. Jedes Ding hat seine Zeit. Wenn die Wissenschaft zur Vorbereitung höherer oder tieferer Betrachtungen das Tatsächliche festzustellen sucht, so verlangt sie dazu von ihren Jüngern eine nüchterne Klarheit des Blickes und einen ausdauernden Fleiß, der auf alle angenehmen Regungen verzichtet und sich durch das Bewußtsein seiner nichts vernachlässigenden Arbeit hinlänglich belohnt fühlt. Die Aufgaben, die dem alt- und neusprachlichen Philologen, dem Historiker, den auf den mannigfaltigen Gebieten der Naturwissenschaft Tätigen jetzt gestellt werden, tragen fast alle diesen Charakter. Wem dabei Empfindung und Phantasie dazwischenreden, übersieht sicherlich manches, was er finden sollte, und bleibt an manchem hangen, was für seine augenblickliche Aufgabe ohne Bedeutung ist. Die Baumeister können auf keinem Gebiete die Himmelskraft der Phantasie entbehren; aber für die Arbeiter, die das Material herbeischaffen und den Bau ausführen, ziemt sich Ausdauer und kühle Verständigkeit. Sie dürfen nicht zuviel selbst dabei denken, noch viel weniger sich von Empfindungen übermannen lassen. So ist denn durch die Wendung zur nüchternen vorbereitenden Einzelarbeit, welche die Wissenschaft in ihrem letzten Entwicklungsstadium genommen hat, der Geist der Jünger der Wissenschaft in eine Richtung gedrängt worden, wo ihm etwas zu einer gedeihlichen Wirksamkeit an den Bildungsschulen durchaus Notwendiges verloren gehen oder verkümmert werden mußte. Leider ist es nachher im Seminarjahre auch oft zu spät, das Versäumte

Digitized by Google

nachzuholen. Eine fast verschmachtende Pflanze kann durch einen reichlichen Wasserguß wieder zum Leben erweckt werden, aber „keine Tränen heißer Reue“ machen eine wirklich welke Rose wieder blühn, erwecken ein totes Herz aufs neue.

Vor allem glaube man nicht, daß die Phantasie nur bei seltenen, besonders feierlichen Gelegenheiten des bildenden Unterrichts zu Hilfe gerufen werden müsse. Sie muß im Gegenteil stets zur Mitwirkung bereit sein. Dem Kinde und Jünglinge gegenüber, in denen doch ein Werdedrang fortwährend wühlt, ist es mit der bloßen Klarheit nicht getan. Nicht soll gesondert auf seine Denktätigkeit, sondern auf sein ganzes Wesen gewirkt werden. Schon bei dem fremdsprachlichen Elementarunterrichte muß man sich die fremde Sprache an seine Seele drängen lassen. Das ist die wahrhaft natürliche Methode. Nicht tote sprachliche Gebilde sollen lange Jahre hindurch in seinen Kopf gezwängt werden, die dann plötzlich auf der obersten Stufe, wenn das letzte Glied hinzugefügt wäre, sich zu regen anfingen, sondern Lebendiges soll von Anfang an Lebendigem vermählt werden. Dazu bedarf es aber einer schaffenden Phantasietätigkeit. Woher die Klagen über die Langweiligkeit manches kenntnisreichen und pflichttreuen Lehrers? Die Phantasie will nicht über seine Schwelle, und wem die Gaben dieser Holden fehlen, dessen Worte haben jedenfalls auf die Jugend keine gewinnende Kraft. Ältere Lehrer werden ihren Stoff besser beherrschen, aber die Phantasietätigkeit erlahmt mit den Jahren. Dort aber erst ist die Vollendung, wo zugleich mit sicherer Beherrschung des Stoffes und reger Phantasietätigkeit unterrichtet wird. Es ist begreiflich, daß in einer Zeit, wo die angehenden Jünger der Wissenschaft nicht sowohl zu einem Erfassen mit den höchsten Organen des Geistes als zu methodischem Sammeln und Verarbeiten angeleitet werden, die Phantasie oft schon in den Jahren, wo sie eigentlich wegen ihrer herrischen Übergewalt des Zügels bedürfen müßte, ihre Betätigungslust ganz eingebüßt hat. Deshalb ist das Gefühl verbreitet, daß der heutige Unterricht, soviel auch von klugen Praktikern an Änderungen vorgeschlagen und durchgesetzt ist, doch etwas in sehr geringem Grade hat, was er in hohem Grade haben sollte. Es fehlt ihm eben, wenn auch nicht aller Orten, doch sicher an vielen Orten an beseligender Lebendigkeit. Diese kann er aber nur dann gewinnen, wenn von ganzen Menschen auf den ganzen Menschen zu wirken versucht wird. Man muß deshalb darauf sinnen, den künftigen Bildnern der Jugend die menschliche Totalität, die ihnen in dieser spezialisierenden Zeit so leicht verloren geht, zu erhalten oder die schon verkümmerte in leidlicher Frische wiedergewinnen zu lassen. Sobald jener Verödung und Entmenschlichung und Disproportionierung des Innern, welche sich als fast notwendige Folge zu früh und zu ausschließlich getriebener Spezialstudien der modern-

Digitized by Google

sten Art einstellt, entgegengearbeitet ist, wird ein guter Teil von den zornigen Anklagen gegen die Schule verstummen müssen. Wir können, aus Furcht unwissenschaftlich zu verfahren, mit der Pflege einer so mächtigen Geisteskraft wie die Phantasie unmöglich so lange warten, bis die auf phyisologischer Grundlage aufgebaute Psychologie durch Experimente und Beobachtungen den weiten Weg ganz aufgehellt hat, der von den ersten Sinneseindrücken bis zur schöpferischen Tätigkeit der Phantasie führt. Wir wissen genug von ihr, um die Art ihres Schaffens zu würdigen und ihren pädagogischen Wert zu erkennen. Ausartend allerdings kann sie Fürchterliches wirken, und zum Ausarten hat sie Neigung. Aber dem Feuer zuliebe, sagt Lessing, müsse man sich den Rauch gefallen lassen. Nicht bloß produzierend, schon reproduzierend füllt sie Lücken aus und läßt zum Ganzen streben. Alles tote Stückwerk widerstrebt ihr; zwischen den auseinandergerissenen Teilen stellt sie Verbindungen her, das Eingetrocknete läßt sie aufquellen, dem Abstrakten und Verblaßten gibt sie die Farben des frischen Lebens, Bewegung und Wärme bringt sie in das Erkaltende und Erstarrte. Ein Irrtum zu glauben, daß nur der Dichter und Künstler sie nötig habe. Durch sie erst erlangt all unser Tun seine Krönung. Nur das ganz elementare und mechanische Tun auf dem Gebiete des Lebens wie der Wissenschaft kann ihrer entbehren, ja wird sie sich instinktiv wie eine störende Feindin fernhalten. Nicht also, um unsere Schüler zu Künstlern und Dichtern zu machen, sollen wir die Phantasie als Bundesgenossin herbeirufen, sondern um sie zu vollentwickelten Menschen zu machen. Die zornigen Anklagen, die gegen unser Schulwesen laut werden, erklären sich zu einem großen Teil allerdings aus dem Geiste einer Zeit, die alles, was nicht Macht, Geld, äußere Bequemlichkeit verschafft, als eine unpraktische Kraftvergeudung ansieht und in energischem Tone fordert, daß mit solchen Überbleibseln aus einer früheren, im Dunklen tappenden Periode, wie sie meint, endlich aufgeräumt werde. Aber unter den Anklägern der Schule sind doch auch solche, die tiefer und weiter blicken und der Schule nichts Geringeres vorwerfen, als daß sie nicht psychologisch richtig verfahre, berechtigte Regungen tyrannisch unterdrücke, aus Buchstabengerechtigkeit zu viel und in anderer, höherer Hinsicht doch zu wenig verlange. Oft ist dabei im Übereifer oder auch, um in einer Zeit, wo so viel durcheinander geschrieen wird, durch lautes Schreien Aufsehen zu erregen, das Unmögliche verlangt worden. Auf das Lernen und Arbeiten kann die Schule nicht verzichten. Zwang und Druck auszuüben wird sie fortfahren. Das läßt sich selbst beim Einzelunterrichte nicht vermeiden; ja es muß geschehen, weil auch an der glücklichsten Begabung, solange sie noch elastisch und in der Entwicklung begriffen ist, stets manches ins Gerade zu rücken ist. Wer aber lehrend sich

Digitized by Google

immer nur an das Gedächtnis oder das logische Denken seiner Schüler wendet und die Phantasie unbeschäftigt läßt oder gar als eine schulfeindliche Kraft zurückdrängt, der übt wirklich einen lähmenden und verdrießlich stimmenden Zwang aus und streift die Blüten des Geistes ab, anstatt ihre Entwicklung zur Frucht zu unterstützen.

Es heißt freilich die Lösung der Aufgabe in einer sehr harmlosen und dabei nicht ungefährlichen Weise versuchen, wenn man dem körperlichen Auge zur Unterstützung des dem Geiste Gebotenen viel Anschauungsmaterial bietet. Abbildungen, aus denen nichts Ideelles hervorleuchtet, können für den Antiquar und Historiker sehr interessant sein, für den Unterricht aber sind sie eine Belastung. Es hindert z. B. geradezu die Wirkung der Homerlektüre, wenn die ausmalende Arbeit der jugendlichen Einbildungskraft durch archaische Kuriositäten, die dem Kommentar einverleibt sind, unterbrochen wird. Die Poesie war ja der Skulptur und Malerei weit voraus. Es mußten erst Jahrhunderte verfließen, ehe die Bildhauer und Maler das Phantasiebild des Dichters auch dem körperlichen Auge vorführen konnten. Nicht anregen, sondern ertöten heißt es die Phantasie, wenn man ihr bildliche Darstellungen bietet, die nur einen historischen oder antiquarischen Wert haben. Dazu kommt eine andere, für die Pflege der Phantasie hinderliche Neigung unserer Zeit. Des wesenlosen Scheines, der ihr in Fülle geboten worden war, müde, dürstet sie förmlich nach Realitäten, wie sie auch, des phantastischen Konstruierens überdrüssig, nach historischen Tatsächlichkeiten verlangt, die an geistiger Durcharbeitung, um sich vor Fälschungen zu bewahren, nur das unumgänglich Notwendige bieten. Dem entspricht es, daß man auch in der Kunst heute allem, was über die treue Wiedergabe einer verkümmerten Wirklichkeit sich hinauswagt, Mißtrauen entgegenbringt. Die literarhistorischen und ästhetischen Betrachtungen selbst zeigen heute nicht selten eine parteiische Feindseligkeit gegen das Ausgestaltete. Man verbraucht seine ganze Verehrung für das von der Natur selbst Geschaffene und redet fast so, als könne das Schaffen und Gestalten selbst aus dem Drange einer ungewöhnlichen Begabung heraus immer nur Minderwertiges hervorbringen. Das Volk, früher einfach verachtet, soll jetzt plötzlich alles können; selbst das harmlose und formlose Stammeln der Volksseele wird wegen seiner Orginalität bemerkenswert gefunden, während die gehaltvollen und ausgearbeiteten Werke hervorragender einzelner, die in einer an Bildungsschätzen reich gewordenen Zeit natürlich immer an Vorbilder anklingen, als maniriert, stilisiert, mumienhaft, mit Rhetorik durchseucht angefeindet zu werden. Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, deren Gelehrsamkeit an so viel Pedanterie leidet, man sich plötzlich gegen alles, was nach Bildung riecht, so intolerant zeigt und möglichst nur direkt aus

Digitized by Google

den Händen der Natur Hervorgegangenes gelten lassen möchte. Dabei wird übersehen, daß die Werke der Literatur und Kunst nie in derselben Weise natürlich sein können wie die Werke der Natur: auch ihre primitivsten Erzeugnisse sind im Gegensatz zu den aus einer inneren Notwendigkeit geborenen Werken der Natur schon Erzeugnisse eines Subjekts, und eben daraus erklärt es sich, daß sie einerseits nicht an die Werke der Natur heranreichen, andererseits darüber hinausgehen. Jedenfalls kommen für die Ziele der Bildungsschule nur Werke aus der reif gewordenen Periode der Literatur und Kunst in Betracht. Weg mit dem Faden, Überkünstlichen, Manirierten aus der Schule! Weg aber auch mit dem ersten, ungeschickten Stammeln einer der Literatur und Kunst weit vorausliegenden Periode, die für den Antiquar ein großes Interesse haben kann, der es aber noch ganz an aller die Seelen rührenden Kraft fehlt.

Über die Gegenstände, durch welche der Phantasie genußreiche und fruchtbare Anregungen bereitet werden könnten, läßt sich leichter zu einer klaren Entscheidung kommen als über die beste Art ihrer Darbietung. Doch das würde einer besonderen ausgeführten Erörterung bedürfen. Hier sei nur davor gewarnt, sich gar zu viel in dieser Hinsicht vom Zeichnen und Singen zu versprechen. Was die Musik zunächst betrifft, so dringt sie allerdings in noch größere Tiefen der Seele als selbst die geweihteste Poesie; aber die Tonempfindung ist bei verschiedenen von so verschiedener Feinheit, daß sich schwerlich im gemeinsamen öffentlichen Unterricht viel mehr in Zukunft wird erreichen lassen, als jetzt schon von geschickten Lehrern erreicht wird. Ähnlich steht es mit dem Zeichnen. Auch für diesen Gegenstand bedarf es einer zu speziellen Begabung, als daß alle in einer Klasse gemeinsam unterrichteten Schüler gleichmäßig darin gefördert und über bescheidene Anfänge hinaus gebracht werden könnten. Und ist die Pflege dessen, was man künstlerische Bildung genannt hat, nicht doch etwas anderes als die Pflege der Phantasie? Die Übungen der Betrachtung von Kunstwerken, wie sie A. Lichtwark vorführt, sind für Lehrer aller Fächer beherzigenswert: sie schärfen nicht bloß den Blick für das im Gemälde Dargestellte, sondern haben überhaupt einen formalbildenden Wert, weil sie die natürliche Oberflächlichkeit des Hinnehmens zur Aufmerksamkeit zu steigern versuchen. Es ist etwas, in dem andeutenden Zeichen die ganze Bedeutung des Bezeichneten erkennen zu lehren. Von Zeit zu Zeit eine Unterrichtsstunde im Sinne Lichtwarks würde von sehr guter Wirkung sein, um so mehr als sie wegen ihres Gegensatzes zu dem alltäglich Gebotenen alle Schüler gleich zur Hingabe willig finden würde. Aber der echt menschlichen und so zu sagen heiligen Sehnsucht der Phantasie wird doch selbst durch die geschickteste Anleitung zur sinnigen Betrachtung von Gemälden nicht genügt. Allerdings kann in

Digitized by Google

einem Landschaftsbilde eine ganze Natur- und Lebensauffassung zum Ausdruck gebracht sein. Und was bietet das menschliche Antlitz, zumal das Auge, von einem echten Maler gezeichnet, nicht für Offenbarungen über das Innere des Menschen überhaupt! Das ganze Glück, der ganze Jammer der Menschheit kann sogar in der Stellung eines Menschen, in der Haltung seines Kopfes zum Ausdruck hervorgebracht werden. Und ähnliche Wirkungen können durch die Betrachtung edler Werke der Skulptur und der Architektur hervorgebracht werden. Aber für eine schulmäßige Behandlung vor vielen eignen sich die genannten Künste doch nicht. Auch genügt es für den, der diese Dinge *ἐπὶ παιδείᾳ μανθάνει, οὐκ ἐπὶ τέχνῃ*, wenn ihm gelegentlich dorther Wirkungen zuströmen. Zur täglichen Kost gemacht und in jeder Stimmung dargeboten, würden sie bald ihre Wirkung auf das Innere einbüßen und nur als etwas historisch Gegebenes gefaßt werden.

Aber es ist durchaus verkehrt zu glauben, daß jene geheimnisvolle Kraft der Phantasie, mit der im Bunde erst der Geist seine höchste Leistungsfähigkeit gewinnt, allein oder auch nur vornehmlich durch die Beschäftigung mit dem, was wir heute im engeren Sinne Kunst nennen, genährt werden könne. Es ist unter den Geistesfächern keins, bei dem man sie nicht walten lassen kann, ja muß, wenn man eine tiefere und nachhaltige Wirkung erzielen will. Unterrichtsfächer haben wir genug. Auch in der Entwicklung der Schule spiegelt sich die menschliche Unersättlichkeit. Die meisten möchten zu dem, was sie haben, auch noch alles andere dazu haben, und das, was sie haben, wissen sie sich nicht zunutze zu machen. Und doch kann der kleinste Kreis so fruchtbar gemacht werden. Von tausend Punkten aus führen gangbare Wege zur Geistigkeit und Seligkeit. Nur keine neuen Fächer! Wo möglich lieber einige Fächer weniger! In keinem Fache auch eine Ausbreitung über eine noch weitere Fläche! Das meiste hängt für die richtige Behandlung der Phantasie von der Darbietung der Schulautoren ab, der altsprachlichen wie der neusprachlichen. Doch ist das eine Frage, die eine eingehende Erörterung verdient. Ich begnüge mich deshalb auf meine bei Weidmann erschienene Schrift über Horaz (Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Prinzipien seiner Schulerklärung) zu verweisen, wo ich im Schlußkapitel über den Unterschied der historischen und ästhetischen Erklärung gehandelt habe.

O. Weißenfels (†).

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

P. Schwenke und A. Hortzschansky, Berliner Bibliothekenführer. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 163 S. 8. In Ganzleinw. geb. 1,20 *M*.

In das wissenschaftliche Bibliothekswesen ist auch in Deutschland seit einiger Zeit lebhaftere Bewegung gekommen. Die Benutzungszeiten sind ausgedehnt, wichtige Kataloge hergestellt und dem Publikum vielfach zugänglich gemacht worden, das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin ist in Wirksamkeit getreten, die Vermehrungsetats steigen, wenn auch immer noch langsamer, als die Benutzer wünschten. Gleichwohl wird von diesen nicht selten darüber geklagt, daß die großen und größten Sammlungen, an die sie sich wenden, ihnen die begehrten Werke gar nicht oder erst nach langem Warten zur Verfügung stellen; die Suchenden würden oft sichrer und vor allem schneller zum Ziele gelangen, wenn ihnen andre, oft viel näher liegende Quellen nur bekannt wären. Gerade die großen wissenschaftlichen Mittelpunkte des deutschen Sprachgebiets, wie Berlin, Leipzig, München, Wien u. a., besitzen solche für die verschiedensten Wissensgebiete in Menge; viele aber bleiben ungenutzt oder auf engste Kreise beschränkt, weil die Möglichkeit der Benutzung gering, oft aber auch, weil ihre Existenz kaum bekannt ist.

So war es ein glücklicher Gedanke von zwei Fachbibliothekaren, P. Schwenke (1. Direktor der Kgl. Bibliothek zu Berlin) und A. Hortzschansky (Bibliothekar ebenda), ein Hilfsmittel zu schaffen, welches über alle Bibliotheken der Reichshauptstadt von einiger Bedeutung knappe und zuverlässige Auskunft gäbe. Das Ergebnis, das durch direkte Anfragen bei den Bibliotheken selbst erzielt wurde, liegt nun in dem „Berliner Bibliothekenführer“ vor. Seine Benutzung kann auch den Mitgliedern des Oberlehrerstandes aufs angelegentlichste empfohlen werden, und zwar nicht bloß den in Berlin und Vororten wohnenden. Durch den Umstand nämlich, daß viele der angeführten, z. T. wenig bekannten, aber wertvollen Spezialbibliotheken auch nach auswärts versenden, wird das Büchlein gewiß auch anderen hier und da ein nützlicher Ratgeber werden können.

Digitized by Google

Der Führer führt gegen 270 Bibliotheken und ähnliche Sammlungen auf. Begonnen wird (S. 1) mit dem Gesamtkatalog und Auskunftsbureau (1), es folgen (S. 3—38) die allgemeinen öffentlichen Bibliotheken (35), darunter die Kgl. Bibliothek, Stadtbibliothek und andere städtische Sammlungen allgemeiner Art, sodann (S. 39—72) die Hochschulbibliotheken (70), unter denen die Sammlungen der Universitätsinstitute (52!) den breitesten Raum einnehmen, weiterhin (S. 72—80) wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen (Akademie, Archive, mathematisch-naturwissenschaftliche Sammlungen, Museen — 13); daran schließen sich (S. 72—94) die Schulbibliotheken (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Auskunftsstelle für Lehrbücher, Schulmuseen, Lehrerseminar — 39), weiter (S. 94—123) Behördenbibliotheken (Kgl. Haus, Parlamente, Reichs- und Staatsbehörden, städtische Verwaltung — 43), sodann, verhältnismäßig den geringsten Raum einnehmend, (S. 123—124) die Kirchenbibliotheken (4); ihnen folgen (S. 124—153) die ansehnlichen Reihen der Korporations- und Vereinsbibliotheken (wissenschaftliche und wirtschaftliche Vereine, gemeinnützige Gesellschaften, konfessionelle Verbände, Sport-, Sammler- und andere Vereine — 60!), endlich (S. 153—155) Spezial-Leihbibliotheken — 4, und Privatsammlungen (4)[1]. Zwei alphabetische Register, das eine die Bibliotheken, das zweite die Sammelgebiete umfassend, machen den Beschluß.

Wie man sieht, ist es eine ansehnliche Liste. Während Schwenkes „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken" von 1893 (das übrigens in den Kreisen des höheren Lehrerstandes leider wenig bekannt geworden ist) für Berlin und Charlottenburg erst 88 Nummern aufwies, bezw., wenn man die dort nur summarisch behandelten Universitätsinstitute hinzurechnet, gegen 100 (das Jahrbuch der deutschen Bibliotheken — Bd. IV, 1905 — bietet nur eine Auswahl), finden wir hier fast die dreifache Zahl. Die Vermehrung kommt nicht allein auf die Rechnung der seit 13 Jahren neu entstandenen Sammlungen, sondern ist vor allem durch die umfassendere Aufnahme vieler wertvoller Spezialbibliotheken der Vereine usw. herbeigeführt. „Berlin" ist nicht in engerem Sinne genommen, sondern es sind auch alle Bibliotheken der Umgebung, etwa innerhalb der Ringbahngrenze, angeführt. Die je nach der Bedeutung der einzelnen Sammlungen oder den erteilten Auskünften knapperen oder reichlicheren Ausführungen geben bei jeder Bibliothek Rechenschaft über alles, was dem praktischen Zweck der Benutzer dient, nicht selten auch noch über etwas mehr, ohne daß dadurch die Übersichtlichkeit beeinträchtigt würde, nämlich über Name, Adresse, Zahl und Art der

---

[1]) Vgl. dazu neuerdings die statistischen Übersichten von Hortzschansky im Ztbl. f. Bibl. XXIII (1906) S. 441—449.

Digitized by Google

Bestände, Etat, Personal, Öffnungszeiten, Benutzungsbestimmungen und -Einrichtungen, Kataloge (geschriebene und gedruckte), das Wesentlichste aus der Geschichte und die noch brauchbare Literatur.

Es fehlt hier der Raum, auf alle Einzelheiten näher einzugehen, doch sei wenigstens folgendes besonders erwähnt. Die Kgl. Bibliothek, die sich nun — wenigstens was Druckschriften anlangt — zur bedeutendsten Sammlung des deutschen Sprachgebiets entwickelt hat, nimmt den breitesten Raum ein, beinahe 2 Bogen. Die Angaben über die Entwicklung der einzelnen Abteilungen, ihre Geschichte und Literatur sind besonders ausführlich und werden hier zum ersten Male in so knapper Form den zahlreichen Benutzern zugänglich gemacht. Von dem Neuen, was den meisten von unmittelbarstem Interesse sein wird, nenne ich die Ankündigung einer Neubearbeitung des (veralteten) Verzeichnisses der von der Bibliothek gehaltenen Zeitschriften, in dem die im Zeitschriften-Lesezimmer ausliegenden besonders bezeichnet werden sollen, desgleichen den Hinweis auf einen regelmäßigen Jahresbericht der Bibliothek, der von 1906 ab veröffentlicht werden soll [1]). Der Rat allerdings, der (S. 10) denjenigen erteilt wird, die den (bekanntlich immer erst nach Meldung zugänglichen) Realkatalog „zur bloßen Orientierung über die Literatur, die über ein Fach existiert", benutzen wollen. sie möchten zu diesem Zwecke sich der „Bibliographien im Lesesaal" bedienen, würde erst dann recht fruchtbar werden, wenn diese Bibliographien in reichlicherer Zahl dort vorlägen, besonders auf dem Gebiete der ausländischen Literatur. Es ist ja nach den Worten des neuen Generaldirektors vom 2. Okt. 1905 (vgl. Ztbl. f. Bibliothekswesen XXII, 1905, S. 543) zu hoffen, daß die Literatur des Auslandes auch in der Berliner Bibliothek künftig in größerem Umfange als bisher vertreten sein wird, besonders wohl nach der von vielen herbeigesehnten Vollendung des Neubaues. Da aber noch eine Reihe von Jahren vergehen wird, bis dieser seiner Bestimmung übergeben werden kann, dürfte es lohnen, auch vorher schon, soweit möglich, gerade auf dem Gebiete der ausländischen Bibliographie, der allgemeinen wie der fachwissenschaftlichen, die Lesesaal-Hand-Bibliothek entsprechend zu vervollständigen. Auch das Unterrichtswesen ist unzureichend vertreten. Der Raum könnte bei den bekannten Verhältnissen natürlich nur durch Ausscheidung andrer Literatur gewonnen werden, z. B. auf dem Gebiete der Geschichte. Diese sehr reichhaltige Abteilung enthält vieles, was weit über den Rahmen selbst einer großen wissenschaftlichen Handbibliothek hinausgeht. Die Berliner Universitätsbibliothek (vgl. das im Sommer 1906 in 5. Aufl. ausgegebene Verzeichnis) ist gerade hierin verhältnismäßig besser

[1]) Ist inzwischen (Nov. 1906) erschienen, 41 S. gr. 8.

Digitized by Google

gestellt[1]). Der (hoffentlich bald zu erwartende) Neudruck des Verzeichnisses der Bibliothek des Lesesaals (3. Ausgabe von 1902) würde eine gute Gelegenheit sein, die Bestände einer Revision in der bezeichneten Richtung und vielleicht noch in manchen anderen im Sinne zweckmäßigen Ausgleichs zu unterziehen.

Besonderes Interesse erwecken die ausführlichen Mitteilungen über die Bibliotheken der Universitätsinstitute, die zum großen Teile besonders auch der älteren Generation des höheren Lehrerstandes ganz neu sein werden, die in ihrer Studienzeit so reichliche und bequem zugängliche literarische Hilfsmittel nicht kannten und sich neben den beiden großen Bibliotheken mit den dürftigen Beständen einiger Seminarbibliotheken für Fachstudien behelfen mußten. Nicht wenige dieser Sammlungen sind auch Nichtstudierenden zugänglich und für Spezialstudien bei dem aus naheliegenden Gründen gerade in Berlin häufigen Versagen der viel benutzten Kgl. Bibliothek von hohem Werte. Die große Liberalität, welche außerdem hier gerade für die Benutzung an Ort und Stelle den jungen Studenten gegenüber geübt wird, ist für die Zustände der meisten Lehrerbibliotheken der höheren Schulen geradezu beschämend. Ich habe schon früher gerade auf diesen wunderlichen Gegensatz hingewiesen (vgl. Benutzung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen, Berlin, Weidmann 1905, besonders S. IV, S. 3, 62, 71, 74, 77, z. T. = Z. f. d. GW. LVIII, 1894, S. 675, 734, 743, 746, 749; vgl. auch Reins Enzykl. Hdb. d. Päd.[2] V 1 (1906) S. 428 ff.). Über die Einrichtungen dieser Institutsbibliotheken sind wir neuerdings durch die Mitteilungen von G. Naetebus auf der 7. Versammlung deutscher Bibliothekare zu Berlin am 7. und 8. Juni 1906 näher unterrichtet worden (abgedruckt Ztbl. f. Bibliotheksw. XXIII (1906) S. 341—365), und ich empfehle ihre Lektüre dringend besonders denjenigen Schulbibliothekaren, die ihre Aufgabe immer noch wesentlich unter dem Gesichtspunkte des „Kustos" auffassen (vgl. besonders S. 348 und 352).

Denn auch was die Berliner Lehrerbibliotheken betrifft, über die wir bei P. u. H. S. 80—91 Angaben finden, so bestätigen sie meine früheren Ausführungen (a. a. O.) durchaus. Erst wenige (vgl. z. B. S. 81 o., 85 o., 86 u., 87, Z. 8 v. u., 91, Z. 9

---

1) Dazu kommt noch der Vorteil, daſs hier Bücher aus der sog. „Handbibliothek" und der Bibliothek des Beamtenzimmers, die nicht im Lesesaal selbst aufgestellt sind, aber mit der Lesesaalbibliothek zusammen gegen 19000 Bände umfassen (gegen 11000 der Sammlung im Lesesaal der Kgl. Bibliothek), den im Lesesaal Arbeitenden durch Vermittlung des Beamten in Kürze zugänglich sind, so daß für das Präsenzsystem hier ein weit größeres schnell zugängliches Arbeitsmaterial zur Verfügung steht. Es ist übrigens ein Mißverhältnis, daß Studierenden beide Lesesäle ohne weiteres zugänglich sind, während zur Benutzung der Universitätsbibliothek andere Personen nur ausnahmsweise zugelassen werden.

Digitized by Google

v. o.) haben trotz ausreichender Räume die Benutzungsbedingungen, welche der geschlossene Kreis eines Kollegiums im Interesse intensiver Arbeit heute mit Recht beanspruchen darf. Bei den meisten ist das Arbeiten an Ort und Stelle, das gerade hier so nahe liegt, nicht in dem notwendigen Umfange möglich, die Kataloge sind oft nicht unmittelbar zugänglich; einen gedruckten Katalog der Lehrerbibliothek, der noch weit notwendiger ist als der hier und da für die Schülerbibliothek vorhandene, besitzt erst eine einzige Anstalt. Übrigens sind die Angaben, die den Verfassern hier gemacht worden sind, recht ungleich. Einige Anstalten geben genügende oder reichliche Auskunft, andre nur dürftige Notizen, die gerade das Wesentlichste (und das wird immer alles das sein, was sich auf die Benutzung bezieht) vermissen lassen. So geben z. B. nur ganz wenige Anstalten über die bei zweckmäßiger Verwaltung so fruchtbare Programm-Sammlung[1]) überhaupt Auskunft. Die Etats der städtischen Berliner Anstalten zeigen, wie bekannt, eine gewisse Gleichmäßigkeit, die den im ganzen gleichartigen Verhältnissen dieser Schulen entspricht; bei den königlichen würden die zunächst Interessierten einen gewissen Ausgleich nicht ungern sehen. So unterscheiden sich z. B. in dieser Beziehung einige nach der Zahl der Lehrer (was hier ein wesentlicher, obgleich auch anderwärts nicht immer beachteter Gesichtspunkt ist) im wesentlichen und seit Jahren ziemlich gleiche Anstalten um 300—500 ℳ.

Besonderen Hinweis verdienen die beiden Schulmuseen, das städtische (S. 92) und das „deutsche" (S. 93), die in den Kreisen des höheren Lehrerstandes wenig bekannt sind, obgleich sie auch diesen manches zu bieten haben. Sie besitzen übrigens auch, was immer als ein wichtiger Vorzug zu betrachten ist, gedruckte Kataloge aus neuster Zeit. Auch an die „Auskunftsstelle für Lehrbücher des höheren Unterrichtswesens" (S. 92) sei erinnert. Diese ausgezeichnete Sammlung, die bei zweckmäßigem Ausbau ein Mittelpunkt für die Literatur über das gesamte höhere Unterrichtswesen werden könnte, wird trotz mancher Hinweise auch in viel gelesenen Zeitschriften (vgl. z. B. E. Horn MS. f. höh. Sch. IV, 1905, S. 96—99) von Oberlehrern bei weitem nicht in dem Maße benutzt, wie sie sollte; ja ich habe nicht selten geistig sehr interessierte Kollegen gefunden, die sie überhaupt nicht kannten. Ein Mangel ist zunächst noch, daß diese Auskunftsstelle nur von 9—1 geöffnet ist, also gerade in der Zeit, in der die meisten Lehrer durch ihren Beruf voll in Anspruch genommen sind; auch ein gedruckter Katalog fehlt noch. Doch werden sich diese Dinge, ebenso wie die schwierige Raumfrage, hoffentlich noch in günstiger Richtung entwickeln.

---

[1]) Die vorliegende Zeitschrift wird demnächst eine ausführliche Abhandlung über diese ganze Einrichtung bringen.

Digitized by Google

Ich mache in diesem Zusammenhange gleich noch auf zwei andere wichtige ebenfalls in dem Büchlein angeführte Auskunftsstellen aufmerksam, die ältere des ja nun allmählich bekannter werdenden Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken (S. 1—3), und die erst jüngst eingerichtete „akademische Auskunftsstelle an der Universität Berlin“ (S. 40). Die erstere vermittelt bekanntlich die Erlangung von Werken, die auf den von Gelehrten zunächst in Anspruch genommenen Bibliotheken nicht vorhanden sind, während die letztere, die seit Oktober 1906 auch eine besondere Zeitschrift herausgibt [1]), u. a. auch auswärtigen Gelehrten, die sich studienhalber in Berlin aufhalten, zur Erreichung ihrer Zwecke behilflich ist.

Am willkommensten und selbst Fachgelehrten nicht selten neu werden wohl die Angaben über die zahlreichen Fachbibliotheken gelehrter und andrer Vereine sein, die manches bisher beinahe brachliegende geistige Kapital vielleicht erst fruchtbar machen werden; so sei auf die Logenbibliotheken und die Sammlungen für soziale Wissenschaften besonders verwiesen; auch Bibliotheken, welche den mit der Frauenbildung sich beschäftigenden Gelehrten und Beamten schätzbare Literatur bieten, sind vertreten. Von Interesse wenigstens ist auch die Angabe mehrerer Privatbibliotheken, deren Besitzer ihre Schätze mit Uneigennützigkeit für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen. Endlich sei noch besonders aufmerksam gemacht auf einige erst in neuer oder neuster Zeit entstandene Sammlungen, die entweder Material vereinigen, das vor Zersplitterung bewahrt werden soll, oder für neue Einrichtungen und Richtungen eine Art geistigen Mittelpunktes werden können, so das „Literaturarchiv“ und die „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke“ (S. 127), die „Bücherei des deutschen Städtetags“ (S. 122), die „Bibliothek des internationalen Instituts für Sozialbibliographie“ (S. 130) u. a. m. Nicht alle Schulmänner selbst Berlins werden ferner wissen, daß die Bibliothek des Abgeordnetenhauses (S. 96—98), die übrigens mit ihrer neuen Einrichtung und ausgezeichneten Verwaltung zu den besten größeren Bibliotheken gehört, die mir bekannt sind, für Kirchen- und Schulwesen Bestände besitzt, um die sie selbst manche wohlausgestattete größere Schulbibliothek beneiden möchte. Auch gedruckte Kataloge, die bis in die neuste Zeit reichen, sind vorhanden. Als Kuriosum sei erwähnt, daß eine Bibliothek, die der Deutschen geologischen Gesellschaft, ihre Bestände nicht nach Bänden oder Werken verzeichnet, sondern nach (340) laufenden Metern Bücherreihen.

---

[1]) Berliner akademische Wochenschrift, hrsg. v. Prof. Dr. Wilh. Paszkowski. Berlin, G. Schade. Lex. 8. 52 Nrn. Halbj. 3 *M*.

Digitized by Google

Alles in allem: die beiden Herren Verfasser haben sich ein großes Verdienst erworben, daß sie die viele Mühe und Arbeit, die ein solches Unternehmen macht und die Nichtkenner dem äußerlich bescheidenen Büchlein kaum anmerken, nicht gescheut haben. Sie haben ein Hilfsmittel geschaffen, das es nun jedem geistig Arbeitenden, nicht nur in Berlin selbst, leicht macht, die besonderen Quellen aufzufinden, die ihm bisher bei dem Versagen der bekanntesten und meist benutzten Sammlungen oft unerreichbar schienen.

Für eine gewiß in absehbarer Zeit erforderliche Neuauflage füge ich noch einige Bemerkungen hinzu. Zunächst einige Kleinigkeiten. S. 16 Z. 12 v. o. ist zu lesen: 1892; S. 83 Z. 4 und 5 v. o.: ... drei Plätzen. Handbibliothek ...., ebenda im Literaturverzeichnis hinzuzufügen: [H. Bellermann], Verzeichnis der größtenteils von Sigismund Streit dem grauen Kloster geschenkten Musikalien [aus dem 16. und 17. Jahrhundert], in: Feier des Wohltäterfestes, Berlin 1856. 4. S. 5—18. — H. Nohl, Die Leichenpredigten [des 16.—18. Jahrhunderts] der Bibliothek des grauen Klosters, Progr. 1902. 40 S. 8., vollständige Ausgabe in der „Vierteljahrsschrift“ (des Herold) „für Wappen, Siegel- und Familienkunde“ XXII (1903). Heft 2; S. 89, Z. 12 v. o. muß es heißen: Frölich, S. 90, Z. 13 v. o.: Moshack.

Weiterhin wäre zu bedenken, ob nicht doch das Verzeichnis auf Groß-Berlin in weitestem Sinne auszudehnen wäre, am besten im Sinne der Grenze des Vorortverkehrs; auch Potsdam und Spandau würden dann eine Stelle finden. Ferner scheint es zweckmäßig, bei den Schulbibliotheken auch die der Realschulen und öffentlichen höheren Mädchenschulen mit zu verzeichnen. Beide Arten verdienen um ihrer selbst willen die Aufnahme, die auch den kleinsten Bibliotheken der Universitätsinstitute nicht versagt worden ist, und besonders von der zweiten Kategorie haben manche, so die Bibliotheken der Kgl. Augustaschule und besonders der Luisenschule, doch eigentümliche und wertvolle Werke, Programme, Zeitschriften u. ä. zur Geschichte und Methodik der Mädchenerziehung aufzuweisen, Bestände, die man jedenfalls in der Kgl. Bibliothek nicht immer anzutreffen sicher sein kann. Auch würde durch Aufnahme in weiterem Umfange eine schätzenswerte Übersicht über das Lehrerbibliothekswesen Berlins und der Vororte im ganzen gewonnen werden. Handelt es sich doch um eine Summe von Anstalten, die an Zahl die jeder preußischen Provinz (mit Ausnahme der Rheinprovinz) weit übertrifft. Nur wäre dann auch zu wünschen, daß die einzelnen Berichterstatter zur Hauptsache, der Benutzungsfrage, gleichmäßiger Auskunft erteilen. Der Raum könnte z. T. dadurch wieder eingebracht werden, daß die Bemerkungen über die ihre Bestände fortwährend wechselnden Schülerbibliotheken, die man in diesem Buche kaum sucht, fortbleiben. Zu den Spezialbibliotheken (S. 153 f.) wäre künftig

Digitized by Google

wohl noch die nicht bloß belletristische, sondern auch wissenschaftliche Literatur ausgebende, altbewährte von Nicolai hinzuzunehmen. Ergänzungen für die Vereins- und Privatbibliotheken erwarten die Verfasser selbst, und jeder wird sich ihrer Hoffnung gern anschließen. Die Bibliotheken wären dann zweckmäßig mit laufenden Nummern zu versehen; das zweite Register könnte noch etwas reichhaltiger gestaltet werden.

Hoffentlich wird das Büchlein Veranlassung, daß auch andere wissenschaftliche Mittelpunkte des deutschen Sprachgebiets, z. B. die oben (S. 763) genannten, mit ähnlichen, gleich umfassenden und nützlichen Orientierungsmitteln hervortreten. Es gibt bisher über keinen von ihnen einen ähnlichen Führer, wenigstens keinen, der nach Möglichkeit alle irgend in Betracht kommenden Bibliotheken umfaßte.

Möge das Büchlein auch in den Handbibliotheken recht vieler höheren Schulen eine feste Stelle finden!

Pankow bei Berlin. Richard Ullrich.

Paul Geyer, Der deutsche Aufsatz. München 1906, C. H. Becksche, Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VIII und 326 S., gr. 8. 6 *M*. geb. 7 *M*.

„Der deutsche Aufsatz“ von Paul Geyer bildet den zweiten Teil des ersten Bandes von dem Handbuch des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen, herausgegeben von Adolf Matthias. Von der Aufsatzkunst ist, wie Verfasser einleitend bemerkt, lehrbar nur die Technik, und um diese handelt es sich in dem Buche. Er verzichtet darauf, dem Unterrichtsbetrieb etwa neue Bahnen zu eröffnen, will vielmehr für den Anfänger im Lehramt einheitlich zusammenstellen, was ihm nach seinen Studien und Erfahrungen in dreißigjähriger Lehrtätigkeit auf dem Gebiet der leitenden Gesichtspunkte und der planmäßigen Behandlung der Aufsätze auf allen Stufen des deutschen Unterrichts als das Beste erschienen ist. Die Anleitung der Schüler soll in der Gestalt von mündlichen Vorübungen zum Aufsatz (Satzbildung und Satzumwandlung) schon in Sexta beginnen. Das Buch, das für alle höheren Schulen bestimmt, aber aus dem Unterricht des Gymnasiums hervorgegangen ist, zerfällt in einen theoretischen und in einen praktischen Teil. In dem ersten Abschnitt des theoretischen Teils, der „Vorfragen und Richtlinien“ betitelt ist, wird auf die Pflege der freien mündlichen Äußerung als eine Pflicht der Schule hingewiesen. Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache verlangen auch die Lehrpläne vom Jahre 1901. Doch darf, sagt Verf., neben dem formalen Zwecke der Inhalt der Aufsätze nicht vernachlässigt werden; denn dieser muß an und für sich wertvoll sein, und zwar nimmt die Wichtigkeit des Inhalts mit den höheren

Klassenstufen zu. Die Themen für die Reifeprüfung und damit die Themen für die oberen Klassen gliedert Verf. in literarische (oder literarisch-ästhetische), geschichtliche und ethische. Dazu treten als eine vierte Art „allgemeine" Themen, die sich in keiner dieser drei Gruppen unterbringen lassen. In der Behandlung philosophischer Grundbegriffe auf der Oberstufe sieht Verf. die Krönung des ganzen Aufsatzbetriebes, während die Lehrpläne „Aufgaben allgemeineren Inhalts" bloß nicht ausschließen wollen und „vor jeder Überspannung der Anforderungen" warnen. Die Aufsätze werden nach der Stilgattung, der sie angehören, in Berichte (Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen) und Erörterungen (Vergleiche, Charakteristiken, Abhandlungen) eingeteilt. Berichte sind Aufgaben für die unteren und mittleren Klassen, Erörterungen für die oberen. Ganz selbständig werden Schüleraufsätze nie sein und sein können, doch muß die Selbständigkeit der deutschen Aufsätze in den oberen Klassen größer sein als in den unteren und mittleren und dementsprechend die Vorbereitung nur eine ganz allgemeine. Auch Prüfungsaufgaben müssen aus dem Unterricht hervorgehen. Das Thema muß kurz, dabei einfach und klar in der Form sein, damit eine irrtümliche Auffassung ausgeschlossen ist, bemerkt Verf. in dem zweiten Abschnitt, der von der Gestaltung des Themas handelt. Daß die besten Themen für die Reifeprüfung solche sind, die eine verschiedenartige Behandlung (mehr Bericht oder mehr Erörterung) gestatten, ist dadurch aber nicht ausgeschlossen. In dem dritten Abschnitt, „Die Ermittlung und Anordnung des Stoffes", wird verlangt, die Invention (Meditation) und Disposition zusammen zu behandeln — was sich empfiehlt, aber die durch den Unterricht vorbereitete Beherrschung des Stoffs voraussetzt — und die Überlegung auf den Inhalt und Umfang des Gegenstandes und seine Umgebung, die sinnliche oder begriffliche, zu richten. Dann wird im einzelnen besprochen, wie bei den verschiedenen Stilgattungen zu verfahren ist. Die Abhandlung zerfällt in die beiden Hauptarten: Erläuterung und Untersuchung, eine Einteilung, die dem Ref. sehr gut gefällt. Erläuterungen behandeln entweder Sätze, die eine allgemein anerkannte Wahrheit enthalten — R. Lehmann (Der deutsche Unterricht) nennt sie Entwickelung allgemeiner Sätze —, oder Themen, die sich auf geschichtliche oder literarisch-ästhetische Verhältnisse beziehen. Es kommt dabei nur darauf an, die Gültigkeit des Themas an Beispielen, die dem Schüler seine Kenntnis der Lektüre und der Geschichte liefert, nachzuweisen, wenn nicht durch das Thema selbst das Gebiet seiner Anwendung von vornherein begrenzt wird, was R. Lehmann für derartige Themen immer verlangt. Literaturgeschichtliche Themen möchte Ref. mit Verf. aus naheliegenden Gründen lieber den Facharbeiten zuweisen als zu häuslichen Aufgaben für Aufsätze verwendet sehen. Jede Abhandlung, die nicht

Digitized by Google

Erläuterung ist, bezeichnet Verf. als Untersuchung, bei welcher es nicht bloß auf die Veranschaulichung einer bereits feststehenden Wahrheit, sondern auf den Nachweis des Zusammenhangs ankommt, in welchem der Gegenstand zu andern Begriffen oder Urteilen steht. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß der thematische Satz in seiner Gültigkeit ganz oder zum Teil bestritten wird. Die einzelnen Teile der Abhandlung bespricht Verf. darauf mit steter Rücksichtnahme auf die Chrie. Er verwirft als Einleitungsgedanken für Schüleraufsätze die laudatio des Autors, weil das Lob im Munde der Unmündigen anmaßlich klingt und immer seine Wirkung verfehlt. Ref. kann dem nur zustimmen. Ganz vorzüglich sind die Gesichtspunkte erläutert, aus denen sich passende Einleitungsgedanken für allgemeine Themata ergeben. Das ist um so dankenswerter, als gerade der richtige Anfang dem Schüler oft die größten Schwierigkeiten macht und es sehr wichtig ist, daß diese Klippe schnell und glücklich umschifft wird. Natürlich kann sich der Schüler auch, ohne sich mit der Einleitung aufzuhalten, gleich in mediam rem stürzen. Er wird das aber kaum nötig haben, wenn er nach der Anleitung des Verf. auf die Fundgruben geeigneter Einleitungsgedanken aufmerksam gemacht wird. Dafs die Schüler am Ende der Einleitung auf das Thema selbst als das Bindeglied zwischen Einleitung und Hauptteil zurückkommen müssen, ist eine ebenso zutreffende Bemerkung wie die, daß die Einleitung in mäßigen Grenzen gehalten werden muß und höchstens ein Fünftel des ganzen Aufsatzes ausmachen darf. Die Forderung, daß jedes Thema, das eine verschiedenartige Auffassung zuläßt, in unzweideutiger Weise umschrieben werden muß, kann Ref. nur unterstützen, meint aber, daß die Umschreibung der Einleitung vorangehen, nicht ihr folgen muß. Denn wenn die Einleitung von dem Themagedanken, z. B. von seiner Umkehrung ausgeht, wird bei mißverstandener Auffassung des Themas schon die ganze Einleitung schief. Außerdem hat die Umschreibung oder Erklärung des Themas einen vorbereitenden Charakter und gehört auch deshalb an die Spitze der Einleitung, aber nicht an den Anfang des Hauptteils, wie Verf. will. Dem wohlbegründeten Verlangen des Verf., bildliche Ausdrücke durch nüchterne, klare Prosa zu ersetzen, erlaubt sich Ref. als wünschenswert und jedenfalls auch im Sinne des Verf. hinzuzufügen: man muß den ausgesprochenen Gedanken zugleich in eine möglichst einfache grammatische Form zu fassen suchen. Den Bemerkungen über die formelle Behandlung des Themas folgen Besprechungen über Begriffsbestimmungen, die Einteilung (divisio), die Zerteilung (partitio), den direkten und den indirekten Beweis, das Gleichnis, das Beispiel, das Zeugnis (testimonium) und den Schluß. Sollte die adhortatio am Schlusse des Aufsatzes wirklich so verwerflich sein, wie es nach den Ausführungen des Verf. den Anschein hat?

Digitized by Google

„Zum Ermahnen", sagt er, „gehört sittliches Pathos, und das wird erst in den Kämpfen und Leiden des Lebens gewonnen". So unbescheiden, unwahrhaftig und ungewollt komisch sich die laudatio eines Autors, den der Schüler noch nicht zu werten versteht, im Schülermunde auch ausnimmt, so liegt doch die Sache für die adhortatio am Schlusse eines Aufsatzes etwas anders. Warum soll der ideal gerichtete Schüler — solche gibt es doch! —, der sich bei der Bearbeitung einer Sentenz in eine gewisse Begeisterung für einen Gedanken hineingeredet hat, nicht mit einer kurzen Ermahnung, dem hohen Gedanken nachzuleben, schließen dürfen, zumal da diese meist an ihn selbst und seinesgleichen gerichtet ist, seiner augenblicklichen Gemütsstimmung und Willensrichtung entspricht und keinerlei Überhebung enthält? Ob die adhortatio bloß äußeres Flickwerk ist oder sich folgerichtig aus der Gedankenentwickelung ergibt, ist außerdem leicht zu entscheiden. Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß dabei Verlegenheitsphrasen mit unterlaufen können. Welches Ding hat aber nicht seine zwei Seiten? Jedenfalls deutet Verf. durch die seine Verwerfung der adhortatio beschränkende Bemerkung „im allgemeinen" an, daß er sie nicht unter allen Umständen verwerfen will. Tut es doch auch Laas nicht, der vielmehr sagt (Der deutsche Aufsatz. Dritte Auflage, besorgt von J. Imelmann, 1898, I S. 249): „Jedenfalls ist diese Wendung auf Gefühl und Tat der Arbeit des Schülers oft sehr naheliegend und angemessen". Immer gut als Schlußgedanke ist die von Verf. empfohlene kurze Zusammenfassung der Erörterung und die Anführung einer dem Themagedanken nahestehenden Sentenz. Etwas Anregendes hat auch, möchte Ref. hinzufügen, der Ausblick auf einen weiteren Geltungsbereich des thematischen Gedankens, wenn nicht schon in der Einleitung die Rede davon gewesen ist. In einem Rückblick verwirft Verf. die Chrie als Schema für Aufsätze nicht gerade, begeistert sich aber auch nicht dafür, weil dadurch „ganz ungleichwertige Bestandteile der Darstellung mechanisch nebeneinander gestellt werden". Aber auch die bloß äußerliche Nebeneinanderstellung folgerichtiger Gedanken, erlaubt sich Ref. zu bemerken, macht den Aufsatz, der seiner Idee nach ein Kunstwerk sein soll, noch nicht vollkommen. Es ist für die Ausführung vielmehr nötig, daß auch der richtige stilistische Übergang von dem einen zu dem anderen Gedanken gewählt wird, damit der innere Zusammenhang auch stilistisch hervortritt und der Aufsatz ein festgefügtes Gedankengebäude bildet. Besonders wichtig ist der Übergang von der Einleitung zum Hauptteil, den Verf. allerdings erwähnt, von dem Hauptteile zum Schluß; aber auch die stilistischen Brücken innerhalb des Hauptteils müssen gebaut werden. In den Berichten, besonders der erzählenden Gattung, macht sich das ja von selbst; dagegen bedarf es bei den Erörterungen einer besonderen Aufmerksamkeit, ganz ab-

gesehen von der Folgerichtigkeit der Gedankenentwickelung, keinen Fehler stilistischer Art zu machen. Bloß äußerliche Anknüpfungen derart, wie: ich komme nun zum Hauptteil, jetzt wollen wir betrachten, untersuchen u. ä., oder stilistische Verbindungslosigkeiten, die nicht wenigstens durch den Gedankenzusammenhang ersetzt werden, sind zu vermeiden. In § 17 wird an Beispielen die dialektische Bearbeitung von Begriffen, wie Gesetz und Vor- Vorurteil, in § 18 von ethischen Begriffen, wie Wille, Pflicht, Liebe, Gewissen u. a., besprochen, um nachzuweisen, wie sich allgemeine Begriffe, besonders ethischer Art, zu Themen für Schüleraufsätze verwenden lassen. Verf. erblickt darin „die beste, für Primaner unentbehrliche Einführung in die philosophische und überhaupt wissenschaftliche Denkweise“ und die Möglichkeit, „auf der höchsten Stufe des Schulunterrichts den Gegensatz zwischen humanistischer und realistischer Vorbildung .... zu überbrücken“. Die Bestimmung eines Begriffs, die so leicht aussieht und doch so schwer ist, mit den Schülern in der Klasse herauszuarbeiten, bildet, darin stimmt Ref. mit Verf. überein, eine Verstandesübung von hervorragender Bedeutung, an der sie sich auch gern beteiligen. So anregend und bildend eine derartige Übung des Denkvermögens in mündlicher Behandlung für Primaner auch ist, wie Ref. aus eigener Lehrtätigkeit weiß, würde er es doch nur ausnahmsweise wagen, ethische Begriffe als Aufsatzthemen aus der Fülle der Gedanken heraus schriftlich erörtern zu lassen. Denn von dem Interesse an dialektischen Erörterungen von Begriffen und von der Betätigung, unter Führung des Lehrers einzelne Bausteine für das zu errichtende Gedankengebäude herantragen, bis zu der selbständigen stilistischen Verwertung ist ein weiter Weg. Für seine theoretischen Auseinandersetzungen sucht Verf. durch die Veröffentlichung von neun Abiturientenaufsätzen, die das Thema behandeln „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“, den praktischen Beweis zu liefern, daß die Bedenken, die man gegen ethische Themen geäußert hat, ungerechtfertigt sind. Ob diese Bedenken dadurch wirklich widerlegt werden, trotzdem die neun Abiturienten, wie man zugeben muß, mit zwei Ausnahmen ihrer Aufgabe gewachsen gewesen sind? Mancher kann eben manches, mancher manches nicht. Die Individualität des Lehrers und der Schülerjahrgang, den man vor sich hat, spielen dabei eine Hauptrolle. Viel leichter gestaltet sich die Aufgabe, der auch Durchschnittsprimaner gewachsen sind, wenn man die ethischen und ästhetischen Themen, die Verbindung allgemeiner und literarischer, oder allgemeiner und geschichtlicher Themen, die Erörterung von Begriffen durch den Hinweis auf ein Dichterwerk, auf das Leben und die Taten eines bestimmten Mannes, eines Zeitabschnitts geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Entwickelung begrenzt. „Betrachtungen“ hat Verf., wie Ref. annehmen muß, aus dem Grunde von der Besprechung aus-

Digitized by Google

geschlossen, weil sie lyrischen Charakter haben, im höchsten Sinne einen schöpferischen Akt bedeuten und deshalb im allgemeinen für Schüler zu schwer sind, Im vierten Abschnitt, „Die Vorbereitung des Aufsatzes“, behandelt Verf. die Unterstufe von Sexta bis Quarta als Aufsatzvorschule. Er verkennt nicht den Wert des systematischen Verfahrens und der seminaristischen Methode, die an Beispielen ihrer Hauptvertreter vorgeführt und gewürdigt wird, möchte sie nur nicht zur Allbeherrscherin im Unterricht werden lassen, schon weil es „im Unterricht der höheren Lehranstalten für eine so umständliche Aufsatzvorbereitung“ an Zeit mangelt. Er legt vielmehr der starren Methode gegenüber den Nachdruck auf die lebendige Persönlichkeit des Lehrers, der sich bemühen muß — und zwar nicht bloß der Lehrer des Deutschen —, vor den Kindern verständliches Deutsch zu reden, und die Schüler anhalten muß, richtiges und gutes Deutsch zu sprechen. Hier, wie überall in dem Buche, tritt der Standpunkt des Verf., der zwischen grauer Theorie und dem grünen Baum des Lebens vermitteln und Lehrern und Schülern die Freudigkeit ihres Schuldaseins erhalten will, angenehm hervor. Mit großer Freude hat Ref. gelesen, wie Verf. die Aufsatzstoffe für die Mittelstufe vorbereitet wissen will. Verf. verlangt mit Recht, daß der Stoff aus dem Unterricht bekannt sein, die Gliederung mehr ins einzelne gehen und der Ausdruck gehobener sein muß. Zugleich wird die Variation des Ausdrucks und die stilistische Durchbildung des Schülers betont und die Persönlichkeit des Lehrers an die Stelle der alleinseligmachenden Methode gerückt, die sich eben dem Lehrer anpassen muß und es erfolgreich kann, wenn dieser nur der rechte Mann am rechten Platze ist. Auch die Besprechung der Aufsatzvorbereitung für die oberen Klassen beweist, daß sie auf langjähriger Erfahrung fußt. Das macht besonders die Form der Themen und der Hinweis auf die Gedankenkreise, denen sie zu entnehmen sind, kenntlich. Gefordert wird die Behandlung des Gedankenstoffes aus dem vollen heraus durch den Lehrer und großzügige Vorbereitung der Aufgaben, wobei nicht immer das aufzugebende Thema selbst, sondern ein ähnliches im allgemeinen besprochen werden kann. Bei der Vorbereitung ethischer und ästhetischer Themen ist eine sorgsame Aufklärung der Begriffe nötig, während man die passende Verbindung und meist auch das Auffinden der Beispiele dem Schüler überlassen kann. Im fünften Abschnitt, der von dem Aufsatz selbst und seiner Verbesserung handelt, wird unter anderm empfohlen, die Korrekturzeichen des Lehrers und die Art der Fehlerverbesserung an jeder Anstalt einheitlich zu regeln und die Klassenaufsätze schon von Sekunda ab nicht ins Heft, sondern auf nicht liniierte halbe Bogen, die in der Mitte gebrochen sind, schreiben zu lassen, „um die Schüler auch in diesen, keineswegs ganz unwichtigen Dingen auf den Reifeprüfungsaufsatz vorzube-

Digitized by Google

reiten". Das einzige, was sich dagegen einwenden ließe, wäre, daß dann die Aufbewahrung der Klassenarbeiten Schwierigkeiten macht. Warum denn nicht gleich, möchte Ref. fragen, für die oberen Klassen die Hefte in Bogenhöhe anfertigen lassen? Die Forderung: „In den Aufsätzen der Oberstufe sind die Seiten zu numerieren!" gefällt Ref., der außerdem ein Verzeichnis der Themen auf der ersten Seite des Heftes und von den neueingetretenen Schülern der Korrekturzeichen auf der letzten Seite anlegen läßt. Die Bezeichnung „Hauptteil", statt der vielfach üblichen Benennung „Ausführung", kann Ref. nur unterstützen, da doch der ganze Aufsatz, wie Verf. mit Recht geltend macht, einschließlich Einleitung und Schluß, die Ausführung enthält. Allgemein anerkannt ist, soviel Ref. weiß, die von Verf. geforderte Erledigung der auf einmal zurückzugebenden Aufsätze in einer Stunde. Im sechsten Abschnitt werden die „Facharbeiten und Vorträge" besprochen und in Schutz genommen. Mit Verf. betrachtet Ref. die viel angefeindeten „Kleinen Ausarbeitungen" als eine wertvolle Ergänzung zu den Aufsatzübungen, die besonders denjenigen Schülern, die bei der Anfertigung der Aufsätze mit der Auffindung und Anordnung des Stoffes schwer zu ringen haben, eine willkommene Gelegenheit bietet, sich in genügender Weise stilistisch zu betätigen. Gerade an den „Facharbeiten", wie sie Ref. mit Verf. nennen möchte, deren Aufgaben den Schülern Stoff und Disposition fast fertig liefern, wird ihnen klar, daß die Beherrschung des Stoffes seine stilistische Verwertung erleichtert. Da die Schüler für die Facharbeiten keinerlei häusliche Vorbereitung nötig haben, brauchen sie auch erst in der Stunde der Ausführung, meint Ref., zu erfahren, daß eine solche Arbeit, für die die Hefte im Klassenschranke immer bereit liegen müssen, geschrieben werden soll. Dieses Verfahren belastet die Schüler nicht, zwingt sie aber im Unterricht zu steter Aufmerksamkeit. Jedenfalls ist Ref., der es mit den Facharbeiten seit ihrer Einführung so gehalten hat, ganz gut dabei gefahren — und die Schüler auch.

Dem theoretischen, 136 Seiten umfassenden Teile des Buches, der Theorie und Praxis in der glücklichsten Durchdringung zeigt, folgt der etwas länger ausgedehnte praktische Teil: Aufsatzstoffe für die einzelnen Klassen. Die Art, wie nach dem siebenten Abschnitt, der „Aufsatzstoffe für Sexta bis Quarta" enthält, die beginnende Aufsatzübung in den unteren Klassen betrieben werden soll oder kann, ist nur zu billigen, ebenso der Hinweis darauf, „wo Bartel den Most holt". Sehr gefallen hat Ref. die Bemerkung des Verf., daß „die Schule überall, wo es sich tun läßt, den Bedürfnissen der Gegenwart, des Lebens Rechnung zu tragen hat", und daß man den Jungen zur Erhöhung der Freude an der Arbeit hin und wieder gestatten kann, in der landesüblichen Mundart zu reden, wenn die gebrauchten Aus-

Digitized by Google

drücke nicht zu trivial oder an sich bedenklich sind. Die herrschende Form der Darstellung für die unteren Klassen ist die Erzählung, der sich für Quarta auch Beschreibungen einfachster Art und Schilderungen von Erlebnissen des Schülers und Begebenheiten gelegentlich anschließen können. Schon in Quarta besonders tüchtigen Schülern freizustellen, auch Nachbildungen zu liefern, wie die im Anschluß an die Fabel „Die Stadt- und die Feldmaus" ansprechend durchgeführte „Die Landmagd und die Stadtmagd", hält Ref. für zu schwer; denn es fehlt Schülern von durchschnittlich zwölf Jahren an der nötigen Erfahrung und Einsicht in die sozialen Verhältnisse, um derartige Nachbildungen selbständig liefern oder nach Anleitung auch nur vollständig würdigen zu können. Im achten Abschnitt, der von den Aufsatzstoffen für Unter- und Obertertia handelt, werden im Anschluß an Balladen und andere Gedichte und an Prosastücke des Lesebuchs, ferner an Abschnitte aus Cäsar, Ovid und Xenophon als Aufsatzstoffe empfohlen: Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen, bei deren Vorbereitung die Darstellung wohl im ganzen, aber nicht mehr Satz für Satz variiert wird. Auf Zahl und Umfang der Arbeiten wird hingewiesen. Dann folgen, nach Umfang und Schwierigkeit geordnet, zahlreiche Themen, deren Disposition immer angegeben wird. Einleitung und Schluß, die bisher nur eine untergeordnete Rolle spielten, auch wohl ganz fehlen konnten, treten hier in ihre Rechte. Aus ähnlichen Gründen, wie Ref. Nachbildungen erst auf der Mittelstufe zulassen will, möchte er in Übereinstimmung mit den amtlichen Lehrplänen die für Obertertia vorgeschlagenen Vergleiche zweier Gedichte, leichtere Charakteristiken und vergleichende Charakteristiken erst der Untersekunda zuweisen. Auf S. 163—166 verteidigt Verf. „die Berechtigung, Gedichte in Aufsätzen zu behandeln", gegen die Übertreibungen der ästhetischen Aufsatzreformer und wendet sich dann in überzeugender Weise gegen die Gründe, die auf dem zweiten deutschen Kunsterziehungstage (Weimar, Okt. 1903) dagegen geltend gemacht worden sind: „der Lehrer könne einmal von dem sittlichen Gehalt, dem moralischen Grundgedanken eines Gedichtes sprechen". Weshalb sind Stoffe, die aus dem Geschichtsunterricht erwachsen, nicht erwähnt? Daß die Briefform, die die Lehrpläne mit Recht gelegentlich gestatten wollen, von Verf. überhaupt nicht berührt worden ist, erklärt sich wohl daraus, daß der Briefstil, weil er in alle Stilgattungen hineinspielt, keiner bestimmten zugewiesen werden kann, nicht etwa so, daß Verf. ein Gegner dieser heilsamen Übung wäre. Dient doch der Brief, der im Gesprächston gehalten ist, der Ausbildung des ungezwungenen schriftlichen Gedankenaustausches und, ohne eine bestimmte Stilgattung zu fördern, allen zugleich durch die Nötigung sich über Dinge zu äußern, die der Schreibende erlebt und für die er, was sehr wichtig ist, ein

Digitized by Google

persönliches Interesse hat. Das heißt: das Briefschreiben befördert die Ausdrucksfähigkeit, wenn auch nur im allgemeinen, so doch im hohen Grade und sollte deshalb im Unterricht wenigstens nicht ganz vernachlässigt werden. Auch der Hinweis auf die dabei zu beobachtenden Formen und die äußere Gestaltung des Briefes ist nicht ohne Wert. Außerdem beurteilen die Eltern die Fortschritte, die ihre lieben Jungen im Deutschen gemacht haben, in erster Linie an ihren Briefen. Der neunte Abschnitt enthält „Aufsatzstoffe für Untersekunda". Der grundsätzliche Unterschied zwischen der Aufsatzvorbereitung der Untersekunda und ihrer Vorstufen besteht darin, daß nun nicht mehr bloß eine Anleitung zur Anfertigung des einzelnen Aufsatzes gegeben wird, sondern daneben zur Anfertigung von Aufsätzen überhaupt, und zwar besonders von solchen, die der leichteren Art des genus rationale, des erörternden Aufsatzes angehören, nämlich Vergleich, Charakteristik und Abhandlung. Daneben läßt Verf. in Übereinstimmung mit den amtlichen Lehrplänen erzählende Darstellungen oder Berichte zu. Den Stoff liefert im wesentlichen die Klassenlektüre, außerdem aber „das überhaupt Erlebte und Erfahrene", das bei Übungen im Auffinden und Ordnen des Stoffes „unter den Gesichtswinkel der logischen Betrachtung zu stellen" ist. Notwendig ist zu diesem Zwecke die Einführung des Untersekundaners in das Wesen der Division und Partition durch zahlreiche Übungen und die Zergliederung des Dramas nach den fünf Hauptteilen. Nebenbei gesagt: in dem erregenden Moment das Thema des Dramas zu sehen, wie Verf. tut, erscheint Ref. sehr glücklich. Im Anschluß an die Erörterung des Aufbaus des Dramas werden die bekannten Dramen von Uhland, Körner, Heyse, Lessing und Schiller mit sorgfältiger Vermeidung zu schwieriger Fragen nach ihrem dramatischen Bau klar und übersichtlich behandelt, und zahlreiche Themen, die dem Wissen und der geistigen Reife eines Untersekundaners angepaßt sind, in skizzenhafter Weise besprochen. Zugleich wird hingewiesen auf Themen, die sich besser zu Facharbeiten als zu Aufsätzen eignen, und solche, die erst auf der Oberstufe mit Erfolg bearbeitet werden können. Praktischer, glaubt Ref., kann man im praktischen Teile einer Aufsatzlehre nicht verfahren. Das Thema „Warum empfinden wir den Tod der Jungfrau (von Orleans) nicht als tragisch?" hält Ref. für ein Primanerthema. Aus Schillers Glocke und der Odyssee werden zahlreiche Aufgaben aufgestellt. Warum aber, fragt man, sind geschichtliche und allgemeine Themen stofflicher Art, zu deren Bearbeitung geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche und sonstige Kenntnisse und Beobachtungen gehören, die im Bereich der Schülererfahrung liegen, nicht wenigstens an einigen Beispielen zur Besprechung gekommen, zumal da Verf. „das überhaupt Erlebte und Erfahrene" in Untersekunda zu stilistischen Übungen benutzt wissen will?

Digitized by Google

Läßt doch Verf. selbst den Satz R. Lehmanns, daß die heimische Literatur „den Mutterboden für den deutschen Aufsatz" bildet, zwar in der Hauptsache, aber nicht ohne Einschränkung gelten. Anscheinend will er aber, wie Ref. aus seinen Bemerkungen S. 23 schließen muß, die Aufstellung und Behandlung von Themen aus andern Gebieten als der deutschen Lektüre demjenigen Deutschlehrer überlassen, der zugleich das entsprechende Fach in der Klasse vertritt. Ein Gegner von Themen, die nicht dem deutschen Unterricht entnommen sind, ist Verf. jedenfalls nicht, ein Freund von geschichtlichen Themen höchstens für Klassenaufsätze, Facharbeiten und für die Vorschläge zur Reifeprüfung. Dagegen bringt er geschichtlichen Themen für die häusliche Bearbeitung kein besonderes Wohlwollen entgegen. Die Bedenken des Verf. (S. 60, Anmerkung 1) kann Ref. auf Grund seiner Erfahrung nicht teilen. Denn geschichtliche Themen können sehr wohl so gestaltet werden, daß sie das Nachdenken in demselben Maße herausfordern wie andere Aufgaben, die an einen bestimmten Stoff angelehnt sind, und das Abschreiben unmöglich machen, mindestens sehr erschweren. Ref. nennt, ohne hier einen Unterschied zwischen Sekundaner- und Primanerthemen zu machen, z. B.: „Weshalb kann das Bild, das wir uns von Sokrates machen, durch einen Vergleich mit den Sophisten nur gewinnen?"; „Warum steht uns der Ostgotenkönig Theoderich menschlich näher als der Frankenkönig Chlodwig?" Sie können einen langen Zeitraum umfassen wie die Themen: „Die Begründung, Behauptung und Erweiterung der Großmachtstellung Preußens"; „Warum ist Sizilien ein so vielumworbenes Besitztum gewesen?"; „Wodurch errangen die Plebejer der römischen Republik in dem Kampfe um die politische Macht Gleichstellung mit den Patriziern?" Sie können einen Vergleich geschichtlicher Personen, die verschiedenen Zeitaltern und Völkern angehören, verlangen; es können aber auch andere geschichtliche Themen durch die allgemeine Vorbereitung in der Klasse eine so gebundene Marschroute erhalten, daß eine wesentliche Abweichung sofort den Verdacht des Lehrers erregen muß. Wenn freilich Verf. dem Ref. einwenden würde: „Wie kommst du dazu, mir die Freiheit in der Wahl meiner Themen beschränken zu wollen, die ich jedem Lehrer des Deutschen zubillige?", so wäre Ref. geschlagen. Mit den Worten: „Es ist kaum nötig, die drei Klassen gesondert zu behandeln", beginnt Verf. im zehnten Abschnitt die Besprechung der „Aufsatzstoffe für Obersekunda bis Prima". Wenn es auch „kaum nötig" ist, so wird es doch nichts schaden, einen bestimmten Unterschied in der Umgrenzung der Themen zu machen, falls es sich ausführen läßt. Und diese Möglichkeit ist vorhanden. Trotz der Gleichartigkeit der Aufsätze nach Stoffgebieten und Stilarten werden sich sowohl die schriftlichen Leistungen der Schüler als die Anforderungen des

Digitized by Google

Lehrers unvermerkt steigern. Die allmähliche Vervollkommnung der Schüleraufsätze wird sich zeigen in der Bewältigung schwierigerer Aufgaben, die die sich ändernde Lektüre und der sich geistig hebende Unterricht bietet, in den umfassenderen und gründlicheren Kenntnissen und in der größeren stilistischen Gewandtheit. Die wachsenden Anforderungen des Lehrers an das Denkvermögen, die Phantasie und das Wissen der Schüler, die aber keinen Artunterschied der Themen zu enthalten brauchen, werden gleichfalls durch die in jeder folgenden Klasse schwieriger werdende Lektüre und den entsprechenden Unterricht bedingt. Da sich aber innerhalb derselben Stoffgebiete und Stilarten leichte, schwere und sehr schwierige Aufgaben stellen lassen, möchte Ref. einen Unterschied in den Stilarten insofern gemacht sehen, daß die Bearbeitung der schwierigsten Abhandlungen nicht nur der Prima vorbehalten bleibt, sondern daß dieser Unterschied auch in der Anordnung der Aufsatzstoffe für Obersekunda bis Prima zum Ausdruck kommt. Die Schwierigkeit der in Betracht kommenden Themen, die erst ein Primaner mit einiger Aussicht auf Erfolg überwinden kann, liegt erstens darin, daß die Gesichtspunkte der Abhandlungen höher — auf die Stufe der Untersuchung — gerückt werden, wobei es gleichgültig ist, ob diese aus der Lektüre der Untersekunda, Obersekunda oder Prima entnommen sind, zweitens aber in der Wahl der Stoffe, indem die Erörterung ethischer und ästhetischer Begriffe der Prima vorbehalten bleibt. Ein Thema der ersten Art ist: „Hat Goethe in dem dramatischen Aufbau seines Götz von Berlichingen die Lehre von den drei Einheiten beobachtet?“ Ein ethisches Thema dadagegen, wie es Ref. im Auge hat, ist: „Inwiefern liegt in Tellheims Ehrbegriff eine gewisse Überspanntheit?“ Ein ästhetisches endlich: „Warum empfinden wir den Tod der Jungfrau von Orleans nicht als tragisch?“

Für die Wahl der Aufgaben, macht Verf. mit Recht geltend, werden auf der Oberstufe die persönlichen Neigungen und Interessen des Lehrers — „nicht zum Schaden der Schüler“ — noch mehr ins Gewicht fallen als früher. Aus der Dichterlektüre liefern Epos, Drama und Gedankenlyrik die Stoffe. Ansprechend ist der Vorschlag, „die oft recht schwierige Frage nach dem Höhepunkt eines Dramas“ mit Ausnahme von Fällen, wo die Antwort mit Bestimmtheit gegeben werden kann, in der Regel der mündlichen Besprechung vorzubehalten. Gerechtfertigt erscheint es, wenn Verf. sich in den Aufsatzproben auf Skizzen und Andeutungen beschränkt. Die Zahl der Aufsätze beträgt 8, ihr Umfang 12—25 S., wobei es nichts schadet, „wenn eine fleißige, gute Arbeit noch fünf Seiten länger ist“. Gewiß nicht, aber Verf. liest auch fleißige und verständige Aufsätze gern, „wenn sie den üblichen Umfang beträchtlich überschreiten“. Würde er aber in einer vollen Prima auch dann noch seine Ge-

Digitized by Google

duld bewahren, wenn ihm ein guter Schüler zuerst einen Aufsatz von vierzig Seiten, den sich Ref. noch gefallen ließ, und dann einen von achtzig Seiten lieferte, was Ref. erlebt hat? Nach einer Durchmusterung der mittelhochdeutschen Literatur in bezug auf Aufsatzproben tritt Verf. für eine starke Beschränkung der Lektüre von Lessings Laokoon und Hamburgischer Dramaturgie ein und erörtert in klarer Weise die Schuldfrage im Drama, das tragische Mitleid und die Katharsis, um Stoffe für Themen aus der dramatischen Lektüre zu gewinnen. Dann geht er noch einen Schritt weiter und möchte für die Einführung der Primaner in die Gesetze der Tragödie die hierher gehörigen Schillerschen Aufsätze an die Stelle der Hamburgischen Dramaturgie gerückt sehen. Abgesehen von dem historischen Wert der beiden Lessingschen Abhandlungen ist es für Ref. immer eine Freude, der scharfen und durchsichtigen Gedankenentwickelung Lessings zu folgen, die auch Primanern verständlich ist oder verständlich gemacht werden kann, in formaler Hinsicht großen bildenden Wert hat und auch sachlich nur z. T. überwunden ist. Daß Ref. damit nicht etwa etwas Neues zu sagen glaubt, versteht sich von selbst. Ob man die Verständlichkeit für Primaner auch Schillers philosophisch-ästhetischen Abhandlungen nachsagen kann, bezweifelt er, obgleich er mehrere Primaner im Unterricht kennen gelernt hat, denen er das wohl zutraute. Es handelt sich aber hier um den Durchschnittsprimaner, auf den Ref. mit Bezug auf Schiller das Wort des Verf. über Hebbels Schriften zur Theorie der Kunst anwenden möchte: „Seine Gedanken sind wohl meist zu hoch für die Schule der Gegenwart, so anregend sie auch für Erwachsene sind". Aus diesen Gründen möchte Ref. von der Behandlung der betreffenden Schillerschen Abhandlungen absehen, möchte dagegen die Lektüre des Laokoon mit Auswahl und in sehr beschränktem Umfange die der Hamburgischen Dramaturgie mit der Maßgabe beibehalten wissen, daß der Lehrer des Deutschen die Ergänzung, Vertiefung oder Berichtigung, die Lessings Ansichten durch Schiller und neuere Ästhetiker erfahren haben, hinzufügt. Auch Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht (München 1906), tritt S. 162 ff. für die Beibehaltung der Lektüre der beiden Lessingschen Abhandlungen mit Auswahl nachdrücklich ein, während er die ästhetisch-philosophische Prosa Schillers nur mit ein paar Worten streift (S. 147), ohne wieder darauf zurückzukommen. Die vom Verf. empfehlend besprochene und zu Aufsatzthemen benutzte akademische Antrittsrede Schillers „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", die den Vorzug der leichteren Verständlichkeit hat, hält Ref. wegen ihres allgemeineu Wertes für alle Studierenden für so wichtig, daß sie von jedem Primaner mindestens gelesen werden müßte. Lessings, Goethes und Schillers Dichtungen liefern

Digitized by Google

dem Verf. zahlreiche Stoffe, die in Umrissen behandelt und als geeignet zu Aufsätzen oder Facharbeiten oder zur mündlichen Behandlung bezeichnet werden. Bei dem Vergleich des Schlusses von Goethes Iphigenie mit dem des gleichnamigen griechischen Schauspiels bemerkt Verf., daß den Alten das Eingreifen des deus ex machina keineswegs so unnatürlich erschien wie uns. Vielleicht darf Ref. zur Unterstützung der Ansicht des Verf. hinweisen auf die Abhandlung von Heinrich Abeken, Die tragische Lösung im Philoktet des Sophokles (Berlin 1860, Hertz). In der Abhandlung wird in geistvoller Weise entwickelt, daß der deus ex machina — hier Herakles — in dem Drama nur der Vertreter der Stimme des Gewissens ist, die in der Brust des Philoktet erwacht und seinen starren Sinn bändigt. Die Lösung des Konflikts findet danach, wie es das Drama verlangt, von innen heraus statt, nur wird der seelische Vorgang nach antiker Auffassung durch das persönliche Eingreifen eines Gottes versinnlicht. Sollte sich der d. e. m. in dem einen oder andern der antiken Dramen, in denen er die Lösung herbeiführt, vielleicht auch in ähnlicher Weise erklären lassen? Aus Grillparzers, Heinrich von Kleists, Geibels und anderen deutschen Dramen nachklassischer Zeit, ferner aus denen Shakespeares werden für Primaner geeignete Aufsätze vorgeschlagen und kurz besprochen, ebenso aus Hebbels Mutter und Kind und aus Webers Dreizehnlinden. Und da der deutsche Unterricht gut tut, ebensowenig an Nietzsches krankhafter Lehre vom Übermenschentum und seiner abstoßend wirkenden Herrenmoral, wie an Gerhart Hauptmanns und Henrik Ibsens dramatischen Dichtungen, die den Schülern doch durch Privatlektüre und Bühnendarstellung bekannt werden, stumm vorüberzugehen, möchte Ref. den Vorschlag des Verf. unterstützen, Hauptmanns Drama „Der arme Heinrich“ und Ibsens Drama „Ein Volksfeind“ und „Klein Eyolf“ den Schülern im deutschen Unterricht nahezubringen. Wer die rührende Geschichte Hartmanns von Aue „Der arme Heinrich“ für eine Lektüre hält, die im Unterricht der oberen Klassen unserer höheren Schulen einen Platz verdient — und welcher Freund unserer mittelhochdeutschen Kunstepik sollte das nicht? —, der wird auch für Hauptmanns Seelendrama „Der arme Heinrich“ im gleichen Sinne eintreten müssen. Das einzige, was man vom Standpunkt der Schule aus gegen das Drama geltend machen könnte, sind hin und wieder vorkommende unästhetische Äußerungen über natürliche Dinge und Vorgänge, die aber doch die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib durchaus vermeiden. Wenn man aus diesem Grunde das Drama für ungeeignet zur Behandlung im Unterricht halten wollte, müßte man die Shakespeareschen Dramen erst recht verwerfen. Der Gegensatz zwischen Verzweiflung, die mit Gott und Menschen hadert — tut das Bürgers Lenore nicht auch? —, und selbstquälerischer Aufopferungsfähigkeit eines eben zur Jungfrauaufgeblühten Mädchens

Digitized by Google

ist vom Dichter mit so erschütternder Tragik aus dem mittelalterlichen Gedichte herausgearbeitet worden, daß die Hartmannsche Erzählung dadurch an Tiefe und Innerlichkeit, die der Wirklichkeit nahekommt, gewonnen hat. Bedarf es da noch einer Empfehlung des Vorschlags des Verf., das Drama in die Schülerbibliothek aufzunehmen? Wie steht es aber mit den beiden von Verf. befürworteten Ibsenschen Dramen? Ref. hat das Schauspiel „Ein Volksfeind“ mit großer Spannung gelesen. Die Handlung entwickelt sich mit großer Folgerichtigkeit, die Charaktere sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Und gegen den Grundgedanken des Dramas, dem Rechte und der Wahrheit egoistischen Zweckmäßigkeitsgründen gegenüber zum Siege zu verhelfen, wird sich kaum etwas einwenden lassen. Dieses Ziel verfolgt der Hauptheld Doktor Stockmann, der zwar nicht von menschlicher Schwäche frei ist, aber wegen seines Idealismus unsere Anerkennung verdient, leider so hitzig und unüberlegt, daß er darüber zu Fall kommt. Doch als ein tüchtiger Mann, der sich etwas zutraut und dem seine ganze Familie an Opfermut und Hochsinnigkeit nahesteht, verzweifelt er nicht an seiner Zukunft. So hat auch der Schluß des Dramas etwas Erhebendes. Hätte Ibsen nur dieses eine Drama geschrieben, das Lebenswahrheit und einen gewissen Optimismus atmet, so würden ihm die Pforten der Schule ohne weiteres geöffnet worden sein. In seinen andern Dramen freilich, soweit sie Ref. kennt, gefällt sich der Dichter in der Zeichnung von absonderlichen Menschen und läßt die Handlung mit einem schrillen Akkord sehr pessimistisch ausklingen, so daß der Leser oder Hörer in einer zerrissenen Stimmung, die ihn mit sich und der Welt unzufrieden zu machen geeignet ist, zurückgelassen wird. Da fragt es sich nun, ob man es verantworten kann, die in Frage stehenden Dramen zu Unterrichtszwecken zu empfehlen. Ref. ist der Ansicht, daß man das Gute nehmen muß, wo man es findet, und möchte deshalb mit dem Verf. diese beiden Dramen — für das Drama „Klein Eyolf“ verläßt sich Ref. auf Verf. — in die Schülerbibliothek aufgenommen sehen. Zu Aufsätzen bietet „Ein Volksfeind“ viel mehr Stoff als das besprochene Hauptmannsche Schauspiel. Bei der Behandlung dieses Dramas wird man Gelegenheit haben, einen Blick auf die andern Ibsenschen Dramen zu werfen und vor dem abstoßend wirkenden Naturalismus und Radikalismus Ibsens zu warnen und doch an dem Dichter anzuerkennen, was Annerkennung verdient. Die Benutzung der altsprachlichen Lektüre wird im Umriß gebührend gewürdigt. Zu der Bemerkung: „Es versteht sich von selbst, daß der Lehrer des Deutschen, wenn er daneben noch französischen oder englischen Unterricht in der Klasse erteilt, gelegentlich auch ein Thema aus den entsprechenden Schulschriftstellern aussuchen wird“, möchte Ref. hinzufügen: er wird es aber auch dann mit Erfolg tun können, wenn er diesen Unterricht nicht selbst erteilt. Gelingt es ihm dabei, Fühlung mit

Digitized by Google

dem betreffenden Fachlehrer zu gewinnen und bei ihm Entgegenkommen zu finden für ein bestimmtes Thema, das er zu stellen beabsichtigt, um so besser. So ist zwar die Lektüre in ihrem ganzen Umfange für Aufsatzstoffe der Oberstufe berücksichtigt worden, aber die Geschichte ist nicht durch ein einziges Thema vertreten. Daß die Aufsatzproben des Verf. für die Oberstufe in ihrer Gesamtheit den Charakter der Gedankenstoffe, die für den deutschen Aufsatz in Betracht kommen, bezeichnen, kann Ref. bestätigen. Die Proben „sollen zunächst zeigen, wie die Themen behandelt werden können — beileibe nicht müssen“.

Überall tritt die Rücksichtnahme des Verf. auf die Individualität des Lehrers und die damit zusammenhängende Auswahl und Behandlung der Aufsatzstoffe anmutend hervor. Verf. schöpft, das wird jedem bei der Lektüre des Buches klar, nicht nur aus der Kenntnis der gesamten einschlägigen Literatur, die er spielend beherrscht und seinen Zwecken in durchaus selbständiger Weise dienstbar macht, auch anführt — teils bei den betreffenden Abschnitten, teils in dem angehängten Verzeichnis —, sondern noch viel mehr aus der eigenen Erfahrung einer dreißigjährigen Lehrtätigkeit, und darin liegt der Hauptwert des Werkes. Aus der höheren Schule hervorgegangen und für diese geschrieben, ist es der Aufgabe, die der deutsche Unterricht hat, in einem Maße zu dienen berufen, daß kein jüngerer Lehrer des Deutschen ohne Schaden für sich und den Unterricht an ihm wird vorübergehen können, mag er dem Verf. im einzelnen beipflichten oder nicht; von den älteren Lehrern kann Referent wenigstens sich selbst nennen als einen, der viel aus dem Buche gelernt hat. Das Werk sucht an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des übersichtlich geordneten und anziehend verarbeiteten Gedankenstoffes und an seiner methodischen Durchdringung für die Zwecke des deutschen Unterrichts seinesgleichen, ohne jedoch dem Lehrer, was auch nicht wünschenswert ist, die eigene Arbeit abzunehmen. Ein Hauch der Heiterkeit des griechischen Geistes belebt das besonnene Maßhalten des Verf. in Sachen der Methode und der Abwehr stürmischen Neuerern gegenüber, seine Freude an der ernsten Berufsarbeit teilt sich unvermerkt dem Leser mit, der sich gern gefangennehmen läßt. So ist das Buch wohl geeignet, Belehrung und Anregung zu spenden, auch Freudigkeit, die Mutter aller Tugenden, in dem Leser zu wecken und durch ihn in die Schule tragen zu lassen.

Stargard in Pom. R. Brendel.

---

1) Julius Bräuninger, Grundlagen der Deutschen Sprachlehre nebst Stillehre, Versmaßlehre, Dichtungslehre und den nötigsten Behelfen der Denklehre. München 1906, R. Oldenbourg (Abteilung: Schulbücher.) 101 S. 8.

Man sieht es diesem Buche auf jeder Seite an, daß es aus dem praktischen Unterrichte erwachsen ist, wie auch das Vorwort

Digitized by Google

ausdrücklich hervorhebt. Hier erfahren wir zugleich, daß der Verfasser seine in demselben Verlage in 3. Auflage erschienenen „Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre“ ebenfalls herangezogen zu sehen wünscht. Er huldigt überall dem erprobten Grundsatze des exempla praecedant regulis. Nur im letzten Teile des Buches, der Logik, ist er nicht ganz streng durchgeführt; doch soll das nicht weiter zum Vorwurf gereichen. Denn gerade wegen seiner Beschränkung auf das Notwendigste erscheint dieser Abschlußteil als besonders wertvoll. Sie tritt einem freilich auch in den übrigen Partien des Buches erfreulich entgegen, so daß man den Eindruck hat, was geboten wird, lasse sich mit Schülern wirklich durcharbeiten. Das „limitative“ Urteil (§ 113) dürfte nicht an richtiger Stelle stehen. „Alle Urteile müssen entweder bejahend oder verneinend sein. Ein dritter Fall ist nach dem Gesetz des ausgeschlossenen Dritten nicht möglich“. Ein Satz wie: Der Mond ist wahrscheinlich unbewohnbar, gehört zur Einteilung der Urteile nach der Modalität (I d S. 97): das Wahrscheinlichkeitsurteil ist eine besondere Art des problematischen Urteils (E. Reinhold, Lehrb. d. form. Logik S. 370, 380. Vgl. auch Kirchner-Michaelis, Wörterb. d. philos. Grundbegr. S. 570). Als beschränkendes (limitatives) Urteil gilt vielmehr das sog. unendliche oder unbestimmte Urteil, dessen Prädikatsbegriff eine Negation enthält, man mag es wegen seiner Form zu den bejahenden oder wegen seines Inhalts zu den verneinenden Urteilen rechnen (Beck, Grundriß d. Log. S. 120. Kirchner-Michaelis S. 278). Im übrigen sind Bräuningers „Behelfe der Denklehre“ äußerst brauchbar, wie auch die andern Abschnitte des kleinen Werkes. Es würde zu weit führen, alles Gute anzumerken, was einem in ihm entgegentritt. Einige Fragezeichen am Rande meines Exemplares wollen dagegen nicht viel besagen. Daß die Buchstaben i und y (§ 17 der Wortlehre) für den gleichen Laut gebraucht werden, kann man so allgemein nicht behaupten (Vernaleken, Sprachrichtigkeiten S. 3f.), und R mit dem Gaumen statt mit der Zunge zu sprechen (S. 26), wird man mir nicht verbieten können, da ich weder Kanzelredner noch Schauspieler bin (Palleske, Kunst des Vortrags S. 2 ff. Blatz-Stulz, Nhd. Schulgramm. S. 224), mithin mich nicht verpflichtet fühle, durch die „Leiden des armen Buchstaben r auf seiner Wanderung durch Deutschland“ mich tiefer erschüttern zu lassen (Behaghel, Dtsch. Sprache S. 59 f.). § 18 kennt nur die eine Betonung lutherisch (vor der man lieber warne), Bürgermeister, Neujahr, woraus der Schluß zu ziehen, daß der Verf. eine Neujahrsnacht, z. B. in Berlin, noch nicht mit durchgemacht hat. Das § 19 über den Auslaut Gesagte ist mit den Vorbemerkungen zu den „Regeln für die Deutsche Rechtschreibung“ ins Einvernehmen zu bringen. Wie die Wortbildungsunterweisung wird auch die Satzlehre, zumal mit ihrer der Übersichtlichkeit dienenden und leicht verständ-

Digitized by Google

lichen Zeichensprache, Anklang finden. Zweifel hege ich betreffs des bekannten: Am Sonntag, dem 4. ds. Mts. (§ 27). Wenn wir zu Wustmanns großem Ärger (Sprachd. S. 258) etwas am Donnerstag, den 13. Febr. geschehen lassen, so ist das keine größere Dummheit, als wenn die alten Römer von einem Aufschube in ante diem . . . ., dem Beginn einer Sache ex ante diem . . ., einem Aufenthalte usque ad pridie . . . redeten. „Pridie quasi priore die", also wohl gar ein Ablativ von ad abhängig?! Nein; „der Ausdruck ante diem usw. wird als ein unveränderliches Substantivum angesehen und Präpositionen davor gesetzt". So ist auch bei uns die akkusativische Bildung von Wochentag nebst Datum eine feste Sprachform geworden, die wir mit den amtlichen stenographischen Berichten des Reichstags ruhig hinnehmen können. Dagegen hat in einem andern Falle Wustmann — und zwar gegen Bräuninger — recht. Sätze wie (§ 150): Wenn Du Dir selbst helfen würdest, so würde Dir Gott helfen, und: Würdest Du Dir selbst helfen, so würde Dir Gott helfen, sind allerdings (Sprachdummheiten S. 156ff., als „österreichisches Zeitungshochdeutsch") zu verurteilen. Eine Eigentümlichkeit des Verf. ist es auch, daß er durchweg dem Infinitiv mit (um) zu sein Komma mißgönnt. § 56 wirft der unwissende Wißbegierige die Frage auf, weshalb man „im Mittelalter" periodenähnliche Sätze Priameln genannt habe. Erfährt er doch auch, was das Wort „Periode" bedeutet!

Auch die Stillehre hat im ganzen meinen Beifall. Daß die Psalmen (§ 59) „in Prosa verfaßt" sind, ist ein schiefer Ausdruck, und Schüler einen guten Stil sich dadurch angewöhnen lassen wollen, daß man die schönsten Stellen formvollendeter und gedankenreicher Schriftwerke „exerziert und dem Gedächtnisse einzuprägen sucht", ist ein bedenkliches Rezept. Wie sich wohl die Brüder Wackernagel (Dtsch. Lesebuch IV S. 101) dazu stellen würden? Gelegentlich ist der Verf. in diesem Teile seiner Arbeit doch wohl zu wortkarg. Was unterscheidet z. B. das Gleichnis von der Metapher? Was die Periphrase von der Paraphrase (S. 60)? Zweideutige Ausdrücke (§ 63) sind doch nur dann zu meiden, wenn die Gefahr eines Mißverständnisses vorliegt. Es können mich doch wohl gestern „verschiedene Freunde" besucht haben, und an meiner Zimmerwand kann eine verrückte Uhr hängen. Und wird in der Schule einem Knaben beifallen, „Bratze" für Hand, „Gosche" (oder gar ebenda No. 9 — s. v. v. — „Fresse") für Mund, vielleicht obendrein in schriftlichen Arbeiten, zu setzen oder sich „saumäßig" wohl zu befinden? Das steht denn doch wirklich auf einer Stufe mit der Interjektion „Gott strambach!", die ich einmal in einem für Schüler bestimmten gramm. Lehrbuche vorgeführt sah. Der Verf., der ja freilich vor obigen Ausdrücken warnen will, ist sonst zum Teil gar zu peinlich. So läßt er z. B. Wendungen wie: zum Verkaufe gelangen, zur

Digitized by Google

Ausführung bringen (S. 66) nicht gelten. Dann sollte er sich auch selber im folgenden § über die jetzt vielfach übliche (wozu: üblich gewordene?) Geringschätzung der Chrie beklagen. In der Sache gebe ich ihm übrigens recht und würde nur vielleicht am Schlusse des Kapitels neben Neudeckers sehr theoretischer Aufsatzlehre das Deutsche Stilbuch von G. N. Marschall (6. Auflage Nürnberg 1905) zitieren, das ohne Zweifel gerade in Bayern für die Praxis viel gebraucht wird.

Die Versmaßlehre ist sehr gut; nur sollte § 78 bei der Terzine die hinzuzufügende Schlußzeile nicht vergessen sein. Und wird für sie besonders Dante, also ein ausländischer Dichter, namhaft gemacht, so brauchte auch in der Poetik weder (§ 96) der griechische Odendichter Pindar — Äschylus, Sophokles, Euripides werden ja z. B. auch genannt — noch beim musikalischen Drama (§ 108) Mozarts allerdings „stark italienischer“ Figaro zu fehlen. Die freie Handhabung der Stanze durch deutsche Dichter ist § 79 hervorzuheben. In § 81 ist die Übersetzung des ἔφυν (Soph. Antig. 523) trotz Thudichum unrichtig, und die Unterscheidungsmerkmale zwischen iambischem Trimeter und Alexandriner (§ 82) bedürfen scharfer Hervorhebung. Löwensterns Gesangbuchvers No. 317 (§ 87) ist nicht ohne weiteres die sapphische Strophe, und § 89 schlage ich für das Gasel statt des angegebenen folgendes Schema vor: 1. ba + Epiphora. 2. ca + Epiph. 3. — (d. h. reimlos). 4. da + Ep. 5. —. 6. ea + Ep. usw. Was § 90 der Schüler bezüglich der seltenen Dichtungsformen mit den bloßen Namen anfangen soll, ist mir nicht klar.

In der im ganzen sehr hübschen Dichtungslehre wäre wohl § 96 Herder als Übersetzer der lateinischen Oden des „bayerischen Horaz“, Jakob Baldes, ein Plätzchen zu gönnen; Mysterien § 107 für falsche Schreibweise erklären, heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten (vgl. G. Boetticher, Dtsch. Literaturgesch. f. d. christl. Haus, Hamburg 1906, S. 68, und etwa auch die Schulliteraturgesch. von Kriebitzsch, 8. Aufl. 1903, S. 187.). Ebenda verschwinde lieber der irreführende Thespiskarren der Horazischen Ars poetica, während in Anlehnung an die Unterscheidung: Charakterlustspiel und Intrigenlustspiel der Schillerschen Einteilung der Tragödie in der Einleitung der Abhandlung über (Goethes) Egmont gedacht werden könnte. Seit wann heißt Richard Wagners Tetralogie — gerade in Bayreuth — der Ring der Nibelungen und sein Bühnenweihfestspiel nicht mehr Parsifal? „Die nichtwagnersche Welt wird nach wie vor Parcival (Parzival) schreiben; den Titel des Wagnerschen Festspieles hat man natürlich buchstabentreu „Parsifal“ (reiner Tor) zu zitieren“ (Ed. Hanslick, Moderne Oper III S. 297).

Digitized by Google

2) Rudolf Lippert, Lehrbuch der Deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten mit ihren Vorbereitungsklassen, sowie für sonstige Schulen mit höheren Lehrzielen. Teil I: Satz- und Wortlehre. Teil II: Lautlehre, Mundarten, Bedeutungswandel, geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache. Leipzig 1906, G. Freytag. 148 und 101 S. gr. 8. geb. 2 ℳ und 1,50 ℳ.

Aus dem Titel des Buches ergibt sich, daß es sich höhere und weitere Ziele steckt, als sie dem Verfasser vorgenannter Schrift vorschweben. Das beiden Gemeinsame ist die Betonung des Grundsatzes, daß ein Lehrstoff nicht einfach mitgeteilt, sondern auf induktivem Wege gewonnen werden muß. Lippert ist der Meinung, daß die meisten der in Betracht kommenden, wenn auch sonst noch so vorzüglichen Werke zu dogmatisch vorgehen. Gelegenheitsbelehrungen im Hildebrandschen Geiste genügen ihm nicht, es genügt ihm nicht, die anregenden Bücher von Weise und Behaghel in den Händen der reiferen Schüler zu wissen, und wenn das seine nun auch zunächst dem Seminarunterrichte gewidmet ist und erst in letzter Linie „sonstige Schulen mit höheren Lehrzielen“ (Vorw. S. 4) ins Auge faßt, so möchte er doch gerade von den „Abgangszöglingen höherer Schulen“ nicht länger den Vorwurf zu hören bekommen, sie seien in diesem und jenem Punkte der deutschen Sprache „nie sicher geworden“. Bei der nach seiner Ansicht nicht unschwer zu bewerkstelligenden Eingliederung seines Buches in den Lehrplan der höheren Schulen scheint er danach für sie nicht allzu viel von dem dargebotenen Stoffe ausscheiden zu wollen. Er leugnet nicht, daß die Klage erhebenden jungen Leute das Betreffende am Ende „gehabt“ haben mögen, aber weil sie es nicht suchend erarbeitet hätten, sei es ihnen kein Besitz für das Leben geworden. Mir ist einigermaßen zweifelhaft, ob solche Mißvergnügten es groß Dank wissen würden, wenn sie das alles „gehabt“ hätten, was das 250 Seiten umfassende Lippertsche Lehrbuch enthält. Die Schüler pflegen sich um grammatische Lehrstunden gerade im deutschen Unterricht nicht zu „reißen“, auch wenn sie, wie vorauszusetzen, nichts von Phil. Wackernagels Ausspruch (a. a. O. [Der Unterricht in der Muttersprache] S. 91) wissen: „Der Lehrer des Deutschen erteilt keinen grammatischen Unterricht. Dieser wird von einem andern Lehrer mittels einer fremden Sprache erteilt, und der Lehrer des Deutschen bedient sich, wenn er es bedarf, der grammatischen Terminologie, über die er sich mit dem Lehrer der fremden Sprache verständigt. Der eigentliche Unterrichtsgegenstand des deutschen Sprachlehrers ist die Nationalliteratur“. Zudem ist es mit dem bekannten: Das habe ich „gehabt“ eine eigene Sache. Einerseits kann darin eine Selbsttäuschung über angeblich erzieltes Wissen, anderseits aber auch die versteckte Anklage liegen, daß der in Rede stehende Gegenstand durch die Gründlichkeit seiner Behandlung den damit Bedachten verleidet worden sei. Doch gleich gut, welche Auffassung man darüber hat: wie soll

Digitized by Google

man in der Schule es bei den verhältnismäßig wenigen dem deutschen Unterrichte gewidmeten Stunden auch nur fertig bringen, ein Buch, wie das Lippertsche, wirklich durchzuarbeiten? Verkürzt man um deswillen andere Unterrichtsfächer oder wirft sie gar, werden sie hinderlich, über Bord? Einen andern Ausweg gäbe es kaum; denn Zahl und Umfang der den Zöglingen der „Schulen mit höheren Lehrzielen“ gestellten Aufgaben — von Realschulen sehe ich ab (vgl. Boetticher, Übungen zur deutschen Grammatik, Vorw. S. III) — sind wahrlich nicht gering, und die immer wieder gehörte Klage geistiger Überbürdung der Jugend will nicht kurzerhand abgewiesen, sondern mit schlagenden Gründen zum Schweigen gebracht sein. Daß Seminare mit Präparandien die nötige Zeit finden, den bei Lippert nach den preußischen Lehrplänen vom 1. 7. 1901 gebotenen reichhaltigen Stoff zu bewältigen, will ich glauben und kann es aus Mangel an praktischer Erfahrung auf diesem Gebiete jedenfalls nicht leugnen; daß wir auf unsern höhern Schulen Zeit haben, die deutsche Grammatik so eingehend zu treiben, wie es uns selbst bei einiger stofflicher Beschränkung durch Lippert anscheinend zugemutet wird, leugne ich ganz entschieden. Das ändert nun freilich an dem Werte des Buches an sich nichts; jedem Lehrer z. B. kann es für seine Vorbereitung auf den Unterricht, eigene Wiederholung und die Erkenntnis, wie ein gewandter Schulmann diesen Dingen beikommt und beizukommen hat, mit gutem Gewissen empfohlen werden. In diesem Verstande mag es ihm „als Grundlage für einen wirklich entwickelnden und übenden Unterricht“ gelten. Die zu lösenden Aufgaben stellen sich in einem „Sprachstoffe“ und den räumlich, wenn auch nicht innerlich, von ihm getrennten, den häuslichen Wiederholungen der Schüler zugute kommenden „Unterrichtsergebnissen“ dar, wie in ähnlichen Büchern dem ihren ersten (methodischen) Teil bildenden „Übungsbuche“ im zweiten (systematischen) ein in genauem Zusammenhang damit stehender „Abriß der Sprachlehre“ folgt. Nur im zweiten Bande sind für den vierten Abschnitt, den Überblick über die geschichtliche Entwickelung unserer Sprache, keine entsprechenden Paragraphen des „Sprachstoffes“ vorhanden, weil man damit „Sprachkenntnisse voraussetzen würde, die über den Rahmen der Schulen hinausgehen, für die dies Buch berechnet ist“. Dafür werden aber in den „Ergebnissen“ mancherlei Proben des früheren Sprachzustandes geliefert, die gerade diesen Teil der Arbeit ebenso wertvoll machen, wie sonstige Beigaben (z. B. auch aus der Lautphysiologie mit Abbildungen), die der wissenschaftlich Interessierte nur begrüßen kann. Auch dem Mundartlichen ist eingehende Sorgfalt zugewandt, und ein Verzeichnis zu eingehenderem Studium einladender Schriften macht den Beschluß des Ganzen, das überall die Resultate gelehrter Forschung in sehr übersichtlicher und dankenswerter Weise zuführt.

Digitized by Google

3) August Engelien, Die deutsche Wortbildung, für den Schulgebrauch methodisch dargestellt. Zweite Auflage, durchgesehen und herausgegeben von Hermann Jantzen. Berlin 1906, Wilh. Schultzes Verlag (L. Grieben jun.). 45 S. 8. 0,40 ℳ.

Das Buch enthält viele brauchbare Zusammenstellungen und Einzelbemerkungen zu den auf dem Gebiete deutscher Wortbildung zu beachtenden sprachlichen Erscheinungen. So wird das jetzt 15jährige Erzeugnis Engelienschen Fleißes „auch im neuen Gewande sich als anregend und fördernd erweisen“, wenngleich einem seine Benutzung durch seine ganze Anlage nicht leicht gemacht ist. Als eine methodische Darstellung des Gegenstandes, für die es sich nach dem Titel ausgibt, kann man es kaum gelten lassen; es fehlt ihm dazu gehörige Übersichtlichkeit (trotz der gegenteiligen Versicherung des ersten Herausgebers) und ein Gesamtverzeichnis, mit dessen Hilfe man sich schnell Rats über diese oder jene Frage erholen könnte. Und das ist nicht unwesentlich bei einer Schrift, der nicht einmal eine kurze Inhaltsübersicht vorangeschickt ist. Ich kenne sehr wohl die unter Umständen berechtigte Autorenklage, daß solche indices gründlicher Bücherlektüre im Wege stehen. Hier liegt die Sache aber anders. Das Buch hat nicht den Charakter einer im Zusammenhange zu lesenden Wortbildungslehre, wie sie z. B. die neueren Auflagen des von Behaghel herrührenden 54. Bandes der Deutschen Universalbibliothek für Gebildete im „Wissen der Gegenwart“ aufweisen, wo gleichwohl außer dem Inhaltsverzeichnis ein Wort- und Sachverzeichnis schneller Zurechtfindung in dem ziemlich umfangreichen Kapitel dient. Wer mir „methodisch kommt“, sollte mir nicht auferlegen, erst mit vieler Mühe meinerseits hinter die Geheimnisse seiner Behandlungsweise zu kommen. Der Tag hat nur 24 Stunden, in denen ja wohl noch manches andere erledigt werden soll, ein Übelstand, angesichts dessen mich 42 ohne irgendwelche Absätze aufeinander folgende Paragraphen über deutsche Wortbildung von vornherein mit einem gewissen Grauen erfüllen. Der Herausgeber hätte, was diesen Punkt betrifft, nicht gar so gewissenhaft die ursprüngliche Anlage des Buches — oder ist sie besser gewesen? — beibehalten sollen. Man kann für den Leser, er sei Schüler oder Lehrer, die Sache sehr viel übersichtlicher behandeln, wie manches Lehrbuch seit den Tagen des alten Graßmann (Berlin 1829, G. Reimer) beweist. Um anzudeuten, wie ich mir das ungefähr denke, will ich nur eins nennen: die Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache von August Engelien, neu bearbeitet und herausgegeben von Hermann Jantzen. 9. Aufl. 1906, S. 80—102. Im übrigen wird man der vorgetragenen Meinung gern beitreten, daß Belehrungen über die Wortbildung nicht bloß Handhaben für die Orthographie sein, sondern in ein klares Verständnis der Sprache einführen und daher u. a. darauf Bedacht nehmen sollen, „auf die ursprünglich

Digitized by Google

sinnliche Bedeutung abstrakter Ausdrücke hinzuweisen und so das Bildliche der Sprache aufzudecken". Und das geschieht allerdings in der vorliegenden Zusammenstellung zur Genüge.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Paul Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 283 S. 8. 4 *M*.

Paul Cauer ist seit Jahresfrist oder länger Provinzialschulrat und Professor in Münster. Nun gibt er seine gesammelten Aufsätze zur Schulreform heraus, 24 an der Zahl, dazu je einen Brief von Theodor Mommsen und Ludwig Wiese. Was bedeutet das? Heißt es etwa: ich spiele nicht mehr mit, ich lege die Waffen nieder,

nunc arma defunctumque bello
barbiton hic paries habebit?

Das sollte mir, wie allen seinen Freunden, leid tun. Wir würden der Hilfe eines so bewährten Vorkämpfers schmerzlich entbehren. Oder ist der Kampf jetzt nicht mehr nötig? Zwar die Gleichberechtigung der drei neunklassigen Schulen ist gewährt worden, niemand hat früher und nachdrücklicher dafür gesprochen als Cauer, aber der Schulfrieden läßt noch auf sich warten. Zuerst hieß es monopolium gymnasii esse delendum, dann ertönte das Geschrei gymnasium esse delendum, und dieses Ziel war 1892 beinahe erreicht. Noch im Anfang des Jahres 1900 stand der griechische Unterricht und damit das humanistische Gymnasium in Frage. Glücklicherweise ist es zu einer Zertrümmerung, bedauerlicherweise aber auch zu einer Wiederherstellung des erschütterten Baues nicht gekommen. Wenn auch das Gebaren der Gurlitt, Förster und Genossen, das Cauer in seiner ganzen Hohlheit und Nichtigkeit bloßgestellt hat, wenig bedeutet, so drohen doch von andern Seiten mancherlei Gefahren. Erklärte Feinde und angebliche Freunde lassen uns keine Ruhe, und gerade die haben wir für unsere Arbeit so bitter nötig. Jedenfalls fehlt noch viel, daß dem Gymnasium geworden wäre, was des Gymnasiums ist. Das hoffnungsreiche Wort von Betonung und Pflege der Eigenart scheint zum Schlagwort versteinern zu wollen. Wie ich aus Cauer sehe, heißt „kräftigere Betonung der Eigenart" jetzt schon „egoistische Isolierung". Ich habe anderswo darauf hingewiesen, daß die Erlaubnis, für den griechischen Unterricht englischen „Ersatzunterricht" in IIIb—IIb gymn. anzusetzen, nicht eben von besonderer Wertschätzung der humanistischen Fächer zeugt; und ferner, daß Herr Geheimrat Matthias in seinem vielbesprochenen Vortrage über die nationale und politische Bedeutung der letzten Schulreform dem Gymnasium schweres Unrecht getan hat. Das neueste Fündlein ist: „freiere Gestaltung

des Lehrplanes in den oberen Klassen", aber nur des humanistischen Gymnasiums. Wem zuliebe? Denen, die keine alten Sprachen, oder denen, die keine Mathematik und Physik lernen wollen? Beiden, je nach Belieben. Es sind ja auch noch andere Kombinationen möglich: genug, ich traue der Sache nicht und fürchte, bei dem ganzen Handel haben wieder die alten Sprachen die Zeche zu bezahlen und das Griechische wird „in gewissem Sinne freiwillig" werden. Wie will man bei dieser freieren Gestaltung einem Schüler, der englischen Ersatzunterricht genossen hat und noch weiter gern auf dem Gymnasium bleiben möchte, ferneren Ersatzunterricht versagen? „Aber wohin geraten wir, wenn das Prinzip der freien Wahl auf die einzelnen Lehrgegenstände, und gerade auf die wichtigsten, ausgedehnt wird? Danach wäre es, um nur ein Beispiel zu nennen, durchaus gerechtfertigt, auch mathematischen Unterricht bloß denen zu geben, die sich von selber dazu melden. Auf diese Weise würde die Schule ganz auseinanderfallen; es bliebe nichts als eine Veranstaltung zu Spezialkursen in verschiedenen Lehrfächern, die nur äußerlich in bezug auf Stundenzahl und Tagesordnung ineinandergepreßt wären; jeder innere, organische Zusammenhang wäre zerstört". So lese ich bei Cauer S. 235. Dazu die Anmerkung: „Höchst beherzigenswert ist, was im April-Heft 1906 der Monatschrift für höhere Schulen Herr Geh. Ober-Regierungsrat Matthias in bezug auf einen der neuesten Vorschläge, den Unterricht der Gymnasialprima in mehrere wahlfreie Zweige zu gliedern, bemerkt: ‚Wird das nicht zu kompliziert und leidet nicht der Charakter des Gymnasiums darunter? Muß denn gleich alles stundenplanmäßig und arithmetisch formuliert werden?' (S. 161)". Das würde mir sehr tröstlich sein, wenn ich es im Humanistischen Gymnasium 1906, Heft IV S. 143, nicht ganz anders läse. Dort ist nämlich der ausgezeichnete Vortrag abgedruckt, den Karl Michaelis auf der 15. Jahresversammlung des Gymnasialvereins zu Berlin am 6. Juni über die größere Bewegungsfreiheit im Unterrichte der oberen Klassen gehalten hat; und in diesem Vortrage nennt Michaelis Herrn Geheimrat Matthias „den Vorkämpfer dieser Idee", der in seinem Aufsatz der Monatschrift vom Januar 1906 (Heft 1, S. 1—7) nicht zögere, „denen, die diesen Gedanken noch nicht aufgenommen haben, den Vorwurf des Stilllebens, der Bequemlichkeit, des Pedantismus, des Pflichtbanausentums zu machen und diejenigen, die Einwendungen erhoben haben, mit noch schärferer Rüge als Systematiker, Theoretiker und Prinzipienreiter abzufertigen, während er der neuen Idee Natürlichkeit, Gesundheit, Lebensberechtigung und nicht aufzuhaltende Lebenskraft zuspreche und für sie die Bundesgenossenschaft weitblickender und tatkräftiger Männer in Anspruch nehme, die eine neue, segensreiche Entwickelung herbeizuführen wünschten und dazu imstande seien". Da ich die Monatschrift für höhere Schulen

Digitized by Google

nicht gelesen habe, vermag ich mir diesen Zwiespalt nicht zu erklären; ich kann ihn nur beherzigen.

So bin ich an der Hand Cauers in einem Zuge zu der neuesten „aktuellen“ Frage vorgeschritten; ich kehre mit meinem Begleiter um und deute an, was für das Gymnasium noch zu tun und zu wünschen bleibt.

Cauer verwirft mit aller Energie den Traum einer „allgemeinen Bildung“ und die darauf gegründete Einheitsschule, die allen alles sein will und doch keinem etwas Ordentliches sein kann. Differenzierung sei die Parole. Die Welt ist zu vielgestaltig und reichhaltig, als daß eine höhere Schule allen Ansprüchen genügen könnte. Aber die Differenzierung kann doch auch zur Zersplitterung führen, und über der Mannigfaltigkeit kann die Einheit verloren gehen. Wenn die geistigen Führer der Nation Welt und Leben von Jugend auf mit ganz verschiedenen Augen kennen und betrachten lernen, so liegt die Gefahr nahe, daß sie sich später als Männer gegenseitig nicht recht verstehen. Den Trost, daß in den Fächern, die allen höheren Schulen gemeinsam seien, in Religion und Deutsch, Geschichte und Geographie, eine gemeinsame ethische Grundlage gesichert werde, erweist Cauer selbst als eine Illusion (S. 232ff.).

Daß unser Freund ein geschworener Feind des Reformgymnasiums nach dem Frankfurter System ist, hebe ich hervor, ohne mich auf das Für und Wider einzulassen. Er kennt diese Schulart sehr genau, ich nicht.

Das Einjährigen-Recht hat unsern Gymnasien vor allen Berechtigungen geschadet. Es hat zur Verballhornung des Lehrplans geführt und die Schule an der unnatürlichsten Stelle zerrissen. Ursprünglich war das nicht gemeint, und eine Bescheinigung, daß N. N. die wissenschaftliche Reife für den einjährigen Militärdienst in Untersekunda erlangt habe, hätte auch nichts geschadet. So aber wie die Dinge jetzt stehen, wird nichts übrig bleiben als die von Cauer empfohlene Radikalkur: jede Schule stellt den gewünschten Schein erst am Ende ihres Kursus aus, wer vorher austritt, ist an die staatliche Prüfungskommission zu verweisen; oder aber, und dafür wäre ich in erster Linie: der Lehrplan nimmt auf die Schnuraspiranten nicht die mindeste Rücksicht, sondern gestaltet sich nach immanenten Gesetzen. Wie nach dem Wegfall der sogenannten Abschlußprüfung die Mathematiker von dem Frondienst in der Untersekunda befreit worden sind, so müssen den Humanisten die beiden Sekunden für die alte Geschichte wieder eingeräumt werden. Wir fordern, von allem andern abgesehen, nur geraubtes Eigentum zurück. Cauer ist hierfür wiederholt mit überzeugenden Gründen eingetreten. Leider vergebens. Vergebliche Mühe wird es wohl auch sein, auf die 6 Stunden Griechisch, die man uns abdividiert hat, zurückzukommen. Wo man statt Griechisch zum Ersatz Englisch anbietet,

Digitized by Google

damit die Jungen „etwas rein Nützliches“ lernen, und neuerdings in den Primen Latein oder Griechisch zur Wahl stellt, damit die jungen Herren alles hübsch „freiwillig“ treiben, da darf der rückwärts gewandte Prophet, der „Pedant“ und „Pflichtbanause“ oder wie sonst die Ehrentitel lauten, auf ein williges Ohr nicht rechnen. Wir sind aus dem Schuljammer noch lange nicht heraus.

In vier Aufsätzen beschäftigt sich Cauer mit der äußern und innern Lage des Lehrerstandes. Es sind No. 8 Ein Paragraph 8 für das höhere Lehrfach? 1896. No. 9 Der Kampf um die Funktionszulage 1897. No. 20 Die äußere und die innere Unabhängigkeit des Lehrerstandes 1903. No. 23 Lehrerberuf und Beamtentum 1905. Ich gehe auf den Inhalt absichtlich nicht ein, sondern sage nur: es hat mich alles sehr gefreut und erbaut, namentlich das von der Freiheit und Würde, der Macht und dem Rechte der Persönlichkeit.

Von den zehn Thesen, die Cauer als seine Grundanschauung von den Aufgaben des öffentlichen höheren Schulwesens bezeichnend aus seinem Buche „Staat und Erziehung“ (Kiel 1890) wieder abdruckt, setze ich die hierher, die noch nicht zur Sprache gekommen sind, aber für den Verfasser und uns wichtig zu sein scheinen. 5. Die Reifeprüfung [am Gymnasium] wird auf vier Fächer: Latein, Griechisch, Deutsch, Mathematik beschränkt. 7. Nach der Einsegnung wird den Schülern eigentlicher Religions**unterricht** nicht mehr erteilt. Was dafür zur Erweiterung und Vertiefung der religiösen Bildung eintritt, wird nicht in der schulmäßigen Weise der anderen Gegenstände behandelt, hat keine Einwirkung auf die Versetzung und wird in den Zensuren nicht erwähnt. Ebenso wird beim Abiturientenexamen in der Religion nicht geprüft und in das Abgangszeugnis ein Urteil darüber nicht aufgenommen*). 9. Die Zeit der praktischen Vorbereitung für das höhere Lehramt wird wieder, wie bisher, auf 1 Jahr festgesetzt. Es werden nicht Seminare gegründet, sondern immer einzeln diejenigen Lehrer mit der Anleitung von Kandidaten betraut, die dazu Lust und Geschick haben. Jedem Lehrer werden zwei oder drei Kandidaten zugewiesen, die er ein Jahr lang behält und für deren sachgemäße Einführung er persönlich verantwortlich ist. Jeder so beschäftigte Lehrer erhält entweder eine fühlbare Erleichterung im Unterricht oder eine der Größe seiner Aufgabe entsprechende Remuneration. 10. Jedem Direktor einer Königlichen höheren Schule wird die mechanische Schreibarbeit, die mit seinem Amte verbunden ist, durch einen vom Staate bezahlten Sekretär abgenommen.

Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.

---

*) Wörtlich aus **Wiese**, Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höheren Schulen. Berlin 1890.

Digitized by Google

Damit glaube ich den Kreis, in dem Cauers Aufsätze sich bewegen, umschrieben zu haben, allerdings mehr andeutend als ausführend. Zu empfehlen oder gar zu loben brauche ich ein solches Buch nicht, darf indessen hinzufügen, daß es dem Verfasser nur um die Sache zu tun ist, daß er stets auch dem Gegner gerecht zu werden sucht und daß er bei aller Lebhaftigkeit in der Polemik immer der vornehme Mann bleibt.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Christian Ostermann, Lateinisches Übungsbuch. Zweiter Teil: Quinta, Ausgabe C, bearbeitet von H. J. Müller und G. Michaelis. Mit Formenlehre und zwei Karten. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. XII u. 312 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Als ich im vorigen Jahre den für Sexta bestimmten ersten Teil der Ausgabe C des Ostermannschen Übungsbuches anzeigte (in dieser Zeitschrift, Band 59, S. 615 ff.), sprach ich am Schlusse meiner Rezension den Wunsch aus, daß das neue Lehrbuch und die darin vorgeschlagene Methode überall Segen stiften und zur Förderung des lateinischen Anfangsunterrichts beitragen möge. Wie aus einer Bemerkung in dem Vorworte des nunmehr vorliegenden zweiten Teils (S. VII), der das Pensum der Quinta behandelt, hervorgeht, hat das Buch tatsächlich in allen Provinzen Anklang gefunden. Ob es freilich in vielen Anstalten zur Einführung gelangt ist, läßt sich zur Zeit noch nicht genügend übersehen. Eine Statistik darüber wird in mancher Hinsicht interessant sein.

Auch im altsprachlichen Unterricht führen viele Wege nach Rom und Athen, und so wird ein Lehrer, der nach methodischen Grundsätzen verfährt, das in den Lehrplänen gesteckte Ziel an der Hand der Ausgabe A ebenso erreichen können wie mit Hilfe der Ausgabe C. Die örtlichen Verhältnisse werden bei der Wahl des lateinischen Übungsbuches in erster Linie mitsprechen müssen. Überall da, wo die Klassen nicht zu überfüllt und die Schüler geistig regsam sind, so daß man bereits auf dieser Stufe etwas höhere Anforderungen stellen kann, in den meisten Großstädten also und denjenigen Orten, in denen gleichzeitig andere Schulen für die Minderbegabten bestehen, wird man die Ausgabe C vorziehen. Der Lehrer wird dann seine helle Freude an dem lateinischen Anfangsunterricht haben, der sonst für beschwerlich und langweilig gilt. Überall da aber, wo nur eine höhere Lehranstalt vorhanden ist und die Klassen deshalb überfüllt sind, wo die Schüler, wie es nicht ganz selten im Osten der Fall ist, die deutsche Sprache nicht genügend beherrschen und die termini technici der Grammatik nicht zureichend erfaßt haben, kurz überall, wo man ihnen nicht viel zu-

Digitized by Google

muten darf, wird die Ausgabe A eher am Platze sein. Jedenfalls ist mir bekannt, daß mehrere ostpreußische Gymnasien trotz des Erscheinens der neuen Ausgabe an dem bisherigen Lehrbuche festgehalten haben. Dadurch wird natürlich der didaktische Wert der neuen Ausgabe nicht im mindesten in Frage gestellt. Im Gegenteil, diese stellt hinsichtlich der Anordnung des Lehrstoffs, die im wesentlichen auf einer organischen Verknüpfung der Erlernung von Deklination und Konjugation beruht, einen Fortschritt dar. Selbst wenn man im Unterricht die Ausgabe A zugrunde legt, ist es m. E. erforderlich, bereits im Sommerhalbjahr außer der Flexion des Nomens mindestens die 1. Konjugation gründlich zu üben; nur dann werden die Schüler am Ende des Schuljahres das Sextanerpensum genügend beherrschen.

Was nun den zweiten für Quinta bestimmten Teil der Ausgabe C betrifft, so ist er zwar nach denselben Prinzipien bearbeitet wie der Sextateil, unterscheidet sich aber naturgemäß bei weitem nicht in dem Maße von dem Quintateil der Ausgabe A, wie dies bei dem Sextateil der Fall war. Das Buch enthält in elf Abschnitten lateinische Lesestücke (fast ausschließlich zusammenhängende Stücke aus der griechisch-römischen Sage und Geschichte) und deutsche Sätze und Übungsstücke, die ähnlich wie in den neueren französischen und englischen Übungsbüchern inhaltlich z. T. den lateinischen Stücken des ersten Teils entsprechen. Abschnitt 1 handelt über die Komposita von *esse*, 2 und 3 dienen zur Erweiterung und Wiederholung der Deklination und Konjugation, 4 behandelt die Deponentia, 5 die unregelmäßige Steigerung, 6 die Adverbia, 7 die Pronomina, 8 die Zahlwörter, 9 die verba anomala, 10 die Konstruktion des accusativus cum infinitivo und 11 die Partizipialkonstruktionen. Eine Reihe von Erzählungen (St. 101—154) ergänzt und vervollständigt den Lesestoff. Die Reihenfolge ist eine etwas andere als in A, außerdem fehlen die hier gebotenen Kapitel über die Konjunktionen, Präpositionen und die Konstruktion der Städtenamen. Diese Gebiete werden damit dem Pensum der Quarta zugewiesen. Das Buch enthält ferner für die Zwecke der Wiederholung des Sextanerpensums eine Zusammenstellung der in dieser Klasse gelernten Vokabeln, ein Wörterverzeichnis des Quintanerlesestoffs, ein Verzeichnis der darin vorkommenden Eigennamen, damit die Schüler sich bereits auf dieser Stufe an ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch gewöhnen, endlich in einem Anhange Wörterverbindungen, Redensarten, Sprichwörter und einen Abriß der Formenlehre für Quinta (wie in der Ausgabe A). Es würde zu weit führen, auf den reichen Inhalt des Buches näher einzugehen; es genügt, auf die ausführliche Besprechung von E. Hohmann in der Neuen philol. Rundsch. 1906, Nr. 17, S. 400 ff. hinzuweisen. Die dort geäußerten Wünsche, lediglich formaler Natur, kann ich

Digitized by Google

nur unterstützen, namentlich wäre neben den beiden Karten (Griechenland im Altertum und das Reich Alexanders des Großen) auch eine Karte von Italien erwünscht, da ein großer Teil der zusammenhängenden Stücke der römischen Geschichte entnommen ist. Ich benutze diese Gelegenheit, um auf einen Punkt näher einzugehen: den Gebrauch der Ausdrücke Ablativus absolutus und unvollständiger Ablativus absolutus in der lat. Schulgrammatik. Aus den finstern Zeiten des Mittelalters stammend, haben sich diese termini technici bis in unsere Tage erhalten. Einige lateinische Nationalgrammatiker nahmen bereits außer den sechs Kasus noch einen siebenten an. Dieser wurde auf verschiedene Ablativverhältnisse übertragen, darunter auch auf den Fall ,cum duo ablativi copulati genetivo Graeco interpretentur' (also ablativus absolutus). Da sich an diesen Ablativ häufig der Begriff der Folge knüpfte, wurde der casus septimus auch ablativus consequentiae geheißen (vgl. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lat. Grammatikern S. 137). Diese Auffassung wurde durchaus nicht von allen Nationalgrammatikern gebilligt. Einige, die augenscheinlich nicht zu den diligentiores zählten, von denen jene Bezeichnungen erfunden wurden, sahen von der Annahme eines casus septimus ab, z. B. Diomedes, dessen Auffassung des Abl. abs. sich von der eines gewöhnlichen Ablativs nicht abhebt (Jeep, a. a. O. S. 259). In den wissenschaftlichen Grammatiken der lat. Sprache ist denn auch fast nirgends mehr von einem Abl. abs., sondern höchstens von einem sogen. Abl. abs. die Rede. Dieser ist nach Schmalz, Lateinische Grammatik im Handb. d. klass. Altertumsw. hrsg. von Iwan v. Müller II 2³ S. 256, hervorgegangen aus dem mit einem Attribut versehenen Instrumentalis. Als solcher kann der Abl. im Abl. abs. die begleitenden Umstände aller Art, auch Mittel und Zeiterstreckung bezeichnen. Aus der Entstehung des Abl. abs. gehe hervor, daß ein Partizip dazu gar nicht notwendig sei; ganz verkehrt sei es daher, von unvollständigem Abl. abs. oder von einem fehlenden Partizip von esse zu sprechen . . . . . . „Der Abl. abs. ist ein mit einem Prädikativum versehener Ablativus; das Prädikativum kann ein Substantiv, Adjektiv, Pronomen oder Partizip sein".

Es läßt sich nicht leugnen, daß es bisweilen schwierig ist, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung ohne weiteres im Schulunterricht zu verwenden, wo pädagogische Gesichtspunkte mitsprechen; aber ich glaube doch, daß es möglich wäre, jene termini aus der Schule zu verbannen. Der Hang am Althergebrachten trägt wohl die Hauptschuld daran, daß sie bisher noch nicht aus unsern Schulgrammatiken ausgemerzt sind. Doch wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Natürlich müßte damit bereits in Quinta begonnen werden, in dem vorliegenden Oster-

Digitized by Google

mann II C bei den Stücken 3 und 4 des Abschnittes 11 (Partizipialkonstruktionen). Gerade diese Ausgabe, die methodisch den Forderungen der Neuzeit völlig entspricht, wäre der geeignete Ort, hierin Wandel zu schaffen. Liest man die Übungssätze der Stücke 99 und 100 durch, so wird man finden, daß die darin enthaltenen Partizipialkonstruktionen, z. B. Tiberio imperante, Hasdrubale mortuo, sole oriente u. a., fast ausnahmslose temporale Adverbialbestimmungen auf die Frage Wann? sind. Der Sextaner hat bereits gelernt, daß Zeitbestimmungen auf die Frage Wann? im bloßen Ablativ stehen. In Quinta könnte die Regel dahin erweitert werden, daß auch zur Bezeichnung begleitender Umstände, die eine zeitliche Bestimmung enthalten, der Ablativ eines Substantivs mit prädikativer Hinzufügung eines Partizips, Substantivs oder Adjektivs steht. Demgemäß könnte Stück 3 „Temporale Partizipialkonstruktionen“ überschrieben werden. In das folgende Stück 4 könnten diejenigen Sätze gezogen werden, in denen die Partizipialkonstruktionen instrumentaler oder modaler Natur sind, z. B. aus St. 100 Satz 2, 3, 5 und 6, während der erste Satz unter diesen Umständen in das vorhergehende Stück gehört. Dieser Abschnitt könnte dann die Überschrift erhalten: „Adverbialbestimmungen anderer Art“. Sollte der hier vorgeschlagene Weg in einem Schulbuche nicht gangbar sein, so möchte ich vorschlagen, in den folgenden Auflagen vor Abl. abs. und unvollständiger Abl. abs. das Wörtchen „sogenannt“ hinzuzufügen. — Und noch ein zweites. In der Formenlehre heißt es S. 308 von den Städtenamen: wenn sie nach dem Singular der 1. oder 2. Deklination gehen, stehen sie auf die Frage wo? im Genitiv. Diese Ansicht, die durchaus nicht den Anschauungen der lat. Sprachwissenschaft entspricht, sollte meines Erachtens in keinem Schulbuche verbreitet werden. *Romae* in Rom, *Corinthi* in Korinth, *Carthagine* in Karthago sind ja gar nicht Genitive, sondern Lokative. Dieser Kasus, welcher das Wo? bezeichnet, ward, wie Bücheler in seinem Grundriß der lat. Deklination[2] S. 116 ausführt, durch die Gleichförmigkeit mit anderen Kasus früh unkenntlich, so daß er dem Sprachgefühl der Alten ganz und dem Gebrauch größtenteils abhanden kam. Aus den Formen *domi, ruri, humi* lernt der Schüler, daß die Endung des Lokativs im Lateinischen, wie fast durchgängig in den urverwandten Sprachen, *i* ist. *Corinthi* ist eine richtige Lokativform, aber auch *Romae* und *Carthagine*, dieses entstanden aus *Carthagin-ei* (vgl. Bücheler a. a. O. S. 117 und Schweizer-Sidler, Grammatik der lateinischen Sprache Teil I[2] S. 88), jenes aus *Roma-i*, woraus sich erst die gewöhnliche Form *Romae* entwickelt hat (vgl. Bücheler a. a. O. S. 118 und Schweizer-Sidler S. 77). Die Regel müßte also folgende Fassung haben: Auf die Frage Wo? stehen die Städtenamen, sofern sie Singularia sind, im Lokativ.

Digitized by Google

Die späteren Lokativformen müßten dann aus der ursprünglichen Form mit der Endung *i* den Schülern entwickelt werden.

Mit dem Quintateil der Ausgabe C hat die Umgestaltung des Ostermannschen Übungsbuches ihren Abschluß erreicht. Der Quartateil läßt sich in seiner ursprünglichen Fassung an die beiden Teile von C anschließen. Den beiden Herausgebern gebührt der Dank aller Lateinlehrer, daß sie ein so treffliches Unterrichtswerk geschaffen und damit wenigstens die Möglichkeit geboten haben, den lateinischen Unterricht auf den beiden untersten Stufen in neue methodisch richtigere Bahnen zu lenken.

Lyck. R. Berndt.

Thukydides, erklärt von J. Classen. Sechster Band: 6. Buch. Mit zwei Karten von H. Kiepert. Dritte Auflage, bearbeitet von J. Steup. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 295 S. 8. 3 ℳ.

Nahezu ein Vierteljahrhundert ist seit dem Erscheinen der noch von dem unvergeßlichen J. Classen bearbeiteten zweiten Auflage verflossen, fünfmal soviel Jahre, als zwischen der ersten und der zweiten liegen, ein sprechender Beweis für den Rückgang in der Lektüre des Schriftstellers. Freilich ist in Betracht zu ziehen, daß in den letzten zwei Jahrzehnten neue, den Anforderungen der Schule mehr Rechnung tragende Ausgaben erschienen sind. Studierende der klassischen Philologie aber können die Classensche Ausgabe gar nicht entbehren. Abnahme des Absatzes gestattet somit immerhin einen Schluß auf den Rückschritt des altklassischen Studiums und die Verengerung des Leserkreises unseres Historikers. Wird überhaupt — die Frage dürfte nicht müßig sein — Thukydides auf den Universitäten gelesen, in Seminarien behandelt? — Für die Wiederbelebung des Studiums des Thukydides wird hoffentlich gerade die Neuausgabe des sechsten und des in Aussicht gestellten siebenten Buches günstig sein. Lehrt sie doch den Jünger der klassischen Philologie gründliche Prüfung der Überlieferung nach Wort und Inhalt, sorgfältigste Berücksichtigung und vorurteilslose Betrachtung der Erklärungen und Auffassungen anderer. Die eingehende Behandlung einzelner schwieriger Stellen in dem Kommentar und dem Anhang hat den Umfang des Bandes um 79 Seiten erweitert. Wie bei den früheren Büchern sucht der Herausgeber auch in dem sechsten für eine ganze Anzahl von Schwierigkeiten des Textes Heilung durch Annahme von Lücken, ein etwas gewagtes Rettungsmittel, für welches sich schwerlich viel Zustimmung finden wird. Am ehesten wird man noch geneigt sein, die berüchtigte Stelle 89, 6 *καὶ αὐτὸς οὐδενὸς ἂν χεῖρον ὅσῳ καὶ λοιδορήσαιμι* mit Rücksicht auf die Bemerkung des Scholion und die Vallasche Übersetzung als verstümmelt anzusehen und nach *ὅσῳ καὶ* den Ausfall von *μέγιστ' ἠδίκημαι* anzunehmen. G. Böhme setzte die ganze Bemerkung des Scholiasten

ὅσῳ καὶ μέγιστα ὑπ' αὐτῆς ἠδίκημαι ein. Wenn aber diese Worte von Thukydides stammten, was sagt denn da der Scholiast? Eigentlich gar nichts. Steup erkennt recht wohl diesen schwachen Punkt der Hilfe und meint daher: „*ὑπ' αὐτῆς* ist aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Scholiasten zur Erläuterung hinzugefügt worden". Wenn dies der Fall wäre, dann hätte der Erklärer gewiß nicht den ganzen Thukydideischen Satz wiederholt, sondern sich damit begnügt, *ἠδίκημαι* allein anzugeben und dazu *ὑπ' αὐτῆς* zu setzen. Sind Worte nach *ὅσῳ καὶ* ausgefallen, dann müssen sie weniger klar als die des Scholiasten gewesen sein, sonst bedurften sie seiner Erklärung nicht. Aus diesem Grunde milderte ich Böhmes Ansicht, indem ich in der vierten Auflage der kommentierten Ausgabe schrieb: „Aus der Erläuterung des Schol. . . . . ist zu vermuten, daß Worte des Sinnes, den der Schol. andeutet, im Texte ausgefallen sind". Die Annahme einer Ellipse, so daß beispielsweise zu *αὐτὸς οὐδενὸς ἂν χεῖρον* zu ergänzen wäre *φρονοίην*, zu *ὅσῳ καὶ* wieder *οὐδενὸς ἂν χεῖρον*, ist immerhin eine arge Zumutung für den Leser. Je öfter ich die Worte für sich und im Zusammenhange prüfe, desto mehr neige ich dazu, die Worte *ὅσῳ καὶ* als eingedrungen aus einer Erklärung, wie die des Scholiasten, zu streichen. Ohne diese beiden fremden Elemente ist der Satz ganz verständig und verständlich: *ἐπεὶ δημοκρατίαν γε καὶ ἐγιγνώσκομεν οἱ φρονοῦντές τι καὶ αὐτὸς οὐδενὸς ἂν χεῖρον λοιδορήσαιμι* (so gut wie nur einer hätte ich für meine Person Ursache sie zu schmähen). Nicht die geringste Veranlassung zur Annahme einer Lücke liegt 91, 4 vor, die Steup etwa mit dem Gedanken ausfüllen möchte *εἴπερ καὶ αὕτη τὰ μέγιστα βλάψεται*. Wie hier, ist VII 66, 2 der Peloponnes neben Sizilien gestellt. In der Anmerkung S. 209 korrigiere man übrigens „Imperf." in „Imperativ". — Wenn St. 93, 3 nach *ξυνθέμενοι* vermißt *οἱ Κορίνθιοι*, so ist dagegen zu bemerken, daß nach dem vorausgehenden Satze doch diese allein nur gemeint sein können mit *ἀνεχώρουν*, was St. selbst hervorhebt, daß aber die Zustimmung ja in dem *ξυνθέμενοι* zum Ausdruck gebracht ist: nach dieser Abmachung, Vereinbarung, Zusage. — Wegen *προσξυνῴκησαν* 2, 3 den Ausfall von *καὶ αὐτῶν τισι ξυνοικήσαντες* zu vermuten, heißt vom Schriftsteller fordern, daß er sich nach unserer Ausdrucksweise richte. Ihm und wohl auch uns, wie seinen Lesern im allgemeinen, genügt *ὅμοροι οἰκήσαντες*. Auch 10, 4 sehe ich die Gefahr, daß in Bälde ein Angriff erfolgt, schon deutlich genug in *ταχεῖαν τὴν ἐπιχείρησιν ποιήσονται* ausgedrückt und halte den Zusatz von *παραχρῆμα* zu *πάνυ ἂν ξυνεπιθοῖντο μετὰ Σικελιωτῶν* um so weniger für notwendig, als es hier vor allem auf den gemeinsamen Angriff ankommt. Größere Berechtigung zum Anstoß hat man 4, 3 bei *ἡ πόλις*, das man gewöhnlich als stehend für *ἀκρόπολις* faßt. Steup schlägt vor, *ἡ πόλις ἡ ἐντός* zu schreiben.

Digitized by Google

Daß *πόλις* erst die Gesamtstadt und dann die Akropolis bedeuten soll, ist sicher trotz des *ὃ ἐτειχίσθη* wenig wahrscheinlich. Nichts aber zwingt zu dieser Annahme, wenn man die ganze Stelle im Zusammenhange betrachtet. Thukydides sagt: Gela gründeten Antiphemos und Entimos. Dann behandelt er den, von andern falsch erklärten, Namen, indem er mitteilt: Der Stadt wurde vom Gelaflusse ihr Name zuteil (ich übersetze mit Absicht so genau, weil auch der Schriftsteller mit dem *τοὔνομα ἐγένετο* etwas anders sagt, als wenn er z. B. setzte *ἐκλήθη*), der Platz aber, wo jetzt die Stadt liegt und der auch zuerst mit Mauern versehen ward, heißt Lindioi. Im Relativsatz wird nicht angegeben, daß eine Verlegung der Stadt stattgefunden hat, sondern im Gegenteil, daß sie noch heute auf der zuerst besiedelten und befestigten Stelle liegt und als Ort „Lindioi", nicht „Gela" heißt. — Steups Einwand gegen die Annahme einer Ellipse an der berüchtigten Stelle 11, 2 muß man beipflichten. Der Schriftsteller will nicht darlegen, daß die Sikelioten nicht in der jetzigen Lage gefährlich sind und noch weniger erst recht nicht in anderer Lage, sondern nur, wie aus 6, 2 hervorgeht, daß die Herrschaft der Syrakusaner über die Sikelioten für Athen keine Gefahr bedeute. *ὥς γε νῦν ἔχουσι* und *εἰ ἄρξειαν* stehen nicht auf gleicher Stufe und nicht im Gegensatze zueinander. Aus der jetzigen Lage der Sikelioten, aus ihrem jetzigen Verhalten schließt der Urteiler, daß von ihnen noch weniger zu besorgen ist, wenn die Syrakusaner die Herrschaft über sie erlangen, als wenn sie selbständig bleiben. Das Schreckmittel der Segestaner zieht nicht. Denn jetzt, solange die Sikelioten frei sind, kommen vielleicht einzelne den Lakedämoniern zuliebe; im andern Falle dagegen beginnt schwerlich das syrakusanische Reich den Krieg gegen das athenische Reich. *καί* vor *ἔτι* bedeutet = sogar. Es ist nichts ausgefallen. — 25, 2 gibt Nikias nur die Mindestzahl der Hapterfordernisse an, der Trieren und der Hopliten. Daß er bereits Einzelheiten wie die Zahl der *ταχεῖαι τριήρεις* mitteilt, ist nicht anzunehmen, da er ja ausdrücklich erklärt, er müsse über die einzelnen Bedürfnisse mit den Mitfeldherren in Ruhe beraten. So hat der allgemeine Zusatz für die *ὁπλιταγωγοί*, deren Zahl von der Anzahl der Hopliten abhängt, nichts Auffälliges. Auch hier kann ich also keine Lücke anerkennen. — Verlockend ist der Vorschlag 37, 1 für *οὐκ ὀλίγην οὖσαν*, das in der Tat im Munde des Athenagoras auffällig ist, weil dieser doch gerade die Schwäche der athenischen Streitmacht hervorheben will, zu schreiben *οὐκ ὀλίγην* (prädikativ) *οὐκ οὖσαν*. Gegen *τε-οὐκ* nach *οὔτε* ist um so weniger Bedenken zu hegen, als der Ausdruck dadurch erst recht wirkt. Anderseits freilich könnte bei dieser Veränderung des Textes *οὐκ ὀλίγην* bei *ὅσην* als entbehrlich erscheinen. Klar ist die Stelle nicht. — Mit Classens von Steup verteidigtem Zusatz *ἄλλων Ἀρκάδων* vor *μισθοφόρων* 43, 2 kann ich mich auch

Digitized by Google

jetzt noch nicht befreunden. Ich bestreite, daß die Mantineer als Söldner mitzogen; denn sie werden stets neben den Argivern unter offenbarer Bevorzugung genannt 29, 3. 61, 5. 67, 1, vor allem auch 68, 2. Allerdings kann 7, 57, 9 so gedeutet werden, daß die Mantineer Söldner waren wie *ἄλλοι Ἀρκάδων*; aber gegen diese Deutung spricht der Zusatz *ἐπὶ τοὺς αἰεὶ πολεμίους σφίσιν ἀποδεικνυμένους εἰωθότες ἰέναι*, der bei Söldnern eigentlich unnötig ist und darum vorwiegend auf die Mantineer gehen dürfte; ferner erwartet man *ἄλλοι Ἀρκάδες μισθοφόροι*, wenn *μισθοφόροι* sich auch auf *Μαντινῆς* beziehen sollte. *ἄλλοι* ist demnach an dieser Stelle in sog. pleonastischem Gebrauche zu fassen wie 5, 35, 7 *Μεσσηνίους καὶ τοὺς ἄλλους Εἵλωτας*, 1, 2, 2 *τῇ ἄλλῃ παρασκευῇ* = außerdem (vgl. 6, 37, 1 und 2, 14, 1). 6, 72, 4. 7, 61, 1 (7, 4, 3). Plato Gorg. 473 c *πολῖται καὶ ἄλλοι ξένοι* und sehr oft ähnliche Fälle in Xenophons Anabasis. — 49, 3 vermutet St. den Ausfall von *ἐσβαλοῦσαν ἔτι* (oder ähnlicher Worte), weil mit dem *ἀποληφθῆναι* das *ἐσκομίζεσθαι* aufgehört habe. Aber er selbst sagt ja, das Abschneiden sei nur als wahrscheinlich hingestellt; das *οὐκ ἀπορήσειν* kann auch ohne *ἐσβαλοῦσαν* als sicher eintretend gelten. Ich meine aber, daß auch Thukydides, so gut wie andere Schriftsteller, schrieb, ohne immer daran zu denken, daß jedes Wort, jeder Satz einmal auf die Goldwage gelegt werden würde. Er schreibt eben oft anders, als wir wünschen oder erwarten. Das gilt auch für 54, 4, wo St. wegen des etwas undeutlichen Ausdrucks *τὴν ἄλλην ἀρχήν* (in § 5) zu *Ἵππαρχος* fügen möchte *τὴν ἐνιαυσίαν ἀρχὴν ἄρχων*, was doch bei diesem Satze gar nicht in den Zusammenhang passen würde. Und wie seltsam nähme sich dann aus, daß Thuk. hinterdrein erst mitteilte: 1. daß die Peisistratiden stets dafür sorgten, daß einer von ihnen ein Staatsamt bekleidete, 2. daß sowohl andere von ihnen als auch der Enkel Peisistratos Archonten waren. Nach dem Urteile Classens und Stahls ist das ganze Kapitel 62 ziemlich unklar und nicht ganz sorgfältig behandelt. Darüber besteht auch bei Steup kein Zweifel. Warum versucht er also an einem Punkte wieder sein Heilmittel? Einfügung von *αὐτὸς ἁλόντων* nach *ἐξ Ὑκκάρων* und von *πάλιν* vor *παρῆν*? „Das Vorhandensein weiterer erheblicher Schwierigkeiten" bestreitet er zwar, da er *τῶν Σικελῶν* nach *ἐς τοὺς* gegen Stahl als unverdächtig erklärt und für das überlieferte *περιέπλευσαν* mit Classen (Stahl) *περιέπεμψαν* in den Text setzt; doch bleiben immerhin einige Besonderheiten in dem Kapitel: 1. *ἐν ἀριστερᾷ*, 2. *Ἑλλάς* als Adjektiv nur hier beim Schriftsteller, 3. *παραθαλασσίδιος*, 4. *ἀπέδοσαν*, die mir nur Warnungen sind, die verbessernde Hand anzulegen. Ich schütze also mit Steup auch *τῶν Σικ.*, dessen Stellung jetzt unangreifbar ist (siehe die Beispiele im Kommentar), und *ἀπέδοσαν*, aber ich bedenke mich auch sehr, *περιέπεμψαν* aufzunehmen und an anderem zu rütteln. Für die Bedeutung

Digitized by Google

des aktiven *ἀποδιδόναι* = verkaufen findet sich bei Thuk. selbst kein weiteres Beispiel; sie ist aber gesichert durch Eur. Cycl. 239 und Aristoph. Ran. 1235. Wiewohl es nach dem Ausdrucke *τοὺς νεκροὺς ὑποσπόνδους ἀποδιδόναι* und nach anderen Verbindungen, z. B. *χωρίον*, *δεσμώτας* auch = zurückgeben, wieder ausliefern bedeutet (5, 35, 2 ff. 4, 52, 1. 5, 17, 2. 5, 77, 1) oder bloß = abliefern (7, 10) und an sich diesen Sinn auch hier haben könnte, so ist es doch zweifelhaft, daß Th. die Rückgabe gegen Lösegeld nicht deutlicher ausgedrückt haben sollte. Dazu kommt, daß 7, 13 a. E. noch *ἀνδράποδα Ὑκκαρικά* erwähnt werden, die von Handelsleuten gekauft waren und in die Schiffsmannschaft eingereiht wurden. Demnach paßt die Bedeutung „zurückgeben" hier nicht. — 69, 1 reicht bei dem *ἐγγὺς τῆς πόλεως οὔσης* die Lesart *ἀπεληλύθεσαν* aus. Der Zusatz *ἐπ' οἴκου* ist weder notwendig noch gut; denn die Weggegangenen mußten nicht *ἐπ' οἴκου* gegangen sein. Zu *τοῖς πρώτοις τῶν Ἑλλήνων ἐμπειρίᾳ* 72, 3 vermißt der Herausgeber den Gegensatz *ἀπείρους* und will daher dieses Wort mit *καί* hinzufügen, ohne Not; stünde nicht *τοῖς πρώτοις ἐμπειρίᾳ*, sondern etwas Schwächeres, z. B. *οὕτως ἐμπείροις*, dann ließe sich eher ein *ἀπείρους* denken; so aber ist es ganz überflüssig, zumal bei *ἀνταγωνισαμένους*: dafür, daß sie mit den Meistern der Kriegserfahrung in den Wettkampf eingetreten seien, sozusagen Nichtfachleute mit Fachleuten. — Ebensowenig ist der Zusatz von *μόνον* bei *μὴ . . . κολάσασθαι* 78, 1 zu billigen. Der Syrakusaner wird doch nicht selbst zugestehen, daß die Athener kommen, um sie zu züchtigen wegen ihrer Verfeindung, sondern diesen Scheingrund entschieden zurückweisen. *οὐχ ἧσσον* ist gleich *μᾶλλον* = vielmehr. Sonstige Änderungen hält St. übrigens hier für unnötig. Keine Erklärung genügt ihm 82, 4 bei den Worten *δουλείαν δὲ αὐτοί τε ἐβούλοντο καὶ ἡμῖν τὸ αὐτὸ ἐπενεγκεῖν*, auch nicht die Lesart einer schlechten Handschrift *δουλεύειν* für den Sinn. Um die Fortdauer der Knechtschaft auszudrücken, will er etwa *καὶ διατελεῖν ἔχοντες* vor *καὶ ἡμῖν* einschieben. Das wäre eine Belastung des jetzt freien, kräftigen Ausdrucks. Die doppelte Konstruktion von *ἐβούλοντο* mit 1. dem Akkusativ, 2. dem Infinitiv hat eine Analogie in den Schlußworten 80, 5 *αἱρεῖσθε ἤδη ἢ τὴν αὐτίκα ἀκινδύνως δουλείαν ἢ . . . τούσδε τε μὴ αἰσχρῶς δεσπότας λαβεῖν*. Mit Recht befremdete die doppelte Verbindung von *ἐβούλοντο* die früheren Herausgeber gar nicht, offenbar, weil sie die Ausdrucksweise tadellos fanden. Gewiß hätte der Schriftsteller auch sagen können: „sie wollten selbst die Knechtschaft auf sich nehmen und sie auch uns auferlegen" oder „sie wollten für sich und uns die Knechtschaft". Bei dem letzteren Ausdruck wäre allerdings die Schuld der Mitwirkung nicht deutlich bezeichnet. Aber warum soll er nicht sagen: „Anstatt wie wir Hab und Gut für die Freiheit zu opfern,

Digitized by Google

wollten sie selbst die Knechtschaft und sie auch (dasselbe Los) uns auferlegen"? Mir scheint der Satz echt Thukydideisch. — 72, 1 und 88, 5 sind zusammenzubetrachten. Dort stößt sich der Herausgeber wie Stahl an *ἐς τὴν Νάξον καὶ Κατάνην διαχειμάσοντες*, hier an dem bloßen *χειμῶνα*; dort will er die angeführten Worte streichen, hier *τελευτῶντα* zufügen. Aber wenngleich es nach seiner Ansicht „nicht dem geringsten Zweifel unterliegen" kann, „daß Stahl mit vollem Recht die Worte *ἐς* usw. Thukydides abgesprochen hat", so bestreite ich ganz entschieden die Berechtigung zu beiden Änderungen und muß bekennen, daß mich die Beweise in meinem Glauben an die Echtheit jener Worte und die Entbehrlichkeit des Zusatzes nicht im geringsten zu erschüttern vermögen. Der Schriftsteller geht mit 72, 1 zur Lage in Syrakus über und bedient sich der Worte *καὶ οἱ μὲν ταύτῃ τῇ γνώμῃ ἀπέπλευσαν ἐς τὴν Νάξον καὶ Κατάνην διαχειμάσοντες* als Übergang, indem er einfach zusammenfaßt, was später im einzelnen dargelegt wird. Weil Steup die Worte für unecht hält, kommt er auf den Gedanken, an der geschundenen Stelle die Haut zu ersetzen durch Verpflanzung eines benachbarten Hautstückes. Er meint, die Worte *ὡς ἐς τὸ ἔαρ ἐπιχειρήσοντες ταῖς Συρακούσαις* 71 a. E. „passen gar nicht in den Zusammenhang, in welchem sie überliefert sind", und dürften „bei dem Eindringen der Randbemerkung in den Text... von ihrem ursprünglichen Platze" (hinter *ἀπέπλευσαν* 72, 1) „verdrängt worden sein". Sie gehören aber nicht bloß zu dem Satze *πρὶν ἄν*, sondern auch zu dem vorhergehenden *ἀπέπλευσαν ἐς Κατάνην*. Dort hatten sie ja, von Naxos kommend, schon ihr Lager errichtet (50. 51), dort (62, 63) bereiteten sie „im Winter" schon den Angriff auf das Frühjahr vor; denn zunächst fuhren sie von Syrakus aus wieder dahin (71), von da aber nochmals nach Messene, von wo sie Stürme zwangen, zurückzukehren und, statt nach Katana zu fahren, einstweilen in Naxos zu bleiben (74). Hier lagerten sie also eine Zeitlang (*διεχείμαζον*!) und verhandelten mit den Sikelern (88, 4), wie sie es von Katana aus vorhatten (71, 2). Während des Winters vertauschten sie dann den Hafen von Naxos mit dem von Katana, stellten das inzwischen dort zerstörte Lager wieder her und überwinterten weiter (*διεχείμαζον*!) ohne weitere Expeditionen bis zum Ende des Winters (93). Katana bleibt aber noch im Anfange des Frühjahrs ihr Stützpunkt (94). Alles ist klar und paßt zusammen. Daß Katana während des größten Teils des Winters Aufenthaltsort war, ergibt sich aus allem, auch aus 7, 42, 3 *Νικίας.. ἐν Κατάνῃ διεχείμαζεν*. Vorübergehend aber diente auch Naxos als Winterquartier. Beides faßt der Schriftsteller eben 72, 1 zusammen, wie die beiden Städte von vornherein miteinander verbunden werden 20, 3. — Da 99, 3 bei den Worten *ἐγκάρσιον τεῖχος ἄγοντες* eine Angabe über die Richtung der Mauer fehlt, vermutet St. den Ausfall einer solchen näheren

Digitized by Google

Bestimmung und denkt an *ἐπὶ τὸ ἕλος*, weil die Mauer wahrscheinlich südwestlich lief. Doch läßt der Schriftsteller den Leser über die Belagerungs- und Verteidigungsbauten überhaupt ziemlich im unklaren, wenigstens den Leser der Nachwelt; seine Zeitgenossen scheinen darüber im allgemeinen so gut unterrichtet gewesen zu sein, daß er vieles als bekannt voraussetzen konnte, was uns jetzt ganz unverständlich erscheint. Daher ist es gewagt, nach unseren Vermutungen solche uns nicht klare Stellen der Überlieferung durch Änderungen umzugestalten. Unzweifelhaft machen späteren Erklärern stets solche Dinge, Begriffe, Benennungen Kopfzerbrechen, die einst als selbstverständlich keiner Erläuterung bedurften oder zu bedürfen schienen. Erleben wir es doch alle Tage, daß Bezeichnungen landläufiger Art schon bald weiteren Kreisen nicht mehr verständlich sind und wieder erklärt werden müssen. Wenn also Thuk. 98, 2 sagt *πρὸς τὴν Συκῆν, ἐτείχισαν τὸν κύκλον*, 99, 1 *τὸ πρὸς βορέαν τοῦ κύκλου τεῖχος, τὸ ἀποτείχισμα*, 100, 1 *πρὸς τὸ σταύρωμα τὸ παρὰ τὴν πυλίδα*, 101, 1 *τὸν κρημνὸν τὸν ὑπὲρ τοῦ ἕλους*, 102, 2 *τὸ δεκάπλεθρον προτείχισμα*, so läßt er durch den Gebrauch des Artikels und den Mangel einer näheren Auskunft über diese Punkte erkennen, daß die Leser seiner Zeit wußten, welche Örtlichkeiten und Befestigungswerke es waren. Fängt man heute an, eine dieser Stellen in der vermeintlich fehlerhaften Überlieferung auszuflicken, dann sieht man sich schnell zu gleicher Arbeit an einer verwandten genötigt. Wie St. an der angegebenen Stelle *ἐπὶ τὸ ἕλος* vermißt, so scheint ihm 101, 1 vor *τὸν κρημνὸν* „nicht bloß eine Präposition, sondern etwa *τὸ πρὸς νότον ἐπὶ* ausgefallen zu sein“. Und warum? Weil er 99, 1 *τὸ* nicht, wie seither alle Erklärer, zu *τεῖχος* zieht, sondern *τὸ πρὸς βορέαν* als adverbialen Ausdruck faßt. Und warum dies? Weil der Artikel befremdlich ist. Aus demselben Grunde will er auch (mit Stahl und Hude) 98, 2 korrigieren *ἐτειχίσαντο κύκλον* und hält er 100, 1 *ἡ δὲ μετὰ τοῦ ἑτέρου πρὸς τὸ σταύρωμα τὸ* (Vat. B ohne Artikel) *παρὰ τὴν πυλίδα* für „in erheblicher Weise verunstaltet“ (S. 295). Die Änderungen beseitigen die Schwierigkeiten nicht und verdienen somit keinen Vorzug vor der uns nicht ganz klaren Überlieferung. Ob *ὁ κύκλος* die Einschließungsmauer bedeutet oder den Ring, das „übliche“ Rundfort, von dessen notwendiger, selbstverständlicher Erbauung bei Belagerungen uns nichts bekannt ist, steht dahin. Daß aber *κύκλος* als erster Bestandteil, als die Hauptsache bei jeder Befestigungsmauer galt, beweist Pollux I 10, 170, der ihn an erster Stelle unter *τεῖχος* anführt: *τείχους δὲ μέρη κύκλος, περίκυκλος* usw. Wenn Classen und mit ihm Steup *ἐτείχισαν* gegen die Deutung „Einschließungsmauer“ verwerten: „Daß *ὁ κύκλος* hier (98, 2) unmöglich von der Einschließungsmauer selbst verstanden werden kann, beweist eben der Aorist *ἐτείχισαν*: denn jene kam nie zustande“, so

Digitized by Google

bemerkt C. Conradt „Zu Thukydides" (N. Jahrb. f. Ph. u. P. 1884 Bd. 129/130, S. 535) ganz treffend: „Nun freilich, die ganze kam nicht zustande, aber doch das Stück dort an jener Stelle". Ich füge hinzu: *ἐτείχισαν* kann bedeuten = nahmen den Bau in Angriff, wie 4, 45, 2, wo nachher ausdrücklich mit *ἐξετείχισαν* die Vollendung angegeben wird. Ein Zwang, *κύκλος* als Rundschanze zu fassen, liegt nicht vor. Das Wort heißt fortifikatorisch = Ring und wird wohl, wie dieses Wort bei uns, so bei den Griechen auch gebraucht worden sein, wenn der „Ring" auch nicht die ganze Stadt umschloß; denn er konnte ja durch natürliche Befestigung wie Steilfelsen u. dgl. an manchen Stellen entbehrlich oder unmöglich sein, wie dies für Syrakus aus 96 hervorgeht. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber bezeichnet Thuk. mit *ὁ κύκλος* auf der *Συκῇ*, *ἐπὶ ταῖς Ἐπιπολαῖς* das wohl bei Zernierungen gebräuchliche Rundfort, welches den Ausgang der Einschließungsschanzen bilden mußte, wie die Festungsmauern nur die Verbindung der „Rondelen" oder Basteien der späteren Zeit bildeten. Bei der Belagerung einer Stadt kam und kommt es doch immer zuerst auf Besetzung wichtiger Stützpunkte an, nicht auf die Anlage einer völlig umschließenden Absperrungsmauer. So werfen auch die Peloponnesier gegen Platää erst ein *χῶμα* auf (2, 75 ff.), dann schritten sie zur *περιτείχισις* (2, 77). Die Aufgabe der Erklärer des Thuk. ist, das Unbequeme der Überlieferung nicht durch Textesänderungen aus dem Wege zu räumen, sondern zu ertragen und, wenn es nicht ganz verständlich ist, weil uns die nötigen Kenntnisse für dieses oder jenes der Vorzeit Wohlbekannte noch mangeln, unser Unvermögen, eine völlig befriedigende Erklärung zu liefern, ruhig zu gestehen. Das gilt auch für 100, 1 *τὸ σταύρωμα τὸ παρὰ τὴν πυλίδα.*

So wenig wie die Annahme von Lücken sagt mir im allgemeinen die Meinung zu, daß durch die Schuld von Abschreibern Worte oder gar ganze Sätze an falsche Stellen geraten sind, so 11, 4. 33, 4. 99, 2. Den schönen Ausdruck 86, 3 *οἴδε δὲ οὐ στρατοπέδῳ, πόλει δὲ μείζονι τῆς ἡμετέρας παρουσίας*, in welchem dem bloßen *στρατοπέδῳ* so wirkungsvoll *πόλει δὲ* folgt mit dem Gegensatze *παρουσία*, möchte St., durch van Herwerden bedenklich gemacht, ändern in *οἴδε δὲ οὐ στρατοπέδου παρουσίᾳ, πόλει δὲ μείζονι τῆς ἡμετέρας*, was bei weitem nicht so kraftvoll wie das Überlieferte klingt und wenig Thukydideisch aussieht. Mit *παρεῖναι* spielt der Schriftsteller hier offenbar. Das zeigt § 2 *δυνάμει μείζονι πρὸς τὴν τῶνδε ἰσχὺν πάρεσμεν*, das auch der Schluß *ὅτε οὐδὲν ἔτι περανεῖ παραγενόμενον.* Vgl. ferner 76, 1 und 83, 2.

Wahrscheinlicher ist das Eindringen von Glossemen in den Text. Aber auch in der Annahme von solchen kann ein Herausgeber leicht zu weit gehen. Die Athetese 17, 5 hat schon Cl. in Erwägung gezogen; St. nimmt sie vor und stützt sie durch weitere,

Digitized by Google

aber nicht durchschlagende Gründe. 18, 3 will er *αὐτοῖς κίνδυνον εἶναι* als unecht ausscheiden, wie andere, wohl mit Recht. Dagegen macht mir der allerdings sonderbar gestellte Ausdruck *τὰς Ἑλληνίδας* 20, 2 nicht den Eindruck einer Randbemerkung. Ein Leser denkt nicht ohne weiteres daran, daß Nikias nur von den Hellenenstädten spricht. Das sagt ja St. selbst: „Wohl aber konnte ein Leser oder Erklärer sich veranlaßt sehen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß N. nur die hellenischen Städte Siziliens im Sinne habe“. Der Leser, der einen derartigen Zusatz für sich selbst oder andere für nötig erachtet, hat sicher die Stelle erst nicht richtig verstanden und will einem erneuten Mißverständnisse vorbeugen. Sollte das nicht auch der Schriftsteller bedacht haben, daß der bloße Ausdruck *πόλεις* irrige Vorstellungen erwecken könnte? Darum fügt er am Schlusse als Nebenbemerkung *τὰς Ἑλληνίδας* hinzu. — Wegen des Tempuswechsels *ἦσαν ... (εἰσὶ ...)* 27, 1 das Imperfekt zu streichen, wird schwerlich Billigung finden, da jenes zur Erzählung gehört und nicht zu entbehren, auch nicht durch *εἰσὶ* zu ersetzen ist, dieses die fortdauernde Landessitte bezeichnet (vgl. z. B. 1, 126, 4). Auch *οἱ πλεῖστοι* befremdet nach *ὅσοι* nicht. Vgl. 7, 20, 2 *ὅσοις οἷόν τε ἦν πλείστοις*. — Von der Beseitigung der Worte *τῇ παρούσῃ ῥώμῃ* 31, 1 muß die Erwägung abhalten, daß ein Leser doch die deutliche Angabe *διὰ τὸ πλῆθος ἑκάστων ὧν ἑώρων* gewiß nicht mit einer solchen Erläuterung deutlicher gemacht hätte. Ich kann in keinem Worte des vielversuchten Satzes etwas Unechtes erkennen. Die Menge des Aufwandes erfüllt die Athener mit dem Bewußtsein der Kraft. *ῥώμη* bezeichnet dieses so gut wie die äußerlich hervortretende Kraft selbst. Bei *ὄψει* beachtet man zu wenig den Gegensatz zu dem Vorhergehenden: Jetzt trat den Athenern zwar mehr, als früher, das Gewagte des Unternehmens vor die Seele; dennoch waren sie sichtlich (*τῇ ὄψει*) durch die Kraftentfaltung wegen der Fülle des einzelnen, das sie vor Augen hatten, voller Zuversicht. — Auch 32, 3 ist alles in Ordnung. *τοιοίδε λόγοι* sind Reden, die der vorher angegebenen Sachlage und der verschiedenen Auffassung (*ἠγγέλλετο μὲν ... οὐ μέντοι ἐπιστεύετο*) entsprechen, also = „dementsprechende Reden“. Erläuternd wird der folgende Gen. abs. *τῶν μὲν* usw. hinzugefügt. Es ist unrecht, ihn zu streichen. Zu loben ist die Verteidigung von *τοῖς δὲ* 35, 1. — Wird 40, 1 *ἢ ἀμαθέστατοί ἐστε* als vermeintliches Glossem beseitigt, dann hinkt *ὧν ἐγὼ οἶδα Ἑλλήνων* dem Superlativ *ἀξυνετώτατοι* nach, das doch auch schon den Gen. *πάντων* bei sich hat. Diese Einschränkung des *πάντων* auf die Hellenen ist viel auffälliger als die von *ὅσοι* durch *οἱ πλεῖστοι* 27, 1. Nein, die Überlieferung ist tadellos. Man lese nur laut den Satz, wie ich ihn in der Textausgabe der „Bibl. Teubner. Schultexte“ (1898) habe drucken lassen, und man wird ihn richtig finden: *ἀλλ' ἔτι καὶ νῦν, ὦ πάντων ἀξυνετώτατοι, εἰ*

μὴ μανθάνετε κακὰ σπεύδοντες (insofern ihr nicht merkt ...) — *ἢ ἀμαθέστατοί ἐστε, ὧν ἐγὼ οἶδα Ἑλλήνων, ἢ ἀδικώτατοι, εἰ εἰδότες τολμᾶτε* —“ usw.

Von der Besprechung der von St. gebilligten Verbesserungsvorschläge anderer will ich absehen und nur einige Änderungen, die der Herausgeber selbst vorschlägt oder vornimmt, erwähnen. 8, 2 hat er *ἥν τι περιγίγνηται* geändert in *ἥν τι περιγένηται* = falls von diesen (den Leontinern) ein Teil den Krieg (mit den Syrakusiern) überstanden haben sollte. Gegen den Gebrauch des Dativs *αὐτοῖς* statt des Genitivs läßt sich nichts einwenden. Die Änderung an sich lockt durch ihre Einfachheit. Der Zusatz selbst dagegen wäre doch seltsam. Denn die Athener werden doch wohl gewußt haben, daß noch Leontiner vorhanden waren (5, 4, 5. 6, 19, 1). Die Bedingung ist so überflüssig wie möglich. Ist aber der Gedanke unbrauchbar, dann fällt auch die Korrektur. Man muß eben *περιγίγνηται* fassen = es kommt etwas heraus (beim Kriege), wie sonst bei *ἐξ* 1, 144, 4. 2, 49, 5. — 17, 1 will mir *κἀνταῦθα ... ὡμίλησε* für *καὶ ταῦτα ... ὡμίλησε* nicht gefallen. — 20, 4 [*ἀπὸ*] *βαρβάρων τινῶν ἀπ' ἀρχῆς φέρεται* = infolge ihrer Herrschaft über einige Barbaren wird gesteuert, mindestens sehr schwerfällig. — 23, 1 für *πλήν γε πρὸς τὸ μάχιμον αὐτῶν τὸ ὁπλιτικόν* zu setzen *πρὸς τὸ μαχιμώτατον αὐτῶν, τὸ ἱππικόν*, grenzt an Willkür. 37, 1 heißt es doch *οὐθ' ὁπλίτας ἰσοπλήθεις τοῖς ἡμετέροις.* — 34, 4 *ὅτι οὐ περὶ τῇ Σικελίᾳ πρότερον ἔσται ὁ ἀγὼν ἢ* [*τοῦ*] *ἐκείνους περαιωθῆναι τὸν Ἰόνιον*, nicht übel. — 53, 1 empfiehlt St. zu schreiben: *καὶ ἐπ' ἄλλους τινάς, τῶν στρατιωτῶν τινων μετ' αὐτοῦ μεμηνυμένων* = da einige von den Soldaten mit ihm angezeigt waren. Der Änderung bedarf es nicht. Es ist zu interpungieren: *ἐπ' ἄλλους τινὰς τῶν στρατιωτῶν, τῶν μετ' αὐτοῦ* usw. = da seine Genossen als Mysterienfrevler angezeigt waren, während die anderen des Hermenfrevels wegen angezeigt waren. Beide Verbrechen werden immer geschieden, so im § 2. Im Kap. 60, 1 und 2 ist nur von dem einen die Rede, also weder da noch dort *περὶ τῶν Ἑρμῶν* oder dergl. zuzusetzen. Alkibiades hatte mit dem Hermenfrevel nichts zu tun. Vgl. 60 und 61. Wie 53, 1 heißt es von seinen Mitangeklagten wieder *οἱ μετ' αὐτοῦ.* — 86, 3 *ἔδειξαν δὲ καὶ ⟨κατ'⟩ ἄλλα*, nicht nötig. — Verlockend ist die Korrektur 87, 5 *ταύτην οὖν τὴν ἑτοίμην* (statt *κοινὴν*) *τῷ τε δεομένῳ καὶ ὑμῖν νῦν παροῦσαν ἀσφάλειαν μὴ ἀπώσησθε*; dennoch darf man sich von ihr nicht blenden lassen, da der Gedanke, daß die *ἀσφάλεια* beiden Teilen gemeinsam ist, schon 83, 2 betont wird: *καὶ νῦν τῆς ἡμετέρας ἀσφαλείας ἕνεκα καὶ ἐνθάδε παρόντες ὁρῶμεν καὶ ὑμῖν ταῦτα* (Steup mit Haacke und Cl. *ταὐτὰ*) *ξυμφέροντα.* In der Fortsetzung des Satzes möchte St. für das schwer zu deutende *ἀλλ' ἐξισώσαντες* setzen: *ἀλλὰ ξυστάντες*, eine recht geschickte Vermutung, die gleichwohl

Digitized by Google

zu verwerfen ist, weil ein Abschreiber schwerlich auf das seltene und eigenartig gebrauchte ἐξισώσαντες verfallen wäre, wenn er ξυστάντες vor sich gehabt hätte. Intransitiv wie hier steht ἐξισόω auch 5, 71, 3.

Je weniger im allgemeinen die Änderungsvorschläge Steups unseren Beifall finden, desto lieber stimmen wir zu, wo er die Überlieferung festhält und selbst zuweilen gegen Classen in Schutz nimmt, z. B. 6, 2 *Λεοντίνων*, weil von einem Bündnis der Egestäer mit den Leontinern, nicht mit den Athenern die Rede sei, 10, 5. 35, 1. 40, 1. 57, 1. 80, 1. 89, 3 l. 11. 91, 7. Wo er in der Auffassung und Erklärung von Cl. abweicht, gibt er es an, z. B. 2, 1 (*αὐτῶν* persönlich zu fassen), 7, 1 (*τινὰ* gehört zu *σῖτον*, nicht zu *ζεύγη*), 31, 4 (*ἐξουσίας*), 33, 6. Nach Poppos Vorgang klammert er im Gegensatz zu Cl. das nach *μή* stehende *ὅπως* als unecht ein, da sich für diese sonderbare Voranstellung der Negation kein zweites Beispiel findet und *μὴ ὅπως* sonst „nicht nur nicht“ bedeutet. In einer auch durch Antithese ähnlichen Stelle, III 46, 4 steht *προκαταλαμβάνω ὅπως μή*; da geht das Verbum *προκαταλ.* voraus. An unserer Stelle aber steht es zuletzt im Satze und somit hinter dem abhängigen Satze, bei dem es vor allem auf die Negation ankommt. Nach dem positiven Gliede *ἐπιόντα τις ἀμύνεται* erwartet der Leser unwillkürlich die Negation. Vermutlich hat der Schriftsteller diese des Nachdrucks halber in ganz ungewöhnlicher Weise dem ganzen zu verneinenden Satze *ὅπως ἔπεισι* vorausgestellt, als ob er sagen wollte *μὴ ἐπιόντα* = wenn er nicht angreift. *ὅπως μή* ist ohne Zweifel das Regelrechte, aber auch erheblich Schwächere. Bei *προκαταλαμβάνειν* setzt Th. nicht das bloße *μή*, sondern *ὅπως μή* oder *ἵνα μή*. In dem Sinne „nicht nur nicht“ konnte kein Grieche hier *μὴ ὅπως* verstehen, da *ἀλλὰ καὶ* vorhergeht. Bei der Übereinstimmung der Handschriften, von denen nur eine schlechtere die Umstellung vornimmt, soll man die Merkwürdigkeit des Ausdrucks lassen, dessen Kraft man bei lautem Lesen empfindet.

Mit dem vorliegenden Falle der Voranstellung der Negation möchte ich die Fälle vergleichen, in denen sie vor die Präposition tritt, während man sie bei dem folgenden Nomen erwartet: I 91, 4. 141, 5; III 62, 3. 67, 1, wo Krüger noch andere Beispiele angibt; VI 86, 2. Vgl. den Index bei Krüger und über die nachdrucksvolle Stellung der Negation überhaupt dessen Grammatik § 67, 10 Anm. 4, 5 und 6. — Abweichender Ansicht ist St. auch 104, 2, wo er, gleichfalls mit Poppo, *κατὰ τὸν Ταραντῖνον κόλπον* schreibt, während Cl., wie die meisten neueren Herausgeber, auch ich, *κατὰ τὸν Τεριναῖον κόλπον* (nach Göller) als mutmaßliches Glossem einklammerten. Wiederholte eingehende Beschäftigung mit der Stelle hat mich von meinem früheren Argwohn zurückgebracht. Ich halte mit C. Conradt (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 129/130 S. 534) die Worte für richtig. Daß sich „hier zuweilen

Digitized by Google

ein heftiger Nordwind" erhebt, der sich vom Meerbusen von S. Euphemia, dem Terinaios oder Lametikos (Aristot. Pol. 1329b), nach dem von Squillace über die eine halbe Tagereise (18 ital. Meilen) breite Landenge „durchdrängen muß" (Conradt), bestätigt Joh. Heinr. Bartels in seinen „Briefen über Kalabrien und Sizilien" (I, 2. Aufl., S. 36. 1791). Lokri Epizephyrii war dem Westwinde ausgesetzt (Strabo VI 7). Ein Nordwest hieß Ἰάπυξ oder Σκυλλη-τῖνος. Vielleicht war der aus dem Terinaiosbusen wehende, durch das Gebirge umschlagend, ein Nordost. Solange über die in diesen Meeresgegenden wehenden Winde keine ganz bestimmten Kenntnisse bestehen, wird man gut tun, Nachrichten alter Schriftsteller nicht ohne weiteres beiseite zu schieben durch Textesänderungen. Die Angaben selbst können ja auch auf Irrtum oder Mißverständnis des Berichterstatters beruhen, so daß sie zwar der Richtigstellung bedürfen, der Text jedoch beibehalten werden muß.

So wenig im einzelnen Steups Ansichten meine Zustimmung finden, so hoch schätze ich seine gründliche Arbeit als Ganzes. Seine Zweifel nötigen zu aufmerksamster Lesung und Prüfung des Überlieferten, seine Vorschläge verdienen eingehende Beachtung, sein Schaffen uneingeschränkte Anerkennung.

Hadamar. S. Widmann.

O. Utescher, Rechenaufgaben für höhere Schulen. In drei Heften auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Heft III: Lehrstoff der Quarta. Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Breslau 1906, Ferd. Hirt. 56 S. 8. 0,40 ℳ.

Das Heft I dieses Rechenbuches habe ich in dieser Zeitschrift im Jahre 1895 angezeigt, das Heft II habe ich aber nicht zur Anzeige erhalten. Jetzt liegt nun das Heft III in der dritten Auflage vor. Es enthält im allgemeinen die für den Rechenunterricht notwendigen Aufgaben des praktischen Lebens, daneben aber auch Aufgaben zur Wiederholung und für die abgekürzte Rechnung mit Dezimalbrüchen. Das, was ich früher von dem Lehrgange in dem ersten Hefte sagte, gilt auch von den Aufgaben dieses Heftes: sie unterscheiden sich nicht wesentlich von den in andern Rechenbüchern gegebenen Aufgaben. Der Verf. zieht so ziemlich alle für das Rechnen brauchbaren Verhältnisse in das Feld seiner Betrachtung unter Berücksichtigung der Kenntnisse, die bei einem Quartaner vorauszusetzen sind. Zu den Aufgaben für das abgekürzte Rechnen hätten einige vorgerechnete Beispiele hinzugefügt werden können; sie dürften das Wesen dieses Rechnens jedenfalls klarer machen als die am Schlusse des Heftes gegebenen ganz unklaren Regeln für die Multiplikation und die Division.

Berlin. A. Kallius.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Erster Band: A bis Cambrics. Leipzig und Wien 1906, Bibliographisches Institut. 1040 S. eleg. geb. 12 *M*.

Was die erste Lieferung versprach und die Verlagshandlung in Aussicht stellte (s. oben S. 611) leistet der vorliegende erste Band durchaus. Es findet sich hier eine Fülle des Wissens und der Belehrung in klarer und jedermann verständlicher Sprache, die dem Werke gewiß zu einer weiten Verbreitung verhelfen wird. Besonders in die Augen fallen die geographischen Artikel mit den dazu gehörenden vorzüglichen Karten und Tafeln und den sich anschließenden Erörterungen sozialer und politischer Fragen. Die Illustrationen sind ausgezeichnet.

2. Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1907. XI. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 1,85 *M*.

Der Meyersche Kalender hat auch beim Eintritt in das zweite Dezennium seines Bestehens sich im Wesen nicht verändert. Auf die Fülle vielseitigen Anschauungsmaterials kann nicht genug hingewiesen werden. Was für prächtige Alpenbilder bringt z. B. der neue Jahrgang! Sie müssen um so willkommener sein, als sie fast durchgehends als Typenbilder gewählt sind, deren charakteristische Einzelheiten der erklärende Text mit kurzen Worten herauszuheben pflegt. Es lohnt sich, dieses sehr brauchbare Anschauungsmaterial systematisch zu sammeln. — Der Kalender eignet sich auch zum Aufhängen in Klassenzimmern. „Die Schüler sollen ihn tüchtig studieren, sollen vor allem nachprüfen, ob die Angaben stimmen, andernfalls aber der Redaktion Mitteilung machen und so mithelfen, daß dieser ihr Schulkalender immer vollkommener werde“.

3. Chr. Rogge, Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Kulturbilder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Nach eigenen Erlebnissen im Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27. Berlin 1906, C. A. Schwetschke und Sohn. — Der Verf. hat sich eine kulturgeschichtliche Aufgabe gestellt und erzählt mit anregender Frische vorzugsweise von den kleinen Vorkommnissen, aus denen sich das Leben des Kriegers zusammensetzt. Das Buch ist für Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen.

4. E. Keller, Die Erziehung als Kunst auf wissenschaftlicher Grundlage. Vortrag. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 24 S. Lex.-8. 0,80 *M*. (S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik XIII.)

5. M. Martin, Die weiblichen Bildungsbedürfnisse der Gegenwart. Mit einem Nachwort von R. Seeberg. Berlin 1906, Trowitzsch & Sohn. 72 S. 1,50 *M*.

6. K. A. M. Hartmann, Der Schularzt für höhere Lehranstalten. Eine notwendige Ergänzung unserer Schulorganisation. Leipzig 1906, B. G. Teubner. 32 S. Lex.-8. 0,80 *M*.

7. Fünfter Bericht des Komitees für Deutsche Evangelische Seemannsmission für die Zeit vom 1. April 1905 bis 1. Juni 1906. 49 S. Von der Geschäftsstelle, Berlin W. 35 Genthinerstr. 38, unentgeltlich zu beziehen.

8. R. Fricke, Le langage de nos enfants. Cours primaire de français. Französisch für Anfänger. I. Cours élémentaire. Erster Teil (für Sexta). X u. 202 S. gr. 8. geb. 2 *M*. Mit einem Begleitwort. 13 S.

Digitized by Google

9. K. Quiehl, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Vierte Auflage. Marburg 1906. N. G. Elwert. VIII u. 332 S. gr. 8. 5 M, geb. 5,80 M.

10. K. Ploetz, Vocabulaire systématique et guide de conversation française. Methodische Anleitung zum Französisch Sprechen. Einundzwanzigste Auflage, neu bearbeitet von R. Ploetz und G. Ploetz. Berlin 1906, F. A. Herbig. XVI u. 546 S. geb. 3,30 M.

11. K. Meurer, Kurzgefaßte französische Wiederholungs-Grammatik. Nebst einer Synonymik, einer Verslehre, einem Abriß der französischen Literaturgeschichte und mit Anmerkungen versehenen Musterstücken zum Übersetzen aus dem Deutschen und Französischen. Mit besonderer Berücksichtigung der schriftlichen und mündlichen Prüfungen. Für Sekunda und Prima. Dritte Auflage. Leipzig 1906, Heinrich Bredt. IV u. 106 S. kart. 1 M.

12. F. Petzold, Die Synonyma in Barraus Histoire de la Révolution française nebst sachlichen Zusammenstellungen (Reichstag, Gerichtswesen, Heer, Krieg usw.). Mühlhausen i. Th. 1906, F. Schröter. 35 S. 0,60 M.

13. H. Gröhler, Die Entwickelung französischer Orts- und Landschaftsnamen aus gallischen Volksnamen. Progr. Friedrichs-Gym. Breslau 1906. 46 S.

14. W. Ricken, La France, le pays et son peuple. Récits et tableaux du passé et du présent. Neuvième édition. Chemnitz und Leipzig 1906, Wilhelm Gronau. VIII u. 363 S. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. 3 M.

15. W. Ricken, Kleines französisches Lesebuch nebst Gedichtsammlung. Mit Karten, Illustrationen, einem Wörterverzeichnis und einer Auswahl von Bildern aus dem täglichen Leben und von zusammenhängenden Briefen. Vierte Auflage. Chemnitz und Leipzig 1906, Wilhelm Gronau. 201 S. 8. geb. 2,60 M.

16. W. Ricken, Einige Perlen französischer Poesie (36) von Corneille bis Coppée. Für den französischen Unterricht der höheren Schulen und Lehrerseminare. Nebst einem Anhang von Übersetzungen deutscher Gedichte (6), einer Verslehre usw. Zweite Auflage. Chemnitz und Leipzig 1906, Wilhelm Gronau. 55 S. gr. 8. kart. 0,80 M.

17. R. Degenhardt, Lehrgang der englischen Sprache. I. Grundlegender Teil. 60. Auflage, der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von K. Münster. Dresden 1906, L. Ehlermann. XII u. 288 S. gr. 8. geb. 2,50 M.

18. J. Ellinger und A. J. P. Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe A (für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten). Teil II: An English Reader. With 51 illustrations and 4 maps. Wien 1906, F. Tempsky. 318 S. gr. 8. 4 K, geb. 4 K 50 h.

19. G. Krüger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von W. Wright bearbeitet. Teil II: Grammatik. Leipzig 1906, G. Freytag. 375 S. gr. 8. geb. 4 M.

20. B. Carstens, Repetitorium der englischen Grammatik. Hamburg 1906, Otto Meißners Verlag. VI u. 100 S. 8. geb. 2 M.

21. K. Meurer, Englische Synonymik für Schulen. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und Berücksichtigung des Französischen. Nebst einem englischen, deutschen und französischen Wortregister. Vierte Auflage. Leipzig 1906, Heinrich Bredt. IV u. 120 S. gr. 8. geb. 2 M.

22. A Christmas Posy. Stories and Sketches of Christmas Time by Maarten Maartens, Bret Harte, Harding Davis, and other authors. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Bube. Leipzig 1906, G. Freytag. 164 S. 1,60 M. Wörterbuch 62 S. 0,60 M.

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JAN 11

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LX. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE VIERZIGSTER JAHRGANG.

DEZEMBER.

BERLIN 1906.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASZE 94.

Digitized by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Gymnasialdirektor Prof. Dr. Müller, Berlin S. 42, Brandenburgstr. 37.
Bücher, Karten u. s. w. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Der pädagogische Wert der Phantasie, von Professor Dr. O. Weißenfels (†) . . . 741

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

P. Schwenke und A. Hortzschansky, Berliner Bibliothekenführer, angez. von Oberlehrer Dr. R. Ullrich in Pankow bei Berlin . . . 763
P. Geyer, Der deutsche Aufsatz, angez. von Professor Dr. R. Brendel in Stargard in Pommern . . . 770
J. Bräuninger, Grundlagen der deutschen Sprachlehre nebst Stillehre, Versmaßlehre, Dichtungslehre und den nötigen Behelfen der Denklehre; R. Lippert, Lehrbuch der deutschen Sprache, Teil I: Satz- und Wortlehre; Teil II: Lautlehre, Mundarten, Bedeutungswandel, geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache; A. Engelien, Die deutsche Wortbildung, für den Schulgebrauch methodisch dargestellt, 2. Auflage von H. Jantzen, angez. von Professor Dr. P. Wetzel in Pankow bei Berlin . . . 784
P. Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform, gesammelte Aufsätze, angez. von Gymnasialdirektor Prof. Dr. H. F. Müller in Blankenburg a. Harz . . . 791
Chr. Ostermann, Lateinisches Übungsbuch, Teil II (Quinta), Ausgabe C, bearbeitet von H. J. Müller und G. Michaelis, angez. von Oberlehrer Dr. R. Berndt in Lyck . . . 795
Thukydides erklärt von J. Classen. Band VI (Buch 6), 3. Auflage von J. Steup, angez. von Gymnasialdirektor Dr. S. Widmann in Hadamar . . . 799
O. Utescher, Rechenaufgaben für höhere Schulen, Heft III: Lehrstoff der Quarta, 3. Auflage, angez. von Professor Dr. A. Kallius in Berlin 810

Eingesandte Bücher . . . 811

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1906.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages

Digitized by Google

Schriften zum Turnunterricht

aus dem Verlage der

Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin

SW. 68, Zimmerſtraße 94.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gerätkunde

für

Turnlehrer und Turnvereine

von

E. Kregenow, Städt. Turnwart, und **W. Samel,** Turnlehrer.

Mit 224 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8. (VIII u. 125 S.) 1905. Geb. 3,60 M.

Seit 1883 iſt kein zuſammenfaſſendes Werk über Gerätkunde geſchrieben worden, und doch haben die letzten zwanzig Jahre große Fortſchritte auch auf dieſem Gebiete gebracht. Dieſe Tatſache mag die Herausgabe des vorliegenden Sammelwerkes rechtfertigen. Die Verfaſſer waren beſtrebt, ein Bild der bewährten neueren und neueſten Geräte einer guten Turnhalle zu geben. Das Buch ſoll den Turnvereinen bei der Auswahl der Geräte behilflich ſein und ſich beſonders dem angehenden Turnlehrer bei ſeiner Vorbereitung auf die Turnlehrerprüfung als willkommener Wegweiſer und ſpäter im Amt als treuer Ratgeber zur Verfügung ſtellen.

Inhalt: I. Allgemeine Erläuterungen. — II. Reck. — III. Barren. — IV. Schaukelgeräte. — V. Kletter- und Steigegeräte. — VI. Springgeräte. — VII. Schwebegeräte. — VIII. Handgeräte. — IX. Volkstümliche Geräte. — X. Spielgeräte. — XI. Wortregiſter. — XII. Nachſchlag für Abbildungen.

„Die Verfaſſer und der Verlag ſind durch Herausgabe dieſes Buches einem längſt empfundenen Bedürfnis entgegengekommen.“ **Pädagog. Blätter für Lehrerbildung.**

„Die Arbeit der erfahrenen und auf dem Gebiete der Gerätkonſtruktion ſogar erfinderiſch tätigen Verfaſſer wird man mit Freude begrüßen.“

Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen.

Digitized by Google

Vorturnerſtunden in Turnvereinen

ſowie

Vorturnerhandbuch für das Riegenturnen.

(Auch für die Oberklaſſen höherer Lehranſtalten.)

272 Übungsgruppen

an Geräten für alle Fähigkeitsſtufen mit Berückſichtigung des Übungsſtoffes für Altersriegen

von

Otto Scharf,

Hauptturnlehrer in Krefeld.

8. (VIII u. 237 S.) 1905. Geb. 3 M.

Die Übungsgruppen ſind von dem Verfaſſer, der ſeit 25 Jahren die ſämtlichen Turnabteilungen des Krefelder Turnvereins leitet, nicht mit Hilfe von Lehrbüchern entworfen, ſondern frei behandelt und dem praktiſchen Turnbetrieb angepaßt.

Der Hauptzweck dieſer Sammlung iſt, unmittelbar den Stoff zu bieten und zu neuen Übungsgruppen anzuregen.

Inhalt: 1. Reck. — 2. Pferd. Doppelpferd. — 3. Barren, Doppelbarren. — 4. Ringe, Schaukelreck. — 5. Leitern, Kletterſtangen. — 6. Bock, Doppelbock. — 7. Tiſch — 8. Freiſprung, Schrägbrett, Gewichtheben. — 9. Zuſammengeſtellte Geräte.

„Soll nun das jüngſte Erzeugnis geſammelter Übungsgruppen unter das Meſſer der Kritik geſtellt werden, ſo muß ein günſtiges Urteil gefällt werden, da das neue Werk des Hauptturnlehrers Otto Scharf mit zu den beſten ſeiner Art zählt, eine Arbeit, die aus der Praxis für die Praxis in glücklichem Wurfe gelang. Nichts Schulmeiſterliches haftet an, der Inhalt iſt frei behandelt und dem praktiſchen Turnbetriebe angepaßt. Jeder Vorturner findet darin viel wertvollen Stoff für ſein Riegen- und Gemeinturnen, insbeſondere aus dem jetzt ſo bevorzugten Gebiete der Turnübungen auf zuſammengeſtellten Geräten. Für die Oberklaſſen höherer Lehranſtalten wird das Buch ein willkommenes Hilfsmittel ſein. Was ſchließlich die äußere Ausſtattung des Werkes betrifft, ſo iſt das Buch in Druck, Zeichnung, Papier und Einband tadellos und äußerſt geſchmackvoll gehalten, verdient ungeteilten Beifall, unbeſtrittenes Lob und läßt den Preis ſehr niedrig erſcheinen."

Deutſcher Turnerhort 1905. Nr. 14.

Das Keulenſchwingen.

Eine zu einem Lehrgange geordnete Sammlung von Übungsſpielen für den Betrieb

in Schulen, Turnvereinen und Frauenabteilungen

von

Otto Scharf, Hauptturnlehrer in Krefeld, und **Fr. Schröder,** Oberturnlehrer in Bonn.

Mit 19 Abbildungen. 8°. (VIII u. 95 S.) 1894. Kart. 1,20 M.

Digitized by Google

Schriften von A. Hermann,
vorm. Turninſpektor in Braunſchweig.

Reigen für das Schulturnen.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Mit Abbildungen.

gr. 8. (VIII u. 232 S.) 1904. Geb. 3,80 M.

Inhalt: Lieder-Spielreigen für Mädchen: „Frau Schwalbe“, „Gucuck“, „Wipp, wipp, wipp Fiſchlein“, „Liebe Schweſter, tanz mit mir“. — Liederreigen für Mädchen oder Knaben: „Der Himmel lacht“, „Lieb' Heimatland ade“, „Es ziehn nach fernen Landen.“ — Liederreigen für Mädchen: „Friſch auf zum frohen Tagewerke“, „Wenn zu zweien“, „Tage der Wonnen“, „Von des Rheines Strand“, „Singend ziehet durch die Lüfte“, „Wohlauf noch getrunken“, „Faſſet zum fröhlichen Reigen die Hände“, „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten“, „In kühler Waſſerflut“, „Elfen-Reigen“, „Linde Nacht“, „Die Wieſenblumen alle“, „Auf, was ſich fröhlich regt“, „Hört ihr nicht den Ruf erklingen“, „Draußen iſt alles ſo prächtig“. — Reigentanz mit Schleier. — Liederreigen für Knaben: „Hinaus in die Ferne“, „Durch Feld und Buchenhallen“. — Tanzreigen für Mädchen: 2 ohne Text Mazurka: „Auf den Bergen iſt's ſo ſchön“, ein Tanzreigen nach Art der Tyrolienne, Menuett — Tanzreigen für Mädchen oder für Erwachſene: Polkatakt, Ländler, Mazurka Großes Menuett. — Liederreigen: Menuett-Form. „Kommt, laßt im Chor uns ſingen“ — 2 Tanzreigen nach Art der Gavotte. — Ballreigen für Mädchen: „Der Mai iſt gekommen“. — Ballreigen für Mädchen. — Kanon-Ballreigen für Mädchen: „Im bunten Wechſelſpiele“. — 2 Stabreigen für das Mädchen- und Frauenturnen. — Hantelübungen in reigenartigen Wechſeln. — Aufzug mit eingelegten Reigenwechſeln für Mädchen. — Aufzug zum Reigen.

Fest im Takt!

Leichte Tonstücke, Sing- u. Tanzweisen zum Gebrauch beim Turnunterricht.

4. (VIII u. 80 S.) 1895. Geh. 3 M., geb. 3,60 M.

Inhalt: I. Teil. Tonstücke, Sing- und Tanzweisen im $^{2}/_{4}$- und $^{4}/_{4}$-Takt zu einfachen Übungen und Verzierungen. II. Teil. Tonstücke, Sing- und Tanzweisen im $^{3}/_{4}$- und $^{6}/_{8}$-Takt zu einfachen Übungen und Verzierungen. III. Teil. Tonstücke in verschiedenen Taktarten zu Übungsverbindungen (-Gefügen, -Folgen, -Ketten).

Ball-Übungen.

Das Ball-Werfen und Ball-Fangen als notwendige Fertigkeiten zur Betreibung der Ballſpiele und als Turn-Übungsſtoff. Nebſt einem Ballreigen.

Mit 21 Figuren.

2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. (XI u. 78 S.) 1894. Kart. 1,20 M.

Springreifen-Übungen.

In planmäßiger Folge für das Mädchenturnen bearbeitet.

gr. 8. (33 S.) 1895. Geh. 60 Pf.

Digitized by Google

Die Turnlehrer

an den

höheren Lehranſtalten Preußens

und der Geiſt des Turnlehramts

von

Dr. Edmund Neuendorff,

Direktor der Städtiſchen Realſchule in Haspe.

gr. 8. (135 S.) 1905. Geh. 2,40 M.

Inhalt:

Kap. I. Der Geiſt des Turnunterrichts an den höheren Lehranſtalten. — Kap. II. Der Bildungsweg der preußiſchen Turnlehrer. — Kap. III. Die amtlichen Beſtimmungen im allgemeinen. — Kap. IV. Die Prüfung der Extraneer. — Kap. V. Die Perſonenfrage. — Kap. VI. Die Univerſitätskurſe. — Kap. VII. Die Königliche Turnlehrerbildungsanſtalt. — Kap. VIII. Die Fortbildung der Turnlehrer. — Schlußwort.

„Überhaupt iſt die Schrift reich an allgemein intereſſanten Ausführungen, getragen von glühender Begeiſterung für die Turnſache und die Jugenderziehung. Die Kritik, die der Verfaſſer an den beſtehenden Verhältniſſen übt, iſt überall ſtreng ſachlich, verliert ſich niemals in nutzloſe Klagen oder in undurchführbare Forderungen, ſondern ſie kommt zu poſitiven Verbeſſerungsvorſchlägen, die zum allermindeſten eine wohlwollende und genaue Prüfung verdienen und ſie, ſo hoffen wir, in Fachkreiſen und ſeitens der Behörde wohl auch erfahren wird."

Prof. L. Balſer, Darmſtadt, in „Geſunde Jugend" 1906.

„Es iſt eine verdienſtvolle Arbeit, die hier vor uns liegt. Sie deckt Schäden auf, ſucht deren Gründe aufzufinden und für deren Abhilfe Mittel zu erſinnen. Verf. iſt mit Recht der Meinung, daß das Turnen an den höheren Schulen Preußens immer noch nicht in diejenige Stellung gelangt iſt, welche es verdient, daß beſonders die Luſt am Turnen bei Lehrern und Schülern großenteils gering iſt. Die Schuld daran trägt nach ſeiner Meinung vor allem die Ausbildung der Turnlehrer. . . . Es ſind ſehr viele gute, kluge, beherzigenswerte Gedanken in der kleinen Schrift niedergelegt. Man erkennt auf Schritt und Tritt den erfahrenen Mann der Praxis, der bei aller Begeiſterung für das Turnen doch weiß, daß der Durchſchnittsturnlehrer nicht immer an einem Übermaß von Eifer und Begeiſterung für ſein Fach leidet, daß dieſer aber gleichwohl brauchbar gemacht werden muß, um das Ziel des Turnens auf der Schule zu erreichen, während allerdings der begeiſterte Turnlehrer und das pädagogiſche Talent ſeinen Weg in jedem Falle allein findet. Möchten recht viele, die es angeht, das kleine Buch leſen, die Gedanken und Vorſchläge prüfen und dann an geeigneter Stelle durchſetzen!" Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Die Erziehung zum Mute
durch Turnen, Spiel und Sport.

Die geiſtige Seite der Leibesübungen.

Von

Dr. Konrad Koch,

Profeſſor am Herzoglichen Gymnaſium Martino-Katharineum
zu Braunſchweig.

Gr. 8°. (IV u. 224 S.) 1900. Geh. 4 M., geb. 4,80 M.

Die geiſtige Seite der Leibesübungen iſt bis auf die neueſte Zeit in der wiſſenſchaftlichen Pädagogik wie in den turneriſchen Fachſchriften wenig beachtet. Zwar wird oft genug ausgeſprochen, daß durch Turnen, Spiel und Sport nicht allein der Körper und deſſen Muskeln und Nerven ausgebildet werden ſollen, ſondern auch Mut und Beſonnenheit, Geiſtesgegenwart und Beharrlichkeit. Indeß man begnügt ſich meiſt, das im allgemeinen anzuerkennen. Im vorliegenden Buche iſt zum erſten Male nachgewieſen, auf welche Weiſe durch die Leibesübungen dieſe ſittlichen Eigenſchaften entwickelt und geſchult werden, und wie ſich ihr Betrieb zu geſtalten hat, um einen ſolchen Einfluß ausüben zu können. Indem Verfaſſer den Mut im weiteſten Sinne des Wortes als die Haupttugend des Willens auffaßt, findet er das Weſen der Leibesübungen darin, daß ſie gleichzeitig auch Mutübungen ſein und, um ihren höheren Zweck nicht zu verfehlen, der Erziehung zum Mute förderlich ſein ſollen.

„In dem geſamten turneriſchen Schriftentume iſt kein Buch zu finden, daß die erziehliche Seite des Turnens ſo eingehend und gründlich behandelt. Es darf in keiner Schulbibliothek fehlen und wird auch bei den Schülern der oberen Klaſſen ſeine Anziehungskraft bewähren."

Schulrat Dr. Küppers in der Monatsſchrift für das Turnweſen.

„Das Buch kann allen Vereinen unſerer deutſchen Turnerſchaft, allen Turnlehrern, Turnern und Turnfreunden nur auf das wärmſte und angelegentlichſte empfohlen werden."

Deutſche Turnzeitung.

„Ein auf lange Zeit hin abſchließendes Buch, eine Art von standard-work."

Pädagog. Archiv.

Digitized by Google

Verordnungen

und

amtliche Bekanntmachungen

das Turnweſen in Preußen

betreffend.

Geſammelt von Prof. Dr. E. Euler und Prof. Gebh. Eckler.

Dritte neu bearbeitete Auflage

herausgegeben von

Prof. Gebh. Eckler.

gr. 8. (118 S.) 1902. Kart. 1,60 M.

Unentbehrlich für alle Schulanſtalten, Schulbehörden, Turnlehrer u. Turn-Vereine.

Lehrſtoff für den Turnunterricht

an höheren Lehranſtalten,

nach Klaſſen geordnet.

Im Auftrage des Berliner Turnlehrervereins

herausgegeben von

Dr. O. Bohn, Profeſſor und Turnlehrer.

E. Kregenow, Städtiſcher Turnwart.

R. Pape, Städtiſcher Turnwart.

R. Thiede, Turnlehrer.

gr. 8. (62 S.) 1897. Kart. 0,75 M.

Auf Grund langjähriger Erfahrungen haben die Verfaſſer für jede Klaſſe Übungen zuſammengeſtellt, die mit leichten Formen beginnen und allmählich zu ſchwereren fortſchreiten. Auch die ſogenannten volkstümlichen Übungen und Turnſpiele werden behandelt und je nach ihrer Eigenart einzelnen Klaſſen zugewieſen.

Der Turnunterricht

in der Volksſchule

und in den unteren Klaſſen der höheren Lehranſtalten.

Ein Übungsbuch zur Benutzung des amtlichen Leitfadens

bearbeitet von

Fr. Schroeder,

ſtädt. Oberturnlehrer und Univerſitäts-Turnlehrer in Bonn.

Mit Abbildungen.

gr. 8. (271 S.) 1902. Geh. 3,50 M., geb. 4 M.

Das vorliegende Werk ſoll ein Hilfsbuch ſein zur Erteilung des Turnunterrichts in den Volksſchulen, den Lehrerſeminarien und den unteren Klaſſen der höheren Lehranſtalten. In ſtrenger Anlehnung an den Leitfaden für den Unterricht in den preußiſchen Volksſchulen enthält es den Übungsſtoff, der im Leitfaden ſyſtematiſch geordnet iſt, für die Erfüllung der Unterrichtszwecke in vier Stufen methodiſch geordnet.

Digitized by Google

Deutſcher Sang.

Liederbuch für die turnende Schuljugend.

Herausgegeben von der

Turnvereinigung Berliner Lehrer.

11. Zehntauſend.

— 16°. (78 S.) Steif geheftet. Preis 10 Pf. —

Die deutſche Kirche weiß, welche Fülle des Segens einem Gemeinde-Geſangbuch entſtrömt; der deutſchen Schule fehlt bis zum heutigen Tage ein ſolches Geſangbuch, welches die jugendliche Gemeinde erbaut, die deutſche Geſinnung als Erbteil der Väter im deutſchen Liede verherrlicht. Die Forderung aber, die Liedertexte ſind dem Gedächtnis der Kinder **unverlierbar** einzuprägen, iſt nie erfüllt worden und wird nie erfüllt werden. Deshalb hat die Turnvereinigung Berliner Lehrer, die es während ihres mehr als 40 jährigen Beſtehens ſtets zu ihren vornehmſten Aufgaben zählte, mit der Jugend vereint aus der Heilquelle des deutſchen Liedes zu trinken, das vorliegende Liederbuch zunächſt der turnenden Schuljugend gewidmet, **damit in Schule und Haus, bei Spiel und Turnfahrt das liebe deutſche Lied ſo lange geſungen werde, bis die köſtlichen Erbgüter Tugend und Frohſinn, Turn- und Wanderluſt, Heimat- und Vaterlandsliebe überall im deutſchen Volksherzen und -munde wieder lebendig ſind.**

Das Heftchen enthält 102 Lieder.

Die unverfälſchte Wiedergabe der Texte, die ſchmucke Ausſtattung und der niedrige Preis des „Deutſchen Sanges“ haben in der Preſſe einſtimmige Anerkennung gefunden und bewirkt, daß in 7 Jahren 100000 Exemplare verkauft wurden.

Eins der vielen günſtigen Urteile lautet:

„Der unverfälſchten Wiedergabe der Texte, der ſchmucken Ausſtattung und des niedrigen Preiſes wegen kann das Turnliederbuch für Spiel und Turnfahrt, für Schule und Haus zur Pflege und zum Preis von Tugend und Frohſinn, Turn- und Wanderluſt, Heimat- und Vaterlandsliebe aufs wärmſte empfohlen werden.“ **Preußiſche Lehrer-Zeitung.**

Die Übung des Herzens und des Kreislaufs von **Dr. med. Ferd. Aug. Schmidt.** 8. (20 S.) 1893. . . . . geb. 50 Pf.

Die Gymnaſtik an den ſchwediſchen Volksſchulen von **Dr. med. Ferd. Aug. Schmidt.** Mit 40 Abbild. 8. (50 S.) 1900. kart. 1 M.

Schlagball und Barlauf. Regeln und Winke von **O. Bohn,** Prof. u. ſtädt. Turnwart in Berlin. 8. (24 S.) 1895. . . . . geb. 25 Pf.

Hygiene des Turnens. Ein Leitfaden für Lehrer und Lehrerinnen von **Dr. med. Fr. Dornblüth** in Roſtock. 8. (VI u. 100 S.) 1897. geb. 1,50 M.

Das Ideal des Bewegungsſpiels und ſeine Verwirklichung. Ein Beitrag zur Theorie des Spiels von **Dr. G. Witte.** gr. 8. (55 S.) 1896. . . . . geb. 1,20 M.

Die k. k. Univerſitäts-Turnanſtalt in Wien. Ein Beitrag zur Geſchichte des Schulturnens in Öſterreich von **G. Lukas,** Turnlehrer. 8. (36 S.) 1888. . . . . geb. 1 M.

Die Übungen im Hang an den wagerechten Leitern von **G. Lukas,** Turnlehrer. gr. 8. (16 S.) 1892. . . . . geb. 40 Pf.

Digitized by Google

Das Mädchenturnen.

Ein Wegweiſer zur Erteilung eines methodiſchen Turnunterrichts nebſt Lehr- und Wochenſtoffplänen.

Von

Klara Heßling,

Vorſteherin einer höheren Mädchenſchule und eines Lehrerinnen-Seminars und Leiterin eines Kurſus zur Ausbildung von Turnlehrerinnen in Berlin.

Vierte, verbeſſerte Auflage. — Mit 138 Abbildungen.

gr. 8. (VIII u. 426 S.) 1905. Geb. 6 M.

Aus dem Vorwort.

Auf wiederholtes Bitten meiner zahlreichen Schülerinnen habe ich mich zur Herausgabe dieſes Buches entſchloſſen, welches den Turnunterricht ſchildert, wie ich ihn ſeit einer Reihe von Jahren erteile. Möge es denen, die ſich auf den Turnlehrerinnenberuf vorbereiten, eine Stütze, denen, die bereits im Amte ſind, ein willkommener Ratgeber ſein!

Als Lehrerin in den verſchiedenen Klaſſen der höheren Mädchenſchule und im Seminar, als Leiterin von Kurſen zur Ausbildung und Fortbildung von Turnlehrerinnen, als Lehrerin in den Staatsturnkurſen, zu denen ich durch das Vertrauen des Königlichen Unterrichts-Miniſteriums ſeit dem erſten Kurſus im Jahre 1880 alljährlich einberufen worden bin, iſt es mir vergönnt geweſen, eine Fülle von Anregungen zu empfangen und die mannigfachſten Erfahrungen zu ſammeln, und die fröhliche Luſt, die meine kleinen und großen Schülerinnen dem Turnen ſtets entgegenbrachten, ſtärkte in mir die Neigung, mich der Vertiefung und Ausgeſtaltung dieſes an erziehlichen Momenten ſo reichen Faches immer mehr zu widmen.

So enthält das Buch eine Methode, die erprobt iſt, einen Lehrplan, der ſich als zweckmäßig bewährt hat, Übungsſpiele, wie ſie ohne Schwierigkeit vorgenommen werden konnten.

Möge das Buch eine freundliche Aufnahme finden! Möge es dazu beitragen, die Lehrerin zu freudiger Hingabe an den Turnunterricht anzuſpornen und ihr durch anregende, durchdachte Methode glückliche Erfolge bei den Schülerinnen zu ſichern!

Der hier ausgeſprochene Wunſch der Verfaſſerin iſt in reichem Maße in Erfüllung gegangen; nach elf Jahren erſcheint das Buch bereits zum vierten Male, nachdem es in drei ſtarken Auflagen zur Verbreitung gelangt war: gewiß ein Beweis für die Vortrefflichkeit und Zweckmäßigkeit der empfohlenen Methode.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Die erziebliche Bedeutung des Turnunterrichts. — **Zweites Kapitel.** Der Betrieb des Mädchenturnens. — **Drittes Kapitel.** Der Turnlehrſtoff. — Viertes Kapitel. Der Turnlehrplan. — I. Lehrplan für eine neun- bezw. zehnklaſſige Schule. — II. Lehrplan für ein ſechsklaſſiges Turnen. — III. Lehrplan für ein vierklaſſiges Turnen. — **Fünftes Kapitel.** Das Turnen der Unterſtufe. — Sechſtes Kapitel. Das Turnen der Mittelſtufe. — **Siebentes Kapitel.** Das Turnen der Oberſtufe. — Achtes Kapitel. Wochenſtoffpläne für neun- bezw. zehnklaſſigen Turnunterricht. — Merkworte für die Turnlehrerin.

Digitized by Google

Leitfaden

zur

Ausbildung von Turnlehrerinnen.

Von

Clara Obſt,

ord. Lehrerin an der Viktoriaſchule zu Berlin.

Erſter Teil:

Frei- und Ordnungsübungen.
Beſchreibung der Geräte und Gerätübungen.

gr. 8. (VII u. 90 S.) 1897. Geb. 1,40 M.

Zweiter Teil:

Beſchreibung des menſchlichen Körpers. Turnplatz-Chirurgie.

Mit 5 Abbild. gr. 8. (70 S.) 1899. Geb. 1,20 M.

Der erſte Teil enthält in möglichſt ausführlicher und doch kurzer Faſſung alles, was die Turnlehrerinnen zur ſtaatlichen Prüfung und für ihren ſpäteren Beruf von dem Syſteme der Leibesübungen und der Gerätkunde wiſſen müſſen.

Der zweite Teil enthält eine Beſchreibung des menſchlichen Körpers, die wichtigſten Funktionen desſelben, einen Überblick über die Verletzungen, welche auf dem Turnſaale vorkommen und ein Verzeichnis derjenigen Gegenſtände, die zur erſten Hilfe in Turnanſtalten vorhanden ſein ſollten.

---

20 Reigen für das Mädchenturnen.

Von

Clara Obſt,

ord. Lehrerin an der Viktoriaſchule zu Berlin.

Dritte Auflage. Mit 36 Figuren.

Nebſt einem Vorwort vom ſtädtiſchen Oberturnwart
Prof. Dr. Ed. Angerſtein in Berlin.

8. (IV u. 52 S.) 1906. Kart. 1,20 M.

Inhalt: 1. Schwenkreigen. „Freiheit, die ich meine". — 2. Schwenkreigen. „Alles neu macht der Mai." — 3. Schwenkreigen. „Das Wandern iſt des Müllers Luſt." — 4. Schwenkreigen. „Ich hab' mich ergeben." — 5. Reihungsreigen. „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen. — 6. Reihungsreigen. „Froh wie die Libell' am Teich." — 7. Reihungsreigen. „Es ziehn nach fernen Landen." — 8. Reihungsreigen. „Im ſchönſten Wieſengrunde." — 9. Windungsreigen. „Nun ade, du mein lieb' Heimatland." — 10. Windungsreigen. „Deutſchland, Deutſchland über alles." — 11. Windungsreigen. „Laß mich nur fliegen hin." — 12. Wiegegangreigen. „Ich geh' durch einen grasgrünen Wald." — 13. Wiegegangreigen. „Wie lieblich ſchallt durch Buſch und Wald." — 14. Wiegegangreigen. „Schön ſind Italiens ſonnige Felder." — 15. Wiegegangreigen. „Komm, lieber Mai und mache." — 16. Wiegegangreigen. „Der Mai iſt gekommen." — 17. Kanonreigen. „O wie wohl iſt mir am Abend." — 18. Kanonreigen. „Steht auf, ihr Schläferinnen." — 19. Ballreigen. „Alle Vögel ſind ſchon da." — 20. Stabreigen. „Im Walde möcht' ich leben."

Digitized by Google

Turnaufführungen
für
Feſte in Mädchenſchulen
von
Frieda Cumme,
Turnlehrerin an der Höheren Töchterſchule (Friederikenſchule) in Bernburg

Mit Abbildungen.

8. (76 S.) 1900. Kart. 2 M.

Inhalt:

Unterſtufe. 1. „Reigen für die Kleinſten", eine Einlage im Zigeunerinnen-Tanz. — 2. „Schmetterlings-Tanz", eine Einlage zum Blumenwalzer. — 3. „Es geht durch alle Lande", Liederreigen. — 4. „Es kamen grüne Vögelein", Liederreigen. — 5. „Wer hat die ſchönſten Schäfchen", Liederreigen.

Mittelſtufe. 6. „Laßt uns wandern, laßt uns ſingen", Liederreigen (Feſt im Takt!). — 7. „Feldeinwärts flog ein Vögelein", Liederreigen. — 8. „Deutſchland, Deutſchland über alles", Liederreigen (Reigen mit Stäben). — 9. „Übungen auf Schwebeſtangen" (Feſt im Takt!). — 10. „Aufmarſch." — 11. „Schneeflocken-Tanz", Polka-Melodie.

Oberſtufe. 12. „Elfen-Reigen", Polka-Melodie. — 13. „Polka-Reigen". — 14. „Blumen-Walzer" (Feſt im Takt!). — 15 „Nixen-Tanz" (Feſt im Takt!). — 16. „Spinnerinnen-Reigen", Langſame Melodie im $^4/_4$-Takt. — 17. „Tiroler Tanz" (Feſt im Takt!). — 18. „Zigeunerinnen-Tanz", Polka-Melodie.

Die körperliche Erziehung
des weiblichen Geſchlechts
mit beſonderer Berückſichtigung des Frauenturnens.

Ein Weck- und Mahnruf
an alle Turnfreunde, ſowie an
Deutſchlands Frauen und Jungfrauen.

Nebſt einem ausführlichen Bericht über die bisherige Entwickelung des Frauenturnens in Berlin und einigen anderen deutſchen Städten.

Von **Otto Pulwer,**
Vorſitzender der Turnvereinigung Berliner Lehrer.

gr. 8. (VIII u. 50 S.) 1896. Geh. 80 Pf.

Digitized by Google

Reigen

für das

Knaben- und Mädchenturnen.

Von

Ph. Strauch,

Turnlehrerin in Berlin.

Mit 184 Figuren.

gr. 8. (93 S.) 1898. Kart. 2,40 M.

Inhalt:

Liederreigen für Mädchen: „Der Schwalben Wanderlied.“ — „Mailied.“ — „Im Freien.“ — „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen.“ — „Wanderlied.“ — „Waldvögelein.“ — „Über die Wogen hin.“ — „Mailied.“ — Liederreigen für Mädchen und Knaben: „Auf dem Marſche.“ — „Die Mühle.“ — „Blaue Luft, Blumenduft.“ — Muſikreigen für größere Knaben und Mädchen. Liederreigen für Knaben: „Die Loſung.“ — Zweifacher Tanzreigen für Mädchen: „Laßt uns nun ſchweben hin.“ — Liederreigen mit Kaſtagnetten für Mädchen: „Die zwitſchernde Grasmücke.“ — „Elfenreigen“. Walzer für größere Mädchen oder für Erwachſene. — Ballreigen für größere Mädchen oder für Erwachſene. — Aufzug zum Reigen für Mädchen und Knaben.

„Die Reigen, welche das Büchlein enthält, ſind, wie die Verfaſſerin im Vorwort verſichert, die Frucht jahrelanger Arbeit. Unermüdlich hat ſie an ihnen gefeilt ſie immer wieder durchgeübt und auch in öffentlichen Vorführungen dem Urteile eines ſachverſtändigen Publikums unterbreitet. Die Reigenſammlung darf ſich den beſten Leiſtungen dieſer Art würdig zur Seite ſtellen. Sie wird mancher Turnlehrerin, aber auch manchem Turnlehrer eine willkommene Gabe ſein. Die Reigen, welche gewiſſermaßen als Prüfſteine eines gut geleiſteten Turnunterrichts erſcheinen, ſchließen ſich an bekannte Lieder an, welche mit abgedruckt ſind. Die Beſchreibung iſt klar, das Schreiten durch zahlreiche Figuren veranſchaulicht, die das Verſtändnis weſentlich fördern. Dem Inhalt entſpricht die vortreffliche äußere Ausſtattung des Buches. Dieſes ſei hiermit den turneriſchen Kreiſen beſtens empfohlen; möge es, wie auch die Verfaſſerin hofft, beſonders in Mädchenſchulen bald Freunde gewinnen.

Deutſche Turnzeitung.

Übungsgruppen

für das

Mädchen- und Frauenturnen

zum Gebrauch in Schulen und Turnvereinen.

Als Handbuch insbeſondere für Vorturnerinnen

herausgegeben von

E. Kregenow, und **A. Ellfeldt,**

ſtädt. Turnwart in Berlin. Turnwart in Berlin.

8. (IV u. 76 S.) 1897. Geb. 1 M.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Monatsſchrift für das Turnweſen

mit beſonderer Berückſichtigung

des Schulturnens und der Geſundheitspflege.

Herausgeber

Prof. Gebh. Eckler, Unterrichts-Dirigent der Königl. Turnlehrer-Bildungsanſtalt a. D.

und

Heinrich Schröer, ſtädt. Turnwart in Berlin.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 6 M. (halbjährlich 3 M.)

Die im Jahre 1882 von Schulrat Profeſſor Dr. C. Euler und Profeſſor Gebh. Eckler begründete, jetzt alſo ſeit 25 Jahren erſcheinende „Monatsſchrift für das Turnweſen“ verdankt ihre Entſtehung in erſter Linie der Anregung früherer Zöglinge der Königl. Turnlehrer-Bildungsanſtalt zu Berlin, denen ſie ein Mittel ſein ſollte, mit der Anſtalt und deren Leitern in dauerndem Zuſammenhange zu bleiben. Es lag jedoch in der Natur d[…] Sache, daß das neue Blatt alsbald über dieſen Rahmen hinauswuchs, da es von Anfang an die hervorragendſten Vertreter und Förderer der Turnſache, insbeſondere des Schulturnens, zu ſeinen Mitarbeitern zählte, und ſo erreichte die „Monatsſchrift für das Turnweſen“ ihre führende Stellung und gilt als ein Band, das die ganze deutſche Turnlehrerſchaft umſchlingt.

Aus dem Inhalt des 25. Jahrganges.

H. Schröer, Perſönlichkeit oder Methode? — Turnbefreiungen. — Dr med. Richard Zander, Wie ſollen ſchwächliche Knaben und Mädchen im Turnunterricht behandelt werden? — Max Wegener, Zur Turnlehre vom Sprunge. — Dr. Kurth, Zur Geſchichte des Eislaufs und des Radfahrens in Deutſchland. — W. Frobberg, Die Dresdner Turnlehrerbildungsanſtalt im Jahre 1905. — G. Kalb-Berlin, Der Deutſche Turnlehrer-Verein und die Volksſchule. — Zur Geſchichte des Eislaufs und des Radfahrens in Deutſchland. Von Oberlehrer Dr. Kurth-Liſſa i. P. — Keulenübungen. Zuſammengeſtellt von Berthold Hofmaun, Turnlehrer an der Oberrealſchule in Barmen. — Engliſches Schulturnen. Von Alfred Jaeger, — Turnbefreiungen und Turnverhältniſſe in Elberfeld. Von Oberlehrer Dr. Burgaß. — Welche Anregungen hat uns der 3. Kunſterziehungstag gegeben? Von Otto Pulwer. — Ein Vergleich der ſchwediſchen Gymnaſtik mit dem deutſchen Schulturnen. Von Reimer. — Eduard Angerſteins Stellung in der Geſchichte der Spielbewegung. Von Dr. Kurth. — Ein Beſuch im Staatskurſus. Von Goldmann. — Entwurf zu einem neuen Lehrplan für den Turnunterricht an den ſtädtiſchen höheren Knabenſchulen Hannovers. — Rumpfübungen. Von Dr. Neuendorff. — Über orthopädiſches Turnen in der Schule. Von Dr. R. Zande[…]. — Olympiſche Spiele in Athen. Von H. Schröer. — Die Turnkleidung der Mädchen. — Der Betrieb der volkstümlichen Übungen im Vereins- und Schulturnen. Von Dr. G. Gaſch. — Dr. K. Waßmannsdorff. Von Dr. Neuendorff. — Körperliche Arbeit. Von Dr. Heinr. Pudor. — Verordnungen und Bekanntmachungen. — Beſprechungen. — Vermiſchtes. — Rundſchau. — Zeitſchriften. — Bücheranzeigen.

Druck von G. Bernstein in Berlin SW.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Empfehlenswerte Feſtgeſchenke.

Geſchichte der deutſchen Litteratur von **Wilhelm Scherer.**
Zehnte Auflage. Mit dem Bilde Scherers in Kupfer geſtochen. Gebunden in Leinwand 10 M., in Liebhaberband 12 M.

„Vor all den zahlreichen populären Litteraturgeſchichten, die ſeit der Bilmarſchen erſchienen ſind, hat und behält die Schererſche voraus, daß ſie auf eignem Quellenſtudium nach wiſſenſchaftlicher Methode und auf kritiſcher Verwertung der einſchlägigen Unterſuchungen beruht." **Weſtermanns Monatshefte.**

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verſtändnis von **Ludwig Bellermann.** Dritte Auflage.
I. Band geb. in Leinwand 6 M. — II. Band geb. in Leinwand 6 M. — III. Band geb. in Leinwand 6 M.

Jeder, der von der Größe und Gewalt der Schillerſchen Dramen durchdrungen iſt, wird dieſe geiſtreichen, ſchlicht und verſtändlich gehaltenen Erläuterungen nicht ohne großen Genuß zu Ende leſen.

Leſſing. **Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Schriften** von **Erich Schmidt.** Zweite veränderte Auflage. gr. 8.
Zwei Bände. Geh. 18 M., eleg. geb. 20 M.

„Wir ſtehen nicht an, dieſes Buch für eine der glänzendſten biographiſch-kritiſchen Leiſtungen, die einem deutſchen Dichter bis jetzt zu gute gekommen ſind, zu erklären. Dem Verfaſſer ſteht ein eminentes Talent für ſchlagende Charakteriſtik zu Gebote." **Deutſche Literaturzeitung.**

Leſſings Dramen im Lichte ihrer und unſerer Zeit. Von **Guſtav Kettner.** In eleg. Leinenbd. 9 M.

Herders ausgewählte Werke. Herausgegeben von **Bernhard Suphan.**
5 Bände. In 4 eleg. Leinenbänden 12 M.

Die ſich ſowohl durch ſplendide Ausſtattung als einen außerordentlich billigen Preis empfehlende Ausgabe enthält die poetiſchen Werke (Cid, Volkslieder uſw.) und die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit".

Aus deutſcher Sage und Geſchichte. Der deutſchen Jugend erzählt von Dr. **Georg Hähnel.** Mit einer Karte. In Leinwand gebunden 4 M.

Ratſchläge auf den Lebensweg. Deutſchen Jünglingen erteilt von **Ludwig Weniger.** In eleg. Leinwandband 6 M.

Reden und Aufsätze von **Theodor Mommsen.** 2. Aufl. Mit zwei Bildnissen. In elegantem Leinenband 8 M.

Griechische Tragödien. Übersetzt von **Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.** Erster Band: Sophokles, Oedipus. — Euripides, Hippolytos. — Euripides, Der Mütter Bittgang. — Euripides, Herakles. Vierte Auflage. In elegantem Leinenband 6 M. — Zweiter Band: Orestie. Fünfte Auflage. In elegantem Leinenband 5 M. — Dritter Band: Euripides, Der Kyklop. — Euripides, Alkestis. — Euripides, Medea. — Euripides, Troerinnen. Zweite Auflage. In eleg. Leinenband 6 M.

Diese als meisterhaft anerkannten Übersetzungen griechischer Tragödien wenden sich an das grofse gebildete Publikum. Sie geben dem Leser einen vollen Begriff von der Gröfse der alten Dramatiker. Jeder wird inne werden, wie wenig diese Schöpfungen von ihrer Wirkung bis heute verloren haben.

Leben der Griechen und Römer von **Guhl** und **Koner.** Sechste vollständig neu bearb. Auflage von **Rich. Engelmann.** Mit 1061 Abbildgn. Gebunden in Halblederbd. 20 M.

Geschichte der römischen Litteratur. Von **Fr. Aly.** Geb. 9 M.

Das gemeinverständlich geschriebene Werk schildert in kurzen Umrissen, unter Beifügung von ausgewählten Proben, die Entwickelung der römischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Zeit des Verfalles. Für alle Freunde des klassischen Altertums eine genufsreiche Lektüre.

Digitized by Google

Verlag von Chr. Friedrich Vieweg G. m. b H. Berlin - Gross Lichterfelde

DEUTSCHE FESTSPIELE

von Prof. **Dr. H. Drees.** **Preis M. 1,50.**

Musikalisch ausgestattet

von F. Kriegeskotten, C. Kühnhold und K. Zuschneid.

1. Deutschlands Sachsenkaiser.
2. Die Hohenstaufen.
3. Der deutsche Einheitstraum und seine Erfüllung.
4. Deutschland zur See.
5. Junge Helden.
6. Des deutschen Jünglings Werdegang.

JUGEND-GESANG

Sammlung mehrstimmiger Lieder auf losen Blättern für den Schulgebrauch herausgegeben von **Max Battke.** Preis jedes Blattes 5 Pf. Sammelbändchen von je 20 Nummern 1 M., Verzeichnisse gratis.

Die Sammlung enthält sowohl Lieder allgemeinen Inhalts als auch besonders solche für alle Gelegenheiten und Feste des Schullebens; es sind bereits über 100 Nummern erschienen. Der billige Preis ermöglicht die Anschaffung jeder Schule.

Karl Küffner, Prof. Dr., DIE MUSIK

in ihrer Bedeutung und Stellung an den Mittelschulen

(Gymnasien, Realschulen u s w.) Preis 2 Mark.

Allgemeiner Teil: 1. Die Musik im Urteile der Zeiten und Völker. 2. Über die Möglichkeit allgemein bildender Wirkung der Musik. 3. Äufsere und innere Lage des Musikunterrichts an den Mittelschulen. 4. Prinzipielle Forderungen bezüglich Gestaltung des Musikunterrichts. Spezieller Teil: 5. Genauere Formulierung von Ziel und Weg für den Gesangunterricht. 6. Aufstellung eines Lehrprogramms für einen abgeschlossenen Singkurs. 7. Erläuterungen zu den Lehrprogrammen. 8. Das Volkslied. 9. Der Chorgesang.

Ansichtssendungen stehen zu Diensten.
Bei Bestellungen beziehe man sich auf diese Anzeige.

Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erſchien:

Hauptbegriffe der Logik

in

Beiſpielen

nebſt Erläuterungen

für den Gebrauch an höheren Lehranſtalten.

Von

Gottlieb Leuchtenberger,

Geh. Reg.-Rat, Direktor des Königl. Wilhelms-Gymnaſium zu Berlin.

8. (VII u. 58 S.) Geh. 0,80 Mk.

Digitized by Google

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN

Neuigkeiten 1906

P. Dettweiler: **Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts.** *(Sonderabdruck aus dem Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre)* 2. umgearbeitete Auflage. Geb. 6.—

Paul Geyer: **Aufsatzlehre.** *(Handbuch des deutschen Unterrichts I, 2.)* Geh. 6.— Geb. 7.—

K. Girgensohn: **Zwölf Reden über die christliche Religion.** *Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen.* 2. unveränderter Abdruck. (3. und 4. Tausend.) Geb. 4.—

O. Gruppe: **Griechische Mythologie und Religionsgeschichte.** *(Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft V, 2.)* Jetzt vollständig! 2 Bände. Geh. 36.— In Halbfranz 40.—

Oskar Jäger: **Erlebtes und Erstrebtes.** *Reden und Aufsätze aus 60jähriger Lehrtätigkeit.* Geb. 6.50

A. Kirchhoff u. S. Günther: **Didaktik und Methodik des Geographie-Unterrichts.** *(Sonderabdruck aus dem Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre.)* 2. Auflage. Geh. 3.— Geb. 4.—

Wilhelm Lermann: **Geschichte der altgriechischen Plastik.** *Eine Einführung in die Kunst des archaischen und gebundenen Stils.* Mit 80 Abbildungen im Text und 20 farbigen Tafeln, enthaltend Nachbildungen der Gewandmuster von den Mädchenstatuen der Akropolis. In Lwdbd. 25.— In feinem Halbfrzbd. 30.—

Adolf Matthias: **Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?** *Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.* 6. Auflage. (14.—16. Tausend.) Geb. 4.—

Richard M. Meyer: **Deutsche Stilistik.** *(Handbuch des deutschen Unterrichts III. Band I. Teil.)* Geh. 5.— Geb. 6.—

Ludwig Traube: **Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters.** Erster Band. Geh. 15.—

F. Saran: **Deutsche Verslehre.** *(Handbuch des deutschen Unterrichts III. Band 3. Teil.)* Geh. 7.— Geb. 8.—

A. Ungnad: **Babylonisch-assyrische Grammatik** mit Übungsbuch *(in Transkription).* Geb. 3.50

Johannes Volkelt: **Die Quellen der menschlichen Gewißheit.** Geb. 3.50

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Berliner Bibliothekenführer.

Herausgegeben
von
P. Schwenke und A. Hortzschansky.

8. (V u. 163 S.) geb. 1,20 Mk.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Vor kurzem erschien:

Denken, Sprechen und Lehren.

II.

Das Kind und das Sprachideal.

Von

Dr. Walter Nausester,
Oberlehrer und Professor.

Gr. 8°. (VII u. 246 S.) Geh. 5 Mk.

Früher erschien:

I. Die Grammatik. Gr. 8°. (193 S.) 1901. Geh. 4 Mk.

Von der Frage, welche Rolle im Sprichwort und in der Dichtung die Flexionsformen spielen, wird ausgegangen. Formenarmut wird als äuſseres Kennzeichen des besten Ausdrucks, des Sprachideals, erwiesen. Nur die minderwertige Sprache schlecht geschriebner Bücher und Zeitungen sucht Formen geltend zu machen. Weil auch die Kindersprache formenarm ist, weil Dichter und Sprichwort in ihrem Wesen dem Kinde nahe verwandt sind, wird das Zurücktreten der Formen im edelsten Sprachausdruck damit begründet, daſs veredelte Kindersprache das wahre Ideal alles Ausdrucks darstellt. Wenn das Kind in andrer Hinsicht als des Mannes Vater bezeichnet wird, so wird es hier als des Mannes Lehrer aufgefaſst.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Ciceros Rede
de imperio Cn. Pompei,

nach pädagogischen Gesichtspunkten erklärt

von

Prof. Dr. F. Thümen,
Direktor am Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Posen.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

8°. (XII u. 149 S.) 1898. In Leinwand geb. 2 M.

„Das Buch sei dem Studium jüngerer Lehrer empfohlen".
(*Neue philol. Rundschau 1892 No. 14.*)

„Durch Erklärungen dieser Art kann die Behandlung der Lektüre vielfache Anregung u. Förderung erfahren". (*Gymnasium 1892 No. 1.*)

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

1) Tacitus mit Ausschluß der Germania (Schluß), von Professor Dr. G. Andresen in Berlin.

Müller, H. J., Übungsstücke im Anschluß an Tacitus' Annalen Buch 1—3 (23. Ergänzungsheft zu Chr. Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern) 314
Strobl, A., Zur Schullektüre der Annalen des Tacitus (Schluß) . . 314
Zerstreute Beiträge zur Kritik und Erklärung (von A. Balsamo, G. L. Hendrickson, O. Stadler, H. de la Ville de Mirmont, J. van Wageningen) 313

2) Herodot, von Professor Dr. H. Kallenberg in Berlin.

Herodoti Historiarum libri IX ed. H. R. Dietsch, editio altera, quam curavit H. Kallenberg 316
Herodot Buch I—IV. Textausgabe für den Schulgebrauch von A. Fritsche 318
Boas, M., De epigrammatis Simonideis. Pars I: Commentatio critica de epigrammatum traditione 329
Clerc, M., Les premières explorations Phocéennes dans la méditerranée occidentale 326
Earle, M. E., Über das Prooemium bei Herodot 320
Hude, C, Ad Herodotum 321
Jullian, C., Notes Gallo-Romaines XXVIII: Les Celtes chez Hérodote 327
Kropp, Ph., Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Überlieferung bei Herodot. Mit einem Exkurs: Zur ethnographischen Stellung der Etrusker 322
Lehmann-Haupt, C. F., Chronologisches zur griechischen Quellenkunde, Teil I: Hellanikos, Herodot, Thukydides 324
Lévy, J., L'origine du nom de la Phénice 328
Orluf, F., Ad Herodotum 321
Westberg, F., Zur Topographie des Herodot II 325
Wilcken, U., Ein Sosylus-Fragment in der Würzburger Papyrussammlung 323
v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Panionion 328
v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Über die ionische Wanderung 329
Literaturnachweise 320

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis der Jahresberichte.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

In neuer Auflage erschien:

Geschichtstafeln

für

höhere Schulen

von

Dr. Conrad Rethwisch, Prof., Direktor des Kgl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg, und **Dr. Emil Schmiele**, Professor am Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.

Fünfte Auflage.

gr. 8°. (128 S. m. 1 Tabelle.) In Leinw. geb. 1,80 M.

Digitized by Google

Soeben iſt erſchienen:

Anleitung zum Mathematiſchen Unterricht

an höheren Schulen.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Reidt.

Zweite Auflage.

Revidiert und mit Anmerkungen verſehen

von Dr. Heinrich Schotten

Direktor der ſtädtiſchen Oberrealſchule zu Halle a. S.

XIV, 269 Seiten 8°.

Geheftet 4 Mk.

Berlin. G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.

Rechenbuch für höhere Lehranstalten.

Blümel-Pflügers Aufgaben zum Zifferrechnen in 7 Heften.

Neu bearbeitet von

K. Türk, Gymnasial-Oberlehrer, und **J. Walter.** Gymnasial-Vorschullehrer.

Preise: Heft 1 30 Pfg., Heft 2 bis 6 je 40 Pfg., Heft 7 30 Pfg.
Preise der Auflösungen: Heft 2 bis 7 je 50 Pfg.

Die Vorzüge, welche Blümel-Pflügers Aufgaben zum Zifferrechnen vor ähnlichen Werken auszeichnen, bestehen in der Reichhaltigkeit der Aufgaben, in den Wiederholungen am Ende jedes Abschnittes, in der Beifügung kurzer, das Verfahren erläuternden Erklärungen und Regeln sowie in der Angabe von gelösten Beispielen, wodurch dem Schüler eine Wiederholung ohne Hilfe des Lehrers ermöglicht wird.

Die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Hefte geschah in genauem Anſchluſs an die neuen Lehrpläne so, daſs die Hefte 1, 2, 3 für die Vorschulen, die Hefte 4, 5, 6 (und gegebenenfalls 7) für die unteren Klassen der höheren Lehranstalten berechnet sind. Es können also die beiden Heftgruppen unabhängig von einander gebraucht werden.

Prüfungsexemplare zwecks Einführung übersendet auf Wunsch post- und kostenfrei

die Verlagsbuchhandlung E. Morgenstern
in Breslau, Königsplatz 1.

Mit Beilagen von der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig, E. Haberland in Leipzig, Erwin Nägele in Leipzig und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: H. J. Müller in Berlin.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND IN LIBRARY.
MAR 27 1907
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06795 9604
Digitized by Google

Digitized by Google